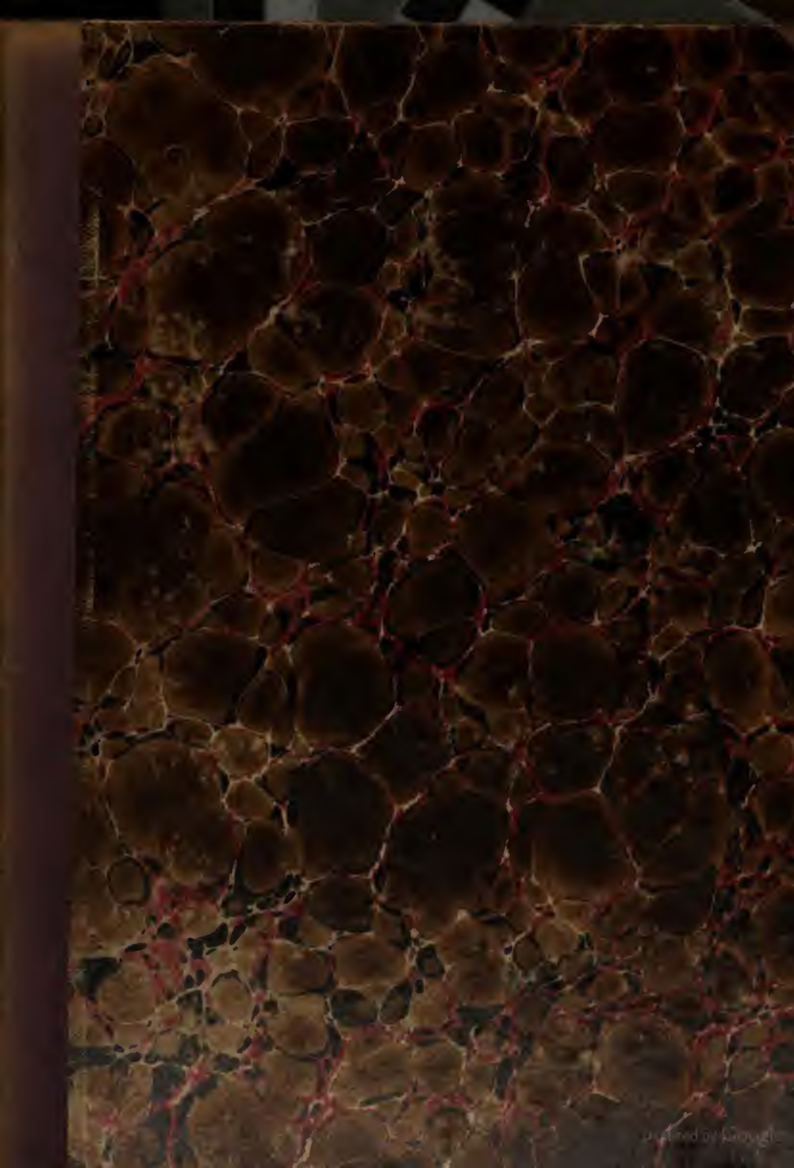


Neues

Frankfurter Museum.

Beilage der „Zeit".

Erster Jahrgang.

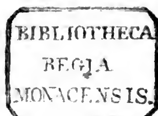
1861.

April — Juni.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Frankfurt am Main.

Expedition der „Zeit".



C. Naumann's Druckerei in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß

des

Ersten Jahrganges des Neuen Frankfurter Museums.

April — Juni 1861.

Bemerkung: Die Probe-Nummern sind mit römischen Ziffern I. bis XI. bezeichnet.

Gedichte.

Novellen und Erzählungen.

Biographie, Charakteristik, Geschichtsbilder.

Literaturkunde.

Kritik.

Theater und Musik.

Bildende Künste.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Notizen

durch fast alle Nummern gehend.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N° 1. Mittwoch, 3. April 1861.

Napoleon und Wieland.

Daß Wieland im Jahr 1808 von Napoleon mit einer Auszeichnung behandelt wurde, die in Deutschland Aufsehen machte, ist ziemlich bekannt. Aber schon in der Zeit, da der Kaiser noch einfach „General Buonaparte" hieß, wurde sein Name mit dem unseres Dichters in einer Weise zusammen genannt, die selbst ausländische Zeitungen mehrfach beschäftigte *).

Wieland war beim Anbeginn der französischen Revolution einer der wenigen National-Schriftsteller, denen man die Fähigkeit, politische Belehrung zu ertheilen, zutraute. In seinem „goldenen Spiegel oder Geschichte der Könige von Scheschian" hatte er, im Sinne des 18. Jahrhunderts, als Heilmittel für die Schäden der Zeit die Waltung eines erleuchteten, auf Menschenglück bedachten Despoten empfohlen; als einen solchen schildert er der jungen Fürsten Tifan, einen prinzlichen Emil in morgenländischem Kaftan, den er durch Volksabstimmung auf den Thron gelangen läßt. Doch ehe dieses neue Verfahren durch Napoleon eingeführt werden sollte, suchte Wieland sich mit den Grundsätzen der Revolution zu verständigen; er untersuchte, inwiefern die gemischte Form der neueren Verfassungen durchzuführen sein möchte. In einem damals berühmten Werke, „Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken", heißt es: „Der Verfasser der Geschichte der Könige von Scheschian ist es vorzüglich, der uns Deutschen das genauere Beobachten des Ganges der Politik und der Politiker gleichsam angezaubert hat. Er hat das Verdienst, unsere Fürsten auf ihre Pflichten und deren Untergebene auf ihre Rechte aufmerksam gemacht zu haben."

Wieland wußte, daß er als Vertreter aufgeklärter Ansichten einige Geltung hatte. Er erlaubte sich sogar, der Nationalversammlung gegenüber die Miene eines erfahrenen Rathgebers anzunehmen und im deutschen Merkur eine kosmopolitische Adresse an sie zu erlassen. Trotz mancher Enttäuschungen erklärt er noch im Mai 1790, mit einem Hinblick auf gangbare Verdächtigungen: „Wenn diese Art zu denken wider alles Verhoffen im heiligen römischen Reich Ketzerei, und demnächst etwa durch die Majorität unserer orthodoxen Rechtsgelehrten die Strafe, in Oel gesotten, oder, wie St. Lorenz, auf einem Rost gebraten zu werden, darauf gesetzt werden sollte: so würde ich mich

*) In den letzten Jahren sind fast gleichzeitig zwei vortreffliche Arbeiten über Wieland erschienen: 1) J. W. Loebell, Professor in Bonn: Die Entwickelung der deutschen Poesie, Braunschweig 1858, 2. Band; der ganze Band beschäftigt sich mit Wieland. 2) Wielands Leben und Wirken, geschildert von J. L. Hoffmann, Gymnasialprofessor in Nürnberg, im Album des literarischen Vereins in Nürnberg auf 1860. Wielands Thätigkeit als politischer Schriftsteller ist am eingehendsten, wenn auch nicht eben günstig, von Bruno Bauer behandelt worden in dessen Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Für den oben behandelten Stoff vergl. Loebell S. 319 ff. und Hoffmann S. 55 und 95.

selbst im Angesicht des siedenden Oelkessels und des glühenden Rostes, nicht enthalten können, die Revolution zu segnen."

Die Schreckenszeit mußte den sanften Mann allmälig umstimmen. Er hatte sich bereits gegen den feurigen Schubart, einen politischen Volksschriftsteller, dessen gleichen wir wenige haben und den eine zehnjährige Haft nicht zu beugen vermochte, wegen seines Wankelmuthes vertheidigen müssen. Während der Kriegsjahre äußerte er seine Ansicht nur selten. Im Weltbürgerthum ging er nicht so weit wie Bürger, der in einem Lied an die Gallier geradezu sagt:

Wie war mein freies Herz entbrannt,
Selbst gegen Hermanns Vaterland
Tyrtäus Euch zu sein!

Wieland weist sogar Posselts „Annalen" zurecht, weil in ihnen die Siege der großen Nation pomphaft angepriesen wurden. Aber nach dem Frieden von Campo Formio wurde seine Theilnahme an Frankreichs Schicksal wieder lebendiger. Ueberhaupt regten sich die revolutionären Gesinnungen in Deutschland, wenigstens in weiteren Kreisen, erst in der Zeit wo die Hochfluth der Ereignisse vorüber und einige Fassung eingetreten war; erst seit dem Jahr 96 erschienen Schriften wie Fichte's „Rückforderung der Denkfreiheit" und begannen Zeitschriften wie Reichardt's „Frankreich" einige Wirkung zu äußern.

Bei der Verwirrung der französischen Angelegenheiten während des ägyptischen Feldzugs legte Mancher sich die Frage vor, ob in dem gährenden Land ein Monk oder ein Cromwell auftreten werde. Wieland griff diese Zweifel mit gesundem Urtheil auf; er glaubte den Tifan seiner jüngeren Jahre für das westliche Scheschian entdeckt zu haben. Sein „Merkur" brachte nun politische „Gespräche unter vier Augen"; in dem zweiten derselben, das im März 1798 erschien, behandelte er den neufränkischen Staatseid „Haß dem Königthum", der von jedem Bürger gefordert werden sollte. Willibald und Heribert sind die Redenden; der Erstere erklärt, wenn man keinen König mehr wolle, so müsse ein Dictator gewählt werden. Er fährt sodann fort:

„Er muß ein liebenswürdiger junger Mann sein, von großem, hohem Geiste, von den größten Talenten in Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein Anderer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen gibt, und dessen Genius alle Anderen in Respect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein Anderer als ein solcher könnte Euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution Euch geworfen hat, nichts helfen. — Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. — Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden."

Heribert. „Buonaparte also!"

Wilibald. „Wer anders?"

Dieser Rathschlag (sagt Loebell) der sich als ein Blick in die Zukunft erwies, ist gewiß sehr merkwürdig. Nur über die Eigenschaften des Herzens und der Gesinnung, nicht über die des Geistes des mit so großem Eifer Empfohlenen, hat sich Wieland getäuscht. Hätte er über jene so klar gesehen, wie über diese, so würde er auch gewußt haben, daß Buonaparte die Wahl nicht abwarten, sondern sich selbst an die Stelle setzen würde, für die er ihn der Nation empfahl.

Schwerlich ist Jemand über die Ausführung seines Gedankens so erstaunt gewesen wie der Rathgeber selbst. Und noch weniger hatte er ahnen können, daß ihm, was er für einen harmlosen Traum gab, als ein schweres Verbrechen angerechnet werden würde. Es erschien nämlich im Januar 1800 in einem englischen ministeriellen Blatte, dem St. James Chronicle, in äußerst heftiger Angriff auf ihn. „Wie außerordentlich es auch erscheinen möge, heißt es, daß, was ein deutscher Autor sich erkühnt hat, den Franzosen ein Jahr vorher zu rathen, nun buchstäblich von ihnen befolgt wird, so erklärt es sich doch leicht. Denn es ist unmöglich, hier die geheimen Springfedern und Mittel nicht zu entdecken, welche die fluchwürdige und in dem strafbarsten Vorhaben unermüdend beharrende Secte der Illuminaten anzuwenden nicht aufhört. Von ihr inspirirt, hat Wieland das Gespräch geschrieben, um Europa mit ihrem Plane vertraut zu machen."

Ob der Engländer, der sich so vernehmen ließ, an diese Schuld des deuschen Autors wirklich glaubte, oder ob er nur die Gelegenheit ergriff, einen Streich gegen die geheimen Verschwörungen, die man überall witterte, zu führen, ist ziemlich gleichgültig. Wenn aber, wie es doch höchst wahrscheinlich ist, ein Deutscher dahinter steckte, ist die Anklage noch weit boshafter und verleumderischer, als sie widersinnig uod lächerlich ist. Denn ein Deutscher mußte wissen, daß der Angeschuldigte seit geraumer Zeit nicht aufgehört hatte, sich gegen die Grundsätze zu erklären, welche Illuminaten, Jacobiner und ähnliche Umsturzvereine zu verbreiten trachteten, und gegen die Mittel, die sie dazu empfahlen.

Ja, er hatte deswegen Verfolgungen von den Freunden des französischen Republikanismus erfahren müssen. In einem Briefe vom 2. Mai 1798 an Schiller schreibt Goethe: „Wieland ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im „Mercur" drucken zu lassen." — Das klingt freilich räthselhaft genug; man kann aber annehmen, daß es Einschüchterungen starker Art gewesen sein müssen.

Und jetzt wurde ihm von der entgegengesetzten Seite her die schamlose Verleumdung ins Gesicht geschleudert. Eben nahm der neue Beherrscher Frankreichs den Kampf gegen Deutschland wieder auf, die Spannung war groß, Verblendung und Leidenschaft konnten leicht auch der abgeschmacktesten Denunciation Gehör verschaffen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Wieland sich zu einer ausführlichen Vertheidigung entschloß, welche das Aprilstück des „Neuen deutschen Mercur" von 1800 eröffnet.

Nach der Schlacht bei Jena machte Weimar die nähere Bekanntschaft der Eroberer. Wielands Name scheint den napoleonischen Feldherrn von hohem Werth gewesen zu sein. In derselben Nacht, wo Goethe mit französischen Soldaten eine lästige Scene hatte und wo sein Haus vom Sohne seiner Lilli beschützt wurde, verliehen einquartirte Chasseurs der Wohnung Wielands ihren Schutz; am anderen Morgen sandte Murat unaufgefordert eine Sauvegarde und Marschall Ney erschien persönlich, um ihm zu sagen, daß er in des Kaisers Schutz stehe.

Im September 1808, während der Zusammenkunft von Erfurt, sah Napoleon zuerst im Theater den freundlichen Greis mit dem schwarzen Sammtkäppchen auf dem Silberhaar. In Weimar, auf dem vom Herzog Karl August veranstalteten Ball, unterredete sich der Kaiser — was sehr auffallen mußte, — anderthalb Stunden lang mit Wieland, welchem er alsbald auch den Orden der Ehrenlegion verlieh. Er äußerte sich sehr befriedigt über die mäßigen und würdigen Gesinnungen des Mannes, den man ihm als einen destructiven Geist, als den deutschen Voltaire bezeichnet hatte.

Wenn man Wielands durchgebildetet Urbanität und seine Geläufigkeit im Französischreden in Erwägung zieht, so ist der völlig ungesuchte Erfolg, den er bei Napoleon

hatte, leicht erklärlich. Dennoch meinten abermals englische Blätter den Grund der Sache tiefer suchen zu müssen, und allerdings hatten französische Berichte jene Auszeichnungen sehr entschieden betont; namentlich gab ihre Hinweisung auf die „Verdienste des greisen Philosophen um den Fortschritt der Geister" Veranlassung zu weit hergeholten Auslegungen.

Gegenwärtig wird Niemand bezweifeln, daß Napoleon im Jahr 1808 die ein Jahrzehend vorher ergangene Prophetie längst vergessen hatte, falls er je darum wußte. Wenn auch Wielands Ideal ein von der Volkswahl ausgehender Herrscher war — wie verschieden erscheint hier der Gedanke von der Ausführung! Wieland hatte offenbar einen Rückschritt gethan. Er hatte sich, wie die meisten Deutschen jener Zeit, an das Verständniß eines lebendigen Staatslebens noch nicht gewöhnen können; er zog sich in den Kreis der Jugendträume des achtzehnten Jahrhunderts zurück, wo man sich für den Telemach oder für den Cyrus des Xenophon begeisterte. Napoleons Geist hingegen griff mit naturkräftigem Adlerblick, mit der einseitigen, aber dämonischen Kraft des Ehrgeizes in eine noch unerfüllte Zukunft; er schuf das neue Cäsarenthum, das in seiner Person den sichtbaren, von jeder Aufsicht und Rechenschaft entbundenen Volkswillen darstellen sollte.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

Die Sommersonne des Jahres 1717 strahlte auf die neue nordische Zarenstadt herab und verbreitete eine für das dortige Klima ungewöhnlich drückende Hitze. Demnach ging es auf den Schiffen im Newahafen und in den neu angelegten Docks der Staatsmarine ganz auffallend geschäftigt zu, und die Arbeiter aus der niedrigsten Klasse des Volkes, so wie die sie beaufsichtigenden Offiziere und meistentheils ausländischen Baumeister entwickelten einen Eifer und eine Thätigkeit, die einen außerordentlichen Sporn errathen ließen; von welcher Seite letzterer aber eigentlich kam, ließ sich schwer entdecken, denn nirgends traf das Auge auf etwas Ungewöhnliches.

Unmittelbar vom linken Ufer der Newa, an dem die erwähnten Docks lagen, erstreckte sich der weite Platz mit dem hölzernen Admiralitätsgebäude, das damals noch ein ansehnlicher Wall umgab, gegenüber lag die Insel Wassenі-Ostrow mit der starken Festung, die der mächtige und unerschütterliche Wille von Rußlands größtem Herrscher an Stelle einer einsamen, armseligen Fischerhütte vor wenigen Jahren emporsteigen gelassen und für die sein Günstling Menczikoff dem Flusse und Sumpfe den Boden abgetrotzt hatte; über ihre Wälle empor ragten die spitzigen Thürme der Peter-Pauls-Cathedrale, und jenseits des Flusses, gegen Norden hin, dehnte sich weit hinaus die sogenannte Petersburger Seite mit ihren Gärten, Palais und von Fachwerk, meist ganz von Holz erbauten Häusern. Von den Schiffen im Hafen wehten die Flaggen fast aller europäischer Nationen, die durch die günstigsten Handelsbedingungen veranlaßt worden waren, mit dem bis vor Kurzem noch ganz abgeschlossenen, fast unbekannten Moskowitervolke in Verkehr zu treten. Es war eine bunte lebendig bewegte Scenerie, die sich rings umher ausbreitete, und Jeder, der sie vor sich hatte, mußte unwillkührlich schon die Größe und Bedeutung ahnen, zu der sich die Schöpfung Peters des Großen mit reißender Schnelligkeit aufschwang.

Nahe an den Docks, die sie ihrem Neubaue nach zu schließen, wohl vor Kurzem erst verlassen hatte, lag eine in der Auftakelung begriffene Brigg holländischen Musters, ein starkes, schönes Schiff, an dem die Blicke des Seemannes wohl mit Bewunderung hängen konnten. Das Deck war noch unklar von dem Masten- und Tauwerk,

das noch nicht seinen Platz hatte finden können, aber eine Menge von Menschen war fleißig mit dem Aufräumen und Auftackeln beschäftigt. Hier konnte man die vorher erwähnte Wahrnehmung noch deutlicher als anderswo machen; es schien, als strebe ein Jeder, vom Befehlshaber ab bis zum niedrigsten Handlanger, danach, sich durch Fleiß und Kraftanstrengung besonders auszuzeichnen, und bei dieser Geschäftigkeit herrschte doch ein gewisses ehrfurchtsvolles Schweigen, das nur durch die nöthigen Befehlsworte unterbrochen wurde; oft flogen auch die Blicke aller dieser Menschen, nicht mit rücksichtsloser Neugierde, sondern augenscheinlich versteckt und beinah scheu nach dem Top des Vordermastes, auf dem sich ein einzelner Arbeiter, tüchtig hämmernd, dazwischen laut singend und zuweilen andern Genossen zurufend, befand.

Dieser Mann, der solchergestalt die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, hatte in seinem Aeußern wenig mehr Auffallendes als seine ungeheure Körperlänge und enorme Kraft verheißende wohlgebaute Gestalt. Die letztere trug die Kleidung eines holländischen Seemannes, ein rothes Frieshemde, leinene Beinkleider und geölte Fischerstiefel; die braune weite und lange Jacke hatte der Mann der Hitze wegen ausgezogen und neben sich gelegt, sein Kopf war unbedeckt, und die langen dunkeln Haare wehten lustig in dem leichten Winde, der über die Fluthen der Newa hinstrich. Sein Gesicht war durchaus schön und edel geformt, sein Blick lebhaft, durchdringend und klug; es lag sogar Wohlwollen in ihm, aber dieses wurde durch einen Ausdruck von befehlshaberischer Würde geschwächt; davon mußte man, wenn man dieses Antlitz einigermaßen aufmerksam betrachtete, überzeugt werden, daß die Stärke und Größe des Geistes der des Körpers nicht nachstand, sie vielleicht noch bei Weitem übertraf.

Mit den arbeitsgewohnten, von Schwielen bedeckten Händen schwang der Seemann kräftig sein Handwerkszeug oder knüpfte die Taue, zuweilen strich er sich auch hochaufathmend den Schweiß von der Stirn, keiner von den die Arbeit leitenden Offizieren ließ ihm einen Befehl zukommen oder schien sich überhaupt um ihn zu kümmern, wohl aber rief er selbst von seinem hohen Standpunkte herab bald Diesem, bald Jenem ohne Unterschied des Standes einen gewöhnlichen Scherz zu oder ermunterte zu angestrengter Arbeit.

Jetzt kam ein wunderlicher kleiner Zug über den Admiralitätsplatz auf den Hafen zugeschritten. Die Hauptperson schien ein kleiner, wohlbeleibter Herr mit aristokratischem, glattrasirtem Gesichte, schlauen blinzelnden blauen Augen und einer wolkenartigen gepuderten Perrücke, deren Locken ihm weit über Schulter und Nacken niederfielen; seine Toilette war von dem feinen Spitzenkragen an bis auf die seidenen Strümpfe und lackirten Schuhe mit goldenen Schnallen sehr sorglich gewählt und gehalten und verrieth den Stutzer von einem der europäischen Höfe, die in dem nicht ungerechten Rufe standen, gebildeter und eleganter zu sein als der des russischen Zaren. Dieser Herr schien sich nur widerstrebend vorwärts zu bewegen, wozu allem Anschein nach seine nächsten Begleiter, zwei russische Große in reichem Nationalcostüm, und ein Dritter in der Uniform der kaiserlichen Generale, ein noch ziemlich junger Mann, ihn veranlaßten. Zwei nach ausländischer Manier reich galonnirte Diener folgten dieser Gesellschaft, sich nach allen Seiten scharf und scheu umblickend, als befürchteten sie irgend eine Gefahr.

Die Arbeiter aus dem Volke, die an dieser Gruppe vorüberpassirten, grüßten sie, ohne ihrerseits die geringste Beachtung zu finden, mit aller sklavischen Demuth des gemeinen Russen; auch die Höhergestellten bezeugten den russischen Herren von Range ihre Ehrfurcht, lächelten sich aber hinter ihrem Rücken bedeutungsvoll zu, als verständen sie vollkommen die Scene, die sie vor Augen hatten. Auch der Seemann, im Mastentop des Schiffes, auf das die Herren ihre Schritte richteten, hatte sie bereits bemerkt, lächelte für sich und setzte dann ruhig seine Arbeit fort. Seltsamerweise wies der russische General, während er den Arm des zögernden fremden Herrn nahm, ge-

rade auf den Top jenes Mastes und sprach sehr angelegentlich dabei; der Fremde schien erstaunt, ungläubig, aber er folgte seinem Führer.

Von dem Schiffe führte nur ein schmales, lose aufgelegtes Brett an das Ufer; die Herren überschritten es nach neuen Disputationen des Fremden und befanden sich nun auf dem theerduftigen Deck der Brigg.

„He, Alexej, mein Junge," ertönte es jetzt von dem Top herab, — „wen bringst du mir da? Ich will wetten, daß er sich die seidenen Strümpfe bei uns beschmutzen wird."

„Es ist der neue bevollmächtigte Gesandte des Königs von Preußen, großer Zar," rief der russische General halb lachend hinauf, obgleich er sich Mühe gab, seine Heiterkeit zu unterdrücken. „Wir haben Mühe gehabt, ihn hierher zu bringen, denn er bestand einmal auf einer förmlichen Audienz im Michailowskischen Palais."

„Mynheer," rief der große Zar, der sich noch oft und gern holländischer Ausdrücke zu bedienen beliebte, hinab, — „ist es wahr, daß Euch mein guter Vetter in Preußen und Brandenburg zu mir geschickt hat? — Nun, der Gesandte kommt zu mir und nicht zum Michailowskischen Palaste, und da bin ich. Kommt nur herauf zu mir und tragt mir Eure Botschaft vor!"

Der Herr von Printz, der preußische Gesandte, stand wie angedonnert da; er vermochte es so schnell nicht zu fassen, daß er den Zar von Rußland an solcher Stätte und in solcher Kleidung vor sich habe. Dieser, der seine Bestürzung wohl gewahrte, schien sich ungemein darüber zu belustigen und brach in laut schallendes Gelächter aus, das wie ein verabredetes Signal ein heiteres Echo bei den auf dem Schiffe Befindlichen fand.

„Ist das wirklich der Zar?" fragte der Gesandte, halb beleidigt, halb demüthig.

„Beim heiligen Andreas, Herr, er ist es selbst," erwiederte der General Alexander Menczikoff, der bekannte Günstling des großen Peters, der es im Laufe einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vom Pastetenbäckerjungen zum russischen und deutschen Reichsfürsten, Generalfeldmarschall, Contreadmiral und Herzog von Ingermannland gebracht hatte. „Meint Ihr denn, daß ich es wagen würde, mit dem Abgesandten eines so erlauchten Herrn wie der Eurige müßigen Scherz zu treiben? Steigt nur in den Wanten zu ihm hinauf, es wird Euch nichts Anderes übrig bleiben."

„Nun, Mynheer Gesandter," rief der Zar, noch immer sehr belustigt. „Ist's Euch gefällig, mir Euer Creditiv zu überreichen?"

Der kleine Mann wischte sich noch einmal in komischer Verzweiflung den Schweiß von der Stirn, that unwillkürlich einen Schritt gegen die schwankende Strickleiter, blieb aber plötzlich stehen und stammelte ängstlich:

„Großmächtigster Zar, ich bin nicht ein Seemann wie Eure durchlauchtigste Majestät, und nicht im Stande, mich mit dero Kühnheit und Geschicklichkeit zu messen. Verzeiht daher allergnädigst —"

„Nun, so muß ich zu Euch hinunterkommen", erwiderte der Monarch lachend, legte sein Handwerkszeug bei Seite und zog die baumwollene Jacke an.

Es verschmähend, sich der bequemeren Strickleiter zu bedienen, da er dem Gesandten wahrscheinlich durch seine Gewandheit und Unerschrockenheit zu imponiren beabsichtigte, glitt er dann blitzschnell an einem einfachen Taue herab und stand urplötzlich vor dem erschrocken Zurückweichenden.

„Seht einmal meine Hände, Mynheer", rief er ihm lustig zu. „Euer Monarch würde sich ihrer Härte und Schwielen schämen, ich verschmähe es aber nicht, sie tüchtig

zur Arbeit zu gebrauchen, denn ich will meinen Russen ein Beispiel geben, und glaubt nur, mit vereinten Kräften werden wir Viel leisten."

Sich dann aber in ganzer königlicher Würde aufrichtend, wurde sein Auge ernst und hoheitsvoll und in ganz anderem Tone forderte er dem Gesandten sein Beglaubigungsschreiben ab. Dieser überreichte es unter den unterthänigsten Verbeugungen, und nachdem der Zar es flüchtig überlesen und ihm zurückgestellt hatte, stattete er in wohlgesetzten Redensarten die Grüße seines königlichen Herrn ab. Der Zar erwiderte nur wenige ernste Wort darauf, dann rief er, wieder in sein früheres Wesen zurückfallend, lebhaft aus:

„Mein Geschäft ist heute an dieser Stelle gethan, gehn wir nach dem Sommerpalaste!"

Mit großer Vertraulichkeit nahm er Menczikoffs Arm und schritt, von dem Herrn von Printz, der ihn noch immer beinahe mißtrauisch betrachtete, von den Bojaren und einem sogenannten Dentschik, einem jungen Manne in Offiziersuniform, der ihm als Adjutant und Page diente, gefolgt, rasch nach dem Lande. Sein Haupt war noch immer unbedeckt, und die fast senkrecht herniederfallenden Sonnenstrahlen mochten ihn wohl geniren, denn plötzlich sagte er, sich umwendend:

„Die Sonne ist heute zu heiß für St. Petersburg, Mynheer. Borgt mir Eure Perrücke ein wenig."

Dabei nahm er, ohne auf das verdutzte Gesicht des Gesandten zu achten, demselben ohne Umstände die Allongeperrücke ab und setzte sie sich selbst auf. *) Obgleich er in diesem Aufzuge ohne Zweifel eine sehr komische Figur machte, wagte doch keiner seiner Begleiter zu lächeln, ihm selbst schien auch jeder Scherz fern zu liegen, und der unglückliche fast kahlköpfige Gesandte fand auf seine ebenso ärgerlichen als bestürzten Blicke auf die Bojaren keine andere Antwort als Achselzucken und beschwichtigende Geberden, denn das eben geschilderte Manoeuvre wiederholte der große Zar oft, ohne den Betheiligten damit im Mindesten kränken oder verspotten zu wollen.

Das Michailowskische Schloß oder der Sommerpalast war damals ein mächtiges, ganz von Holz hergestelltes Gebäude, keineswegs mit übertriebener Pracht ausgeschmückt; der Zar hatte es selbst erbaut, benutzte es aber selten zu Audienzen und größeren Versammlungen, da er sich am liebsten im Palaste Dubki auf der Wiburg'schen Seite, seinem sogenannten Eichenhause, — von einem daran stoßenden Eichenwäldchen so genannt, — aufhielt. Auch seine Gemahlin, die Zarewna Katharina, residirte meistentheils zu Katharinenhof, einem reizend an der Fontanka gelegenen, ihr von Peter erbauten ländlichen Schlosse. Die Seitenflügel des Sommerpalais wurden zur Zeit von dem Zarewitsch oder Großfürsten-Thronfolger Alexej Petrowitsch und seiner hohen Gemahlin bewohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

In nächster Zeit kommen auf unsrer Bühne zur Darstellung: „Der Goldbauer", neuestes Stück der Frau Birch-Pfeiffer, und (der Zufall möge die Zusammenstellung verantworten!) Shakespeare's wunderreiches und wunderliebliches „Wintermärchen", nach Dingelstedt's vielgerühmter Bearbeitung. Von neuen Stücken sahen wir in den jüngsten Wochen (außer dem schon seit mehreren Jahren dem deutschen Repertoire angehörenden Drama: „Nur eine Seele" von Wolffsohn) zwei recht fein und geistreich gearbeitete Lustspiele nach dem Französischen: „Feuer im Mädcheninstitute"

*) Historisch.

und „der letzte Brief", die sowohl durch neue Situationen und lebhafte Charakterzeichnung, als durch vortreffliche Darstellung unser Publikum in hohem Grade interessirten. Von Shakespeare gingen in den beiden vergangenen Monaten über unsere Bühne: Viel Lärm um Nichts, Othello, Hamlet und Lear, die beiden ersten in größtentheils vorzüglicher Darstellung, die beiden letzten mit der immerhin anziehenden Besetzung der Titelrolle durch Herrn Carl Devrient. — Unserer Oper, die sich in diesen Tagen durch Wagners „Fligenden Holländer" so rühmlich ausgezeichnet hat, wird jetzt, da Frl. Schubert zur Fortsetzung ihres hiesigen Gastspiels zu uns zurückkehrt, ein mannigfaltiges Repertoire wieder möglich werden. Wenn es der Direction gelingt, diese anmuthige junge Coloratursängerin dauernd unserem Theater zu erhalten, und auch die vom Gratzer Theater erwartete dramatische Sängerin, Frl. Hartmann, sich bewährt, dann besitzt unsere Oper schöne Kräfte, um auch vielseitige Bestrebungen würdig zum Ziele zu führen. λ

Notizen.

Französische Erziehung zum Patriotismus. Professor Webemer, der gründliche Kenner des französischen Schulwesens, machte in seinem neuesten Osterprogramm folgende Bemerkung: „In den französischen Schulen geschieht Alles, um der Jugend die Geschichte Frankreichs recht glänzend und eindringlich darzustellen. Frühzeitig wird sie zur Theilnahme an Allem, was den Ruhm des Vaterlandes betrifft, mit herbeigezogen. So wurde nach dem Siege bei Solferino allen Lyceen ein achttägiger Urlaub ertheilt, damit auch die Jugend sich freuen könne über diesen neuen Zuwachs an nationalem Ruhm. Wenn die französische Nation so ziemlich darin einig ist, daß das linke Rheinufer ihr zukomme, so liegt ein Hauptgrund darin, daß ihr diese Meinung von Jugend auf anerzogen ist."

Das Denkmal der Jungfrau von Orleans, dessen Reliefs am nächsten 8. Mai feierlich enthüllt werden sollen, hat der Académie des inscriptions Gelegenheit gegeben, dem ihr zuerst von Ludwig XIV. angewiesenen Beruf nachzukommen. Bei ihrer Gründung nämlich wurde sie mit der Erfindung solcher Inschriften betraut und hat sich erst später zur historisch-philologischen Klasse des Instituts ausgebildet. Auf der Vorderseite werden die Worte stehen: „Der Johanna von Arc die Stadt Orleans unter Mitwirkung von ganz Frankreich." Ferner: „Der Herr hat mich gesandt, um der guten Stadt Orleans zu helfen." Die letzteren Worte soll sie bei ihrem Einzug in Orleans gesprochen haben; der 8. Mai 1861 ist der 432ste Jahrestag der Wiedereroberung dieser Stadt.

Berliner Vorträge über Goethe. Auf Berthold Auerbach, der den Dichter vorzugsweise in seiner Eigenschaft als Erzähler betrachtet hat, folgte am 21. März Hermann Grimm mit einem Vortrag über Goethe's italienische Reise. Derselbe schloß mit dem Wunsche, daß Deutschland nie vergessen möge, was es dem Volk und dem Boden Italiens verdanke, und daß jetzt, wo Italien ein so glorreiches Ziel erreicht, das Gefühl der Verwandtschaft zwischen beiden Nationen immer lebendiger werde.

Wilhelm Jordan, der Verfasser des Demiurgos, hat eine Uebersetzung der lyrischen Dichtungen Shakspeare's vollendet, welche demnächst in Berlin bei Reimer erscheinen wird. Es ist für diese herrlichen Jugendwerke des größten Dichters auch nach dem Vorgang von Freiligrath, Bodenstedt und Emil Wagner noch Bedeutendes zu leisten.

Ludwig Wihl, der in Frankfurt Vielen persönlich bekannte rheinische Dichter, jetzt Professor zu Laval in der Bretagne, hat von der Amnestie Gebrauch gemacht, um seine zu Wevelinghoven noch lebende Mutter zu besuchen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 3. April. (Außer Abonnement.) Zum ersten Male: **Der Goldbauer.** Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Donnerstag, 4. April. **Der Troubadour.** Große Oper in 4 Akten, nach dem Italienischen des S. Cammerano. Musik von Joseph Verdi.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 2. Donnerstag, 4. April 1861.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Es wird allgemein bekannt sein, daß Peter sich zu seiner ersten Gemahlin der Sitte gemäß aus den angesehensten und schönsten Bojarentöchtern Eudoxia oder Arditja Feodorowna Lapuchin erwählt hatte. Aus dieser Ehe war Alexej Petrowitsch entsprossen und am 18. Februar 1690 geboren worden. Die stolze Eudoxia, nicht geneigt, die öfteren Untreuen ihres der Galanterie sehr ergebenen hohen Gemahles stillschweigend zu übersehen, hatte es durch ihr rücksichtsloses Benehmen bald dahin gebracht, daß der überaus heftige Mann sich von ihr trennte und sie in ein Kloster zu gehen zwang. Erst Katharina, der ebenso schönen als klugen Magd eines Superintendenten Glück zu Marienberg in Liefland, die, bei Einnahme dieser Stadt durch die Russen gefangen, dem Zaren zu Gesichte kam, gelang es, dessen wildes Herz in so feste Fesseln zu schlagen, daß er ihr, abgesehen von vorübergehenden Galanterien, seine Treue und Anhänglichkeit bewahrte, sich im Jahr 1707 heimlich mit ihr trauen ließ und diese Vermählung am 1. März 1712 öffentlich feierte.

Gegen seinen Sohn aus erster Ehe hatte Peter stets Gleichgültigkeit, wo nicht gar Abneigung gezeigt. Allerdings gab der Zarewitsch dazu Veranlassung, indem er sich seinem Vater keineswegs mit Liebe anschloß, dessen Widersachern, der altrussischen Partei, die Peters Reformationen im Staate heimlich zu widerstreben versuchten, Gehör schenkte und einen bigotten, starren Charakter entwickelte, der dereinst die Schöpfung des großen Zaren wieder umzustoßen drohte. Er war nicht Soldat, hatte es in diesem Stande, den Peter selbst vom gemeinen Tambour an durch alle Chargen durchlaufen hatte, wenigstens nur bis zum Grenadier gebracht, als welcher er bei besonderen feierlichen Gelegenheiten mitten im Gliede marschiren mußte, ebensowenig Seemann und verstand nichts von den Regierungsgeschäften; natürlich konnte er also dem in jeder dieser Beziehungen so hoch ausgezeichnetem Vater nicht genügen. Indessen trug dieser selbst wohl auch einen großen Theil der Schuld, daß sein Sohn so und nicht anders geworden war. Er hatte ihn nie geliebt, weil er seine Mutter haßte; durch deren jedenfalls ungerechte Verstoßung hatte er schon das Knabenherz schmerzlich berührt, und diese alte Wunde mußte von Neuem bei seiner Vermählung mit Katharina aufbrechen. Um die Jugenderziehung des Thronfolgers hatte Peter sich fast gar nicht bekümmert, indem er sie Menczikoff ganz überließ, und dieser hatte weder Verstand noch Lust genug dazu, sie richtig zu leiten; er gab dem Prinzen unverständige Lehrer und schützte ihn nicht vor den Einflüssen der dem Kaiser feindlich gesinnten Altrussen, besonders der Popen. Als endlich Peter im Juli 1711, mit seinem Heere am Pruth ganz von den Türken eingeschlossen, sich auf sein Ende vorbereitete, hatte er dem Senate anbefohlen, im Falle seines Unterganges und Todes nicht seinen Sohn,

den rechtmäßigen Thronfolger, sondern den „Würdigsten" zum Zaren zu wählen; — Alexej Petrowitsch mußte diese Bestimmung bitter empfunden haben.

Gleich darauf, nach Peters glücklicher Rückkehr, schienen sich seine Beziehungen zu dem Sohne aber günstiger zu gestalten, und der Umstand, daß er dessen Vermählung mit einer ausländischen Fürstentochter vorbereitete, sprach wohl klar aus, daß er ihn nicht mehr des Thrones zu berauben gedachte. Die Wahl der Braut war durch den Einfluß des mit ihr verwandten Wiener Hofes, dem Peter sich zu befreunden suchte, bestimmt und die Verhandlung darüber zu Jaroslaw durch den braunschweigischen Gesandten v. Schleinitz getroffen worden. Alexej Petrowitsch sollte sich nach dem Willen seines Vaters, ohne daß sein Herz darüber zu Rathe gezogen wäre, mit der siebzehnjährigen Charlotte Christine Sophie, dritter Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel und Schwester der Gemahlin Kaiser Karls VI. von Deutschland, vermählen. Wenn der junge Fürst sich nun auch willig dieser Bestimmung fügte, wohl auch keine Veranlassung fand, mit der Wahl dieser anerkannt schönen und liebenswürdigen Prinzessin unzufrieden zu sein, so brachte er doch ein doppeltes Vorurtheil gegen sie in die Ehe mit; einmal nämlich war es ganz gegen die altrussische Sitte und das Gesetz, daß ein Zar von Rußland eine Ausländerin heirathe, dann aber war in dem Heirathsvertrage auch zugestanden worden, daß Charlotte Christine bei der lutherischen Confession verbleibe, was den großen Unwillen der russischen Geistlichkeit erregte.

Unter solchen Auspicien wurde die Vermählung am 25. October 1711 im Beisein des Zaren zu Torgau, der Residenz der Gemahlin König August's von Polen, Christine Eberhardine, unter großen Feierlichkeiten vollzogen. Der Zar, der von der lieblichen Braut sehr entzückt war, ließ auf diese Vermählung eine goldene Medaille schlagen, deren eine Seite die Brustbilder der Vermählten mit der Umschrift „Alex. Petr. Russ. Haer et un. Carol. Christ. Soph. Pr. Brunsw. et L. R." zeigte, auf der andern einen Altar mit Opferflammen und zwei angelehnten Wappenschildern, eines mit dem zweiköpfigen Adler, das andere mit dem braunschweigischen Rosse; hier lautete die Umschrift: „Non usque junxit nobiliora fides."

Erwähnenswerth dürfte wohl noch eine gedruckte Festrede eines Professor Eberhard zu Helmstädt sein, die in ihrer Einleitung sehr schwülstig sagte: „Der Himmel selbst schien dieses Vorhaben zu billigen und der weißen Taube Fuß zu regieren, welche von ungefähr auf dem Hochfürstlich Wolffenbüttelschen Schlosse in das Zimmer fliegend und sich auf die daselbst befindliche Erdkugel setzend, mit ihren Tritten die atlantische See und die moskowitische Tartarei nachdenklich bezeichnete als eben der nunmehr wirklich Verlobten durchlauchtigste Eltern das vorsorgende Schicksal mit einander überlegten."

Die jungen Gatten reisten nun zunächst nach Wolffenbüttel, während der Zar heimkehrte; bald aber wurden sie von ihm eiligst nach St. Petersburg berufen.

Schon war es allgemein bekannt, daß diese Ehe eine sehr unglückliche geworden sei; trotz der bald freundlichen, bald ernsten Ermahnungen seines Vaters gab sich Alexej Petrowitsch auch gar nicht die Mühe, dies zu verheimlichen. Obgleich Charlotte Christine ihm zwei Kinder geboren hatte, Natalie und Peter Alexiewitsch, den nachmaligen Kaiser Peter II., lebte er im intimsten Verhältnisse mit einer früheren Magd von finnischer Abstammung, Namens Afrasja, bewohnte mit ihr den rechten Schloßflügel und sah nur selten seine unglückliche Gemahlin, die den linken inne hatte.

Um dieselbe Zeit als der Zar Peter den preußischen Gesandten auf so sonderbare Weise empfing, befand sich die Gemahlin seines Sohnes in einem an ihr Schlafgemach stoßenden Toilettenzimmer im linken Flügel des Sommerpalais. Die Ausstattung dieses mittelgroßen Gemaches, dessen Fenster sich auf einen schönen Garten öffneten, zeigte weder die rohe barbarische Leere, die man damals oft in den Gemächern russischer Großen fand und die von dem Mangel an jedem verfeinerten Geschmacke zeugt, noch

eine nicht minder rohe bunte und überladene Pracht; mit richtigem Takte hatte die Prinzessin letztere zu vermeiden gewußt, aber nicht unterlassen, sich mit angenehm in die Augen fallenden Gegenständen gewählten Comforts zu umgeben. Teppiche bedeckten den Fußboden, schwere Tapeten mit goldenen Leisten die hölzernen Wände, die Fenster schlossen schwere seidene Vorhänge, und das Meublement war nach französischem Geschmacke reich geschnitzt und vergoldet. Vor einem venetianischen Spiegel in silbernem Rahmen, der die ganze Figur widerspiegelte, saß in einem Sammetsessel Charlotte Christine und ließ sich von einer Kammerfrau das goldblonde schöne Haar aufbinden; an einem der Fenster hatte ihre vertraute und einzige Freundin an diesem Hofe, die Prinzessin Juliane Louise von Ostfriesland, Platz genommen, und am Boden spielten zwei blasse, engelschöne Kinder, der Prinz Peter Alexiewitsch und seine Schwester Natalie, beide noch im zartesten Alter, unter Aufsicht ihrer Wärterin.

Charlotte war damals ein und zwanzig Jahre alt und würde ohne Zweifel den Namen einer strahlenden Schönheit verdient haben, hätte ein frühes krankhaftes Dahinwelken sich nicht allzu deutlich auf ihrem reinen, edlen Antlitze ausgeprägt; dieselbe traurige Erscheinung machte sich an der mittelgroßen, schlanken und vorzüglich schön gebauten Gestalt in ihrer etwas gebeugten Haltung und den langsamen matten Bewegungen bemerkbar. Die hohe Stirn war marmorbleich und faltete sich oft, wie unwillkürlich; das Roth war von den Wangen geschwunden, und die Lippen preßten sich so fest aufeinander, als bestrebten sie sich stets, ihr leises schmerzliches Zucken zu überwinden oder zu verbergen. Auch in den seelenvollen, klugen und sanften Augen strahlte bereits die innere Krankheit wieder, an der die Prinzessin in den letzten Jahren litt; glücklich und lebenslustig, gesund und von schönen Hoffnungen getragen, war sie an diesen Hof gekommen, bald aber begann der bitterste Kummer, Sehnsucht nach der Heimath und Schmerz über die ihr von ihrem Gatten widerfahrende unwürdige Behandlung an ihrem Herzen zu nagen, und ihre Verheerungen machten sich nur zu sehr erkennbar, wenn die Prinzessin auch noch immer zu den schönsten Frauen gezählt werden mußte; in manchem Auge erschien sie jetzt auch vielleicht noch reizender, als in der Zeit ihrer jugendlichen Blüthe, denn sie wurde von dem Glanze der Märtyrerkrone umstrahlt.

Charlotte Christine hatte lange und eifrig um die Liebe ihres Gemahls gekämpft, als sie aber gewahrte, daß er nicht einmal ihre Persönlichkeit haßte, daß diese ihm ganz gleichgültig war und daß er sie nur von sich stieß, weil er dem Willen seines Vaters widerstrebte und diesen jetzt an ihr zu rächen gedachte, da sank auch ihre letzte Hoffnung und geduldig versuchte sie sich unter das schwere Joch zu beugen, das sie dem Wunsche ihrer Eltern gemäß ohne eigentliche Herzensneigung auf sich genommen hatte. Aber auch diese entsagende Geduld mußte an der Rücksichtslosigkeit ihres Gemahls, der sie verstieß, um sich einem Mädchen aus dem niedrigsten Stande hinzugeben, an seinen Drohworten und selbst thätlichen Mißhandlungen scheitern, und des großen Zaren innige Zuneigung zu seiner Schwiegertochter, die Bevorzugung, die er ihr zu noch größerer Erbitterung Alexej's zu Theil werden ließ, konnten sie nicht aufrecht erhalten. Charlotte Christine fühlte sich unbeschreiblich unglücklich und krank.

Die Prinzessin, die sich vor Kurzem erst erhoben hatte, war noch in dem einfachen Negligé von weißer Seide; sie achtete kaum auf die Beschäftigung der Kammerfrau, die sie verschönern sollte, denn für wen brauchte sie sich jetzt noch zu putzen, wie sie es früher wohl geliebt hatte? — Charlotte war nicht unempfindlich für die Bewunderung gewesen, aber sie war auch weit entfernt von jener weiblichen Eitelkeit, die ernstere Lebenspflichten leicht außer Augen setzt; die von ihrem Gatten zurückgestoßene Frau dachte nicht daran, für ihr jugendliches, von weichen und sehnsüchtigen Gefühlen bewegtes Herz eine andere Befriedigung suchen zu wollen.

Theilnahmlos erwiderte sie zuweilen einsylbig das Geplauder ihrer Freundin, der Prinzessin Juliane, die augenscheinlich bemüht war, sie aufzuheitern, und wie geistesabwesend starrte sie vor sich hin oder langte wohl zuweilen nach der goldenen Tasse mit Chokolade, die ihr nahe zur Seite auf einem Tischchen stand, aber ebenso willenlos zog sie jedesmal auch wieder die Hand zurück.

Die Prinzessin Juliane, die sich schon in gewählter Halbtoilette befand, stand ungefähr in demselben Alter wie die Gemahlin des Zarewitsch, ihre Cousine, und war ebenfalls von anziehendem, durch jugendliche Heiterkeit verschönertem Aeußern; diese Heiterkeit erschien in diesem Augenblicke aber etwas erzwungen, denn schwerlich konnte sie ein gefühlvolles Herz bei dem Anblicke dieser unschuldig leidenden, gebeugten Frau sich in ihrer Natürlichkeit bewahren.

Es klopfte leise an die Thür und ein Hoffräulein trat, behutsam und ehrfurchtsvoll sich verneigend, ein; sie meldete der Gossudarina *), die Gräfin Aurora von Königsmark warte im Vorzimmer und lasse auf das Dringendste um eine Audienz, die keinen Verzug gestatte, bitten.

Die beiden Damen blickten sich verwundert an und Prinzessin Juliane konnte sich nicht enthalten zu bemerken, daß ihr das Verlangen der fremden Gräfin zu dieser Stunde unpassend erscheine, aber Charlotte winkte ihr milde zu und befahl, die Bittstellerin einzuführen.

Die Trägerin des stolzen Namens der Königsmark, eines der ältesten Geschlechter Schwedens, ihr Verhältniß zu König August dem Starken von Polen und Sachsen, das sehr bald ein Ende nahm, sich wenigstens als ein rein freundschaftliches gestaltete, ihre Ernennung zur Pröbstin des Domstiftes Quedlinburg sind zu bekannt, um hier weiter erläutert werden zu müssen; wir wollen nur noch hinzufügen, daß Gräfin Aurora, eine edelsinnige, aufopferungsfähige und hochgebildete Dame, sich mit dem Verluste der Liebe König August's doch der Versuchungen ihres Ehrgeizes nicht ganz entschlagen konnte und sich noch immer einen gewissen politischen Einfluß zu bewahren wußte; deßhalb hielt es sie nicht lange Zeit hindurch ruhig auf ihrem Sitze zu Quedlinburg, und sie zog es vor, sich auf Reisen bald an diesen, bald an jenen Hof zu begeben, wo sie für Kursachsens Interessen nach Umständen zu wirken suchte. Eine ähnliche Veranlassung hatte sie damals auch wahrscheinlich nach St. Petersburg geführt und hier genoß sie große Auszeichnung durch den Zaren und den ganzen Hof.

Aurora, damals vier und zwanzig Jahre alt, hatte sich noch immer einen großen Theil ihrer imponirenden, einst jede andere überstrahlenden Schönheit zu erhalten gewußt und war noch bewunderungswürdig, mochte sie sich auch vielleicht schon kleiner Toilettenkünste zu bedienen genöthigt sein; ihre Haltung war wahrhaft königlich, ihr ganzes Wesen bestach durch seinen Liebreiz.

An diesem Morgen trat sie, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, auffallend eilfertig und unceremoniös bei der Prinzessin ein, und selbst in ihrer Toilette zeigten sich einem scharf beobachtenden Auge kleine Nachlässigkeiten. In ihren großen brennenden Augen sprach sich die lebhafteste Unruhe aus, und kaum ließ sie sich Zeit, mit einer halben Kniebeugung die Hand Charlottens, die diese ihr freundlich reichte, und die sie in ihrer zitternden behielt, zu küssen. Ebenso auffällig mußte es erscheinen, daß sie die Blicke schnell im ganzen Zimmer herumschweifen ließ, bis sie sich auf die neben der Prinzessin stehende goldene Tasse hefteten, daß sie dann unwillkürlich lebhaft nach derselben langte, die Hand aber wieder zurückzog, während ihr Auge auf die Prinzessin Juliane fiel.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Gnädigste Frau.

Castelli unter der alten Wiener Censur *).

Während in der erneuten Kaiserstadt endlich der Grund zu einem regen Staatsleben, hoffentlich für die Dauer, gelegt wird, soll das alte Wien durch einen seiner kundigsten Vertreter ein Denkmal erhalten.

Wir haben für dies alte Wien wenig Sympathien. Es ist in der Geschichte der europäischen Bildung ohne Beispiel, daß eine Weltstadt, bewohnt von einer begabten, liebenswürdigen Bevölkerung, darunter bedeutende Künstler, Dichter und Gelehrte, so völlig auf die geistige Führerschaft unter den Zeitgenossen verzichtet hat. Wenn Castelli die von ihm durchlebte Zeit so gern als die „gute“ bezeichnet, so darf die Mitwelt Einspruch erheben, da sie berechtigt ist, von Demjenigen, dem Viel gegeben ist, auch Viel zu fordern. Es gab einst ein merry old England, aber es beherbergte Staatsmänner, Dichter und Denker, die auf Jahrhunderte hinaus die Welt belehrten. Trotzdem Wien die erste Schaubühne besaß, blieb selbst das Wirken eines Dramatikers wie Grillparzer ein abgeschiedenes. Ein einziger schaffender Geist, der noch lange nicht ausreichend gewürdigte Raimund, wirkte als Dichter über die schwarzgelben Grenzen hinaus und seine Thätigkeit gedieh hauptsächlich darum, weil sein tiefer Ernst ein drolliges Gewand annahm. Im Uebrigen hat die Literatur von Alt-Wien sich dem Gebiete, das ihr gnädig zugewiesen war, mit allzu behaglicher Vorliebe hingegeben. Sie hat das Repertoire der Declamatricen mit schalen, schmunzelnd lüsternen Salonstücken bereichert, sie hat die armselige Kunstgattung des Wortwitzes gepflegt, sie hat den Anekdotenschatz der deutschen Weinreisenden von Jahr zu Jahr bereichert und sich dabei wohl befunden.

Am beleidigendsten für die Menschheit ist der Umstand, daß der Geistesdruck, dem Oesterreich unter Franz und Metternich unterlag, nicht einmal im Namen und zum Vortheil eines großartigen, alt ehrwürdigen Prinzips ausgeübt wurde. Die Gestalt eines Philipp von Spanien mag gehässiger sein; berechtigter in seiner Härte war er gewiß, als die erzprosaischen Indifferentisten, welche die Restauration des Kaiserstaates durchführten. Da nun aber die Dinge sich so verhalten, wollen wir mit dem alten Herrn, der kürzlich sein achtzigstes Geburtsfest beging, nicht rechten, daß er geworden ist, was ihn die Verhältnisse werden ließen. Wir finden es achtbar und liebenswürdig, daß Castelli sich mit voller Wahrheit ausspricht und nicht in seiner Greisenzeit noch den Denker oder den Parteimann spielen will. Das Loos, das ihm geworden, entspricht seinem Charakter. Ungünstige Zeiten ertrug er mit Heiterkeit und gewann schon früh ein genügendes Auskommen, das er durch den Ertrag seiner Schriften stattlich vermehrte. Seine Liebhabereien sind die unschuldigsten; er besitzt, sagt man, eine Sammlung von Komödienzetteln, die bis in das Jahr 1600 zurückgeht, und eine Niederlage von 1800 Tabacksdosen. In literarische Kämpfe hat er sich nur einmal gemischt, und zwar mit einer sehr lustigen dramatischen Parodie „der Schicksalsstrumpf“, die den geschraubten Arbeiten eines Müllner und seiner Nachfolger besser entgegenwirkte als Platens hochgehaltene Komödien. Noch heute lebt auf den Brettern seine von Weigl componirte „Schweizerfamilie“, die schon unseren Großeltern so viel Vergnügen machte und die ihrem Dichter im Ganzen ein Honorar von acht Gulden eintrug. Der Kirche hat Castelli keinen Anstoß gegeben, sich aber auch nie Viel aus ihr gemacht. Von seinem frommen Vater, einem Laienbruder und Geschäftsführer des Jesuitenordens, hat er nur einmal eine Ohrfeige bekommen, als er es nämlich

---

*) Vergl. „Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes von Dr. J. F. Castelli I. Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861.“

wagte, Kaiser Josephs Maßregeln gegen den Orden zu vertheidigen. In politischer Hinsicht ist der genügsame Dichter wohl einer freien Bewegung zugethan, doch gehört er nur in sofern zu den Unzufriedenen, als ihn die Censur bei seinen harmlosen Arbeiten stört und hudelt. Seine Aufzeichnungen über die unsinnige Geistesknechtung unter Graf Sedlnitzky sind in der That geignet, „noch die Enkel aus vollem Halse lachen zu machen."

Castelli berichtet: „Ich schreibe für die Oeffentlichkeit volle 60 Jahre; man kann sich also denken, wie viele Rothstifte an mir verstrichen worden sind und wie oft ich — Gott verzeihe mir's! — geflucht habe, daß sich der Erdboden hätte aufthun mögen. Aber durch alle diese 60 Jahre mußte ich jedes Jahr sagen: Ach, im vorigen Jahre war's doch noch besser! Als ich anfing zu schreiben, war ein gewisser Hager Vorstand der Censur. Das war ein Engel gegen Sedlnitzky; allein dieser Engel verbot mir gleich mein erstes Stück: „Der travestirte König Lear," mit dem Bemerken, daß ein König nicht lächerlich gemacht werden dürfe. Uebrigens hatte der gute Mann doch noch Achtung für Werke und Schriftsteller von Bedeutung, und wenn man die Komödienzettel jener Zeit durchgehen will, so wird man sich wundern, welche Stücke damals noch aufgeführt werden durften, und was in den Journalen zu schreiben gestattet war. Ich hätte später den alten Hager gern aus der Erde herausgekratzt; im Ganzen war er so übel nicht; er hatte nur seine eigenen kleinlichen Marotten. So durfte z. B. nur in den Hoftheatern „O Gott!" gesagt werden; bei Stücken der Vorstadtbühne wurde der liebe Herrgott immer gestrichen und dafür „O Himmel" hingeschrieben. Am spassigsten nahm sich dies bei Stellen aus, welche gereimt waren. So hieß es z. B. in meinem Drama „Salmonäa und ihre Söhne":

Treibe nicht mit Heil'gem Spott
Und bedenk', es lebt ein Gott.

Die Correctur lautete:

Treibe nicht mit Heil'gem Spott
Und bedenk', es lebt ein Himmel.

Der gute alte Hagen war mit Recht ein Feind von Zweideutigkeiten. Aber selbst Anmerkungen, welche nur den Schauspieler betrafen und gar nicht gesprochen wurden, veränderte er; so litt er z. B. niemals die Worte „Er küßt sie", sondern schrieb immer dafür hin: „Er gibt ihr einen Kuß."

Schillers Don Carlos war lange Zeit zur Aufführung verboten und als die Burgtheater-Direction um Zulassung einschritt, erhielt sie den Bescheid, daß das Stück gestattet würde, wenn man es so veränderte, daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt wäre. In den Räubern von Schiller mußte der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden. Man kann denken, was es für einen Eindruck machte, wenn Karl Moor das fürchterliche „Oheimmord" ausrief. Der Präsident in Kabale und Liebe mußte „Vicedom", der Kapuziner in Wallensteins Lager eine „Magistratsperson" heißen.

Ein Compositeur reichte eine Sonate ein, welche „den Manen Hummels" dedicirt war; denn auch Musikalien mußten der Censur unterbreitet werden. Da nun eine Vorschrift bestand, daß keine Dedication zuläßig sei, wenn nicht die Bewilligung hiezu von Jenem, dem Etwas dedicirt war, beigebracht wird, so forderte ein Censor von dem Compositeur die Bewilligung von den Manen Hummels.

Die Censoren strichen nicht nur nicht wenig, sondern sie setzten auch statt des Gestrichenen nach Belieben etwas Anderes hin. So z. B. erhielt ich von einem Freunde eine wissenschaftliche Abhandlung mit dem Ersuchen, deren Aufnahme in ein Wiener Journal zu bewerkstelligen. Die Abhandlung begann mit den Worten: „Montesquieu sagt", und nun war eine Stelle des Montesquieu angeführt, deren ich mich

nicht mehr genau erinnere; aber nie werde ich vergessen, welche Correctur ich fand, als ich den Aufsatz von der Censur zurückerhielt. Die Worte Montesquieu's waren ihnen vermuthlich zu freisinnig, sie strichen sie also weg, setzten gerade das Gegentheil davon hin, aber den Eingang „Montesquieu sagt" ließen sie stehen; sie wollten nun einmal, er müsse es so gesagt haben, wie sie wollten.

In einer meiner Novellen fragt Einer den Andern: Wo sind Sie geboren? Dieser antwortet: Zu Köln am Rhein. Dieses war weggestrichen und dafür hingeschrieben: Zu Nürnberg. Es ereignete sich nämlich dazumal eben die unliebsame Geschichte mit dem Erzbischofe von Köln, und da besorgte man daran gemahnt zu werden.

Selbst für zwei censurirte Aufsätze, welche ich in ein ausländisches Journal schickte und welche dort abgedruckt wurden, wurde ich zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Es stand nämlich in der k. k. Wiener Zeitung unter den Verstorbenen eine „Mariana H., Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborne Hölzl." Ich ließ dies unter meine Fresko-Anekdoten in der Dresdner Abendzeitung mit dem Beisatze drucken: „Nach dieser sinnentstellenden Wortversetzung müßte die Kaiserin eine geborne Hölzle sein." Die zweite Anekdote enthielt die Ankündigung einer Akademie zum Besten „der in dem Bürgerspital verarmten Bürger." Schönes Spital, wo die Bürger verarmen! Ich hatte bei Gericht gut sagen, ich habe nicht gegen das Gesetz gehandelt, ich habe nichts Uncensurirtes in das Ausland geschickt, indem die k. k. Wiener Zeitung und das Placat doch ganz gewiß censurirt waren. Ich wurde zu 50 fl. Strafe verurtheilt und mußte sie bezahlen; denn es stand gleich im Urtheil, daß keine Appellation dagegen stattfindet. Wenigstens habe ich dadurch dem Kaiser Franz einen Spaß gemacht, denn er soll, nachdem er die Anekdote gelesen, die Kaiserin öfters im Scherz „Hölzlin" genannt haben. —

Im Jahre 1809, als unter dem Einfluß des edlen Erzherzogs Karl die kriegerische Stimmung der Oesterreicher frei hervortreten durfte, dichtete Castelli ein Kriegslied, das bald in tausend Abschriften gelesen wurde; er bat bei der Censurstelle um die Druckerlaubniß. Der unter das Gedicht geschriebene Bescheid lautete: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen sein wird". Zwei Tage nachher kam ihm ein gedrucktes Exemplar in die Hand; ein Fabrikant am Schottenfeld hatte eine Abschrift vorgelegt und für diese das Imprimatur erhalten, das dem Dichter verweigert worden war. Dies Lied war übrigens dasselbe, welches der Erzherzog später in 300,000 Exemplaren drucken ließ und welches seinem Verfasser die Ehre einbrachte, von Napoleon geächtet zu werden.

Der erste Band von Castelli's Memoiren bietet, wie sich erwarten läßt, viel Unterhaltendes und für den Theater- und Musikfreund auch Belehrendes. Anziehende Illustrationen zur Geschichte befinden sich besonders in dem Abschnitt, welcher von der Erhebung der österreichischen Völker im Jahr 1797 handelt; einer Erhebung, die damals dem General Buonaparte leicht gefährlich werden konnte. Castelli, damals sechzehnjährig, nahm an einem militärischen Auszug als Mitglied der „Universitätsbrigade" mit heiligem Ernst und gutem Humor Theil. An Charakterzügen zur Kenntniß ausgezeichneter Personen werden die folgenden Bände viel reicher sein als dieser erste, welcher bis zum Anbeginn der deutschen Freiheitskriege geht. Zum Schlusse schildert noch Castelli den Kreis, in welchem er damals lebte und dem Theodor Körner, Meyerbeer, Karl Maria von Weber, Deinhardstein, Moscheles angehörten. Er erzählt unter Anderem: „Plötzlich drohte Körners Vaterlande Gefahr. Sein König rief zu den Waffen und er zauderte nicht einen Augenblick, diesem Rufe zu folgen. Am letzten Abende vor seiner Abreise waren wir noch beisammen und er schrieb in mein Album;

Die Freundschaft hat uns verbunden,
Das Schwert zerschneidet das Band;

Doch was sich im Liebe gefunden,
Das bleibt sich im Liebe verwandt!

und darunter schrieb er seinen Wahlspruch, der ihn ganz charakterisirte; er hieß: „Durch!“

Der Ausdruck: „Körner's Vaterland“ bedarf einer Berichtigung; Körner war kein Preuße, sondern nach seinem Amtsverhältniß als kaiserlicher Theaterdichter ein Oesterreicher, nach der politischen Beziehung ein Sachse; sein Landesherr war der treueste Verbündete Napoleons und in höchster Instanz Napoleon selbst als Protector des Rheinbundes. Er setzte aber allen diesen Rücksichten sein „Durch“ entgegen und zog in den deutschen Kampf.

Notizen.

Eichendorff's Geschichte der deutschen Poesie ist in zweiter Auflage erschienen. Daß ein edler und feiner Geist sich in diesem Werk ausspricht, bedarf keiner besonderen Versicherung; doch ist es von Tendenz nicht frei. In früherer Zeit ist die protestantische Richtung unserer Literatur seit Opitz allzusehr betont worden; Eichendorff geht in der entgegengesetzten Richtung zu weit. Wenn er z. B. in Gellert nicht mehr zu entdecken scheint als einen matten und weinerlichen Philister, so ist das eine ebenso starke Einseitigkeit, als er nur irgend bei Gervinus eine finden kann. Das vorliegende Werk umfaßt den ganzen Zeitraum vom Nibelungenlied bis zu Geibel und Redwitz auf 600 Seiten Duodez; davon kommen 42 auf Zacharias Werner.

Schikaneder hat für sein Textbuch zur Zauberflöte von Castelli nachträglich eine strenge Kritik zu erleiden. Ob wohl in der Zeit, da die Oper erschien, Niemand an dem ergötzlichen Unsinn des Libretto Anstoß nahm? Tamino fragt die Genien: „Wo ist Pamina?“ und die Antwort lautet: „Sie ist von Sinnen.“ Auch für den Wohllaut ist nicht gesorgt; die zwei Streckverse, welche die Wächter der Elemente singen, konnte nur Mozart in Musik setzen; sie lauten: „Der welcher wandelt diese Straße voll Beschwerden, wird glücklich gehn durch Feuer, Wasser, Luft und Erden.“ In seiner Oper „Alexander“ bringt Schikaneder sogar den Vers: „Sprich du o Alexander;“ das u — o — a lautet als ob man gähnte.

Klopstock soll nun ebenfalls ein Denkmal erhalten; die Anregung dazu ist von Schulpforte ausgegangen. Die passendste Inschrift zu einem solchen fände sich bereits, nämlich der Goethe'sche Vers:

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe spielte sinnig,
Klopstock einst auf diesem Platz.

„Der Froschmäuselkrieg wider Heine's Dichtungen. Von Friedrich Steinmann. Amsterdam 1861.“ Der Verfasser spricht sich gegen diejenigen, die seine Mittheilungen aus Heine's Nachlaß für unächt halten, in einer derben und unartigen Weise aus, die um so weniger nothwendig war, als er der Sache nach in seinem Rechte zu sein scheint. Am Schlusse fordert er alle Personen, die Briefe von Heine'n besitzen, zur Einsendung, wahrscheinlich an Gebrüder Binger in Amsterdam, auf, da eine Sammlung solcher Briefe in fünf Theilen sich unter der Presse befinde.

Plato's Geburtstag. Der Cultus des Genie's wird in Kurhessen auf eine sehr ideale Weise betrieben. Der „Allgemeinen kirchlichen Chronik von Karl Matthes“ entnehmen wir die Angabe, daß am 19. Mai 1860 eine Gesellschaft von Herren und Damen auf der Wilhelmshöhe bei Kassel den 2389sten Geburtstag Plato's gefeiert und den Beschluß gefaßt hat, dieses Fest solle alljährlich wiederholt werden. In der platonischen Akademie des Cosimo von Medici zu Florenz feierte man jenen Geburtstag am 6. November; das Kasseler Datum entspricht ziemlich genau dem von den Griechen überlieferten 7. Thargelion.

Jean Paul's sämmtliche Werke erscheinen endlich bei G. Reimer in einer nicht nur sehr sauberen, sondern durch ihren billigen Preis allgemein zugänglichen Ausgabe; sie soll 33 Bände umfassen und nur zwölf Thaler kosten. Man erhält sogar noch einen 34. Band in den Kauf, welcher Jean Pauls Lebensbeschreibung enthält, von ihm selbst begonnen und von seinem Schwiegersohn Ernst Förster zu Ende geführt.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 3. Freitag, 5. April 1861.

Charaktere der Gegenwart.

I.

Der König von Sachsen.

Seit nunmehr bald 7 Jahren regiert in Sachsen König Johann I., der Bruder des 1854 in Tyrol durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückten Königs Friedrich August II. Aehnlich wie der gegenwärtig in Preußen regierende König Wilhelm, hatte auch König Johann, nur wenige Jahre jünger als sein Bruder, kaum daran gedacht, jemals den Thron zu besteigen, und im Lande war ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, es werde der älteste Sohn des Prinzen Johann, der jetzige Kronprinz Albert, einmal nach dem Tode des Oheims die Regierung übernehmen. Während der preußische König als Prinz von Preußen sich vorzugsweise dem Militärwesen zugewendet hatte und der erste Soldat Preußens geworden war, hatte Prinz Johann der Wissenschaft und Litteratur gelebt, sich insbesondere als ein tüchtiger Kenner der Rechtswissenschaft bewährt und war durch seine Uebersetzung Dante's (Philalethes) selbst in weiteren Kreisen wohl bekannt geworden. Daneben war es das Familienleben, dem er sich mit einer Hingebung widmete, wie sie an so hoher Stelle nicht häufig gefunden wird: der Erziehung und dem Unterricht seiner Söhne und Töchter lag er so eifrig ob, daß er den Unterricht zum Theil selbst ertheilte. Es ist bekannt, daß Prinz Johann im Sommer des Jahres 1845 in Leipzig Gegenstand einer ziemlich lebhaften Demonstration wurde, die durch das Einschreiten des Militärs einen sehr ernsten Charakter annahm. Ihr zu Grunde lag wohl mit die seltsamer Weise und sicher künstlich verbreitete Annahme, daß des Prinzen religiöse Richtung und Ueberzeugung eine exclusiv-katholische, zum Jesuitismus hinneigende sei. So ungerecht diese, damals von den Trägern der deutsch-katholischen Bewegung mit in Umlauf gesetzte Ansicht war, so berechtigt war die andere, daß Prinz Johanns entschiedener Charakter ihn in Zeiten der Bewegung widerstandskräftiger zeigen würde, als seinen Bruder Friedrich August. Der edle, aber weichere Sinn des Letzteren war einer Sturm- und Drangperiode, wie der der Jahre 1848 und 1849 nicht gewachsen — er hat die Wunden, die ihm diese Zeit geschlagen, die allerdings gerade in Sachsen den Begriff der Pietät antiquirt erscheinen ließ, niemals verschmerzt. Anderseits darf aber freilich auch nicht übersehen werden, daß jener Schritt der sächsischen Regentenfamilie, die sie im Jahre 1697 zu dem Katholicismus zurückgeführt hat, zwischen einem an Begabung und Tugend in neuerer Zeit reichen Fürstenhause und einem durch Strebsamkeit und durch Treue ausgezeichneten Volke eine Scheidelinie gezogen hat, die jeder wohlmeinende Sachse mit größtem Schmerze erblickt, die aber nur ein krasser Indifferentismus wegzuleugnen vermag.

Man vergegenwärtige sich, unter welchen Verhältnissen König Johann den Thron bestieg. Die Jahre 1848 und zum Theil noch 1849 hatten gerade Sachsen in einer

Weise durchwühlt, an die man in neuester Zeit sich an mancher Stelle nicht gern erinnert. Die sächsischen Kammern von 1848/49 haben in der That Unglaubliches geleistet und in manchem ehrlichen Freiheitsfreunde schwere Zweifel über die Ersprießlichkeit constitutioneller Zustände in kleineren Ländern wach gerufen. Man kann darüber ungewiß sein, ob es zu den ebenso bekannten wie traurigen „Maitagen" kommen mußte, und ob nicht gerade diejenige Partei, welche den Namen der „Conservativen" für sich in Anspruch nimmt und seit 1850 obenauf ist, durch Mangel an Activität zur rechten Zeit die schwerste Schuld auf sich geladen hat — das wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß nach dem Mai 1849 auf andere Bahnen einzulenken war. Aber das Ministerium der rettenden That, die Herren Tschinsky, v. Beust, Behr, Rabenhorst, v. Friesen, von denen wohl der in zweiter Stelle Genannte die leitenden Gesichtspunkte gab, hätten nicht weiter zurückgreifen sollen, als durchaus unvermeidlich war, hätten dieses Zurückgehen — namentlich auf das frühere Wahlgesetz — nur als Mittel, nicht als Zweck betrachten dürfen und hätten ihren Stützpunkt so bald als möglich in der Mittelpartei suchen müssen, an der ihnen jeder tiefere Blick in die sächsischen Verhältnisse hätte zeigen müssen, daß sie die zahlreichsten Anhänger hatte.

So aber, wie man verfuhr, konnte es nicht ausbleiben, daß, als die Ordnung wieder hergestellt war, die Erinnerung an das Verdienst dieser Herstellung gegen allerlei Wünsche und Klagen zurücktrat; wenn diese nur allmälig lauter hervortraten, so muß man die Ermattung in Anschlag bringen, die in Sachsen wie überall, auf die Ueberreizung der Bewegungszeit gefolgt war. Während insbesondere in dem Ressort des Ministeriums des Innern viel Treffliches geleistet worden war, wenn auch vielleicht nicht ohne Einfluß der höchst irrigen Meinung, daß zärtliche Fürsorge für die materielle Wohlfahrt die Neigung zu politischer Action dauernd zurücktreten lasse, hatte man auf dem Gebiete des Cultusministeriums auch hier einen Bundesgenossen herbeigerufen, der sich überall als ein höchst gefährlicher und noch dazu unzuverlässiger erwiesen hat, die Orthodoxie und äußere Kirchlichkeit. Man mochte Recht haben, wenn man den Rationalismus in Kirche und Schule nicht gern sah und ihn zu beschränken suchte, aber man that sehr Unrecht zu meinen, daß sich der sächsische Rationalismus werde äußerlich beseitigen lassen. Es wird der sächsischen Regierrng bei den Berathungen über die neue Kirchenordnung wohl nun klar geworden sein, daß ihre Kirchenpolitik nur den Beifall einer anspruchsvollen Minorität hat, die aus einem Theile der Geistlichkeit und des Adels besteht. So sah es denn schon 1854 in Sachsen keineswegs mehr aus wie 1850, sondern neben der verdienten Anerkennung bestanden bereits allerlei Reformwünsche, und die große Mattigkeit der vorhergehenden Jahre begann allmälig zu weichen. In diesem Jahre starb König Friedrich August, vom ganzen Lande nicht bloß seines traurigen Endes wegen herzlich beklagt, sondern auch seines persönlichen edeln Charakters wegen aufrichtig geliebt. Man hätte wohl hie und da eine directere Einwirkung des Fürsten auf die Regierung gewünscht und manchen maßgebenden Einfluß gern vermindert gesehen, aber das Land hatte ihn stets geliebt und war geneigt, ihm nur das Gute, das es erfuhr, zuzuschreiben. Nicht geringe Erwartungen kamen dem Thronfolger entgegen. Seine geistige Befähigung und die Vielseitigkeit wie Gründlichkeit seiner Bildung war allgemein bekannt, nicht minder dir Festigkeit seines Sinnes und Selbständigkeit seines Charakters. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß mit König Johann eine persönliche Regierung beginnen werde, daß sich neue Gesichtspunkte geltend machen, daß insbesondere Wissenschaft und Kunst eine hervorragende Pflege erfahren werde. Der menschlichen Seite des Fürsten, die sich genugsam erprobt, war man gewiß, an dem Regenten ersah man sich Bedeutendes. In der ersten Beziehung hat sich Sachsen nicht getäuscht: es besitzt einen in jeder Beziehung hochehrenwerthen Fürsten, der in Hinsicht der Bildung, des Fleißes, des Wohlwollens, und als Familienvater wohl als seltenes Vorbild gelten darf. Mag jene andere Erwartung zu hoch

gespannt gewesen sein, gewiß nur daß sie sich nicht ganz erfüllt hat. Nach außen hin ist nur eine fast zu große Regsamkeit sichtbar geworden, von den Einrichtungen und Zuständen der öffentlichen Anstalten im Gerichts-, Verwaltungs- und Unterrichtswesen persönlich Kenntniß zu nehmen. Wesentliche Veränderungen der leitenden Gesichtspunkte sind nicht wahrnehmbar geworden, und ganz besonders hat sich die Hoffnung getäuscht gesehen, daß Wissenschaft und Kunst eine unmittelbare nachdrückliche Förderung erfahren werde, ohne daß erst die Kräfte des Landes herausgezogen würden; eine Hoffnung, der man im Hinblick auf die Eigenschaften des Fürsten wie des Landes ihr gutes Recht wohl nicht bestreiten könnte. Man kann darum nicht sagen, daß König Johann, bei aller Verehrung, die er genießt, im guten Sinn des Wortes populär sei. Und daran ist zum Theil auch jene nicht unbekannte Eigenthümlichkeit des sächsischen Hofes Schuld, die ihn durch eine steife Etikette und eine uralte Hofrangordnung so ziemlich unnahbar macht. Wüßten die Fürsten, was ihnen in dem Uebermaß dieser Abgeschlossenheit verloren geht, sie würden wahrlich gerade da reformiren, wo es doch nur eines entschiedenen Willens zur Aenderung bedarf. Doch für heute genug; ein nächstes Mal von den leitenden Persönlichkeiten des Ministeriums und den Verhältnissen der einzelnen Verwaltungsgebiet.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

„Tausend Dank, hohe Frau, für Ihre hohe Gnade, die mir erlaubte, Sie zu dieser Stunde sehen zu dürfen," sagte sie dann etwas fassungslos zu Charlotte Christine, der ihre Bewegung unmöglich entgehen konnte und die sie besorgt anblickte. „Wollen Sie das Maß dieser Gnade aber ganz füllen," fuhr sie leiser fort, — „so nehmen Sie die wichtige Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, ohne jeden Zeugen an. Ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir diese flehentliche Bitte nicht ab."

„Ihr nehmt doch meine Juliane aus?" fragte die Prinzessin, nachdem sie der Kammerfrau und der Wärterin ihrer Kinder den Befehl gegeben hatte, das Zimmer zu verlassen.

Auch die Prinzessin Juliane hatte sich bereits, etwas unmuthig auf die Gräfin blickend, erhoben, denn sie hatte deren Worte verstanden.

„Lassen Sie mich ganz allein zu Ihnen sprechen, hohe Frau," bat die Gräfin in sich steigernder Unruhe und Leidenschaftlichkeit. „Meine Mittheilung duldet kein anderes Ohr als das Ihrige, — sie ist —"

Sie brach, leise zusammenschaudernd, ab und blickte die Prinzessin Juliane flehend an.

Diese, die jetzt ebenfalls von der sich kundgebenden Angst der Gräfin ergriffen schien, wartete nur einen leisen Wink Charlotte Christinens ab, um sich zurückzuziehen, dabei flüsterte sie ersterer aber bittend zu:

„Vergeßt nicht, Frau Gräfin, daß man meine hohe Cousine schonen muß; welches auch Eure Mittheilung sein mag, regt sie nicht zu hoch auf."

Die Prinzessin und Aurora von Königsmark befanden sich jetzt allein. Ungeduldig war die letztere den Abgehenden mit den Augen gefolgt, nun, als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, ergriff sie mit seltsamer Hast die Tasse, die vorher schon ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, und fragte mit zitternder Stimme: „Haben Eure Hoheit bereits Etwas van dieser Chocolade genossen?"

„Ich glaube nicht," erwiederte Charlotte Christine in hoher Verwunderung.

„Entsinnen Sie sich, hohe Frau, — bei Gottes Gnade beschwöre ich Sie darum!"

Es lag eine so maßlose Angst in dem Tone der Gräfin, daß die Gemahlin des Zarewitsch sie zu theilen begann und ein leises Zittern ihre Gestalt überflog.

„Nein, ich weiß es gewiß", antwortete sie, ich habe sie noch nicht berührt."

„Dann sei dem Himmel dafür gedankt!" rief die Gräfin aus hocherleichterter Brust, und ohne eine nähere Aufklärung zu geben, eilte sie an das geöffnete Fenster und goß das Getränk hinaus.

Der Unwille über dieses sonderbare Benehmen röthete leicht die Wangen der Prinzessin.

„Was soll das bedeuten, Frau Gräfin?" fragte sie mit einer gewissen Strenge.

In Thränen ausbrechend, stürzte die Gräfin Aurora ihr zu Füßen.

„Sie sollen Alles erfahren, hohe Frau", rief sie leidenschaftlich, — „zuvor aber fassen Sie sich, auch das Entsetzlichste zu vernehmen. Es war Gottes Wille, daß es an Ihnen unschädlich vorübergehen sollte, — Sie haben vorläufig Nichts mehr zu fürchten."

Die Prinzessin mochte eine Ahnung der Wahrheit überkommen, denn sie lehnte sich schaudernd in ihren Sessel zurück; sich dann gewaltsam fassend, fragte sie beinahe tonlos, während sie auf die Tasse deutete:

„Sprecht es nur aus, Frau Gräfin: hat man mich vergiften wollen?"

Die Gräfin nickte unter Schluchzen mit dem Kopfe. Wie der schnelle Uebergang aus einer Gemüthsstimmung in die andere aber in ihrem ganzen lebhaften Wesen lag, erhob sie sich schnell wieder, vollständig gefaßt, und nahm von Neuem die Tasse.

„Ich habe einen großen Fehler begangen", sagte sie dabei wie zu sich selbst. „Wo ist der Beweis? — Aber nein, da ist noch eine Neige zurückgeblieben, man kann damit Versuche anstellen."

„Erzählt, wie Ihr auf diesen entsetzlichen Verdacht gekommen seid", hauchte die Prinzessin, auf die jetzt die hoffnungslose Bewegung der Gräfin übergegangen zu sein schien. „Ihr werdet getäuscht worden sein; — warum sollte man meinetwegen ein so schwarzes, todeswürdiges Verbrechen begehen?"

Es bedurfte einiger Zeit, ehe Aurora sich so weit sammeln konnte, genügende Auskunft zu geben, der die Prinzessin, starr vor Schrecken, zuhörte. Danach hatte sich ungefähr eine Stunde zuvor ein französischer Offizier der Marine, Namens d'Aubant, der zur Zeit dem Zaren bei Anlegung seiner Flotte diente, bei der Gräfin in einer höchst wichtigen Angelegenheit anmelden lassen und ihr auf das Glaubwürdigste eröffnet, daß man im Schilde führe, die Gemahlin des Zarewitsch an diesem oder dem folgenden Tage durch ihre Frühstückschokolade zu vergiften; er hatte sie beschworen, dieses Verbrechen schleunigst zu verhindern. Die zuverlässige Kunde davon wollte er durch die dritte und vierte Hand erhalten haben, ein in der großfürstlichen Küche angestellter Diener sollte im Rausche geplaudert haben; wie die Gräfin versicherte, hatten sie und d'Aubant noch keinen Verdacht, von wem der nichtswürdige Anschlag ausgegangen sei; sie verschwieg aber, um die unglückliche Frau nicht noch höher aufzuregen, daß ersterer sich allem Anscheine nach auf den Zarewitsch selbst zurücklenkte, und wenn man das Verhältniß zu seiner Gemahlin in Betracht zog, so entbehrte dies allerdings nicht aller Wahrscheinlichkeit. Welchen andern Feind konnte die unschuldige Charlotte Christine wohl auf der ganzen Welt haben, als ihn?

Darum bestand die Gräfin auch darauf, daß keine Anzeige von dem ganzen Vorfalle gemacht würde, und beschwor die Prinzessin nur, sich in Zukunft auf das Aeußerste in Acht zu nehmen.

Da Charlotte Christine es wünschte, wurde auch die Prinzessin Juliane von Allem in Kenntniß gesetzt. Sie schüttelte zwar zu der Behauptung der Gräfin ungläubig den Kopf, verlangte aber doch, gleich dieser, daß man den noch in der Tasse befindli-

chen Rest des Getränkes einem Hunde oder anderen Thiere vorsetze, um sich zu überzeugen, ob jener d'Aubant nicht vielleicht nur durch eine grundlose Behauptung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und die Prinzessin sich zu Danke verpflichten gewollt habe. Obgleich es dem milden Sinne Charlotte Christinens selbst widerstrebte, eine solche Probe zu machen, nahmen Juliane und Aurora von Königsmark dieselbe doch sogleich in einem Zimmer der ersteren mit einem Hündchen vor, und eine Stunde darauf starb dieses unter allen Anzeichen der Vergiftung.

Die Prinzessin Juliane theilte jetzt vollkommen den auf den Zarewitsch gerichteten Verdacht der Gräfin; worauf ließ sich aber eine förmliche Anklage gegen ihn oder eine andere Person aus seinen Diensten bei dem Zaren begründen, ohne daß es Alexej möglich gewesen wäre, sie von sich abzuwälzen? welches ungeheure, gehässige Aufsehen, vor dem die beiden Frauen zurückschreckten, würde dies verursacht haben? — und endlich gedachten sie auch nicht den ersten Entdecker des Geheimnisses, jenen Offizier d'Aubant, der Rache des Zarewitsch, der er zweifellos unterliegen mußte, auszusetzen. Man beschloß also, äußerst aufmerksam über die Prinzessin zu wachen, und, wenigstens vorläufig, zu schweigen.

Obgleich Niemand einen bestimmten, obenein so empörenden Verdacht gegen Charlotte Christine äußerte, mochte sie selbst ihn doch vielleicht für den natürlichsten halten, denn sie erschien auf das Höchste angegriffen und ihre Schwermuth wurde immer tiefer. Sie äußerte sich nicht laut, nur verlangte sie entschieden, daß ihr jener d'Aubant, der Retter ihres Lebens, vorgestellt würde, da sie ihn näher zu befragen und ihm ihren Dank zu bezeigen wünsche. Die Gräfin mußte ihr versprechen, dies einzuleiten.

Bald nachher, nachdem sich Aurora schon wieder entfernt hatte, hörte man in dem Zimmer der Prinzessin, die sich noch mit ihrer Cousine allein befand, wie sich starke und rasche Tritte durch das Vorzimmer näherten.

„Der Zar!“ rief Charlotte Christine ängstlich. „Ich erkenne ihn an seinem Gange.“

„Um Gotteswillen, fasse dich jetzt und lasse ihn keine Thräne, keine Spur von Aufregung blicken,“ bat Juliane. „Wenn er erfahren sollte, was Dir zugestoßen ist, wird er in den maßlosesten Zorn gerathen und Unschuldige werden darunter leiden müssen.“

Die Prinzessin hatte kaum noch Zeit gefunden, ihre Thränen zu trocknen, als die Thür ungestüm geöffnet wurde und ohne jede Anmeldung Peter in demselben Anzuge, den er im Hafen getragen hatte, von wo er soeben zurückkehrte, eintrat; der Allongeperücke hatte er sich bereits entledigt und sie ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben, nachdem er denselben gezwungen hatte, zum Willkommen eine große Schale Branntwein mit ihm zu leeren.

Der Zar schien der besten Laune zu sein; er ging rasch auf seine Schwiegertochter, der er oft solche vertrauliche Besuche abstattete, zu, verhinderte es durch eine sanfte Bewegung, daß sie, sich tief verbeugend, seine Hand an ihre Lippen zog, und küßte sie unbefangen auf Stirn und Wange; sein Gesicht sprach dabei großes Wohlwollen und innige Theilnahme aus.

„Die Heiligen mögen dich in ihren Schutz nehmen, mein Töchterchen,“ sagte er zu ihr und begrüßte dann erst die Prinzessin Juliane, die sich ihm näherte und der er den Handkuß gestattete, mit freundlichem Kopfnicken. Jetzt erst mußte ihm das bleiche, erregte Aussehen seiner Schwiegertochter, so wie deren verweinte Augen auffallen, denn er stutzte, seine Stirn faltete sich, was bei ihm immer auf nahenden, oft ganz schrankenlosen Sturm deutete, und er fragte in ernstem, tiefem Tone:

„Du hast geweint, Charlotte? — Hat dich Jemand zu beleidigen gewagt?“

„Nein, nein, hoher Herr,“ erwiederte die Prinzessin erschrocken, aber zum Unglück traten ihr dabei die eben getrockneten Thränen von Neuem in die schönen Augen, die

sie, seinen Unmuth zu besänftigen, bittend zu ihm aufschlug; stammelnd fuhr sie fort: „Ich habe eine schlechte Nacht zugebracht."

„Nenne mich nicht hoher Herr," gebot der Zar, augenscheinlich unbefriedigt. „Du weißt, ich liebe es, wenn meine Kinder mich Väterchen *) nennen. Wer hat deine Nachtruhe gestört?"

„Kein Mensch, Väterchen," stotterte die Prinzessin, vergebens bemüht, Fassung zu erringen. „Du weißt, daß ich öfter leide, — mein Körper ist schwach —"

„Ich weiß es, — ich weiß auch, wer der Urheber deines Leidens ist, mein Kind," unterbrach sie Peter, während sein Gesicht sich im schwer bekämpften Zorn röthete; dabei strich er aber der Prinzessin, die er wirklich zärtlich liebte, begütigend über das blonde Haar. „Du gestehst mir nicht die Wahrheit, ich will wissen, was dir zugestoßen ist und deine Thränen fließen ließ."

Charlotte Christine befand sich augenscheinlich in großer Angst; sie besaß nicht genug Verstellungsgabe, dies zu verheimlichen.

Rasch entschlossen ging der Zar auf die Prinzessin Juliane zu, ergriff ihre Hand und sagte, sie mit seinen durchbohrenden Augen anblitzend:

„Ich befehle dir, mir zu sagen, weshalb die Gossudarina geweint hat."

Die Prinzessin Juliane befand sich jedenfalls in einer bösen Verlegenheit, denn wenn sie auch entschlossen war, das Vorgefallene der Verabredung gemäß nicht zu verrathen, so wußte sie doch auch recht gut, daß der Zar keinen Widerspruch dulde und Nichts mehr als eine Lüge hasse, auch preßte er jetzt ihre feine Hand so gewaltig in der seinigen, daß sich ihre Gesichtsmuskeln verzogen und sie vor Schmerz laut hätte aufschreien mögen.

Charlotte Christine sah die Noth ihrer Freundin, und um derselben ein Ende zu machen, rief sie unbedacht unter strömenden Thränen:

„Lasse Juliane, Väterchen, — ich will dir Alles gestehn."

Befriedigt kehrte Peter zu ihr zurück, ließ sich auf ihren Sessel nieder, nahm sie auf seinen Schoß und liebkoste sie wie ein Kind; auch er schien sehr bewegt von den Thränen der schönen blassen Frau.

„Ich fürchtete," bekannte Charlotte auf sein fortgesetztes Drängen in abgebrochenen Worten, — „ich hatte den Verdacht, daß man mir nach dem Leben stellte."

Das böse Wort war herausgeschlüpft, ohne daß es eigentlich in ihrer Absicht gelegen hatte, sich bei dem Zaren zu beklagen. Sonderbarerweise machte diese Eröffnung übrigens nicht einen Eindruck auf Peter, wie man es hätte denken sollen; er hielt ein solches Attentat wohl für ganz unmöglich oder begriff noch nicht recht, wie er sich das Wort seiner Schwiegertochter zu deuten habe.

„Nach deinem Leben trachten?" fragte er verwundert. „Was soll das heißen?"

„Durch Gift," stammelte die Prinzessin.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Keppler.

Der schöne Gedanke, den genialsten deutschen Astronomen, den Entdecker der nach seinem Namen benannten Gesetze der Planetenbewegung, den hochsinnigen Verfasser der „Weltharmonie" durch ein Denkmal zu ehren, ist bekanntlich vorerst gescheitert. Das Denkmal sollte in Weil errichtet werden, welches zwar nicht sein Geburtsort, aber doch die seinem Geburtsort zunächst liegende Stadt ist. Sechstausend Gulden waren

*) Ein vertraulicher Ausdruck, der im Russischen oft gebraucht wird.

bereits zu diesem Zwecke gesammelt worden, als das Bankhaus, bei welchem sie niedergelegt waren, unvermuthet fallirte und jene Summe verloren ging. Inzwischen ist freilich an ein Denkmal, das dauernder als Erz ist, an die Herausgabe von Kepplers sämmtlichen Schriften, die Hand gelegt worden; doch wird neuerdings auch der Gedanke rege, das materielle Erinnerungswerk deßhalb nicht aufzugeben.

Bei solchen Gelegenheiten tauchen die übertriebenen Vorstellungen wieder auf, die sich in Bezug auf das unglückliche Leben und traurige Hinscheiden des „kaiserlichen Mathematikus" festgesetzt haben. Folgende Mittheilung ist wohl geeignet, dieselben auf das richtige Maß zurückzuführen.

Johann Keppler wurde, gleich seinem späteren Beschützer Wallenstein, zwei Monate zu früh *) geboren und blieb sein Leben lang zart und klein. Sein Vater Heinrich hatte sich, obgleich Protestant, bei Alba's Heere anwerben lassen, dem seine Mutter Katharine als Marketenterin folgte, während der kleine Johannes bei seinem Großvater Sebald Keppler, Bürgermeister der freien Reichsstadt Weil in Schwaben, geblieben war. Hier fand ihn die Mutter, welche die Sorge um ihr Kind zurückgetrieben hatte, schwer an den Blattern erkrankt und in Gefahr das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Auch im späteren Alter verblieb ihm als Folge dieser bösartigen Krankheit eine lästige Schwäche und Reizbarkeit der Augen.

Die Vertheidigung seiner Mutter, die von ihrer ehemaligen Freundin Ursula Reinbold als Hexe angeklagt worden war, machte Kepplern während der Jahre 1615 bis 21 viel zu schaffen, um so mehr, da er nicht wagen durfte, wegen der damals herrschenden Vorurtheile die Möglichkeit der Zauberei zu bestreiten, sondern sich nur darauf beschränken mußte, die gegen seine Mutter erhobenen Beschuldigungen zu entkräften.

Aus den Biographien Kepplers von v. Breitschwert (1831) und Bülau (1854) geht hervor, daß derselbe keineswegs von allem Besitz entblößt und in Noth starb (15. Nov. 1630), und daß Kästner's Epigramm auf Keppler:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — — und starb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod."

zum mindesten übertrieben ist. Der Wahrheit näher kommen die von Justinus Kerner ihm zu Ehren gedichteten, gemäßigteren Verse:

„Arm, preisgegeben jeglicher Beschwerde,
Vom undankbaren Heimathland vertrieben,
Sah er empor von dieser kalten Erde,
Und lernte recht die warmen Sonnen lieben.
Der Erd' entlehntes Licht er gern entbehrte,
War ihm die hell're Heimat doch geblieben,
Von Sonnengold sein hehres Haupt umflossen,
Stand jeder Himmel vor ihm aufgeschlossen."

Notizen.

Calderons geistliche Festspiele erscheinen jetzt vollständig in deutscher Uebersetzung von Dr. Franz Lorinser, Pfarrer von Sanct Matthias in Breslau. Im Spanischen heißen diese wunderbaren Dichtungen autos sacramentales; auto ist das lateinische actus in dem Sinne, wie man von einem Schul-Actus spricht; also Dichtungen, durch welche, wie durch das Frohnleichnamsfest selbst, an dem sie meist aufgeführt wurden, das heilige Sacrament ver-

*) Zu Magstadt im Würtembergischen, am 27. Dec. 1571.

herrlicht wird. Die „historisch-politischen Blätter," welche das Werk von Lorinser anzeigen, erkennen an, daß das Verständniß Calderons der Neuzeit vorzugsweise durch protestantische Gelehrte eröffnet worden sei. Katholische Regierungen haben sich in Zeiten, wo sie von den Tendenzen der Aufklärung beherrscht waren, dem geistlichen Festspiel feindselig erwiesen; so wurde die Darstellung derselben in Spanien im Jahr 1767 unter dem Ministerium Aranda verboten. Ebenso hat Montpelas' Verwaltung im Anfang unseres Jahrhunderts das herrliche Oberammergauer Passionsspiel unterdrückt. — Bisher waren die bekanntesten deutschen Bearbeitungen Calderon'scher Auto's die von Eichendorff, der nicht weniger als elf, von Fürstbischof Diepenbrock, der in seinem „geistlichen Blumenstrauß" eines, und von L. Braunfels, der ebenfalls eines (das Mahl des Belsazar) übersetzt hat. Auffallend ist es, daß Dr. Lorinser sich die Bestellungen auf sein dankenswerthes Werk unter seiner Adresse (Breslau, Ritterplatz 17) erbittet.

Diesterwegs Wirken in Frankfurt wird von einem erklärten Gegner seiner Richtung, **Gerd Eilers**, also geschildert: „Die Frankfurter Schulverwaltung berief (1813) den zweiten Lehrer an der Secundärschule in Worms, Herrn Diesterweg, an die Musterschule in Frankfurt. Wenn ich nicht irre, war es Ritter, der Geograph, der auf Diesterweg hinwies. Bald zeigte sich, daß man den rechten Mann getroffen, einen Mann nach dem Herzen der Frankfurter Bürger. Wenn ein Lehrer für irgend eine deutlich ausgesprochene ins Leben eingreifende sittliche Idee eine reine, uneigennützige oder gar aufopfernde Begeisterung thatsächlich kund gibt, gewinnt er die Achtung und das Vertrauen edler Männer und Frauen. Dies war bei Diesterweg um so mehr der Fall, als er mit seiner pädagogischen Begeisterung einen mehr als nur oberflächlichen Reichthum philosophischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse verband. Was aber am meisten die Aufmerksamkeit aller Mütter, auch derer, die den höheren Kreisen des Frankfurter Lebens angehörten, erregte, war seine Meisterschaft in der Unterrichtsmethode und die aus seinem Herzen hervorgehende Kunst, sich die Liebe seiner Schüler zu erwerben. In allen Frankfurter Gesellschaften war von Diesterweg die Rede. Auch auf die Ausbildung seiner Collegen übte er durch sein Beispiel einen Einfluß, der bald allgemein bemerkbar wurde." (G. Eilers, meine Wanderung durchs Leben, sechster Band.)

Der Aberglaube vom Storch, wie er in Deutschland verbreitet ist, wird von Dr. Karl Schiller in seiner Schrift „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes" (Schwerin 1861) wissenschaftlich erklärt. Der Storch heißt **Adebar**, d. h. Gutsbringer, Glückbringer; auch wohl Kinderbringer (von od, Nachkommen, oder ot, Gut). Sieht man den ersten Storch im Frühjahr fliegend, so bedeutet dies zunehmenden Wohlstand; sieht man ihn auf dem Neste, so ist Eheglück zu erwarten. Das Haus, auf dem er nistet, wird nicht vom Feuer betroffen; steht gleichwohl ein Brand bevor, so bringt der Storch seine Brut einen Tag vorher in Sicherheit. Als die Störche Ravenna verließen, schloß Attilla daraus auf den Untergang der Stadt. Im Mecklenburgischen singen die Kinder: Adebarer, Roder, bring mi 'n lütten Broder; Adebarer. Nester. bring mi 'n lütte Schwester." Wenn nämlich der Storch als Ruderer (Roder), also im Flug erscheint, bringt er einen Knaben; wenn er auf dem Neste sitzt ein Mädchen." Ist der ankommende Storch unten weiß, so wird der Sommer trocken; das Gegentheil tritt ein, wenn er fahl oder schwärzlich ist. Wir bemerken hierzu noch, daß das alte „Od" auch in dieser Schreibart für **Gut** vorkommt, so in dem Worte Kleinod; hierzu gehört auch das angelsächsische Ed in den Namen Edward, Edgar, Edmund, d. h. Wächter, Beschützer des Gutes oder Gutsherr.

Der niedere Klerus in Frankreich (die curés) wurde 1789 von Siéyes als tiers-état de l'église bezeichnet. In einer neuen Schrift von Cayla, dem Verfasser des Empereur-Pape, wurden die Pfarrer als prolétaires de l'autel apostrophirt; es drückt sich in beiden Anreden ein charakteristischer Unterschied der Zeiten aus. Cayla meint, das 1789 der Kirche werde eben so groß und ruhmvoll sein als das des Ballhauses und des Bastillensturmes.

Von Immermanns Münchhausen ist der „dorfgeschichtliche" Theil in französischer Uebersetzung von Marie d'Asa unter dem Titel „la blonde Lisbeth", mit einer Vorrede von Nefftzer erschienen. Jedenfalls war es wohlgethan, die selbst für deutsche Leser schon veraltete litterarische Satire wegzulassen und die Uebersetzung auf denjenigen Theil der Erzählung zu beschränken, der so leicht nicht veralten wird.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 5. April. (Abonnement-Vorstellung.) **Das war ich.** Ländliche Scene in 1 Akt von Hutt. Hierauf: **Herr Hampelmann im Eilwagen.** Eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

N: 4. Samstag, 6. April 1861.

Johann Sebastian Bach's „Hohe Messe.“

Der Frankfurter Cäcilien-Verein trug in seinem 3. Concerte (am Charfreitag Abend) J. S. Bach's großartiges Werk „die hohe Messe“ (in H-moll) mit voller Orchesterbegleitung vor. Es bewährte sich auch bei dieser Aufführung, daß in der Kunst das nach Inhalt und Form Strenge, Ernste, Großartige eine sichere Anziehungskraft übt, wenn die bildende Hand des Künstlers von einem so hervorragenden gewaltigen Genius wie der J. S. Bachs geleitet wird. Haben seine größeren Werke zu Lebzeiten des Künstlers (geb. 1685, † 1750) und beinahe während eines Jahrhunderts nach seinem Tode eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung nicht gefunden, sind sie weder in Hofcapellen noch Hofconcerten noch bei den großen Musikfestivitäten des vorigen Jahrhunderts aufs Programm gesetzt worden, so erklärt sich dieß schon aus der für unser Land und Volk beschämenden Richtung, welche der Kunstsinn bei den mächtigen und einflußreichen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrn zu jener Zeit genommen hatte.

Mit wenigen Ausnahmen wurde an den Höfen der deutschen Reichsfürsten nur welscher Sitte, welschem Luxus und Geschmack gehuldigt. Die deutschen Talente wurden entweder in den Schatten der Vergessenheit zurück gestellt und gingen ins Ausland (Bach, Händel), oder bequemten sie sich italienischem und französischem Geschmack an (Hasse, Graun), indem sie für die Hofcirkel italienische Opern schrieben. Für Letztere wurden Summen verwendet und verschwendet, die uns jetzt ins Reich der Fabel zu gehören scheinen. Natürlich imponirte das Prachtvolle, Reiche der italienischen Oper auch dem gemeinen Bürgersinn. Der Luxus, das Reizende in der Darstellung nahm alle Sinne gefangen. Alles drängte sich zu diesen Vorstellungen; die Täuschung, die Verwechselung lag nahe: das Ausländische, Kostbare, frivol Reizende, von den mächtigen Herren Beschützte und Bevorzugte galt auch bei unsern guten Voraltern für das Schöne, für das Gute in der Kunst. Gekünstelt galt für kunstreich; und leider galt — bis auf Gluck — diese versteinerte Manier für Styl, und legte selbst dem Talente die drückendsten Fesseln an.

Um nur an einigen Beispielen den Geist zu characterisiren der jene Zeit beherrschte — wir sprechen von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — so erinnern wir an Antonio Lotti, der sich bis 1720 als Opern, und Kirchencomponist in Dresden aufhielt; er bezog mit seiner Frau Santa Stella (Sopranistin) 10,500 Rthlr. Gehalt! (die italienischen Operisten zusammen kosteten jährl. 42,938 Rthlr., die Kapelle 17,760 Rthlr.; daneben wurden noch französ. Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, italien. und französ. Schauspieler besoldet, denen der König im sog. französischen Dorfe bei Pillnitz eine Reihe von 30 auf seine Kosten ausmeublirten Häusern eingeräumt hatte.

Im Jahre 1731 wurde der berühmte Hamburger Hasse mit seiner Gattin Faustina (geb. Bordoni), als Oberkapellmeister an den Hof nach Dresden

berufen. Sie bezogen zusammen einen festen Jahresgehalt von 12,000 Rthlr. Die Inscenesetzung einer einzigen Oper Hasses. „Solimanno", die 1753 zur Aufführung kam, kostete 100,000 Rthlr.

Zu dieser Zeit war es, wo J. S. Bach, als städtischer Musikdirector und Cantor an der Thomasschule zu Leipzig (seit 1723) in der bescheidensten äußern Stellung sein sittlich reines Familien-, sein reiches, arbeitvolles Berufsleben führte und mit fleißiger nie ermüdender Hand, mit der ihm eigenthümlichen schöpferischen Genialität, die von einem tiefen religiösen Sinne erwärmt und durchleuchtet war, die Passionsmusiken, Messe, die große Anzahl der Kirchencantaten und die bewunderungswürdigen größern Instrumental-Compositionen schrieb.

Von jeher ist uns der Gegensatz, in welchem J. S. Bach zu der herrschenden Richtung seiner Zeit stand, besonders bemerkenswerth erschienen, weil man daran die nachhaltige Kraft, den sichern festen Schritt des Mannes erkennen kann, der mitten in eine gesunkene frivole oder in Aeußerlichkeiten befangene Zeit gestellt, die einem schimpflichen Untergang entgegeneilt, seinen Sinn rein, seinen Blick ungetrübt auf die sittliche Weltordnung in der eignen Brust richtet, und in den kunstreichsten Formen der musikalischen Sprache unsterbliche Werke dichtet, die seine Zeit nicht zu würdigen versteht, und die uns erst durch die Bemühungen Naegelis, Zelters, Schelbles, Mendelssohns, Messers wieder zugänglich gemacht worden sind.

Zunächst wurden wir wieder auf diese Betrachtungen durch einen Brief geführt, den Bach an August III. (den zweiten König von Polen, regiert von 1733—1763) schrieb, als er Letzterm die H-moll Messe (oder richtiger die Hauptstücke daraus) zu überreichen wagte. Der Brief findet sich in der Vorrede zu der Hohen Messe in der neuen Ausgabe der Bach-Gesellschaft. Diese Ausgabe ist verhältnißmäßig nur in wenigen Händen und es dürfte die Leser des N. Fr. Museum interessiren ihn hier zu finden. Er lautet:

„Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friederich Augusto, Königl. Prinzen in Polen und Litthauen, Herzogen zu Sachsen (folgt der große Titel). Meinem gnädigsten Herrn.

Durchlauchtigster Churfürst,
Gnädigster Herr.

Ew. Königl. Hoheit überreiche in tiefster Devotion gegenwärtige geringe Arbeit von derjenigen Wissenschaft, welche ich in der Musique erlanget, mit ganz unterthänigster Bitte, Sie wollen dieselbe nicht nach der schlechten Composition, sondern nach Dero weltberühmten Clemenz mit gnädigsten Augen anzusehen und mich darbey in Dero mächtigste Protection zu nehmen geruhen. Ich habe einige Jahre und bis daher bey den beyden Hauptkirchen in Leipzig das Directorium in der Musik gehabt, darbey aber ein und andere Beschränkung unverschuldeter Weise auch jezuweilen eine Verminderung derer mit dieser Function verknüpften Accidenzien empfinden müssen, welches aber gänzlich nachbleiben möchte, daferne Ew. Königl. Hoheit mir die Gnade erweisen und ein Praedikat von Dero Hoff-Capelle conferiren, und deswegen zur Ertheilung eines Decrets, gehörigen Ortes Hohen Befehl ergehen lassen würden, Solche gnädigste Gewehrung meines demüthigsten Bittens wird mich zu unendlicher Verehrung verbinden und ich offerire mich in schuldigstem Gehorsam, jedesmal auf Ew. Königl. Hoheit gnädigstes Verlangen, in Componirung der Kirchen Musique sowohl als zum Orchester meinen unermüdeten Fleiß zu erweisen und meine ganzen Kräffte zu Dero Dienste zu widmen, in unauffhörlicher Treue verharrend Ew. Königl. Hoheit unterthänigst gehorsamster Knecht

Dresden, den 27. July 1733. Johann Sebastian Bach."

Es erfolgte jedoch vorerst — Nichts von Seiten der Königl. Hoheit auf diese Bitte; die Aufführung der Messe in Dresden ist selbst nicht einmal nachweisbar. Drei Jahre später, im Jahre 1736, erhielt Bach den Titel eines Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Hofcompositeurs.

Die jüngste Aufführung dieses nach unserm Urtheil alle andere Werke derselben Gattung weit überragenden Werks war eine gelungene. Wer die Schwierigkeiten näher erwägt, die überwunden werden müssen, bevor dieß Riesenwerk auf eine so befriedigende Weise zu Gehör gebracht werden kann, wird dem Cäcilien-Verein die Anerkennung eines gewissenhaft fleißigen Studiums und eines frischen schwungvollen Vortrags nicht versagen. Wahrhaft zu bewundern war der schöne kräftige Klang der Sopran- und Altstimmen, die mit jugendlicher Begeisterung und ungeminderter Kraft bis zum Schlusse der Messe, (in einer Temperatur, die geeignet war jede Energie zu lähmen), ihre schwierigen und dabei doch so sangbaren Melodieen vortrugen. Auch die kleine aber auserwählte Schaar der Tenoristen hielt sich tapfer, und das ganze bewegte sich in Sicherheit auf dem Fundament der geschulten und zuverlässigen Baßstimmen. Die Solo-Partieen waren in den besten Händen und wenn man sich denkt — was man jetzo darf ohne für einen Schwärmer zu gelten — daß ehe ein Jahr vergeht, dem Cäcilien-Verein vergönnt seyn wird, solche Werke in einem geeigneten, würdigen und akustisch günstig wirkenden Locale zu wiederholen, so wird man sich doppelt der auf das Studium solcher Werke verwendeten Zeit und Arbeit freuen und dem Dirigenten die Anerkennung nicht versagen, die seiner aufopfernden Widmung und seiner unermüdeten Thätigkeit in seiner neuen Stellung gebührt. M.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

„Aber wir haben uns von dem Ungrunde unserer Furcht überzeugt,“ fügte Prinzessin Juliane mit rascher Geistesgegenwart hinzu. „Die Chokolade, welche die Gossudarina alle Morgen genießt, hatte dieses Mal einen so seltsamen Geschmack und Geruch, daß es uns auffällig war; es war aber nur ein Zufall, vielleicht ein Versehen, denn wir haben sie einem Hunde eingegeben und er lebt und ist ganz munter.“

Die Prinzessin Charlotte nickte bestätigend mit dem Kopfe und versuchte zu lächeln.

„Welche thörichten Weibergedanken!“ murmelte der Zar, anscheinend doch ein wenig bestürzt, vor sich hin. „Zeigt mir einmal die Tasse!“ gebot er dann barsch.

Juliane holte das indessen schon wieder gereinigte Gefäß herbei und der Zar beerachtete es lange aufmerksam. Jedenfalls war er unruhig bewegt, als sei auch in ihm ein böser Verdacht, wenigstens der Glaube an die Möglichkeit eines solchen aufgestiegen. Er bezwang sich aber, da er wohl Nichts für einen solchen sprechend fand, liebkoste Charlotte noch zärtlicher als zuvor, versuchte sie aufzuheitern und erzählte ihr deshalb sein Zusammentreffen mit dem preußischen Gesandten, fiel dann aber wieder in seine Verstimmung zurück und ging bald, nachdem er weniger freundlich als sonst Abschied genommen hatte.

Die Frauen athmeten nach seiner Entfernung aus erleichterter Brust auf. Peters nächster Gang aber war nach der Küche des Zarewitsch, woselbst er höchst eigenhändig den Koch, der die Chokolade bereitet hatte, tüchtig abprügelte, wobei er nur angab, das Getränk sei schlecht gekocht gewesen. Vielleicht schlug demselben Manne

das Gewissen noch stärker als ihn der Stock seines erlauchten Gebieters traf, aber die Vergiftungsgeschichte kam nicht weiter zur Sprache.

Die Gräfin von Königsmark hielt der Prinzessin ihr Wort und ließ den Offizier d'Aubant wieder zu sich bescheiden, um ihn von der Absicht der hohen Frau in Kenntniß zu setzen.

d'Aubant war ein jugendlicher Abenteurer im bessern Sinne des Wortes. Von einer armen, aber edlen Familie abstammend, hatte er schon in der Jugend die Eltern und alle näheren Verwandten verloren und stand, auf seine eigene Kraft angewiesen, allein in der Welt da. Mit Mühe gelang es ihm, Aufnahme in eine Marineschule zu finden, in der er auf Staatskosten für den königlichen Dienst ausgebildet wurde, dann trat er als Cadet in denselben über und erwarb sich als tüchtiger Seemann und braver Soldat den Lieutenantsrang. Er war ehrgeizig ohne Uebertreibung und von lebendiger Phantasie, er sehnte sich also nach mehr Abenteuern und einem schnelleren Aufschwunge seiner Carriere, als der vaterländische Dienst ihm zu bieten vermochte. So ergriff er denn mit Freuden die Gelegenheit, in die Dienste des russischen Zaren überzutreten, als dieser den König von Frankreich um einige tüchtige Offiziere für seine neu zu bildende Marine gebeten hatte. Obgleich er in diesem neuen Verhältnisse noch nicht das Glück gehabt hatte, die besondere Aufmerksamkeit des Zaren auf sich zu ziehen, hatte er sich doch dieser gewiß schon werth gemacht, denn er hatte tapfer gegen die Schweden gefochten und bei dem Baue der neuen Schiffe große Kenntnisse und Eifer an den Tag gelegt.

Was den Charakter dieses Jünglings, der jetzt fünfundzwanzig Jahre zählte, anbetraf, so war er entschieden, ehrenwerth und furchtlos; letztere Eigenschaft ging schon daraus hervor, daß er sich nicht scheute, die Anklage gegen den mächtigen Zarewitsch, der ihn spurlos verschwinden lassen konnte, wenn er wollte, auf sich zu nehmen, nachdem ein bloßer Zufall ihn auf die Spur des Verbrechens gebracht hatte. Freilich kam zu diesem Entschlusse vielleicht noch die stumme Verehrung, die er der Prinzessin Charlotte Christine widmete, seitdem er sie bei einer ihrer Spazierfahrten zum ersten Male gesehen hatte, denn damals hatte ihn ihre Schönheit ebenso tief ergriffen, als die Erzählungen von ihrem Unglücke ihn zur innigsten Theilnahme und Mitleid mit ihrem Schicksale anregten. Es war eine wahrhaft schwärmerische Verehrung, die d'Aubant der Fürstin zutrug, eine jener resignirten Lieben des Mittelalters, wie man sie in den Gesängen der provençalischen Troubadours geschildert findet, denn von einem andern Gefühle konnte bei ihm schon deßhalb nicht die Rede sein, weil es dem Wahnsinne nahegekommen wäre, es für eine so hoch über ihm stehende Frau zu hegen.

Gaston d'Aubant zeichnete sich durch das gefälligste Aeußere und eine gewinnende Liebenswürdigkeit aus, die ihm schnell Freunde gewann; er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, besaß wissenschaftliche Bildung und ein edles Auftreten, wie es damals besonders jedem französischen Edelmanne eigen war; das Seeleben hatte dem keinen Eintrag gethan. Seine hohe schlanke Figur trug sich stolz und gewandt, sogar mit großer Anmuth, von seinen schönen regelmäßigen Zügen strahlte Jugend und Gesundheit, sinnend ernste, zuweilen feurig aufblitzende dunkle Augen, in denen sich viel Herzensgüte aussprach, belebten dieses Gesicht, das von glänzendem, dunkelgelocktem Haare eingerahmt wurde. Sein ganzes Aeußere machte ihn zu einem Manne, der Frauen bezaubern und ernste Männer für sich gewinnen konnte.

Die Mittheilung der Gräfin Königsmark, daß die Gemahlin des Zarewitsch ihn sprechen wolle, erfüllte ihn mit dem freudigsten Entzücken, gleichzeitig aber auch mit banger Besorgniß. Er fühlte, daß er an einem Wendepunkte seines Lebens stehe, denn jetzt schon brauste die Leidenschaft in ihm auf, und wie sollte er sie

dämmen, wenn das Auge der Fürstin erst freundlich auf ihm geruht, ihre Lippen Worte des Dankes und der Anerkennung zu ihm gesprochen hätten?

Der zu seiner Vorstellung bestimmte Tag kam heran. Auf Zureden der Prinzessin Juliane und der Gräfin Königsmark, die eine Mißbilligung dieses Schrittes durch den Zarewitsch oder gar den Zaren selbst fürchteten, hatte Charlotte Christine sich entschlossen, den jungen Offizier nicht im Sommerpalaste, sondern in der in der Stadt gelegenen Wohnung der Gräfin zu empfangen. Charlotte Christine wollte nur ihren Lebensretter kennen lernen und ihm danken; ein anderer Gedanke regte sich nicht in ihr und es fiel ihr nicht ein, daß hämische Menschen ihr diesen Schritt, den sie in der vollen Unschuld ihres Herzens that, anders auslegen könnten. Etwas Anderes spiegelte der glühende Wunsch seines Herzens, der urplötzlich das Haupt erhoben hatte, d'Aubant vor; er verehrte die Prinzessin zu hoch, um sie eines ihrer unwürdigen Gedankens für fähig zu halten, aber er sah in dieser Zusammenkunft, die halb mit dem Schleier des Geheimnißvollen bedeckt werden mußte, doch eine besondere Auszeichnung, und an diese knüpfte seine glühende Phantasie Hoffnungen, die er sich noch nicht auszumalen wagte.

Die Gemahlin des Zarewitsch kam in einem einfachen Kabriolet, nur von der Prinzessin Juliane begleitet, nach der Wohnung der Gräfin Aurora; es lag in diesem Besuche einer angesehenen Dame, welcher der ganze Hof Aufmerksamkeiten erwies, nichts Aufsehen Erregendes. d'Aubant hatte sich schon früher eingefunden und wartete herzklopfend.

Mit sanftem Lächeln, das durch ihr Leiden etwas ungemein herzergreifendes gewann, blickte Charlotte Christine auf ihn herab, als er, vor ihr niederkniend, die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen zog; vielleicht fühlte sie das leise Zittern der seinigen, denn eine flüchtige Röthe stieg in ihre Wangen, aber sie zürnte jedenfalls nicht dem Manne, dem sie so viel verdankte. Hatte schon Gräfin Aurora die Schönheit und das edle Wesen des Jünglings, den sie jetzt gewissermaßen als ihren Schützling betrachtete, gerühmt, so machte er jetzt auf die Prinzessin Juliane und jedenfalls auch auf deren hohe Verwandte denselben günstigen Eindruck.

In Worten, die ein wenig gemessen klangen, vielleicht gerade weil Charlotte Christine diesen Eindruck verheimlichen wollte, die aber dennoch befriedigen konnten, dankte sie d'Aubant für seine Theilnahme an ihrem Geschicke und seine furchtlose Aufopferung; bescheiden wies er diesen Dank zurück, da er nur seine Pflicht als Mensch und getreuer Unterthan erfüllt habe. Hierauf ließ sich die Fürstin nieder und richtete verschiedene Fragen, sowohl auf das Attentat als die persönlichen Verhältnisse des jungen Offiziers bezüglich, an ihn, die er, vor ihr stehend, mit großem Freimuthe beantwortete. Charlotte Christine gab sich diesem Gespräche gern hin, denn an die Jugenderlebnisse des beredten Erzählers in dem schönen Frankreich knüpfte sie die eigenen Erinnerungen aus der theuren Heimath unwillkürlich an, und die Sehnsucht nach jener ihr für immer entschwundenen Zeit stimmte sie so weich, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Das bescheidene Glück, das sie als Kind und heranreifende Jungfrau im Kreise einer geliebten und sie liebenden Familie auf einem einsamen Landschlosse im romantischen Harzgebirge, wo ihr Vater als Herr des Fürstenthums Blankenburg residirte, gefunden hatte, die Hoffnungen, die sich damals an ihre Zukunft knüpften, waren ihr für immer verloren gegangen und sie ahnte wohl, daß der schwarze Schleier, der noch auf dem Reste ihrer Lebenstage lag, nur Finsterniß und Schrecken verhüllte. d'Aubants Stimme schien ihr wie ein sanfter Trost aus ihrer Vergangenheit zu kommen, und ihr schon in hohem Grade angeregtes Interesse für den jungen Mann nahm schnell an Wärme zu.

Die Unterredung, deren Zeugen Prinzessin Juliane und die Gräfin Königsmark geblieben waren, dauerte ziemlich lange, und zu ihrem Schlusse richtete die Fürstin an

gen Offizier, dem es nicht entgehen konnte, welchen vortheilhaften Eindruck er auf sie gemacht habe, die Frage, in welcher Weise sie sich ihm auch thätig dankbar erweisen könne.

„Die Huld Eurer Hoheit, mir diese Unterredung zu bewilligen," erwiderte d'Aubant in einer Weise, die keinen Zweifel daran ließ, daß seine Worte wirklich aus dem Herzen kamen, — „hat mich überreichlich belohnt, und wenn meinem Herzen noch ein Wunsch übrig geblieben ist, so ist es nur der, daß der Himmel die Tage der edelsten und liebenswürdigsten Fürstin mit dem reichsten Glücke segnen und sie vor den Nachstellungen der Bosheit beschirmen möge, die ich einmal so glücklich war, als sein schwaches Werkzeug abwenden zu dürfen."

Die Prinzessin befand sich sichtlich in einiger Verlegenheit, ob sie sich mit dieser Uneigennützigkeit ihres Lebensretters einverstanden erklären sollte, denn sie zögerte unentschlossen, als sie den Handschuh abzog, ihm die Hand zum Abschiedskusse zu reichen; dabei fiel dieser Handschuh zu Boden. d'Aubant ließ sich rasch auf ein Knie nieder, um ihn aufzuheben und ihr wieder zu überreichen, wie von einem plötzlichen mächtigen Antriebe beseelt, hielt er inne und sagte, während eine Purpurröthe sich über sein Antlitz ergoß und seine Augen sich innig bittend auf Charlotte Christine richteten:

„Darf ich es wagen, Eure Hoheit um dieses äußerliche Andenken an die glücklichste Stunde meines Lebens zu bitten?"

Die Prinzessin wurde von dieser einfachen Bitte überrascht, welche augenscheinlich von überwallender Leidenschaftlichkeit eingegeben, eigentlich die strengen Grenzen des Rangunterschiedes zwischen ihr und dem bedeutungslosen Offizier überflog; sie mochte aber denken, daß es hart sein würde, dem feurigen Jünglinge dies fühlen zu lassen; vielleicht schmeichelte ihr auch die Empfindung, die er verrathen hatte, und sanft das Haupt als Zeichen ihrer Einwilligung senkend, erhob sie sich und reichte ihm die schöne Hand zum Kusse. Prinzessin Juliane und Gräfin Aurora lächelten heimlich und stellten sich, als sei ihnen diese kleine schnell vorübergehende Scene ganz entgangen.

Charlotte Christine brach sogleich wieder mit ihrer Cousine auf und kehrte nach einer Spazierfahrt in den Michailowskischen Palast zurück; es konnte ihrer Freundin nicht entgehen, daß sie noch nachdenklicher und schweigsamer als sonst war, daß zuweilen aber auch, ihr wohl selbst unbewußt, ein flüchtiges Lächeln auf ihr Antlitz trat.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Mittwoch den 4. April: Der Goldbauer, Schauspiel von Frau Birch-Pfeiffer.

Die schöne Zeit ist vorüber, wo ein neues Stück der Frau Birch-Pfeiffer ein deutsches Theaterereigniß war, wo die ernste Kritik es gewissenhaft vor ihr Forum zog und man sich durch scharf eingehende Beurtheilung desselben die kritischen Sporen verdienen konnte. Das Publikum hat sich, ich will nicht gerade sagen einem besseren, aber doch einem andern Geschmacke zugewendet; es begeistert sich nicht mehr für die mit dem Weißbinderpinsel al fresco aufgetragenen Spektakel- und Rührstücke, womit die Verfasserin sonst die deutsche Bühne beherrschte, als rettender Engel der bedrängten Theaterdirectionen, als unerschöpfliche Wohlthäterin der Schauspieler und Schauspielerinnen, die die theatralische Wirksamkeit der von ihr geschaffenen dankbaren Rollen so leicht für ihren eigenen Ruhm ausbeuten konnten. Frau Birch-Pfeiffer verstand sich immer vortrefflich auf den vulgären Geschmack, dessen wechselnde Richtungen ihre dreißigjährige Dramatisirungs-

Thätigkeit treu abspiegelt; ihre Schauspiele sind, nach kulturgeschichtlicher Zeitfolge, der Ausdruck und zugleich auch der Abschluß des zeitweilig grassirenden Geschichtromans, des aristokratischen Familienromans, des Bauernromans. Mit kluger Berechnung der sinnlichen Empfänglichkeit der großen Menge sättigte sie diese mit einer Fülle abenteuerlichen Stoffes, den sie, bei ihrer genauen Kenntniß der wirksamen Bühnenmittel, jederzeit zu überraschenden Theaterstreichen zuzuspitzen verstand; aber sie übersättigte auch das Publikum, das der Wirkung dieser nach der Schablone des handgreiflichsten Effekts gearbeiteten Modestücke endlich widerstehen mußte. So war die Verfasserin für die früheren Geschmacksrichtungen des großen Publikums stets eine zärtliche Pflegemutter, um dann für sie auch die Todtengräberin zu werden; und zu letzterer Funktion scheint sie sich nun, wie uns „Der Goldbauer" hoffen läßt, auch für die nachgerade widerwärtigen dorfgeschichtlichen Schicksalskomödien anzuschicken. Wir brauchen kaum zu sagen, daß auch „Der Goldbauer" aller der theatralischen Kunstgriffe sich erfreut, die den Ruhm und Erfolg der Birch-Pfeifferschen Stücke von jeher bewirkt haben; wir finden in ihm dasselbe vorherrschende romanhafte Interesse des Stoffes, dieselben für die drastische Wirkung des Augenblicks geschickt ausgedachten Charaktergegensätze, dieselbe rohe und oberflächliche, aber gleichwohl mit allerlei rührenden oder spannenden Situationen reich verbrämte Entwickelung; und dazu noch einen ganzen Plunder idyllischen Hausraths, in welchem selbst das Wiehern und Getrampel des wilden Schimmels im nahen Stalle zu unfehlbarer dramatischer Wirkung erhoben ist. Dagegen ist es der sonst so effectkundigen Verfasserin mit der Schlußscene des „Goldbauer" vollkommen mißlungen; hier muß die plump aufgetragene tendenziöse Absicht selbst den glaubensseligsten Zuschauer enttäuschen und das Stück, wie es wirklich geschah, unter allgemeinem Gelächter endigen. — Dieser Mißgriff benimmt dem Stücke jedoch nichts von seinem eigenthümlichen Werthe, der sich mit Einem Worte erschöpfend charakterisiren läßt: „Der Goldbauer" ist ein Meßstück, ein „sehenswürdiger" Beitrag zu dem bunten Allerlei des Frankfurter Meßlebens. Auch unsre Leser und Leserinnen werden sich hoffentlich von dem Besuche des Birch-Pfeifferschen Stückes nicht abhalten lassen; sie mögen im Voraus überzeugt sein, zum mindesten von Langweile verschont zu bleiben, diesem fatalen Gerichte, womit wir in so vielen andern, weit gehaltvolleren neuen Stücken, niemals aber in einem Birch-Pfeifferschen, regalirt werden; dann bietet „Der Goldbauer", dessen pathetische Scenen manchmal, wie man die Hand umdreht, in unwillkürliche Parodien umschlagen, gar manche ergötzliche Seiten dar; und endlich gewährt die hiesige Darstellung, wenigstens der Hauptpersonen, ein ernstlich ästhetisches Interesse.

An Einem Fehler litt die hiesige Vorstellung, für den jedoch Niemand verantwortlich zu machen ist: an einer babylonischen Verwirrung deutscher Dialekte. Die Ramsau glich, der Sprache ihrer Bewohner nach, mehr einer aus allen Gegenden Deutschlands zusammengewürfelten Fremdencolonie, als einer in uralter Abgeschlossenheit reinerhaltenen bayerischen Gebirgsgemeinde. Da nun aber auf dem bäurischaristokratischen Ahnenstolze der Ramsauer ein Hauptmotiv des Stückes beruht, so konnte, bei diesem thatsächlichen Beweise der Bevölkerungsmischung, das starre Festhalten des kräftigen Völkchens am Althergebrachten auch nur eine sehr zweifelhafte Illusion hervorbringen. Unmittelbar störend wirkte die reindeutsche Aussprache auf die volle Glaubwürdigkeit der von Herrn Schneider und Lebrün im Uebrigen sehr tüchtig und mitunter ergreifend dargestellten Charaktere des Toni und des Goldbauern; die belebende Macht des Dialekts würde, wie es dem Bildungsstande der im Stücke vorgeführten Lebenskreise gemäß ist, uns die pathetische Natur des ersteren vertraulich näher bringen, die fremdartig schroffe und zum Theil

unwahre Natur des letzteren zu größerer Wahrscheinlichkeit erheben. Glücklich wußte diese Dialektklippe Frau Lauber-Versing, die die graue Madai, diese unheimliche Bauern-Cassandra, recht eindrucksvoll spielte, zu umschiffen, während der Hacken-Bräu des Herrn Werkenthin unschwer den gemüthlichen Berliner Ramsauer verrieth. Herr Bürde (der adlige Landrichter) und Frl. Hassaty (das durch städtische Bildung verfeinerte, aber nicht verdorbene Landmädchen) erschöpften nicht ganz die feinere Gestaltungsfähigkeit ihrer Rollen. Als ächtes prächtiges Bauern-dirnd'l vereinigte Frl. Meyer das lebhaftere Interesse des Stückes in der allerdings sehr dankbaren, aber auch mit reizender Naturwahrheit von ihr dargestellten Rolle der Vroni; das war ein lebendiges Bild aus der Frauenwelt des bayrischen Gebirgs; jede Ramsauerin würde sie auf den ersten Anblick, auf den ersten Ton ihrer Rede als unzweifelhafte Landsmännin freudig begrüßt haben. Auch in der geistigen Durchführung bewährte sich Fräulein Meyer als geniale Künstlerin; der Kampf des verwöhnten, kindisch trotzigen Mädchens gegen die erwachende Liebe, die allmälige Verklärung des übermüthig energischen Selbstgefühls zum höchsten Muthe weiblicher Aufopferung und Entsagung, trat in ihrem Spiele mit allen mannigfach wechselnden Schattirungen überzeugend und erfrischend vor die Seele des Zuschauers, die dies meisterhafte Lebensbild voll ursprünglicher Kraft und poetischer Innigkeit nicht blos flüchtig in sich aufnahm. λ

Notizen.

Der Hanswurst beherrschte noch vor hundert Jahren in Wien die Bühne, von welcher ihn in Leipzig Gottsched, im Vereine mit der Neuberin, schon 1737 feierlich verbannt hatte. Das Wiener Publikum war entzückt von den extemporirten Possen des Hanswurstes Prehauser, und erst 1762 konnte jede Woche ein Trauerspiel und ein regelmäßiges Lustspiel aufgeführt werden. Christian Gottlob Stephanie (der Aeltere), der, noch bei der herumziehenden Schuch'schen Truppe engagirt, schon einen heftigen, wiewohl damals erfolglosen Kampf gegen den Harlekin begonnen hatte, war 1760 als Hofschauspieler nach Wien berufen worden, mußte aber, um die Wiener für sich zu gewinnen, anfangs sich ihrem Geschmacke anbequemen und, wenn auch mit Widerwillen, in Hanswurstiaden auftreten, und nur allmälig gewöhnte sich das Pulikum an regelmäßige und ernste Stücke. 1768 wurden jedoch wöchentlich nur noch zwei extemporirte Possen gegeben, und mit Prehauser's Tode 1769 nahmen dieselben völlig ein Ende, wiewohl sie Stephanie's Gegner Affligio wieder in ihre ehemalige Herrschaft einzusetzen suchte.

— Für die bevorstehende Pariser Gemälde-Ausstellung sind die Anmeldungen jetzt geschlossen; es wurden nicht weniger als 5000 Werke eingereicht, so daß, wenn auch ein Drittel davon zurückgewiesen wird, immer noch eine gehörige Anzahl übrig bleibt. Es befinden sich darunter zahlreiche Schlachtenbilder, allein fünf oder sechs Schlachten von Solferino, ein Porträt der Prinzessin Mathilde Dubufe, eins der Fürstin Metternich von Winterhalter u. s. w.

Der Wiener Humor behauptet sich dem kindischen Enthusiasmus der Ungarn gegenüber nicht unglücklich. Nestroy, zu einem Gastspiel nach Pest eingeladen, hat abgeschrieben, „weil er sich kürzlich einen neuen Cylinderhut angeschafft habe.“ Nicht übel in einer Zeit, wo die Hochmagyaren sich in ihrer geschmackvollen Weise das Vergnügen machen, einen solchen Hut in ihren Salons als Spucknapf aufzustellen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 6. April. (Abonnement-Vorstellung.) **Don Juan.** Große Oper in 2 Akten. Musik von W. A. Mozart.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 5. Sonntag, 7. April 1861.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Indessen verließ d'Aubant überglücklich und mit laut schlagenden Pulsen das Haus der Gräfin Königsmark; erst auf seinem einsamen Zimmer fand der Sturm seiner Leidenschaft vollen Ausbruch und dort bedeckte er den Handschuh der Fürstin mit den glühendsten Küssen. Jetzt wußte er, daß er eine wahnsinnige Liebe im Herzen trage, daß sie allen Warnungen der Vernunft zum Trotze nicht erlöschen könne und daß er, von ihr in seinem ganzen Wesen bezaubert, einer der unglücklichsten Menschen sei. Der unbedeutende Offizier des Zaren wagte es, seine Augen nach einem Preise zu erheben, den jener seines eigenen Sohnes für würdig befunden hatte; er haßte den Zarewitsch glühend, der diese Frau, die sein ganzes Denken wie Sein erfüllte, zu beleidigen wagte, und in seinem unbesonnenen jugendlichen Feuer trug er sich sogar mit dem Gedanken, sie an ihm zu rächen und für sich zu gewinnen. Aber diese wilde Leidenschaft mußte bald verrauchen und nur die Ueberzeugung blieb, daß er einer endlosen Verzweiflung entgegengehe.

Von da ab ging d'Aubant trübe und bleich seinem Dienste nach, fast nie trat ein Lächeln auf seine Lippen, und seine Bekannten, die sich den Grund seiner plötzlichen Schwermuth nicht im Mindesten zu erklären wußten, da sie seine Beziehungen zu der Gemahlin des Zarewitsch gar nicht ahnten, erkannten ihn kaum wieder. Er fand wohl noch öfter Gelegenheit, Charlotte Christine bei ihren Spazierfahrten oder Festlichkeiten des Hofes zu sehen, aber nicht, sie wieder zu sprechen, denn sie konnte sich ihm nicht nähern, ohne das allgemeine Aufsehen zu erregen; mochte er sich nun aber täuschen oder nicht, es schien ihm, als gebe sich auch auf ihrem Antlitze Bewegung und Befangenheit kund, wenn sie ihn erblickte, als erwidere sie seine ehrfurchtsvollen Grüße auf ganz andere Weise als die der Uebrigen, ja, er glaubte sogar, daß bei verschiedenen Gelegenheiten ihr Auge ihn in der Menge gesucht und sich, wenn es ihn gefunden, wieder scheu gesenkt habe. Das war es gerade, was ihn immer noch abhielt, dem Zauber, den er selbst als einen verderblichen erkannte, zu entfliehen, indem er Petersburg und den Dienst des Zaren verließe; er hatte diesen Entschluß schon oft gefaßt, aber stets fehlte es ihm an Kraft zu seiner Ausführung.

Ganz wenigstens täuschte sich d'Aubant nicht, denn er lebte wirklich noch in der Erinnerung der Gemahlin des Zarewitsch, und seltsamerweise meistens in ihren trübsten Stunden; sie hätte ihn wohl gern wiedergesehen und gesprochen, aber es ließ sich keine Gelegenheit dazu finden, ohne ihr Pflichtgefühl zu verletzen und sich der Gefahr grober Verläumdung preiszugeben. Er war ihr keineswegs gleichgültig, wenn sie sich auch nie dem Gedanken hingab, daß er ihr jemals näher als jetzt stehen könne, und dafür daß dieses Interesse ein innigeres war, sprach wohl am besten, daß sie sich seiner zu ihrer Cousine oder der Gräfin Aurora wieder zu erwähnen scheute.

Das Verhältniß Charlotte Christinens zu ihrem Gemahle gestaltete sich übrigens immer trüber und feindseliger. Die nächste Veranlassung dazu hatte der Umstand gegeben, daß der Zarewitsch durch einen seiner Dentschicks erfuhr, wie und aus welchem Grunde der Zar den Koch seiner Gemahlin geprügelt habe. Alexej wurde blaß, biß sich auf die Lippen und sagte kein Wort darauf, in seinem ganzen Wesen gab sich aber in der nächsten Zeit große Unruhe kund. Wußte er vielleicht am besten, daß der Koch Strafe verdient habe, und fürchtete er gar, der Zar wisse noch mehr, als daß die Chokolade schlecht zubereitet gewesen, und warte nur eine geeignete Zeit ab, die Schuldigen mit noch gerechterer Strafe zu treffen? — Peter war immer verschlossen und mürrisch gegen ihn, daher konnte er trotz der geschärften Beobachtung keine Gewißheit über seinen Zweifel erlangen. Seine Gemahlin besuchte er jetzt gar nicht mehr, ein Glück, das die hohe Frau gewiß hoch zu schätzen wußte, denn er schien stets nur deshalb zu ihr gekommen zu sein, um sie recht tief zu demüthigen und mit der empörendsten Roheit zu behandeln; war er gezwungen, ihr in Gegenwart seines Vaters und des Hofes die Hand zu reichen, so sprach er gewiß nicht ein einziges freundliches Wort zu ihr. Dagegen hörte sie, wenn sie in heißen Thränen über ihr Unglück die Nächte durchwachte, den wüsten Jubel aus dem andern Flügel des Schlosses, den der Zarewitsch mit jener Afrasja bewohnte, zu sich herüberschallen, und Niemand war dann bei ihr, der sie zu trösten versucht hätte.

Alexej Petrowitsch begnügte sich jetzt aber nicht allein mit dieser Kälte gegen seine Gemahlin, sondern bereitete ihr ohne ihr Wissen noch eine neue Demüthigung, indem er sie mit einer Menge von Spionen umgab; sein Hauptzweck dabei war, zu erfahren, ob sie den Anschlag auf ihr Leben geahnt und auf welche Weise sie ihm entgangen sei. So ließ er ihren unbedeutendsten Handlungen nachspüren, selbst den Worten ihrer Dienerschaft; es konnte ihm also auch kein Geheimniß bleiben, daß sie sich an jenem Tage in die Wohnung der Gräfin Königsmark begeben habe, und der Berichterstatter setzte hämisch hinzu, daß bald nach ihrer Entfernung von dort ein junger Marineoffizier dasselbe Haus verlassen habe; wo derselbe aber geblieben und wer er eigentlich gewesen sei, hätte sich nicht ermitteln lassen.

Der Zarewitsch schäumte bei dieser Nachricht vor Wuth. Er kannte Charlotte Christinens Charakter zu gut, als daß er im Ernste den Verdacht einer Untreue von ihrer Seite auf sie hätte werfen können; aber er wünschte, sie in Folge dieser Mittheilung einer solchen wenigstens zu beschuldigen, hätte dies auch nur zu ihrer Kränkung gedient; indessen ahnte er, daß jener Besuch der Gräfin und jener Marineoffizier mit der Vergiftungsgeschichte in irgend einer Verbindung stehen könnten, deshalb sah er sich genöthigt, vorläufig noch zu schweigen; was seinen Verdruß aber noch bedeutend steigerte, war, daß sich der Offizier nicht ausfindig machen ließ, so viel Mühe man sich auch deshalb seinem Befehle gemäß gab.

Indessen blieb sich der Zar in seinem Benehmen gegen den Sohn gleich und die gefürchtete Anklage trat nicht hervor. Alexej athmete wieder leichter auf, gleichzeitig faßte er aber auch den Entschluß, über das, was ihm noch räthselhaft geblieben war, Aufklärung von seiner Gemahlin selbst zu erlangen; er verließ sich dabei auf seine Rohheit und ihre ihm bekannte Furcht, um ein Geständniß von ihr zu erpressen, und er konnte sich der ersteren dieses Mal um so eher hingeben, als der Zar für einige Zeit Petersburg verlassen hatte. Wie zufrieden würde er sich gefühlt haben, wenn es ihm möglich geworden wäre, nur einen Schein von entehrendem Verdacht auf seine Gemahlin zu werfen! — er würde dies ohne Bedenken benutzt haben, sie bei dem Zar und vor dem ganzen Volke anzuklagen, denn vielleicht hätte er dadurch das Ziel seiner Wünsche, die Scheidung von ihr, erreicht; hatte ihm Peter selbst doch das Beispiel einer solchen mit seiner im Kloster trauernden Mutter gegeben.

Es war zu Anfang October des Jahres 1717. Charlotte Christine fühlte sich gerade wieder leidend und hatte sich schon früh in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Hier saß sie, noch vollständig angekleidet, allein, denn sie hatte auch die Prinzessin Juliane gebeten, sie zu verlassen, und hatte das Haupt traurig aufgestützt. Im Vorzimmer wartete eine einzige Kammerfrau ihres Befehles, sie auszukleiden.

Schwere Tritte wurden jetzt in diesem Vorzimmer vernommen und gleich darauf öffnete sich ohne Anmeldung die Thüre zu dem Gemache der Fürstin. Betroffen sah diese, die ganz in Gedanken versunken gewesen war, auf und erkannte bei dem gedämpften Lichte einer an der Decke aufgehängten Glasampel ihren Gemahl.

Der Prinz, der nie die Uniform trug, wenn er nicht durch seinen Vater dazu gezwungen wurde, denn er schämte sich, daß er es trotz seiner erlauchten Geburt noch nicht weiter als bis zum gemeinen Grenadier gebracht hatte, war jetzt in dem altrussischen, reich mit Goldstickereien und Pelz verbrämten Costüm; auf dem Haupte trug er eine Mütze, die er auch jetzt nicht ablegte, und an der Seite einen kurzen krummen Säbel. Seine Gestalt war groß und stark, wenn sie auch nicht die Höhe derer des Zaren erreichte, wohlgebaut, aber sie trug sich nicht anmuthig, wenn auch mit Stolz. Die Züge seines Gesichtes hatten keine große Aehnlichkeit mit denen seines Vaters; sie waren edel geschnitten, aber es fehlte ihnen an einem bestimmten Ausdrucke; vorherrschend war jedenfalls der von Strenge und Rohheit, und die Spuren von frühzeitigen Ausschweifungen machten dieses Antlitz beinahe widerwärtig. Der Zarewitsch wollte in diesem Augenblicke jedenfalls nicht freundlich erscheinen; seine dunkeln Augen waren düster, auf der Stirn zogen sich Falten, und die Lippen, die ein feiner Bart beschattete, preßten sich fest auf einander. Er war um jene Zeit sieben und zwanzig Jahre alt.

Charlotte Christine, die einen solchen ihr schon seit Monaten versagten Besuch nicht im Mindesten erwartet hatte und die auch ahnen mochte, daß er ihr wieder nichts Gutes bringe, fuhr bei dem Anblicke des Zarewitsch lebhaft zusammen, seufzte leise und erhob sich dann schnell, um ihm entgegenzugehen. Die zarte Frau, die sich ihrem Gatten gegenüber ganz ohnmächtig fühlte, hatte stets große Angst vor ihm und beugte sich lieber sclavisch, wie er es verlangte, als daß sie seinen tobenden Zorn heraufbeschworen hätte. Auch dieses Mal gewann sie es über sich, ihrem Antlitze einen möglichst unbefangenen und freundlichen Ausdruck zu geben, küßte seine Hand, die er ihr kurz wieder entzog, und begrüßte ihn mit den Worten:

„Welcher glückliche Zufall führt meinen Herrn und Gemahl zu seiner ergebenen Dienerin?“

„Gewiß nicht die Absicht, mit dir eine trauliche Schäferstunde zu verleben, Charlotte Christine,“ erwiderte der Zarewitsch, der wie man bald bemerken mußte, stark getrunken hatte, — die einzige Liebhaberei, die er mit seinem Vater theilte, — und sein Ton klang so rauh, daß er die arme Frau sogleich entmuthigen mußte. „Du weißt ja,“ fuhr er höhnend fort, während er sich mit Geräusch auf einem kleinen Ruhebette niederließ, — „daß wir nur den Namen von Gatten führen, daß die Liebe aber keinen Antheil an unserer erzwungenen Verbindung hat.“

Die Prinzessin stand mit unwillkürlich gefalteten Händen demüthig vor ihm und wagte auf diese Anrede kein Wort zu erwidern.

„Hast du kein Wort für mich?“ fragte der Zarewitsch barsch nach einer kleinen Pause, in der er seine Gemahlin offenbar feindselig betrachtet hatte.

„Du scheinst erzürnt auf mich, Alexej Petrowitsch,“ antwortete die Prinzessin sanft und schüchtern. „Ich bin mir nicht der Schuld bewußt, deinen Zorn verdient zu haben.“

„Denke wohl nach, Charlotte," sagte der Zarewitsch grollend. „Hast du mir Nichts aus der Zeit, in der wir uns nicht allein bei einander gesehen haben, zu verheimlichen?"

Mochte die Prinzessin nicht an die Begebenheit der versuchten Vergiftung denken oder war sie fest entschlossen, sie zu verheimlichen, sie erwiderte mit dem vollen Tone der Unschuld:

„Nein, Herr. Du weißt, daß mein Leben einsam und ruhig dahin fließt, wenn dein oder unseres Zaren und Vaters Wille mich nicht nöthigt, mit der Außenwelt in Berührung zu treten."

„Du belügst mich, Weib!" rief der Zarewitsch heftig. „Ich weiß, daß du heimliche Besuche abstattest, verbotene und deiner hohen Stellung als meine Gemahlin unwürdige Zusammenkünfte hast. Aber ich bin jetzt gekommen, dich zur Rechenschaft zu ziehen, und ich will gerechtes Gericht halten. Versuche nicht, zu leugnen!"

Einen Moment lang stand die Prinzessin erstarrt da und schien im Begriffe, sich, eingeschüchtert von der Drohung, ihrem Gemahle zu Füßen zu werfen, aber der Stolz und das Bewußtsein, diese harten Vorwürfe nicht verdient zu haben, siegten doch über ihre Schwäche.

„Du häufst harte Beschuldigungen auf deine Gemahlin," sagte sie fester, als sie sich bisher gezeigt hatte. „Welche Beweise hast du dafür?"

„Gewißheit," stieß der Zarewitsch drohend heraus; — „ich werde auch von dir eine Bestätigung zu erzwingen wissen. Hast du nicht vor wenigen Wochen einen heimlichen Besuch bei dieser fremden Abenteurerin, der sächsischen Gräfin gemacht?"

(Fortsetzung folgt.)

Goethe, geschildert von David Veit.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1861. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Der vorliegende Briefwechsel ist schon bei Varnhagen's Lebzeiten zur Herausgabe vorbereitet worden; dies ergibt sich aus einem kurzen, von ihm abgefaßten Vorwort. Ob es in seinem Wunsche lag, daß der Druck erst nach seinem Hinscheiden erfolgte, erfahren wir nicht.

Bei Börne's Briefen an Henriette Herz mußte die Anziehungskraft eines berühmten Namens mitwirken, um uns ihren Werth erkennen zu lassen. Auffallend war uns die Dürftigkeit seiner Beziehungen zu den mächtigen Bildungselementen, die sich in seiner nächsten Umgebung bewegten; ferner die mühsame Art wie sich ein bedeutender Geist und Charakter aus dem Drang einer nicht erfreulichen Leidenschaft unter immerwährender Controle des Verstandes enthüllte.

Bei David Veit liegen die Verhältnisse anders. Bei ihm äußert sich Alles rasch und lebendig; ein naiver Ernst, ein bei aller Sprudelkraft bescheidenes Innere gibt sich in der anspruchslosesten Form kund. Eine echt jugendliche Natur, schwungvoll und edel, doch von allem Pathos weit entfernt, vielmehr humoristisch angeregt, kommt er mit den ersten Großgeistern seiner Zeit in Berührung und erregt ihre Theilnahme. Er gewinnt sogar einem Goethe, in der Zeit wo Dieser am verschlossensten war, ein Lächeln des Beifalls ab; denn in David Veit stellte sich das heranwachsende Geschlecht, stellte sich der Stoff auf welchen Dichter und Weise vornehmlich zu wirken haben, auf die liebenswürdigste Weise dar. Wir wissen aus Varnhagen's „Gallerie von Bildnissen", daß Veit ein ausgezeichneter Arzt, ein lebhafter Denker, daß er für Poesie höchst empfänglich war, vortrefflich zu sprechen wußte und meisterhafte Aufsätze schrieb,

die er in Hamburger Tagesblätter einrücken ließ, wo sie sich namenlos verloren. Aber selbst dies Wenige zu wissen wäre nicht nöthig, um an dem schlichten, hochbegabten Jüngling Interesse zu finden, der sich in diesen Briefen mit seiner berühmten Freundin unterhält.

Rahel uud Veit standen ungefähr in gleichem Alter; sie zählten zweiundzwanzig Jahre, als der Letztere sich nach Jena begab, von wo aus er verschiedene Theile Deutschlands besuchte. Ihr Umgang, aufrichtig, herzlich und einfach, beruhte einzig auf der gemeinsamen Vorliebe für ein erhöhtes Geistesleben; Frische, Klarheit und Wärme geben den Grundton ihrer Mittheilungen, in welche sich keine Spur von Empfindsamkeit oder Liebelei einschleicht. Ihre Correspondenz umfaßt die Jahre 1793—99; später zog Veit nach Hamburg, wo er nur bis 1814 seinem Beruf leben konnte. Während der russischen Belagerung wurde er bei häufigem Besuch der Krankenhäuser von einem bösartigen Fieber angesteckt und starb in seinem vierunddreißigsten Jahr.

Aus dem Zeitraum, in welchen diese Mittheilungen fallen, treten hier nicht die politischen, sondern die geistigen Ereignisse vor uns. Darin liegt der Hauptreiz der Briefe. Wir sehen, wie der Wilhelm Meister, Schiller Balladen, der Vossische Homer und Fichte's Schriften bei ihrem ersten Erscheinen auf Gemüther von solcher Empfänglichkeit wirkten. Mit rückhaltloser Liebe, mit begeistertem Dank nahmen Rahel und ihr Freund solche Gaben auf, ohne sich die Freiheit des Urtheils zu vergeben. Aus dem jüdischen Kreis, in dem sie aufgewachsen sind, haben sie ein lebhaftes Interesse für Mendelssohn behalten, obwohl Rahel ihn einigemal recht scharf beurtheilt. Fast noch höher scheint ihnen der allerdings kraftvollere Salomon Maimon zu stehen, an dem auch Goethe und Schiller besonderen Antheil nahmen.

Wir theilen aus der Sammlung gleich den ersten Brief mit, weil er sich am leichtesten als ein Ganzes liest, bemerken aber, daß ihm vielleicht eben deßhalb der Reiz eines natürlichen, lebhaften Gedankenaustausches minder beiwohnte als den meisten späteren Briefen.

David Veit schreibt aus Gotha am 20. März 1793, Morgens um 2 Uhr:

„Ich habe sie wirklich alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder.

Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während dem Umkleiden die herzoglich rudolstadt'sche Familie, zierliche Prinzen und einige Prinzessinnen, davon die eine passirt, in denselben Gasthof ankommen.

Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem Lohnlaquai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge, zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße mit ihren Attributen. Aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemälde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch in der Antichambre waren, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur.

(Schluß folgt(·

Die Blumenausstellung zu Biebrich.

Alle Zeitungen sind voll des Lobes der diesjährigen Ausstellung zu Biebrich, und gewiß mit Recht. Ist es schon anerkennenswerth, daß die herzoglichen Wintergärten auch dieses Mal wieder bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden, so müssen wir von der Ausstellung selbst sagen, daß sie mit vielem Fleiß und vielem Geschick angeordnet ist.

Treten wir ein, so wird das Auge durch den Blick in eine lange, grüne Halle erfreut, deren Wände mit Blatt- und Blüthenpflanzen in anmuthiger Abwechselung besetzt sind, und es thut uns für uns selbst nur leid, daß die Halle nicht etwas breiter ist, denn die vielen anwesenden Gäste versperren uns fast gänzlich die Fernsicht. Haben wir uns gemächlich bis an einen prächtigen Cameliengang vorübergeschoben, so fällt unser Blick in einen geräumigen, feenhaften Garten, aus dem das Quellengeräusch und voller Blumenduft uns entgegenkommt. Bei seinem Betreten schlagen wir es nicht hoch an, wenn ein Brückchen uns über ein gar zu kleines, kreisrundes Wasser führen muß. Hätte man die Brücke nicht ganz weglassen oder den Wasserbehälter so anlegen können, daß es schien, als ob eio Bach quer durch das Haus flösse?

Der erste Btick sagt uns nun, daß wir uns an dem Glanzpunkte der Ausstellung befinden. Alles vereinigt sich hier, unsere Sinne gefangen zu nehmen. Schon der hohe, lichte Bau, der eigens für die diesjährige Ausstellung aufgeführt wurde, macht den wohlthuendsten Eindruck. In der Mitte herrlicher Gruppen von Azaleen, Cinerarien und Rosen läßt ein Brunnen seine belebenden Wasser aufsprudeln und von Weitem sehen wir hoch über einer Gallerie den Flußgott eine Quelle ausgießen, deren Wasser vor einer Gartenlandschaft in Tropfen und breiten Bändern herabrinnt, was aus der Ferne allerdings belebend auf uns wirkt, dessen Fall aus einer Spalte der Gallerie in der Nähe betrachtet jedoch nicht eben natürlich erscheint. Noch mehr müssen wir dies von den bunten Delphinsköpfen sagen, die zu beiden Seiten Wasser in die Höhe spritzen. Besonders lieblich aber wirkt die gelungene Malerei auf den Seitenwänden des Gebäudes; meist tropische Pflanzen darstellend, gibt sie zu den wirklichen Pflanzengruppen eine Perspektive, die es uns vergessen läßt, daß wir abschließende Wände vor uns haben.

Treten wir näher zu der Mittelgruppe, so erfreut uns ihre geschmackvolle Anordnung. Vor uns eine Sammlung von Azaleen, dann hinter dem Bassin die reichblühenden Cinerarien, die zu den höheren Rosen, der Gruppe mit dem ersten Preis, eine Vermittlungsstufe bilden. Zu beiden Seiten fein benadelte Araucarien und im Hintergrunde mächtige Dracänen und andere saftstrotzende Blattpflanzen. Unsere Aufmerksamkeit wird vorn von zwei gleich großen, alten Zwergpalmen, Chamaerops humilis, in Anspruch genommen, deren eine vier Fruchttrauben trägt, eine Erscheinung, die in unsren Gewächshäusern selten zu sehen ist, wie auch diese Palmenart selbst bei uns nicht leicht zu solcher Stärke gelangt.

Zwei hübsche Gruppen bilden die üppigblühenden Rhododendren zu beiden Seiten des Einganges. Auch die Zusammenstellung der übrigen Pflanzen, der Blattpflanzen wie der Zwiebelgewächse, lassen nichts zu wünschen übrig. Besondere Erwähnung verdienen auch die vier Statuen von A. Schneider in Mainz, die Jahreszeiten darstellend, von denen hauptsächlich der Herbst unsere Zuneigung gewann. Werfen wir noch einen Blick in die Höhe, so erscheint uns der prachtvolle Raum mit Hängevasen etwas überfüllt, die zudem noch mit blätterarmem Epheu und aus abgepflückten Camelien hergestellten Blumen geschmückt sind.

Hat sich das Auge in dem Hauptsaale an der üppigsten Farbenpracht gesättigt, so bildet es den angenehmsten Contrast, bei dem Weitergehen in einen schat-

tigen Wald mit frischem Rasen zu treten, wo überdem girrende Täubchen uns eine idyllische Einsamkeit denken helfen. Hier möchte man länger weilen! — Wie man aber den Eindruck des hübschen Plätzchens durch die in den saftigen Rasen von Lycopodium regelmäßig, in fast gleichweiten Zwischenräumen eingesetzten Hyacinthen, Tulpen 2c. verderben konnte, das begreifen wir nicht.

Noch eewartet uns eine schöne Gruppe von Blattpflanzen in der höchsten Glaskuppe des Wintergartens. Mächtige Bambusrohre, deren Schafte senkrecht aus dem freien Boden bis in die höchste Spitze des Glasgewölbes aufsteigen, bilden mit ihren reichbeblätterten Verzweigungen ein grünes Dach, unter dem eine riesige Dracäna sich birgt. Baumartige Farrn und palmenartige Gewächse aus den Treibereien von Planitz bei Zwickau sind hier dem Pflanzenkenner noch besonders interessant.

Durch einen ähnlichen Gang wie bei unserem Eintritte gelangen wir endlich wieder in's Freie. Viel war uns hier geboten, und kaum in einer anderen deutschen Stadt kann Gleiches geleistet werden, da solche Räume wie in dem Wintergarten zu Biebrich nicht überall zu finden sind.

Erwägen wir jedoch eben diesen Vorzug der Räumlichkeit, so finden wir es keineswegs gerechtfertigt, daß man z. B. die Frankfurter Ausstellung, wie sie in früheren Jahren auf dem Goetheplatze veranstaltet wurde, neben der Biebricher geringschätze. Die tropische Abtheilung, der Rosenflor, der weite volle Blick durch den Hauptsaal ist für uns freilich unerreichbar. Was jedoch sonst den Geschmack der Anordnung wie den botanischen Werth der ausgestellten Gegenstände betrifft, so ist bei uns in kleineren Verhältnissen gleich Erfreuliches geleistet worden. F. N.

Kunst.

Wir wollen nicht versäumen, das hiesige kunstliebende Publikum auf die im Städel'schen Institut ausgestellten Landhausprojecte (in 14 Blättern) von Oscar Pichler aufmerksam zu machen.

Die 14 Blätter umfassen vier Einzelprojecte, die sowohl in der Größe und räumlichen Ausdehnung, als auch hinsichtlich des Styles sehr von einander abweichen. Project 1 ist in einfacher Ausstattung gehalten, ohne daß ihm gerade architektonischer Charakter mangelt, und bildet in seiner stylistischen Durchführung ein harmonisches Ganze. Project 2 stellt ein in gothischem Style projectirtes Herrenhaus dar; trotz der Einfachheit in den Hauptlinien sind dieselben in ihrer architektonischen Wirkung belebt. Project 3 ist das im Detail reichste. In der etwas üppigen äußeren Behandlungsweise liegt der Ausdruck für inneren Reichthum und Glanz. Das der Renaissance eigenthümliche Formenspiel wird ein stets anlockender Reiz für unser Auge bleiben, aber nie die tiefere Empfindung einflößen können, wie eine einfachere, nur auf harmonische Verhältnisse berechnete Architektur es vermag. Das Project 4 ist ein sogenanntes Doppelhaus.

Es können uns in der Architektur heute nur zwei Gesichtspunkte leiten: entweder räumen wir allen Stylarten gleiche Berechtigung ein und bringen das Schöne darin zur Geltung, oder wir knüpfen an das Angestammte an, um es den modernen Bedürfnissen gemäß umzugestalten. Das schaffende Talent Pichler's hat hierin seinen Beruf erkannt, und in glücklicher Wahl weiß er den Anforderungen der Zweckmäßigkeit neben den Bedingungen architektonischer Schönheit zu dienen. Nur wenigen Künstlern ist es gelungen, sich wie O. Pichler in so kurzer Zeit einen bedeutenden Namen in der Kunstwelt zu sichern. In einer Reihe von wenigen Jahren hat er Vortreffliches ge-

leistet und sind bei drei Concurrenzen (Pläne für das Frankfurter und das Mainzer Irrenhaus und das Frankfurter Gefängnißhaus) seine Arbeiten mit dem ersten Preise gekrönt worden.

Notizen.

Neu aufgeführte Dramen. Die Hermannschlacht von Heinrich von Kleist, bearbeitet von Feodor Wehl, scheint auf den deutschen Bühnen ihren Weg zu machen. Es wäre ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn dieses kraftvolle Drama, in welchem die rheinländische Politik rücksichtslos gebrandmarkt wird, überall in Deutschland gegeben werden dürfte. Kleist zeigt in seinem „Hermann" wie Macchiavell in seinem „Fürsten", daß ein zerklüftetes Land vor Allem eines schlauen und durchgreifenden Führers bedarf. Bei seinem Aristan, dem mit gutem Fug der Kopf abgeschlagen wird, könnte freilich Manchem irgend ein Name aus der deutschen Gegenwart in den Sinn kommen. — In Wien ist ein vor Jahren im Druck erschienenes Drama von Hebbel, sein „Michel Angelo", zur Aufführung gekommen, jedoch nicht etwa in der Burg, sondern bei einer Wohlthätigkeits-Akademie im Quaitheater; doch wirkten Anschütz, Fichtner und andere bedeutende Künstler mit. Daß der Dichter bei seinem Helden ein wenig an sich dachte, mag richtig sein; doch geht ein Wiener Kritiker wohl zu weit, wenn er das ganze Stück als eine grollende, verbissene Apologie seines Verfassers bezeichnet.

Münchener Porträts. In München wird gegenwärtig das Atelier des Professors Seibertz von zahlreichen Kunstfreunden besucht, welche das dort ausgestellte Bildniß der Fräulein Goßmann sehen wollen. Seibertz hat sie als Hermanie in dem Birch-Pfeiffer'schen Drama „Ein Kind des Glücks", und zwar im Costüm eines französischen Bauernmädchens, dargestellt. Die Berliner „Dioskuren" sagen dem Bilde nicht viel Gutes nach; sie meinen, der Maler habe sein liebenswürdiges Original entstellt und ihr nicht mehr Ausdruck verliehen als einer „Schneidermamsell." Jedenfalls bleibt es ein sonderbarer Einfall des Künstlers, daß er im Hintergrunde die Thürme Münchens erscheinen läßt, die doch zu Hermanie in keiner Beziehung stehen. — Ein zweites Bildniß, das große Theilnahme findet, ist „Garibaldi" von Martin; der berühmte Volksmann trägt sein bekanntes Costüm, darüber einen weißen arabischen Mantel; in vorschreitender Stellung erhebt er die italienische Tricolore. Martins Garibaldi ist bereits nach England verkauft, wo er als Gegenstück zu dem Cromwell desselben Meisters aufgestellt werden soll.

Heute vor 48 Jahren, am 6. April 1813, richtete Friedrich Wilhelm III. von Preußen an seine ehemaligen Unterthanen, welche er durch den Vertrag von Tilsit verloren hatte, den denkwürdigen Aufruf aus dem wir Folgendes ausheben: „Nicht mein freier Wille oder meine Schuld riß euch, meine vormaligen so geliebten und getreuen Unterthanen, von meinem Vaterherzen. Die Macht des Verhängnisses führte den Frieden von Tilsit herbei, der uns gewaltsam trennte. Aber selbst dieser, so wie alle später mit Frankreich geschlossenen Verträge, wurde von unsern Feinden gebrochen. Sie selbst haben durch ihre Treulosigkeit uns unserer lästigen Verbindungen mit ihnen entledigt, und Gott hat durch die Siege unserer mächtigen Bundesgenossen die Freiheit Deutschlands vorbereitet. — Schließt eure Jünglinge an meine Krieger, die jüngst den Ruhm der preußischen Waffen aufs neue bewährt haben. Ergreift das Schwert, bildet eure Landwehr und euern Landsturm nach dem Beispiel eurer hochherzigen Brüder, die ich mit gerechtem Stolz meine Unterthanen nenne."

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 7. April. (Außer Abonnement.) **Der Goldbauer.** Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Montag, 8. April. (Abonnement-Vorstellung.) **Undine.** Romantische Zauberposse in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Lortzing.

Für nächste Woche in Aussicht.

Der Goldbauer. — Der letzte Brief. — Der schwarze Wilhelm (neu). — Fiesco. — Undine. — Oberon (Gast: Frl. Hartmann.) — Lucia. — Dinorah.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 6. Dienstag, 9. April 1861.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

„Wenn du die Gräfin von Königsmark meinst," antwortete Charlotte Christine immer noch gefaßt, obgleich sie leise an allen Gliedern zitterte, — „so ist es richtig, daß ich ihr einen Besuch in ihrem Hause abgestattet habe, aber das ist am hellen Tage und in Gegenwart meiner Verwandten, der Prinzessin von Ostfriesland, geschehen. Weshalb hätte ich auch ein Geheimniß daraus machen sollen, da die Gräfin am Hofe vorgestellt und stets mit Auszeichnung behandelt worden ist?"

„Die Gräfin ist — !" rief der Zarewitsch, immer mehr in Wuth gerathend. „Ich zweifle nicht daran, daß sie dich zu den verbrecherischen Schritten, die du gewagt hast, verführt hat."

„Ich? verbrecherische Schritte?" fragte die Prinzessin, wirklich erstaunt.

„Ist es nicht ein Verbrechen, des Todes werth, daß du die Ehre deines Gemahls und deine eigene durch Zusammenkünfte mit einem gemeinen Knechte befleckst?" rief Alexej mit wildfunkelnden Augen, während er aufsprang und drohend an seine Gemahlin hinantrat. „Hast du dort nicht einen jungen Offizier der Marine gefunden?"

Die Prinzessin war dem Umsinken nahe; sie begriff nicht, woher der Zarewitsch diese, wenn auch so weit von der Wahrheit abweichenden Nachrichten habe, aber sie fühlte vollkommen das Gefährliche ihrer Lage. Sie wollte sprechen und sich vertheidigen, denn die ungerechten Muthmaßungen ihres Gemahls empörten ihr weibliches Gefühl auf das Höchste, aber sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen, ein Krampf schnürte ihre Brust zusammen und sie wankte.

Der Zarewitsch, der ihren Zustand bemerken mußte, kümmerte sich nicht im Mindesten darum und überließ es ihr, ohne Hülfe einen Sessel zu erreichen, in den sie leise stöhnend sank. Er fing zu seiner eigenen Verwunderung an zu glauben, daß Charlotte schuldiger sei als er gemeint hatte, und dies konnte seine Wuth nur noch höher reizen. Ihr nacheilend, ergriff er sie am Arm, schüttelte sie heftig nnd schrie dabei mit vor Zorn halb erstickter Stimme zu wiederholten Malen: „Gestehe, unwürdiges Weib, gestehe Alles oder ich tödte dich!" Dazwischen überschüttete er sie mit den maßlosesten Schmähungen niedrigster Art.

Endlich hatte die unglückliche Frau sich so weit zu fassen gewußt, daß sie die Sprache wiedergewann; obgleich schon lange an diese schmähliche Behandlung durch ihren Gatten gewöhnt, hatte sie doch noch nie aus seinem Munde einen so erniedrigenden Verdacht vernommen, wie er ihn dieses Mal aussprach, und ihr innerstes Gefühl empörte sich dagegen. Sie begriff, daß sie die ganze Wahrheit aussprechen müsse, um sich zu reinigen, und sie war schnell dazu entschlossen.

Die rauhe Hand ihres Gemahls zurückstoßend, erhob sie sich wieder, ihre Gestalt richtete sich stolz auf, ihre Augen ruhten fest auf dem wilden Menschen, der unwillkür-

lich ihr moralisches Uebergewicht fühlen mußte, und mit lauter Stimme, die nur noch selten von Schluchzen unterbrochen wurde, sagte sie feierlich:

„Ich schwöre dir bei Gottes ewiger Barmherzigkeit, daß ich unschuldig bin und daß ich dir die volle Wahrheit sagen will."

„Dein Schwur hat kein Gewicht für mich, du bist eine Ketzerin"! rief der Zarewitsch.

Ohne darauf zu achten, fuhr Charlotte Christine fort. Sie erzählte ihrem Gemahle, der dabei erbleichte und einen Schritt zurücktrat, die Vergiftungsgeschichte und ihre Rettung, sie gestand, daß sie ihrem Lebensretter bei der Gräfin Aurora gedankt hätte, nur verschwieg sie seinen Namen und welche Belohnung er sich von ihr ausgebeten hatte. Ihre Worte waren hoheitsvoll und überzeugend.

Der Zarewitsch war so erschrocken darüber, daß sein schändlicher Plan entdeckt worden, daß er ihr Zeit ließ, auszusprechen. Nun aber hatte auch er sich wieder gefaßt, und beschloß, sie noch mehr einzuschüchtern.

„Du gebrauchst elende Ausflüchte!" rief er so wüthend wie zuvor. „Du willst deine Schuld durch grundlose Mährchen verdecken, und Juliane und die verächtliche Gräfin sind mit dir im Bunde. Ihr habt das Plänchen gut ersonnen, um im Nothfall den Zaren zu täuschen, aber ich durchschaue es und werde Euch alle zur Strafe ziehen. Wenn dir dein Leben lieb ist, Weib, so wiederhole vor Niemanden eines dieser Worte, mit denen du mich täuschen wolltest!"

„Ich werde dazu genöthigt sein, wenn du mich durch eine schmähliche Anklage dazu zwingst," erwiderte die Prinzessin fest.

Der Zarewitsch stürzte sich in ungezähmter Wuth auf sie und schloß seine Hände so fest um ihren Hals, als wolle er sie erdrosseln, dabei setzte er seine Schmähungen und Drohungen fort. Charlotte Christine befand sich in einer schrecklichen Lage, man vernahm nur ihr angstvolles Stöhnen.

„Wirst du schweigen?" stammelte Alexej, als er sein Opfer endlich wieder losließ. Er war kaum noch Herr seiner Wuth.

„Ja," stöhnte die Prinzessin, kraftlos zu seinen Füßen zusammensinkend.

Ihr Antlitz und ihr blendend weißer Hals waren mit einzelnen Blutflecken bedeckt.

„Nenne mir den Namen jenes Elenden, zu dem du dich herabgewürdigt hast," fuhr der Zarewitsch, der kein Mitleiden mit ihr fühlte, fort.

„Nein, nein, — ich kann es nicht," jammerte seine Gattin. „Du bist schrecklich,— du würdest ihn tödten."

„Ich will es, beim heiligen Andreas! — Nenne mir seinen Namen oder ich bringe dich um!"

„Erbarmen!" flehte die Prinzessin mit gerungenen Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Geharnischte Sonette. Von einem deutschen Sänger. Kassel, Scheel, 1860. — Rückert hat zuerst versucht, der Sonettenform, die man früher zu Liebesklagen und romantischem Gedankenspiel verwandte, einen kriegerischen Ausdruck zu geben und wurde so der Erfinder der geharnischten Sonette. Der hessische Dichter, welcher diese Form in dem vorliegenden, hübsch ausgestatteten Büchlein handhabt, spricht gesunde vaterländische Gedanken recht klar und kräftig aus, und insofern durch gute Worte eine Besserung erzielt werden kann, sind die seinigen durchaus lobenswerth. Dabei ist er ein tüchtiger Kenner der italienischen Verskunst; er gibt uns sogar einen Sonettenkranz, d. h. eine Reihenfolge von 14 aneinander gereihten

Sonetten, und dazu ein fünfzehntes sonetto magistrale, welches aus den Anfangszeilen der vorhergehenden besteht; also eine erweiterte Glosse. Dem „olympischen Jupiter Edmund About's" widmet er folgende Anrede:

Du meinst, das Kaiserreich das sei der Frieden?
Nein, l'empire c'est la guerre! — O komm' und stelle
Dich Frieden schwörend, auf entwehrte Wälle,
Dem Schwure glaubt kein deutsches Herz hienieden.

Nur offen magst du uns zum Kampfe bieten,
Doch hör', im Rheinstrom lispelt jede Welle:
Ich bin dein Fluch, — ich bin dir Todesschwelle,
Noch gibts Radetzky's, Friedrich's und auch Ziethen!

Und lächelst du, und wirst du gar beredter,
Als Borries Worte bis zur Seine klangen,
So glaub, das Volk kennt seines Rechts Verräther.

Nimm alle hin, wenn sie nach dir verlangen!
Doch deines Schlachtfelds kämpfende Betreter
Sind deutsche Völker, ohne Furcht und Bangen.

Er hofft auf Einigkeit zwischen Fürsten und Völkern und ruft einem der angesehensten Kronprinzen zu:

Es ist ja auch so leicht den Purpur tragen
Und rein, wie rothen Goldes lichte Ader,
Um ihn des Volkes heil'ge Liebe schlagen.

Wir geben als Parallele hierzu Rückerts vortrefflichen und noch so häufig anwendbaren Spruch:

Euch Fürsten ist's so leicht, geliebt vom Volk zu werden;
Nur liebreich habt ihr euch, nur menschlich zu geberden.
Viel schwerer fällt es schon, daß ihr verhaßt euch macht,
Und doch in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht.

Unser Vaterland. Blätter für deutsche Geschichte, Cultur und Heimathkunde. Zur Erweckung und Belebung patriotischen Sinnes herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Verlag von Arnold Seehagen in Berlin. Monatliche Hefte von 3 Bogen mit Illustrationen zu 27 kr. — Mit dem Jahr 1861 ist ein neues Unternehmen ins Leben getreten, dem der beste Fortgang nicht nur zu wünschen, sondern auch zu versprechen ist. Es bürgt dafür nicht nur eine Zahl Namen aus allen deutschen Gauen, welche als Mitarbeiter aufgeführt sind, sondern auch der ungewöhnliche Anklang, welchen von den Zeitumständen, in denen wir leben, begünstigt, die bis jetzt erschienenen Hefte gefunden haben. Zur künstlerischen Ausschmückung ist Ludw. Burger gewonnen, dessen bekanntes großes Bild: „Blücher's Uebergang über den Rhein" in Steindruck der zwölften Lieferung als Gratisprämie beigegeben wird. Als Schutzheiliger des Unternehmens ist billig E. M. Arndt erwählt; sein Bildniß ziert das erste Heft, welches eine Lebensbeschreibung

des deutschen Mannes von Oberlehrer Dr. F. A. David Müller in Berlin enthält. Th. Fontana zeigt uns das alte Hohenzollernschloß Köpenik in seinen verschiedenen Schicksalen von der Zeit, als die märkischen Junker, die noch heute sich eines älteren Adels als die Hohenzollern berühmen, dem Markgraf Joachim an die Thüre schrieben:

Jochimken, Jochimken höde dy,
Wo wi di krigen, da hängen wi dy,

bis zu dem Kriegsgerichte vom 25. October 1730, das über Friedrichs des Großen Leben oder Tod zu entscheiden hatte, und der Verwandlung des Schlosses erst in ein Gefängniß der „Demagogen" dann in ein Seminar. Wir gehen auf die übrigen Beiträge nicht näher ein, weil wir nicht bezweifeln, daß das Unternehmen, von dem drei Lieferungen bereits erschienen sind, bald auch in den Lesezirkeln Süddeutschlands sich Eingang verschaffen wird. Str.

Notizen.

Die Heuglin'sche Expediton. Soeben sind ausführliche Briefe von den Mitgliedern der Heuglin'schen Expedition eigelaufen. Dieselbe befand sich am 14. März noch in Alexandria, allwo sie wegen der Vorbereitungen und Audienzen beim Vicekönige zurück gehalten waren, bis zum 21. März aber in Kairo einzutreffen hofften. Der Vicekönig von Aegypten hat der Expedition große Vergünstigungen gewährt und unter andern auch eine Ordre zur Erlangung eines königl. Dampfbootes für die Expedition von Chartum aus bewilligt. Die vier Reisenden scheinen sich trefflich zusammen zu passen und für ihr Unternehmen mit der größten Thatkraft erfüllt zu sein. In Alexandria hat sich der Gärtner Schubert aus Leipzig (Vogel's Vaterstadt) der Expedition angeschlossen. Die Mittheilungen enthalten zugleich wichtige Nachrichten über ganz neue Forschungen im Innern Afrika's, über die politischen Verhältnisse in Abyssinien und den Stand des Suezcanalbaues. — Zu vorstehenden neuesten Nachrichten von der Heuglin'schen Expediton wollen wir hier noch nachtragen, daß die für dieselbe gezeichneten bezüglich eingezahlten Beiträge nach der sechsten Quittung, welche das hiesige Comité veröffentlicht hat, sich auf insgesammt 15,872 Thlr. 19 Sgr. belaufen, worunter neuerdings sich auch ein Beitrag der Schweizer Bundesregierung von 5000 Frcs. befindet. (Goth. Ztg.)

Aus Wien. Das Burgtheater hat mit einem Gast, dem ein sehr günstiges Renomee vorherging, Fiasko gemacht, nämlich mit der ungarischen Schauspielerin Frau v. Bulyowski. Man war nicht nur durch die enorme Reclame, die ihr Alexander Dumas in Form des kleinen, höchst frivolen Buches „Ein Liebesabenteuer" gemacht hatte, sehr gespannt auf die Dame, sondern namentlich in Folge der unglaublichen Begeisterung, die sie auf der Münchener Hofbühne erregt hatte. Vielleicht schadete ihr die zu hoch gespannte Erwartung — genug, sie konnte in keiner der drei Rollen, in denen sie auftrat, durchgreifen, nicht einmal als Maria Stuart. Sie hat recht schöne äußerliche Mittel, aber es fehlt ihr an poetischem Schwung, an wahrem, innerem Feuer und vor Allem an Unmittelbarkeit in der Darstellung. Freilich ist das Burgtheaterpublikum sehr verwöhnt. Es scheint uns doch auffallend, daß man in Wien gegen eine Künstlerin so streng war, die aus Vorliebe und nicht ohne Opfer die deutsche Bühne betreten hat, nachdem sie vorher auf der magyarischen große Triumphe gefeiert hatte.

— Mit dem Propheten wurde am 2. April die königliche italienische Oper in Covent Garden eröffnet; Madame Czilág und Herr Tamberlik sangen die Hauptrollen. Der Erfolg war glänzend.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 9. April. (Abonnement-Vorstellung.) Zum ersten Male: **Der schwarze Wilhelm.** Charakterbild in einem Aufzuge von Dr. Arthur Müller. Hierauf: **Der letzte Brief.** Lustspiel in 3 Akten, nach dem Französischen des Sardon.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr 7. Mittwoch, 10. April 1861.

Goethe, geschildert von David Veit.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1861.
Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

(Schluß.)

Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Onkel Salomon Veit kennen, so haben Sie die Aehnlichkeit der Figur; aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbrauen im Gemälde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig recht eigentlich an, und das Gemälde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seinem Aufenthalt in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und im Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein, und außerordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine gelben, äußerst krummen Zähne. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen mißfallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Im Ganzen ist das Gemälde wohl getroffen; aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm; Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Porträt verstehe ich gar nicht. Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen dem übergelegten Hemdkragen wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Ueberrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge und — vermuthlich Beinkleider; der Ueberrock bedeckte sie; kalblederne ordinäre Stiefel. Alles zusammen genommen kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an

(sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken und spricht so fort), fragte nach dem Endzwecke unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er einen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit, nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten, er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er etwas unternimmt, so greift er die Sache immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben." Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen mit uns ein, sprach aber von keiner Partei mit Dezision; jedoch immer überaus natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen ließ er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern geziert; Gemälde und Köpfe rings umher, von der Größe, wie das Studirzimmer der Herz, ein völliges Quadrat: zwei Mahagony-Tische, ein Spiegel, sechs Lehnstühle, weiß, mit grün- und weißgestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ohngeachtet im Briefe Herr Veit als dessen Schwiegersohn genannt ist. Ueberhaupt haben wir keinen literarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm mies ist. Er begleitete uns aus der Antichambre, und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber viel wärmer als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. (Ich sehe eben die doppelten „hätte"; Sie müssen das nicht übel nehmen: ich bin von vielen Nachtwachen, und von dem Amüsement, das jetzt mein Geschäft ist, und sehr glücklich durchgesetzt wird, ganz wüste im Kopfe).

Goethe hat jetzt keine juristischen Geschäfte mehr; als Amt hat er das Departement der Gnadenerzeigung (keine emzoe *), der wirkliche Namen) sich selbst gewählt. Den von ihm angelegten Park, den er noch immer weiter ausführt, und mit dem er, laut Herzogs Vollmacht, auch in dessen Abwesenheit machen kann, was er will, müssen Sie sehen; die angenehme Lage Weimars und die schönen Gegenden rings umher, müssen Sie sehen. Die außerordentliche (!) Gegend bei Naumburg und Weißenfels, wo acht bis zehn Meilen hinter Leipzig schon viele Wiesen grün wie mitten im Sommer sind, müssen Sie sehen.

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe in den sechs Stunden viel Leute gesprochen) als sehr freundlich, gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe; die mittlern Stände nennen ihn den Genius des Orts; diese Benennung läßt auf Kraftgeniemäßigkeit schließen; doch habe ich einige dem Scheine nach nicht ungeschickte, und von Pedanterie freie junge Leute gesprochen. Es dürfte freilich schwer halten, in Weimar ein Pedant zu bleiben. In Weimar möchte ich wohl eine geraume Zeit hindurch — ein Fremder sein.

Zur Cour kommt Goethe freilich; aber wenn der hohe Adel bei dem Herzog speist, kann er nicht zur Tafel gezogen werden. Diesen hohen Adel habe ich gestern bei der

---

*) Emzoe, Erfindung, Erdichtung. Der Ausdruck ist dem Trivialhebräischen entnommen, dessen Verständniß heutzutage Vielen durch den Kladderadatsch vermittelt wird.

Herzogin in einem Saale speisen sehen, über welchem eine Galerie für die Zuschauer erbaut ist.

In den herzoglichen Park hat Goethe unter andern sehr viele ausländische Pflanzen hingesetzt, damit ihm das Studium der Botanik nicht allzukostbar werde. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wissen alle keinen, mit dem er sehr genau umgeht.

Von Wieland kann ich Ihnen auch noch etwas sagen. Wir waren mehr als eine halbe Stunde da; Revolutionsgeschichte, Merkur u. s. w. Er hat uns versprochen, nichts mehr über Revolution zu schreiben; das Gespräch war ganz so, wie Sie es vermuthen; ich dachte mir's auch nicht anders. Gesichtsfarbe ganz schneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn, mit einer Platte, wenig Augbrauen, kleine bläuliche, ein wenig inflammirte, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübsch geformt; das Profil ist überhaupt recht interessant; en face kann man ihn höchstens für ein gleichgültiges Alltagsgesicht passiren lassen. Figur mittlerer Höhe, auffallend mager. Kleidung, braungestreifter tuchener Rock mit durchbrochenen Stahlknöpfen, sammtene moderne Weste, graugestreifte manchesterne Beinkleider, Escarpins, keine üblen Schnallen, schrecklich weiß gepudert, die Locken hoch und gebrannt, Haarbeutel. Er war zur Komödie angezogen; völlige Hofrathsmiene und Aussehen; sprach viel von gelehrten Sachen, freute sich sehr Mendelssohn's Schwiegersohn gesehen zu haben, hatte schon von mehreren zu seinem außerordentlichen Vergnügen gehört, daß Mendelssohn seine Sachen gut gefunden habe u. s. w. Er habe den Endzweck gehabt, beide Parteien bei diesen jetzigen Neuerungen mit einander zu versöhnen, indem er im Merkur dazwischen trat; er wisse freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indessen dienten sie doch dazu dem verständigen Leser Vergnügen zu machen, und so berührte er immerfort alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Resultat, das Einer von uns zog, und schränkte es bald darauf wieder ein.

Wenn Sie Herder aus seinen Schriften kennen, so darf ich Ihnen gar nichts sagen, und kennen Sie ihn nicht, so darf ich Ihnen gewiß nichts sagen. Noch hat kein Mensch meinen Vorurtheilen ein so großes Compliment gemacht als Herder.

Nun bin ich endlich zu Ende. Reisen Sie nach Leipzig? Schreiben Sie mir ja bald eines von den kleinen Zettelchen, die wir zusammen lesen können.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Der Zarewitsch war wirklich schrecklich, seine Augen waren von Blut unterlaufen, seine Zunge stammelte nur noch unartikulirte Töne und mit geballten Fäusten wollte er sich von Neuem auf seine Gemahlin werfen. Diese sah ihn an, stieß einen lauten verzweifelten Hülferuf aus und sank ohnmächtig auf den Boden nieder.

Mit einem furchtbaren Fluche stieß Alexej sie mit dem Fuße, dann beugte er sich über sie, um sie gewaltsam aus ihrer Ohnmacht aufzurütteln, bald aber ließ er von ihr ab, denn er bemerkte, daß sie förmlich im Blute schwamm. *)

Er wandte sich ab, ging ein Paar Mal mit gekreuzten Armen heftig im Zimmer auf und nieder, dann verließ er dasselbe. Der im Vorzimmer wartenden Kammerfrau, die in unbeschreiblicher Angst den Lärmen des Streites vernommen hatte, sagte er nur:

---

*) Historisch.

„Die Gossudarina ist unwohl geworden, — bringe sie zu Bette."

Damit begab er sich nach seinen Gemächern, in denen noch in derselben Nacht eine wilde Orgie gefeiert wurde; am anderen Morgen reiste er mit Afrasja nach einem seiner Landgüter bei Petersburg ab, ohne sich nach dem Befinden seiner Gemahlin erkundigt zu haben.

Als die an allen Gliedern zitternde Kammerfrau in das Schlafgemach ihrer Herrin trat, fand sie diese noch in demselben Zustande, wie der Zarewitsch sie verlassen hatte. Sie eilte sogleich hinaus und rief nach Hülfe, worauf ihre Frauen die Leblose zu Bette brachten. Noch in derselben Nacht erschien Prinzessin Juliane, die man geweckt hatte, und brach, auf das Tiefste empört, in Thränen und Verwünschungen des Zarewitsch aus, am anderen Morgen wurde auch die Gräfin von Königsmark geholt; mit der Charlotte Christine in letzter Zeit in sehr freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. An wen hätte man sich wenden sollen, wenn man wirklich eine Klage gegen Alexej Petrowitsch beabsichtigt hätte? — auch hier galt das alte russische Sprüchwort: „Rußland ist groß und der Zar ist weit." Wer hätte aber auch gern eine so schwere Anklage gegen den Thronfolger auf sich genommen?

Die Prinzessin schwebte in der höchsten Lebensgefahr, der Zarewitsch hatte sie entsetzlich gemißhandelt. Die Aerzte schüttelten die Köpfe und gaben nach Verlauf einiger Tage nicht mehr große Hoffnung. An den Zaren und auch an den Zarewitsch waren Eilboten abgegangen, aber ersterer konnte so schnell nicht anlangen, da er zu weit entfernt war, und letzterer wollte nicht kommen. Charlotte Christine, die erst am folgenden Tage das Bewußtsein wieder erlangte, hatte bestimmt verlangt, daß man den Zaren nicht von der wirklichen Veranlassung ihrer Krankheit in Kenntniß setze, sondern dieselbe auf ihr altes Leiden schiebe, und so war es geschehen, obgleich Peter später doch erfahren sollte, was sich zugetragen hatte.

Die Gemahlin des Zarewitsch litt schmerzlich; aber jetzt trat erst ihr sanftes, edles Gemüth in seiner ganzen Größe hervor; sie bereitete sich ergeben auf den Tod vor. Prinzessin Juliane, die Gräfin von Königsmark, die fürstlichen Kinder, von denen die Mutter einen herzzerreißenden Abschied nahm, ein Paar vertraute Kammerfrauen und ein alter deutscher Bedienter, Namens Danielson, welcher der Prinzessin aus ihrer Heimath gefolgt war und sie abgöttisch liebte, endlich ein deutscher Arzt, den die Gräfin Aurora besonders empfohlen hatte, waren fast die einzigen Personen, die in dem Krankenzimmer verkehren durften, und außer demselben sah man sie oft mit tiefsorgenden Blicken geheimnißvoll flüstern; sie alle konnten nur die Nachricht von dem Bette der Kranken bringen, daß sie nur noch wenige Tage zu leben habe.

Am 20. October (2. November) übergab die Sterbende mit rührendem Schmerze ihre beiden unmündigen Kinder der Prinzessin Natalie, der Halbschwester des Zaren, und der würdigen Gattin seines Halbbruders Iwan, sandte durch sie dem Zar ihre letzten Grüße und ließ ihren Gemahl bitten, seinen Kindern ein guter Vater zu sein. Der Zarewitsch war trotz der dringendsten Botschaften nicht an dem Sterbelager erschienen.

Am folgenden Tage verkündeten die Glocken St. Petersburgs dem Volke den Dahingang der Gossudarina und Gemahlin des Thronfolgers.

Die Leiche wurde nicht öffentlich ausgestellt und kam auf Veranlassung der Prinzessin Juliane und der Gräfin von Königsmark Niemanden zu Gesicht als den vorerwähnten Personen, die Zeugen des Todes gewesen waren. Erst als der Zar, der sich bei der bösen Nachricht sogleich auf den Weg nach Petersburg gemacht hatte, eintraf und, jetzt dazu gezwungen, ein Paar Stunden zuvor auch sein Sohn, ließen sie sich an den Sarg führen, verließen ihn aber bald wieder, ohne ein Wort zu wechseln. Peter blickte den Zarewitsch tief-ernst und vorwurfsvoll an, dieser schlug die Augen zu Boden, aber sein ganzes Wesen verrieth, daß er keineswegs tief ergriffen sei.

Die Leiche wurde mit großen Feierlichkeiten beigesetzt. An demselben Tage schrieb Peter an seinen Sohn, machte ihm ernste, aber nicht heftige Vorwürfe über sein Benehmen gegen die unschuldige Charlotte Christine, so wie über sein sonstiges Verhalten und gebrauchte dabei die Worte:

„Ob ich gleich deshalb auf dich geschmäht, dich geschlagen und seit so vielen Jahren mit dir gar Nichts davon geredet habe, so war dies doch Alles umsonst, Alles in den Wind und du wolltest Nichts thun, als zu Hause leben und dich ergötzen, unbekümmert, was daraus nicht blos für dich, sondern auch für das ganze Reich entstehen könnte."

Dieser Brief endete:

„Da ich denn dieses Alles mit Wehmuth erwäge und sehe, daß Nichts Dich zum Guten bringen kann, so gebe ich dir meinen letzten Entschluß schriftlich zu erkennen, noch einige Zeit zu warten, ob du dich aufrichtig bessern wirst. Sollte dies aber nicht geschehen, so sei hiermit versichert, daß ich dich als brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich solches bloß zum Schrecken schreibe oder daß ich ja keinen andern Sohn habe. Es soll wahrlich, so Gott will, erfüllt werden. Lieber ein würdiger Fremder als ein unwürdiger Eigener."

Hierauf antwortete der Zarewitsch ganz resignirt und erbat sich die Erlaubniß, als Mönch in ein Kloster gehen zu dürfen; er fühle sich des Thrones nicht würdig. Aber Peter wies dieses Verlangen zurück und gestattete ihm noch Zeit zur Ueberlegung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von Richard Wagner.

Die musikalische Kritik in Paris gibt dem schlimmen Urtheil, welches der Tanhäuser erfahren hat, fast einstimmig ihre Billigung. Scudo, der Berichterstatter der Revue des deux mondes, spricht sich besonders schneidend über den Begründer der Zukunftsmusik aus und erklärt, das Publikum sei keineswegs im Voraus gegen den Gast eingenommen gewesen, ja es habe die nicht geradezu abstoßenden Nummern, z. B. den Pilgerchor, über Verdienst mit Beifall belohnt. Gerade an solche Umstände hält sich auch Richard Wagner in einem weitläuftigen, von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Bericht an einen Freund in Leipzig über das Schicksal des Tanhäuser. Der Brief ist vom 27. März datirt.

Wagner erzählt zuerst, daß er schon lange an einen Ort überzusiedeln gewünscht habe, der ihm lebendige Berührungen mit seiner Kunst böte. Der Großherzog von Baden hatte ihm „mit rührender Wohlgeneigtheit" die Erlaubniß zugesagt, bei Aufführung des „Tristan" in Karlsruhe mitzuwirken. Wagner hoffte nun, es könne ihm der Aufenthalt in dieser Residenz für die Dauer zugesagt werden; doch die Erfüllung dieser Bitte war unmöglich; auch die Darstellung des Tristan kam nicht zu Stande. Nun zog er nach Paris in der Absicht, vorzugsweise mit deutschen Sängern eine Musteraufführung dieses neuen Werks im Saale der italienischen Oper zu veranstalten, zu welcher auch deutsche Theaterdirectoren eingeladen werden sollten; an den Tanhäuser dachte er vorerst nicht. Um das Pariser Publikum günstig zu stimmen, gab er zuerst in dem genannten Saale drei Conzerte mit „höchst günstigem Erfolg." Doch schien ihm derselbe für seinen Hauptzweck noch nicht entscheidend, als unvermuthet ohne sein Zuthun durch mehrere Glieder deutscher Gesandtschaften in den Tuilerien eine Bewegung für ihn entstand und der Kaiser auf die Empfehlung einer deutschen

Fürstin die Aufführung des Tanhäuser in der Académie impériale de musique (dem Hause der großen Oper) anbefahl.

Nicht ohne Beklemmung vernahm Wagner diese Gunst, indem ihm bekannt, wie die große Oper sich längst jeder ernsten Kunstrichtung abgewandt habe und ein Tonwerk nur noch als Vorwand für das Ballet verwende. Bei seiner ersten Unterredung mit dem Director wurde in der That auch die Einführung eines Ballets in den zweiten Akt für nothwendig erklärt. Hier jedoch, beim Sängerkampf, schien ihm die Forderung sinnlos, dagegen im ersten Akt, am üppigen Venushofe, wäre ihm das Eintreten eines Ballets sogar höchst willkommen gewesen und hätte „einer unverkennbaren Schwäche der Partitur abgeholfen." Darauf aber erklärte ihm der Director und später sogar der Staatsminister — eine Angabe von unverkennbarer Wahrheit für Jeden der mit diesen Zuständen bekannt ist — das Ballet dürfe durchaus nicht im Anfang, sondern müsse um die Mitte des Theaterabends vorkommen, um die Zeit nämlich wo diejenigen Abonnten, für die es fast ausschließlich bestimmt sei, sich in den Logen versammelten.

Schon dachte Wagner daran, der Aufführung zu entsagen. Nun aber wurde ihm mit solcher Liberalität und Zuvorkommenheit von oben die Gesammtheit der Kräfte der Oper zur Verfügung gestellt; es wurde bei der Scenerie und bei jeder vom Componisten gewünschten Acquisition so völlig vom Kostenpunkt abgesehen, daß er eine Idealvorstellung zu erleben hoffte und sich vornahm, seinem Werk zu vertrauen und sich um jene Herren des Ballets, um die Jokeys nicht zu kümmern. Diese wurden nun, weil er sich nach dem ihnen zu Liebe geltenden Herkommen nicht gerichtet hatte, seine erbitterten Feinde. — Das Engagement Niemann's, der einer leichten französischen Aussprache mächtig ist, wurde mit großen Opfern abgeschlossen, der Baritonist Morelli einzig auf Wagners Wunsch an die Oper gezogen, und die Partitur durchgearbeitet. Leider jedoch sanken die herrlichen Hoffnungen, die bei den Klavierproben rege wurden, immer mehr, je mehr man sich mit der Bühne und dem Orchester berührte.

Trotz allen ungünstigen Umständen, trotz der Anwesenheit der ganzen dem Componisten feindseligen Presse, berichtet doch Wagner, sei einstimmiger und stärker Beifall geklatsch worden, als er es in Deutschland erlebt habe. Ein ihm völlig fremdes, gegen ihn sorgfältig bearbeitetes Publikum habe sich viertelstundenlang mit Beifalls-Demonstrationen gegen jene Clique geschlagen; auch der Ruf: „à la porte les jockeys!" sei laut vernommen worden. Wagner erzählt weiter, was wir hier im Auszuge mittheilen:

„Die eigentlichen Tonangeber der Opposition geriethen gegen Ende des zweiten Acts offenbar in Furcht, einem vollständigen und glänzenden Erfolge des „Tanhäuser" beiwohnen zu müssen, und griffen nun zu dem Mittel, nach Stichworten, welche sie in den Generalproben verabredet hatten, in gröbliches Gelächter auszubrechen. Dieselben Herren hatten in den Generalproben, an deren Besuch ich sie nicht zu hindern vermocht hatte, jedenfalls wahrgenommen, daß der eigentliche Erfolg der Oper in der Ausführung des dritten Acts gewahrt liege. Eine vortreffliche Decoration des Hrn. Desplechin, das Thal vor der Wartburg in herbstlicher Abendbeleuchtung darstellend, übte in den Proben bereits auf alle Anwesenden ihren Zauber aus; von Seiten der Darsteller waren diese Scenen der Glanzpunkt der ganzen Leistung; ganz unübertrefflich schön wurde der Pilgerchor gesungen und scenisch ausgeführt; das Gebet der Elisabeth, von Fräulein Sax vollständig und mit ergreifendem Ausdruck wiedergegeben, die Phantasie an den Abendstern, von Morelli mit vollendeter elegischer Zartheit vorgetragen, leiteten den besten Theil der Leistung Niemann's, die Erzählung der Pilgerfahrt, welche dem Künstler stets die lebhafteste Anerkennung gewann, so glücklich ein, daß ein ganz ausnahmsweise bedeutender Erfolg eben dieses dritten Acts gerade auch dem feindseligsten Gegner meines Werks gesichert erschien. Gerade an diesem

Act nun vergriffen sich die bezeichneten Häupter, und suchten jedes Aufkommen der nöthigen gesammelten Stimmung durch Ausbrüche heftigen Lachens, wozu die geringfügigsten Anlässe kindische Vorwände bieten mußten, zu hindern. Von diesen widerwärtigen Demonstrationen unbeirrt, ließen weder meine Sänger sich werfen, noch das Publikum sich abhalten, ihren tapfern Anstrengungen seine theilnehmende Aufmerksamkeit zu widmen; am Schlusse aber wurde, beim stürmischen Hervorruf der Darsteller, endlich die Opposition gänzlich zu Boden gehalten.

Am zweiten Abend hatte man sich, auf dem Wege vom Diner zur Oper, eine Anzahl Jagdpfeifen und ähnliche Instrumente gekauft, mit welchen auf die unbefangenste Weise gegen den „Tanhäuser" manövrirt wurde. Während des ersten und bis gegen die Mitte des zweiten Acts hatte nicht eine Spur von Opposition sich bemerklich gemacht, und der anhaltendste Applaus hatte ungestört die am schnellsten beliebt gewordenen Stellen meiner Oper begleitet. Von nun an half aber keine Beifallsdemonstration mehr: vergebens demonstrirte selbst der Kaiser mit seiner Gemahlin zum zweitenmale zu Gunsten meines Werks; von denjenigen, die sich als Meister des Saals betrachten und sämmtlich zur höchsten Aristokratie Frankreichs gehören, war die unwiderrufliche Verurtheilung des „Tanhäuser" ausgesprochen. Bis an den Schluß begleiteten Pfeifen und Flageolets jeden Applaus des Publikums.

Bei der gänzlichen Ohnmacht der Direction gegen diesen mächtigen Club, bei der offenbaren Scheu selbst des Staatsministers, mit den Gliedern dieses Clubs sich ernstlich zu verfeinden, erkannte ich, daß ich den mir so treu sich bewährenden Künstlern der Scene nicht zumuthen dürfe, sich länger und wiederholt den abscheulichen Aufregungen, denen man sie gewissenlos preisgab, auszusetzen. Ich erklärte der Direction, meine Oper zurückzuziehen, und willigte in eine dritte Aufführung nur unter der Bedingung, daß sie an einem Sonntage, also außer dem Abonnement, stattfinde. Mein Wunsch, diese Vorstellung auch auf der Affiche als „letzte" zu bezeichnen, ward nicht für zulässig gehalten. Aber nun entsagten die Herren ihren anderweitigen Vergnügungen für diesen Abend, kehrten abermals mit vollster Rüstung in die Oper zurück, und erneuerten die Scenen des zweiten Abends. Diesmal stieg die Erbitterung des Publikums, welches durchaus verhindert werden sollte, der Aufführung zu folgen, auf einen, wie man mir versicherte, bis dahin ungekannten Grad, und es gehörte wohl nur die, wie es scheint unantastbare sociale Stellung der Herren Ruhestörer dazu, sie vor thätlicher übler Behandlung zu sichern. Sage ich es kurz, daß ich, wie ich erstaunt über die zügellose Haltung jener Herren, ebenso ergriffen und gerührt von den heroischen Anstrengungen des eigentlichen Publikums, mir Gerechtigkeit zu verschaffen, bin.

Meine nun officiell angekündigte Zurückziehung meiner Partitur hat die Direction der Oper in wirkliche und große Verlegenheit gesetzt. Die reichlichsten Geldeinnahmen erscheinen ihr mit dem „Tanhäuser" gesichert, für dessen Aufführungen bereits der Saal im voraus wiederholt verkauft ist. Ihr wird von wachsender Erbitterung des Publikums berichtet, welches sein Interesse, ein neues vielbesprochenes Werk ruhig hören und würdigen zu können, von einer der Zahl nach ungemein kleinen Partei verwehrt sieht. Ich erfahre, daß der Kaiser der Sache durchaus geneigt bleiben soll, daß die Kaiserin sich gern zur Beschützerin meiner Oper aufwerfen und Garantien gegen fernere Ruhestörungen verlangen wolle. In diesem Augenblick circulirt unter den Musikern, Malern, Künstlern und Schriftstellern von Paris eine an den Staatsminister gerichtete Protestation wegen der unwürdigen Vorfälle im Opernhause, die, wie man mir sagt, jahlreich unterzeichnet wird. Unter solchen Umständen sollte mir leicht Muth dazu gemacht werden können, meine Oper wieder aufzunehmen. Aber wichtige künstlerische Rücksichten halten mich davon ab. Möge für diesmal der Pariser „Tanhäuser" aus-

gespielt haben. Sollte der Wunsch ernster Freunde meiner Kunst in Erfüllung gehen, sollte ein Project, mit welchem man sich soeben von sehr sachverständiger Seite her ernstlich trägt, und welches auf nichts Geringeres als auf schleunigste Gründung eines neuen Operntheaters zur Verwirklichung der von mir auch hier angeregten Reformen ausgeht, ausgeführt werden, so hören Sie vielleicht selbst von Paris aus noch einmal auch vom „Tanhäuser".

So weit Wagner. Die Pariser Kritiker urtheilen anders, aber wie wir gesehen haben, findet sich selbst bei dem erbittersten unter ihnen wenigstens eine Angabe, welche die starke Selbsttäuschung des Autors — denn eine solche wird man wohl annehmen müssen — einigermaßen erklärlich macht.

Notizen.

Universitätswesen. Der neueste Band der deutschen Vierteljahrschrift bringt den Vortrag, den Professor Roscher in der Aula zu Leipzig bei Uebernahme des Rectorats gehalten hat. Derselbe behandelt den Gegensatz des englischen und französischen Universitätslebens. Alle Fehler der englischen Universitäten, erklärt Roscher, sind uns Deutschen so diametrisch entgegengesetzt, daß sie wenig Verführerisches haben können. Dagegen sind drei ihrer Hauptvorzüge der Nacheiferung werth. Einmal die große Lebhaftigkeit, Ausbildung und männliche Festigkeit ihres Corporationssinnes. Zweitens der hohe Werth, den sie auf klassische Studien und allgemein menschliche Bildung legen, da nur der wahrhaft tüchtige Mann auch ein tüchtiger Fachmann ist. Drittens die große Uebung der Studirenden in körperlicher Gewandtheit und Kraft. Von der französischen Universitätsverfassung findet Roscher „fast gar nichts" zur Nachahmung zu empfehlen. Die université ist eine Staatsmaschine, die unter Napoleon wie ein Heer oder wie eine Gensdarmerie, unter Karl X. wie ein geistlicher Orden gehandhabt wurde. Die Staatsbevormundung wäre im kleinen Maßstabe noch viel unerträglicher als im großen. Die deutschen Docenten würden durch Annahme der französischen Gefallsucht die französische Anmuth doch nicht erreichen. Wollten gar unsere Studirenden die lockere Sitte und den Unfleiß der französischen Jugend nachahmen, so würden sie bei dem schwereren Naturell des deutschen Geistes gewiß noch viel weniger lernen und sittlich noch tiefer sinken, als jene.

Die englischen Komödianten. Es ist bezweifelt worden, ob die englischen Komödianten, die im Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland Vorstellungen gaben, auch Stücke von Shakspeare aufführten. Dieser Zweifel scheint jetzt gehoben durch eine Angabe, welche Moriz Fürstenau in dem soeben erschienenen Werke: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters" (Dresden, Kuntze, 1861) aus den Urkunden beibringt. Im Jahr 1626, also zehn Jahre nach Shakspeare's Tod, spielten die Engländer in Dresden folgende Stücke: Romeo und Julietta; Julius Cäsar; Hamlet, ein Prinz in Dänemark; Lear, König in England. Im Jahre 1611 wurde in Halle aufgeführt: „Teutsche Comödia, der Jud von Venedig, auß dem englischen." Der älteste deutsche Schriftsteller, der Shakspeare's Erwähnung thut, ist Barthold Feind; er versichert (1709): „daß Ettliche, wenn sie des engländischen Tragici Shakspeare Stücke spielen gesehen, aus vollem Halse zu schreyen angefangen und häuffige Thränen vergossen."

Trost für Reiche. Eines der ältesten Schriftstücke des Christenthums ist die Papyrusrolle, welche Henry Skobat aus Theben mitgebracht und welche das 19. Kapitel des Evangeliums Matthäi in griechischer Sprache enthält. Aus diesem sehr authentischen Text bestätigt sich unter Anderem unzweifelhaft die Ansicht, daß der bekannte Spruch (Matth. 19, 24) über den Eingang eines Reichen ins Himmelreich nur lautet: ein Faden, nicht aber ein ganzes Kameel, gehe leichter durch ein Nadelöhr.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 10. April. (Außer Abonnement.) **Oberon, König der Elfen.** Romantische Feenoper in 3 Akten. Nach dem Französischen des Planché von Theodor Hell. Musik von C. M. von Weber.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 8. Donnerstag, 11. April 1861.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Was d'Aubant anbetraf, so gerieth er über den Tod der geliebten Fürstin anfangs in rasende Verzweiflung und machte selbst Anschläge auf das Leben des Zarewitsch, die er aber bei besonnener Ueberlegung nicht zur Ausführung brachte. Rußland war ihm aber verhaßt geworden, und arm, wie er gekommen war, verließ er es wieder, nachdem er seinen Dienst quittirt hatte, ging nach Frankreich und schiffte sich von da, als er keine ihm passende Anstellung fand, nach Nord-Amerika ein.

Am Morgen des 3. Februar 1718 läuteten alle Glocken von den unzähligen Kirchen der alten Zarenstadt Moskau. Auf der höchsten Spitze des Kreml wehte die große Basniks, oder Reichsfahne, gelb mit dem doppelköpfigen Adler. Die ganze Stadt war in Bewegung, aber es breitete ein düsterer, trüber Geist seine Schwingen über sie; überall stieß man auf ernste oder furchtsame Mienen, Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferde zogen durch die Straßen und zwischen sie hindurch rollten die Equipagen der weltlichen und geistlichen Großen der mitten in der Stadt auf einem Hügel gelegenen Kaiserburg mit ihren rothen Mauern und alterthümlichen Thürmen zu.

Innerhalb des Kreml waren die Truppenanhäufungen noch großartiger; sie bildeten Spaliere bis zu dem kaiserlichen Palaste Terema, in dessen Conferenzsaale sich eine glänzende Versammlung ordnete. Da stand der alte goldene Zarenthron unter einem sammetnen Baldachin, und ihm zu beiden Seiten reihten sich die Sitze für die gewaltige Rathsversammlung, die aus zwanzig hohen Geistlichen in vollem Ornate und hundert und vier und zwanzig der angesehensten Bojaren und Staatsbeamten bestehen sollte; die meisten waren schon auf ihren Plätzen, und leicht ließ sich aus dem hohen Ernste, der auf ihren Gesichtern lag, aus dem geheimnißvollen Zischeln und lebhaften Geberden errathen, daß ungemein Wichtiges Gegenstand der Berathung sein werde.

Zu beiden Seiten der großen, dem Throne gegenüberliegenden Eingangsthür standen Detaschements der Preobraschinskyschen Garde in vollem Waffenschmucke, finster auf ihre Gewehre gelehnt.

Die Ankunft des Zaren wurde angekündigt; draußen wirbelten die Trommeln, im Saale eine Todtenstille trat ein, nur die Commandos der Offiziere erschallten, die das Gewehr präsentiren ließen. Jeder erhob sich unbedeckten Hauptes.

Raschen und festen Schrittes trat Peter der Große ein. Er trug die Uniform der Garde, seine Miene war fast noch finsterer als die der Anwesenden, aber er trug das

Haupt stolz aufgerichtet, seine Züge verriethen keine leidenschaftliche Bewegung, eher eine tiefe ernste Wehmuth und unbeugsame Entschlossenheit. Er grüßte kurz und stolz nach allen Seiten und ließ sich dann auf dem Thron nieder; ihm am nächsten zur Seite stand Menczikoff.

Auf einen Wink von ihm öffneten sich die Flügelthüren von Neuem und auf der Schwelle erschien, ganz in schwarzen Sammet gekleidet, der Zarewitsch Alexej Petrowitsch, umgeben von vier Offizieren der Preobraschinskyschen Garde mit gezückten Säbeln. Von seinem bleichen Gesichte leuchtete unnennbare Angst, seine ganze kräftige Gestalt zitterte und sein Tritt war unsicher und schwankend, sein Blick streifte angstvoll umher. Niemand erhob sich vor ihm, Keiner schenkte ihm einen freundlichen oder ermuthigenden Blick.

Langsam ging er auf den Thronsessel zu, stets von seiner Wache begleitet, warf sich vor demselben auf den Boden nieder und blickte flehend zu dem finsteren Zaren auf; über seine krampfhaft zuckenden Lippen gingen nur die Worte:

„Gnade, mein Herr und Vater!“

„Was begehrst du von deinem Vater und Kaiser, Alexej Petrowitsch?“ fragte der Zar gemessen.

„Verzeihung und Leben,“ stammelte der Thronfolger mit gefalteten Händen.

„Beides soll dir gewährt werden, wenn du ein aufrichtiges Bekenntniß ablegst,“ erwiderte der hohe Richter und gab dem Zarewisch einen gebietenden Wink, sich zu erheben, dem dieser zitternd folgte.

Wir müssen einige Zeit zurückgehen, um die Veranlassung dieser wichtigen und ergreifenden Scene zu erklären, die Vater und Sohn vor den Augen des ganzen Volkes oder wenigstens seiner edelsten Vertreter als Richter und schuldigen Verbrecher gegenüberstellte.

Seit dem Tode der Gemahlin des Zarewitsch, dessen hauptsächliche Ursache Peter wohl erfahren hatte, zog er sich immer weiter von seinem Sohne zurück. Ihm war damals ein Sohn von Katharina geboren worden und ohne Zweifel beabsichtigte er, auf diesen die Thronfolge übergehen zu lassen, anstatt auf den unwürdigen Alexej; aber dieses Kind starb schon im zartesten Alter. Peter machte damals eine Reise nach Kopenhagen. Alexej, der zu seinem Unglücke mit vollem Vertrauen noch in die Hände zweier böser Rathgeber, des Admiralitätsrathes Alexander Kikin und des Senators Nikiphon Wäsemski, zweier Altrussen, die Peter haßten, gefallen war und der die offenbare Ungnade seines Vaters fürchtete, entschloß sich auf das Zureden dieser Männer und seiner Geliebten Afrasja, sich dem Zorne des Zaren durch die Flucht zu entziehen, wobei er den Hintergedanken in sich barg, nach dem Tode seines Vaters als legitimer Nachfolger desselben nach Rußland zurückzukehren. Die Abwesenheit des Zaren benutzend, begab er sich mit Afrasja heimlich nach Wien und wandte sich daselbst, um Schutz bittend, an den Kaiser Karl VI., der ihn in seiner Verlegenheit, da er sich mit dem russischen Zaren nicht verfeinden wollte, zuerst nach der Festung Ehrenberg in Tyrol und dann in das Castell St. Elmo zu Neapel schickte, um sich daselbst zu verbergen. Der Zar war über diese heimliche Flucht seines Sohnes außer sich vor Zorn und verlangte von dem Kaiser entschieden seine Auslieferung; überdies sandte er den Senator Graf Tolstoi und den Gardehauptmann Romanzoff nach Neapel und ließ seinen Sohn zur Rückkehr auffordern, unter welcher Bedingung und wenn er diejenigen angebe, die ihm solche böse Rathschläge ertheilt hätten, er ihm Verzeihung versprach. Alexej sah keinen andern Ausweg in dieser Noth, zumal der Wiener Hof ihn darin bestärkte, als den Gesandten seines Vaters zu folgen. Er traf am 2. Februar in Moskau ein, wurde sogleich unter Bewachung gestellt und schon am folgenden Morgen sein Prozeß auf die feierlichste und öffentlichste Weise begonnen.

Nachdem Peter das Gericht über seinen Sohn auf die beschriebene Weise eröffnet hatte, nahm er aus den Händen Mencikoffs ein Papier in Empfang und verlas mit fester Stimme die Anschuldigungen gegen seinen Sohn, bei denen seine Behandlung der unglücklichen Charlotte Christine eine nicht unbedeutende Rolle spielte. In Folge der auf solche Weise bewiesenen Unwürdigkeit und Unfähigkeit des Zarewitsch veröffentlichte er vor der Versammlung die Ausschließung desselben von der Thronfolge und verlas eine Erklärung, in der Alexej sich zu allen den ihm zur Last gelegten Verbrechen bekannte und feierlich auf die Krone Rußlands verzichtete. Der Prinz war in dieser Erklärung keineswegs verschont worden und es verlangte eine tiefe Demüthigung von ihm, sie zu unterzeichnen, aber er erklärte sich in seiner Todesangst dazu bereit und versprach auch, alle seine Rathgeber der Strafe zu überliefern. Er unterzeichnete, aber noch war Peter nicht befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen zur Culturgeschichte von Frankfurt.

I.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts besaß Frankfurt einen Kapellmeister, der für seine Zeit nicht unrühmlich wirkte; es ist dies Johann Andreas Herbst, ein Zeitgenosse des berühmten Heinrich Schütz (Sagittarius), des Vaters der deutschen Tonkunst, welcher die erste deutsche Oper, die Daphne des Opitz, komponirte.

Herbst, der 1588 zu Nürnberg geboren wurde, folgte 1628 einem Rufe als Kapellmeister nach Frankfurt und blieb daselbst bis gegen 1640. Um diese Zeit gewann den geschätzten Mann seine Vaterstadt für eine gleiche Stelle, in welcher er zehn Jahre verblieb, nach deren Verlauf er nach Frankfurt zurückkehrte, woselbst er auch starb. Sein Todesjahr ist unbekannt; 1660 war er jedoch noch am Leben. Er ist Verfasser mehrerer musikalischer Werke, von welchen Gerber in seinem neuen Tonkünstlerlexikon (1813) ein Verzeichniß gibt. Wir setzen als Curiosität den Titel eines derselben her:

„Musica Practica sive Instructio pro Symphoniacis, d. i. Eine kurtze Anleitung, wie die Knaben, vnd Andere, so sonderbare Lust vnd Liebe zum Singen tragen, auff jetzige Italienische Manier, mit geringer Müh, vnd kurtzer Zeit, doch gründlich können informiret vnd vnterrichtet werden. Desgleichen denen anfahenden Instrumentisten, auff allerhand Musicalischen Instrumenten sehr nützlich vnd dienstlich zu gebrauchen. Alles auß den fürnembsten, vnd dieser Zeit bewärtesten Italienischen Authoribus, mit besonderm Fleiß zusammengetragen, auch mit vielen Clausulis vnd Variationibus gezieret vnd vermehret, Allen Liebhabern dieser Kunst, zu dienstlichem Wohlgefallen publiciret, vnd zum Druck verfertiget: durch J. Andr. Herbst, Capellmeistern in Nürnberg. In Verlegung Jeremiä Dümlers. Anno Christi 1642.“

Vor obigem Werke steht Herbst's Bildniß, das 1635 nach dem Leben von dem fleißigen Sebastian Furck (auch Fürck genannt) gestochen wurde, welcher 1589 zu Goslar geboren, von 1612 bis 1654 als Zeichner und Kupferstecher eine Menge Porträte hiesiger und auswärtiger Personen verfertigte. Herbst ist darauf als ein kräftiger, ernst blickender Mann mit starkem, vollem Barte, schlichtem, in der Mitte gescheiteltem Haare, im Costüme seiner Zeit und von musikalischen Instrumenten umgeben dargestellt. Unter dem Bilde befindet sich ein aufgeschlagenes Notenbuch, worin ein dreistimmiger Canon mit den Worten: „Music bleibet

ewig" geschrieben steht. Weiter unten ist ein lateinisches Distichon von Hieronymus Ammon zu lesen, in welchem Herbst als Autumnus gepriesen wird. Auf dem Streifen, welcher die Halbfigur des Tonmeisters oval einschließt, wird er Francofurti musices director genannt, da, wie oben erwähnt, das Bild schon 1635, also fünf Jahre vor seiner Rückkehr nach Nürnberg, gestochen wurde.

Beiläufig sei noch einer Ansicht Frankfurts von Sebastian Furck erwähnt, die Hüsgen in seinen „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen" folgendermaßen beschreibt: „Er (Furck) hat auch einen überaus fleißigen Prospect der Stadt Frankfurt von der Sachsenhäuser Seite her gestochen, vnd auch ein dergleichen runden Prospect, dem Maynstrohm herauf, mit der hier sonderbahren Historie, statt daß Christi Tauf sonsten im Jordan vorgestellet wird, so siehet man, daß dieses an der Wind-Mühl im Maynstrohm, in Gegenwart eines hiesigen Capellenmeisters Nahmens Jeep *) geschiehet, während das Mayntzer Marckschiff vorüberfährt und die Canonen darzu abschiest; Es ist mit musikalischen Noten auf die Worte: Dies ist mein lieber Sohn an welchem ich Wohlgefallen habe, eingefast, oben im rechten Eck stehet das Kayserliche und im lincken der Stadt Wappen, und unten diejenige, der damahlich regierenden beyden Burgermeister Cronstätt und Hinsperg, mit einer Zuschrift an einen gantzen Hoch-Edlen Rath."

Aus Caprera. **)

29.—31. März 1861.

Von hier aus, von einem Punkte, der noch vor wenigen Jahren der ganzen Welt unbekannt und kaum auf einer Landkarte bezeichnet war, will ich kurz die Eindrücke meiner Reise schildern.

Sie wissen, daß auf den Wunsch und die Einladung des Mailänder Centralcomités am 26. März zahlreiche Abgeordnete der verschiedenen Arbeitergesellschaften Italiens sich in Genua versammelten, um auf dem Dampfer „Italia" eine Wallfahrt zu Garibaldi nach Caprera anzutreten. Lassen Sie mich die Erinnerung an diese Versammlung feiern, welche nicht allein Arbeiter aus allen Gegenden Italiens, sondern auch Nichtitaliener aus vielen fremden Ländern in sich vereinigte, die ein und dasselbe Gelübde, eine Hoffnung, ein Gedanke der Freiheit vereinigte. Zahlreich war Mailand repräsentirt, auch Parma, Bologna, Faenza, Turin, Tortona, Genua, Brescia, Lodi, Pavia, die Lombardei, die Marken, Umbrien, Piemont, ja auch die geliebten Schwestern Rom und Venedig, das Herz und der Kopf Italiens, ferner das hochherzige Deutschland, das tapfere Ungarn — Alle hatten sich vereinigt, um als freie Bürger einem freien Manne ihre Huldigung darzubringen, einem Manne, dessen Name in dem Drama der Wunder, demjenigen der Befreiung Italiens, immer und ewig eine

---

*) Jeep (Johann), ebenfalls ein Componist des 17. Jahrhunderts, von Dransfeld im Braunschweigischen gebürtig, gab mehrstimmige weltliche Lieder unter dem Titel: „Studenten-Gärtlein" heraus, welche (nach Gerber) im J. 1614 zum viertenmale in Nürnberg aufgelegt wurden. Von ihm sind ferner: „Geistliche Psalmen und Kirchen Gesäng D. M. Luthers vnd anderer frommen Christen mit 4 Stimmen dem Choral nach componirt durch Johann Jeep", zu Nürnberg 1607 erschienen.

**) Von einem Mitgliede der Deputation, die Garibaldi kürzlich in Caprera begrüßte. Wenn uns die Schilderung wegen ihrer Authenticität von Werth ist, so vertreten wir doch nicht jede Ueberschwenglichkeit des Italianissimo, der sich hier so warm und unverholen äußert.

hehre Rolle spielen wird. Dreißig Männer, die das Herz auf der rechten Stelle, reichten sich auf dem Verdeck des Schiffes die Hände, auserwählte Männer, welche in erster Schlachtreihe unter jener Schaar gekämpft hatten, welche von Sieg zu Sieg, von Marsala bis an den Volturno geflogen war.

Ich will nicht Schritt für Schritt die Durchfurchung der 200 Miglien von Genua bis zur Maddalena-Insel schildern, welche den Ankerplatz für diejenigen Schiffe bildet, welche in den seichten und klippenreichen Gewässern der kleinen einsamen Caprera nicht fahren und nicht landen können.

Wer kennt nicht den Glanz, die Pracht des Mittelmeers, welches mit Schaumwellen aus Azur die schönsten Ufer der Erde bespült! Der Dampfer war uns von der genuesischen Gesellschaft Rubattino, derselben, welcher Garibaldi die historischen Schiffe „Piemonte" und „Lombardo", auf denen die „Tausend" nach Sicilien hinüberschifften, entlehnt hatte, großmüthig zur Verfügung gestellt worden.

Stolz und froh durchfurchte der Dampfer das Meer. Nach dreißigstündiger Reise tauchte Caprera vor uns auf. Wir waren an Corsica, seiner ganzen Länge nach, vorüber gefahren, auch an einem kleinen Stück von Sardinien, zwei Eilanden, welche beide der italienischen Krone gehören sollten, von denen das eine uns mehr durch bürgerliche Zwistigkeiten als durch Gewalt entrissen ward, und das andere mit ängstlichen Blicken betrachtet wird, als ob es bedroht sei und uns geraubt werden könnte. Vor unsern Blicken flogen Schluchten und Thäler vorüber, aus denen die Namen tapferer, für die Freiheit gestorbener Italiener herüberschallten, Sampiero, Pasquale, Paoli, und viele, viele Andere, eine lange Reihe von Helden. Nachdem man die „bocche di Bonifacio" durchschifft, d. h. den Kanal zwischen Corsica und Sardinien, bekommt man Caprera zu Gesicht.

Luigi Sacchi aus Mailand hat in einer schönen Reihe von Photographien das wahre Bild des einsamen Felseneilandes dargestellt und vervielfältigt. Auf dasselbe richten sich die Blicke, wie einst auf die Insel St. Helena. Caprera liegt Corsica nahe. Maddalena öffnet, Caprera zugewendet, einen weiten Meerbusen, an dessen innerem Ende sich der Ort gleichen Namens erhebt. Er bildet eine graziöse Gruppe weißer Häuser, welche sich amphitheatralisch sanft an einem Hügel emporheben, eine trockne Granitmasse, die nur wenig Pflanzen und Gestrüpp darbietet, wo fast nur Ginster, Salbei, Wachholder und Koriander wächst, eine fast allen Inseln dieser Zone gemeinsame Vegetation. Nicht wenig überrascht wird man, dort, wo man uns eine Wüste hinmalte, einen wirthlichen Ort zu treffen mit einer gastfreundlichen, höflichen und heitern Aufnahme.

Wir steigen ans Land und betreten die Kirche, die für die Funktionen der heiligen Woche geöffnet ist. Auf der Kanzel steht ein Mann mit dem klassischen rothen Ueberwurf unter der geistlichen Tunica. Er redet fließend und feurig und alle seine Gesten verrathen den Mann des Südens. Er redet vom Vaterlande, von der Freiheit, vom Volke, von der Kreuzigung Christi und von der Passion des Einsamen auf Caprera. Wer ist es? Es ist der Mönch Giovanni Pantaleo, der berühmte Mönch von Castelvetrano, Seelsorger und Soldat, welcher von Salemi bis Capua mit dem Kreuze in der Hand den siegreichen Schaaren Garibaldi's vorauszog.

Endlich spannen wir am Morgen unter allgemeiner Erwartung die Segel der kleinern Barke und schiffen mit günstigen Winden nach Caprera hinüber.

Viel mehr als Felsen, nicht als Insel erscheint Caprera, von 15 Miglien im Umkreise; ein Trümmerhaufen von Granitmassen wie Maddalena, mit ebenso sparsamer, von der Sonne versengter Vegetation. Ein niedriges, einstöckiges, einfaches Haus bildet die Wohnung Garibaldi's, die Hütte des modernen Cincinnatus. Straßen gibt es auf Caprera nicht, nur Fußwege. Aber der Exdiktator des süditalienischen Reichs ist Baumeister geworden und führt neben seinem weißen Gebäude ein Nebengebäude

auf. Die Anhöhe hinaufsteigend, sahen wir ihn in seiner gewöhnlichen Tracht, mit dem Bauwesen und den Gehilfen beschäftigt. Vor dem Häuschen ist ein freier Platz; es hat eine kleine Halle und acht Zimmer; der Stall ist bis jetzt noch von Holz.

Eine feierliche Stille bemächtigte sich unser Aller als wir das Schlafgemach Garibaldis betraten. Er war wie gewöhnlich gekleidet: das rothe Hemd, alte Hosen, eine Jacke und das charakteristische Schnupftuch. Ernst und doch voll Wohlwollen empfing er uns. Den rechten Arm trug er in einer Binde; er hatte ihn bei der Feld- und Gartenarbeit verletzt, als er mit dem Mönch Pantaleo Bohnen pflanzte.

Das kleine Gemach war von uns dreißig Personen ganz vollgepropft. Er stand in der Mitte. Ihm zur Seite standen Dezza, Missori, Canzio, Stagnetti, Corte, Coriolati — ein Theil der auserwählten Schaar des berühmten Stabs, der ohne vergoldete und besternte Uniformen einen glänzenden Kreis um den Helden auf dem Schlachtfelde bildete.

Nach erhaltener Erlaubniß richtete der Major Bernieri wenige Worte an den General, die nach gemeinsamer Berathung am Abende vorher beschlossen worden waren. Sie drückten die allgemeine Liebe und das hohe Vertrauen zu Garibaldi aus, das wir für die noch zu kämpfenden Schlachten zu ihm haben, aber auch das Gefühl der Unsicherheit für die bevorstehenden Ereignisse.

Garibaldi nahm diese Ansprache mit einem unbeschreiblich tiefen Ernst auf; mit einem strengen, fast starren Blick schien er durch den Schleier der Zukunft hindurch lesen zu wollen. Endlich erhob er nach einer feierlichen Pause seine Stimme und sprach mit dem ihm eigenthümlichen begeisterten Ausdruck, lange, nicht ganz zusammenhängend, in kurzen, aber sehr bestimmten und seinem Charakter entsprechenden entschlossenen Sätzen. Sie werden nicht glauben, daß ich übertreibe, aber dieses Ereigniß hat vielleicht den größten Einfluß anf das fernere Geschick Italiens und Europas. Er nahm dreimal seine Rede nach längerer Pause wieder auf, als ob er sich wiederholt sammeln wollte. So weit es mir möglich war im Fluge einiges zu notiren, sprach er also:

„Freunde! ich danke Euch. Was Ihr sagtet, ist wahr, aber vielleicht ist doch einige Uebertteibung dabei; es sind Besorgnisse vorhanden, doch kann Alles eintreffen. Wir müssen überzeugt sein, daß diejenigen sich sehr irren, welche unser Land in Verwirrung zu stürzen suchen; wahrhaftig sie irren sich. Wir sind stark, viel stärker als man glaubt; ich rede nicht von den 500,000, nicht von der Million Bajonette welche Italien liefern könnte; wir haben ja das Volk, die ganze Nation für uns; ich danke den Arbeitern und der Bevölkerung Italiens für das Vertrauen, das sie in mich setzen, ein Vertrauen, das ich gar nicht verdiene; ich habe aber das Bewußtsein, daß ich sie nie getäuscht und sie können auch ganz sicher sein, daß ich sie nie täuschen werde; doch soll das Land nicht allein auf mich bauen, es möge zu sich selbst Vertrauen haben und nicht glauben, daß wenn die Vorsehung einen Menschen auswählt, mich armen Menschen, um ein Bischen Gutes zu stiften, es nicht auch noch viele andere geben könnte, welche eben so viel wie ich und noch viel mehr als ich zu thun im Stande sind. Sie müssen wissen, daß unter jenen Tausend, welche mir gefolgt sind (ich sehe ja Einige vor mir) Hunderte sind, die mich ersetzen können, wenn ich sterbe. Wir sind ja sterblich und so kann auch ich von einem Augenblick zum andern zum Teufel fahren, ich meine, wenn eine Kugel mich fortraffen sollte. Die Tausend machten den Anfang, dann kamen mehrere Tausende und auf einen neuen Ruf werden zehn, dreißig, hunderttausende kommen, ja, das ist gewiß, in geometrischer Progression werden sie wachsen. Ich schlafe nicht, ich habe nie geschlafen, das Wohlergehen dieses unseres armen Italiens war stets das Idol meines Lebens. Ich nehme an, daß wir uns stets im Kriegszustande befinden; der Augenblick kann nahe sein und ich, das könnt ihr mir glauben, wünsche ihn lieber heute als morgen, vielleicht mehr als alle Andere. Die Nation hat

keine Furcht, und mögen die Feinde von rechts oder von links kommen, sie sollen an uns denken, wir sind 22 Millionen Italiener. Wir müssen nie vergessen, daß Italien Victor Emanuel große Dankbarkeit schuldet, wir müssen nie vergessen, daß er das Panier war, um welches wir uns schaarten und mit welchem wir dasjenige erreichen konnten, was erreicht worden ist. Man hat uns schlecht behandelt, man hat einen Dualismus zwischen dem regulären Heer und den Freiwilligen, welche sich doch so tapfer schlugen, erzeugen wollen. Man versuchte Zwietracht zu säen. Sie vernichteten das Werk der Einigung, das wir begonnen. Sie haben zwei so kostbare und für die gegenwärtigen Verhältnisse höchst nothwendige Elemente zu trennen gesucht. Doch lassen wir das. Es ist Schmutz, mit dem wir uns nicht besudeln wollen. Italien vor Allem, Allem! Wenn Einer sich beleidigt fühlen könnte, Ihr wißt es, so bin ich es. Ein Ding muß ich Euch empfehlen und das müßt Ihr Euern Mandanten wiederholen. Ich kann es nie genug empfehlen: es ist Eintracht. Ich bin kein Redner, aber Alles was ich sage, kommt aus dem Herzen. Ihr kennt ja unsere Geschichte, die wenn sie auch nicht die erste ist, doch keiner andern nachsteht. Rom, als es einig war, war mächtig und stark. Rom unter den Republiken des Mittelalters, obschon es große Dinge vollbrachte, und Italien wird stets große Thaten vollführen, ward dennoch, eben weil es getheilt und zerstückelt war, eine Beute der Fremden. Wenn wir Alle vereinigt sind, dann wird man uns fürchten. Man fürchtet uns jetzt schon. Wir haben die Sympathien der großen Nationen für uns. Laßt uns also einig sein und Italien wird Bestand haben."

Nachdem er diese denkwürdigen Worte gesprochen, wollte der General Jedem von uns die Hand drücken, Jedem ein Wort des Dankes sagen. Alle waren gerührt und Viele, die im heißesten Kampfe nicht erzittert, standen blaß, zitternd und mit Thränen in den Augen vor diesem Manne da. Ein Repräsentant Venedigs, Herr Paolo Da Zara, trat einige Schritte vor und nachdem Garibaldi ihm die Hand gereicht, zog er ein Cigarren-Etui hervor und reichte es Garibaldi mit den Worten: „Es ist ein armseliges Geschenk, ich weiß es wohl, ich ließ es im Jahre 1848 machen, es stellt das unglückliche Venedig dar, aber nehmen Sie es an, General, ich bitte darum, es soll Sie an Venedig erinnern." Dann konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden. Auch Anderen flossen die Thränen über die Wangen.

Der General wollte weiter reden, aber die innere Bewegung ließ ihn keine Worte finden. Er nahm das Geschenk, wechselte die Farbe, drückte dem Geber warm die Hand, dann aber schlug er das Haupt zurück und suchte mit Gewalt, ja mit Stolz seine tiefe Rührung zu unterdrücken. Die Scene wird mir, wird uns Allen ewig unvergeßlich bleiben.

„Ihr seid dreißig Mann" — sagte er nach einer Pause, nachdem er sich erholt. „Nun wohl! ich möchte Euch doch gerne auch etwas anbieten. Etwas was ich bei mir habe. Ich könnte Euch Kaffee anbieten. Aber ich käme mit den Tassen in Verlegenheit. Es ist Wein da, Bier, Brod, Käse. Nehmet davon. Bedient Euch. Ich wünsche es."

Man nahm von dem Gereichten und trank mit Enthusiasmus, aus voller Seele auf das Wohlergehen Garibaldi's. Damit endigte die Vorstellung. Ganz besonders gedenke ich der Worte, welche Garibaldi an den Major Wolff richtete, den tapfern Deutschen, der auf edle und würdige Weise im Generalstab des Südheeres seine Nation repräsentirte: „Ich hoffe, wir werden so bald als möglich einen Bund treuer Brüderschaft mit den wackeren Deutschen schließen" — sprach Garibaldi unter Anderem.

Dann zerstreuten wir uns auf dem Felseneiland und sammelten Steine, kleine Korallenstücke, Blumen, Moose und Zweige als Andenken. Wird doch dem Wanderer auf Caprera Alles zu einem Gegenstande ganz besonderer Verehrung! Ist doch Caprera das granitene Piedestal eines hochherzigen Mannes geworden, auf den jede Nation stolz sein kann. In meinem nächsten Briefe werde ich noch manches Interessante nachtragen, mehrere Einzelheiten anführen und auch die Geschenke nicht vergessen, die er mehreren unter uns machte.

Für heute aber noch eine Neuigkeit. Garibaldi verläßt Caprera und tritt wieder auf den Schauplatz, wohin ganz Italien ihn ruft. Und zwar reist er mit uns von dannen. Er geht nach Turin und wird im Parlament die Stelle als Abgeordneter einnehmen, die ihm das 1. Wahlcollegium in Neapel verlieh. Schon heizt der Dampfer „Ichnusa" seine Kessel. Möge Wind und Meer ihm und uns geneigt sich zeigen.

Notizen.

Die Familie der Bourbonen: Seitdem König Franz II. und seine Familie Neapel verlassen hat, befinden sich von den 74 Gliedern der Bourbonischen Familie, welche directe Nachkommen oder Nebenverwandte Ludwigs XIV. sind, nicht weniger als 55 im Exil. Diese sind: I. die Bourbons von Neapel: König Franz, fünf Brüder und vier Schwestern; der Oheim des Königs, Prinz von Capua und zwei Kinder; der Graf d'Aquila und zwei Kinder; der Graf von Trapani und fünf Kinder; des Königs Tanten, Königin Maria Amalia, Wittwe Louis Philipps; die Herzogin von Berri und die Herzogin von Salerno, und endlich eine Nichte, die Herzogin Amalie; im Ganzen 26. II. Die Bourbons von Spanien: der Infant Don Juan und zwei Kinder, zusammen 3. III. Die Bourbons von Frankreich: Graf de Chambord; die Herzogin von Parma und vier Kinder, im Ganzen 6. IV. Der orleanistische Zweig der französischen Bourbons: der Graf von Paris; der Herzog von Chartres, der Herzog von Nemours und vier Kinder; der Prinz von Joinville und zwei Kinder; der Herzog d'Aumale und zwei Kinder; der Herzog von Montpensier und 6 Kinder, zusammen 26. Neunzehn Bourbons sind außer Exil: die königliche Familie von Spanien, zusammen 16 Glieder; die Kaiserin von Brasilien (geb. Prinzessin von Neapel); die Herzogin Auguste von Sachsen-Koburg-Gotha (geb. Prinzessin von Orleans) und der Herzog Karl III. von Parma, Infant von Spanien, welcher abdankte.

Neue Lyriker. Der aufopfernde Berichterstatter in den Blättern für literarische Unterhaltung führt in seiner diesjährigen Uebersicht neuer Lyriker nur an die dreißig auf, während sich zu früheren Musterungen oft ein Contingent von mehr als hundert Mann stellte. Diesmal ersetzt keineswegs der Gehalt, was der Anzahl abgeht. Aus den Proben zu schließen, ist der bedeutendste unter den Dreißig Udo Brachvogel (nicht der Verfasser des Narciß); seine Verse haben Glanz, Feuer und Sinnlichkeit, welche sehr wesentlichen Elemente für poetische Erstlinge fast ganz abhanden gekommen sind. Auch Herr Löwenthal, Redacteur der Universitätszeitung, kommt als Lyriker in dieser Revue vor.

Vorlesungen. Das benachbarte Friedberg war in dem vergangenen Winter mit Vorlesungen literarischen Inhalts reichlicher bedacht als Frankfurt. Professor Dr. Schwabe gab werthvolle Mittheilungen über das deutsche Kirchenlied und Dr. E. Glaser hielt einige Vorträge über französische Literatur und ihre Rückwirkung auf die deutsche, welche sehr ansprachen und einem im nächsten Winter zu eröffnenden Cursus als Einleitung dienten.

Hessemer's Nachfolger am Städel'schen Institut, Herr Andreas Simons aus Berlin tritt bereits in seine neue Wirksamkeit ein.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 11. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 133.) **Der Goldbauer.** Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 9. Freitag, 12. April 1861.

Das letzte Werk von Johanna Kinkel.

Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben Von Johanna Kinkel. (Aus ihrem Nachlaß.) 2 Bde. Stuttgart, Cotta, 1860.

Dieses Buch ist so schön und bedeutend, so liebens- und verehrenswerth, wie wir deren sehr wenige besitzen. Es nimmt einen würdigen und charakteristischen Platz zwischen den höchsten Schöpfungen des Künstlerromans und der Selbstbiographie ein. Es ist ein Buch von schlichter, bürgerlicher Einfachheit und kühner, erhabener Gesinnung. Es verbindet eine edle, reine Menschenliebe und Humanität mit der sittlichen strengen Auffassung einer historisch gewordenen Partei-Ansicht. Es ist ein Lebensbild von klarer, durchsichtiger Wahrheit und hat etwas Antikes und Plastisches in der Art seiner ebenso typenhaften als invibuellen Darstellung von Menschen und Zuständen. Das Alles könnte nun ein Buch haben und dabei doch — als Unterhaltungsliteratur betrachtet — langweilig sein. Aber Hans Ibles hat zu den genannten edlen Eigenschaften auch noch den großen Vorzug, höchst unterhaltend, anregend und bis zum Schlusse spannend zu sein.

Der rein stoffliche Inhalt des Buches läßt sich kurz dahin fixiren: Hans Ibeles, ein „aus dem Volke" hervorgegangener, berühmter Musiker — und was noch mehr sagen will, eine echte Künstlernatur — in einer kleinen Residenz und an einem kleinen Hofe Deutschlands, wird von den Stürmen der Revolution 1848 mitten in die blutigen Wirbel derselben hineingerissen, dann natürlich auf Tod und Leben verfolgt, von Liebe und Freundschaft gerettet und mit seiner ihm durchaus ebenbürtigen Frau glücklich nach London geschafft. Hier gründen sich nun Beide einen neuen Boden, unter mancherlei inneren und äußeren, häuslichen und künstlerischen, finanziellen und principiellen Leiden und Kämpfen, unter Bedrohung ihres reinen tiefen Herzens- und Eheglückes durch eine sich verirrende Neigung des schwungvollen und überreizten Künstlers zu einer phantastischen Betrügerin, ein Gegensatz zu der steten, klaren, geschlossenen Natur seiner einfachen Frau; bis die wahrhaftige Liebe, die gesunde und edle Natur Beider sie zu neuem, dauerndem Leben wieder vereinigt.

Das ist einfach das Ganze. Der eigentliche Romantheil des Buches ist wohl das schwächste desselben, und es ist auch insofern kein eigentliches Kunstwerk, als sein Inhalt weniger ein organisch wachsendes, aus sich selbst sich bestimmendes Gebilde, sondern mehr nur ein Faden ist, der Capitel mit Capitel verbindet und auch dies manchmal nur locker. Aber jedes Capitel hat einen reichen, oft überraschend originellen Inhalt; bietet uns in wohlgewählter Reihenfolge und Zusammenstellung köstliche Heiterkeit und tiefen Ernst; echt rheinländlischen Humor und unendliches Leid; Belehrendes und Veranschaulichendes; Allgemeines und Persönliches; Seelen- und Weltzustände; vor allem Menschen, die alle uns lebhaft interessiren, — sei es so oder so — von denen ein jeder gleichsam ein Culturbild der Gegenwart abgibt, ein Product seiner Zeit, Verhältnisse und Umgebung und so gleichsam eine historische Erscheinung ist, bei

vollgesättigter Individualität. Und das Alles nun so maßvoll wie lebendig; künstlerisch und naiv; nicht in französischer Weise dramatisch-theatralisch sich vor uns abspielend; nicht in englischer Art mit ziemlich materieller und minutiöser Genremalerei unserm leiblichen Auge es vorführend, sondern gleichsam rhapsodisch vor unseres Geistes Aug' und Ohr tretend: so, als ob wir der Erzählung eines persönlichen Theilhabers von allem Erzählten zuhörten. Wir fühlen uns wie mitten darin, und doch auch heimisch sicher an dem häuslichen Heerd, der uns zu einem Altar des Schönen wird.

Es würde hier zu weit führen, auf alle einzelnen Capitel des Buches einzugehen; es würde zu subjectiv sein, ganz bevorzugte einzelne Capitel anzuführen; darum hält sich diese Besprechung nur an das Ganze. Aber gewiß kein gebildeter Leser wird Eines der Capitel überschlagen mögen, und Leser mannigfacher Bildung und Richtung werden gerade für sie Ansprechendes darin finden.

Bei einem solchen Buche öffentlich nachspüren zu wollen, was es an eigens Erlebtem, an persönlichen Herzens-, Ehe- und Familiengeheimnissen der Verfasserin in sich trägt, wäre — mindestens gesagt — taktlos. So viel aber ist eine Pflicht zu sagen: Ein Geist der kurz vor seinem Tode dieses Buch schaffen konnte, stand so frei, so hoch und plastisch über Unglück, Haß und Schmerz da, daß er durchaus nicht fähig sein konnte, seinen Tod zu suchen. Aber eine wunderbar erschütternde Tragik liegt darin, daß solchen Geist der Tod urplötzlich eben da erfaßte, wo er nach der herrlichen That seines menschlichschönen Buches gerade so recht erst befähigt erschien, auch Diejenigen mit sich zu versöhnen, die er sich früher durch die ganze Rücksichtslosigkeit herber, trotziger, kühner Tugenden und Parteipflichten zu Gegnern gemacht hat. Arnold Schloenbach.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

In feierlichem Zuge begab sich die ganze Versammlung nach der Uspenskischen Kathedrale, die dem Volke geöffnet worden war; hier wurde jene Erklärung noch einmal verlesen und von dem Zarewitsch seine Thronentsagung laut beschworen.

Eine Menge von Verhaftungen, die das Zeugniß des Prinzen veranlaßt hatte, erfolgte nun und die strengste Untersuchung gegen die Schuldigen wurde eingeleitet. Kikin und Wäsemski, so wie mehrere Andere traf die Strafe des Enthauptens, selbst die ehemalige Zarin, Eudoxia Lapukhin, wurde in den Prozeß gezogen und erhielt die Knute.

Eine Weile ruhte die weitere Verfolgung dieser Angelegenheit gegen den Zarewitsch selbst; als es sich aber ergab, daß er dennoch nicht ganz aufrichtige Bekenntnisse abgelegt hatte und in seiner heimlichen Verbindung mit der altrussischen Partei blieb, eröffnete Peter, in ähnlicher Weise wie damals am 6. Juli, den Prozeß gegen ihn von Neuem und klagte seinen Sohn des Hochverrathes an. Am 7. Juli wurde das Urtheil von der dazu berufenen Versammlung gefällt; die Geistlichen zogen sich von einem Spruche zurück und begnügten sich, den Zarewitsch der Gnade seines Vaters zu empfehlen, die weltlichen Großen aber sprachen, wie es Peter beabsichtigte, das Todesurtheil aus. Man sagt, der Zarewitsch habe es mit Fassung vernommen, weil er es wahrscheinlich für unmöglich hielt, daß es zur Ausführung gebracht werden könne; Andere behaupten, er sei verzweifelnd zusammengebrochen. Am nächsten Tage Morgens wurde dem Volke sein Tod verkündet; offiziell behauptete man, er sei von einem Schlagflusse getroffen worden, das Gerücht ging aber ziemlich offen, der General

Weibe habe den Zarewitsch auf Befehl des Zaren enthauptet; letzteres scheint dadurch bestätigt zu werden, daß man die Leiche des Prinzen mit einem Tuche um den Hals öffentlich ausstellte.

Wie dem nun auch sei, der große Zar Peter hatte jedenfalls nach seinem Gewissen gehandelt und sein hochherziger, gleichzeitig aber auch sehr roher Charakter dürfte eine Maßregel erklären, die an und für sich entsetzlich, aber jedenfalls zum Wohle seines Reiches und der Schöpfung, die von unermeßlicher Tragweite für dasselbe werden sollte, erforderlich war, denn ohne Zweifel wäre Alexej Petrowitsch nach dem Tode des Zaren, ungeachtet der Verzichtleistung, doch mit seinen Ansprüchen auf den Thron hervorgetreten.

Um dieselbe Zeit, als ganz Rußland durch das Ende des Zarewitsch in Schrecken gesetzt war, lebte zu New-Orleans, welche Stadt damals erst im Anfange ihrer Blüthe stand und noch nicht mehr als fünftausend Einwohner zählte, eine kleine Familie, die durch ihre Lebensweise in keiner Beziehung Aufsehen erregte. Sie bestand aus einem alten Manne, der den Namen Danielson führte und aus Deutschland gebürtig war, seiner ungefähr vier und zwanzigjährigen sehr schönen, aber leidenden Tochter, und ihnen hatte sich eine ältere Frau als Dienerin angeschlossen. Diese Leute waren ziemlich wohlhabend, machten aber kein Haus und lebten sehr einfach und sparsam. Sie waren erst zu Anfang des Jahres 1718 mit einem französischen Schiffe aus Europa angekommen, hatten sich ein kleines hübsches Haus am Ausgange der Stadt gemiethet und verließen dasselbe nur selten, um Spaziergänge zu machen.

Dennoch flüsterten sich die Nachbarn Allerlei über sie zu. Schon die edle Haltung und die große Schönheit des jungen Mädchens, das augenscheinlich an einer inneren Krankheit litt, ihr gesuchtes Abschließen von aller Welt, ihre Wohlthätigkeit gegen Arme mußten auffallen; sie trug sich immer sehr einfach, ging auf der Straße mit niedergeschlagenen, fast scheuen Blicken und besuchte fleißig die lutherische Kirche; nicht der leiseste Zug von ihr verrieth, daß sie gefallen wolle, wie man es doch bei Mädchen ihres Alters und ihrer Schönheit voraussetzt; jeder Anknüpfung einer Bekanntschaft, selbst mit Frauen, wich sie ängstlich aus, und oft sah man sie in der Kirche in Thränen zerfließen. Sie mußte also unglücklich sein, und das war genug für die Leute, sich für sie zu interessiren, um womöglich die Quelle dieses räthselhaften Unglückes zu ergründen. Dazu kam aber noch, daß sich das Gerücht verbreitet hatte, sie müsse einem hohen Stande entsprossen, vielleicht eine französische oder deutsche Grafentochter sein, die eine unglückliche Liebe zu betrauern habe; und in der That schien eine so abenteuerliche Vermuthung das Verhalten ihres greisen Vaters gegen sie zu bestätigen. Der alte Mann führte sie nie am Arm oder ließ sich von ihr führen, wenn er zuweilen mit ihr ausging; trotz ihrer freundlichen Milde gegen ihn sah man nie zwischen beiden eine innigere Vertraulichkeit, der Alte erwies ihr bei kleinen Zufälligkeiten sogar eine Ehrerbietung, wie sie zwischen Vater und Tochter unmöglich stattfinden konnte. Das Alles gab den neugierigen Leuten Stoff genug zum Reden, bis sie dessen endlich überdrüssig wurden, als sie sich überzeugen mußten, sie könnten doch nicht in das Geheimniß dringen, wenn ein solches überhaupt da sei. Die alte Magd oder vielmehr Wirthschafterin, denn die Familie hielt noch eine besondere Dienerin, gab aller Versuchungen ungeachtet auch keine andere Auskunft, als daß die schöne, blasse Charlotte die Tochter Herrn Danielsons sei.

Eine ähnliche Theilnahme erregte in einem ganz anderen Stadttheile ein junger Mann, der Franzose war und sich d'Aubant nannte. Auch er war fast um dieselbe Zeit wie die Familie Danielson nach New-Orleans gekommen, und auch auf seiner Vergangenheit ruhte ein Schleier, den er zu lüften nicht für gut befand; er gab zu, daß er Militär und Seemann und viel gereist sei, übrigens wußte man nichts von ihm. Er war arm und bewohnte nur ein paar kleine gemiethete Zimmer, und dennoch

nannte man ihn in seiner Nachbarschaft allgemein nur den französischen Edelmann, denn er besaß ein Wesen, das diesen unleugbar kennzeichnete. Die hübschen jungen Mädchen sahen ihm, wenn er über die Straße ging, gewöhnlich lange nach und meinten, er müsse eine unglückliche Liebe gehabt haben, denn er blieb stets kalt und ernst und blickte nie zu ihren Fenstern empor, Andere schlossen wieder aus seinem düsteren Aussehen, er müsse drüben in Europa wohl ein schweres Verbrechen begangen und sich den Folgen desselben durch die Flucht über das Meer entzogen haben.

Diese so scharf und ohne gänzlichen Erfolg beobachteten Persönlichkeiten gingen in New-Orleans lange neben einander her, ohne auf einander aufmerksam zu werden oder nur von einander zu hören.

Eines Tages im Herbste 1718 bemerkte die Wirthin d'Aubants, als er aus einem Kaffeehause, in dem er seine Mittagsmahlzeit zu verzehren pflegte, heimkehrte, eine ungewöhnliche Aufregung an ihm; er war noch blasser als sonst, ging in seinem Zimmer heftig auf und nieder und murmelte halblaute Worte, die sie leider nicht verstehen konnte, dann entfernte er sich bald wieder. Andere Leute hatten schon dieselbe Bemerkung gemacht, und zwar die Gäste in dem Wirthshause, das der junge Mann zu besuchen pflegte; seine Gemüthsbewegung war dort nämlich hervorgetreten, als er eine französische Zeitung gelesen hatte. Dieselbe enthielt, wie man wußte, nichts besonders Auffälliges als eine umständliche Mittheilung von dem gewaltsamen Tode des Thronfolgers von Rußland, und man bestrebte sich sogleich, d'Aubant in ein Gespräch darüber zu ziehen. Aber er seufzte nur tief, wie aus erleichterter Brust, auf, betrachtete das Blatt noch einmal mit flammenden Blicken und erhob sich dann ohne eine Erwiderung, um das Lokal zu verlassen. Das war auffallend, aber keineswegs zu erklären.

d'Aubant, der indessen auch zu Hause keine Ruhe finden mochte, suchte dieselbe auf einem Spaziergange. Am Ufer des Mississippistromes entlang schreitend, der gewöhnlichen Promenade für die müßige Welt der Stadt, schenkte er den ihm Begegnenden nur selten einen flüchtigen Blick; hatte er doch auch keine näheren Bekannten am Orte. Als er aber wieder einmal so flüchtig aufblickte und sein Auge auf einen alten Herrn und eine neben demselben schreitende junge Dame fiel, die schnell an ihm vorübergingen, ohne seiner zu achten, wurzelte sein Fuß plötzlich am Boden, ein elektrischer Schlag schien seine ganze Gestalt zu durchzucken und eine noch gewaltigere Erregung als bisher malte sich auf seinem Gesichte. Er zögerte aber nur wenige Augenblicke, dann wandte er sich und folgte den Vorübergegangenen. Er blickte sie scharf an, als er ihnen zur Seite war; sein Benehmen mochte wohl etwas auffällig sein, denn auch die Dame blickte ihn an.

Auch auf ihr blasses Antlitz trat blitzschnell ein Ausdruck, der zwischen Schrecken und Freude schwankte, jedenfalls aber tiefe Erregung verrieth; diese Erscheinung ging aber so schnell vorüber, daß sich d'Aubant selbst nicht zu sagen wußte, ob er sich nicht getäuscht, wenn er bemerkt zu haben glaubte, was er gerade wünschte; im nächsten Augenblicke schon wieder war das Gesicht des jungen Mädchens so kalt und theilnahmlos wie zuvor, und sie wandte das Haupt langsam bei Seite.

d'Aubant faßte sich mit der Hand an die Stirne, — er glaubte zu träumen. Hatte er nicht Charlotte Christine, die Gemahlin des Zarewitsch, gesehen? — Konnte er gerade sich in diesen Zügen täuschen, die sich unverlöschlich in seine Erinnerung eingegraben hatten, die seit einem Jahre schon seinem geistigen Auge so deutlich vorschwebten, als stehe er noch, wie damals in der Stunde, die er die glücklichste seines Lebens genannt hatte, vor der hohen Frau, die seitdem immer sein Schmerz und sein Trost gewesen waren? — Aber er hatte ja, wie alle Welt, die Ueberzeugung, daß Charlotte Christine todt sei, und die Todten stehen nicht wieder auf.

Mit lautklopfendem Herzen und verwirrten Gedanken folgte der junge Mann, der sich kaum seine äußerliche Fassung zu bewahren wußte, den Schritten der beiden Spaziergänger; einmal wandte sich die junge Dame nach ihm um, zweifellos um zu sehen, ob er ihr folge, — er sah ihr Antlitz nur einen Augenblick wieder, aber die seltsame Aehnlichkeit frappirte und beunruhigte ihn vom Neuem auf das Höchste.

Endlich traten Jene in ein Haus und waren seinen beobachtenden Blicken entschwunden; er wartete lange vergeblich, Niemand zeigte sich an den Fenstern. d'Aubant war nie indiskret gewesen, aber dieses Mal konnte er es nicht unterlassen, sich in der Nachbarschaft nach jenem alten Herrn und der ihn begleitenden Dame zu erkundigen; er erfuhr über Herrn Danielson und seine Tochter, was wir schon früher gehört haben, und geschwätzige Zungen ließen auch das Geheimnißvolle ihres Wesens nicht unberührt.

Diese Auskunft konnte d'Aubant nicht genügen, sie spannte ihn nur noch höher auf die Folter; hätte man ihm gesagt, daß sich diese Leute schon zu Lebzeiten der Prinzessin Charlotte Christine in New-Orleans aufgehalten hätten, so würde er sich seine Wahrnehmung einfach mit einer kaum glaubwürdigen Aehnlichkeit der Gesichtszüge erklärt haben; wie seltsam war es aber nicht, daß diese Dame gerade jetzt erst von Europa gekommen war? Das Räthsel verwirrte sich ihm immer mehr, eine ruhelose Qual verzehrte ihn, aber aus ihr tauchte auch eine unbestimmte, fast lächerliche Hoffnung auf. Er war entschlossen, jene Dame noch einmal aufzusuchen und sie zum Sprechen zu veranlassen.

Aber dieses Vorhaben war schwerer auszuführen, als er es sich gedacht hatte. Tage- und wochenlang beobachtete er das kleine Haus, in dem das Räthsel verborgen lag, aber weder Herr Danielson noch seine Tochter ließ sich sehen; sie schienen ihre Ausgänge ganz aufgegeben zu haben. Die ältere Frau, die d'Aubant unter irgend einem Vorwande ansprach, zeigte sich kalt und kurz gegen ihn, und die bald abgebrochene Unterhandlung mit ihr belehrte ihn nur, daß sie wirklich Etwas zu verheimlichen habe und daß keine Hoffnung da sei, ihr dies zu entlocken. Aber d'Aubant war ein energischer Mensch, der so leicht nicht einen einmal fest gefaßten Entschluß aufgab; er ahnte, daß man auch ihn heimlich beobachten könne, verbreitete das Gerücht von seiner Abreise nach Europa so weit als möglich, gab seine Wohnung in der Stadt auf und zog in ein nahes Dorf, und von hier aus beobachtete er mit um so größerer Vorsicht weiter.

Er hatte sich nicht verrechnet. Wenn die Dame und ihr Vater irgend einen Grund hatten, die Ueberwachung durch einen Dritten zu scheuen, so mußten sie sich doch endlich darüber beruhigen, da sich d'Aubant ganz zurückgezogen hielt; sie mußten ihn wirklich für abgereist halten. Mehrere Wochen nach jener ersten Begegnung machte Charlotte Danielson wieder allein ihren ersten Ausgang nach der Kirche, und hier fand d'Aubant, hinter einem Pfeiler wohl versteckt, die beste Gelegenheit und hinreichende Muße, sie zu beobachten; er glaubte mit den heiligsten Eiden beschwören zu können, daß er Charlotte Christine vor sich habe.

Sein Zustand war unerträglich geworden, er gränzte an einen dumpf dahinbrütenden Wahnsinn. Er wußte selbst nicht mehr recht, was er that, als er dem jungen Mädchen bei ihrem Fortgange aus der Kirche dicht auf dem Fuße folgte. Sie sah sich um, ihr Auge traf das seinige, das sie starr anblickte, sie wurde noch bleicher und schritt mit verdoppelter Eile weiter; d'Aubant folgte ihr ebenso. Als beide nicht mehr fern von dem Hause waren, faßte er einen verzweifelten Entschluß, denn er begriff, daß er die Verfolgte sonst nie wiedersehen werde. In der entlegenen Straße kamen ihnen nur selten Personen entgegen.

Rasch an die Seite der Dame tretend, redete er sie mit zitternder Stimme an:

„Wenn mich nicht wahnsinnige Phantasiegebilde täuschen, so giebt das Grab seine Todten wieder und Sie sind die Prinzessin Charlotte Christine kaiserliche Hoheit."

Die Dame war unwillkürlich stehen geblieben und erwiderte, nach Fassung ringend: „Sie täuschen sich, mein Herr, mein Name ist Charlotte Danielson.“

In demselben Augenblicke aber schlossen sich ihre Augen, ihre Brust hob sich krampfhaft und sie wankte; d'Aubant mußte sie in seinen Armen auffangen. Eine wilde freudige Glut loderte in seinem Herzen empor; er hatte die Prinzessin auch an der Stimme erkannt, ihre nicht zu bezwingende Erregung bestätigte zum Ueberflusse das Unglaubliche, fast Unmögliche.

Charlotte raffte sich mit aller Anstrengung wieder auf und blickte ihn zagend an; ohne Zweifel hatte sie d'Aubant jetzt, wenn nicht schon früher, wieder erkannt und erinnerte sich seiner ehemaligen Treue und Verehrung, denn sie schien nicht erzürnt auf ihn. Wehmüthig flüsterte sie:

„Ihr irrt Euch, — die Gemahlin des Zarewitsch ist todt.“

„Sie lebt,“ erwiderte d'Aubant mit Bestimmtheit, und aus seinen Augen leuchtete begeisterte Freude und die alte glühende Leidenschaft. „Keine Versicherung kann diese Ueberzeugung in mir wankend machen, und wenn mein Verstand dieses unermeßliche Glück auch noch nicht zu fassen vermag, so hat es mein Herz doch bereits gefühlt. Vertrauen Sie mir, hohe Frau, — ich bin am allerwenigsten fähig, Sie zu verrathen!“

Die Prinzessin wollte Etwas erwidern, aber ihre inneren mächtigen Empfindungen unterdrückten die Sprache; sie fühlte sich zu schwach, allein ihren Weg fortzusetzen, und gab d'Aubant nur durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihr den Arm bieten solle. Beide betraten, ohne ein weiteres Wort zu wechseln, das nahe Haus, in dem die Gemahlin des Zarewitsch sich jetzt verbarg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bischof von Manchester gegen die „Essays and Reviews“.

Bei einem Meeting der Kirchenbaugesellschaft des Sprengels von Manchester erklärte der Bischof von Manchester, daß seiner wohlerwogenen Ansicht nach seit zwei oder drei Jahrhunderten kein verderblicheres Buch erschienen sei als die „Essays and Reviews“, und daß seiner Ueberzeugung nach jeder der sieben Verfasser ein gleich großes Verbrechen begangen habe. — Man hört indeß noch immer nicht, daß die Bischöfe beschlossen hätten die sieben Verfasser vor dem geistlichen Gerichtshofe zu belangen. Einzelne Geistliche der Staatskirche haben die Kühnheit gehabt, offen für die Reviewers in die Schranken zu treten und zu behaupten, daß dieselben nur von dem ihnen als Protestanten zustehenden Rechte der freien Forschung Gebrauch gemacht haben. In der Presse erhebt sich nicht selten eine unwillige Opposition gegen die „absolutistische Sprache der Bischöf“. Zu dieser Opponenten gehören „Examiner“, „Weekly Dispatch“, „Punch“ und selbst der sonst sehr vorsichtige „Globe“. „Punch“ hat den Bischöfen mehrmals in sehr unehrerbietigen Knüttelreimen zugerufen: Ihr schimpft und flucht, wann werdet Ihr widerlegen? Der „Globe“ sagt: Viele sonst liberal denkende Männer unterscheiden zwischen Laien und Geistlichen und glauben, der Geistliche habe von dem Augenblicke an, wo er die 39 Artikel unterschrieben, sein Recht der freien Forschung aufgeopfert. Wir wundern uns, daß einem liberalen Denker eine solche Vorstellung möglich ist. Zwanzigtausend Mitglieder eines der gebildetsten Stände sollen ihrer eigenen geistigen Fortbildung Halt geboten haben in dem Augenblicke, wo sie gewisse Lehrformeln unterzeichneten, welche vor 300 Jahren von Sterblichen aufgesetzt wurden, denen niemand nachsagt, daß sie eine göttliche Eingebung hatten! Solch ein Verzichten auf das Hauptmerkmal eines vernunftbegabten Wesens wäre unendlich bitterer als die Aufopferung der persönlichen Freiheit durch das Mönchsgelübde... Allein die Verfasser haben nicht einmal die 39 Artikel verletzt.

Die Hauptfrage des Buches dreht sich um die Natur und die Grenzen der göttlichen Eingebung in der Heiligen Schrift. Ueber diese Frage aber enthalten die 39 Artikel kein Wort. Die „Convocation“ (das aus Bischöfen und Prälaten, sowie den Vertretern des niedern Klerus bestehende kirchliche Parlament) kann sich nicht als Ketzergericht constituiren und dem Bischof von Oxford stehen keine Scheiterhaufen zu Gebote. Der einzige weltliche Arm der Kirche ist der richterliche Ausschuß des Geheimraths, und die Lords des Geheimraths werden sich damit begnügen zu untersuchen, ob das geschriebene Gesetz der Kirche verletzt worden ist. Daß es nicht verletzt worden ist, hat die Partei der Lärmmacher schon so gut wie zugegeben. Es giebt jedoch, nach der Erfahrung zu schließen, ein wirksameres Mittel die Neologen zum Schweigen zu bringen, und dies besteht darin, daß man ihnen eine Bischofsmütze aufstülpt. Man frage nur den Bischof von Hereford oder den von St. Davids! — Die „Post“ brachte unlängst eine Reihe von sieben Artikeln gegen die sieben Reviews, um ihre gefährliche Tendenz nachzuweisen. Die Artikel waren dem Style nach von geistlicher Feder. Der „Advertiser“, der das Buch unermüdlich angreift, bezeichnet es einfach als „pestilenzialisch“. Die „Saturday Review“ dagegen bedauert, daß man von dem flachen Product so viel Wesens mache. Die „London Review“ fordert zu gerichtlicher Verfolgung der Verfasser auf.

Ein französischer Diplomatenstreich.

Das anmaßende, übermüthige Auftreten der Gesandten Ludwigs XIV. in Rom und ihre Händel mit der päpstlichen Curie sind mehrfach eingehend geschildert worden; weniger bekannt dürfte folgender possenhafte Streich des Herzogs von Roquelaure sein, der überhaupt die Rolle eines Kyau am Hofe zu Versailles spielte.

Der Streit des französischen Gesandten in London mit dem spanischen um den Vorrang hätte beinahe einen Krieg herbeigeführt, wenn nicht Philipp IV. von Spanien den Grafen Fuentes an Ludwig XIV. mit der Erklärung abgeschickt hätte, die spanischen Gesandten würden künftig den französischen Gesandten nicht mehr den Vorrang streitig machen. Roquelaure, der mit einer besondern Mission an den Papst betraut worden war, erfuhr bei seiner Ankunft in Rom, daß der spanische Gesandte überall den ihm nicht gebührenden Platz einnehme und überdies sich Schimpfreden gegen die Franzosen und ihren König erlaubt habe. Nachdem er mehrere Tage den Spanier vergeblich hatte beobachten lassen, wurde ihm endlich eines Morgens, als er noch zu Bette lag, hinterbracht, sein stolzer Nebenbuhler habe sich, wie gewöhnlich, des Platzes in der Kirche bemächtigt, der nur dem französischen Gesandten zukomme. Roquelaure gab sogleich seinen Leuten Befehl, sich augenblicklich zur Abreise von Rom bereit zu machen, ließ sechs seiner besten Pferde an seine Karrosse spannen und stieg in Schlafrock und Unterhosen, Nachtmütze und Pantoffeln ein. So fuhr er vor die Kirche, drängte sich in seinem Hausanzuge durch die Menge und ging gerades Weges auf den spanischen Gesandten zu, dem er eine tiefe Verbeugung machte, ihm aber auch sogleich mit einem vom Fuße gezogenen Pantoffel auf jede Wange einen schallenden Backenstreich gab, worauf er mit größter Kaltblütigkeit durch die vor Staunen starren Zuschauer in seinen Wagen zurückkehrte. Als der Spanier wieder zu sich gekommen war, stürzte er wüthend aus der Kirche, um den verwegenen Angreifer seiner Rache zu opfern; der jedoch hatte sich längst aus dem Staub gemacht und einige Meilen von Rom Extrapost nach Frankreich genommen.

Wiewohl auch dieser Streich in Rom und Madrid viel Rumor verursachte, so wurde doch der Handel vertuscht und beigelegt, Ludwig XIV. aber bezeigte dem Herzog von Roquelaure seine besondere Zufriedenheit mit dessen Verhalten bei dieser Gelegenheit.

Notizen.

Peter Georg Bang. Dänemark hat einen Mann verloren, der als Jurist, sowohl als Theoretiker wie als Praktiker, eine hervorragende Stellung einnahm und seinem Vaterlande in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung anerkennenswerthe Dienste geleistet hat. Es starb nämlich in seinem 64. Lebensjahre der Geh. Conferenzrath Dr. jur. Peter Georg Bang, Justitiarius (Präsident) im Höchstengericht. Er war am 7. October 1797 geboren. Im Jahre 1820 erhielt er den Doktorgrad, wurde 1826 Assessor im Landesober- sowie Hof- und Stadtgericht, 1830 Professor der Jurisprudenz an der Kopenhagener Universität, 1845 Chef der zweiten Sektion der Rentenkammer und 1848 Amtmann des Amts Holbek. Im October 1848 wurde er als interimistischer Director für das Departement des Innern constituirt und am 16. November 1848 wurde er Minister des Innern, von welchem Posten er am 21. September 1849 abging. Am 23. September 1849 wurde er zum Domainendirector ernannt; den 7. December 1851 wurde er interimistischer Minister des Kultus- und Unterrichtswesens, von welcher Stellung er am 3. Juni 1852 abging. Am 27. Januar 1852 war er inzwischen zum Minister des Innern ernannt worden, welchen Posten er bis zum 21. April 1853 bekleidete. Am 12. December 1854 trat er als Premierminister und Minister des Innern an die Spitze des damals gewählten Cabinets, und im October 1856 aus. Im November 1856 ward er zum Justitiarius beim Höchstengerichte ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch in den zum römischen Privatrecht gehörigen Disciplinen" und (mit J. E. Larsen, seinem Vorgänger als Justitiarius beim Höchstengerichte) die „systematische Darstellung des dänischen Prozeßverfahrens.

— Die Nachrichten über Klinger, welche in Bulgarin's Memoiren (Jena 1859—60) vorkommen, enthalten viel Irriges, ja Verzerrtes, und sind an Werth mit den Mittheilungen der Fanny Tarnow nicht zu vergleichen. Am richtigsten mag noch die Personalschilderung sein: „Klinger hatte bei hohem Wuchse und regelmäßigen Gesichtszügen eine starre Physiognomie. Nie hat ihn Jemand im Corps lächeln sehen. Er war streng im Strafen und verzieh nie. Mit den Cadetten (in der von ihm geleiteten Anstalt) unterhielt er sich nie und keinen behandelte er mit Herablassung. Nur dann richtete er Fragen an die Cadetten, wenn er erfahren wollte, ob sie die von ihm befohlene Strafe erhalten. Nur wenn der Cadett französisch oder deutsch sprach, fand man Klinger milder gestimmt." Ueber Rußland pflegte er zu sagen: „Hier muß man einen guten Magen haben; der gute Kopf gehört nach Deutschland." Wenn Bulgarin berichtet, Klinger sei zu Frankfurt in demselben Hause wie Goethe geboren, so haben ihn vielleicht die Worte irre geführt, die Goethe 1822 unter eine Abbildung seines Vaterhauses für den Jugendfreund in Petersburg schrieb: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt."

— Vor kurzem brachten die Zeitungen die Notiz, daß der Shakespeare-Commentator Payne-Collier von amerikanischen Verehrern erst ein silbernes Schreibzeug, dann wieder eine Feder aus kalifornischem Golde erhalten hat, deren Griff von der Eiche genommen wurde, die Washington's Grab bei Mount Vernon beschattet. Diese Anerkennung der Verdienste des Commentators scheint indessen etwas zu früh gekommen zu sein, denn Dr. jur. C. M. Ingleby, der bereits im vorigen Jahre eine kleine Schrift über die Payne-Collier'schen Fälschungen Shakespeare's herausgegeben, hat jetzt eine vollständige Geschichte dieser Fälschungen in einem Bande von 350 Seiten mit zahlreichen Beilagen und Facsimile's erscheinen lassen. Die Stimmen, die noch im vorigen Jahre zur Vertheidigung Payne-Collier's sich erhoben, sind dagegen vollständig verstummt. Das „Athenaeum" namentlich, dem von dem Verfasser der vorliegenden Darstellung nachgewiesen wird, in dieser Sache die Wahrheit wissentlich entstellt zu haben, ignorirt jetzt nicht blos das Buch des Hrn. Ingleby, sondern den Gegenstand ganz und gar.

Von George Eliot (Pseudonym von Miß Evans), dem Verfasser der auch ins Deutsche übersetzten beiden Romane „Adam Bede" und „Mill on the Floss" erscheint im Laufe der nächsten Tage wieder eine Erzählung in einem Bande (bei Blackwoods) unter dem Titel **Silas Marner; the Weaver of Raveloc.**

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 12. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 134.) **Lucia von Lammermoor.** Oper in 3 Akten. Musik von Donizetti. Lucia, Frl. Preiß vom ständischen Theater zu Olmütz als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N. 10. Samstag, 13. April 1861.

General Joubert.

Le général Joubert. Extraits de sa correspondance inédite. Etude sur sa vie par Mr. Edmond Chevrier. Bourg, chez Bottier. 1861.

Die Briefe Jouberts, des berühmten Feldherrn der ersten französischen Republik, die kürzlich in einer Provinzialstadt gesammelt erschienen sind, haben nicht blos ein geschichtliches, sondern vorzugsweise ein psychologisches Interesse.

Vom Feinde lernen ist immer lobenswerth. Wir können uns gegenwärtig nicht lebhaft genug veranschaulichen, wie im ersten Revolutionskrieg ein neues Geschlecht von Feldherrn aus dem französischen Bürgerstand entwuchs, nachdem noch im Jahrhundert der Philosophie der Adel sein Recht auf die höheren Kriegsstellen behauptet hatte. Während uns die Helden der Kaiserzeit, so ruhmvoll ihre Schlachten sein mochten, doch meist als kalte, selbstsüchtige, habgierige Kriegsfürsten erscheinen, steht in der ersten Blüthe der republikanischen Heere, in einem Hoche und Marceau, Desaix, Kleber und nun auch in Joubert, eine Reihe schöner, edler Menschengestalten vor uns. Würden sich ihre reinen Züge in der Routine der Gewaltthaten bewährt haben? Wir wissen es nicht; sie alle sind fast als Jünglinge gestorben. Nur Kleber, älter als die Anderen, verräth in manchen Einzelheiten, daß er vielleicht später einem Soult, Massena, Davoust ähnlicher gewesen wäre. Sonst waren die Genannten hochgebildete, strebende Geister, der Milde zugethan sobald das Schwert in der Scheide war, und Keiner von ihnen hat den Krieg als „Metier" gesucht.

Joubert und Marceau waren in demselben Jahre geboren wie Bonaparte (1769); auch Desaix und Hoche waren nur ein Jahr älter als Derjenige, der sie Alle überstrahlen sollte. Jeder von ihnen hatte in seinem Leben mindestens einen Augenblick, wo er daran denken konnte, für sich die höchste Staffel zu gewinnen. In Hoche sahen Viele den einstigen Bekämpfer Bonaparte's; Joubert aber war eine Zeitlang von Sieyes und Anderen ausdrücklich zu der Rolle bestimmt, die sie später seinem Obergeneral übertrugen; nur sollte er die Dictatur um der Republik und nicht um seinetwillen übernehmen; er sollte als ein Washington und nicht als ein Cromwell aus ihr hervorgehen. Sein Tod in der Schlacht bei Novi (1799) machte den Plan zu nichte. Man kann überhaupt leicht sagen, daß eben nur das frühe Hinscheiden dieser Männer ihr Emporkommen unmöglich machte; doch ist wohl eine andere Ansicht richtiger, daß nämlich bei allen Vorzügen und Gaben ihrem Charakter der letzte Pinselstrich fehlte, der das Gelingen der kühnen Griffe möglich macht: der rücksichtslose Ehrgeiz, die eiserne Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz, jene Ader von Catilina, die noch bei keinem Cäsar völlig gefehlt hat.

Das ist eben das psychologisch Merkwürdige an diesem neu bekannt gewordenen Briefwechsel Jouberts, daß er im Innern eines hochberühmten jungen Kriegsmannes und angehenden Eroberers Regungen enthüllt, welche wir bei ihm nie vermutheten. Auch Marceau erschien sanft, edel und liebenswürdig; daher auch ein Held, der solche

Feinde zu schätzen wußte, Erzherzog Karl, in den erbittertsten Kriegszeiten das Begräbniß des jungen Feldherrn durch eine Ehrensalve feiern ließ. Joubert aber zeigt sich seinem ganzen Wesen nach zart und innig, den Familiengefühlen zugethan, für Lust und Leid im Kleinen empfänglich, wohlthätig, bescheiden bis zur Schüchternheit. Beide waren zu einer gelehrten Berufsart bestimmt und hatten das Rechtsstudium schon begonnen, ehe sie Soldaten wurden.

Jouberts Vater war ein Gerichtsbeamter in Bresse; ein entschiedener Anhänger der Bewegung, hatte er 1789 für den Abgeordneten des dritten Standes in seinem Wohnorte Pont de Vaux das Cahier (die Instruction für das Verhalten bei den Generalstaaten) abgefaßt. Er war ein guter Christ und ein strenger Vater; noch als Theilnehmer an den Siegen von Loano und Rivoli unterzeichnete der Sohn seine Briefe an ihn: „Ihr sehr unterwürfiger Sohn." Joubert war im Lyceum in der rhetorischen Klasse und ein guter Schüler, als er, sechzehn Jahr alt, dem Colleg entrann um Soldat zu werden. Der Vater brachte ihn in die Klasse zurück und er arbeitete wieder recht rührig, bis der Revolutionskrieg ihn ernstlich unter die Waffen rief. Joubert lernte nie einen anderen Kriegsschauplatz kennen als Italien; nur 1797 drang er, kurz vor dem Stillstand vor Leoben, mit in die österreichischen Lande. Seine Tüchtigkeit zeigte er zuerst in der Grafschaft Nizza, die damals den Piemontesen entrissen werden sollte. Das Landvolk wollte von der Fremdherrschaft nichts wissen und erhob sich im Gebirgskampfe. In täglichen Kämpfen erprobte sich der Grenadierlieutenant Joubert, wie Kleber an Muth wie an hohem Wuchs den ersten unter seinen Grenadieren gleich. Seine Gesundheit stärkte sich im Kriegsleben; er berichtet anspruchlos manchen seiner kühnen Streiche nach Hause, fügt aber Folgendes hinzu:

„Viele Grüße an die ganze Familie. In allen Gefahren bin ich bei Euch. Ich arbeite für meine Familie; wenn ich Ehre erwerbe, geschieht es nur für sie. Stände ich allein, so hätte ich keinen Muth; aber für seinen Vater, für Brüder und Schwestern muß man ein Löwe sein."

In einem hartnäckigen Gefechte mußte Joubert sich nach verzweifelter Gegenwehr gefangen geben; er wurde nach Turin gebracht und bald ausgewechselt. In sein Vaterstädtchen heimgekehrt, fand er die Schreckensherrschaft auf ihrer Höhe und hielt seinen edlen Unwillen gegen das Treiben nicht geheim. Ein guter Freund zeigte ihn dem Volksrepräsentanten Albitte an und dieser erließ einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Joubert sprang aus dem Fenster und eilte wieder zum Heer; wenn er doch dem Tode trotzen sollte, so dachte er wenigstens bei der Fahne zu sterben.

Im Jahr 1795 finden wir ihn als Generaladjutanten. Er war der einzige Offizier vom Generalstab, der in blutigen Kämpfen, beim entsetzlichsten Wetter, unter furchtbaren Regengüssen acht Tage lang unter freiem Himmel bei den Soldaten aushielt. Gleichwohl erhielt er eines Tages vom Wohlfahrtsausschuß seinen Abschied; nur Kellermann, der Obergeneral, bestimmte ihn noch zu bleiben, in der Hoffnung, die Maßregel würde zurückgenommen werden. Es geschah auch; aber in seinem empfindlichen Herzen blieb der Stachel zurück. Einmal schreibt er seinem Freunde Cervoni: „Unter welcher Regierung man auch leben mag: ein unabhänger Mann muß sich nie an die Regierenden halten." Er fügt hinzu: „Zweifel, Ueberdruß, Mühsal sind jetzt das Loos des Soldaten; wie ganz anders als in unseren ersten Kriegsjahren, da wir mit frohen Lieder in den Kampf zogen!" Erst nach Einsetzung des Directoriums wird die Stimmung wieder hoffnungsvoller: „Unter dieser neuen Regierung, von der wir unser Glück erwarten, wird man von uns sprechen. Die Begeisterung ist so groß wie am Anfang der Revolution; die inneren wie die äußeren Feinde werden zittern. Ich erwarte für unsern Winterfeldzug den Frieden als Kampfpreis; in dieser Hoffnung widme ich mich ganz dem Krieg." Der echt bürgerliche Feldherr spricht es noch mehr-

mals aus, daß die Tapferkeit vor Allem den Frieden sichern soll, in welchem die junge Freiheit sich zu kräftigen hat.

Unter Scherers Oberbefehl war Joubert einer der Hauptthelden des Sieges von Loano. Er wird zum Brigadegeneral ernannt; hier aber zeigt sich jene Bescheidenheit, jene beschauliche Zweifelsucht, die ihn einem Hamelet ähnlicher macht als einem Fortinbras. Er hatte Bedenken, die Beförderung anzunehmen; aber, sagt er, „die Soldaten, die Offiziere, der Volksabgeordn:te Ritter selbst schienen mit meiner Ernennung so zufrieden, daß meine Weigerung für einen Bruch des Eides gegolten hätte. Mag denn das Wasser über die Brücke schlagen!" Später als er kurz vor der Schlacht bei Rivoli zum Divisionsgeneral erhoben werden sollte, mehrte sich noch sein gewissenhaftes Bedenken; er, der kühne Sieger, fragt seinen Vater um Rath, er stellt sich die schwere Verantwortlichkeit, die auf dem Oberfeldherrn lastet, recht gründlich vor: „Zu jeder Stunde für das Leben von Tausenden einstehen; das Blut der Seinigen zu rechter Zeit wagen um es zu retten; keine Vorsicht versäumen, um sich gegen Hinterhalt und nächtlichen Ueberfall zu schützen; mit ansehen, wie in diesem schrecklichen Ringen Freunde und Bekannte unterliegen: das kann schon Einen quälen. Und ich, der ich Nichts schwach fühle, ich werde um so mehr angegriffen, als es in unserem Stand nothwendig ist seine Empfindungen zu verbergen; zuversichtlich zu scheinen, während man Unruhe fühlt; hart gegen den Soldaten zu sein, während man nur Mitleid mit ihm hat; ein Gesicht zu haben, das nicht der Spiegel der Seele ist."

Nach der Schlacht bei Arcole, und vor der bei Rivoli schreibt er seinem Vater: „Sie glauben mich nur mit Ruhm beschäftigt; Sie irren sich mein Vater; ich sehne mich nach Ruhe. Wo die Gelegenheit sich bietet, ist es unmöglich, dem Naturtrieb nicht zu folgen; ich muß mich zeigen, aber ich wiederhole Ihnen, daß nur die Ruhe der Zustand ist, den ich wünsche."

Die Schlacht bei Rivoli ist geschlagen, Alvinzy zurückgedrängt; Jouberts Name wird unter den glänzendsten genannt, er soll das Heer nach Tyrol führen. Aber er schreibt nach Hause „Immer weniger finde ich mich an meinem Platze. Ich bin für die Waffen, aber nicht für das Commando geboren. Ich verfluche den Augenblick, wo ich Corporal wurde; ich wünsche mir die Apathie derjenigen, die sich bürgerlich einrichten. Da ist das Glück; da werde ich, wenn möglich, es suchen gehen. Inzwischen aber thue ich meine Pflicht und bringe die Kabale zum Schweigen." Und später schreibt er dem Vater, der ihn zu höheren Dingen treiben will: „Ein Soldat schlägt sich in jedem Grad; in der Republik ist man nur eine Zeitlang General. Unter mir dient der tapfre Dumas *), der schon fünf Armeen befehligt hat; nun führt er meinen rechten Flügel und wir sind die besten Freunde. Warum könnte ich nicht in demselben Falle sein?"

Von Trient aus schreibt er ferner: „Sie schreiben mir Eigenschaften zu, die ich nicht besitze. Zu höheren Stellen gehört eine tiefe Menschenkenntniß und ein artiges politisches Betragen, das ich verachte. Ich leiste gern Dienste; wer wäre nicht empfänglich für die Freude Dienste zu leisten? Aber ich ziehe eine Stellung, in welcher der Mensch sich selbst genießen kann, dem Glanz eines hohen Postens vor, auf dem man nie für sich lebt. Was man Ruhm nennt, hängt von den Ereignissen ab."

Diesem contemplativen Sinn entspricht seine sich stets gleichbleibende Familientreue, seine rührende Leutseligkeit gegen unbedeutende Landsleute aus Bresse, die ihn auf dem Wege begrüßen; nicht minder aber die Anhänglichkeit, die ihm seine Untergebenen widmen. Einer seiner Offiziere, Langlois, kämpft, mit einer Kugel

---

*) Der Vater des Schriftstellers Alexander Dumas; ein Mulatte, geboren 1765 auf St. Domingo.

im Leibe, noch muthig fort und zwar in dem soldatischen Aberglauben, er könne nicht sterben, so lang sein General Joubert noch lebe. Ebenso seine Uneigennützigkeit; wenige Feldherren hielten im Glück die Hände so rein wie er. Am Tag nach der Schlacht bei Loano schreibt er, der dem Feind so oft Geschütz und Gepäck abgenommen, seinem Vater:

„Etwas Geld, um Kleider für mich und Geschirr für meine Pferde anzuschaffen, wäre mir nothwendig. Sie wissen, daß ich nur verlange wenn ich nöthig habe. Strengen Sie sich noch einmal an, lieber Vater; eine gute Heirath wird Alles ausgleichen."

Im Frühjahr 1796 gehen die Angelegenheiten schlimm und Joubert fühlt sich versucht, seine Entlassung einzugeben, um nicht dem Begräbniß eines ganzen Heeres beizuwohnen. Aber Bonaparte erscheint, und Alles nimmt eine andere Wendung.

Bonaparte wurde Jouberts Oberfeldherr, und das von Rechtswegen. Wohl erscheint uns die Stimmung des tapferen Mannes, die sich in diesen Briefen offenbart, rein und liebenswürdig. Sie gibt uns den Beweis, — wenn es eines solchen bedürfte, — daß die gepriesene Gemüthlichkeit nicht Pacht- und Erbgut des Deutschen ist, daß auch ein Feind, ein erobernder General sie innig zu eigen haben kann. Nur die begeisterte Vaterlandsliebe, nur das erhebende Bewußtsein der neuen Freiheit und Gleichheit bewog Männer von so idyllischer Natur, sich in das Epos hinauszuwagen. Für sie haben wir einen Platz im Herzen: aber ein weltgeschichtlicher Herrscherglanz umgibt nicht leicht so warme zartfühlende Seelen. Auch Bonaparte zeigte sich, wo es dienlich war, den sanfteren Gefühlen wahlverwandt; er wurde bei seiner Rückkehr von Italien in einer Triumphrede von Talleyrand gepriesen, daß er weichen Herzens und für die sanften Schauer der Lieder Ossians schwärmerisch eingenommen sei. Er scheint geglaubt zu haben, ein Mann von seiner Zukunft müsse auch diese Sphäre kennen lernen und die Sentimentalität wie eine Impfkrankheit überstehen. Innerlich aber war er kalt, oder wurde es frühzeitig, und „nur auf Gletschern bildet sich das Alpenglühen."

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Große Bestürzung malte sich auf dem Gesichte der alten Wirthschafterin, als dieselbe die Thür öffnete, und voll Mißtrauen sah sie auf den fremden Mann an der Seite ihrer Herrin; aber Charlotte gab ihr ein beschwichtigendes Zeichen und winkte d'Aubant, ihr in das einfach, aber bequem und sauber ausgestattete Wohnzimmer zu folgen.

„Ich will allein mit diesem Herrn bleiben," hatte sie der Frau mit dem Tone der gebietenden Hoheit, der bei ihr sich so weit milderte, gesagt, und nun sank sie erschöpft in einen Sessel und verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuche; man hörte nur ihr schweres gepreßtes Athemholen.

Eine peinliche Pause war eingetreten. d'Aubant, der sich ebenso bewegt wie sie fühlte, stand vor ihr, ohne ein Wort zu wagen.

Nach einer Weile hatte Charlotte sich wieder einigermaßen erholt; mit zitternder Stimme forderte sie d'Aubant auf, sich ihr gegenüber niederzusetzen.

„Mein Platz ist zu den Füßen meiner angebeteten Fürstin," erwiederte er, vor ihr niederknieend.

„Ich bitte Sie, mich nie wieder mit einem Titel zu belegen, der mir nicht mehr zukommt," sagte die Prinzessin ernst. „Die Fürstin ist todt und wird es bleiben, aber Charlotte Christine lebt noch. Vermeiden Sie, diese Erinnerungen, die mir unendlichen Schmerz bereiten, wieder heraufzubeschwören, wenn Sie wirklich mein Freund sind."

„Wie sollte ich daran aber zweifeln," fuhr sie mit ihrem ganzen gewinnenden Liebreize fort, — „daß Sie, dem ich schon einmal mein Leben zu verdanken hatte, nur mit den uneigennützigsten Absichten sich mir wieder genähert haben? — Ich vertraue Ihnen und beweise es Ihnen dadurch, daß ich meine Vergangenheit nicht länger vor Ihnen abzuleugnen suche. Ich bitte Sie aber, erheben Sie sich und sehen Sie in mir fortan nicht mehr als eine Unglückliche, die des Schutzes einer so treuen Freundschaft, wie Sie ihr anbieten, bedarf.

Tief bewegt küßte d'Aubant ihre Hand und erhob sich, um sich auf ihre wiederholte Aufforderung ihr gegenüber niederzusetzen.

„Ersparen Sie mir in diesem Augenblicke hoher Aufregung noch eine Erklärung des übernatürlich Scheinenden," fuhr die Prinzessin fort; — „wenn ich ruhiger geworden bin, werde ich sie Ihnen nicht vorenthalten. Schwören Sie mir aber zunächst auf das Heiligste, daß nie und zu keinem Menschen ein Wort, daß und in welcher Lage Sie mich lebend wiedergefunden haben, über ihre Lippen gehen soll. Ich weiß bereits, daß der Zarewitsch nicht mehr in dieser Welt ist, und brauche seine Rache nicht mehr zu fürchten, dennoch aber kann ich nie nach Rußland, oder selbst zu meiner Familie zurückkehren, um die Täuschung zu veröffentlichen und zu rechtfertigen, deren ich mich, von der entsetzlichsten Qual bezwungen, schuldig gemacht habe. Vielleicht habe ich gefehlt, aber Gott wird der Schwäche des unglücklichsten Weibes ein milder Richter sein." *).

d'Aubant leistete feierlich den Schwur, den die Sicherheit der Prinzessin erforderte; er befand sich noch immer in dem Zustande eines halben Traumes.

Charlotte setzte ihm nun ihre augenblicklichen Verhältnisse auseinander. Dieser Danielson, der für ihren Vater galt, war derselbe treue Diener, der an ihrem Sterbelager in Petersburg gestanden hatte, die alte Wirthschafterin seine Frau; beide waren ihr in unverbrüchlicher Treue gefolgt und galten in ihrer Heimath ebenfalls für todt oder wenigstens verschollen. Obgleich sie, mit ihrer ganzen Vergangenheit brechend, es versucht hatte, diese treuen Leute wie ihre Eltern zu behandeln, hatten diese sich einem solchen Verhältnisse doch nie gefügt und beobachteten noch immer eine strenge und ehrfurchtsvolle Zurückhaltung vor der ehemaligen Fürstin. Auch d'Aubant gewahrte dies bald; er fühlte, daß er selbst der verlassenen Prinzessin bald am nächsten stehen und unentbehrlich werden müsse. Einerseits freudetrunken, andererseits tief erschüttert, kehrte er nach einer langen Unterredung mit Charlotte heim, nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, ihren Zufluchtsort so oft, wie er wollte, betreten zu dürfen.

Wie sich leicht erklären läßt, wurde das Verhältniß zwischen Charlotte und d'Aubant, der sie mit der alten glühenden Leidenschaft liebte, bald ein innigeres. Zu wem konnte die trostbedürftige Unglückliche sich so offen aussprechen als zu dem Manne, dessen hohe Verehrung sie kannte und der der einzige ihr an geistiger Bildung Nahestehende war? warum sollte sie ein Urtheil der Welt, in der sie eigentlich nicht mehr existirte, darüber fürchten, zumal dieses Verhältniß vollständig in den Schranken edler

*) Wir glauben, bevorworten zu müssen, daß über das Schicksal der unglücklichen Fürstin, die wir zur Heldin dieser Novelle gemacht haben, die widersprechendsten Nachrichten verbreitet worden sind. Nach der allgemeinsten und vielleicht wahrscheinlichsten Annahme ist sie am 21. October (2. November) 1717 wirklich gestorben; namhafte Schriftsteller und mehrere ihrer Zeitgenossen, denen sie persönlich bekannt gewesen, leugnen dies aber und geben die Version, die wir in unserer Erzählung angenommen haben.

Freundschaft blieb? — Hoffte d'Aubant auch vielleicht im Geheimen, daß die Zeit eine Aenderung herbeiführen werde, so war er doch viel zu ehrenwerthen Charakters und verehrte Charlotte zu aufrichtig, um sich der Vortheile bedienen zu wollen, in die ihn diese eigenthümliche Lage versetzte. Darum blieb auch die Prinzessin, die ihn bald vollständig durchschaute, seine Freundin.

Ein Paar Mal wagte er es, — ein Beweis seiner Uneigennützigkeit, — von einer Veränderung ihres Entschlusses, sich nie zu entdecken, zu sprechen, aber Charlotte weigerte sich dessen entschieden, und sie hatte wohl Recht darin, denn abgesehen davon, daß sie möglicherweise wie eine gemeine Betrügerin behandelt werden konnte, indem man ihre Aussagen bezweifelte, scheute sie auch das unermeßliche Aufsehen, und vor allen Dingen, wie sie d'Aubant bereits anfangs erklärt hatte. das Urtheil der Welt.

Als sich ihre Freundschaft zu d'Aubant immer mehr befestigt hatte, löste sie ihm auch ihrem Versprechen gemäß das Räthsel, das auf ihrem Scheintode in St. Petersburg lag.

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie von Frankfurter Bildnissen

in kleinen Photographien.

Keine Erfindung der Neuzeit konnte man in so kurzer Frist genau von ihren ersten Anfängen bis zu einer staunenswerthen Ausdehnung verfolgen, wie die Photographie. Sie erwirbt sich ein unbegrenztes Gebiet und ihr Einfluß greift in alle Lebensverhältnisse ein. Seit zwei Jahren hat der glückliche Gedanke, photographische Bildnisse in Visitenkarten-Format zu liefern, eine völlig neue Industrie in Schwung gebracht. Die schönen Bücher, die zu ihrer Einfassung dienen und die man so geschmackvoll in Paris, ebenso schön und vielleicht praktischer in Offenbach herstellt, werden bald auf keinem Geschenktisch fehlen. Selbst wer zwei oder drei derselben besitzt, weiß sie zu verwenden; das eine dient für Familie und Freunde, das andere für öffentlich wirkende Charaktere. Wer gar ein Theaterfreund ist, kommt selbst bei der doppelten Anzahl nicht in Verlegenheit; denn da unsere berühmten Künstler und Künstlerinnen sich in allen möglichen Rollen photographiren lassen, kann er leicht die Gegenstände seiner Liebhaberei mit Grazie in infinitum vermehren.

Einen abgeschlossenen Kreis bilden die heimischen Notabilitäten, besonders in Städten von mittlerem Gebiet, wo sich der Reiz der persönlichen Bekanntschaft mit dem Interesse für ihre Wirksamkeit im Gemeinwesen verbindet. Dieses Bedürfniß oder diese heimische Richtung hat die thätige Buchhandlung von Heinrich Keller ins Auge gefaßt, indem sie eine Gallerie von Frankfurter Bildnissen veranstaltete. Der Lehrstand, die Künstlerkreise, die höhere Beamtenwelt, das Collegium der Aerzte ist besonders zahlreich vertreten. Eine gleiche Sorgfalt sollte wohl den vorzüglichsten Geschäftsmännern, wie auch den Führern unserer städtischen Parteien gewidmet werden. Die Mitglieder des Bundestags sammt den bei ihm beglaubigten Diplomaten bilden einen abgesonderten Kreis.

Folgende Männer sind bereits in den ersten photographischen Anstalten, bei Philipp Hoff, Bauer und Steinberger, Schäfer, Seib, Emden, Weisbrod für die Keller'sche Gallerie photographisch abgebildet worden:

Die Senatoren Dr. Gwinner und Heyden, Dr. Müller; C. A. Meyer, Senior der ständischen Bürperrepräsentation; Freiherr Moritz von Bethmann; von Geistlichen die Pfarrer Dr. Kirchner, Schrader, Dr. Steitz, der geistliche Rath Thissen; von Aerzten die Doctoren de Bary, Fabricius, Heinrich Hoffmann (Di-

rector der Irrenanstalt), Lucae, Schwarzschild, Hofrath Sömmering, Spieß, geh. Hofrath Stiebel; von bildenden Künstlern Professor Jacob Becker, von der Launitz, Inspector Passavant; aus dem Lehrerstande Director Classen, Oberlehrer Stern, Dr. Weismann; von anderen Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern die Herren Dr. von Meyer, Römer-Büchner, Eduard Rüppel, Schnyder von Wartensee, Friedrich Stoltze.

Von denjenigen, deren Bildnisse zunächst vorbereitet werden, nennen wir: die Senatoren Bernus, Neuburg, Siebert, Speltz; die Geistlichen Rabbiner Hirsch, Rabbiner Stein, Pfarrer Sudhoff; die Doctoren Euler, Funck, Mappes, Melber, Passavant, Reinganum, Schmincke, Varrentrapp; die Professoren Kriegk, Weismann, Zwerger; Rühl, Musikdirector.

Von Verstorbenen finden wir vorgemerkt: Oberlehrer Dr. Heß und Professor Hessemer; das Bildniß des gelehrten Geschichtschreibers Dr. Jost ist bereits erschienen und blickt uns kraftvoll und charakteristisch an, wenn auch nicht mit der Freundlichkeit, die ihm besonders in den letzten Jahren eigen war.

Die Photographie in Visitenkartenformat hat bereits die Silhouette völlig verdrängt. Einem neuen Lavater müßte sie hochwillkommen sein, da sie nicht blos die Gesichtszüge, sondern die ganze Haltung sehr bedeutungsvoll wiedergibt. Vielleicht bringt die neue Erfindung auch den notabeln Persönlichkeiten in der Nähe und Ferne eine wesentliche Erleichterung. Noch immer bezeigt man angesehenen Leuten, besonders wenn sie mit der Feder, dem Bleistift oder dem Pinsel umzugehen wissen, seine Anhänglichkeit in der Weise, daß man eine Leistung von ihnen verlangt; man überreicht das Album und verursacht ihnen, je nach ihrem Charakter, mitunter eine starke Unbequemlichkeit; denn Manchem ist es nicht gleichgiltig, Etwas zu liefern, das mehrentheils mit großer Genauigkeit beurtheilt wird. Nun aber kann Jung und Alt seine Hochschätzung des Verehrten selbst durch eine kleine Leistung kund geben. Man geht einfach auf die Zeil zu Heinrich Keller, schafft sich für 48 Kreuzer das betreffende Bildniß und fügt es in das schöne Buch ein, das irgend ein Freund oder eine Tante zum Geburtstag, zum Christabend oder zur Confirmation geschenkt hat. Aus diesem Buch wird alsdann dem Käufer jederzeit sein Pfarrer, sein Lehrer, sein Arzt mit ernster oder freundlicher Miene entgegenblicken. Vielleicht wird dadurch eine Plage abgestellt, die unserem theueren Uhland jenen Stoßseufzer abgepreßt hat:

Wie lange wird der Himmel strafen
Mit Albums und mit Autographen!

Frankfurter Theater.

Einige Vorstellungen von hervorragendem Interesse stehen in Aussicht. Demnächst werden zwei auf einander folgende Abende dazu bestimmt werden, uns am ersten den Sommernachtstraum von Shakespeare, am zweiten das Wintermärchen nach Dingelstedts Bearbeitung, mit Musik von Flotow, vorzuführen. Ferner ist das altberühmte „Così fan tutte“ („So machen es alle Frauen“), für die Bühne neu eingerichtet von Eduard Devrient mit Recitativen von Kalliwoda, bereits einstudirt. Im Fache des Lustspiels ist die nächste Neuigkeit „Der Frauen Stärke“ von dem Verfasser des mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Stückchens: „Der letzte Brief“, dessen Arbeiten für den Augenblick selbst Augier und Sandeau in den Schatten stellen.

Notizen.

Am 5. dieses starb in London Mr. Robert Gamieson, ein Mann, dessen Name Allen, die sich für die wissenschaftlichen und commerziellen Beziehungen Europas zu Afrika interessiren, geläufig ist. Er hatte schon im Jahre 1839 auf seine Kosten den Dampfer Ethiope ausgerüstet, um das große afrikanische Flußgebiet im Westen des Continents zu erforschen, und dieser Expedition verdanken wir eine große Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse des Innern Afrikas. Sie ermunterte zu weiteren Forschungen, und es wurde kaum eine einzige Expedition nach dem Innern des räthselhaften Continents unternommen, bei welcher der Verstorbene, der ein sehr reicher Mann war, sich nicht in irgend einer Weise betheiligte, oder doch um Rath angegangen wurde. Auch hat er zu verschiedenen Zeiten mehrere werthvolle Abhandlungen über Afrika, zumal gegen die verfehlte Niger-Expedition und über den Verkehr mit den Eingeborenen, veröffentlicht. Im Jahr 1840 erfuhr er die Auszeichnung, vom Institut d'Afrique in Frankreich zu einem seiner Vicepräsidenten ernannt zu werden, doch hatte er diese Ehre dankbar abgelehnt.

Die Kenntniß der Meerestiefen. Bekanntlich ist die Kenntniß der Meerestiefen eines der interessantesten Probleme, welche gegenwärtig die physikalische Geographie beschäftigen. Durch Construktion der sinnreichsten Apparate, welche sich in dem Moment, wo sie den Meeresboden berühren, ablösen und eine weitere Abwickelung der Leine unmöglich machen, ist es gelungen, Tiefen nachzuweisen, für welche uns alle sinnliche Vorstellung mangelt. So maß Capitän Denham im Jahr 1852 unter 36° 49' südl. Br. und 37° 0,6' westl. Länge die ungeheure Tiefe von 7706 Faden (ziemlich genau 43,000 Pariser Fuß) und Lieutenant Parker fand wenig später unter 35° 35' südl. Br. und 45° 10' westliche Länge in 8300 Faden (circa 48,000 Fuß) Grund. Das sind Zahlen, welche die Höhen unserer gewaltigsten Bergriesen bei Weitem übertreffen.

Photographische Vervielfältigung von Urkunden. Das „Athenaeum" schreibt: Mr. Gladstone fragte vor kurzem Sir Henry James, ob es möglich wäre vermittelst seines photozincographischen Prozesses altenglische Urkunden abzuschreiben. Darauf wurde eine kleine Urkunde aus der Zeit Edward's I. copirt, und das Experiment gelang über Erwarten, während die Kosten unbedeutend waren. Sir H. James erhielt darauf die Erlaubniß jenen Theil des „Domosday Book" der sich auf Cornwall bezieht, zu copiren, und die Arbeit ist so vortrefflich ausgefallen, daß sie über ganz England, Grafschaft für Grafschaft, ausgedehnt werden sollte.

— Man hat im Louvre, in einem der Säle des Fürsten-Museums, die Kapelle der Ritter des heil. Geistes wieder hergestellt. In derselben finden sich alle Insignien des von Heinrich III. gestifteten Ordens, sowie alles was auf denselben Bezug hat: der Altar, der Betstuhl, Mantel und Degen, welche die Aufzunehmenden trugen, die Siegel und das Statutenbuch des Ordens. Letzteres ist an und für sich schon ein merkwürdiges historisches Monument; außer der Eid-Formel enthält es die Unterschriften sämmtlicher Ritter, von 1578 bis 1789. Der zuletzt Eingeschriebene ist der Herzog v. Berry.

Ein Räthsel von Schiller. J. B. Friedreich macht in seiner „Geschichte des Räthsels" (Dresden, Kuntze, 1861) darauf aufmerksam, daß sich in Schillers Räthsel „der Blitz" durch fast alle Ausgaben ein sinnentstellender Druckfehler zieht; es heißt nämlich dort: „hat zweimal nur gedroht", statt „nie." Der Druckfehler ist längst abgestellt. Merkwürdiger erscheint es aber, daß das Räthsel „Es führt dich meilenweit von dannen" bei allen Erklärern falsch gedeutet wird, als sei „die Phantasie" die Lösung, wonach das kleine Gedicht ganz stumpf und nüchtern wäre; des Räthsels Wort ist vielmehr „das Teleskop".

Hannchen und die Küchlein, die beliebte Dichtung des alten A. G. Eberhard, ist nun, nachdem sie bereits ins Lateinische und Holländische übersetzt worden, kürzlich auch in französischer Bearbeitung erschienen: „Jeannette et les poulets: traduit par Madame la baronne Adolphine de la Motte Fouqué."

Goethe's Egmont, dessen Aufführung seit fünfzig Jahren verboten war, geht nun in Petersburg über die Bühne, mit Hrn. Friedrich Haase als Herzog Alba.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 13. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 135.) **Nur eine Seele.** Schauspiel in 5 Akten von W. Wolfsohn.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

№ 11. Sonntag, 14. April 1861.

Die Frankfurter Schuldhaft und Frankfurter Privatgefängnisse im Mittelalter.

Von G. L. Kriegk.

Das Stadt-Archiv in Frankfurt enthält zwei Urkunden von 1472, welche einen eigenthümlichen damals in Frankfurt herrschenden Rechtsgebrauch in Betreff der Schuldhaft zu erkennen geben. Das frühere Bestehen dieses Gebrauches ist ganz in Vergessenheit gerathen, so daß nicht einmal der gelehrte und fleißige Orth seiner gedenkt. Ebendeshalb scheint es zur Vervollständigung der älteren Frankfurter Rechtsgeschichte gerathen, den wesentlichen Inhalt jener beiden Urkunden bekannt zu machen. Indem ich dies im Nachfolgenden thue, schicke ich nur noch die Bemerkung voraus, daß die eine derselben ein vom kaiserlichen Kammergericht auf die Klage eines Nicht-Frankfurters gegen Bürgermeister und Rath von Frankfurt erlassener Urtheilsspruch vom 21. November 1472, die andere aber ein aus 81 Folio-Seiten bestehendes, vom 20. April 1472 datirtes Protokoll des Zeugenverhörs in diesem Processe ist. Beide sind noch mit ihren wohlerhaltenen Siegeln versehen.

Claus Bauare von Colmbach hatte an einen gewissen Hans von Thusenberg 183 Gulden zu fordern. Dieser sein Schuldner war ihm entwichen; er traf denselben aber nach einiger Zeit (im Jahre 1471) in Frankfurt, und da Thusenberg ihm auch hier die Zahlung verweigerte, so klagte er ihn beim Schöffengerichte an. In Folge einer Entscheidung dieses Gerichtes wurde Thusenberg in das städtische Schuld-Gefängniß gebracht, das sich im vorderen Theile des Leinwandhauses befand. Bauare verlangte gleich anfangs von dem Bürgermeister, daß der Gefangene auf seine (des Klägers) Kosten so lange festgehalten werde, bis derselbe ihm Genüge geleistet habe, weil er durch städtischen Gerichtszwang in das Gefängniß gebracht worden sei; allein der Bürgermeister erklärte ihm, daß die Stadt Frankfurt das rechtgültige Herkommen habe, einen Menschen Schulden halber nur vier Wochen lang in ihrem Gefängnisse zu halten, daß dagegen der Gläubiger berechtigt sei, seinen Schuldner innerhalb der Stadt selbst noch länger gefangen zu halten, und daß zu diesem Zwecke einzelne Bürger in ihren Häusern Gefängnisse eingerichtet hätten, welche für Geld vermiethet würden. Auch bezeichnete er ihm drei solcher Gefängnisse. Bauare besichtigte dieselben in Begleitung des Stadtknechtes; er miethete aber keines, weil, wie er selbst behauptete, die Eigenthümer der Gefängnisse ihm erklärten, sie würden den Thusenberg für kein Geld in Haft nehmen, oder weil er, wie nachher der städtische Anwalt behauptete, die Sache zu lässig betrieb. Er verlangte hierauf vom Bürgermeister noch einmal, daß man auf seine Kosten den Schuldner länger gefangen halte; und als der Bürgermeister, mit Wiederholung der früher gemachten Erklärung, sich dessen weigerte, forderte Bauare, daß man ihm gestatte, den Gefangenen aus der Stadt fortzubringen, oder, wie der Ausdruck lautet, daß man ihm denselben an einem Seile gäbe, um ihn mit sich zu nehmen. Jedoch auch dies wurde, mit Bezugnahme auf das erwähnte zu Recht bestehende Herkommen, verweigert. Vergebens appellirte hierauf Bauare schriftlich vom

Bürgermeister an den Rath, wobei er die Drohung aussprach, er werde sich, wenn man den Gefangenen vor Bezahlung der Schuld freigebe, mit seiner Schuldforderung an den Rath selbst halten. Ebenso vergeblich war es, daß er den Markgrafen von Baden bewog, sich für ihn beim Rathe zu verwenden; man hielt in Folge dieser Verwendung den Gefangenen blos etwas länger als die herkömmlichen vier Wochen fest. Als aber weder Bauare selbst, welcher unterdessen verreist war, noch auch ein Anwalt desselben bis zum bestimmten Tag erschien, ließ man Thusenberg frei.

Nun wandte sich (im November 1471) Bauare klagend an das kaiserliche Kammergericht, und verlangte, daß der Rath zu Frankfurt schuldig erkannt werde, ihm sowohl die Schuldsumme, als auch die wegen der Sache entstandenen Kosten zu bezahlen. Das kaiserliche Kammergericht, welches in Wien seinen Sitz hatte und unter der Leitung des Erzbischofs von Mainz aus den „kaiserlichen Räthen der Rechtsgelehrten und des Reichs lieben Getreuen" bestand, traf nach Anhörung des Frankfurter Anwaltes am 9. December 1471 die Verfügung: der Rath zu Frankfurt solle einem zu ernennenden Gerichts-Commissär durch Zeugen beweisen, daß eine nur vier Wochen dauernde städtische Schuldhaft wirklich altes Herkommen sei, sowie daß es zu der Zeit, als Thusenberg in städtischer Haft war, Privatgefängnisse für Schuldgefangene in Frankfurt gegeben habe. Zum Gerichts-Commissär wurde Reinhard Abt von Seligenstadt ernannt. Diesem ward zur Vollziehung seines Auftrages eine Frist von 18 Wochen und 9 Tagen gesetzt; dem Kläger aber wurde aufgegeben, eine höchstens zehn Meilen von Frankfurt entfernte Stadt zu bestimmen, in welche er durch den Commissär zum Zeugenverhör eingeladen werden könne. Uebrigens ist das Schreiben, durch welches das Kammergericht dem genannten Abte seine Ernennung und den ihm ertheilten Auftrag anzeigte, erst einen Monat nach jener Entscheidung (am 8. Januar 1472) ausgefertigt worden. Der Abt ließ sich alsbald vom Frankfurter Rath eine Anzahl Leute bezeichnen, welche als Zeugen zu verhören seien, und lud dann diese durch ein Schreiben vom 18. März ein, am 6. April vor ihm zu Frankfurt in der Herberge zum Fryenstein *) zu erscheinen. Der Kläger hatte ebenfalls zu diesem Zeugenverhör eingeladen werden sollen; er war aber nicht in das zuvor erwähnte Gebiet gekommen, sondern in Wien geblieben, und erhielt deshalb vom Abt keine Vorladung.

Das Zeugenverhör fand am bestimmten Tage und Orte, unter der persönlichen Leitung des Abtes Statt, sowie in Gegenwart eines Frankfurter geschworenen Notars, welcher das Protokoll führte. Neunundzwanzig Personen, unter denen sich einige Geistliche und eine Frau befanden, waren als Zeugen vorgeladen worden. Sie wurden zunächst vereidigt, und zwar, wie des Abts Bericht an das Kammergericht sich ausdrückt, „die Priester mit uffgelachten Fingern uff die heiligen Evangelien die da geinwurtig, und die Leyen mit uffgelachten Fingern uff die Heiligen der Bilde daselbs auch geinwortig woren und ich (nämlich der Abt) in myner Hant hatte". Der Zeugeneid lautete dahin: zu Gott und den Heiligen zu schwören, auf den Gerichtsspruch (welcher verlesen worden war) Zeugniß und die rechte Wahrheit zu sagen, soviel einem jeden wissend wäre, niemandem zu Liebe oder zu Leide, noch um Gift, Gabe, Gunst, Hasse nicht oder einige ander Sachen, die Zeugniß der Wahrheit hindern möge. Nach geschehener Eidesleistung erinnerte der Abt die Zeugen an den von ihnen gethanen Schwur und an die von einem falschen Zeugen zu erleidenden Strafen. Die einzige weibliche Person unter den Zeugen, Frau Katherina zum Smitzkyle, Wittwe des Henne Brun, scheint — was bemerkenswerth ist — keinen Eid geschworen zu haben, sondern blos auf Ehrenwort verpflichtet worden zu sein; denn während bei den Aussagen aller anderen Zeugen ihres Eides und Gelöbnisses nicht noch einmal gedacht

*) Es gibt in Frankfurt drei Häuser dieses Namens, Weckmarkt M 142, Bendergasse M 143 und Hühnermarkt E 147, von welchen aber das Letztere der alte Fryenstein heißt.

wird, schickt das Protokoll der Aussage jener Frau die Worte voraus, dieselbe habe „uff ire frauweliche ere“ ausgesagt, daß u. s. w. Nachdem die 29 Zeugen ihre Aussagen gethan hatten, behielt sich der städtische Anwalt (es war Meister Johann Gelthuß, beider Rechte Doctor) vor, noch andere Zeugen verhören zu lassen. Von diesem Vorbehalte machte er auch Gebrauch, und 14 Tage später wurden noch zwei Zeugen verhört. Das Protokoll der Zeugen-Aussagen ward vom anwesenden Notar beglaubigt, vom Abte mit seinem Siegel versehen und dann an das Kammergericht abgeschickt.

In einer etwa vier Wochen später (14. Mai) gehaltenen Sitzung des Kammergerichtes, in welcher auch der städtische Anwalt und der Kläger anwesend waren, wurde zuerst jenes Protokoll verlesen und dann zunächst der Kläger gehört. Dieser erkannte die Zeugenaussagen, welche insgesammt mehr oder weniger zu Gunsten der Stadt ausgefallen waren, nicht als wahrheitsgemäß an, und warf dem Gerichts-Commissär selbst Parteilichkeit vor, weil er das Zeugenverhör in Frankfurt selbst gehalten, den Zeugen zum Vortheil des Gegners noch einige andere Fragen, außer den durch das Kammergericht ihm aufgetragenen, vorgelegt, und sich nicht eines beiden Parteien fremden Mannes, sondern eines Frankfurter Bürgers als Protokollführers bedient habe. Auch suchte er zu seinen Gunsten den Umstand geltend zu machen, daß die Zeugen insgesammt Einwohner, die meisten sogar Bürger von Frankfurt, also „mit Pflichten, täglichem Beiwesen und Gemeinschaft“ dem Angeklagten verwandt seien, und doch nicht vor dem Zeugenverhör ihrer Pflicht und ihres Bürgereides entbunden worden wären. Aber selbst hiervon abgesehen, seien, wie er behauptete, die Aussagen derselben kraftlos; denn keiner von ihnen habe bewiesen, daß das in Frage stehende Herkommen in Betreff der Schuldhaft wenigstens 40 Jahre lang in Gewohnheit gewesen sei, was doch nöthig sei, wenn ein Herkommen als zu Recht bestehend angesehen werden solle. Ebenso wenig habe, wie er weiter behauptete, einer der Zeugen ausgesagt, daß zu der Zeit, als Thusenberg in Frankfurt gefangen saß, Privatgefängnisse daselbst zu haben gewesen seien. Endlich macht er noch geltend, daß einige der Zeugen gesagt hätten, sie hätten von solchen Gefängnissen keine Kenntniß, sowie daß einige andere erklärt hätten, es sei auch ihnen in ähnlichen Fällen ebenso wie dem Kläger nicht möglich gewesen, ein Privatgefängniß zu miethen. Diese sehr schwach begründeten Einwürfe des Klägers widerlegte dann der städtische Anwalt, indem er namentlich durch ein Notariats-Instrument nachwies, daß diejenigen unter den Zeugen, welche dem Rathe verwandt wären, vor dem Aussage-Act ihrer Pflicht gegen diesen ledig gesprochen worden seien, sowie daß mehrere Zeugen das schon mehr als vierzigjährige Bestehen des fraglichen Herkommens behauptet hätten. Nachher ergriff der Kläger nochmals das Wort, und machte unter Anderm besonders darauf aufmerksam, daß Frankfurter Bürger und Einwohner in dieser Sache keine unverdächtigen Zeugen seien, weil, falls der Rath den Proceß verliere, die dann von diesem zu leistende Zahlung vom gemeinen Gute genommen oder durch erhöhte Steuern bestritten werden müsse. Nachdem hierauf der städtische Anwalt noch einmal gesprochen hatte, wurde die Gerichts-Sitzung geschlossen. Der entscheidende Spruch erfolgte erst ein halbes Jahr später, nämlich am 20. November. Er sprach den Frankfurter Rath von der gegen ihn erhobenen Klage frei, und verurtheilte den Kläger in die Zahlung der Kosten, welche der Rath in dieser Sache gehabt hatte.

(Schluß folgt(·

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie unter heißen Thränen, die der schrecklichen Erinnerung flossen, das Elend an der Seite ihres Gatten, so wie die letzte ihr von ihm widerfahrene rohe Behandlung geschildert hatte, fuhr sie fort:

„Als ich aus meiner langen Ohnmacht erwachte, standen die Prinzessin von Ostfriesland, die Gräfin von Königsmark und ein mir unbekannter deutscher Arzt, den letztere Dame hatte herbeirufen lassen, an meinem Bette. Ich litt entsetzliche Schmerzen, aber sie wurden von den geistigen noch übertroffen, als mir die volle Erinnerungskraft zurückgekehrt war. Meine Furcht war durch Nichts zu beschwichtigen, meine Hoffnungslosigkeit eine vollkommene; ich hatte in meiner sechsjährigen Ehe nur Bitteres erduldet und mir dennoch einen schwachen Rest von Muth bewahrt, jetzt war mir auch dieser entschwunden. Was hatte ich noch zu erwarten? — wenn der Himmel jetzt meine Leiden nicht endete, nur den Tod durch Gift oder durch die rohe Hand des Zarewitsch. Der Zar konnte mich nicht schützen, ohne mich ganz von meinem Gemahle zu trennen, und dazu würde er sich schwerlich entschlossen haben. Die Prinzessin Juliane und die Gräfin Aurora theilten diese Ansicht vollkommen, und bereits während meiner Ohnmacht hatte die Gräfin einen Plan entworfen, der ganz ihrem abenteuerlichen Hange, aber auch ihrem mitleidsvollen edlen Herzen entsprach; demzufolge waren auch alle Anordnungen so getroffen, daß nur Personen, auf die man sich verlassen konnte, an mein Lager kamen, und darum hatte man auch jenen fremden Arzt, der im Solde der Gräfin Königsmark stand, berufen. Ich weigerte mich später, einen andern Arzt zu mir zu lassen, und ich setzte dies durch, weil der Zar und der Zarewitsch abwesend waren.

„Ich schauderte vor dem Gedanken, den man mir mittheilte, als die unbedingte Lebensgefahr, in der ich schwebte, vorübergegangen war, entsetzt zurück, aber meine Freundinnen legten mir ihn immer wieder an das Herz und schilderten mir die Zukunft an der Seite des Zarewitsch mit den blutigsten Farben. Man beabsichtigte nichts Anderes, als daß mein Tod verbreitet werden solle, sobald mein Zustand erlaube, mich in ein anderes verstecktes Zimmer zu schaffen, und daß ich, sobald es mir möglich würde, Petersburg fliehen solle, um vor der ganzen Welt als todt zu gelten. Bedenken Sie wohl: man machte einer Tochter, noch mehr: einer Mutter diesen unerhörten Vorschlag! — Wenig lag mir an dem fürstlichen Glanze, den ich aufgeben sollte, — er verhüllte ja kaum mein Elend, hatte mich nie geblendet, — ich war seiner zum Tode überdrüssig geworden. Ich haßte nicht den Zarewitsch, aber ich fürchtete ihn mehr als den Tod; der Zar war stets gütig und väterlich gegen mich gewesen, aber auch er hatte mich nicht zu schützen gewußt, — der Gedanke an sie mußte vor einem einzigen Blicke auf die Zukunft weichen. Aber ich hatte noch in dem fernen Wolfenbüttel eine Mutter, die um mein Unglück weinte; ich fragte mich, ob ihre Thränen bitterer sein könnten, wenn sie Kunde von dem Ende meines Leidens erhielte, — und ich schwankte. d'Aubant, ich hatte aber Kinder, zwei liebliche unschuldige Wesen, für die ich verpflichtet war, zu leben, die ich nicht von meinem Herzen losreißen durfte! — Ich wußte, daß sie um ihre Mutter nicht trauern würden, denn sie hatten in ihrem zarten Alter noch kein Verständniß ihrer Liebe, — durfte ich sie aber dennoch verlassen? — konnte ich, auf ewig von ihnen getrennt, in weiter Ferne fortleben, nur im Geheimen für ihr Glück zum Himmel flehen, ihrem Schicksale nur mit den thränenvollen Augen folgen, die sie längst für geschlossen halten mußten? — Verdammen Sie mich, d'Aubant, wenn ich das Alles vermochte, was ich jetzt zu spät in endloser Seelenqual bereue, aber vergessen Sie nicht, auch zu erwägen, wie elend und verzweifelnd ich da-

mals war, wie die Krankheit mir jede Ueberlegung raubte und wie man mir immer den schrecklichen Plan einzureden bemüht war, den ich mit unnennbarer Angst und Widerwillen zurückstieß. Die Nachricht, daß der Zar in Kurzem eintreffen werde, wo es dann zu spät sei, einen Entschluß zu fassen, machte mich beinahe wahnsinnig vor Angst und — ich willigte in Alles. Ich überredete mich, wenn dies zu meiner Entschuldigung dienen kann, damals selbst, es könne sich noch einmal, vielleicht durch den Tod des Zarewitsch, die Gelegenheit eröffnen, zu meinen Kindern zurückzukehren; ich bedachte damals nicht die Unmöglichkeit einer solchen Hoffnung, und nun ist es zu spät geworden, das Geschehene zu ändern."

Laut schluchzend brach die Prinzessin ab, und es dauerte lange, ehe sie sich so weit gefaßt hatte, in ihrer Erzählung fortfahren zu können:

„Mein Schmerz war kein erheuchelter, als ich von meinen Kindern Abschied nahm, — ich verließ sie ja, wie ich sie im Tode verlassen haben würde, — wahrscheinlich für immer; — nur eine Mutter wird meine Qualen begreifen. Die Personen, deren die Gräfin Königsmark zur Ausführung ihres Planes bedurfte, waren gewonnen, keiner mit Gold, das wir nicht besaßen, sondern durch die hingebende Liebe zu mir; sie waren Danielson und zwei Kammerfrauen. Durch sie wurde mein Tod fälschlich verbreitet und sie wachten darüber, daß kein Unberufener sich meinem Zimmer nähern konnte, was die Abwesenheit jedes höhern fürstlichen Hauptes von Petersburg begünstigte.

„Nun kehrten aber der Zar und der Zarewitsch zurück, und eine furchtbare, im höchsten Grade gefährliche Scene stand mir bevor. Ich schaudere noch jetzt, wenn ich sie mir vorstelle, und ich glaube, ich habe eine schwere Frevelthat begangen, mit dem furchtbar ernsten Tode mein Spiel zu treiben, — aber es war ja kein Spiel, es war ja die grausamste Verzweiflung eines halbgebrochenen Herzens, die mir meine Zustimmung abgepreßt hatte. Man legte mich, halbtodt vor Angst, in reichem Schmucke in den Sarg und ließ den Zar und seinen Sohn herantreten. Mein Gesicht war fast gänzlich verhüllt worden, weil man die Spuren des Todes verdecken zu wollen vorgab. Ich fühlte, ohne zu sehen, daß der Zar vor mir stand, von da an weiß ich Nichts mehr, meine durch die Krankheit geschwächten Kräfte verließen mich, ich wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, waren Stunden vergangen; die Gräfin hatte mich durch jene vertrauten Personen nach dem bestimmten Verstecke bringen lassen, einem ärmlichen Zimmer im abgelegensten Theile des Schlosses, aus dem sich die weitere Flucht leicht bewerkstelligen ließ. Sie, Juliane und der deutsche Arzt waren wieder bei mir und besuchten mich seitdem oft mit der größten Vorsicht. Ich war sehr krank, man fürchtete, daß ich wirklich sterben würde, ich selbst hatte keinen sehnlicheren Wunsch. Aber ich genas nach Verlauf einiger Wochen doch so weit, daß ich in Begleitung Danielsons und seiner Frau, mit falschen Pässen, die die Gräfin uns verschafft hatte, versehen und in der Kleidung einfacher deutscher Bürgersleute Petersburg verlassen konnte. Die Gräfin hatte einen geringen Theil meiner Diamanten, deren Fehlen kein Aufsehen erregen konnte, heimlich verkauft, auch Juliane stattete mich mit allem Gelde aus, das sie entbehren konnte, und so habe ich die Mittel gewonnen, ein bescheidenes Leben führen zu können. Vor meiner Abreise verpflichteten sich alle in das Geheimniß Eingeweihte durch einen feierlichen, schrecklichen Schwur, das unverbrüchlichste Geheimniß gegen Jedermann zu bewahren. Die Prinzessin Charlotte Christine muß ewig todt bleiben.

„Wir kamen ungehindert über die russische Grenze und gingen nach Frankreich; von da schifften wir uns hierher ein, denn ich bestand darauf, mein unglückliches Dasein in so weite Ferne als möglich zu vergraben. Das ist die Geschichte meines Unglücks und meines Verbrechens, d'Aubant; möge mir Gott das letztere verzeihen!"

Erschöpft sank Charlotte in ihren Sessel zurück; d'Aubant beugte sich stumm über ihre Hand und küßte sie ebenso ehrerbietig als feurig.

d'Aubant war, wie gesagt, arm und fand auch in New-Orleans nicht eine Stellung, die ihm genügen konnte; dessen ungeachtet hätte er diese Stadt aber nicht verlassen mögen, so lange die Prinzessin in ihr weilte. Auch sie würde seinen Verlust schwer empfunden haben, denn er war ja der einzige Vertraute, dem sie ihr von Kummer und Selbstvorwürfen gequältes Herz öffnen konnte. Vielleicht trug gerade der Umgang mit ihm, den sie, fast unbewußt, immer lieber gewann, dazu bei, daß sie sich auch körperlich wieder erholte und dabei ihre frühere Schönheit vollkommen wiedergewann. d'Aubant sah dies mit Entzücken; immer schmeichlerischer legten sich die Hoffnungen, die er in Petersburg einst verzweifelnd zurückstoßen mußte, an sein Herz und trotz einer oft drückenden äußeren Verhältnisse fühlte er sich jetzt überaus glücklich.

Dieses freundschaftliche Verhältniß, das von seiner Seite nie durch ein unbesonnenes Wort entweiht wurde und das sich vorzüglich auf gegenseitige Achtung gründete, dauerte Jahre lang fort. Eine neue Sorge bedrückte aber jetzt das Herz Charlottens und trübte die sanfte Heiterkeit, die sie bereits wiederzugewinnen begonnen hatte. Ihre Geldmittel gingen allmälig zu Ende und sie hatte keinen Menschen, an den sie sich, um Abhilfe dieses peinigenden Uebelstandes bittend, wenden konnte; sie ließ sich, wogegen sich anfangs ihr fürstlicher Stolz gesträubt hatte, sogar dazu herab, künstliche Handarbeiten zu übernehmen, aber dies fristete nur um Weniges den Eintritt einer bevorstehenden Verlegenheit; vielleicht am drückendsten für sie war es, daß sie hierüber nicht einmal zu d'Aubant sprechen konnte, der es übrigens errieth, weil ihr Zartgefühl sie daran hinderte.

Nun fiel noch der alte Danielson, ihr treuer Schützer, in eine gefährliche Krankheit, und Unruhe und Trauer kam in ihr kleines friedliches Haus. Danielson starb nach kurzem Krankenlager, und seine Gattin, die ebenfalls schon hochbejahrt war, nahm sich den Verlust ihres Mannes so zu Herzen, daß auch sie gefährlich erkrankte; das Unglück schien plötzlich von allen Seiten auf die schon so schwer geprüfte Charlotte hereinzubrechen. Angstvoll fragte sie sich, was aus ihr werden solle, wenn sie auch die alte Frau verliere. Nach dem Tode Danielsons war d'Aubant auch den häuslichen Verhältnissen näher getreten und nahm sich ihrer auf das Eifrigste an. Die Prinzessin gestattete dies gern, denn schon begann sie sich mit einem Gedanken zu beschäftigen, dessen Verwirklichung sie früher für ganz unzulässig gehalten hätte, daß sie nämlich sich bald ganz dem Schutze d'Aubants werde anvertrauen müssen; ihre Verlassenheit führte sie ganz natürlich darauf.

Charlotte konnte nach ihren früheren Erlebnissen und mit dem Kummer, den sie im Herzen trug, wohl nicht von sehr leidenschaftlichen Empfindungen für d'Aubant bewegt werden, fühlte sie auch, daß er ihr gerade solche zutrage. Als Frau nahm sie seine Huldigungen, die so bescheiden und doch so hingebend waren, gern an, die Zeit und Erfahrung hatten sie immer mehr von den Vorurtheilen und Ansprüchen ihres ehemaligen Standes befreit, d'Aubant war endlich ihr einziger Freund und hatte sich Verdienste, die wohl eines Lohnes werth waren, erworben, — warum sollte sie wohl also eigentlich seine heißesten Wünsche zurückweisen, wenn er ihnen Worte gab? — Es wäre dies ein zweiter Bruch mit der Vergangenheit gewesen, aber schon der erste war für sie unwiderruflich.

Die gefürchtete Krisis trat zu Anfang des Jahres 1723 ein, auch die Frau Danielson starb. Die Prinzessin von Ostfriesland war auch schon todt, — Aurora von Königsmark und d'Aubant waren jetzt noch die einzigen Mitwisser des Geheimnisses, das Charlotte in sich trug.

(Schluß folgt.)

Das germanische Nationalmuseum.

Vorgetragen an den Frankfurter Geschichts- und Alterthums-Verein von Dr. W. Stricker.

Indem ich im Auftrage des Herrn v. Aufseß dem Verein den „Wegweiser durch die Sammlungen des germanischen Nationalmuseums" *) überreiche, erlaube ich mir, Ihnen einige Mittheilungen zu machen über den gegenwärtigen Zustand einer Stiftung, deren Geschichte Ihnen allen bekannt ist. Das Jahr 1860, das achte Lebensjahr des germanischen Museums, hat eine dauernde Zunahme der Beiträge aufgezeigt. Der Hülfsverein zu Berlin veranstaltete Vorträge für das Museum und ein Frauenverein bildete sich ebendaselbst. Auch in Mannheim besteht ein Hülfsverein. Die Pflegschaften mehrten sich auf 281. Ueber 5000 Fremde besuchten i. J. 1860 das Museum, dessen Local, die ehemalige Karthause, durch Stiftung von 21 Fenstern mit gothischem Maaßwerk im Ausbau vorschritt. Bei einer Gesammt-Einnahme von 32,375 fl. und einer Ausgabe von 31, 555 fl. ergab sich ein Cassabestand von 820 fl. Die Bibliothek ist im Jahr 1860 durch Geschenke um 1912 Bände vermehrt worden, wozu noch durch Ankäufe 1019 kommen, somit im Ganzen 2931 Bände; der gesammte Bücherbestand beträgt nun etwa 33,000 Bände. Das Archiv erfuhr eine Mehrung von 322 Urkunden und Actenstücken durch Geschenke, wozu durch Ankäufe 481, im Ganzen also 803 Stück, kommen, so daß der gesammte Archivbestand etwa 14,800 Stück beträgt. Die Kunst- und Alterthumssammlung erhielt 2986 Nummern durch Geschenke und 411 durch Ankauf, sonach 3397 Stück Zuwachs und besteht nun aus etwa 83,000 Stück. Das Museum steht jetzt mit 140 historischen Vereinen im Schriftentausch. Auch die Ordnung und Nutzbarmachung der Sammlungen machte erfreuliche Fortschritte und wenn wir in dem „Wegweiser" die Reihenfolge kostbarer Zeugen jeder Epoche der Kunst überblicken, so werden wir von Bewunderung erfüllt von der Energie eines einzigen Mannes, der das erste und schwerste Stück der Arbeit, neben den vielen localen Stiftungen der Art ein gemeinsames zu gründen, dessen Local zugleich das einzige Grundeigenthum der deutschen Nation ist, allein vollbracht hat.

Die Unterstützung, welche ihm durch freiwillige Thätigkeit der Nation zu Theil geworden ist, vertheilt sich sehr verschieden. Voran steht das reichsgetreue Würtemberg, es liefert im Verhältniß mehr als selbst Bayern, wo als in dem Lande des Domicils des Museums demselben eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. In Würtemberg geben 46 Gemeinden und Amtsversammlungen der Kreise einen jährlichen Beitrag von 620 fl., es folgt Bayern, welches, obgleich mit fast dreimal soviel Bewohnern als Würtemberg, nur 23 fl. mehr als dies Land beiträgt, nämlich 643 fl. von 64 Gemeinden, darunter Nürnberg mit 240 fl. In Preußen geben 39 Städte 714 fl. 30 kr., darunter Berlin 350 fl. und Breslau 87 fl. 30 kr., und in Oesterreich nur 9 Gemeinden, deren Beitrag aber dadurch auf die Gesammtsumme von 208 fl. 40 kr. ansteigt, daß Wien mit 116 und Kronstadt in Siebenbürgen sich mit 58 fl., freilich vorläufig nur auf ein Jahr, betheiligt haben. Wenn wir nun Städte wie Prag, Köln, Rostock, Danzig, Hannover, Bremen in der Liste ganz vermissen und die alte reiche Stadt Münster mit nur 2 Thlr. aufgeführt sehen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß ohne jede merkbare Belästigung der Gemeinden der schöne Zweck weit großartiger zu erreichen wäre. Noch auffallender erscheint das Resultat einer allgemeinen, für den einzelnen kaum wahrnehmbaren Betheiligung, wenn wir unsern Blick auf die Beiträge einzelner Privatpersonen wenden und manche, weder reiche noch stark bevölkerte Orte durch die Gesammtsumme kleiner Beiträge hervorragen sehen. Es sind hier zu nennen Schlüchtern, wo sich 23 Contribuenten finden, Bü-

*) Mit Abbildungen und Plänen. Nürnberg, 1860. Verlag der liter.-artist. Anstalt des german. Museums. 81 S. 8°.

bingen mit 25, Michelstadt mit 18, Gießen, wo 50 Personen 100 fl. aufbringen, neun Mal so viel als die reiche Hansestadt Bremen mit nur 8 Contribuenten. Bei dieser vergleichenden Betrachtung drängt sich die Frage auf, wie unsere Stadt, welche bei keinem nationalen Zweck zurückzustehen gewohnt ist, zu dieser Angelegenheit sich verhält? Zu deren Beantwortung scheint uns das Uhland'sche Wort am Platze:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,

denn der Staatsbeitrag von 100 fl. ist drei Mal so groß, als was Hamburg und Lübeck geben und verhältnißmäßig bedeutender als der jedes andern Staates, aber die Betheiligung von 26 Personen steht in ihrem Gesammtergebniß mit 89 fl. beispielsweise gegen Gießen zurück, und es bedarf wohl nur, daß die Mitglieder dieses Vereins in ihren Kreisen für das germanische Museum wirken, um durch eine allgemeine Zeichnung kleiner Beiträge eine höhere Summe zu erreichen, damit Frankfurt auch in dieser Angelegenheit, wenn nicht vierspännig, doch wenigstens nicht einspännig fahre.

Notizen.

Pitt und Necker. Die Biographien der englischen Staatsmänner sind vielfach durch hübsche, gangbare, aber falsche Anekdoten entstellt. Eine der verbreitetsten bezieht sich auf William Pitt und sein Verhältniß zur Familie Necker. Der junge geniale Brite soll nämlich bei seinem Aufenthalt in Paris auf Herrn und Frau Necker einen solchen Eindruck gemacht haben, daß sie ihm die Hand ihrer Tochter — der späteren Frau von Staël — und mit ihr eine große Jahresrente anboten; Pitt aber habe geantwortet: „Ich bin schon verheirathet, nämlich mit meinem Vaterlande." Der neueste Biograph Pitts, Lord Stanhope, bezweifelt den ganzen Hergang. Er meint, das Necker'sche Paar habe wohl „Bei seinen schweizerischen Ideen von häuslichem Glück" schwerlich an eine solche Verbindung gedacht und Pitt würde, wenn er dieselbe abzulehnen gehabt hätte, dies nicht mit einer solchen Melodramen-Phrase gethan haben.

In Stratford am Avon wird der nächste Geburtstag Shakspeare's besonders glänzend begangen werden; als Vorsitzender beim Festmahl wird Hr. Robert Hamilton bezeichnet, der sich im letzten indischen Krieg ehrenvoll hervorgethan. Beim Herannahen des Festes aber haben die guten Stratforder einen solchen Schildbürgerstreich begangen oder doch geschehen lassen, daß man meinen sollte Friedensrichter Schaal walte noch in seines Dichters Vaterstadt. Die berühmte Büste Shakespeare's in der Dreifaltigkeitskirche ist nämlich herabgenommen und verschönert, d. h. roth und schwarz angestrichen, wieder hinaufgestellt worden! Gleichzeitig entstand eine Polemik über ein angeblich neu aufgefundenes Shakespeare-Bild; dasselbe ist jedoch wahrscheinlich nach der genannten Büste gearbeitet, und zwar für Garrick zu seinem Jubiläum im Jahr 1769.

Grillzarzer's Schauspiel „Libussa", das bisher noch nicht aufgeführt wurde, soll demnächst durch die ersten Wiener Künstler in einer Wohlthätigkeits-Akademie zur Darstellung gebracht werden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 14. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 136.) **Dinorah,** oder: **Die Wallfahrt nach Ploërmel.** Romantisch-komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des M. Carré und J. Barbier von J. C. Grünbaum. Musik von Meyerbeer.

Montag, 15. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 137.) **Der schwarze Domino.** Komische Oper in 3 Akten. Nach dem Französischen des Scribe, von Freiherrn v. Lichtenstein. Musik von Auber.

Für nächste Woche in Aussicht.

Dinorah. — Der schwarze Domino. — Die Hugenotten. — Doctor und Apotheker. — Martin der Geiger (neu). — Heinrich IV. — Sappho. — Der Frauen wahre Stärke (neu).

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr 12. Dienstag, 16. April 1861.

Die Gemahlin des Zarewitsch.

Novelle von Stanislaus Graf Grabowsky.

(Schluß.)

Weinend stand die Fürstin an dem Sarge ihrer letzten Freundin, ihr zur Seite d'Aubant.

„Jetzt habe ich keinen Freund mehr auf der Welt als Sie," sagte Charlotte, in tiefster Bewegung ihm die Hand reichend.

„Er wird es bis zu seinem letzten Athemzuge bleiben, wenn Sie sich ihm ganz anvertrauen wollen," erwiderte d'Aubant.

„Ich will es, d'Aubant," sagte Charlotte weich, — „in Noth und Tod."

Alle Fesseln der Zurückhaltung abstreifend, warf er sich ihr leidenschaftlich zu Füßen.

Wenige Wochen darauf bildete es ein Paar Tage lang das Stadtgespräch von New-Orleans, daß die verwaiste Tochter der Danielsons dem „französischen Edelmanne" vor dem Altare ihre Hand gereicht habe.

Zehn Jahre später, im Sommer des Jahres 1733, promenirte an einem heitern Morgen eine Dame in einfacher Toilette in dem Garten der Tuilerien zu Paris; sie führte ein Mädchen von sieben bis acht Jahren an der Hand, ein anmuthvolles und jugendfrisches kleines Wesen von großer Schönheit, das sich über den schönen Rasen, die bunten Blumen und die rothen Uniformen der Schweizerwachen, denen man zuweilen begegnete, freute. Das Kind plauderte mit jener endlosen Geschwätzigkeit seines Alters, die einen lebendigen, schnell heranreifenden Geist verräth, freudig zu der Dame, die es „seine liebe Mama" nannte, und diese antwortete ihm mit dem strahlenden Lächeln und der Unermüdlichkeit, die am besten das Glück und den Stolz einer zärtlichen Mutter verrathen. Diese Dame war Charlotte d'Aubant und das Kind ihr einziges aus zweiter Ehe.

Charlotte, die jetzt in ihrem sieben und dreißigsten Jahre stand, war noch immer schön; fehlte ihren Zügen auch die Jugendlichkeit, so lag doch neben dem sanften Ernste, der ihr eigen geblieben, der Abglanz der Gesundheit und friedlichen Ruhe auf ihnen. Sie war in ihrer Ehe mit d'Aubant sehr glücklich, er und die Tochter jetzt ihre ganze Welt; der Gedanke an ihre Vergangenheit regte sie nicht mehr tief schmerzlich auf wie ehemals, wenn sie ihrer auch noch oft mit Wehmuth gedachte, — sie hatte sich mit der Schuld, die sie sich selbst zur Last legte, versöhnt, und dies Alles war sowohl ein Werk der Zeit als d'Aubants Liebe und zärtlicher Sorge gewesen.

Die Mutter der Prinzessin war schon seit Jahren todt, Aurora von Königsmark als Pröbstin des Stiftes Quedlinburg schon 1728 gestorben. Charlottens Kinder aus erster Ehe waren auch nicht mehr auf der Welt, und kein anderes Band als die Liebe zu ihrem edlen Gatten und ihrem jüngsten Kinde fesselte sie mehr an dieselbe; Natalie

war schon im Jahre 1728 gestorben, Peter, nachdem er kurze Zeit den Thron seiner Vorfahren innegehabt hatte, im Jahre 1730.

Die äußeren Verhältnisse des d'Aubantschen Ehepaares hatten sich seit ihrer Verheirathung nicht um Vieles günstiger gestaltet, aber die kleine Familie genoß durch des Vaters angestrengte Arbeit doch einen mäßigen Wohlstand. Derselbe hätte sich wahrscheinlich heben lassen, wenn sie nach Frankreich zurückgekehrt wären, wo d'Aubant eine angemessenere Verwendung für seine Kenntnisse gefunden haben würde, aber sowohl er als seine Gattin scheuten die Gefahr einer Entdeckung und hingen zu fest an ihrem bescheidenen Glücke, um es durch eine Unvorsichtigkeit auf das Spiel setzen zu wollen. Gegen das Ende dieser zehn Jahre erkrankte indessen d'Aubant an einem Uebel, das die Operation von geschickter Hand nöthig machte, und Charlotte bestand darauf, daß sie sich deshalb zusammen nach Paris begeben wollten. Dies war nach langen Berathungen geschehen und ihr Gatte vollständig wieder hergestellt worden; sie hielten sich aber noch einige Zeit länger in der französischen Hauptstadt auf, weil d'Aubant diese Gelegenheit zu benutzen gedachte, sich um eine einträglichere Stellung in Diensten der indischen Compagnie zu bewerben; diese Bemühungen gaben auch Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches.

Die lange Zeit, in der sie ungestört gelebt, hatte die beiden Gatten zutrauungsvoller zu dem Schicksale gemacht; es ließ sich auch kaum denken, daß noch irgend ein Mensch sich der jugendlichen Prinzessin von Wolffenbüttel so lebhaft erinnern werde, um sie in der gereiften Frau wiederzuerkennen, zumal Niemand an Charlottens Tode zweifelte, denn alle jene in das Geheimniß Eingeweihten hatten dasselbe wohl zu bewahren gewußt; überdies lebten von den näheren Verwandten der Prinzessin auch nur noch ein Bruder, der regierende Herzog von Wolffenbüttel, und zwei Schwestern, eine als Gemahlin Kaiser Karls VI., die andere als Herzogin-Wittwe von Braunschweig-Bevern, und man wußte, daß Keiner von diesen sich in Paris befand oder daselbst zu erwarten war.

Charlotte ließ sich, ein wenig ermüdet, auf einer der Bänke nieder, die von den dichtbelaubten Linden des Gartens beschattet wurden, und ihr Kind spielte fröhlich um sie herum. Ein leiser Zug der Wehmuth ging wieder über sie hin und, ganz in ihre Gedanken versunken, schenkte sie den zuweilen vorüberwandelnden Spaziergängern oder Wächtern des Gartens keine Aufmerksamkeit; was konnte sie, die einfache Frau, die nicht das mindeste Aufsehen erregte, alle diese Leute kümmern?

Sie bemerkte es nicht einmal, daß ein hoher, stattlicher Herr im kräftigsten Mannesalter und mit schönem edlen Gesichte, der die Generallieutenantsuniform der französischen Armee trug und von zwei jüngeren Offizieren begleitet wurde, stehen blieb und wohlgefällig das hübsche Kind betrachtete, daß er sich diesem dann näherte und es freundlich liebkoste. Wahrscheinlich hatte die Kleine auf ihre Mutter gewiesen, denn auch nach dieser blickte der Herr, und sogleich gab sich die höchste Ueberraschung auf seinem Antlitze kund. Eine Weile zögerte er noch unentschlossen und, wie es schien, starr von Staunen, dann winkte er seinen Adjutanten, ihren Weg fortzusetzen, und näherte sich Charlotten. Plötzlich wurde diese aus ihrem Traume durch die Worte geweckt:

„Sie, kaiserliche Hoheit? — Sie leben wirklich noch?"

Charlotte fuhr heftig zusammen, der ihr ehemals gebührende Titel zuckte wie ein tödtlicher Blitzstrahl in die glückliche Sicherheit, der sie sich hingegeben hatte, hinein; sprachlos starrte sie den Sprecher an; sie hatte die Geistesgegenwart zum Unglücke vollständig verloren, der Schrecken malte sich zu verrätherisch auf ihrem Antlitze und sie stammelte:

„Der Graf Moritz von Sachsen!"

Sie hatte den Sohn der Gräfin Aurora von Königsmark und des Königs August des Starken, den berühmten Grafen Moritz, mit dem sie in ihrer Jugend genau bekannt gewesen war, wiedererkannt.

„Sie sind es, Prinzessin, und Sie haben sich nur zu deutlich verrathen," sagte der Marschall, sich auf ihre Hand niederbeugend und sie achtungsvoll küssend. „So haben mich also doch nicht die kaum glaublichen Vermuthungen getäuscht, die ich aus einzelnen meiner verstorbenen Mutter entschlüpften Aeußerungen zog. Ich beschwöre Sie, erklären Sie mir dieses wichtige Räthsel, das die ganze Welt in Erstaunen setzen wird."

Jetzt erst versuchte Charlotte, die große Gefahr, in der sie schwebte, ganz begreifend, sich einigermaßen zu fassen, aber es war zu spät dazu. Vergeblich versuchte sie sich erstaunt über jene Anrede zu stellen, vergeblich leugnete sie auf das Entschiedenste und nannte sich Madame d'Aubant, — der Marschall war nicht mehr zu täuschen. Er sprach aus, daß er es für seine Pflicht halte, dem Könige sofort Anzeige von dieser wichtigen Entdeckung zu machen, damit Charlotte ihrer Familie und ihrem hohen Range wiedergegeben würde.

Der Marschall, ein edler Mann, ahnte nicht, wie schmerzlich und gänzlich vernichtend seine Worte das Herz der Prinzessin berührten, er hatte nur ihr Bestes, auch wider ihren Willen, im Auge. Wurde ihr aber nicht ihr ganzes nach so schweren Prüfungen erworbenes Glück geraubt, wenn er seinen Vorsatz zur Ausführung brachte, mußten ihre stolzen Verwandten sie nicht unerbittlich von dem Manne, dem sie jetzt in heißester Liebe anhing, selbst von dem lieblichen Kinde trennen, ohne die sie nicht mehr zu leben vermochte? Die höchste Verzweiflung gab ihr beredte Worte; mit gerungenen Händen und in Thränen zerfließend flehte sie den Marschall an, sie nicht zu verrathen oder ihr wenigstens noch eine kurze Zeit zu lassen, ehe sie dem Unvermeidlichen entgegengehen müsse.

Moritz bewilligte ihr, tief gerührt, diese Frist, die sich nur auf wenige Tage erstrecken sollte, — er glaubte, nicht anders handeln zu dürfen. Sie mußte ihm ihre Wohnung nennen, er versprach, sie daselbst zu besuchen, und sie ihrerseits, sich seiner Absicht nicht zu entziehen. So trennten sich beide, und Charlotte eilte mit ihrem Kinde, das sie als ihren höchsten, bedrohten Schatz krampfhaft an sich preßte, nach Hause. Der Gedanke stand in ihr fest: sie wollte dem Marschall ihr gegebenes Wort nicht halten und so schnell als möglich mit d'Aubant von Paris fliehen.

Dieser kam ihr freudestrahlend entgegen; er hatte vor Kurzem die Nachricht von seiner sehr vortheilhaften Anstellung auf Isle de Bourbon erhalten. Der Schrecken lähmte auch ihn, als Charlotte ihm die Eröffnung machte, daß sie erkannt worden sei und was ihr bevorstehe, aber die Frau und Mutter entwickelte jetzt den ganzen hohen Muth der Liebe und Verzweiflung. Als der Marschall von Sachsen sie am folgenden Tage aufsuchte, war sie bereits mit ihrem Gatten und Kinde abgereist, ohne eine Nachricht zu hinterlassen; dennoch gelang es ihm, zu ermitteln, daß sie sich nach Isle de Bourbon eingeschifft hätten.

Er begab sich zu dem Könige und machte ihm von Allem Anzeige; er versicherte auf das Heiligste die Identität der Gemahlin des Zarewitsch mit dieser Madame d'Aubant. Ludwig XV. dachte anders als der Marschall und legte ihm Stillschweigen auf; er schrieb aber sogleich ein vertrauliches Billet an den Marineminister und befahl ihm, das d'Aubantsche Ehepaar auf Isle den Bourbon nicht aus den Augen zu verlieren und seine Verhältnisse so günstig als möglich zu gestalten.

Charlotte hatte sich und ihr Glück gerettet.

Später unterließ es der Marschall doch nicht, die Königin Maria Theresia von Ungarn, Charlottens Nichte, von dem Leben und Aufenthalte der todtgeglaubten Prinzessin in Kenntniß zu setzen. Charlotte erhielt die Aufforderung, an den Wiener Hof zurückzukehren, wenn sie sich von Gatten und Tochter trennen wolle, aber sie wies

diese Zumuthung entschieden zurück. Ihre Ehe blieb die glücklichste, bis im Jahre 1747 d'Aubant und bald darauf auch ihre Tochter starb.

Noch um das Jahr 1765 lebte eine hochbejahrte Madame d'Aubant zurückgezogen, aber unter wohlhabenden Verhältnissen, zu Brüssel und dann zu Vitry bei Paris und soll eine bedeutende Pension von der Kaiserin Maria Theresia bezogen haben. Niemand ahnte damals in ihr die ehemalige Gemahlin des Zarewitsch von Rußland.

Die Frankfurter Schuldhaft und Frankfurter Privatgefängnisse im Mittelalter.

Von G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Das Interessanteste in diesem Processe ist das im 15. Jahrhundert zu Frankfurt in Betreff der Schuldhaft geltende Rechts-Princip, sowie das damalige dortige Bestehen und Anwenden von Privatgefängnissen. Jenes Rechts-Princip war, nach der Versicherung eines der verhörten Zeugen, schon 47 Jahre vor dem Jahre 1471, also schon 1424, in Geltung; die früher erwähnte Zeugin Katherine zum Smitzkyle erklärte sogar, daß in dem ihr gehörenden Salzhause schon vor 50 oder mehr Jahren ein Privatgefängniß zum Vermiethen bestanden habe. Einer der Zeugen, welcher früher ein Vorsprech in Frankfurt gewesen war, versicherte, daß schon 1438 auch das Schöffengericht auf sein Ansuchen förmlich ausgesprochen habe, es sei altes Herkommen, Gewohnheit und Recht, daß die Stadt Frankfurt einen Schuldmann nicht über vier Wochen gefangen halte. Ein anderer Zeuge, welcher 24 Jahre lang oberster Richter in Frankfurt gewesen war, erklärte unter Andern Folgendes: wenn in Frankfurt der Rath einen Mann zu einem der sieben Richter ernenne, so werde diesem von den anderen Richtern gesagt, was Weise und Gewohnheit zu Frankfurt sei, und wie sich die Richter mit Kommern (d. i. Verhaftungen) und mit Geboten, auch mit Gefängniß der Schuldmänner und anderer Leute zu verhalten hätten; so habe man denn auch ihm, als er Richter geworden sei, gesagt, ein Schuldmann werde vier Wochen lang im Leinwandhause eingesperrt gehalten und dann freigelassen, der Gläubiger dürfe ihn aber nachher selbst in Gewahrsam halten.

Nach den Angaben einzelner Zeugen und nach den sowohl im Zeugen-Protokoll als im Gerichtsspruche mitgetheilten Erklärungen der Bürgermeister verhielt es sich mit jenem Herkommen folgendermaßen. Wenn ein Gläubiger von seinem Schuldner weder Zahlung noch Bürgschaft erlangen konnte, so wurde auf sein Begehren der Letztere vier Wochen lang im Gefängnisse des Leinwandhauses eingesperrt gehalten. Dafür mußte der Gläubiger nicht nur dem Gefangenwärter ein Schloßgeld von 6 Frankfurter Hellern bezahlen, sondern er hatte außerdem noch täglich drei Heller zu geben, für welche dem Gefangenen Weißbrod gekauft wurde, und wenn der Gläubiger dies einen Tag unterließ, so gab man den Gefangenen augenblicklich frei. Mitunter kam auch vor, daß der Schuldner während jener Haftzeit gegen Stellung eines Bürgen auf mehrere Tage freigelassen wurde, um sich mit seinem Gläubiger zu verständigen, und daß er, wenn ihm dies nicht gelang, für den Rest der vier Wochen ins Gefängniß zurückkehren mußte. In Einem Falle ließ der Rath einen Schuldgefangenen etwas länger als vier Wochen festhalten; dies geschah aber nur deswegen, weil sein Gläubiger am Ende der vier Wochen gerade in städtischem Dienste abwesend war. Uebrigens fand die vierwöchentliche Einsperrung nicht blos dann Statt, wenn ein Bürger sie für einen Mitbürger oder einen Fremden verlangte, sondern auch ein Fremder konnte sie für einen auswärtigen oder einen in Frankfurt verbürgerten Schuldner fordern.

Da eine vierwöchentliche Schuldhaft in den meisten Fällen zur Erreichung des mit ihr beabsichtigten Zweckes zu kurz ist, so war es durchaus nöthig, eine Verlängerung derselben zu gestatten. Sehr weise hatte man nun in Frankfurt diese Verlängerung so eingerichtet, daß sie dem Gläubiger größere Kosten verursachte, als die Gefangenhaltung im städtischen Gefängnisse des Leinwandhauses, und daß folglich dadurch der Schuldner einigermaßen gegen die Wirkung des persönlichen Hasses eines Gläubigers geschützt wurde, welcher vielleicht recht gern Jahre lang alle vier Wochen ein Schloßgeld von 6 Hellern bezahlte, um dem Ersteren ein hartes Schicksal zu bereiten. Dies wird auch von demjenigen unter den Zeugen, welcher 24 Jahre lang oberster Richter gewesen war, als der eigentliche Grund des Herkommens, einen Schuldner nur vier Wochen lang von Stadt wegen festzuhalten, angegeben. Um nämlich den Schuldner gegen die erwähnte Gefahr zu schützen, beschränkte man die städtische Haft auf vier Wochen, und erlaubte dagegen zwar dem Gläubiger, den Schuldner in einem Privathause bis zur Bezahlung der Schuld gefangen zu halten, unterwarf ihn aber dabei gewissen gesetzlichen Vorschriften, welche den Gefangenen gegen Willkür und Mißhandlungen sicherten, und die uns bei Gelegenheit der Zeugenaussagen im Bauare'schen Processe mitgetheilt werden. Erstens durfte der Schuldner nicht aus dem Bereiche der Stadt gebracht werden. Zweitens mußte das für ihn bestimmte Privatgefängniß, wie der Ausdruck lautet, nach der Städte Maß gemacht sein, d. h. es mußte wenigstens 9 Fuß hoch und 9 Fuß lang und weit sein. Drittens mußte das Gefängniß unter Dach und über der Erde, sowie ohne Rauch und Trauf sein, im Winter geheizt werden, und überhaupt eine solche Beschaffenheit haben, daß dem Gefangenen an seinem Leibe kein Schaden geschehe. Viertens durfte der Schuldner nur ungestockt und ungeblockt, d. h. ohne angebunden zu sein, gefangen gehalten werden. Fünftens hatte der Gläubiger Gewißheit dafür zu geben, daß sein Schuldner täglich die einem Gefangenen gebührende Kost, nämlich genügendes Trinkwasser und wenigstens für drei Heller Weißbrod, erhalte. Endlich mußte der Gläubiger noch dafür Sorge tragen, daß sein Gefangener alle 14 Tage geschoren (d. h. barbiert) werde und alle vier Wochen ein Bad nehme. Damit dies Alles auch eingehalten werde, ließ man den Gefangenen alle vier Wochen von Stadt wegen aus dem Gefängnisse herausführen und „an seinem Leibe besehen, ob er nicht wont oder ungeborlich gehalten sy."

Die Lage eines Schuldgefangenen war, wie man sieht, keineswegs mit derjenigen zu vergleichen, in welcher zur Zeit des Mittelalters andere Gefangene sich befanden. Ja sie war sogar der der heutigen Schuldgefangenen ganz gleich; denn die gefangenen Schuldner durften ebenso wie diese Besuche empfangen, sich beliebige bessere Speisen und Getränke anschaffen und sogar Trinkgelage halten. Mehrere der erwähnten Zeugen sagten nämlich aus, sie hätten oft sich mit dem einen oder anderen Schuldgefangenen unterhalten, während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft „by Jme getrunken und Gemeinschafft gehabt" oder, wie ein Zeuge sich ausdrückt, „vor seinem Gefencknis mit ihm Gesellschaft gehabt mit Essen und mit Trinken." Von einem der Gefangenen wird auch berichtet, daß des Zeugen Mutter seiner gewartet und dafür den für jene Zeit beträchtlichen Lohn von 20 Gulden jährlich erhalten habe, sowie von einem anderen, daß es ihm gelungen sei, aus dem Gefängniß auszubrechen und zu entkommen. Zu Gunsten einiger Schuldgefangenen wurde auch von ihren Freunden etwas gethan, was heut' zu Tage nicht mehr geschehen darf, damals aber mitunter sogar für Leute geschah, welche wegen eines Vergehens verhaftet waren. Die Freunde gingen nämlich bettelnd zu einzelnen Leuten oder wohl auch von einer Trinkstube zur anderen, und verschafften sich so das nöthige Geld, um den Gläubiger zur Freilassung des Schuldners zu bewegen. Dies geschah namentlich durch die Freunde des Edelmannes Philipp von Rüdicken, welchen ein in Sachsenhausen wohnender Söldner in Haft hielt, weil derselbe ihm die für ein Pferd schuldige Summe von 40 Gulden nicht bezahlt hatte.

Jene Privatgefängnisse dienten übrigens auch noch zu einem anderen Zwecke, für welchen im Mittelalter nicht wie heut' zu Tage von Staats- oder Stadtwegen gesorgt wurde; sie ersetzten nämlich unsere Irrenanstalten. Dies geht aus den Aussagen zweier Zeugen hervor. Der eine derselben berichtet von einem jener Gefängnisse, daß in demselben seine eigene Mutter, „von der synne wegen" eine Zeitlang gefangen gehalten worden sei; der andere sagt von einem anderen Privatgefängnisse, in demselben habe eine Zeitlang der Priester Conrad Hepe, Vicar zu St. Leonhard, gelegen, welcher „nit woil by den synnen" gewesen sei.

Was nun schließlich die von den Zeugen erwähnten Privatgefängnisse im Einzelnen betrifft, so ist zuerst zu bemerken, daß mitunter der Gläubiger in seinem eigenen Hause ein Gefängniß machen ließ, weil entweder gerade keines der vorhandenen zu haben oder der Miethpreis derselben ihm zu hoch war. Dies that unter Andern der so eben erwähnte Söldner von Sachsenhausen, welcher den Junker Philipp von Rüdicken in seinem Wohnhause zum Slegel festhielt, sowie einer der Zeugen, welcher zur Gefangenhaltung seines Schuldmannes „Holtz kauffte und ein besunder gefenckeniß machen that". Das am häufigsten erwähnte Privatgefängniß war in dem Einungsgäßlein, welches damals auch noch das Weißfrauengäßlein genannt wurde und jetzt die Seckbachergasse heißt: es befand sich in dem Hause zum Hornberger. Ein zweites war im Salzhause, d. h. in dem Eckhause des Römerberges und der Wedelgasse (Römerberg 27), welches um 1460 dem Henne Brun gehörte. Von diesem Gefängnisse berichtete einer der Zeugen: im Salzhause sei eine Kammer, da stehe inne ein starkes reinliches besonder (d. i. Privat-) Gefängniß. Aus dieser Angabe und aus der früher erwähnten Bemerkung eines anderen Zeugen, daß einst ein Gläubiger Holz gekauft habe, um ein Gefängniß machen zu lassen, erkennt man die Beschaffenheit von wenigstens einem Theile jener Privatgefängnisse: sie nahmen nämlich offenbar nicht alle einen ganzen Zimmerraum ein, sondern bestanden vielmehr aus einem durch Balken und Dielen abgeschlagenen Theile desselben. Ein drittes Privatgefänpniß befand sich ebenfalls auf dem Römerberg; doch wird seine Lage nicht näher angegeben. Dasselbe war nämlich in eines Schreibers Hause auf dem Berge bei der Nicolai-Kapelle. Ein viertes Privatgefängniß war im Salhof. Ein fünftes befand sich hinter der Krämergasse, d. h. hinter dem jetzigen Markt bei dem Hause zum Flesser. Ein sechstes war in dem Hause zur Wolkenburg, welches der Familie vom Ryne gehörte und die Ecke der Höllgasse und des Krautmarktes bildete (Krautmarkt 7); dieses Gefängniß war aber schon im Jahr 1464 wieder abgebrochen worden. Gerade neben dem Hause zur Wolkenburg, auf einer dem Liebfrauenstifte zinsbaren Stätte, genannt der Nuwengaden, befand sich ein siebentes Gefängniß. Endlich werden noch zwei Privatgefängnisse angeführt, deren Lage ich nicht näher anzugeben weiß, das eine nämlich in Mangolt's Hause vor der Bornheimer Pforte, das andere in einem Hause des Jost Milius, dessen Eigenthümer und Vermiether selbst als Zeuge sich darüber aussprach, und von welchem ein anderer Zeuge den Ausdruck gebraucht, Milius habe dasselbe für seine Freunde machen lassen.

Neues zu Schiller's Dichtungen.

In den „Beiträgen zur Feststellung des Schiller'schen Textes von Professor Joachim Meyer in Nürnberg finden sich Ergänzungen zu den Gedichten des Meisters, die an Werth, wenn auch nicht an Anzahl, den Collier'schen Beiträgen zu Shakespeare gleichkommen, sie aber in Bezug auf das Verdienst der Auffindung übertreffen. Wir wollen zwei dieser Zusätze näher betrachten.

Die ersten Jahrgänge der „Horen" brachten Goethe's „Unterhaltungen deutscher Auswanderer", darunter auch jenes „Märchen", in welchem der Erzähler seiner Fantasie den freiesten Gang verstattet. Eine glückliche Erfindung in demselben sind die Irrlichter, neckische Glanz- und Luftgestalten, die, so oft sie sich schütteln, Goldmünzen um sich herstreuen.

Am 29. Januar 1796 fand am Weimarischen Hof ein Maskenball Statt, in welchem Amalie von Imhoff, später verehlichte Helwig (die bekannte Dichterin) und eine ihrer Freundinnen als Schatten aus dem Tartarus erschienen. Sie waren von zwei Irrlichtern begleitet, welche nach Goethe's Bericht sich „sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; sie waren sehr artig gemacht und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus." Diese Worte Goethe's finden sich in einem Brief an Schiller vom 30. Januar. Schon am folgenden Tag erwidert Schiller: „Ich wünsche Glück zu dem erwünschten Ausgang der Festivität, die sich ganz artig mag ausgenommen haben. Die Irrlichter haben mich besonders gefreut."

Diese Freude war ohne Zweifel durch den Umstand veranlaßt, daß Schiller die fantastische Erfindung des Freundes, die der Lesewelt zuerst aus den „Horen" bekannt geworden, hier so sinnreich angewandt sah. Die Darstellerinnen der Schatten, welchen jene Irrlichter dienten, werden weder von ihm noch von Goethe genannt.

Frau von Helwig erklärt in anderweitigen Mittheilungen, daß sie der eine der Schatten gewesen sei und daß Schiller für den Maskenball auf ihr Ansuchen ein sinniges Gedicht, im Namen der Schatten an die Herzogin gerichtet, verfaßt habe. Ein solches findet sich im zehnten Stück der Horen vom Jahrgang 1797, über zwanzig Monate nach dem Ball, abgedruckt; also in einer Zeit, da im Manuscriptenzufluß für die Horen oft Ebbe war. Es lautet:

In dem Tummelplatz der stillen Freude
Schwebt vom Styx-umfloss'nen Reiche heute
Hand in Hand ein stilles Schattenpaar,
Daß es einmal noch dich wiedersehe,
Holde Sterbliche, in deren Nähe
Es am seligsten hienieden war.

Längst schon tranken wir des Lethe Welle,
Senkten heiter in die heil'ge Quelle
Alle Bilder der Erinnerung.
Nur dein schönes, holdes Bild besieget
Lethe's Macht, auf sanfter Woge wieget
Es ihr reiner Spiegel ewig jung.

Sehnsuchtsvoll und liebend heut entwallen
Wir Elysium's umblühten Hallen,
Den Gefilden nie gestörter Ruh';
Eilen, deinen Blicken zu begegnen,
Dich mit leisem Geistergruß zu segnen,
Diesem fremd geword'nen Schauplatz zu.

Was mit scheuem, ehrfurchtsvollem Zagen
Sterbliche nicht auszusprechen wagen,
Wenn es ahnend ihren Busen schwellt,
Dürfen mit bedeutungsvollem Schweigen
Treue Geister deinem Geiste zeigen;
Worte sind es einer andern Welt.

Daß die stille Tugend, die du liebest,
Und mit schön bescheid'ner Größe übest,
Fern von Schimmer und von Irrthum frei,
Die Gefährtin, die uns dann geleitet,
Wenn mit uns der Kahn den Styx durchgleitet,
Und die einz'ge, die uns folge, sei.

Neuerdings ist die Meinung, daß dies Gedicht von Schiller sei, von Einigen als unzweifelhaft ausgesprochen worden; Andere wollen ihr trotz obiger Angabe der Frau von Helwig nicht beitreten. Obwohl die Verse einen edlen, gefälligen Klang haben, können sie doch von Jemanden herrühren, der sich Schillers Redeweise mit Geist und Glück angeeignet hat; vielleicht von Amalie von Imhoff selbst. Sie war damals erst zwanzig Jahre alt; aber schon vier Jahre vorher hatte ihr Talent Schillers Aufmerksamkeit erregt. Auch ihre größere Dichtung „Abdallah und Balsora" ist in den Horen abgedruckt.

Erlaubt man sich nun, bei diesem Gedichte den großen Autornamen, mit dem er geschmückt werden soll, noch anzuzweifeln, so theilt dagegen Meyer zwei bisher unbekannte Verse zu „Wilhelm Tell" mit, die entschieden ächt und wichtig genug sind, um von jedem Besitzer in sein gedrucktes Exemplar nachgetragen zu werden. Wir geben sie wieder, indem wir die beiden neugewonnenen Zeilen mit durchschossener Schrift bezeichnen; sie finden sich in den seiner Zeit von Schiller selbst versandten Theatermanuscripten und sind im Abdruck bloß durch Nachlässigkeit ausgefallen.

I. (Zum ersten Akte.)

Ruodi.
Da ist der Tell, der führt das Ruder auch
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
(Heftige Donnerschläge; der See rauscht auf.)
Tell.
W o ' s n o t h t h u t , F ä h r m a n n , l ä ß t s i c h A l l e s w a g e n .
Ruodi.
Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen ist.

II. (Zum vierten Akte.)

Rudolph.
Herr Landvogt — Gott! Was ist das? Woher kam das?
Armgart.
Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!
M i t t e n i n s H e r z h a t i h n d e r P f e i l g e t r o f f e n !
Rudolph.
Welch gräßliches Ereigniß! Gott! Herr Ritter,
Ruft die Erbarmung Gottes an!

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie sehr beide Stellen durch Herstellung des echten Textes an Ausdruck und lebendiger Motivirung gewinnen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 16. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 138. **König Heinrich der Vierte.** (Erster Theil.) Schauspiel in 5 Akten von Shakespeare. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel, für die Bühne eingerichtet von L. Tieck.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 13. Mittwoch, 17. April 1861.

Brief über die Geschichte von Frankreich an den Prinzen Napoleon.

Vom Herzog von Aumale.*)

Prinz! In einer Rede, die Sie kürzlich gehalten und die Ihre Zuhörer und Leser in mehrfacher Weise in Aufregung versetzte, haben Sie den Herren Troplong und Persigny für die Vorlesungen über römische und englische Geschichte gedankt, die sie so gütig waren unserem Lande zu geben und die Sie zu Ihrem Vortheil angewandt haben. Ich erlaube mir, diesem Unterricht ein Paar Worte über die Geschichte von Frankreich beizufügen.

Während das Oberhaupt Ihrer Dynastie (ich entlehne seine eigenen Worte) in Ham durch sechsjährige Haft sein verwegenes Unterfangen gegen die Gesetze seines Vaterlandes büßte, machte er ohne Hinderniß von seinem Recht als Bürger Gebrauch und kritisirte frei in den Journalen die regelmäßige Regierung, die er zuvor mit offener Gewalt angegriffen hatte.

Meine Lage ist eine ganz andere, und ich verlange solche Vorrechte nicht. Aus meiner Heimat verbannt, ohne irgend ein Gesetz verletzt, ohne durch irgend ein Vergehen mein Loos verdient zu haben, kennt mich Frankreich nur so weit, daß ich unter seinem Banner erzogen worden bin und ihm bis zu dem Tage, wo ich gewaltsam davon getrennt worden, treu gedient habe. Aber kann mir diese Verbannung das natürlichste, das heiligste Recht rauben, das Recht, meine öffentlich beleidigte Familie und mit ihr die Vergangenheit Frankreichs zu vertheidigen? Dieser verletzende Angriff, den eine so starke Macht, die Ihnen selbst so viel Vertrauen einflößt, verbreitet und an allen Straßenecken anschlägt: kann meine Antwort ihr nachfolgen und sich in gesetzmäßiger Weise auf dem Boden meines Vaterlandes zeigen? Ich will den Versuch machen; wenn er gegen meinen Wunsch ausfällt und wenn Sie, mit Verachtung der einfachsten Begriffe von Gerechtigkeit und Ehre, meine Stimme in Frankreich in einer so gesetzlichen Sache ersticken, wird sie wenigstens in Europa einigen Widerhall finden und in jedem Lande zum Herzen der ehrlichen Leute dringen.

Sie haben von den schmählichen inneren Parteiungen gesprochen, von denen die Bourbons überall das Beispiel gegeben haben. Vornehmlich die jüngere Linie dieses Hauses hat, wie es scheint, Ihren Unwillen erregt, und wenn ich dem ersten Protokoll der Sitzungen glauben kann, so bildeten in dem Gemälde, das Sie in großen Zügen skizzirt haben, die Prinzen vom Haus Orleans eine düstere Gruppe, welche dazu be-

---

*) Dieser Brief, ein Meisterstück von Würde, Verstand und Ironie, ist vorigen Samstag Morgens in Paris als Broschüre ausgegeben und Nachmittags confiscirt worden, jedoch zum Glück erst nachdem er in vielen Exemplaren verbreitet war. Das höchst merkwürdige und in jeder Hinsicht werthvolle Aktenstück wird in der Geschichte der öffentlichen Meinung in Frankreich Epoche machen. Der Herzog von Aumale, der vierte Sohn Ludwig Philipps, ist geboren am 16. Januar 1822.

stimmt war, das glänzende Bild der Eintracht und der Tugenden der Napoleone — weil es doch keine Bonaparte mehr gibt — zu heben.

Wenn Sie uns die Ehre erwiesen hätten, uns von Dem, was Sie „neues Staatsrecht" nennen, eine genauere Bezeichnung zu geben, so weiß ich nicht, ob ich mit Ihnen ganz einverstanden gewesen wäre; dem alten Régime aber widme ich nicht mehr Bedauern als Sie. Doch habe ich nicht denselben Abscheu wie Sie für die Vergangenheit Frankreichs. Ich gestehe, daß ich sie studirt habe, ohne daß meine nationale Eigenliebe, die eben so lebhaft als die Ihrige ist, dabei besonders gelitten hätte; und ich finde sogar einigen Ruhm in den Jahrbüchern jenes alten Stammes, unter dessen Führung ein kleines, aus zwei oder drei Provinzen zusammengesetztes Königreich zu der großen Nation geworden ist, deren Macht Sie kennen. Mag man doch in dieser langen Reihe von Fürsten einige mittelmäßige oder schlechte bezeichnen; mag man in der Geschichte dieser vielen, auf alle Throne verzweigten Stämme manche Fehler, Schwächen, Verirrungen, Verbrechen hervorzuheben haben; ich gebe Ihnen das willig zu. Die königlichen Familien entgehen nicht dem gemeinschaftlichen Gesetze der Menschheit; auch die kaiserlichen nicht. Die Vorsehung vertheilt nicht immer eine gleiche Summe von Tugenden an Diejenigen, welche die Geburt zur Herrschaft über ihre Mitmenschen berufen kann. Auch haben verständige Männer, welche die monarchische Staatsform erhalten wollten, gegen solche Zufälle eine Bürgschaft gesucht, indem sie die Rechte des Volkes sicher stellten. Sie wollten zugleich den Nationen den festen Bestand, die Einheit, die Ueberlieferung sichern und ihnen ein Mittel an die Hand geben, ihre eigene Regierung zu leiten, ihre Angelegenheiten zu besorgen und nicht den Launen eines einzigen Mannes ausgesetzt zu sein. Dies ist der Ursprung des constitutionellen Systems, welches, Gott sei Dank, wahrscheinlich bald in ganz Europa eingeführt sein wird und welches durch ein trauriges Spiel des Schicksals aus Frankreich — hoffentlich für kurze Zeit nur — verschwunden ist um sich auf dem übrigen Festland auszubreiten.

Jene Parteiungen, welche Sie den Bourbons zum Vorwurf machen, sind nicht — das können Sie glauben — deren ausschließliches Erbtheil. Sie haben in allen Regentenhäusern bestanden, die lange regierten. Sie, Prinz, haben sich neuerdings mit einem der ältesten und erlauchtesten Häuser Europa's verbunden. Oeffnen Sie seine Geschichte. Sie werden finden, daß vor zweihundert Jahren das Oberhaupt des Zweiges Savoyen-Carignan — desselben der heutzutage den Thron inne hat — mehrmals die Fremden gegen sein Vaterland geführt hat, um seiner Stiefschwester die Regentschaft zu entreißen. Noch neueren Datums hieß es von dem Großvater Ihrer edlen und frommen Gemahlin, er sei nicht immer der treueste Unterthan des Königs Karl Felix gewesen. Das Haus Savoyen ist nichtsdestoweniger eines der geachtetsten nnd volksthümlichsten in Europa.

Hätte Ihre Familie zehn Jahrhunderte lang den ersten Thron der Welt besessen und mehrmals fünf oder sechs andere Kronen getragen; hätte während einer so langen Laufbahn das öffentliche und Privatleben all ihrer Sprossen der Geschichte angehört und erschiene sie uns dann heute frei von jedem Makel; zählte sie ebenso viele große Könige, ebenso viele Feldherren, ebenso viele auf dem Schlachtfeld gefallene Krieger wie das Königshaus von Frankreich (so lautet geschichtlich noch immer sein wahrer Name): dann hätten Sie vielleicht das Recht, so streng zu sein; denn, bemerken Sie wohl, Sie können die fürstlichen Familien nicht mehr mit der Starrheit eines republikanischen Philosophen beurtheilen! Sie genießen gegenwärtig zahlreiche Vorrechte, welche Ihnen diese Befugniß entziehen. Sie wurden eines schönen Morgens Senator, Großwürdenträger, Divisionsgeneral, Prinz vom Geblüte, nicht durch Ihr damals noch unbekanntes Verdienst, sondern durch das Recht der Geburt; und mit dem Glück muß Ihr Standpunkt sich verändert haben.

Was man auch sagen mag, es gibt weder im Palais Royal noch in den Tuilerien noch einen Parvenu. Herrscherhäuser — und Sie machen, denk' ich, den Anspruch eines zu sein — Herrscherhäuser zählen nur einen Parvenu: ihren Stifter. Diesen Titel wird die Geschichte dem Unterlieutenant der Artillerie geben, der fünfzehn Jahre nachdem er die Schule von Brienne verlassen, die Krone Karls des Großen auf sein Haupt setzte. Aber man ist kein Parvenu mehr, wenn man sein Erbrecht in Straßburg und Boulogne ausgerufen hat, wenn man ohne Uebergang von der Verbannung zur Regierung übergegangen ist, und wenn man sich Napoleon den Dritten nennt. Sie sprechen heute in prunkvollen Ausdrücken vom Staatsstreich des zweiten December. Gleichwohl hat man Sie an diesem Tage nicht unter der Schaar der Treuen gefunden, die zum Elysée eilten, um sich dem Glück des neuen Dictators unerschrocken zu weihen. Sie waren allerdings auch nicht unter den Volksvertretern, die damals auf der Mairie des zehnten Arrondissement und anderwärts gegen den Umsturz der Gesetze ihres Landes protestirten. Wo waren Sie? Noch würde niemand es wissen, wenn nicht unter den entschlossenen Männern, welche sich zu dieser bangen Stunde beriethen, ob sie nicht zum Kampf auf den Barricaden verpflichtet seien, Einige sich erinnerten, daß man Sie plötzlich in ihrer Mitte erscheinen sah; doch nur, um zu verschwinden als, nachdem das Glück sich erklärt, die Polizei ankam um sie im Namen des Siegers festzunehmen. Glauben Sie mir, rühmen Sie sich eines so verspäteten Eifers nicht allzusehr. Gehen Sie aus Rücksicht auf Ihre italienischen Freunde nicht so weit in Ihrer rückwärts blickenden Begeisterung, zwischen dieser geglückten Verschwörung und dem Unternehmen Garibaldi's einen Vergleich anzustellen, der vielleicht nicht nach dem Geschmack des Patrioten von Caprera wäre. Eines setzt mich in Erstaunen, daß mein Großvater, der Herzog von Orleans, vor Ihnen nicht Gnade gefunden hat, der Sie gleich ihm auf der Linken einer republikanischen Versammlung Ihren Sitz hatten. Weiter geht freilich die Aehnlichkeit Ihres Looses mit dem seinigen nicht. Auf die verhängnißvoll abschüssige Bahn gezogen, wußte er einem beklagenswerthen Drange nicht zu widerstehen; er büßte seinen Fehl. Er verließ den Nationalconvent nur um das Blutgerüst zu besteigen; Sie aber stiegen von Ihrem Sitz auf dem Berg nur herab, um die Prachtwohnung zu beziehen, in welcher der Herzog von Orleans geboren war.

Im ersten Feuer Ihrer monarchischen Treue wollten Sie auch die Nachkommen in das Anathem ziehen, das Sie gegen den Ahnherrn geschleudert. Der Stenograph hat dieses Bruchstück Ihrer Beschwörungen weggelassen, und da ich nicht die Befriedigung hatte Sie zu hören, so kenne ich die Ausdrücke nicht deren Sie sich bedienen konnten. Ich kenne nur das einzige Wort: „die Prinzen von Orleans". Sie schließen ohne Zweifel in diese Familienbezeichnung den König Ludwig Philipp ein, dem Sie in der Reinheit Ihrer Meinungen über das Erbrecht den Königsnamen nicht zugestehen können. Wollten Sie ihm vorwerfen, daß er im Jahr 1792 für Frankreich gekämpft und seine Schaar bei Valmy und Jemmappes tapfer geführt hat? Oder finden Sie, daß er unter der Restauration zu liberal gewesen? Meinen Sie, er hätte die Julirevolution, die reinste von unseren Revolutionen, verdammen und den leeren Thron, auf den ihn die Volksvertreter beriefen, nicht besteigen sollen? Seine Söhne tadeln Sie ohne Zweifel darum, daß sie nicht im Jahr 1848 die Nationalgarde von Paris niederkartätschen ließen; daß sie keinen Versuch machten, das Heer aus Afrika herbeizuführen; daß sie, mit einem Worte, die Verbannung dem Bürgerkrieg vorzogen, als sie glaubten Frankreich könne noch das Blut aller seiner Kinder bedürfen. Wie sehr übrigens waren damals alle Geister, gewöhnt an den ruhigen Gang einer freien Regierung, von den harten Grundsätzen, von jenem unerbittlichen Brauch entfernt, welcher seitdem durch das verderbliche Schauspiel so vieler glücklich ausgeführter Gewaltthaten in jeden Sinn eingedrungen ist!

Ja! Wenn Sie an die Februar-Revolution denken, begreife ich Ihren Zorn. Wäre sie einige Monate später ausgebrochen, so hätte sie Ihren Vater in der Pairskammer gefunden, ausgestattet mit einer guten Dotation, die auf Ihre Person hätte übergehen können. Oder haben Sie etwa zufällig die Schritte, die der König Jérôme und Sie gethan haben, und ihren glücklichen Erfolg vergessen? Haben Sie die Vergünstigung der Rückkehr nach Frankreich, von welcher das Gesetz Sie ausschloß, und den wohlwollenden Empfang, der Ihnen in Saint-Cloud zu Theil wurde, vergessen? Können Sie doch unter den Thürstehern, die des Kaisers Vorzimmer anfüllen, ganz wohl denjenigen erkennen, der Sie in das Cabinet Ludwig Philipps führte, als Sie kamen, ihm für die Beweise seiner Güte zu danken und um neue Beweise zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Volksgeschichten aus der deutschen Vergangenheit.

I.

Unterdrückte Menschheit sucht ihre Rechte zu behaupten.

Neuere Werke geschichtlichen und biographischen Inhaltes bringen uns fast im Uebermaß Ergänzungen zu den Bildern bedeutender Männer aus der Vergangenheit. Vielleicht wäre es nicht minder belehrend und anziehend, solche Begebenheiten dem Staub des Vergessens zu entreißen, welche sich in der dunklen Volksmasse zutrugen. Es findet sich darunter manche unscheinbare Geschichte, die zu ihrer Zeit vielfach besprochen wurde, einen kleinen Kreis mächtig anregte und fortschreitende Gedanken zeitigen half.

Unter der obigen Aufschrift berichten längst vergessene Zeitblätter über einen Vorfall, der sich in Magdeburg im Jahr 1788, also kurz vor dem Anbeginn der französischen Revolution, zutrug. Der Brief am Schluß unseres Berichtes ist in seiner schlichten Wahrheit fast von poetischem Werth; ein Brentano, Immermann oder Auerbach würde ihn zur Darstellung der Gefühle, die im Volke leben, nicht ergreifender dichten können.

Ein Reichsländer — so meldet ein Hamburger Blatt aus Magdeburg — hatte sich von einem Offizier unserer Garnison auf Capitulation anwerben lassen, die ihm der Offizier auf sechs Jahre versprochen hatte, ohne daß er von seinem Souverain Erlaubniß dazu gehabt hätte, welcher keinen Rekruten auf Jahrescapitulation angeworben wissen will. Der Soldat diente seine sechs Jahre redlich um, hielt seinen Dienst eifrig und standhaft aus, war still, accurat und gehorsam, nach Verlauf der Zeit aber gefällt es ihm in seiner Sklaverei nicht mehr, bringt seine Capitulation zum Hauptmann der ihn angeworben hat, und bittet um seinen Abschied. Der Hauptmann lacht, schilt ihn einen Narren, und gibt ihm deutlich zu verstehen, daß er nur allein durch den Tod könne ausgelöst werden. Vergebens beruft sich dieser auf seine Capitulation, die im Namen des Königs unterschrieben und versiegelt war, der Offizier will nichts davon wissen und läßt den Soldaten, der noch gegründete Vorstellungen thun will, durch einen Unteroffizier mit Stockschlägen bestrafen und zu Hause bringen.

Wen hätte eine solche Behandlung nicht gekränkt, wen hätte sie nicht aufs äußerste gebracht? Der Soldat, der die Ungerechtigkeit fühlte, nicht einmal ein geborner Unterthan des Königs war, in dessen Dienst er stand, der die Ungerechtigkeit, die ihm widerfuhr, dem König zuschrieb, glaubte Gleiches mit Gleichem vergelten zu dürfen, beschloß, seinem König wieder untreu zu werden und — desertirte. Allein, er war so unglück-

lich wieder eingeholt zu werden. Man brachte ihn zum Verhör, und er erzählte den ganzen Zusammenhang.

Einige Offiziere bemitleideten ihn und selbst der General verwies dem Hauptmann sein ungerechtes Verfahren, aber alles dieses konnte oder sollte den Unglücklichen nicht retten. Theils war es ein schöner Kerl, den man in der Parade nicht missen mochte, theils mußte der Deserteur bestraft werden; er ward also verurtheilt die Gasse zu laufen und hernach bis an seinen Tod auszudienen, oder, wenn ihn Gott mit einem besonders langen Leben bestrafen sollte, hätte er keinen Trost, als in dem hohen Alter, wo man das graue Haupt so gerne sanft liegen hat, und die morschen Glieder so sehr der Ruhe bedürfen, im Regen und Schnee herumzuhinken und um ein Almosen zu betteln. Wie sehr ihn sein Urtheil erschütterte, kann man sich leicht vorstellen; er hob seine Hände gen Himmel —, aber man stopfte ihm den Mund mit dem Stock. Er ging seiner Strafe entgegen, schon sollte er in die Reihe der Soldaten der Execution eintreten, als der Hauptmann, der dabei stand, ihn höhnisch fragte: Nun Bursche! willst du wieder Capitulation haben?

Dies machte das Maß seines Unmuths überfließend; er nahm die Kette, mit der er geschlossen war, und schlug sie dem Hauptmann ins Gesicht, daß er ohnmächtig niedersank. Erst mußte der Soldat seine gegenwärtige Strafe aushalten, nachher ward er aufs neue gefangen gesetzt, und zum Tode verurtheilt. Er hörte sein Urtheil gelassen an, denn er betrachtete seinen Tod nur als eine Versendung an einen höhern Richterstuhl, wohin er auch den Hauptmann beschied. Wie ein Christ starb er diesen Morgen durch die Hände seiner Kameraden. Seinen Hauptmann hat eine tiefe Schwermuth ergriffen, aber kann diese dem Gemordeten das Leben wiederbringen? Merkwürdig scheint mir doch der Brief, den er den Abend vor seiner Hinrichtung an seinen Hauptmann geschrieben hat, und ich theile ihn deswegen mit. Einige Sprachfehler wird man dem Verfasser verzeihen, er war nur von niederer Herkunft, ich habe sie mit Fleiß nicht geändert, denn wozu das?

Herr Hauptmann!

Ich gehöre nun bald durch Gottes Gnade dem Himmel, heute leb ich noch, aber morgen um dieser Zeit nicht mehr, ich kan also das Bischen Subordination heute bei Seite setzen und wie ein Freund mit Sie sprechen. Es würde mir schwer werden, diese Welt zu verlassen, wenn ich sie als ein Verbrecher verlassen müste, der bin ich aber nicht, ob ich gleich einsehe, daß ich sterben muß. Sie, Herr Hauptmann, hätten mich nicht belügen, noch viel weniger mich in mein Unglück, das Sie mir zugezogen hatten, spotten sollen, weil ich aber aus der Welt gehn mögte, ohne ein vorsetzlich Verbrechen zurückzulassen, so sei Ihnen die Nachricht, daß ich Ihnen vergeben habe. Die Verachtung aller derer, die Mitleid mit mich haben und Ihr eigen Gewissen muß Ihnen Strafe genung sein. Morgen bin ich bei unserm Gott, und will vor Sie beten, so wahr ich seelig zu sterben wünsche und hoffe. Ich wünsche, daß Ihnen diese Zeilen zum Trost dienen mögen, da, wie ich höre, Ihr Gewissen schon erwachen will und Sie schwermüthig geworden sind. Gott verzeih Ihnen, so wie ich.

F. Th. Vischer über die römische Frage.

F. Th. Vischer hat in dem vielbesprochenen ersten Heft seiner neuen „kritischen Gänge" die italienische Frage behandelt, jedoch ohne der damals beginnenden Bedrängniß des Papstthums Erwähnung zu thun. Er holt dies nun in der Vorrede zu dem soeben erschienenen dritten Heft mit folgender Erklärung nach:

Ich unterließ es, vom Wanken des Papstthums zu sprechen, weil diese Seite der Verwicklung damals noch mehr im Hintergrunde stand und weil ich die realen Betrachtungen nicht über ein gewisses Maß im Verhältniß zu den ästhetischen ausdehnen wollte. Uebrigens folgt aus meinen Sätzen von selbst der Untersatz, daß hier derselbe innere Widerspruch vorliegt, wie ihn im Ganzen und Großen die italienische Erhebung für einen Deutschen mit sich führt, der vor Allem sein Vaterland liebt und doch dem Wälschen nicht zürnt, daß er das seinige auch liebt. Betrachten wir Italien und mit ihm zugleich das kosmopolitische Interesse des Protestantismus, der Aufklärung, der Geistesfreiheit isolirt, vergessen wir das rein politische Interesse Deutschlands, vergessen wir, wer es ist, dessen Hülfe die Lombardei an Piemont gebracht und die weiteren Vergrößerungen dieser Macht angebahnt hat, so können und müssen wir mit ungetheilter Freude die endliche Erschütterung jenes uralten Stücks Aegypten oder Indien begrüßen, das in die europäische Cultur hereinragt und bereits vierthalb Jahrhunderte seinen moralischen Tod überlebt. Allein sobald wir nicht isoliren, nicht absehen von dem, was zum Ganzen der Sache wesentlich gehört, so haben wir dieselbe Antinomie vor uns wie in der italienischen Frage überhaupt. Wäre es ein Gustav Adolph, der Europa von diesem Alp zu erlösen sich anschickte, ja, dann läge die Sache einfach; es ist aber kein Gustav Adolph, sondern ein französischer Usurpator, der listig und entschlossen die Losungsworte des modernen Geistes auf das Panier einer Politik schreibt, für deren wahren Charakter es nur ein Wort gibt: arsenikalisch; es ist der Herrscher eines katholischen Landes, der nicht üble Lust zeigt, den gestürzten Träger der dreifachen Krone sich einzuheimsen oder mit dem Golde, das er von dieser abkratzt, die mangelhafte Vergoldung der eignen aufzubessern; es ist der Mann, der, um sich auf dem unterhöhlten Throne zu behaupten, seine geblendete Nation zu einem Grade von Machtvergrößerung führt, die schon jetzt für Deutschland eine Erniedriegung ist; endlich aber — nein nicht endlich, sondern vor Allem: es ist der Feind, der dies Deutschland ausdrücklich mit Beraubung und gänzlicher Demüthigung bedroht. Freilich das wollen viele Tausende in Deutschland nicht sehen, das letztere nicht, und jene bereits vollzogene Erniedrigung auch nicht. Es ist, als ob die deutschen Gesichter mit verschiedener Haut überzogen wären: was den Einen wie ein frecher Schlag auf dem Backen brennt, das spüren die Andern nicht; es ist, als ob sie verschiedene Augen hätten: wo die Einen mit mathematischer Deutlichkeit einen Ueberfall Deutschlands als Napoleons Endziel erblicken, da sehen die Anderen nichts oder gar eine Gruppe in Rosenlicht: Germania und Gallia, die sich die Hände reichen. Für jene aber liegt in diesem neuen Streite zwischen Kaiser und Papst eine der gründlichen politischen Verwicklungen vor, worin man dasselbe, was man nach der einen Seite wünschen muß, nach der andern nicht wünschen kann. Schädliches wird durch nicht minder Schädliches gestürzt, der Untergang einer Macht, die geistig verderblich ist, stärkt eine andere, die politisch verderblich ist. Es wäre überhaupt eine hübsche Aufgabe, ein Buch zn schreiben: politische Antinomien. Allerdings verhält es sich mit diesen anders, als mit den philosophischen, welche der alte Kant aufstellte und nicht löste: in der Politik gilt es, sich zu entscheiden und zu handeln. Doch nicht in allen Fällen mit gleicher Nothwendigkeit; im Kriegsconflicte mit Oesterreich forderten wir, trotz der Antinomie, Entscheidung und Handlung für das deutsche Interesse; in diesem Conflict aber kann Deutschland zusehen, wenn es sich nur zugleich politisch vorsieht; ich meines Theils war nie der Meinung, daß es politisch gethan sei, wenn wir uns in die weiteren inneren Vorgänge Italiens einmischten, die dem Frieden von Villafranca gefolgt sind; Eines aber ist gewiß: jubeln können wir nicht, Glückwünschen nicht und über den Fall des Papstthums, wenn er erfolgt, nur stille und mit dem Vorbehalte der einträchtigen Rüstung gegen den gefährlichen Sieger uns freuen.

Gelegenheitsdichtung.

Schiller. Lessing. Pestalozzi. Prologe von Hermann Marggraff. Leipzig, bei Franz Jünger, 1861.

Eine Reihe Prologe von Hermann Marggraff, alle bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen und mit verdientem Beifall aufgenommen, sind hier zusammen gedruckt. Der erste „zu Wilhelm Tell, am 10. November 1858 im Leipziger Theater gesprochen von Hrn. A. Kökert," erfuhr von Mary Anne Burt (Specimens of the choicest Lyrical Productions of the most celebrated German Poets etc.) eine in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" zuerst mitgetheilte englische Uebersetzung. Wir heben daraus folgende Stelle hervor:

„Und wie des großen Dichters leuchtend Beispiel
Im Schweizerland die deutschen Brüder mahnt
. . . .
so sei der Rütlibund
Das Vorbild uns in Tagen der Gefahr:
Daß wir vergessen jeden kleinen Zwist
Und jede Eifersucht und jeden Dünkel
Und jede Spaltung des Bekenntnisses:
Daß wir zum Himmel heben unsre Hand
Und schwören, schwören: wie ein Mann zu steh'n
Für deutsches Recht und deutsche Sitt' und Bildung,
Für alle höchsten Güter, die ein Volk
Sein eigen nennt und die der Weltgeschichte
Erhabner Geist zur Obhut ihm vertraut."

Der zweite, kleinere Prolog ist zum Besten des Ankaufs des Schillerhauses in Marbach gedichtet und vorgetragen, der dritte, zur Braut von Messina, ist am 10. Nov. 1859 im Leipziger Theater gesprochen und athmet denselben edeln und vaterländischen Sinn wie der erste, der fünfte ist ein Prolog zur Lessingfeier in Leipzig am 22. Januar 1860, der sechste zu „Emilie Gallotti" am 21. Januar 1861, jener von Herrn A. Kökert, dieser von Fräulein Ledner im Leipziger Theater gesprochen. Der letztere ist in vielen öffentlichen Blättern nachgedruckt worden und beide verdienen allgemein gelesen und beherzigt zu werden. Der siebente wurde bei einer zum Besten des sächsischen Pestalozzi-Vereins veranstalteten musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung vorgetragen. n.

Notizen.

Verdi's Musik und ihre Sangbarkeit. In den Wiener „Recensionen" findet sich ein trefflicher Bericht von Otto Gumprecht über Roger's Gastspiel in Berlin. Der Referent erklärt, wieso der berühmte Sänger als „Manrico" (im Trovatore) nicht den Eindruck machen konnte wie etwa als „Edgardo" in Lucia. Er sagt über die Gesangmäßigkeit der erstgenannten Rolle: „Die Effecte, nach denen sie strebt, gehören fast ohne Ausnahme dem gröbsten Materialismus, jener Gattung von Musik an, die sich vom besten Marke der Stimmen nährt, um später, wenn sie ihnen die Lebenskraft ausgesogen, verächtlich über die Leichen wegzuschreiten. Dieser grausamen Neigung verdankt sie wesentlich ihre Erfolge bei der Masse, vor deren Augen von jeher Gladiatorenkämpfe, Stiergefechte und Aehnliches besondere Gnade gefunden. Gluck, Mozart, Rossini, bis zu einem gewissen Grade selbst noch Bellini und Donizetti, verlangen vor Allem von dem Sänger künstlerische Bildung. Tritt noch sinnlicher Wohllaut hinzu, so wird natürlich der Genuß unendlich erhöht. Der Verdischen Oper ist jene Eigenschaft im Ganzen gleichgiltig; sie setzt kaum Anderes voraus, als athletische Muskel- und Athemkraft, ferner jene blinde Bravour, die, ohne nach dem Zweck zu fragen, jeden Augenblick bereit ist, Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen."

George Phillips klagt in seinen „vermischten Schriften“ (III. Band, Wien 1860) bitter über eine Aeußerung des großen Geographen Karl Ritter in seiner „Erdkunde“, einem Buche, das nach Philipps zu schön ist um seiner entbehren zu können. Ritter sagt nämlich bei Erwähnung der Missionsreise des Paters Antonio de Andrada: „Leider war es das dritte Mal, daß auf jenen Höhen statt der reinen lauteren Lehre des Evangeliums zu den Bewohnern des Hochlandes die Menschensatzungen unter dem Schein des Seelenheils hinaufstiegen; zuerst Buddhaismus, zum zweiten Mal Islamismus, zum dritten Mal Katholicismus der Jesuitenmission.“ Man muß nicht ein Ultramontaner sein, um diesen Ausspruch Ritters zu mißbilligen; waren die Pritchards und andere protestantische Glaubensboten immer engelrein und ohne Nebenabsichten?

— Die leitenden Tageblätter in Newyork kosten 2 Cnts oder 1 Penny die Nummer. Die täglichen Kosten eines solchen Blattes sind enorm, die Telegraphie allein beträgt 500 L. täglich, und doch machen die Eigenthümer, wie man sagt, glänzende Geschäfte. Der Daily Herald soll einen täglichen Absatz von 70,000 bis 90,000 Exemplaren haben. Die Tribune setzt, ihre halbwöchentliche und Wochenausgabe mitgerechnet, 640,000 ab. Den Gewinn, welchen die Tribune abwirft, schätzt man auf 100,000 Dlls.; ebenso hoch den des Herald. Die Eigenthümer der Evening Post vertheilen in der Regel 69,000 oder 70,000 Dlls. unter sich. Noch größerer Verbreitung erfreuen sich die Wochen- und Monatsschriften. Harper's Magazine druckt 200,000 Exemplare; der Newyorker Ledger hat eine Auflage von 500,000 Exemplaren.

Der englischen Hochkirche ist die Freude zu Theil geworden, daß der König der Sandwichs-Inseln sich ein paar ihrer Geistlichen ausgebeten hat um in Housboulu, der Hauptstadt seines Reiches, eine anglikanische Kirche zu gründen. Der König hat sich mit seinem Anliegen schriftlich an die Königin Victoria gewendet, und die mannigfachen Vereine zur Verbreitung der Bibel, zur Bekehrung der Ungläubigen u. s. w. werden schon dafür sorgen, daß die Bitte nicht unerfüllt bleibe. Eine ähnliche Bitte war nur ein einziges Mal früher, und zwar ebenfalls zu Gunsten jener Inseln, an die englische Regierung gerichtet worden. Das geschah im Jahre 1794, aber Pitt hatte damals andere Dinge im Kopfe und darüber wurde das Seelenheil der Bewohner der Sandwichs-Inseln total vergessen.

Hippolyt Nievo. Es ist jetzt nicht mehr zu bezweifeln, daß dieser talentvolle Dichter bei dem Untergang des Ercole den Tod gefunden hat. Seine lyrischen Gedichte wie seine Erzählungen zeichnen sich durch ein tiefes und reines Gefühl für Naturschönheit aus. Die „Perseveranza“ widmet ihm einen warm geschriebenen Nachruf, in welchem die Bemerkung vorkommt: „Deutschland rühmt sich noch heute seines Theodor Körner; aber wie viele Schriftsteller, Dichter, Künstler und Gelehrte haben in den italienischen Freiheitskämpfen seit 1848 die Waffen ergriffen!“

Das Denkmal Kants, welches in Königsberg aufgestellt werden soll, ist jetzt bis auf das Granit-Postament beendigt, an dem in Berlin gearbeitet wird. Inzwischen aber ist man über den zu wählenden Platz noch in Verlegenheit. Der Schöpfer des Kunstwerkes, Rauch, dachte an eine bepflanzte Stelle auf dem Philosophendamm; dies ist jedoch durch Eisenbahn und Festung unmöglich geworden.

Sir Henry Havelock, dessen Standbild jetzt auf Trafalgar-Square steht, gehörte der Baptisten-Secte an. Da nun dieselbe den Kriegsdienst grundsätzlich verwirft, so sind ihre Mitglieder in Verlegenheit, ob sie sich über den hohen Ruhm, den einer der Ihrigen als Feldherr gewonnen hat, freuen oder betrüben sollen.

Die Goethe-Vorlesungen in Berlin sind mit einem Vortrag von Professor Hetho abgeschlossen worden; derselbe behandelte die unvermeidliche Parallele zwischen Goethe und Schiller. Es mag Lob genug sein, daß der Redner die Zuhörer zu fesseln wußte, obwohl er die zugemessene Stunde bedeutend überschritt.

Kaiser Pedro II. von Brasilien ist in Anerkennung des Schutzes, den er der Freiheit, und des Antheils, die er den Künsten und Wissenschaften, den Akademien und Schulen widmet, von der Universität Jena ehrenhalber zum Doctor juris ernannt worden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 17. April. (Außer Abonnement.) Zum Benefiz des Orchesterpersonals: **Die Hugenotten.** Große Oper in 5 Akten, nach dem Französischen des Scribe von Castelli. Musik von Meyerbeer.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 14. Donnerstag, 18. April 1861.

Brief über die Geschichte von Frankreich an den Prinzen Napoleon.

Vom Herzog von Aumale.

(Fortsetzung.)

Schlagen Sie das militärische Jahrbuch auf, sehen Sie das Verzeichniß der Generale außer Dienst nach. Sie finden darunter den Namen jenes Adjutanten des Königs, der im Jahr 1830 damit beauftragt war, die Königin Hortense und ihren Sohn, Ihren jetzigen Kaiser, zu empfangen. Der König hatte das Gesetz verletzt, indem er ihrer Tante den Eintritt in Frankreich gestattete, und was schlimmer ist, er hatte es ohne Vorwissen seiner Minister gethan; dies ist, glaube ich, die einzige verfassungswidrige Handlung die man ihm vorwerfen kann. Aber dieser Vorfall hat einige Einzelheiten, die es wohl verdienen, Ihnen berichtet zu werden.

Am Tag nachdem der König von Frankreich der Königin Hortense Audienz gegeben, fand ein Ministerrath statt. „Was Neues, meine Herren?" fragte der König, indem er Platz nahm. — „Eine sehr ernste Neuigkeit, Sire", erwiderte der Marschall Soult; „ich weiß mit voller Bestimmtheit aus Berichten der Gendarmerie, daß die Herzogin von St. Leu und ihr Sohn Frankreich durchreist haben." Der König lächelte. „Sire", sagte darauf Casimir Périer, „ich kann die Meldung, die der Marschall soeben gibt, ergänzen. Nicht nur hat die Königin Hortense Südfrankreich durchreist, sondern sie ist in Paris; Ew. Majestät haben sie gestern empfangen." — „Sie sind so trefflich unterrichtet, mein lieber Minister", entgegnete der König, „daß Sie mir nicht die Zeit lassen Ihnen Etwas zu berichten." — „Aber ich, Sire, ich habe Ihnen Etwas zu berichten. Hat die Herzogin von Saint-Leu nicht ihren Sohn bei Ihnen entschuldigt, daß er wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hüten müsse?" — „Allerdings." — „Nun, beruhigen Sie sich; er ist nicht krank; in derselben Stunde wo Euer Majestät die Mutter empfing, war ihr Sohn in Berathung mit den angesehensten Häuptern der republikanischen Partei und sann mit ihnen auf das Mittel, Ihren Thron auf die sicherste Weise umzustoßen." Ludwig Philipp nahm auf diese Anzeige keine Rücksicht; aber da die Umtriebe fortdauerten, übernahm es der Minister — der etwas unabhängiger war als diejenigen, die heutzutage den Kammern die Absichten Ihres Vetters so klar auseinandersetzen — dem Aufenthalte der Königin Hortense und ihres Sohnes ein Ende zu machen.

Während des Schreibens kommen mir Ihre Beschwerden gegen das Haus Orleans ins Gedächtniß. Es gibt unter den Grundsätzen Ihrer Regierung einen sehr wesentlichen, den Ludwig Philipp, nach Ihrem Maßstab zu gutmüthig *) anzuwenden versäumt hat: „Mögen" — so haben Sie gesagt — „mögen Legitimisten oder überspannte Republikaner aus England kommen (Sie haben die Orleanisten nicht genannt,

*) Débonnaire; im Französischen der gewöhnliche Beiname Ludwigs des Frommen.

aber ich rechne Ihnen diese Auslassung nicht an, die ich für rein zufällig halte); mögen sie es versuchen, mit tausend oder fünfzehnhundert Mann an unserer Küste zu landen; wir würden sie kurz und gut zusammenschießen lassen." Nun hat unter der Julirevolution ein Einfall in Straßburg und eine Landung in Boulogne stattgefunden, und Niemand ist zusammengeschossen worden! Großer Fehler, ohne Zweifel! Doch diese Orleans sind unverbesserlich, und hätten sie von Neuem anzufangen, ich glaube wahrlich sie würden eben so mild sein wie in der Vergangenheit. Aber was die Bonaparte betrifft, wenn es sich von Niederschießen handelt, dann ist ihr Wort von Werth. Sehen Sie, Prinz, von allen Versprechungen die Sie und die Ihrigen gemacht haben oder machen können, ist diese die einzige auf deren Ausführung ich zählen würde.

Denn das muß man zugeben, die gegenwärtige Regierung, nach vielen Seiten so glücklich, hat in Bezug auf die Erfüllung ihrer Versprechungen weniger Erfolg gehabt. Ein einziger Mann hatte der republikanischen Verfassung den Eid der Treue geschworen; er hat den zweiten December machen müssen. Man hatte gesagt: „Das Kaiserreich ist der Friede" und wir haben den Krimkrieg, sodann den lombardischen Krieg gehabt. Im Jahr 1859 sollte Italien frei werden bis zur Adria: Oesterreich ist noch in Verona und Venedig. Die weltliche Gewalt des Papstes sollte geachtet werden: wir wissen wie es darum steht, und die Großherzoge warten noch immer die Wiedereinsetzung, die ihnen im Frieden von Villafranca angekündigt wurde. Ich weiß daß es schwer ist, so viel zu versprechen und es immer zu halten; ich kenne die bequeme Rolle, welche je nach den Erfordernissen der Lage bald die alten Parteien, bald die Aeußerungen des und jenes Nationalwillens, bald die englische Politik u. A. spielen. Es sei mir nur gestattet zu bemerken, daß, wie die Umstände sind, strenge Ausführung der übernommenen Verbindlichkeiten nicht zu den Tugenden zählt, deren rührenden Verein uns die Familie Bonaparte zeigen soll; und diejenigen, denen man so viel zu hoffen gibt, werden wohl thun darauf zu achten.

Auf Ihre Philippika gegen die älteren und jüngeren Bourbons haben Sie den Panegyricus der Napoleone folgen lassen. Die Napoleone! So kurz nach dem Proceß Patterson hat dieser Plural nicht verfehlt, ein Wenig zu überraschen. Wir sind an die Apotheose des großen Kaisers längst gewöhnt, wir haben Alle die „Siege und Eroberungen" gelesen, den Vorstellungen im Circus beigewohnt, die Lieder von Béranger gesungen, die Berichte berühmter und unberühmter Theilnehmer an der Kaiserzeit begierig angehört; und diese Julíregierung, deren Andenken und deren Vertreter Sie mit solcher Wuth verfolgen, hatte das Standbild Ihres Oheims wieder auf seine Säule gesetzt, hatte seinen Staub zu den Invaliden gebracht und die Wände des Palastes von Versailles mit dem lebenden Bilde seiner Thaten ausgeschmückt. Aber fürchten Sie nicht, der Größe des Halbgottes Eintrag zu thun, indem Sie seine Familie in seinen Glanz mit einhüllen wollen? Denn wir wissen auch was die Zeitgenossen des Kaisers von seinen Brüdern dachten und sagten, und, um uns an die hervorstechendsten Thatsachen zu halten, haben Sie vergessen, daß man Ludwig die Krone von Holland, Joseph das Commando in Spanien, Jerome das Commando über die Truppen, die er im russischen Krieg führte, hat nehmen müssen? Haben Sie nicht einen Vetter, Ludwig Lucian, wenn ich nicht irre, der, als die Continentalsperre am strengsten war, in England geboren wurde, wohin sein Vater sich geflüchtet hatte? Und Murat im Jahr 1814? Aber hier halte ich ein; denn der Letztere hatte wenigstens unsere Schwadronen hundertmal zum Sieg geführt und außerdem bewahre ich für Besiegte und Todte jene Achtung, die Sie so gebietrisch nur für die Lebenden und Glücklichen verlangen.

Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen: es gibt zwei Gegenstände, die von Ihnen und Ihren Freunden zu oft angeführt werden: die Grundsätze von 89 und das Unglück von 1815. Auf jene Grundsätze, welche mir theuer sind, werde ich gleich zurückkom-

men; weniger gern spreche ich von 1815. Wenn ich an die wunderbaren Anstrengungen denke, die das Genie des Kaisers im Jahr 1814 machte, um Frankreich zu retten, so drängen Bewunderung und Vaterlandsliebe jedes andere Gefühl in mir zurück; und wenn ich das große Unglück des Gefangenen von Sanct Helena erwäge, so finden in meinem Herzen nur Schmerz und Mitgefühl eine Stelle. Aber wenn Sie das Unglück des Vaterlandes ausbeuten um daraus eine Parteiwaffe zu schmieden; wenn Sie Anderen die Verträge zum Vorwurf machen die aus diesem Unglücke erfolgt sind, dann sind wir wohl genöthigt daran zu erinnern, Wer es ist, dessen Leidenschaften und Fehler Frankreich eine Demüthigung bereitet haben, wie sie in der Geschichte ohne Beispiel ist. Sie lieben Ludwig XIV. nicht, sagen Sie, wegen des Unglücks das er über Frankreich gebracht; welches Gefühl haben Sie demnach für Ihren Oheim? Ludwig XIV. war, sagen Sie, ein hochmüthiger Despot; bei seinem Hinscheiden war das Land an Menschen und an Geld verarmt; aber ich glaube nicht, daß Napoleon ihm in dieser Beziehung Etwas zu beneiden hat. Wenn der große König seinem Enkel Philipp dem Fünften die spanische Erbschaft sichern wollte, so wollte der große Kaiser neue Könige von Spanien, von Holland, von Neapel, von Westphalen schaffen; Unternehmungen die uns eben so theuer zu stehen kamen als der Erbfolgekrieg, und die uns Nichts gebracht haben als Prätendenten. Schließlich hinterließ Ludwig XIV. die österreichische Monarchie in völliger Auflösung, und Frankreich vergrößert um Flandern, Artois, den Elsaß, die Freigrafschaft und Roussillon. Der Kaiser übergab der Restauration ein Frankreich, das aller Eroberungen der Republik beraubt und Europa gegenüber isolirt war, da die neue politische und militärische Organisation des Festlandes sich durchaus nur gegen uns richtete. Ja! hätte der Urheber des Concordats und des Code, statt sich in ungerechte Unternehmungen zu stürzen und „sich aus Völkern und Gesetzen ein Spiel zu machen", hätte er sein Genie anwenden wollen, um im Vaterlande die Freiheit zu begründen; hätte er mit jener Macht Frankreichs, von der er einen so schrecklichen Gebrauch zu machen wußte, einen liberalen und wohlthätigen Einfluß auf die Welt geübt: dann hätten Sie das Recht, seine Lehren und sein Beispiel anzurufen. Aber wenn Sie uns von den sechsmal hunderttausend Mann sprechen die stets ihm zu folgen bereit waren, so nöthigen Sie uns zu fragen, wohin er sie geführt und was er mit ihnen gemacht hat. Zählen Sie nach, wie viele er in den Ebenen Castiliens und in den Steppen Rußlands ließ. Sind Sie jemals auf Ihren Reisen über die Landstraße gekommen, die von Leipzig nach Lindenau führt? Haben Sie sich vorgestellt, welche Hekatombe von französischen Soldaten man am 19. October 1813 auf jenem engen Weg brachte, dem einzigen, der der Armee auf ihrem Rückzug offen blieb? Denn derselbe Hochmuth, der die Vorschläge von Dresden verworfen hatte, weil er die Möglichkeit einer Niederlage nicht zugab, erstickte die Stimme des gesunden Verstandes und der Menschlichkeit zugleich, und der umsichtigste aller Feldherren hatte über die Elster die wenigen Brücken nicht schlagen lassen, welche Tausenden von Franzosen das Leben retten konnten. Sie führen immer das Jahr 1815 im Munde; aber Sie rufen uns ins Gedächtniß, daß der Kaiser bei seiner Rückkehr von Waterloo jenem Heere, das soeben Wunder für ihn gethan, zum letzten Lebewohl Nichts als die Schmähung hinwarf: „Eine durchgeführte Schlacht, ein beendigter Tag, falsche Maßregeln wieder gut gemacht, größere Erfolge für den nächsten Tag gesichert — Alles ging verloren durch einen Augenblick panischen Schreckens." — Wohlan! Als Ihr Oheim diese Zeile schrieb, wußte er vollkommen, daß der Sieg keinen Augenblick, ich will nicht sagen gesichert, sondern auch nur wahrscheinlich war; er wußte wohl, daß kein panischer Schreck über unsere Krieger gekommen, daß sie vielmehr noch kämpften als keine Aussicht mehr da war, nicht etwa zu siegen, sondern Widerstand zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Faust auf der deutschen Bühne.

Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Goethe. Faust, Vorspiel.

Die Herren Jules Barbier und Michel Carré in Paris betreiben mit gemeinschaftlichen Mitteln und für gemeinschaftliche Rechnung eine schwunghafte Fabrik von Operntexten. Die Nachfrage ist stark, und wollen die Herren ihre Abnehmer befriedigen, so müssen sie auf Selbständigkeit der Erfindung und dergleichen Nebendinge verzichten. Sie pflegen also muthig in den weiten Kessel der europäischen Literatur zu greifen, irgend einen noch nicht völlig abgenagten Brocken zu erhaschen, ihn artig zuzuschneiden, mit duftendem Gewürz und allerlei Zuthat zu versehen, und in einer prickelnden Sauce dem Pariser Publikum vorzusetzen, — natürlich, nachdem vorher auch der Compositeur seine Künste nicht gespart hat.

Quel honneur! auch Goethes Faust ist auf diese Weise mundgerecht gemacht worden für das Théâtre-lyrique und wirklich, in Verbindung mit der Musik des Belgiers Gounod haben die Abentheuer des verliebten Doktors und seines lustigen Genossen Mephistopheles recht wohl gefallen. *) Alle Mängel des ursprünglichen Werkes sind in der neuen Bearbeitung verschwunden. Keine Spur mehr von den vielen langweiligen und unverständlichen Scenen, die namentlich in den ersten Akten den Gang der Handlung ohne Grund verschleppten; der unbegreifliche Mißgriff Goethes — das schöne Gretchen erst in der zweiten Hälfte des Stückes auftreten zu lassen — ist nach Gebühr gut gemacht; früher ärgerte Faust sich und die Zuhörer durch stundenlanges Philosophiren und Geistercitiren, so daß Alles froh aufathmete, wenn es endlich hieß: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, — nunmehr fällt das zwecklose Gerede Fausts mit sich selbst weg, und das eigentlich Interessante, sein Liebesverhältniß, gewinnt dafür Zeit, sich in der nöthigen Breite reizend und rührend darzustellen. Auch haben die Herren Bearbeiter mit dankenswerthem Eifer und Geschick alles Mögliche geleistet, in die ursprünglich nicht immer zusammenhängende, nicht überall gehörig motivirte Handlung Einheit und Fluß, Ordnung und Verständniß zu bringen, wohlgemerkt, ohne darum an Effekten einzubüßen.

Wenn wir Deutsche noch bedauern müssen, daß uns die Franzosen in solcher Verbesserung und Modernisirung unserer größten Dichtung zuvorgekommen sind, so dürfen wir darum doch nicht, in übel angebrachtem Patriotismus, zögern, das so wunderbar verjüngte Werk aus der Fremde wieder auf unseren eigenen Boden zu verpflanzen. Daß es außerdem aus einem Drama sich in eine Oper umgestaltet hat, ist nicht der kleinste Vorzug; es wird dadurch den Bedürfnissen unserer Zeit genügt, und wir selbst haben ja neuerdings das Dogma aufgestellt, daß Poesie wie Metaphysik der musikalischen Vermittlung bedürfen, um die richtige Aufnahme in unserer Seele zu finden.

In der That haben bereits einige deutsche Bühnen den Faust des Théâtre-lyrique gebracht, und, wie wir hören, wird er auf anderen vorbereitet. Man sollte denken, alle Leute müßten darüber erfreut sein; dieser Faust erscheint gleichsam als ein in die Fremde gewanderter Sohn, der, nachdem er sich draußen gehörig ausgebildet und verfeinert hat, in das Vaterhaus zurückkehrt; können wir ihn anders als mit offenen Armen empfangen?

Dennoch — weil ja die beste Sache Gegner finden muß — haben sich auch bei dieser Gelegenheit Uebelwollende in anderem Sinn vernehmen lassen. Sie sagen:

Der Faust Goethes ist zur Aufführung nicht bestimmt noch geeignet. Wenn ihn die deutschen Bühnen dennoch darstellen, so wird vorausgesetzt, daß der Zuschauer das Gedicht bereits kenne und daß er auf die dramatische Wirkung und Steigerung ver-

*) Ueber das musikalische Verdienst dieses Werkes vgl. in unserem Probebl. No. 6 den Bericht v. H. E

zichte. Eine Bearbeitung zu dem Zwecke, die Aufführbarkeit herzustellen oder doch zu erleichtern, wird stets daran scheitern, daß eine Reihe von Scenen nicht auf die Bühne gehört, und daß gewisse andere Scenen, welche auf der Bühne erforderlich wären, überhaupt nicht geschrieben sind. Der Faust ist ein Gedankendrama, und dies besagt, daß er ein Drama eigentlich nicht ist. Das Drama stellt Handlungen dar; im Faust dient die Handlung nur zur Versinnlichung des Gedankens: wir dürfen höchstens von einer dramatischen Form sprechen. Und selbst von dieser bloß in eingeschränktem Sinne. Da ist nicht eine stetige, sich aus einander entwickelnde Folge von Scenen; es sind einzelne Fragmente, und diese Fragmente, ja die einzelnen Personen sind nur symbolisch aufzufassen; selbst das ganze tragische Idyll, dessen Heldin Gretchen ist, erscheint im Verhältniß zum Ganzen nur als eine Episode; mit dem Ende dieser Episode endigt des Gedichtes erster Theil (der allein hier in Betracht kommt), aber das Gedicht selbst hat noch keinen Abschluß erhalten.

Ist sonach der Faust schon an und für sich nicht für die Bretter berechnet, so gehört ein gewaltiges Maß von Unverstand dazu, ihn zum Gegenstand einer Oper machen zu wollen. Es gibt zwar sogenannte musikalische Gedanken, doch der Gedanke in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist unmusikalisch. Die alte Faustsage, das volksthümliche Puppenspiel möchte allenfalls den Stoff zu einer Oper hergeben, — und es ist zu diesem Zwecke von Spohr benutzt worden. Beim Goethe'schen Faust aber ist die alte Sage nur zum Rahmen geworden; die Idee, auf welche es im Grunde allein ankommt, in Musik setzen wollen, ist barer Unsinn. Wenn Richard Wagner über die Worte:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen u. s. w.

eine Faustouvertüre schreibt, so halten wir dies für baren Unsinn. Was sollen also Andere thun, die keine Gedankenmusik schreiben und dennoch den Faust Goethes zum Vorwurf einer Oper machen wollen? Sie werden das Nebensächliche als Hauptsache, den äußeren Rahmen als den eigentlichen Inhalt behandeln, was musikalisch darstellbar ist, das nehmen sie — gewisse sinnliche Vorgänge, gewisse Gefühlsmomente; alles Uebrige werfen sie über Bord, und so bleibt von der Dichtung nichts als die Scenerie, die Namen der Personen, der äußere Gang der Begebenheiten.

Und so haben es in Wahrheit die Herren Barbier und Carré gemacht. In ihrem Libretto heißt der Tenor Faust, der Baß Mephistopheles, die Geliebte des Tenors nennt sich Gretchen und wird ihm verkuppelt durch eine Alte Namens Martha. Sie alle könnten auch anders heißen, denn die geschehenden Ereignisse sind nicht historisch geknüpft an ihre Namen. Dergleichen trägt sich alle Tage zu. Ein alter Professor trauert über die entschwundene Jugend. Glücklicher Weise versteht er etwas von Magie, citirt den Teufel, und dafür, daß dieser ihm Jugend und Liebesglück wieder schaffe, verschreibt er ihm seine Seele. Bei einem Volksfeste macht der Verjüngte die Bekanntschaft eines schönen Mädchens. Das schöne Mädchen ist tugendhaft und widersteht den galanten Bewerbungen des weiland Professors, und dieser fängt an, sich seines Kollegiums über Moralphilosophie zu erinnern. Zum Unglück für die Tugend des Mädchens und das Kollegium des Professors hält sie Abends an ihrem zu ebener Erde gelegenen Fenster einen Monolog, in welchem sie ihr lieberfülltes Herz ausschüttet. Der Professor hat zugehört, eilt ans Fenster, ergreift ihre Hand, und ruft aus: Margaretha! Sie schrickt einen Augenblick zurück, dann sinkt ihr Kopf an seine Schulter und von ihren Lippen tönt es: Ach! Der Vorhang fällt, doch vorher belehrt uns noch das höhnische Gelächter des Teufels, daß es um Tugend und Moralphilosophie geschehen sei. Faust — das ist der Name des Professors — ist nun geraume Zeit recht glücklich, er sitzt mit der Geliebten kosend an der Wiege ihres Kindes (sic!), aber — die Jugend will sich austoben, der Teufel läßt ihm keine Ruhe — eines

schönen Tages verläßt er schändlich Mutter und Kind und läßt sich durch den Teufel in der Walpurgisnacht die Königinnen und Courtisanen der Vorzeit vorstellen. Allein mitten in den wilden Freuden des Blocksberges erblickt er — wohl kraft des thierischen Magnetismus — die bleiche Gestalt Gretchens

„Und um den schönen Hals
Ein rothes Band sah ich gleichfalls!
Ein schmaler rother Schnitt!“

Da läßt es ihn nicht länger; er eilt zurück, findet Gretchen als wahnsinnige Mörderin ihres Kindes im Kerker (in jenen trüben Zeiten, wo die Geschichte sich zuträgt, wußte man noch nichts von unzurechnungsfähigen Personen). Vergebens will der Professor die Geliebte befreien, es graut ihr vor ihm. Gerichtet! ruft Mephistopheles. Gerettet! singt der Chor. Man hört das Glockengeläute des Ostermorgens. Die Mauern öffnen sich und man sieht Margarethen von Engeln getragen aufwärts schweben. Faust und Mephisto stürzen nieder, letzterer unter dem Schwerte des Erzengels. Und damit schließt es. Was den Teufel und den Professor angeht, so erfahren wir nichts weiter von ihnen, so daß wir in endloser Ungewißheit verharren über die Seele des Letztgenannten.

Man sieht, der Faust Goethes und der liebesdurstige Professor der Herren Carré und Barbier haben eine gewisse Familienähnlichkeit. Auch muß erwähnt werden, daß sich das neue Opus einiger glücklichen Aenderungen rühmen darf. So wurde der Ostermorgen aus dem ersten in den letzten Akt verlegt. Wagner ist nicht mehr der pedantische Famulus, sondern ein lustiger Corpsbursche. Siebel hält sich fürderhin fern von den wüsten Gelagen in Auerbachs Keller und zieht es vor, den verschämten Anbeter des holden Gretchens abzugeben. Er ist dabei so sittsam, daß ihm der in den Krieg ziehende Valentin die Oberaufsicht über die zurückbleibende Schwester überträgt, was um so mehr gerechtfertigt scheint, als die Mutter Gretchens bereits längst verstorben, das Mädchen also ganz einsam ist. Auch ergibt es sich hiernach von selbst, daß Gretchen die Schuld des Muttermordes nicht auf sich laden kann, und ebenso haben wir bereits angedeutet, daß sie ihr Kind nicht etwa von der Welt schafft, um ihre Schande zu verbergen, sondern weil sie, von dem Geliebten verlassen, von dem Bruder verflucht und von dem Teufel mit Strafpredigten verfolgt, in Geistesverwirrung geräth.

Genug von dem Erzeugniß der Pariser Firma! Für Franzosen, überhaupt für Fremde, die das Werk des deutschen Dichters nicht kennen, mag es angehen, daß sie sich im Théâtre-lyrique mit dem Stofflichen desselben ein wenig vertraut machen und sich dabei noch an Orchesterbegleitung, Gesang und Tanz ergötzen können. Aber auf der deutschen Bühne (wir wiederholen, daß nur gewisse Uebelwollende so reden), auf der deutschen Bühne nimmt sich diese verbesserte Auflage der Goethe'schen Dichtung lächerlich und unschicklich aus. Wäre die Gounod'sche Musik, die manches recht Hübsche und Frische enthält, aber auch oft langweilig und im Ganzen leichte Waare ist, wäre sie noch so originell, tief und großartig, sie würde als Faustmusik verfehlt sein und die Aufführung der Oper auf deutschen Theatern bliebe nicht minder lächerlich und unschicklich. Wir sind überzeugt, wenn es dem Italiener Verdi einfiele, den Skepticismus Hamlets zu componiren, keine englische Bühne würde sich dem melancholischen Prinzen in der italienischen Maskerade öffnen. Es gibt ein nationales Selbstgefühl, welches sich auch bezüglich der vaterländischen klassischen Kunst geltend macht und jede fremde Verballhornung von den heimischen Grenzen zurückweist.

So jene wenigen mißgünstigen Stimmen. Es ist nicht nöthig, sie zu widerlegen. Die Schwäche ihrer thörichten Angriffe liegt auf der Hand, und der neu erstandene Faust, der zu so reichen Gruppen, prächtigen Dekorationen, wunderbaren Maschinerieen und reizenden Ballets Anlaß gibt, wird siegreich über alle Bühnen schreiten. E. G.

Mittheilungen zur Culturgeschichte von Frankfurt.

II.

Ueber Frankfurt's musikalische Zustände im Jahre 1782 berichtet Dr. Burney im „Tagebuch seiner musikalischen Reisen" *) Folgendes:

„Auf meiner Reise längs des Ufers des Rheins, von Cöln nach Coblenz, wunderte ich mich, ich gesteh' es, daß mich meine Erwartung betrog und ich keine Beweise von dem starken Hange zur Musik fand, den man den Deutschen, besonders in diesem Striche zuschreibt; denn selbst zu Coblenz, ob es gleich Sonntag war, als ich daselbst ankam, und die Gassen und die Nachbarschaft voller Menschen waren, welche spazieren gingen, hörte ich keine einzige Stimme, oder ein einziges Instrument, wie sonst wohl in andern römisch-katholischen Ländern zu geschehen pflegt.

Ich bekam also Lust, es mit einer andern Gegend von Deutschland zu versuchen. Ich setzte daher über den Rhein und über die fürchterlichen Gebirge der Wetterau, und kam zu Frankfurt ermüdeter an, als ich mich ehedem nach der Reise über den Cenis befand. Hier fand ich wirklich ein wenig von dieser Anlage zur Musik, welche ich erwartete, und ob ich gleich weder einen großen Sänger noch Instrumentisten antraf, so war doch wenigstens in allen Theilen der Stadt Musik zu hören; sie war denn auch wie sie war.

Die große Bartholomäuskirche, die der Kaiserkrönungen wegen berühmt ist, war eben nicht mit Sängern von großen Talenten besetzt, indessen war eine Anzahl Mädchen vorhanden, welche ohne Begleitung der Orgel, mit den Priestern und Canonicis sangen; und viele davon waren sogar lutherisch oder reformirt, obgleich der Gottesdienst römisch-katholisch war.

Des Nachmittags waren auch auf der Gasse eine Anzahl junger Schüler, welche unter Anführung eines Caplans Hymnen in drei oder vier Stimmen sangen. Es sind arme Schüler, die der Kirche gewidmet sind, und auf diese Art milde Gaben zu ihrer Unterhaltung sammeln.

Im Gasthofe zum römischen Kaiser, wo ich abgetreten war, spielte eine Bande Gassenmusikanten nach Tische verschiedene vierstimmige Sinfonien, und ziemlich gut. Alles dieses fiel an einem gemeinen Werktage vor, und es ist also natürlich zu glauben, daß es etwas Gewöhnliches sei.

An der Kathedralkirche ist ein ziemlich bejahrter Vicarius Organist. Das Werk ist nicht schlecht vom Tone, aber, wie die meisten andern, die ich auf meiner Reise gehört habe, erbärmlich verstimmt, und so schwer zu spielen, daß man, wie bei den meisten Glockenspielen, zuweilen das Gewicht einer ganzen Hand nöthig hätte, um eine Taste niederzudrücken."

Nach weitern technischen Bemerkungen über die erwähnte Orgel, so wie über die in der Dominikanerkirche, welche er für die beste in Frankfurt erklärt, zählt Burney folgende Tonkünstler in Frankfurt auf:

„Die vornehmsten Musiker in dieser Stadt sind gegenwärtig Herr Sarrazin, Violinist; Herr Pfeil, Clavicimbalist und Herr Haueisen, Organist an der reformirten Kirche zu Bockenheim, ein Ort nicht weit von der Stadt, woselbst sich diese Religionsverwandte versammeln, weil ihnen in Frankfurt kein Gotteshaus verstattet wird."

---

*) 3 Bände, aus dem Englischen, Hamburg, 1773.

Notizen.

Pariser Bauten. Um die Verlängerung des Boulevard Malesherbes und den Bau der Nouvel Opéra ausführen zu können, werden die Straßen Basse-du-Rempart, de la Pépinière, d'Astorg, de Rumfort und de Lavoisier niedergerissen. Die Straße Basse-du-Rempart ist 1775, am Fuß der von Ludwig XIII. gebauten Wälle errichtet worden und zieht sich von der Rue Saint-Dénis bis zur Porte Saint-Honoré. Hier erhob sich an der Ecke der Rue de Caumartin das Hotel d'Aumont, welches außer andern Merkwürdigkeiten auf seinem Giebel einen terrassenförmigen Garten von 120 Toisen trug, mit vergitterten Triumphbogen, Pyramiden und künstlichen Ruinen als Verkleidung der Schornsteine. In diesen luftigen Promenaden schlängelte sich ein englischer Bach mit einer durch chinesische Brücken verbundenen Insel. Das Wasser dieses Baches floß dann in's Innere und bediente die Bade- und Speisezimmer, wie die Küchen &c.

Französische Literatur. Von M. de Nouvion erschien in der akademischen Buchhandlung von Didier & Cie. in Paris L'histoire de Louis Philippe. Sie behandelt die Periode von 1836 bis 1840, die Coalition, die Amnestie, die spanische Interventionsfrage, die Streitigkeiten mit der Schweiz, die Räumung von Ancona, die orientalische Frage, die Heirath des königlichen Prinzen, die geheimen Gesellschaften, die Attentate von Alibaud und Meunier, den 12. Mai, die Vorfälle in Straßburg und Boulogne, die Einnahme von Constantine. — Ferner werden erscheinen: Mémoires et correspondance du roi Jérôme et de la reine Cathérine in 6 Bänden, mit Karten und Bildnissen. — L'Histoire de la Révolution de 1848; 1ster Band: Italien von Garnier-Pagès. — Les Révolutions inévitables von Charles Richard.

Kaulbach's Einleitungsblatt zu seinen Frauenbildern aus Goethe wird in den Grenzboten streng, aber mit gutem Grunde getadelt. Wenn diese Composition, wie doch angenommen werden muß, uns die „Zueignung“ versinnlichen soll, so ist es durchaus gefehlt, daß der weibliche Genius dem Dichter einen Kranz reicht. Vom Kranz ist in den reizenden Strophen überall nicht die Rede; der Dichter erhält kein Zeichen eines Lohnes, mag dasselbe auch in anderer Hinsicht noch so bedeutungsvoll sein; er erhält jenen rein geistigen Segen, der dem schaffenden Künstler Eins und Alles ist, die ideelle Anschauung des Wirkl, der ichen Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Indem Kaulbach das trivialere Sinnbild des Kranzes unterschiebt oder wenigstens beifügt, hat er den Ideengehalt der „Zueignung“ unverzeihlich vergröbert.

Ira Aldridge, der „äthiopische Mime“ gastirt wieder in Berlin und wird auch andere deutsche Bühnen besuchen. Das Interesse für ihn beruht wesentlich auf dem Umstande, daß er die künstlerische Befähigung seines Stammes bis zu einem gewissen Grade zu erweisen vermag. Im Uebrigen bleibt er bei den alten Rollen: Othello, Shylock, Macbeth, Negersclave. Punch sagte vor Jahren: Ira furor brevis est, und übersetzte dies: „Ira wird nur kurze Zeit Furore machen.“

Kritische Gänge von F. Th. Vischer. Die neue Folge derselben enthält folgende Aufsätze: Strauß als Biograph; vernünftige Gedanken über die jetzige Mode; über den zweiten Theil von Goethe's Faust. Die letztgenannte Abhandlung ist neu. In ihr übt Vischer auf geniale Weise eine schöpferische Kritik, indem er dem zweiten Theil Faust, wie er nun vorliegt, einen bis ins Einzelne gehenden Entwurf gegenüberstellt, wie man sich ihn ausgeführt denken möchte.

Zur Tanhäuserfrage. Günstiger als die Franzosen urtheilen die Italiener über die Zukunftsmusik. Das in Neapel erscheinende „Popolo d'Italia“ spricht sich über Wagner mit großer Anerkennung aus, und der in Mailand erscheinende „Trovatore“ meint, man habe in Paris den Tanhäuser nicht verurtheilt, sondern todtgeschlagen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 18. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 139.) **Sperling und Sperber.** Schwank in 1 Akt von G. A. Görner. Hierauf: **Apotheker und Doktor.** Komische Oper in 2 Akten von Stephani. Musik von Dittersdorf.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N: 15. Freitag, 19. April 1861.

Brief über die Geschichte von Frankreich an den Prinzen Napoleon.

Vom Herzog von Aumale.

(Fortsetzung.)

Nach der obligaten Tirade über das Jahr 1815 rufen Sie die Autorität des Kaisers, seine Handlungen und seine Worte an, um Ihre Ansichten über die weltliche Macht des Papstes und über die italienische Frage zu unterstützen, und obwohl Sie Ihren Gegnern nicht gestatten, andere als officielle Aktenstücke zu citiren, so mischen Sie doch unter Bruchstücke von Depeschen, die der General Bonaparte an das Directorium oder die der Kaiser an den Prinzen Eugen richtete, eine lange Stelle aus dem Denkbuch von Sanct Helena; diese geben Sie jedoch nicht vollständig. Glauben Sie zu beweisen, daß Napoleon, als er den Pabst nach Savona und einen Präfecten nach Rom brachte, dies aus Achtung für die Rechte der Völker gethan hat? Er hatte sich die eiserne Krone aufs Haupt gesetzt, und dennoch wurden die Staaten des heiligen Stuhls nicht mit dem Königreich Italien, sondern mit dem französischen Kaiserthum vereinigt. Nicht die schlechte Regierung des Papstes gab dem Kaiser Anstoß, sondern sein Mangel an Gelehrigkeit. Hören Sie was er am 12. März 1806 seinem Bruder Joseph schrieb: „Ich will nicht, daß der römische Hof bei den Mächten, mit welchen ich im Krieg bin, einen Botschafter unterhalte; nur um diesen Preis werde ich ihn seine Unabhängigkeit und Landeshoheit genießen lassen" (Denkwürdigkeiten des Königs Joseph, 102). Nein, Ihr Oheim hatte gegen das Papstthum nicht die Abneigung, die Sie ihm zuschreiben. Sie können jene merkwürdige Lehre nicht vergessen haben, welche im Jahr 1821 der General Bertrand ebendemselben König Joseph aus Sanct Helena überbrachte. Napoleon hatte auf dem Sterbebette nachdrücklich den Wunsch ausgesprochen, daß seine Familie sich in Rom niederlasse, „Rom gewinne und eine mächtige Theokratie an ihr Interesse knüpfe; sie würde bald einen Papst und Cardinäle haben." (Denkwürdigkeiten X, 264). Einige Jahre später wäre der Wunsch des Kaisers vielleicht erfüllt worden; einer Ihrer Vettern hätte sich auf Sanct Petri Stuhl niederlassen können und dieser wäre alsdann wahrscheinlich besser vertheidigt worden.

Und Neapel! Sie scheinen zu glauben, daß der Bestand dieses Königreichs von den Verträgen von 1815 herrührt. „Diese Verträge" — behaupten Sie, — „haben gesagt: Du sollst ein Neapolitaner sein!" Aber was waren denn die Bewohner beider Sicilien seit dem zwölften Jahrhundert? Was waren sie in der so lebhaft zurückgewünschten Zeit Josephs und Murats? Hat der Kaiser jemals der Bevölkerung dieser schönen Provinzen den Vorschlag gemacht, Abgeordnete zum gesetzgebenden Körper von Italien zu schicken, — der allerdings nur kurze Zeit in Thätigkeit war? Gleichwohl hatte er nicht etwa für die Selbständigkeit jenes Landes einen besonderen Geschmack. „Das Königreich Neapel ist mir nöthig," schrieb er seinem Bruder; der Vasallenstaat hatte ihm Menschen und Kriegssteuern, besonders aber auch Lehen für seine Generale und Senatoren zu bieten. Ich will Sie nicht an die blutigen Verhaltungsregeln er-

innern, die man auf jeder Seite des zweiten Bandes von „König Josephs Denkwürdigkeiten" lesen kann, obwohl es sich hier von urkundlichen Aktenstücken handelt, die Ihr Adjutant veröffentlicht hat, und nicht von unbestimmten Verläumdungen, wie die abgefeimt grausamen Handlungen die Sie der Königin Caroline vorwerfen. Ich will die Tragweite der Stellen, die ich anführen könnte, nicht übertreiben. Ich bin überzeugt, daß der Kaiser, in der Absicht, die Energie seines Bruders zu stacheln, über seinen eigenen Gedanken hinausging, und ich glaube nicht, daß er ernstlich so viele Brandstiftungen, Metzeleien und Gütereinziehungen vorzuschreiben beabsichtigte. Ebensowenig verkenne ich das Gute, das die französische Verwaltung in Süd-Italien thun konnte, noch die tiefen Spuren, welche ihre vorübergehende Wirksamkeit dort zurückgelassen hat. Aber indem ich den Kaiser nach seinen Handlungen, seinen Meldungen und Erlassen beurtheile, nicht nach seinen posthumen, mehr oder weniger genau mitgetheilten Unterhaltungen, habe ich das Recht zu sagen, daß er Italien weder die Freiheit, noch die Einheit, noch auch die Unabhängigkeit geben wollte.

Gern erinnere ich mich im Gegentheil an den Einfluß, den die Julieregierung durch die stille Wirkung ihres Beispiels auf Italien geübt hat. Gern erinnere ich mich, daß um die Zeit, als der Thron Ludwig Philipps plötzlich zusammenstürzte, Neapel und Rom constitutionelle Einrichtungen hatten; daß der Gesandte des Königs der Franzosen, der nicht nur Dante's Züge, sondern seine Seele hatte, die Stütze eines freisinnigen Papstes, der Rathgeber und Lenker der Umwälzung war die in Rom vor sich ging *); und geht das piemontesische Statut, welches das Grundgesetz der ganzen Halbinsel werden soll, etwa nicht von der Charte von 1830 aus? Gern erinnere ich mich noch daß, wenn diese Regierung sich einmal vom Gesetz der Nicht-Intervention entfernte, das sie selbst geschaffen hat und das man heutzutage mehr anruft als befolgt, es nur geschah um Ancona zu besetzen und um der Reaction ein Ziel zu setzen, welche damals die Marken mit Blut erfüllte. — Doch, ich bitte um Verzeihung; noch eine andere Intervention kann man der Julieregierung zum Vorwurf machen; zweimal hat sie ihr Heer in Belgien einrücken lassen. Allerdings handelte, als sie die Citadelle von Antwerpen nahm, im Einverständniß mit ganz Europa; in Folge jener Uebereinstimmung der Großmächte auf die Sie keine Rücksicht nehmen wenn Sie sich in Unternehmungen stürzen, und welche Sie nachträglich wiederherstellen wollen, damit sie Ihnen aus den Verlegenheiten helfe die Sie selbst geschaffen haben. Aber ich bemerke, Prinz, daß Sie in Ihrem an Anspielungen so reichen Vortrag keine machen, welche sich auf die Gründung des Königreichs Belgien bezieht; Sie sagen uns sogar, die Verträge von 1815 seien „nur in den wenigen Punkten abgeändert worden, die der europäischen Freiheit günstig waren." Halten Sie demnach die Einsetzung eines neutralen Staates an die Stelle jenes Königreichs der Niederlande, welches ausdrücklich aus Haß gegen Frankreich geschaffen und vor die offenste unserer Grenzen wie ein drohender Wall aufgestellt worden, für eine so unheilvolle Abänderung jener Verträge? Oder machen Ihnen die Einrichtungen, deren Belgien sich erfreut, dieses Land so verhaßt, daß Sie sein Dasein als eine Gefahr oder als einen Vorwurf betrachten? Ich behaupte nicht, daß Italien mit seinem weiten und volkreichen Gebiete sich auf die bescheidene, obwohl würdevolle Stellung beschränken soll, die Belgien einnimmt; aber ich wünsche den Italienern von Herzen, daß sie ebenso glücklich, ebenso gut regiert sein mögen wie die Belgier, und daß sie ihre neuen Einrichtungen ebenso weise und erfolgreich anwenden. Und indem ich diesen Wunsch äußere, glaube ich unseren Nachbarn jenseits der Alpen meine tiefe Sympathie zu bezeugen. Frankreich darf gegen kein

*) Die Ansichten über Rossi sind gleichwohl noch sehr getheilt. — Die Volksaufstände, in Folge deren mehrere italienische Staaten neue Verfassungen erhielten, traten bekanntlich kurz vor dem Februar 1848 ein.

Volk übelwollend sein; aber wenn es in der europäischen Familie eines gibt, von dem wir in keiner Weise durch Vorurtheil, durch Groll, durch einen Gegensatz der Interessen getrennt sind, zu dem wir uns vielmehr durch eine gewisse Gleichheit des Ursprungs, der Sprache, des Geschmacks und der Sitten hingezogen fühlen, so ist es das italienische Volk. Sei es denn frei, unabhängig! Suche es sogar durch ein neues und engeres Band die Theile jenes großen Ganzen zu vereinigen, das seit fünfzehn Jahrhunderten getrennt ist! Ich sehe nicht ein, wie man ihm dies Recht bestreiten kann, vorausgesetzt, daß es diese Arbeit der Zusammenfügung übernimmt ohne ihr irgendwo den Charakter der Eroberung und der Tyrannei zu geben, daß es ihm gelingt, Einheit und volle Gleichheit unter allen Bruchtheilen zu begründen aus denen es annoch besteht, daß es die mit Grund aufgeregten katholischen Gewissen sicher stellt und die wahrhafte, wirksame Unabhängigkeit des verehrten Hauptes unserer Kirche verbürgt. Ich habe, das gestehe ich, an den Mitteln, die man seit anderthalb Jahren zu diesem Zweck verwendet, keine besondere Freude. Ich glaube, man kann freisinnige Meinungen bekennen ohne jede revolutionäre Unternehmung zu bewundern; und in der Politik ebenso wenig als in der Religion bekenne ich mich zu dem Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ich gestehe daher, daß ich Unternehmungen nicht liebe, die man heimlich begünstigt, öffentlich ableugnet und deren Früchte zu pflücken man sich nachträglich beeilt; auch nicht die unvorhergesehenen Gebietseinnahmen ohne irgend eine jener heilsamen und schützenden Formalitäten, die das Völkerrecht geheiligt hat; auch nicht die Wuth gegen einen jungen König, dessen Fall man angelegentlich beschleunigt sobald man ihn den Weg der Reformen einschlagen sieht*) und dessen Sturz man eilig vollendet sobald man ihn bereit sieht, sich zu vertheidigen. Vor Allen aber, das erkläre ich, kann ich mich nicht verbeugen und in die Hände klatschen, wenn ich sehe, wie der piemontesische General, der nach Savoyen kam um den Kaiser zu begrüßen, von Chambéry herbeieilt, die Hand noch warm vom Drucke des Staatsoberhauptes, um die Handvoll Franzosen zu zermalmen, die von diesem zur Vertheidigung der päpstlichen Staaten bevollmächtigt waren.

(Schluß folgt(·

Ueber sociales Leben in England.

Erster Vortrag von Dr. Julius Faucher.**)

Weshalb reisen wir und wie kommt es, daß wir in jedem Lebensalter am Reisen Gefallen finden? Weil wir vor Allem auf Reisen lernen. Lernen aber ist Wachsthum des Geistes, Erweiterung der geistigen Anschauung. Mehr als lernen sollen wir aber auch auf Reisen nicht, keinenfalls soll die Fremde so viel Einfluß auf uns gewinnen, daß wir zu blinden Nachäffern fremder Sitten und Gewohnheiten werden. Dieß gilt von jedem fremden Volke und daher auch von jedem englischen, denn die heutige Anglomanie ist um Nichts besser als die bis vor kurzem noch herrschende Gallomanie. In diesem Sinne also lassen Sie uns heute unsere Reise nach England antreten.

Wir schiffen uns ein in Calais; da sieht uns Alles noch so ziemlich heimisch an. Wir kennen etwa noch die Häuser, die Menschen, das flache Ufer und die Landschaft,

---

*) Leider jedoch werden die Sympathien für den König von Neapel am lebhaftesten von Solchen kundgegeben, die ihm weiter nichts verübeln, als jene Reformverheißungen.

**) Bei dem Interesse, welches die Vorträge des Herrn Dr. Faucher hier in allen Kreisen finden, wird es unseren Lesern willkommen sein, den Eröffnungsvortrag zu seinem neuen Cyclus dem Hauptinhalte nach im Auszuge zu erhalten.

denn alle Länder des Continents zeigen unter sich noch immer eine gewisse Verwandtschaft gegenüber dem scharf contrastirenden England. Wir gehen nach dem Hafen zu unserem Dampfer, es ist ein englischer, die Douaniers, die Polizisten lassen uns ruhig ziehen, wir haben ja keinen Ausfuhrzoll zu zahlen und die Leute die da gehen beunruhigen die Polizei eben nicht. Wir lassen unser Gepäck an Bord bringen, ein französischer Lastträger thut es, schreiend, lärmend, mit aller französischen Lebhaftigkeit. Wir steigen sodann selbst an Bord und der erste Eindruck englischen Lebens prägt sich uns ein: eine vollständige Ruhe an Bord, ein leises Flüstern der Unterhaltung, nur unterbrochen von dem kurzen Commandoruf des Kapitäns, des Steuermanns und des Schiffsjungen. All right, go on! und der Dampfer holt aus zu seiner Fahrt. Wir haben schönes Wetter und sehen deshalb nach kurzer Fahrt die Küste Albions, eine lang hingestreckte grau-weiße Linie. Wir landen im Nothhafen von Dover. Die Landschaft ist schön, die sich uns darbietet. Dover selbst zeigt jedoch schon einen etwas fremden Anblick. Die großen, lang gestreckten Häuser die sich amphitheatralisch am Hügel herziehen, sind wohl die Wohnhäuser, und die zweistöckigen, mit großen Schildern und hohen, dampfenden Schornsteinen versehenen Häuser zur Linken und die sich weiter hinaus daran reihenden kleineren einstöckigen sind wohl die Geschäfts- und Arbeiterhäuser.

Wir treten in ein Gasthaus um zu speisen. Ein sehr großes Gastzimmer nimmt uns auf; die Bedienung ist zwar langsamer, jedenfalls aber zahlreicher als bei uns; die Preise sind nicht viel höher als wir sie gewohnt, denn die Preise der Gasthöfe sind auf dem Continent gestiegen, während sie in England stehen geblieben sind. Wir gehen zur Eisenbahn. Der Perron ist unverschlossen, kein Schaffner heißt uns ihn verlassen, auch die Wagen sind unverschlossen und weit geöffnet, an jedem steht der Name des Orts geschrieben wohin er geht und die zahlreichen Reisenden finden auf diese Weise ohne die lästige Controle und Hilfe von Schaffnern geräuschlos ihren Platz. Im Waggon selbst ist viel Raum, denn es sind viele Waggons. Der Engländer liebt es, sich es bequem zu machen, er muß viel Platz haben. Aus dieser heimischen Sitte erklärt es sich denn auch, wenn wir bei uns mitunter den Engländer jede weitere Gesellschaft für seinen Waggon sich verbitten sehen. Unser Gepäck hat ein Diener der Zollbehörde schon zur Stelle gebracht. Wir zahlen für diesen Dienst nur 18 Kreuzer, denn das ist die Taxe und diese sowie die für die Droschken sind die einzigen Taxen in England. Bis Folkstone fährt der Zug parallel der Küste durch zahlreiche Tunnels. Von da wenden wir uns dem Innern des Landes zu und machen die Bekanntschaft der eigenthümlich englischen Luft. Ueberall nur ein unklares Licht, das uns des Augenmaßes beraubt, die Gegenstände um uns her ohne scharfe Umrisse und in der Luft leichsam verschwindend, eine Folge der großen Menge wasserhaltiger Bestandtheile der Atmosphäre. Die Landschaft um uns her weder Berg noch Thal, ein grünes wellenförmiges Hügelland, durchflochten von einem schwärzlichen unregelmäßigen Flechtwerk, den zahllosen, von einzelnen kurzstämmigen Ulmen durchbrochenen Hecken. Aber schön ist dieses Grün der Landschaft, so fett und saftig haben wir auf dem Continent noch keines gesehen. Draußen pfeift der Wind, denn der Wind weht stets in Altengland, und es regnet, denn vier Wochen nach Tag- und Nachtgleiche gilt das Shakespearesche Wort: „Und der Regen regnet jeglichen Tag." Viele große städtische Siedelungen sehen wir in der Landschaft nicht. Es sind meist nur Weiler (hamlet) für die ländliche Arbeiterbevölkerung, dann und wann aber auch ein Kirchdorf (village) und ein größeres Amtsdorf (town). Stadt und Land sind in England nicht so scharf geschieden wie bei uns. Weiter sehen wir auf unserer Fahrt die zahlreichen Pachthöfe, alle umgeben mit einem dichten Kranz von Eichen; hier und da taucht wohl auch ein Edelsitz auf, kenntlich an der großen grünen Fläche vor dem kleinen bald italienisch bald modern gothisch stilisirten Schlößchen und dem male-

rischen Charakter der nächsten Umgebung. Näher nach London zu verschwinden die Dörfer, wir sehen nur noch große weite mit Viehheerden bedeckte Wiesenfluren, die Erzeuger der Milch und des vortrefflichen Fleisches für die ungeheure Weltstadt.

Sechs Meilen von London beginnen schon die Landhäuser Londons. Wir halten in einem der Weiler die sich hier noch einmal zusammen gefunden, der Wagen unseres Freundes nimmt uns auf um uns auf dessen Landsitz zu führen. Wir fahren durch eine entzückend schöne Landschaft über ein Plateau von etwa 250 Fuß Höhe und sehen rechts und links nach den Grafschaften Surrey und Kent in reizend schöne Thalgründe. Vor den Dörfern zieht sich ein großer Gemeindeplatz her, darauf spielen junge, wenn auch schon erwachsene Leute, sie schlagen den Ball. Alles das geht ernst, ohne Lärmen und Lachen ab, denn das Spiel selbst wird ernst genommen. Kindergruppen stehen um die Spielenden herum, Waffelverkäuferinnen bieten ihre Waare an und weiter ab vom Dorf lagert ein Haufe zerlumpter, brauner Menschen. Es sind Zigeuner, im Süden Englands ein sehr zahlreich verbreiteter Gast. Es ist fünf Uhr und die Sonne steht noch eine Stunde am Himmel, aber es beginnt doch schon zu dunkeln, schwere Wolken ballen sich zusammen und rechts und links flammen in verschwenderischer Fülle die Gaslichter in den Dörfern und den Landhäusern Londons auf. Wir kommen gleichzeitig auch in dem Landsitz unseres Freundes an. Wir treten in den Garten und eilen an die Hausthüre. Auf unser Schellen öffnet ein Dienstmädchen uns dieselbe und stellt sich dann in steifer Haltung wie eine Schildwache zur Seite auf. Das erste Zimmer in welches wir gewiesen werden ist die hall. Es ist sehr einfach, eine gelb gefirnißte Tapete, ein Wachstuchteppich am Boden, eine große altväterische Wanduhr und wenige alte Möbel. Aus dieser hall treten wir sodann in ein daran stoßendes Zimmer und hier empfängt uns erst die Frau vom Hause. Wir halten uns auch hier zunächst nicht lange auf. Man weist uns unser Schlafzimmer an. Alle Schlafzimmer sind in einem oberen Stock. Der Fußboden ist wärmer da, es ist also gesunder. Ein solcher Landsitz in England zählt sehr viele Schlafzimmer, die Gastfreundschaft gebietet das. Die englische junge Dame reist zur Vollendung ihrer Erziehung vielfach umher bei den Freunden ihrer Eltern. Sie lernt auf diese Weise die Welt kennen und wird bekannt, was beides bei der Abgezogenheit ihres väterlichen Hauses nicht möglich war. Es findet auf diese Weise oft ein Tausch zwischen den einzelnen Familien statt. Doch reist regelmäßig nur eine Tochter, und zwar die älteste unverheirathete. Der jungen Dame folgt der junge Mann. Es ist eine feststehende Sitte, daß der junge Engländer erst Jahre lang bei befreundeten Familien reist, ehe er sich einen festen Wohnsitz aussucht für sein Geschäft. Er sieht sich dabei die Gelegenheit aus. Diese Sitte bedingt also viel Raum für Fremdenzimmer und deren sind es denn auch stets sehr viele. Das Fremdenzimmer ist stets sehr einfach gehalten. Ein sehr breites Bett; ein Toilettentisch mit einer Menge Nippsachen, zahlreiche Apparate zum Waschen, ein Paar Stühle, aber kein Schrank, keine Commode, wohl aber ein Teppich und zwar nach Kidderminster Muster. Schrank und Commode werden ersetzt durch die um die Wände her sich ziehenden Wandschränke. Nachdem abgelegt, gehen wir wieder hinunter zum Thee, denn es ist fünf Uhr. Die englische Theemahlzeit entspricht unserem deu schen Nachmittagskaffee. Es wird eben Nicht viel dabei gegessen: Kresse (wenn es die Jahreszeit erlaubt), Krabben, Sprotten, Backwerke, höchstens etwas Schinken. Die Abendmahlzeit folgt ja später noch. Aber diese Theemahlzeit um 5 Uhr wird in allen Ständen, namentlich in den mittleren und unteren Ständen gehalten. Daher erklärt sich denn auch der ungeheuere Thee- und Zuckerverbrauch in England. Zugleich finden wir hierin den Beweis, daß der Thee an sich nichts Nervenerschlaffendes hat, denn der englische Arbeiter weiß nicht was Nerven sind. Den Thee nehmen wir ein im drawing-room. Dies ist das Rückzugszimmer (withdrawing-room), das stattlichste, geräumigste, prunkhafteste im Hause, das unbeschränkte Eigenthum der englischen Haus-

frau. Auch der Mann betritt dies Zimmer nie ohne zuvor anzuklopfen — er hat kein Recht hineinzutreten gegen den Willen der Frau. Der drawing-room hat auch seinen Teppich, aber nicht Kidderminster sondern Brüsseler Sammetteppich, und der Anstand verlangt, daß derselbe alle 5 bis 6 Jahre erneuert werde. Die doppelten, reichen Vorhänge entsprechen im Gewebe des Damastes dem Muster im Teppich. Der große, breite Spiegel, stets von Goldrahmen eingefaßt, hängt über dem Kamin, diesem eigenthümlich englischen Möbel. Der Kamin ist, je flacher um so besser, in Gestalt eines Hohlspiegels von Stahl angelegt. Der Sims ist stets von weißem Marmor. Der Kamin hat einen mehrfachen Zweck. Er dient nicht sowohl zum Erwärmen des Zimmers, denn es wird nicht sehr kalt in England, als vielmehr zum Trocknen der durch die feuchte Luft stets feucht werdenden Kleider. Er dient weiter dazu stets heißes Wasser zum Thee u. s. w. zu erhalten. Er dient endlich zur Unterhaltung. Um den Kamin sammelt sich Abends die ganze Familie, und auch wenn man allein ist und müde von der Arbeit, es träumt und sinnt sich gut angesichts des Feuers und dessen wechselvollem Spiel. Allerlei Gedanken tauchen da in uns auf, denn von jeher hat das Feuer auf den Menschen einen unabweisbaren Eindruck gemacht und wer weiß, wieviel nicht Witt, der Erfinder der Dampfmaschine, wieviel nicht Kreuzer, der Erfinder des Leuchtgases, an Anregung zu ihren großen Erfindungen der sinnenden Beobachtung dem Kamin gegenüber verdanken! Der Kamin ist denn auch dem englischen Leben unentbehrlich und der Engländer hat eben so Recht mit seinem Kamin, als wir mit unserem Ofen. Der englische Kamin ist der lokale Mittelpunkt des Familienlebens und hat dadurch wenn man will Einfluß gewonnen auf den Staat, die Gesellschaft, die Nation in allen ihren Lebensäußerungen.

Die ältesten Complimentirbücher.

Nach Dr. J. H. Müller.*)

Es gibt gewisse Regeln des Anstandes, die sich überall und zu jeder Zeit von selbst ergeben, die darum auch nicht in ein Complimentirbuch gehören; wenn aber diese Regeln dennoch dem Publikum ausdrücklich und zu wiederholten Malen gepredigt werden, so haben wir schon in diesem Umstande einen Maßstab für die Bildung dieses Publikums. Wenn diesem gepredigt wird, wie es sein soll, so setzt dies voraus, daß es im Allgemeinen noch nicht so ist. Unter diesem Gesichtspunkte haben die alten Vorschriften über Anstand und Höflichkeit, so Bekanntes und Banales sie für unser heutiges gebildetes Publikum enthalten, so wenig Neues sie für die jetzigen Begriffe bieten, culturgeschichtlich einen nicht gering anzuschlagenden Werth. Erhöht wird dieser Werth noch dadurch, daß sie denn doch in einzelnen Punkten deutlich eine Veränderung auch im Begriff des Anstandes andeuten.

Schon des Erasmus von Rotterdam berühmtes güldenes Büchlein von Höflichkeit der Sitten der Jugend **) bemerkt freilich, was seiner selbsteigenen Natur wegen höflich und zierlich sei, werde auch bei Allen für höflich und zierlich gehalten — setzt aber doch gleich hinzu, allein es gezieme sich dabei, mitunter auch das: Ländlich, sittlich zu beherzigen und sich in eines jeden Landes besondere Sitte zu schicken. Er anerkennt also neben dem Allgemeinanständigen noch das Conventionelle der besonderen

*) Der Mitherausgeber der leider nicht mehr bestehenden „Zeitschrift für Culturgeschichte“, die einen zwar eifrigen, aber nur kleinen Leserkreis hatte, theilt eine seiner neueren werthvollen Arbeiten „Aus der alten Gesellschaft“ in dem Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1861 mit. In Obigem geben wir auszugsweise den ersten Abschnitt.

**) Liber aureus de civilitate morum puerilium. Uebersetzt: Leipzig 1702.

Sitte. Was Erasmus in seinem Büchlein über den Anstand vorträgt, bezieht sich nur auf das Erstere, nämlich auf den Anstand im Allgemeinen, und wie er sein Thema behandelt, davon folgende Proben. Er spricht nämlich von den Gebärden. Die Haare, sagt er, mit oft geschütteltem Haupte aus den Augen treiben, paßt nur für muthwillige Hengste. Das lange Haar von der Stirn mit der Hand aufwärts streichen, steht nicht fein; mit der rechten Hand sie scheiteln, ist höflicher. Den Hals beugen und die Schultern einziehen, zeigt Faulheit an; den Leib rückwärts beugen, bedeutet Hoffart; fein aufrecht sitzen, steht wohl. Beide Arme hinterwärts auf den Rücken schlagen, sieht zugleich faul und diebisch aus. Es ist auch nicht viel höflicher, daß man steht oder sitzt und hat die eine Hand in die Seite gestemmt, was freilich Manche für elegant und kriegerisch halten. Aber es ist nicht gleich anständig, was den Narren ansteht, sondern was mit der Natur und Vernunft übereinstimmt. Mit gereckten Knieen sitzen, oder mit gekrümmten und über einander geschränkten Schienbeinen, schickt sich für Großsprecher. Wenn einer sitzt, soll er beide Kniee, und wenn er steht, die Füße zusammen halten oder nur mäßig von einander ziehen. Bei den Italienern setzt man Ehrenhalber einen Fuß auf den andern und steht somit eigentlich fast nur auf einem Beine, gleichwie die Störche; ob sich dies für Knaben schickt, muß dahin gestellt bleiben. Der Gang soll nicht schlendernd, aber auch nicht stürmisch sein: denn das eine bezeichnet den Weichling, das andere den Unsinnigen. Ebenso soll er nicht wackelnd sein. Sitzend mit den Füßen spielen, schickt sich nur für Narren, gleichwie auch mit den Händen gaukeln das Anzeichen eines Schwachkopfes ist.

Wenn Erasmus in diesen und ähnlichen Vorschriften freilich weniger Zeit, Ort, Gelegenheit und den besonderen Stand eines jeden ins Auge nimmt, sondern in besondern Regeln Haltung und Anstand überhaupt, aber in festen, überall zu beobachtenden Gesetzen lehrt, so fassen die Complimentirbücher des 17. Jahrhunderts ihren Gegenstand in anderer Weise auf. Zugleich geben sie weniger concrete Regeln über ein bestimmtes Verhalten oder Rathschläge für bestimmte Fälle, als sie sich in allgemeinen Vorschriften ergehen und sogar Religion und Philosophie, freilich auf eine sehr unverdauliche Weise, mit den Complimenten zu einem ethischen Gemenge zusammenkneten. Das Complimentirbuch, das im Jahr 1646 bei dem Universitätsbuchdrucker Petrus Lucius in Rinteln herausgekommen ist, geht richtig von der Logica Platonica aus oder von der rechten „Vernunft-Kunst, welche bei jetzigen Läuften gar wenig Gelehrten bekannt und leider ein seltsamer Gast ist, da doch durch dieselbe unser Verstand mit gewissen Grundfesten, Demonstrationibus oder Beweisthumen informirt und vergewissert wird, daß wir dadurch erst zu rechten Menschen werden.“ — — „Wie denn sothane Klug-Kunst (heißt es weiter) ihren Richtschnur aus des Apollo Haaren in den Herzen der klugen Philosophen ohne Irrthum zusammenwirket, dadurch bei klugem Wandel unter Leuten herfürblickt, wie ein gülden Zweig und glänzender Diamant im Golde, und zierhöflich zu Jedermanns Anmuthigkeit alles ausführt, sonderlich in Ethika, in der Sitte- oder Tugend-Kunst, welche durch ehrbare Höflichkeit die Menschen sich zu Freunden machen kann, wenn es mit guter Manier und rechter Art geschieht. Dies nennt man bei diesen Zeiten complementiren, hat den Namen von compliren, completiren oder erfüllen, ergänzen, und es heißt Complementum oder complementiren: höfliche, zierliche Gebärden, Reden und Thaten bei Leuten führen, mit geschickten Sachen angefüllt sich und andern damit nützen und belustigen.“

Die feine Sitte, sagt unser Complimentirbuch, hält Maß, und wie sie sich in den einzelnen Fällen thatsächlich zu zeigen hat, das weist es nun im Einzelnen nach, indem es 1) von Hof-Complimenten, 2) von Votir-Complimenten, 3) von Gesellschafts-Complimenten, 4) von Hochzeits-Complimenten, 5) von Jungfern-Complimenten, 6) von Tanz-Complimenten, und 7) von Hausführungs-Complimenten ausführlicher handelt. Indem hierdurch die Sphäre, worin wir uns bewegen, in charakteristischer Weise ge-

kennzeichnet wird, ist es gewiß weder überflüssig noch unangenehm, wenn wir uns diese verschiedenen Complimentir-Arten ein wenig näher ansehen.

Die Hof-Complimente interessiren uns wenig, noch weniger die Votir-Complimente, die sich darauf beziehen, wie man in einem Amte über beliebige, dasselbe betreffende Gegenstände seine Stimme abzugeben habe.

Die Gesellschafts-Complimente gehören näher in unsern Kreis. Bei Gesellschaften muß man sich zuvörderst in die Gelegenheit der anwesenden Personen schicken, selbe nach Standesgebühr anreden; auch einem jeglichen insonderheit nach seinen Meriten, Tugend, Stand und Geschicklichkeit begegnen. Daß man nämlich vorerst erfreulich vernehme ihren glücklichen Zustand und Gesundheit, daß der liebe Gott sie hätte wollen mit Liebe wieder zusammenkommen lassen: bittend nicht übel aufzunehmen, daß man sich solcher Kühnheit gebrauche, ihre Gesellschaft mit seiner Präsenz gleich zu perturbiren, doch gelebte man der tröstlichen Zuversicht, die anwesenden Herrn als rechtschaffene Leute würden solches im Besten vermerken; er für seine Wenigkeit erbiete sich zu allen möglichen Diensten — und wie ein jeder seinen Eintritt zu guter Gesellschaft anstellen kann und will, nur daß er nicht wie ein Bauer sich präsentire und mit der Thür, alle Höflichkeit beiseit gesetzt, ins Gelag falle.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Synagogen-Kleinode. In dem Erker des Silbermagazins von Schürmann auf der Zeil sind gegenwärtig einige geschmackvoll und ungemein reich gearbeitete Kleinode zur Schau gestellt, welche für die neue Synagoge zu Köln bestimmt sind. Wir sehen die mit sechs goldenen Glocken versehene Krone; ferner das zum Schmuck der Gesetzrolle (Thora) bestimmte Schaustück, ein Geschenk des geheimen Commerzienrathes A. Oppenheim. Dasselbe stellt sich als eine durch Wolken blickende Strahlensonne dar. In dem oberen Felde zeigen sich, von Silbergewölk umgeben, die Worte Jehova Adonai; weiter unten, innerhalb eines kostbar verzierten Vorhanges, der Anfang des Schema-Gebetes, des jüdischen Vaterunser: „Höre Israel, der Ewige ist unser Gott." Unten erglänzen die zwei Gesetztafeln mit den ersten Worten der zehn Gebote; um sie schlingt sich sinnvoll ein Palmen- und ein Eichenzweig. Auf dem untersten Felde liest man in größerer Uncialschrift das Wort „Sabbath." Ein drittes Kleinod ist das Silberstäbchen, mit einer den Zeigefinger emporhebenden Hand geschmückt. — Die neu entstehenden gottesdienstlichen Bauten der Juden werden wohl in architektonischer Hinsicht manche Abweichung von der strengsten Observanz zur Folge haben, die gebietet, sich jedes Bildwerkes zu enthalten. Dies ist schon bei der im Innern mit Wappen geschmückten Synagoge zu Livorno der Fall, die für die schönste galt, bis die neuen Gotteshäuser in Dresden (von Semper erbaut), in Frankfurt und nun in Köln entstanden.

Der Pierrot im Maskenspiel. Das Bestreben, jedes noch lebendige Motiv in Volksleben und Volksdichtung an uralt Mythisches anzuknüpfen, geht immer weiter. G. Phillips erklärt den Pierrot für den alten Gott Thor oder Donar, und zwar durch Vermittlung derjenigen Sagen, in welcher der heilige Petrus, ganz an die Stelle Thors tretend, immer als äußerst ungeschickt dargestellt wird und eine seiner ganz unwürdige Rolle spielt. (Vermischte Schriften, III. 449.)

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 19. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 140.) **Der Goldbauer.** Original-Schauspiel in 4 Akt von Ch. Birch-Pfeiffer.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr 16. Samstag, 20. April 1861.

Brief über die Geschichte von Frankreich an den Prinzen Napoleon.

Vom Herzog von Aumale.

(Schluß.)

Und den Opfern dieses traurigen Zusammentreffens macht man den Vorwurf, unter einem „von der Regierung seines Landes getrennten" Generale gekämpft zu haben! Es müssen Leute von sonderbar kaltem Blute sein, die eine solche Sprache führen, als wüßten sie nicht, daß Lamoricière, der unter dem doppelten Schutze seines Mandates als Volksvertreter und eines reinen, ruhmvollen, von jedem Makel freien Lebens stand, in einer schönen Nacht aus seinem Bette geholt wurde; daß er, gelähmt von Schmerzen — nicht Folgen der Vergnügungen großer Städte, sondern achtzehnjährigen Lebens im Bivouac und unausgesetztem Krieg — seine Glieder in eine jener engen Zellen gezwängt sah, in welchen man die Galeerensträflinge einschließt bevor man sie zum Bagno führt; daß man ihm den Degen zerbrochen hat; daß er in den Kerker geworfen, vom Kerker in die Verbannung geführt wurde; daß man seine Rückkehr nur um den Preis seiner Ehre gestatten wollte und ihn also auf fremdem Boden so lange zurückhielt, bis sein einziger Sohn fern von ihm gestorben war. Das nennt man in dieser Zeit der Verwirrung und Lüge „einen von der Regierung seines Landes getrennten General!"

Sie behandeln die Sachen mit ebenso viel Billigkeit und Aufrichtigkeit als die Personen; und indem Sie den Anschein der parlamentarischen Regierung annahmen, hatten Sie gute Gründe das Wesen derselben zu verwerfen. Die erste Nothwendigkeit für eine Regierung, die sich einer freien Versammlung gegenüberstellt, besteht darin, daß sie sich zu ihrer Politik bekennen könne und sie gegen die Meinung der Einen vertheidige, indem sie sich reblich auf die Meinung der Anderen stützt. Aber Ihre Politik hat bis jetzt darin bestanden, Jedermann zu täuschen, indem Sie Niemanden Versprechungen und Hoffnungen verweigerten. Sie haben zwei Antlitze und zeigen beide jeden Tag. Sie sprechen zu den Katholiken: „Kennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin die Regierung die den Feldzug nach Rom gemacht hat, die den Papst mit Sympathie überhäuft hat, vor, während und nach dem Krieg; die den Frieden von Villafranca unterzeichnet, die die römische Besatzung verstärkt, ihren Gesandten von Turin abberufen, ganz allein ihre Schiffe vor Gaëta gehalten hat." Sie sprechen zu den überspannten Anhängern der italienischen Erhebung: „Warum mißtraut Ihr mir, und was schadet Euch das Verweilen meiner Truppen in Rom? Habt Ihr vergessen, daß ich einst mit Widerwillen dem Zug nach Rom beigestimmt, daß ich den Brief an Edgar Ney geschrieben habe; daß der Friede von Villafranca in meiner Hand ein todter Buchstabe war; daß ich Demjenigen, der nach Castelfidardo reiste, glückliche Reise gewünscht habe; daß ich schließlich meine Flotte von Gaëta zurückrief und daß es heutzutage weder einen Kirchenstaat, noch ein Königreich Neapel gibt?" Endlich wenden

Sie sich an Frankreich, zeigen ihm die beiden abwechselnd geliebkosten und betrogenen Parteien und benutzen eben die Verworrenheit Ihrer Handlungen noch zu einem letzten Hebel der Eitelkeit; Sie machen den Widerspruch zu einem System und sagen: „Seht, wie man sich über mich beklagt! Bin ich nicht die Mäßigung in Person? Habe ich nicht ein weises Gleichgewicht zu erhalten gewußt? Ist das nicht das neuerstandene Justemilieu? Casimir Perier könnte damit zufrieden sein." Und um in dieser Komödie vor ganz Europa eine Rolle zu spielen, haben Sie den Abgeordneten Frankreichs das Wort wieder verliehen! Besser hätten Sie, wie Sie seit zehn Jahren gethan, die Trümmer der Rednerbühne, die unter der auf Augenblicke verirrten Hand Ihrer Soldaten zerbrochen wurde, am Boden liegen lassen!

Ich bestreite Ihre Macht nicht; ich fühle das ganze Gewicht derselben an der Anmaßung Ihrer Sprache und an meiner eigenen Unruhe wegen der Zukunft meines Vaterlandes. Aber ich kenne auch den Ursprung dieser Macht, und Sie werden ihn den Augen Frankreichs niemals entziehen können. Sie sprechen gern von der militärischen Erniedrigung unseres Landes unter den Regierungen, die seit 1815 auf einander folgten; aber dies ist eine Verläumdung, und Sie selbst wissen es wohl. Sie haben jene Festungswerke von Paris vorgefunden, deren Mangel Ihr Oheim einst so grausam fühlen mußte. Gott gebe, daß wir sie nie zu vertheidigen haben! Aber nichts desto weniger verleihen sie von jetzt an unserem Land eine Freiheit des Handelns, die es bei einer offenen Hauptstadt nicht besaß. Den Stamm der Regimenter, Soldaten, ein Heer, erprobt in einem Krieg, der der Civilisation Vortheil brachte, rein von jedem Unrecht und von jeder Gefahr für Frankreich und Europa — das Alles haben Sie vorgefunden. Ich weiß, daß Sie jenes Algerien, dessen Loos Ihnen einen Augenblick anvertraut war, nicht besucht haben. Sie haben sich darauf beschränkt, von Paris aus eine gewisse Anzahl von Decreten dorthin zu schleudern; die Sorge, sie ins Werk zu setzen, überließen Sie einem Nachfolger, der nach einem Jahr fruchtloser Anstrengung, um aus dem Chaos herauszukommen, die Partie aufgegeben hat, so daß nichts Geringeres als die Hand des Siegers von Sebastopol erforderlich war, um in unserer Colonie etwas Ordnung und Sicherheit herzustellen. Aber wenn Sie auch Ihren Pariser Beschäftigungen nicht einige Tage entziehen konnten, um sie jenem Frankreich jenseit des Meeres zu widmen, so haben Sie doch wenigstens das unschätzbare Glück gehabt, die Einschiffung unserer afrikanischen Legionen nach der Krim mit anzusehen. Wenn Sie denselben nicht bis zu Ende ihrer glorreichen Arbeiten vor Sebastopol folgen konnten, so konnten Sie doch wenigstens von ihren Thaten bei Magenta und Solferino erzählen hören, da Sie selbst, wie Sie erklärt haben, nicht weit von unseren Truppen durch das Geschäft zurückgehalten waren, das Kriegsmaterial der Herzogin von Parma in Anspruch zu nehmen. Wahrlich, wenn die Juliregierung Fehler gemacht hat, das tapfere Heer, das sie dem Lande hinterließ und das sie niemals als ihr Eigenthum zu betrachten oder gegen die Gesetze zu verwenden gedachte — dies Heer wird man ihr nicht zum Fehler anrechnen!

Das ist eine Ehre, welche Sie dieser Regierung nicht nehmen werden und welche man mit Schmähungen nicht auslöschen kann. Sie sprach weniger als Sie von den Grundsätzen des Jahres 1789, aber sie übte dieselben mehr aus; sie machte das Prunken mit ihnen nicht zu einer Ursache der Verwirrung und Bangigkeit für die Welt, aber sie machte ihre Anwendung zu einer Quelle der Ordnung, der Freiheit und des Glückes für Frankreich. Sie sprach den Vertretern des Landes weder die Besprechung des Budgets im Einzelnen, noch die unmittelbare parlamentarische Einwirkung auf verantwortliche Minister ab; und nicht der Juliregierung hätte man die Beleidigung angethan, die Erlasse vom 24. November als einen Fortschritt zu betrachten. Ihre strengste Maßregel waren die Septembergesetze, die man heutzutage als eine Befreiung und als eine Gnade aufnehmen würde; aber in den Tagen ihrer höchsten Gefahr, und

als das Leben ihres Oberhauptes zum zehnten Mal bedroht war, wäre sie vor dem Gesetz der allgemeinen Sicherheit mit Widerwillen zurückgetreten. Es ist vielleicht der Fehler des altfranzösischen Blutes das in meinen Adern fließt; aber, Prinz, ebenso wie die attendibili von Neapel Ihren Unwillen und Ihr Mitleid erregen, kann ich nicht ohne den lebhaftesten Schmerz daran denken, daß im Augenblick wo ich schreibe ein Franzose seiner Familie, seinen Freunden ohne Urtheil entrissen werden kann, um in einer fernen Gefangenschaft zu sterben. Was sage ich: ohne Urtheil! Insgeheim, muß man sagen, und ohne daß eine einfache Notiz im Moniteur Alle benachrichtige, daß eine Verwaltungsmaßregel summarisch einen Bürger von seinem Vaterlande abgeschnitten hat. Und das nennen Sie „den inneren Haß beschwichtigen und die Wunden unserer Revolutionen schließen!" In diesem Verfahren liegt ebensoviel Umsicht und Loyalität als in Ihrer auswärtigen Politik.

Sie träumen große Umwälzungen in Europa. Ich hege einen Wunsch für Frankreich, nämlich: daß mein Vaterland aus einem Zustand heraustrete, wo es in Unternehmungen gestürzt werden kann, die es nicht zuvor gebilligt hat; wo es unter dem System des Schutzzolles einschlafen und unter dem des freien Verkehrs aufstehen, wo es ohne Uebergang vom Frieden in den Krieg, vom Wohlstand in den Ruin gerathen kann; daß es von dem „guten Belieben" befreit werde, welches auch die Form sein möge unter der man dessen Rückkehr verkleidet hat. Wenn die Nation, wenn jeder Franzose gleiche Sicherheit, gleiche Freiheit, gleiche Unverletzlichkeit genießen wird: dann wird man das Recht haben, die Grundsätze von 89, ohne die Utopien von 91, ohne die Verbrechen von 93, ohne die Heuchelei einer anderen Epoche an die Spitze unserer Verfassung zu stellen.

Ich halte ein. Es hieße einen Schmerz unnützer Weise zur Verbannung hinzufügen, wenn ich allzulange den Blick auf die Schäden und Gefahren meines Landes heften wollte. Aber Sie, der Sie die alten Stämme, die lange Zeit über ein edles Volk regiert haben und die, nach der Reihe durch die Woge der Revolution ausgestoßen und wieder zurückgeführt, sich endlich zu seiner Freiheit gesellt haben wie vordem zu seiner Größe, mit der Arroganz des Glückes und mit der Ungerechtigkeit behandeln, die dem unverdienten Erfolg eigen ist; Sie, der Sie die angehäufte Frucht so vieler Arbeiten, so vieler Weisheit und so vielen Ruhmes genießen und dieselben doch täglich in Gefahr setzen: merken Sie wohl, daß wenn Sie aus den übeln Wegen, in die Sie sich so tief eingelassen haben, keinen Ausgang finden, man nie, weder den Bourbons, noch den d'Orleans im geringsten einen solchen Vorwurf zu machen hatte; Ihnen und den Ihrigen könnte man alsdann die Worte zurückschleudern die Ihr Oheim an das Directorium richtete: „Was habt Ihr aus Frankreich gemacht?!"

15. März 1861. Henri d'Orleans. *)

NB. Ursachen die Jedermann verstehen wird, haben den Abdruck dieser Schrift um einige Tage verzögert.

Die ältesten Complimentirbücher.

Von Dr. J. H. Müller.

(Schluß.)

Im Aufbrechen kann das Valet-Compliment auf dreierlei gerichtet werden, nämlich auf Bedankung, Bitte und Gegenerbietung. Bedankung für geleistete erfreuliche Con-

*) Die Originalausgabe der Broschüre hat auf dem Titel die Firma: Paris, H. Dumineray, éditeur, 78, Rue Richelieu; und als Druckerei: Beau, à St. Germain-en-laye.

versation, daß man ihn derselben gewürdigt hätte, man verspüre daraus gute beharrliche Affection und Vertraulichkeit. Bitte, man wolle seine schlechte Präsenz und Discurs nicht übel aufnehmen, sondern alles im Besten vermerken, man wolle bei gepflogener Freundschaft allezeit verharren und günstig verbleiben. Gegenerbietung, man erbiete sich hinwieder mit gebührlicher Observanz zu allen beliebigen Diensten, welche man, mit Empfehlung in göttliche getreue Obacht zu allem glücklichen Wohlergehen, stets zu erweisen wolle geflissen sein und verbleiben. Dies kann nun nach Gelegenheit der Personen, Orts, Zeit und anderer Umstände der Gebühr variirt werden, daß man es nur nicht mache wie jener, der — als er um Pfingsten von fremden Orten nach Hause kam — mit Wünschen eines glückseligen freudenreichen neuen Jahrs seine Anfangsrede machte. Das Compliment soll kurz (fein nervose) und artig sein, kein langer Sermon, womit man sich und andere guten Leute zum Verdruß aufhält. Ein ehrliches aufrichtiges Compliment soll aus aufrichtigem Herzen herrühren, Herz und Mund sollen eines dem andern die Hand bieten und Correspondenz halten. Es können auch ferner während der Conversation gute und unschuldige Scherzreden vorgebracht und geduldet werden. Denn

Kurzweil ohn Schaden,
Frühstück im Magen,
Pelz in Wintertagen,
Ist alles wohl zu tragen.

Wenn man bei vornehmen Frauen und Jungfrauen zu discurriren und conversiren hat, muß man sich wohl vorsehen, daß keine unbesonnene Reden und Sachen eingeführt werden, denn diese Personen geben genau Achtung auf Reden und Kleidung. Deshalb kann man leicht anlaufen, wie jener junge Gesell anlief; als er sobald nicht wußte, was er mit der Jungfrau reden sollte, fragte er sie, was die Jungfer Neues vom Kriege gehört hätte, worüber er schlecht abgewiesen und von den anderen Anwesenden höhnisch gekitzelt wurde. Diesem war jener nicht ungleich, welcher die Jungfer fragte, ob ihr Vater jüngst viele Hasen gefangen. Da jener Lautenist zu Hofe auch mit einer Jungfer höfliche Reden führen wollte, sprach er zu ihr: Sehet Jungfer, das Bläschen auf dem Finger habe ich vom Lautenschlagen gekriegt.

Zuweilen begibt sich bei solchen Gesellschaften, daß einem oder dem andern das Tranchiren und Vorschneiden aufgetragen wird; dabei muß einer kein Mopsus sein, sondern frisch, mit gutem Bedacht, ohne Wankel- und Kleinmüthigkeit darin verfahren, jedoch es wohl gelernt haben. Es können ferner auch zierliche, höfliche Fragen angestellt werden, nebst richtiger bescheidentlicher Antwort; als wenn gefragt würde, was für Leute den Cupido oder das Söhnlein der Venus erlöst hätten, als es unter die Mörder gerathen, welche es an einen Baum gebunden. Antwort: Das haben gethan die holdseligen Frauen und Jungfrauen, deren mitleidiges Herz gegen Venus Kinder überaus groß ist und die ihnen allewege äußerstem Vermögen nach zu Hülfe kommen. Daher sind Cupido und Venus den Jungfern hinwiederum so günstig worden, daß wenn sie nur ihr jungfräuliches Freiergebet Abends und Morgens fleißig repetiren, sie ihnen zu helfen pflegen zu edlen Junggesellen. So ist es geschehen bei der Königin Dido und dem Aeneas, davon beim Virgilius so schön und mit Lust zu lesen ist. Die Königin wußte freilich dazumal noch nichts von diesem Jungferngebete, das gegenwärtig so im Gange ist:

Ach du lieber sanct Florian,
Bescheer mir einen frischen Mann.
O lieber sanct Veit,
Bescheer mir ein, denn es ist Zeit,

O lieber sanct Wolfgang,
Bescheer mir ein und mach nicht lang.

und wie der Rippelreim weiter geht.

Wenn die Tänze angestellt werden, muß man auch des Complimentirens nicht vergessen und zwar anfangs in Anführung einer Entschuldigung der gefaßten Kühnheit, so eine zarte vornehme Dame aufzufordern, welche so hohe zierliche Qualitäten hätte, daß er bei weitem nicht würdig wäre, fast mit derselben zu conversiren, viel weniger zu tanzen. Jedoch, weil bei hohen Gaben auch die Gabe der Demuth und Bescheidenheit bei solchen Jungfern vorhanden wäre, hätte er die Zuversicht gefaßt, sie werde seine Wenigkeit nicht verachten. Und alsdann gibt ein Wort das andere, wie denn das Frauenzimmer sich auch in sothane Sachen artig zu schicken und zu verantworten weiß, weil man oftmals Jungfern findet, welche geschwinder und verschlagener sind und weniger Anleitung zu geschwinder Rede bedürfen als manche Mannsperson.

Absonderlich muß man sich wohl vorsehen, daß man in der Tanzconversation nichts Verletzendes gegen das Frauenzimmer sage, wie etliche das weibliche Geschlecht aufziehen, als wären sie nicht vollkommene Menschen ꝛc. O nein, man muß vielmehr von den Frauen ihren Tugenden, herrlicher Abkunft und anderen Sachen complimentiren, wie nemlich unsere erste Mutter Eva das Leben bedeute, ja das Weib zuletzt von Gott als das vornehmste Complimentum im Paradiese erschaffen sei, da doch Adam außerhalb desselben, unterm Vieh, auf dem Felde, aus Erden sei gemacht, das Weib aber aus der Ribben als ein schönes Bild. Man muß ferner complimentiren, wie das Weib so häuslich sei, alles im Hause ordne, regiere, erhalte. Was hat die Königin aus Saba, die Nicaula, dem weisesten König Salomon für kluge Räthsel aufgegeben! Wer kann die Abigail, die Bathseba, Judith genugsam rühmen! Was hat man in der Geschichte für treffliche Thaten der Weiber und wer kann sie in der Kürze erzählen! Wie viele Gelehrtinnen und Dichterinnen hat es gegeben! So muß man complimentiren und so etwas hört das Frauenzimmer gern.

Es ist auch keine schlechte Höflichkeit, wenn redliche Junggesellen die Damen und Jungfrauen in Ehren nach Hause begleiten und geschieht solches nicht ohne Ursache, damit die Damen, so von Natur furchtsam sind, ohne Comitat und Begleitung nicht erschreckt oder sonst ungebührlich von leichtfertigen Gesindlein angefallen werden. Es ist auch den Eltern und Anverwandten sowohl als der Jungfrau selbst ein besonderer Ehrendienst, gereicht auch oft zu guter Beförderung, denn Freundlichkeit macht Freunde, Liebe macht Gegenliebe. Schon hieraus geht hervor, worauf dieses Complimentiren gerichtet sein muß: nämlich auf die Eltern oder Anverwandten und auf die Jungfern selbst. Gegen die Eltern entschuldigt man sich und bittet dienstfreundlichst, sie wollen es im Besten vermerken, daß man die ehr- und tugendsame, ihre herzliebste Tochter in Ehren hat begleiten wollen und sollen: weil man mit derselben (z. B. bei einem gehaltenen hochzeitlichen Ehrentag) in ehrliche Kundschaft und Conversation gerathen, hätte man ihr tugendsames Herz, sonderbare bescheidene Mienen und Qualitäten sattsam gespüret, welches ihm nicht unbillig Anlaß und Ursache gegeben, dieselbe zu comitiren. Gleichsam wie der weise Mann Plato von den Philosophen redet, bei denen junge Leute nur sitzend geschickter und klüger würden, so habe auch er auf gleiche Weise von einer sothanen hochbegabten, tugendhaften Dame gute Mores und Tugenden lernen mögen. Auf ähnliche Weise verabschiedet man sich von der Jungfrau.

So viel, schließen wir von den Complimenten; das Weitere gibt die Praxis an die Hand, sagt unser Büchlein.

Ein Frankfurter Theaterlärm
aus dem Jahr 1788.

Am 13. November 1788 berichtete Goethe's Mutter ihrem Freunde, dem Schauspieler Unzelmann in Berlin, eine Theaterbegebenheit in folgender Weise:

Es sticht mich der kitzel Ihnen aber im höchsten Vertrauen (der Frau Gevatterin können Sies sagen) einen spaß zu erzählen der dem Schauspieler Eike gearivirt ist. Dieser Mensch hat nun einmahl das Unglück daß ihn beynahe kein Mensch mag. Besonders wenden die Damen alle ihre holden Anglitzer weg, sobald er auftritt. Warum ich nun einen gantz besondern pick auf ihn geworfen habe kommt daher, weil er meist alle Ihre Rollen spielt, welches dann nun nicht wohl anzusehn ist. In dem Mannegtißmus machte er den Vendius. Der Tramaturgen schreiber fensterte ihn gewaltig aus wie Sie in den Blättern selbst leßen können. Darob ergrimte das Männlein so, daß er dem Professor Schreiber ins Hauß läuft und ihn bemaulschelt. Der klagt bei der hisigen Obrigkeit und ihm wird auferlegt, Erstlich dem Professor in dem Römer öffentliche Abbitte zu thun. Zweytens alle Kosten der Advokaten zu bezahlen und drittens 8 Tage auf die Hautwache ins Gefängniß. Nun mußt er den Abend im Felicks spielen (er machte den Baron Jachthols) so bald er sich auf der Bühne blicken ließ, erthönten von oben unten in der mitte an die 20 pfeifen, die waren Euch so hell als wärens Canarien Vögel. Nun mußte er eine arie singen, da gingen nun all die pfeifen mit und machten ein Concert zum erstaunen des gantzen Publikums. Gott mag mir meine Sünde vergeben! Jederandre sogar der geringste hätte mich gedauert, aber der gewiß nicht. Ich hoffe wir sehn ihn hir nicht wieder. Die Kaufleuthe und die Gelehrten sind so gegen ihn aufgebracht, daß er wohlthut wenn er geht. Die Gräffin von der Lippe drehte sich während dem Spektakel zu mir und sagte: ach unser Amour! daß Gott erbarm! Die Bethmann die den Koch schon um alles gebethen hat ihr den Menschen wegzuthun, lachte (das sonst ihre Sache nicht viel ist) aus Leibeskräften. Ihnen kans nicht so viel Intereßiren weil Sie das Monstrum nicht kennen; aber allen Anhängern von Ihnen thats in der Seele wohl. Thurneißen kam zu mir und sagte: gelt da hat Sie einmahl eine Freude gehabt. Eine Feder ist rund abgeschrieben. Diesen langen Brief haben Sie meinem Affengesicht zu danken — das Schreiben thut mir heute wohl. Diesen Morgen leße ich die Berliner Annalen, die mich einestheils vergnügten, weil von der Frau Gevatterin und von Ihnen so viel Gutes gesagt war. Aber eins ärgerte mich: wer in aller Welt mag das seyn, der den Wollschofski als jürge in den beyden Billiet gesehen hat, und ihn loben mag? Nein das ist zu toll; dem Verfaßer glaube ich nun kein Wort mehr. Die Leute sind herausgelaufen, wie im Jurist und Bauer, und beyde Stücke waren sonst dem hisigen Publicum so lieb. Wenn die Journalisten anfangen so partheiisch denn gute Nacht Literatur.

Ihre Freundin

Elisabeth.

Die Macht des Gesanges.

D Vincenzo Martinelli erzählt in seinen Lettere familiare e critiche (Londra 1750) von dem Tonkünstler Palma aus Neapel, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, daß denselben die Plagegeister so mancher genialen Leute, hartherzige Gläubiger, nur zu oft mit ihren Mahnungen peinigten. Einer der zudringlichsten

hatte ihn einst, als er sich's am wenigsten versah, in seinem Zimmer überrascht, und drohte, wenn er seine Schuld nicht augenblicklich tilge, den lockeren Günstling der Musen in das Schuldgefängniß abführen zu lassen. Palma wußte, mit wem er es zu thun hatte, allein er ließ sich keine Furcht anmerken, ging ruhig im Zimmer auf und ab und sang eine Ariette. Als er des Wucherers aufmerksame, staunende Miene sah, setzte er sich an das Clavier und begleitete sich eine zweite Arie, die er mit ergreifendem Ausdruck und seltener Kunst vortrug. Sichtbar gerührt durch die unwiderstehlichen Klänge stand der Mann da, der wenige Minuten vorher mit unbarmherzigem Sinn und drohender Miene in's Zimmer getreten war. Kaum war er von seinem Entzücken wieder zu sich selbst gekommen, als er den Künstler mit den Worten umarmte: „Palma, lieber Palma! ich fordere jetzt keine Bezahlung mehr von Ihnen. Nein, kann ich Ihnen sogar noch aus Ihren übrigen verwickelten Umständen heraushelfen, so befehlen Sie, mein ganzes Vermögen soll zu Ihren Diensten sein!" — Dieses Wunder bewirkte Palma, wie Martinelli berichtet, noch überdies mit einer heiseren Stimme.

Wir glauben, daß es immer noch Sänger gibt, welche von ihren Gläubigern gedrängt werden, und wir empfehlen ihnen dieses Mittel, sich ihrer zu entledigen, das sich im erzählten Falle als so probat erwies; es käme nur darauf an, auszumitteln, ob die Gläubiger noch so leicht zu rühren sind, oder vielmehr, ob es — noch Künstler gibt, wie Palma.

Notizen.

Das erste Auftauchen des Omnibus. In einem neuen Werkchen „Histoire anecdotique de l'industrie française von Eugène d'Auriac (Paris, Dentu)" finden sich folgende Details über diese Wagengattung. Ludwig XIV. ertheilte Blaise Pascal das Patent, jedoch nur für eine bestimmte Richtung in der Stadt Paris. Sie gingen damals um bestimmte Stunden ab und dienten Advokaten, Aerzten und anderen Personen, deren Beruf Eile erheischte und die nicht immer in der Lage waren, eigne Equipagen zu halten zur Bequemlichkeit. Damals zahlte man 5 Sous für die Person, von dem einen Ende ihrer Linie bis zum andern. Wie Loret in seiner „Muse historique" meldet, begannen die ersten Fahrten vor 200 Jahren, am 18. März 1662. Während der ersten Tage staunte Jedermann diese öffentlichen Wagen, die sich von der Porte Saint-Antoine nach dem Luxembourg und in umgekehrter Richtung bewegten, an, und bald bediente sich ihrer eine große Zahl von Personen. Nicht lange, so wurde eine zweite Linie errichtet, sie ging aus von der Rue Saint-Antoine, gegenüber dem königlichen Palaste und endete in der Rue Saint-Honoré nahe an der Saint-Roche Kapelle. Am 22. Mai entstand die dritte Linie und bald darauf mußte eine ganze Anzahl errichtet werden; sechs davon liefen von der Rue Neuve-Saint-Paul und sechs andere von der Rue Taranne aus. Zur Bequemlichkeit wurden die Richtungen auf den Wagen verzeichnet und die Kutscher trugen weiße, gelbe, grüne und rothe Abzeichen auf ihren blauen Kopfbedeckungen; die Wagen selbst waren blau mit goldnen Blumen. — Die Wagen dieser Linie liefen vom Jahre 1562 bis 1677 wo sie aufhörten, und erst in diesem Jahrhundert wurde die Erfindung Pascal's wieder aufgenommen.

Garibaldi's Mutter. H. Reuchlin sagt in seiner Schilderung des italienischen Volkshelden: „Wie bei so vielen stahlfesten Männern des Kriegs und der Kirche, war es auch bei Garibaldi die Mutter, welche ihm einen unzerstörbaren Stempel aufprägte. Er ist voll Bewunderung und Dank für sie. Er glaubt, daß ihr thätiges Mitleiden mit den Unglücklichen in ihm die Opferfreudigkeit entzündet habe. In den Gefahren des Schiffbruchs und der Schlacht schaute er seine fürbittende Mutter auf den Knieen vor Gott und glaubte an die Kraft ihres Gebetes. Dieser Kultus beschränkte sich nicht auf die Mutter. Das Antike, die einfache Willenskraft Garibaldi's erhält durch ritterliche Galanterie im edelsten Sinne einen romantischen Duft und Schimmer. Noch vor wenigen Jahren schrieb er: „Das Weib ist das vollkommnere Wesen, es ist ritterlicher als der Mann, nur wird in den mehreren durch die schlechte Erziehung der Keim erstickt." Garibaldi's Mutter soll bekanntlich vermittelst

des Königs Theodor von Corsica (1736) von einer deutschen Großmutter stammen, was dann vielleicht auf seine nicht besonders südliche Physiognomie und auf die blonde Farbe seiner Haare Einfluß gehabt hätte." (Vergl. Europäischer Geschichtskalender, Nördlingen, Beck 1861, S. 240.)

Antonio de Trueba. Seit mehr als anderthalb Jahrhunderten war die spanische Dichtung fast ohne Einfluß auf das übrige Europa geblieben. Selbst dramatische Dichter wie Martinez de la Rosa und Juan Eugenio von Hartzenbusch (Sohn eines ausgewanderten Schreiners aus Schwadorf bei Köln) wurden im Ausland nur von Literaturkennern besprochen. Neuerdings finden einige spanische Meister des Romans und der Erzählung in zahlreichen Uebersetzungen beim größeren Lesepublikum Eingang. Don Fernan Caballero ist in Deutschland vor Allem durch seinen großen Roman „Die Möve" bekannt geworden und zählt bei uns vielleicht schon ebenso viele Leser als etwa Manzoni. Ihm reiht sich in einer leichteren Gattung Antonio de Trueba an; seine frisch und warm vorgetragenen Geschichten sind als „Erzählungen von rosiger Farbe" gesammelt erschienen (Augsburg, Rieger 1861.) Der Verfasser will den modernen Pessimisten entgegenwirken, welche die Welt als eine Wüste darstellen. Diese Worte gelten jedoch nicht dem Anhang Schopenhauers, sondern dem Byronismus, der in Spanien später als in andere Länder eingedrungen ist.

Ein neues Königreich wurde, wie die letzten Nachrichten aus den Anden in Südamerika melden, daselbst gebildet. Ein Franzose hat sich zum König von Aurokanien ausgerufen, Minister ernannt, und seinem Volke, das aus wilden Stämmen besteht, eine Constitution verliehen. Das Recht der Thronfolge wurde in der Linie der directen Nachkommen des Königs festgestellt. Aurokanien ist in Departements und Gemeinden mit Präfecten, Gemeinderäthen &c. eingetheilt. Die Constitution bestimmt die Rechte und Privilegien des Königs, die Einheit des aurokanischen Volkes, und die Gleichheit aller Personen vor dem Gesetze; auch der französische Code wurde im Königreiche eingeführt. Der wirkliche Name des neuen Königs ist Orélin-Antonie aus Tonneins (Lot und Garonne). Er lebt seit sechs Jahren unter den Stämmen im Süden von Chili, deren Häuptling er wurde und über welche er einen beträchtlichen Einfluß ausübt.

Gemäldeverkauf. In den letzten Tagen kam die Gemäldesammlung des Hrn. Wertheimber, aus Werken der neuen französischen Schule bestehend, in Paris zum Verkauf. Zu folgenden Preisen wurden die Hauptgemälde verkauft: Kartenspielende Soldaten in einem Waffensaal, von Meissonier, zu 29,400 Fr. an Hrn. Demidoff; eine türkische Patrouille, von Decamps, zu 26,250 Fr. an Hrn. J. Patterson; eine ruhende Schaafheerde im schottischen Hochlande zu 15,280 Fr. und weidende Kühe zu 9,300 Fr., beide von Mme. Rosa Bonheur; ein Bazar beim Eingange der Stadt Jerusalem, von Marilhat, zu 16,800 Fr. an den Grafen Duchâtel, ein Meisterwerk des Künstlers, u. s. w. Im Ganzen wurden 175,000 Fr. erlöst.

Ludwig Richter. Von diesem vortrefflichen Künstler wird binnen Kurzem ein neues artistisches Werk von 10 Blättern, „Der Sonntag" betitelt erscheinen. Das Werk wird in A. Gaber's xylographischem Atelier ausgeführt und wird sich würdig an die in jeder Familie heimisch gewordenen „Erbauliches und Beschauliches", „Vater Unser", „Für's Haus", „Lied von der Glocke" &c. anreihen.

Das Schillerbuch, das in Tausenden von Exemplaren ebensoviel Gewinne in der National-Lotterie bildet, enthält: 1) Schillers Demetrius, für die Bühne bearbeitet von F. G. Kühne; 2) Beiträge zur Geschichte der Schillerperiode des Mannheimer Theaters, von Arnold Schloenbach; 3) Scharffenstein und von Jxküll, von Karl Mayer.

Julius Hammer setzt seine der freien Religiosität und Erbauung gewidmeten Dichtungen thätig fort. Sein neuestes Werk heißt: „Die Psalmen der heiligen Schrift mit Einleitung und Erläuterungen (Leipzig, Brockhaus, 1861)."

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 20. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 141.) **Der Barbier von Sevilla.** Komische Oper in 2 Akten. Musik von Rossini.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 17. Sonntag, 21. April **1861.**

Eine Aufführung der Diana von Solange in Gotha.

Von Alfred Meißner.

So mancher Musiker, der die Partitur seiner Oper halbfertig im Pulte hat und die Schwierigkeiten ermißt, die er zu überwinden haben wird, ehe sein Werk, so Gott will, auf irgend einer Bühne erscheint, wird einen Compositeur, wie den Herzog von Coburg beneiden, der die Möglichkeit besitzt, sein Werk sogleich dem Publikum vorzuführen und ihn vielleicht für den glücklichsten Sterblichen halten. Während er noch an der Instrumentirung arbeitet, malt der Dekorationskünstler bereits an effektvollen Hintergründen; der Balletmeister ersinnt einen neuen Pas und der Intendant unternimmt eine Reise, um irgendwo eine Sängerin aufzufinden, die dem Charakter der Hauptrolle am meisten entspricht. Ein Federzug — und neue Costüms sind angeschafft und kaum ist der letzte Bogen der Partitur trocken, da beginnen schon die Proben, die der Kapellmeister mit allem Feuer, dessen er fähig, leitet. Zwischen der Beendigung des Werks und seiner lebendigen Vorführung liegen nicht jene Jahre, oft jene Jahrzehnte der Hoffnung und der Enttäuschung, der Illusion und Desillusion, die auf das Künstlergemüth einen so aufreibenden Einfluß üben — liegen nur Wochen, Wochen der Aufregung, von denen jede das Ziel näher rückt.

Aber in dieser Welt gleicht sich Alles aus. Wenn der erste Schritt auf das Theater hier nur einem Sprunge gleicht, so ist der weitere Weg nur um so mehr mit Felsstücken besäet und mit Hindernissen gepflastert, denn — gestehen wir's nur, es existirt ein Vorurtheil gegen die musikalischen und poetischen Produktionen von Fürsten. Man hält sie für Dilettantenarbeit. Man will nicht glauben, daß ein Souverän, der von hundert Vergnügungen und Pflichten in Anspruch genommen ist, sich die Zeit nehmen könne, die nöthig, sich in ein großes Werk künstlerisch zu vertiefen. Das Genie wohnt, der Meinung der Menge nach, noch immer im Dachzimmer und ißt sich selten satt. Der Beifall, den die Oper eines Fürsten in seiner Hauptstadt findet, wird lächelnd abgelehnt und der Loyalität der leicht befriedigten Landeskinder zugeschrieben. Die Kapellmeister und zünftigen Musiker anderer Städte, die über Annahme von Opern ein Wort zu sagen haben, wehren sich mit Händen und Füßen gegen den vornehmen Eindringling, sie haben ja selbst jeder eine Oper im Pulte, die sie nicht anbringen können, sie begreifen nicht, wie man eine Oper schreiben könne, ohne Jahrelang dirigirt zu haben. Sie gestehen es dem Fürsten zu sein Ministerconseil zu leiten, sein Regiment, vielleicht auch eine Armee, zu commandiren, diplomatische Noten zu entsenden; die musikalischen Noten aber gehören ihnen allein und von Rechtswegen. Wird endlich solch eine fürstliche Composition zur Aufführung gebracht, so tritt ein neues Hinderniß hinzu. Der den Menschen angeborene Neid weigert sich lange, Personen, die das Schicksal in so vielen Punkten bevorzugt hat, noch von einer andern Seite als begünstigt anzuerkennen. Man nimmt die Oper mit einem kritischeren Sinne auf, als jede andere. Die Journalisten stimmen ihr Lob aufs niedrigste Maaß, denn sie fürchten

als Scheinrichter zu gelten. Vielen unter ihnen ist's ein Hochgenuß, einem Fürsten was am Zeuge flicken und ein Exempel ihrer nivellirenden Gesinnung geben zu können. Und so ist's manchmal — wie im Leben, so in der Kunst — recht störend ein Fürst zu sein.

Dies Alles ging mir durch den Kopf, als ich vor einigen Wochen auf der Durchreise durch Gotha von einer Aufführung der Diana nach Hause kam. Wie ist es möglich, daß, vollends in einer Zeit, wie die unsrige, in welcher die deutsche Oper an einer Unfruchtbarkeit leidet, die kein vorübergegangenes Jahrzehnt gekannt, ein Tonwerk wie dieses, von seltenstem Melodienreichthum, voll klarster, frisch wie ein Quell sprudelnder Erfindung, ein Werk kräftig, lebensvoll, abwechselungsreich, nicht auf das rascheste Besitz von allen Bühnen nimmt? Nur, weil die oben angegebenen Gründe entgegenwirken. Nur, weil man „den Fürsten mißtraut". Nur, weil eine Voreingenommenheit existirt, welche erst durch die lebendige Aufführung besiegt werden muß. Freilich ist dies Vorurtheil in diesem speciellen Fall schon im Weichen. Santa Chiara ist bereits auf vielen Theatern eine eingebürgerte Lieblingsoper. Wenn die, an musikalischem Werthe vielleicht noch höher stehende „Diana" weniger rasch vorgedrungen, so sind größtentheils äußerliche Schwierigkeiten anzuklagen: die Exorbitanz der Forderungen, welche die Parthie der Diana an die Sängerin stellt. Diese ist fast immer in Scene und soll das Fach der Coloratursängerin mit dem der dramatischen Künstlerin vereinen.

Versuchen wir's, am Faden der Handlung fortgehend, die hervorstechenden Nummern kurz zu charakterisiren; das Endurtheil wird sich dann um so ungezwungener daraus ableiten lassen. Der erste Akt beginnt vor einem spanischen Grenzwirthshaus, wo sich das Volk an Tanz und Spiel erlustigt. Wallfahrer ziehen vorbei nach Compostella, unterbrechen jedoch nur ganz kurz die Klänge der Segurdillen. Neue Gäste kommen: Diana, ein reizendes Weib, zu Pferde, mit einem düstern Begleiter, Fuegos genannt. Armand, Marquis von Varsal, soll erscheinen, er eilt als Gesandter des Prinzen von Evora, der gerechte Ansprüche auf die Nachfolge hat, an den Hof König Heinrichs, welcher dem Tode nahe ist und sein Testament in des Marquis Hände niederlegen will. Diana's Liebreiz soll Armand fesseln und ihn abhalten zu rechter Zeit in Lissabon einzutreffen. Diana bezaubert ihn in der That mit Sang und Lautenschlag, aber weder ihre Reize noch die Warnungen der Anwesenden, die Reise auf der übelberüchtigten Straße fortzusetzen, halten ihn auf.

In diesem Akte pulsirt durchwegs ein rasches, heißes, fast bachantisches Leben. Sehr gefällig ist das Duett: „Der Kampf beginnt" mit der coquetten Figur Dianens: „ich weiß, daß Liebe Schwäche heißt." Der Glanzpunkt dieses Aktes ist jedoch die Romanze „Es blüht eine Rose auf felsiger Höh'". Dies ist eine jener Melodieen von fesselndem Reize, welche sich, wenn man sie einmal gehört, dem Gedächtniß für immer einprägen und die man noch nach Jahren unwillkürlich nachsummt: gewiß das sicherste Zeichen genialer Erfindung. Es ist solch eine Melodie wie ein schönes Profil: man sieht es einmal im Gedränge und merkt sichs fürs Leben. Alle späteren Anklänge an diese Romanze im weiteren Verlauf der Oper wirken jedesmal glücklich.

Der zweite Akt versetzt uns in den königlichen Palast zu Cintra. Wir erfahren, daß der wackere König Heinrich von einer düsteren Jesuitenschaar umgeben ist, welche die Krone Portugals Philipp II. zubringen will, und es scheint, daß sie kein Mittel scheut, um ihre Pläne durchzusetzen. Fuegos, der sich als Graf von Cortreal entpuppt, ist das Haupt dieser Partei, Diana ihr Werkzeug. Sie soll den Marquis von Varsal beobachten, umstricken, seiner Mission abwendig machen. Er glaubt in ihr die Sängerin der Grenzposada zu erkennen, sie leugnet, indeß kehrt der König zurück. Er hat sich mit Gott berathen und das Testament zu Gunsten des Prinzen von Evora gemacht. „Diese Nacht," sagt er zu seiner Nichte, die den Prinzen liebt, „bringt dir ein König-

reich!" Er reicht ihr eine Pergamentrolle, die sie hastig verbirgt, denn — Fuegos tritt als Mönch verkleidet, als Bote Rom's ein. Der heilige Vater wünscht die Krone auf Philipps II. Haupt zu sehen und droht im Weigerungsfall mit dem Bannfluch. Der schwache Greis fleht, ihm den Fluch nicht auszusprechen und wankt, vom Großalmosenier geführt, ab.

In diesem Akte wirkt besonders großartig die Entrée de la cour, ein Effektstück voll neuer, blendender Züge. Frappant und höchst glücklich ist der Gedanke, die verschiedenen Hofchargen (Hellebarbirer, Ritter, Damen, Mönche, Räthe) durch die Musik bei ihrem Eintreten zu charakterisiren. Jeder einzelne Bestandtheil des Zuges erhält zehn Takte, und hat sich der Marsch so, mit wechselnden Figuren, immer grandioser gesteigert, so gelangt er mit dem Erscheinen des Königs zu voller majestätischer Entfaltung. Diese glänzende Piece scheint mir keiner dieses Genre's, auch nicht dem Einzug auf der Wartburg, nachzustehen. Die Rede des Königs hat eine edle Feierlichkeit, seine Vision die entsprechende Fassung. Die kleinen Soli Katharina's sind mädchenhaft lieblich und liebenswürdig, ohne die grande dame zu verleugnen. Der Eintritt des Jesuiten Fuegos hält sich in starken, doch nicht übertriebenen Effekten, besonders die Fluchscene ist mächtig ergreifend — von großartiger Wirkung.

Der nächste Akt führt uns an den Liebeshof. Der ganze Hintergrund stellt eine einzige Freitreppe vor, auf welcher Ritter, Damen und Troubadoure malerisch gruppirt sind. Diana von Solange, keine Diana, wie es scheint, vielmehr eine Armida, und ihr Marquis haben sich in den Vordergrund gelagert. Die Musik dieser Scene, die in Gotha durch eine prachtvolle, wirklich poetisch gedachte Dekoration gehoben wird, ist reizend, von einer süßen, schwelgerischen, verführerischen Ueppigkeit. Es sind Weisen, wie von der Provence hergeweht. Hier schließt sich eine wundervolle Nummer an die andere, an die Polonaiseartig gedachte Figur des Einzugs das allerliebste träumerische Quartett der Troubadoure — ein hors d'oeuvre wenn man will, aber von lieblichster Wirkung. Das Solo des Marquis „wenn Dämmrung" ebenso melodisch schön wie effektvoll. Folgt eine Balletmusik in mehreren Nummern und von verschiedenem Charakter; sie würde jedem Meister Ehre machen. Vergessen wir endlich nicht den „Chor der Frauen" ein wahres Juwel, ein Meisterwerk von liebenswürdiger Grazie.

Die von Diana zuerst nur geheuchelte Liebe ist inzwischen eine wirkliche geworden. „Ihr Herz mit Schmach bedeckt, fühlt Liebe, Liebe, Liebe!" Doch sie schlägt die Hand aus, die der Marquis ihr bietet, sie ist ja seiner unwerth. Da ertönt die Glocke der Kathedrale dumpf in das Fest hinein — der König Enrique ist todt.

Das Finale ist von großartiger Wirkung.

Der vierte Akt bringt uns vor das Schloß von Lissabon. Hierher hat die Infantin Katharina Alle, die ihr treu geblieben sind, geladen. Fuegos naht mit spanischen Parteigängern; die Portugiesen, Armand an der Spitze, treten ihnen entgegen. Da trennt die Herzogin den Kampf. Sie hält die Pergamentrolle in der Hand, die den Prinzen von Evora zum Thronerben ernennt. Armand soll damit nach Evora eilen.

Die Beschwörungsscene, höchst lebendig und kräftig gedacht, glücklich instrumentirt, hat Meyerbeersche Farben. Wunderschön ist zum Schluß die Preghiera der unglücklichen, ihrer Schuld bewußten Diana.

(Schluß folgt(·

Ergänzungen zu Schiller's Wallenstein.

Wallenstein von Schiller. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Stuttgart, Cotta, 1861.

Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt eine Handschrift von Schillers Wallenstein, die früher dem Staatsrath Kielmeyer in Stuttgart gehörte, der noch ein Schulgenosse des Dichters von der Solitüde aus gewesen. Wahrscheinlich war sie zuerst für die Bühne von Stuttgart bestimmt. Sie besteht aus zwei Quartbänden, deren einer das Lager und die Piccolomini, der andere den Tod enthält. Auf dem Titel jedes Bandes findet sich die eigenhändige Bemerkung des Dichters: „Nach meiner Handschrift richtig copiert und von mir durchgesehen. Schiller." Aus der Vergleichung dieses Bühnenmanuscriptes mit der ersten Ausgabe von 1800 hat von Maltzahn die in vorliegendem Hefte zusammengestellten Varianten gewonnen. Durch dieselben gewinnt nicht nur die kritische Behandlung des Wallenstein vielen Stoff, sondern jeder gebildete Leser erhält einige neue, darunter ganz vortreffliche Proben von Schillers Sentenzenstyl aus seiner besten Zeit.

Das „Lager" wurde zuerst am 12. October 1798, genau 150 Jahre nach dem Abschluß des westphälischen Friedens aufgeführt, auf welchen der Prolog so bedeutungsvoll Rücksicht nimmt*); vorher ging an demselben Abend „die Corsen", Trauerspiel von Kotzebue. Der herrliche Prolog erschien am 24. October in der „Allgemeinen Zeitung". Am 30. Januar 1799, zur Feier des Geburtstages der Herzogin Luise, folgten die Piccolomini, über die Goethe in einem längeren Aufsatz an die „Allgemeine Zeitung" berichtete. Endlich am 20. April fand mit „Wallensteins Tod" die Trilogie auf der Bühne ihren Abschluß; Maltzahn gibt die drei bezüglichen Theaterzettel in genauem Abdruck. Bereits am 21. December 1798 kündigte die Cotta'sche Buchhandlung das Erscheinen des ganzen Werkes für die nächste Ostermesse an; eine Woche später aber wurde die Anzeige widerrufen und bekannt gemacht, daß nach „einer Uebereinkunft mit verschiedenen Theater-Directionen" die Veröffentlichung erst ein Jahr später erfolgen sollte.

Während eines Zeitraums von anderthalb Jahren wurde demnach das Stück in verschiedenen Zeitschriften, die Maltzahn im Vorworte verzeichnet, in der Weise besprochen, daß die Berichterstatter für längere Citate die Theatermanuscripte benutzen mußten. Ihre Berichte sind hierdurch ebenso viele Quellen geworden, aus denen man die Veränderungen kennen lernt, die der Dichter an seinem Werke vorgenommen hat. Von den Bühnenhandschriften selbst ist die wichtigste, die Weimarische, beim dortigen Theaterbrand im März 1825 zu Grunde gegangen; und das Berliner Manuscript, welches Maltzahn hier benutzte, bleibt die Hauptquelle.

Von den merkwürdigen Stellen, die wir hier zum ersten Male lesen, geben wir den Lesern zwei der vorzüglichsten. Wie die Gräfin Terzky auftritt, um den schwankenden Bruder zum festen Entschlusse zu bringen, redet dieser seine Vertrauten an:

Hetzt diese Zunge nicht auf mich, ich bitt' euch,
Ihr wißt, sie ist die Waffe, die mich tödtet.
Geschlagen bin ich, wenn ein Weib mich anfällt,
Ich kann mit dem Geschlecht nicht Worte wechseln,
Denn nicht mit Gründen ist es zu gewinnen.

---

*) Den ersten Holkischen Jäger spielte der uns wohlbekannte Leißring.

Statt dieses Ausspruches, welcher zeigt, wie wenig die „Würde der Frauen" aus Wallensteins Seele geschrieben ist, heißt es in unseren Drucken einfach:

Gebrauch' dein Ansehn, Terzky. Heiß' sie gehn.

In der Scene mit Max Piccolomini sagt der beginnende Usurpator:

Sei ruhig, Max. Viel wollen wir des Großen,
Des Trefflichen zusammen noch vollführen.
Und wenn wir nur erst würdig oben stehn,
Vergißt man leicht, wie wir hinauf gekommen.
Glaub' mir! Es trägt sich manche Krone rein,
Die nicht so reinlich auch erworben worden.

Diese Zeilen empfehlen sich als ein Motto für Prinz Plonplon, wenn er eine Replik an den Herzog von Aumale im Sinne haben sollte.

Aus Goethe's obenerwähntem Aufsatz, den Maltzahn zum ersten Male vollständig wiedergibt, verdient folgende tiefsinnige Stelle *) allgemein bekannt zu werden:

„Wollte man das Object des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche, durch ein auserordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines auserordentlichen Zeitmoments, unnatürlich und augenbliklich gegründet wird; aber, durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt allem was an ihr befestigt ist zu Grunde geht. Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen. Den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Grose und Idealistische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden, als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung, stellt er uns die Liebe, und so hat er in seinem Gemählde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet."

Die Sammlung Soltykoff und ihre Kunstwerke.

I.

⊃ Die Liebhaberei an seltenen und ausgesuchten Kunstgegenständen nimmt immer mehr zu, das zeigen die außerordentlich hohen Preise, die bei Versteigerungen namhafter Sammlungen erzielt werden. Ist es einerseits erfreulich, daß wohl eine solche Vorliebe als ein Beweis für die immer weitere Verbreitung eines guten Geschmackes und echter Bildung angesehen werden darf, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß bei vielen Sammlern statt des geläuterten Kunstsinnes nur zu oft Eitelkeit oder auch krankhaftes Besitzgelüste nach dem Exquisitesten, Theuersten und Seltensten vorherrscht, was oft geradezu in eine vollständige Sucht, eine Manie ausartet, und diese mentale Krankheit wird dann nur zu häufig von spekulativen Händlern ausgebeutet, wie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Tulpenwuth in Holland. **)

---

*) Goethe's damalige Orthographie ist beibehalten.

**) Man mache sich einen Begriff davon nach dem Berichte eines Augenzeugen (siehe die Schrift „Tulpen und Staatspapiere"): „Für ein paar Jahren haben sich allerlei Leut zu diesem Handel begeben, dadurch die Sache so weit sich verlauffen, daß endlich zu Ende

So wurden, wie seiner Zeit fast alle Blätter berichteten, viele Kunstgegenstände der Rattier'schen Sammlung zu unglaublich hohen Preisen verkauft, z. B. bezahlte der Exminister Thiers, bekanntlich einer der eifrigsten Sammler, eine Emaille Grau in Grau, allerdings von einem der bedeutendsten Emaillemaler, Jean Pénicaud (dem 3ten und berühmtesten dieses Namens, der Mitte des 16. Jahrhunderts angehörig), eine Kreuzabnahme nach Schiavone, mit 15,000 Franken. So wurde auch in der nach sechstägiger Dauer am 16. März d. J. beendigten Auktion der Sammlung von Kupferstichen des Havanesen Arosarena in Paris, die seltenste Radirung von Rembrandt, das Porträt des Bürgermeisters Jan Six, und zwar nur ein Abdruck vom zweiten Plattenzustande mit der Schrift, für Herrn Thiers um 5251 Franken erstanden, wie die Deutsche allgem. Zeitung in einem interessanten Artikel unter Andern berichtet. Im Allgemeinen wurden verhältnißmäßig sehr hohe Summen, sowohl von Liebhabern, wie von Kunsthändlern, für Probe- und Aetzdrücke, Abdrücke erster Klasse und überhaupt seltene Blätter berühmter Radirer des 17. Jahrhunderts, Rembrandt, Ruysdael, Berghem, Ostade, und nicht minder der großen Kupferstecher des 16. Jahrhunderts, Dürer, Lukas von Leyden, Mark Antonio u. A. hingegeben.

Die Versteigerung einer andern berühmten Sammlung, der des Fürsten Soltykoff, hat am 8. April dieses Jahres begonnen und wird am 1. Mai beendigt werden. Der Katalog enthält 1109 Nummern der ausgesuchtesten und kostbarsten Kunstgegenstände, wie z. B. Altäre, Kelche, Kannen, Schalen, Ciborien und andere Kirchengeräthe von hohem Kunstwerthe, prachtvolle Pergamentmanuskripte mit Miniaturen, Diptyche, Triptyche und andere Elfenbein- und Holzskulpturen, Kunstmöbel, Majoliken und sonstige reiche und seltene Arbeiten der Töpferkunst 2c. — Außer dieser besitzt Fürst Soltykoff eine ebenso großartige Sammlung von Rüstungen.

Daß auch hier ein fiebrischer Wettkampf im Bieten und Ueberbieten von Seiten der Liebhaber stattfinden wird, ein Wettkampf, der noch mehr angefeuert wird durch den Ruf der Sammlung, deren schönste Exemplare von den Kunstschriftstellern dieser Zweige als die vorzüglichsten Muster angeführt werden, ist wohl zn erwarten, nicht minder aber auch, daß hier nur mit höchst gewichtigen Börsen irgend etwas zu erwerben ist.

Wir behalten uns vor, auf manche Gegenstände und auf die durch dieselben in der Sammlung vertretenen Kunstzweige zurückzukommen, und wollen heute nur zwei Produkte der Töpferkunst, und zwar der seltensten Art, etwas näher besprechen: es sind dies die beiden Nummern 651 und 652 des Soltykoff'schen Katalogs.

Mancher Laie wird sich freilich höchlich wundern, wenn er vernimmt, daß der Stoff dieser zwei Kunstwerke nur — Pfeifenerde ist, als ob der Kunstwerth einer solchen Arbeit durch die Kostbarkeit des bearbeiteten Stoffes erhöht würde. Wir wiederholen es, die beiden ebenso seltenen, wie theuern Gefäße sind von Pfeifenerde mit braunen Niellirungen, und den Kennern als der Gattung: „Poterie de Henri II." angehörig bekannt. Das erstere ist ein in seiner Grundform sechseckiges Salzfaß von reichster Composition, das zweite eine ovale Konfektschale in Gestalt einer Vase mit Deckel, ebenfalls von originellster Erfindung und mit den zierlichsten Ornamenten. Wir wollen unsere Leser nicht mit allen Einzelheiten der Beschreibung, wie sie der Katalog gibt,

---

des verwichenen und Anfangs des 1638sten Jahres die Blumen überaus hoch gestiegen, und in ihrem Werthe nach der Proportion, das Silber, Gold, Perlen, Edelgestein weit übertroffen. Es seynd aber nicht allein ein unzähliger Hauffe gemeiner, sondern auch viel reicher Leut mit dieser närrischer Kauffmannschaft eingenommen gewesen, daß auch die Weber ihre Webstühle, und alles was sie haben gehabt, zu Gelde gemachet und an die Blumen geleget, viel haben schöne köstliche Häuser, treffliche Landgüter, und alles was sie gehabt, verkaufft, auch große Summen Geldes, welche sie auf interesse ausgeliehen, wiederumb eingezogen, und an diese Kauffmannschaft gewendet."

ermüden, da sie nur für den speciellen Kenner und Liebhaber von Interesse sind, und lassen hier nur noch eine allgemeine Besprechung dieser merkwürdigen Töpferarbeiten folgen.

Sie unterscheiden sich von allen übrigen dergleichen durch ihre eigenthümliche Verzierung und ihren geheimnißvollen, bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu bestimmenden Ursprung. Manche Alterthumskundige hielten sie für florentinische Produkte, die, wie man muthmaßte, von irgend einem Verwandten der Katharina von Medicis als ein Geschenk an Heinrich II. von Frankreich geschickt worden wären; allein diese Fayencen haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit italienischen Majoliken, und in keinem Museum Italiens befindet sich ein Exemplar derselben. Der berühmte Chemiker Brongniart *) hat ermittelt, daß von 37 seiner Zeit bekannten Stücken 27 aus der Touraine und der Vendée herstammten, weßhalb viele Antiquare Thouars in der Touraine als den Sitz des (vielleicht italienischen) Künstlers bezeichnen, der diese Gefäße verfertigte. Der Salamander und andere Zeichen Franz des Ersten befinden sich auf den frühesten Arbeiten, auf der bei weitem größeren Anzahl der späteren und vollkommneren ist das Wappen Heinrichs II. mit seiner Devise, oder das H, verschlungen mit den beiden D der Diana von Poitiers. Sogar die Trauerfarben der verwittweten Herzogin von Valentinois, schwarz nnd weiß, zieren einige der schönsten Exemplare. Bekannt ist, daß Heinrich II. Schwarz und Weiß als seine Leibfarben trug, auch noch bei dem ihm so verhängnißvollen Turniere; sie waren die Modefarben dieses Hofes, und der Halbmond der Diana war auf den Palästen, wie auf den Münzen Heinrichs II. zu sehen. Alles dies spricht mit größter Wahrscheinlichkeit für den französischen Ursprung der Poterie de Henri II.

Die Form der Gegenstände ist fast durchweg im reinsten, edelsten Renaissancestyl. So vortrefflich sind dieselben modellirt und so geschmackvoll ausgeführt in ihren Ornamenten, daß sie mit den ciselirten und damascirten Kunstarbeiten des 16. Jahrhunderts einen Vergleich recht wohl aushalten können. Das zierliche Arabeskenwerk darauf hat die meiste Aehnlichkeit mit den Nielloarbeiten **) italienischer Goldschmiede. Auf ähnliche Weise wurden auch wohl die Ornamente in den Thon eingegraben und mit einer gefärbten Paste (rosa, blau, violett, braun, schwarz, am häufigsten dunkel okergelb) ausgefüllt. Die irrige Meinung Joseph Marryat's, daß diese Niellirung durch Patronen bewerkstelligt worden sei, bedarf schon deshalb keiner Widerlegung, weil die so vielfach gewundenen Vertiefungen, Hohlkehlchen, Stäbchen, Reliefs, vorspringenden Rundungen und gewölbten Bossen das Anlegen von Patronen gar nicht zulassen, und überdies die Arabeskenmuster viel zu zierlich, genau und mannichfaltig sind. Die Arbeiten selbst sind meistens Prunk- und Dekorationsstücke, wie Schalen, Becher, Kännchen u. s. w., allein weder von besonderer Größe, noch Schwere.

Eine Aufzählung der bis jetzt als vorhanden bekannten Exemplare unterlassen wir, als zu weit führend, und bemerken nur noch, um einen Begriff von den hohen Preisen der Fayencen Heinrichs II. zu geben, daß vor mehreren Jahren Baron Anton von Rothschild, welcher einige prachtvolle Muster dieser Arbeiten besitzt, aus der Sammlung des verstorbenen Kunstliebhabers Préaux einen solchen Leuchter, ein Kunstwerk von geschmackvollster Zierlichkeit, um die Summe von 1900 Franken erstand.

---

*) Verfasser des trefflichen Werks: „Traité des Arts Céramiques", sowie gemeinschaftlich mit Riocreux von: „Description du Musée Céramique de Sèvres."

**) Niello nennt man eine Silber- oder Goldplatte, auf welcher mit dem Grabstichel eingegrabene Ornamente oder Figuren mit schwarzem Emailleguß ausgefüllt wurden.

Notizen.

Anrede Napoleons an einen deutschen Studenten. Im April 1813 wurden Jenaer Studenten bei Napoleon angeklagt, sich als Kosaken verkleidet und die rheinbündischen Truppen in Schrecken gesetzt zu haben. Der Kaiser war darüber so wüthend, daß er an Bertrand die Ordre ausfertigen ließ, ganz Jena niederbrennen zu lassen. Eben war er im Begriff, in Erfurt (am 26. April) diesen Befehl zu unterzeichnen, als der Jenaer Student Theodor Müller aus Mecklenburg als Abgeordneter bei ihm Eingang fand und ihn von jenem Vorhaben abbrachte; doch nur mit Mühe, denn eine Zeitlang bestand Napoleon darauf, daß wenigstens die Häuser der Professoren eingeäschert würden. Zudem hatte Müller eine heftige Apostrophe anzuhören, worin es unter Anderem hieß: „Der Herzog von Weimar ist der unruhigste Fürst in ganz Europa. Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer Professoren! Wißt Ihr Deutsche, was eine Revolution ist? Ihr wißt es nicht; aber ich weiß es. Ihr werdet die Revolution haben, wenn ich nicht Ordnung schaffe!" — Müller wurde später die Zierde der Fellenberg'schen Anstalt in Hofwyl. Vergl. „Theodor Müllers Jugendleben von K. R. Pabst (Aarau, Sauerländer, 1861)."

Wien als Künstlerheimath. Drei der ersten deutschen Künstler der Gegenwart, Eduard Steinle, Moriz von Schwind und Karl Rahl, sind in Wien geboren; aber — so fragt die „Donauzeitung" mit Recht — was hat der hohe Adel der Kaiserstadt, was die Geistlichkeit, was die Gemeinde für sie gethan? Im Belvedere sieht man eine unbedeutende Jugendarbeit von Rahl; ein größeres Gemälde desselben Meisters (Scene aus dem Leben Manfreds des Hohenstaufen, wahrscheinlich sein Einzug in Luceria) liegt aus Mangel an Raum dort noch aufgerollt. Von Steinle hat die Gallerie vor zwei Jahren eines der geringeren Werke gekauft; von Schwind besitzt sie gar nichts. In den Salons der Vornehmen findet man nicht einmal die in anderen Städten so sehr bewunderten Märchenbilder von Schwind. Rahl hat einen wahren Gönner an dem griechischen Gesandten, Baron Sina, schwerlich aber Ueberfluß an einheimischen Aufträgen.

Die Juden und der deutsche Staat. Unter dieser Aufschrift ist nach langer Unterbrechung wieder einmal eine in starken Ausdrücken abgefaßte Schrift gegen die bürgerliche Gleichstellung der Juden erschienen. Die Jahreszahl 1861 auf dem Titel nimmt sich wie ein Anachronismus aus. Sie trägt das Motto aus dem Kaufmann von Venedig: „Denn weil du Recht begehrst, so sei gewiß, Recht soll dir werden, mehr als du begehrt." Den Verlag hat die Nikolai'sche Sortimentshandlung in Berlin und Posen; der alte Nikolai, von dem sie den Namen hat, würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er die Schrift läse.

Zur egyptischen Alterthumskunde. Eine neue und sehr wichtige Entdeckung ist von dem gelehrten französischen Archäologen Mariette in den Ruinen von Memphis gemacht worden. Es ist eine auf einen Kalkstein eingegrabene Liste von 63 egyptischen Königen. Die Biobliothek von Paris und das britische Museum besitzen bereits ähnliche Tafeln, allein sie sind bei weitem nicht so vollständig, als die von H. Mariette aufgefundene, welche in das neue in Egypten selbst angelegte Museum kommen soll. Diese Tafel von Memphis ist das merkwürdigste Denkmal zur Wiederherstellung der egyptischen Dynastieen aus der vorpyramidlichen Zeit.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 21. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 142.) Zum ersten Male: **Der Frauen wahre Stärke.** Lustspiel in 3 Akten nach Sardou's „Femmes fortes" von E. Neumann. Hierauf: **Herr Hampelmann im Eilwagen.** Eine Hampelmaniade in 6 Bildern.

Montag, 22. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 143.) **Robert der Teufel.** Große Oper in 5 Abtheilungen. Musik von Meyerbeer. Isabella: Fräulein Preiß als Gast.

Für nächste Woche in Aussicht.

Der Frauen wahre Stärke (neu); Herr Hampelmann im Eilwagen. — Fiesco. — Sappho. — Robert der Teufel. — Der Maskenball. — Martin der Geiger (neu.)

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr 18. Dienstag, 23. April 1861.

Die deutsche Expedition nach Afrika.

Von Dr. Heinrich Cassian.

Durch das einmüthige Zusammenwirken der deutschen Nation ist es endlich möglich geworden, über das Schicksal des kühnen Reisenden Dr. E. Vogel, von welchem seit fünf Jahren zuverlässige Nachrichten fehlen, in nächster Zukunft irgend welchen Aufschluß zu erhalten. Am 1. Januar 1856 war Vogel von Kuka aufgebrochen, um Wadaï, die Landschaft östlich vom Tsad-See zu erforschen; seitdem sind die verschiedenartigsten Gerüchte über sein Ende nach Europa gedrungen. Nach den ersten Mittheilungen soll Vogel von dem Sultan von Wadaï in der Hauptstadt des Landes, in Warah, hingerichtet worden sein, entweder weil er trotz einem bestehenden Verbote einen heiligen Berg in Warah's Nachbarschaft erstiegen, oder weil er sich geweigert habe, den muhamedanischen Glauben anzunehmen. Spätere Mittheilungen erwähnen Vogel's Hinrichtung nicht mehr, wohl aber, daß er in Wadaï gefangen gehalten werde. Zuerst versuchte Baron Neimans über Chartum und Dar Fur nach Wadaï vorzudringen, um über Vogel's Schicksal sichere Nachrichten einzuziehen; aber am Tage seiner Abreise von Kairo erkrankte derselbe und starb (15. März 1858). Ebenso unterlag Dr. Cuny, welcher in gleicher Absicht schon bis nach Kobbé vorgedrungen war, entweder den Anstrengungen der Reise oder den Streichen des fanatischen Pöbels jenes Landes (2. Juni 1858). Gegen Ende des Jahres 1859 langten leider von Tripoli zwei Schreiben an, welche im Allgemeinen bestätigten, daß der vortreffliche junge Reisende als Opfer für die Wissenschaft geblutet habe. Alle weiteren Bemühungen, zuverlässigen Aufschluß über Vogel's Schicksal zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Da regte sich endlich in Vogels Vaterland das Gefühl der Pflicht, eine deutsche Expedition auszurüsten, welche an Ort und Stelle Nachforschungen zur Aufhellung des Schicksals Dr. Vogels einleiten und das von ihm begonnene Werk vollenden sollte. Es bildete sich in Gotha ein Comité, welches an die Deutschen des In- und Auslandes einen Aufruf erließ und so bedeutende Beiträge empfing, daß eine aus 5 Mitgliedern bestehende Expedition gebildet werden konnte, welche sich die Aufklärung der Schicksale des verschollenen Reisenden, die Rettung seiner Papiere und die Erforschung des Gebietes zwischen den Nilländern und dem Tsad-See zur Aufgabe gestellt hat.

Die Mitglieder dieser Expedition wollen wir in den folgenden Zeilen genauer schildern.

An die Spitze des ganzen Unternehmens trat auf den Wunsch des Gothaer Comités der würtembergische Hofrath Th. v. Heuglin aus Stuttgart, eine Persönlichkeit, welche in jeder Beziehung des größten Vertrauens würdig ist und in der geographischen Literatur eine hohe Stelle einnimmt. Th. v. Heuglin hat durch seine siebenjährige amtliche Stellung als österreichischer Consul für Central-Afrika in Chartum die Bekanntschaft mit den angesehensten Persönlichkeiten des inneren Afrika gemacht und durch seine Reise nach Abessinien, an den Küsten des rothen Meeres und insbesondere

durch das Land der Somalis gezeigt, wie gerade er vorzugsweise befähigt ist, einer so wichtigen Expedition als général en chef vorzustehen. Sein berühmtes Werk „Reisen in Nord-Ost-Afrika (1853)", seine Aufsätze in Petermann's bekannten Mittheilungen „die Habab Länder am rothen Meer", „Erforschung der Bajuda-Landschaft zwischen Ab-Dom und Chartum", „Reise in den Somali- und Damakil-Ländern im Jahre 1857" bestätigen diese Behauptung auf die deutlichste Weise. In Kairo und Chartum besitzt er treu erprobte Diener und Gehülfen, wissenschaftliche Instrumente und andere Ausrüstungsgegenstände. Neben der Leitung der ganzen Expedition übernimmt Herr v. Heuglin die Forschungen in der höheren Zoologie, die kartographischen Arbeiten im Ganzen und Einzelnen, nämlich die spezielleren Aufnahmen und das Itinerar; ferner das Landschaft- und Thierzeichnen, die allgemeinen geographischen und ethnographischen Forschungen, Statistik und Handelspolitik.

Ein ebenso erprobtes und bedeutendes Mitglied dieser Expedition ist ohne Zweifel Herr Werner Munzinger, wenn wir nicht irren, ein Sohn des verstorbenen schweizerischen Bundesrathes, welcher sich seit 1852 in Egypten und an verschiedenen Küstenpunkten des rothen Meers, namentlich längere Zeit zu Massaua aufgehalten hat. 1855 reiste er nach Keren im Lande der Bogos, wo er noch jetzt verweilt und mit linguistischen und ethnographischen Forschungen unter den Eingeborenen beschäftigt ist. Sein Werk „Sitten und Recht der Bogos. Winterthur 1859" ist für die wissenschaftlichen und comerciellen Forschungen von großem Werthe. Es schildert 1) das Land der Bogos; 2) das Land der Baeca; 3) das Land der Schangallas und enthält 4) eine Sammlung von Volksgesängen der Stämme zwischen dem rothen Meere und dem Atbara und eine allgemeine Beschreibung der dort wohnenden Stämme. Jeder der drei ersten Abschnitte zerfällt wieder in Einleitung, Geschichte des betreffenden Volkes, Sitten und Gebräuche, sowie die Sprache. Von dem Belem, der Sprache der Bogos, hat Munzinger ein Wörterbuch von mehr als 3000 Wörtern zusammengebracht, und ähnliche über die Sprachen der andern Völkerschaften bereichern dieß Werk. Eine sehr fleißig ausgearbeitete Karte mit einer Reihe von Itinerarien, hauptsächlich zwischen Massaua und Gos Regeb, veranschaulicht den Text. Keren, wo sich Munzinger seit 7 Jahren aufhält, liegt ungefähr 50 Stunden westnordwestlich von Massaua und 180 Stunden östlich von Chartum. Munzinger, welcher über 8 Jahre in Afrika lebt, ohne krank geworden zu sein, betheiligt sich ebenfalls an der deutschen Expedition nach Warah und übernimmt vorzugsweise die linguistischen und spezielleren ethnographischen Arbeiten.

Als Botaniker und Geognost wird Dr. H. Steudner die deutsche Expedition nach Wadaï begleiten. Geboren in Greifenberg in Schlesien widmete er sich schon frühe dem Studium der Naturwissenschaften, bezog 1850 die Universität Berlin, um neben den andern Zweigen der Naturwissenschaften vorzugsweise Botanik und Mineralogie zu studiren. Hier wurden Link, K. Koch, A. Braun, Jessen, Pringsheim, Gumprecht, Weiß, Beyrich, C. Ritter, Mitscherlich, H. Rose, Magnus, Dove, Ehrenberg und Joh. Müller seine Lehrer. Im October 1852 begab er sich nach Würzburg, wo er 2 Jahre verweilte und neben Botanik auch medicinische Studien betrieb. Auf seinen größeren Reisen durch das deutsche Mittelgebirgsland, die österreichischen Alpenländer und die Lombardei sammelte er Material zu einer wissenschaftlichen Pflanzengeographie. Durch Dr. Barth auf diese hochwichtige Expedition aufmerksam gemacht, entschloß er sich an derselben Antheil zu nehmen; seitdem war er damit beschäftigt, die arabische Sprache zu erlernen und die das Innere Afrika's betreffende Literatur kennen zu lernen. Im kräftigsten Mannesalter stehend (Steudner ist gerade 30 Jahre alt), wird er der Heuglin'schen Expedition von großem Nutzen sein und nicht nur den botanischen und geognostischen Sammlungen und Untersuchungen, sondern auch den niederen Thierklassen seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Als Physiker und Mechaniker wird Th. Künzelbach, Sohn des bekannten Verfertigers astronomischer Instrumente in Stuttgart, die deutsche Expedition nach Wadaï begleiten. Er ist nicht nur ein sehr tüchtiger Mechaniker und von Jugend auf geübt in astronomischen Beobachtungen, physikalischen und magnetischen Experimenten, sondern auch gewohnt im Orient zu reisen. Er diente einige Zeit in Konstantinopel, Syrien, Kleinasien beim österreichischen Consulat als Sekretär, spricht perfekt türkisch und bekleidet eine höhere Charge an der türkischen Freimaurerloge. Künzelbach steht im 36. Lebensjahre und ist von einem imponirenden Aeußeren. Er wird speziell alle astronomischen und physikalischen Beobachtungen, die Höhenmessungen und meteorologischen Untersuchungen übernehmen, und die Instandhaltung sämmtlicher Instrumente besorgen, ein Amt von nicht geringer Wichtigkeit für eine Expedition innerhalb der Tropen.

Endlich wird Ludwig Hansal, welcher schon durch seine frühere Thätigkeit im Innern Afrikas bekannt geworden ist, die Expedition als Secretär und Dragoman begleiten, die ökonomischen Verhältnisse derselben besorgen und insbesondere die Bagage unter seine spezielle Aufsicht nehmen.

Mit hinlänglichen Geldmitteln versehen wird diese deutsche Expedition von Suez auf einem Dampfer sich nach einem passenden Hafen des rothen Meeres, vielleicht nach Massaua begeben, um von da ins Land der Bogos nach Keren zu Munzinger aufzubrechen. Hier gedenken sich die Reisenden während der Regenzeit aufzuhalten, dann nach Chartum aufzubrechen und etwa Ende September dieses Jahres die Fahrt nach Wadaï anzutreten. Unsere besten Segenswünsche begleiten die muthigen, strebsamen und für ihr Werk begeisterten Männer, welche gerade im Augenblicke ihres Scheidens von der deutschen Erde einen neuen Hoffnungsstrahl erhalten haben, daß Vogel am Ende doch noch unter den Lebenden sei und als Rathgeber von dem Sultan von Wadaï benutzt und zurückgehalten werde. Möchte es ihnen gelingen, das Ziel ihrer Reise und ihres Strebens zu erreichen und dem deutschen Volke die Genugthuung zu verschaffen, daß seine erste derartige Anstrengung der Wissenschaft eine Bereicherung und dem nationalen Bewußtsein Ehre und Freude gebracht hat. Das gebe Gott!

Eine Aufführung der Diana von Solange in Gotha.

Von Alfred Meißner.

(Schluß.)

Der Schlußakt spielt in einem Zimmer des Schlosses von Santor. Diana ist von Fuegos gezwungen worden, mit Armand zu fliehen. Sie gesteht ihrem Geliebten, daß sie sich mißbrauchen ließ um ihm das kostbare Dokument zu entreißen; er muß sie verachten und sie liebt ihn über alles! Als das Zeichen ertönt, daß Fuegos in der Nähe ist, ist sie auch bereit mit ihm zu sterben. Aber ein glücklicher Pistolenschuß des Marquis wirft den Hallunken Fuegos zu Boden, die Liebenden werden vereinigt und das Volk jauchzt dem Abgeordneten des neuen Königs entgegen.

Ueberblicken wir das Ganze, so müssen wir „Diana von Solange“ das Produkt eines reich begabten melodischen Talents nennen. Der Tondichter der Casilda und Santa Chiara hat, von einem zwar nicht musterhaften, aber lebendigen und praktisch gebauten Libretto getragen, seinen besten Wurf gethan. Eine lebensvolle, pikante, brillante Melodik spinnt den im Vers oft hölzern ungelenken, aber durch Situationen dennoch dankbaren Text gleichsam in ein schimmerndes Netz, und so ist der Eindruck

der eines farbevollen, glänzend ausgeführten Gemäldes, lebensfrisch und heiter, trotz der tragischen Wendung des Schlusses.

Den Charakter der Melodie möchte ich französisch gedacht aber deutsch empfunden nennen. Sie steht zwischen Meyerbeer und Auber. Durchwegs hat sie eine gewisse, sie eigenthümlich charakterisirende Noblesse. Sie ist, das merkt man, das Werk eines Komponisten, welchem sich, kraft seiner Stellung auf den Höhen des Lebens, kaum etwas anderes zu nahen wagt, als das Feine, Vornehme, Schickliche, Elegante, Anmuthige. Dies alles klingt aus seinen Melodieen wieder. Hiezu aber kömmt eine stets sicher gehende Kunst dramatischer Charakteristik, klar und lichtvoll, welche, wenn sie gleich ihre innerste Natur im Heitern und Anmuthigen entfaltet, doch, wenn es Noth thut, ebenso das Kräftige, Leidenschaftliche und Tragische zu vollem Ausdruck zu bringen weiß. Es war der Richtung dieses Talents ganz angemessen, daß sich der Text in Bildern der spanischen Halbinsel und in Scenerieen des Hoflebens bewegt: diese Weisen passen so recht zu dem hellen, sonnenheitern Süden. Dennoch ist der Kompositeur nicht in dieser Region des Glänzenden und Prächtigen wie in einem schönen Bann gefangen. Er kann auch rühren und erschüttern: die Gesänge von kirchlichem Charakter, die Preghiera Dianen's, der Marsch und die großartige Verschwörungsscene sind Belege dafür.

Auch die ganze Harmonik der Oper ist das Produkt einer äußerst glücklichen Anlage; weniger ein Ergebniß des Studiums und der Combination, als angeborenen Talents und jener Routine, welche sich der musikalisch Organisirte von vielem Hören guter Werke erwirbt. Die Harmonie hat denselben deutsch-französischen Charakter wie die Melodie; sie ist geistreich, lebhaft, mannigfaltig und hält sich eben so fern von Trivialität wie von Pedanterie, eben so fern vom Bettelhaushalt der Neuitaliener, wie von der Ueberfeinerung und Ueberladung der Neudeutschen. In den Ensembles fehlt fast nie der freie, sichere Gang der Stimmen, der den Meister kennzeichnet. Nur bedauern wir, daß der Tondichter, vermuthlich von Wagners Beispiel verführt, selten oder nie etwas wiederholt, sondern alles nur einmal vorübergehen läßt. Es ist sicherlich kein Irrthum und kein Mangel der größten Meister, wenn bei ihnen in einem Duett die zweite Stimme die Melodie der ersten aufnimmt und sich darauf beide Stimmen in derselben Melodie vereinen. Das ist mehr als Convention, es ist Natur und Bedingung der Oper, und alles Gegenreden der neuen Schule wird mir den lebendig schönen Eindruck nicht widerlegen. — Wo das Kirchliche sich freundlich oder feindlich hineinmischt, hätten wir gern durchwegs die historischen Formen alterthümlicher Contrapunktik angewendet gesehen; dieses hätte gegen die Hof- und Volksscenen eine trefflich abgestufte Nuance gegeben.

Im Ganzen und Großen genommen, dürfen wir behaupten, daß Diana von Solange zu den interessantesten Werken gehört, welche die moderne Oper besitzt. Dieser Ansicht war auch ein alter eisgrauer Musiker, den wir eines Tages über dem Klavierauszug der „Diana" trafen. „Hier ist ein Melodieenreichthum niedergelegt, sagte er, welcher ein Dutzend Zukunftsmusiker zu wohlhabenden Leuten machen könnte! Aber der Komponist hat zu wenig gelernt: ich finde Ausweichungen in sehr entfernte Tonarten, manche häßliche Wirkung und in der Balletmusik Quinten, die sich höchstens ein absoluter, nimmermehr aber ein constitutioneller Fürst erlauben durfte. Kurz, nicht genug Studien! Aber wie kann das auch anders sein! Es ist ein wahres Unglück, daß der Tondichter dieser Oper ein Fürst ist."

Wir gehen wegen einiger Quinten nicht so weit, wie dieser greise Sonderling: wir halten es für ein großes Glück, nicht nur für sein engeres Vaterland, sondern auch für Gesammtdeutschland, daß der Tondichter von Gotha-Koburg auch ein Fürst ist und sich neben der Musik noch mit vielen andern Dingen beschäftigt. Mögen indeß weder die Pflichten und Lasten seiner Stellung noch die Schwierigkeiten, die er auf seinem

Wege gefunden, ihn abhalten, bald wieder an eine Oper zu gehen. Er wähle dann eine, die einen nationalen Stoff behandelt. Das Herz, das bei ihm so warm für das deutsche Volk schlägt, wird, wenn sich der fürstliche Patriot nicht nur blos künstlerisch für den Stoff begeistert, seiner Musik noch höhere und wärmere Pulse leihen, und uns wird somit sicherlich ein Werk zu Theil, das als unvergängliches Denkmal seiner musikalischen Bestrebungen dasteht.

Ein Brief Fultons.

Robert Fulton, geboren zu Little-Britain in Pennsylvanien, der Erste, der die Dampfkraft auf die Schifffahrt anwandte, machte seine meisten und wichtigsten Entdeckungen während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Paris. In seiner Jugend war er bei einem Goldschmidt in Philadelphia in der Lehre gewesen und hatte sodann in London eifrig die Malerei betrieben, in welcher Benjamin West sein Meister war. Er war schon sechsundzwanzig Jahre alt, als er sich einzig der Mechanik zu widmen begann. Während der Revolution (1793) berief ihn der spätere Gesandte der Freistaaten, John Barlow, nach Paris, um hier das erste Panorama einzuführen. Schon hatte er sich durch Erfindung eines unter dem Wasser gehenden Bootes, einer submarinen Bombe und einer Marmorpolirmaschine bemerklich gemacht, als er dem Abschlusse seiner Hauptarbeit nach jahrelangen Bemühungen näher rückte. In diese Epoche fällt folgender, erst kürzlich aufgefundene und in Deutschland noch unbekannte Brief des großen Mechanikers:

Robert Fulton an die Bürger Molar Bandell und Montgolfier, Freunde der Kunst.

Paris, am 4. Pluviose des Jahres XI. (Ende Januar 1803).

Anbei schicke ich Ihnen die Zeichnungen und Skizzen einer Maschine, welche zu bauen ich im Begriffe bin und mit der ich bald die Erfahrung zu machen gedenke, die Schiffe auf den Flüssen mit Feuerpumpen zu bewegen. Mein erster Zweck bei der Beschäftigung mit diesem Gegenstande war, sie auf den großen Flüssen Amerika's in Anwendung zu bringen, wo es nirgends Schiffziehwege gibt, wo sie wenig anwendbar und wo folglich die Kosten der Schifffahrt mit Hülfe des Dampfes mit Menschenhänden in Vergleich zu bringen sind, und nicht mit Pferdekräften wie in Frankreich.

Sie sehen wohl, daß eine solche Erfindung, wenn sie gelingt, für Amerika ungemein bedeutender als für Frankreich wäre, wo überall Schiffziehwege vorhanden; wo Gesellschaften gegründet sind, die sich mit dem Transport der Güter beschäftigen, und zwar zu so mäßigen Preisen, daß ich sehr zweifle, ob jemals ein Dampfboot, so vollkommen wie es sein soll, irgend einen Vortheil über die von Pferden gezogenen Schiffe bezüglich der Frachtgüter erlangen wird; für die Reisenden jedoch kann es möglicher Weise wegen seiner Schnelligkeit einen Vortheil gewähren.

In diesen Zeichnungen finden Sie nichts neues, da es nur Schaufelräder sind, welche man oft angewandt und immer wieder aufgegeben hat, weil man glaubte, daß ihr Eingreifen in das Wasser unvortheilhaft sei. Aber nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, bin ich überzeugt, daß der Fehler nicht an dem Rade gelegen ist, sondern an der Unkenntniß der Geschwindigkeitsverhältnisse der Kräfte und wahrscheinlich der mechanischen Combinationen.

Ich habe durch genaue Prüfungen gefunden, daß die Schaufelräder dem Paternosterwerk bei weitem vorzuziehen sind. In diesem Anbetracht und obgleich die Räder von keiner neuen Anwendung sind, setze ich sie so zusammen, daß ein guter Theil der Kraft der Maschine so zur Fortbewegung des Schiffes wirkt, als ob das Eingreifen auf dem festen Boden geschähe. Diese Combination wird unendlich besser sein als Alles, was man bisher derart geleistet, und macht sie so zu einer neuen Erfindung.

Um Güter zu transportiren, schlage ich ein Schiff mit einer Maschine vor, das bestimmt ist ein oder mehrere andere beladene Schiffe zu schleppen, doch sei jedes von ihnen mit dem vorhergehenden so verbunden, daß das Wasser nicht dazwischen komme und so einen Widerstand veranlasse. Ich habe dies in meinem Patent für die kleineren Kähne niedergelegt; es ist aber auch bei den Güterschiffen, welche durch die Dampfmaschine getrieben werden, nicht zu umgehen.

Gesetzt das Dampfschiff böte im Wasser eine Fläche von 20 Fuß, in einem Winkel von 50 Graden gerichtet, dar, so müßte man eine Maschine von 420 Pferdekräften anwenden, welche 3 Fuß in der Sekunde macht, um es in der Stunde eine Meile im stehenden Wasser fortzubewegen. Wenn die Schiffe B C gleichen Raum wie A einnähmen, müßte man für jedes die gleiche Kraft von 420 haben; dies wäre für alle drei 1260, während wenn sie auf die oben angeführte Weise verbunden sind, 420 Kräfte für alle genügen. Diese Kraftersparniß ist von viel zu großem Gewichte, als daß man sie bei einem Unternehmen übersehen dürfte.

Bürger! Nachdem meine Erfindung beendet, werde ich das Vergnügen haben Sie zur Besichtigung einzuladen und wenn sie gelingt, behalte ich mir vor, entweder der Republik mit meiner Arbeit ein Geschenk zu machen, oder diejenigen Vortheile daraus zu ziehen, die mir das Gesetz gewährt. Thatsächlich lege ich diese Notiz in Ihre Hände, damit, wenn Ihnen ein ähnliches Projekt vorkommt, Sie wissen, daß meine Erfahrungsarbeiten geschlossen sind und jenes keinen Vorzug vor dem meinen genieße.

Achtungsvoll grüßt

Robert Fulton.

Nr. 30 rue Vaugirard.

Bald erfolgten zwar auf der Seine die ersten Versuche mit Fultons Dampfboot, doch bekanntlich ohne besonderen Erfolg und ohne Begünstigung von Seiten Napoleons. Erst nach seiner Rückkehr ins Heimathland (1807) gelang die Erfindung vollständig und er erhielt das Patent zu alleiniger Befahrung der Hauptflüsse Amerika's vermittelst der Dampfkraft. Gleichwohl starb er 1815 mit Hinterlassung von Schulden, später jedoch setzte der Congreß seinen Kindern die Summe von hunderttausend Dollars aus.

Sylvester Jordan.

I.

1840.

Seine Hand, die nun gebundne, schrieb die neue Offenbarung
Kämpfte für des Geistes Freiheit, für des heil'gen Rechtes Wahrung,
Legte zu dem Bau des Tempels stark und freudig ihren Stein,
Und nun wir darinnen wohnen, muß der Meister draußen sein!

Kamst du darum, heil'ges Wasser, von den Bergen hergequollen,
Tränkten darum deine Wellen unsre unwirthbaren Schollen,
Daß dich stumm das Land verschlinge, dir ein frühes Grabmal sei?
Nein, o nein! Getrost! Es taget, Harrender, auch dir ein Mai!

Franz Dingelstedt.

II.

1861.

Da das Banner jenes Friedenswerkes,
Dem der Alpe Sohn ein Bildner war,
Steht als Ruhpunkt unsres Augenmerkes
Neigt der Bildner müd das Haupt zur Bahr'.

Noch im Ringen kühn'rer Gegenwart
Muß er seine blauen Augen schließen!
Darf nicht seh'n mit Frucht die Müh' gepaart,
Nicht vom Auge Freudenthränen fließen!

Doch wer weiß, was einstens beim Vollbringen
Unrein, trübe, mit vom Boden steigt,
Wenn die Spaten endlich tiefer dringen
Und das Aufgegrabne neu sich zeigt?!

Hat ein milder Wink des Herrn der Welt
Darum dich zum Frieden heimgerufen,
Hoch erhaben über'n Kampf gestellt,
Blick zum Volk an seines Tempels Stufen!

Segnend blicke, wo in Deutschlands Mitte
Jenes Volk, im Geisteskampf voran,
Schützen will den Hort, die Vätersitte,
Früh berufen auf des Rechtes Bahn.

Der für Hessen im Entwicklungsgang
Einen starken Baustein zugetragen,
Dessen Geist für Recht und Freiheit rang,
Sei gepriesen! werden Hessen sagen.

Mußte bei dem Bau die Kraft zerschellen
Ferne deinem Alpenheimathland,
Mag der Asche eine Kraft entquellen
Die zersprung'ne Elemente bannt!

F. B.

Notizen.

Friedrich August Wolf. Drei Jahre nach dem Tode dieses großen Philologen (Wolf starb 1824 zu Marseille) sprach Niebuhr, der im Leben mit ihm nicht immer im besten Vernehmen gestanden, den Wunsch aus, „es möge Wolfs Andenken von historischer und Anekdotenbestimmtheit befreit und er dann nach dem Bilde seiner Meisterwerke als Heros eponymos für das Geschlecht deutscher Philologen gefeiert werden." Niebuhr wünschte demnach eine Darstellung, aus welcher die geniale Persönlichkeit uns typisch nach ihrem Ideengehalt entgegentrete. Wolfs Schwiegersohn Körte, der später (1833) „Leben und Studien" des Verewigten herausgab, verstand indeß nur Material, freilich sehr werthvolles, aneinander zu reihen. Diese Manier bewährte sich hier nicht so gut als bei Körte's Biographie seines Großoheims, des alten Gleim. Eine neue, jedoch weit gründlicher angelegte Leistung ist: „Fr. Aug. Wolf, in seinen Verhältnissen zum Schulwesen und zur Pädagogik darge-

stellt" von Professor Arnoldt in Gumbinnen. (Braunschweig, Schwetschke, 1861.) Der erste Band umfaßt den biographischen Theil. Daß Arnoldt sich die Aufgabe nicht gerade so abstract gestellt hat, wie Niebuhr sie auffaßte, ist nur zu billigen.

„Aus der Componistenwelt. Dieses Büchlein hier enthält Namen, Orte, Werke; Lies darin und merke." (Dresden, Kuntze, 1861). Der geneigte Leser wird wenigstens merken, daß schon der Titel gereimt ist; und so enthält auch das Büchlein selbst versus memoriales, ähnlich jenem von Goethe angeführten geographischen Reim: „Overyssel viel Morast Macht das gute Land verhaßt." Hier eine Probe:

Cherubini's Lebensbahn,
In Florenz da hub sie an.
Er war stets ein treuer Pfleger
Der Musik; sein Wasserträger
Und sein Requiem — das merke —
Sind zwei große Meisterwerke.

Ein verhängnißvolles Epigramm. Als der Ahne Franz II., König Ferdinand IV. von Neapel und III. von Sicilien den Titel Ferdinand I. beider Sicilien annahm, machte man folgendes Epigramm auf denselben:

„Era quarto e poi fu terzo,
E divenne poi primiero;
Ma se seguite lo scherzo,
Finirà per esser zero.

(Er war der vierte, dann wurde er der dritte und durch Gottes Gnade der erste; aber wenn man den Spaß verfolgt, wird er als Null endigen.)

Die literarische Annexirung wird, wie das „Magazin für Literatur des Auslandes" bemerkt, von Magyaren und Slaven in ausgedehnter Weise angewandt. Der Stock-Ungar verehrt den Calvin als Landsmann und bildet ihn mit rother Hose, Dolman und schwarzem Schnurrbart ab. Die Slavisten nehmen jetzt Lessing für sich in Anspruch. Sein Geburtsland, die Lausitz, war ehemals slavisch; sein Name ist undeutsch und aus leznik, Waldbewohner, zu erklären. Sein munteres Naturell, sein scharfer, heller Verstand, sein glänzender Witz sind so eminent slavisch, daß dagegen die deutschen Prätentionen zurücktreten müssen.

Skandinavische Correspondenz. Unter den zahlreichen lithographirten Hülfsblättern, aus welchen unsere politischen Organe zum großen Theil ihre Wissenschaft schöpfen, zeichnet sich die von Henrik Glogau in Frankfurt geleitete skandinavische Correspondenz durch Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit aus. Der Herausgeber hat ihr nun ein Feuilleton beigefügt, welches über alle geistigen Interessen genauen Bericht gibt, von den Sitzungen der Akademie bis zu den Theatergeschichten in den drei nordischen Reichen. Besonders für Länder- und Völkerkunde sind ihre Mittheilungen werthvoll.

Blausäure zum Wallfischfang. Auf den Rath des Toxicologen verwendet man seit Kurzem beim Wallfischfang Harpünen, an deren Spitze sich ein Gläschen mit zwei Unzen Blausäure befindet, welches beim Eindringen in die Wunde zerbricht und seinen Inhalt entleert. Das Thier taucht alsdann in die Tiefe, kehrt aber augenblicklich völlig gelähmt an derselben Stelle wieder an die Oberfläche des Wassers zurück und wird mit leichter Mühe abgethan.

Henry Shakespeare, Reiteroberst in Bengalen, ist der ausgezeichnetste Tigerjäger unserer Zeit und gibt in seinem Buche „The wildsports in India" eine Reihe spannender Schilderungen. Dasselbe ist bereits auszugsweise ins Französische übersetzt und auch bei uns werden sich die Hoffmann, Dielitz und die Charakterbilderfabrikanten den Stoff nicht entgehen lassen.

Moritz von Schwinds Fresken im Landgrafenzimmer auf der Wartburg werden in wenigen Wochen in xylographischer Wiedergabe in sieben Blättern bei A. Gaber in Dresden erscheinen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 23. April, (Abonnement-Vorstellung Nr. 144.) **Fiesko.** Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
Nr. 19. Mittwoch, 24. April 1861.

Sächsische Männer und Zustände.

Unter den Männern, welche seit 1849 die sächsischen Angelegenheiten leiten, ist in erster Linie Herr von Beust zu nennen, der 1849 in das Uebergangsministerium Held für die auswärtigen Angelegenheiten berufen, nach dem Maiaufstande auch das Kultusministerium übernahm und dieses später mit dem Ministerium des Innern vertauschte; er ist gegenwärtig Minister des Innern und Aeußern und zugleich seit dem Tode des Justizministers mit dem Vorsitz im Gesammtministerium beauftragt. Herr von Beust ist bei der heutigen liberalen Presse so übel angeschrieben, daß es schwer wird, für ihn eine Lanze einzulegen; dennoch verlangt dies die Gerechtigkeit. Das werden selbst prinzipielle Gegner einräumen, daß Sachsen in dem genannten Minister eine Kapacität allerersten Ranges besitzt. Unterstützt von einer gründlichen Bildung, weiß er auf allen Gebieten des Staates den Kern der Aufgaben zu erfassen, die leitenden Gesichtspunkte herauszustellen, die zur Ausführung geeigneten Persönlichkeiten zu finden, und die ihm anvertrauten Departements in der Kammer wie in der Presse mit ebensoviel Geschick als Glück zu vertreten. Selbst eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit, besitzt er unter seinen Kollegen am wenigsten jene in Sachsen heimisch gewordene Scheu vor dem Außergewöhnlichen. Sachsen hat Herrn von Beust jedenfalls viel zu danken. Aber freilich, es könnte ihm ungleich mehr zu verdanken haben, wenn die Begabung des Ministers vorzugsweise den innern Administrations-, Handels- und den Angelegenheiten der Kunst und Wissenschaft zu Gute gekommen wäre. Wenn Herr von Beust sich in seiner Stellung nicht erhält, so kommt das auf Rechnung seines zweiten Departements, des auswärtigen Ministeriums. Und zwar nicht deshalb, weil die große Politik die innere Politik zu sehr beeinflußt hat. Es kann räthselhaft erscheinen, daß ein so begabter und im Ganzen so geistig freier Mann sich darüber hat täuschen können und vielleicht noch täuscht, daß es schon vor 4 bis 5 Jahren hohe Zeit war, in gemäßigt liberalem Sinne die Initiative zu ergreifen und sich allmälig den 1850 herangezogenen Stützpunkten zu Gunsten anderer zu entziehen. Hier liegt eine schwere Selbsttäuschung vor, die bei einem minder Begabten allenfalls dadurch entschuldigt werden mag, daß man an hoher Stelle gewöhnlich nur das hört, von dem Andere glauben, es werde gern gehört. Denn — was auch von Correspondenten anderer Blätter in dieser Beziehung gesagt werden möge — „reaktionär" ist Herr von Beust gewiß nicht, auch kein Doktrinär. Für eine entschiedene, wenn auch maßvolle Reformpolitik ist er die einzige voll befähigte Persönlichkeit, und die Freunde des Fortschrittes haben es lebhaft zu beklagen, daß es mehr und mehr den Anschein hat, als nutze sich Herr von Beust für den Schein einer Richtung ab, die in der That nicht einmal die seiner Natur und Neigung adäquate ist. Es wäre Schade, wenn es das Ministerium des Innern büßen müßte, daß es eine kurhessische, eine Bundeskriegsverfassungsfrage und einen Nationalverein gibt. Diese Dinge sind Herrn von Beust's Hauptfeinde, und doch hat er weder von Kassel und von Frankfurt Dank zu erwarten,

daß er den Bundesbeschluß von 1852 aufrecht zu erhalten sucht; noch wird man in Wien sich ernstlich für die Trias oder für die Vortrefflichkeit der bestehenden Bundeskriegsverfassung begeistern; noch kommt endlich bei dem kleinen Kriege gegen den Nationalverein irgend etwas anderes heraus, als dessen Wachsthum. Möglich, daß bei den mehr nach Wien neigenden Tendenzen der sächsischen Politik an höchster Stelle vorherrschende Neigungen mitmaßgebend sind — gewiß, daß ein Theil der sächsischen Bevölkerung die Erinnerung an 1815 noch nicht verwunden hat — aber auch ebenso gewiß, daß das liberale Preußen in Sachsen mehr Anhänger hat als Oesterreich, selbst in constitutioneller Verjüngung. Das alles müßte ein sächsischer Minister wissen, und wenn er es weiß, darf er sich nicht durch einen künstlichen officiellen und officiösen Preßapparat das Gegentheil vordemonstriren lassen. Das positive Verdienst des einen Gewerbegesetzes ist unendlich mehr werth als all die „conservative“ Bundestags- und Legitimitätspolitik, aber die letztere mit ihren Preß- und Polizeikonsequenzen ists, die, nach außen erfolglos, nach innen auch den besten Ruhm verzehrt. — An der Spitze des Justizdepartements steht der Minister von Behr, wie sein Kollege, der Kriegsminister von Rabenhorst und der verstorbene Justizminister von Tschinsky, vom Könige Johann in den Adelstand erhoben; was man — im Hinblick darauf, daß nunwiederum unter den sechs Ministern sich kein Bürgerlicher befindet — nicht gerade als einen zu glücklichen Gedanken bezeichnen wird. v. Behr, vordem Finanzminister, genießt im ganzen Lande den Ruf eines ebenso tüchtigen Juristen, wie umsichtigen und wohlwollenden Departementschefs und gilt nicht minder als ein vortrefflicher Mensch. Haben sich vordem die sächsischen Finanzen, ohnehin durch ihre gute Ordnung wohlbekannt, vortrefflich befunden, so gilt dasselbe jetzt von dem Justizdepartement, dem in der Ernennung Behrs ein lebhaft gehegter Wunsch erfüllt ward. Für ebenso sachkundig wie thätig gilt auch der Kriegsminister, der die sächsische Armee in trefflicher Ordnung hält und darum bei der Bundesrevision für seine Verwaltung verdiente Anerkennung geerntet hat. Der Finanzminister v. Friesen war früher (1849—1852) Minister des Innern, übernahm dann die Verwaltung der erzgebirgischen Kreisdirection und kehrte nach Tschinsky's Tode in das Ministerium zurück, um das Finanzdepartement zu übernehmen. Herr v. Friesen galt früher für gemäßigt-liberal und genoß allgemeines Vertrauen: neuerdings hat es aber scheinen wollen, als ob er sich den Ansichten seines Kollegen v. Beust mehr genähert habe.

Das Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts verwaltet Herr v. Falkenstein, früher (1845 bis 1848) Minister des Innern, später Präsident des Landesconsistoriums, seit 1852 Kultusminister. Herr v. Falkenstein ist ein Mann von tiefer Bildung und durchaus redlicher, wohlwollender Gesinnnng, aber er steht auf einem in jetziger Zeit ungewöhnlich schwierigen Posten. Gäbe aufrichtiges Interesse an kirchlichen Dingen, tiefes Verständniß theologischer und kirchlicher Fragen und der ehrliche Wille, in der Erhaltung und dem Weiterausbau des Bestehenden den richtigen Mittelweg zwischen extremen Richtungen einzuhalten, die sichere Bürgschaft des Gelingens, so wäre gerade auf diesem Gebiete für Sachsen nichts zu wünschen übrig. Wenn dem nicht so ist, so mag nicht wenig auf die allgemeinen Zeitverhältnisse zu schieben sein, ganz schuldfrei wird aber der Kultusminister schwerlich erscheinen. Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so ist es kaum möglich, es heute Allen recht zu machen, wo entweder die Einen über Begünstigung des Konfessionalismus und der Hyperorthodoxie, oder die Andern über Irreligiosität und Unkirchlichkeit klagen. Aber es ist auch die andere Gefahr vorhanden, daß man es Keinem recht macht, indem man hier noch zu streng, dort nicht streng genug erscheint. Einigermaßen scheint Herr von Falkenstein sich in dieser Lage zu befinden, und zwar in Folge eines Mangels an Entschiedenheit im Handeln. Die Stellung, die er über den Parteien einnehmen sollte und intellektuell auch einnimmt, nimmt er handelnd zwischen denselben, so daß er sich im Ganzen

auf die streng-kirchliche Partei stützt, aber in einzelnen Fällen dem Andringen der Gegenpartei weicht. Daneben ist ihm die Organisation der Kirchen- und Schulbehörden höchst hinderlich. Ein anderer Aufbau des Kirchenregiments ist zwar in der Vorlage einer neuer Kirchenverfassung versucht worden, jedoch mit sehr unglücklichem Erfolge. Der Entwurf wurde, nachdem er in der Ersten Kammer abgelehnt war und für die Zweite Kammer sich ein noch ungünstigerer Erfolg voraussehen ließ, von der Regierung zurückgezogen. Viele Anhänger hatte er im Lande nicht gewonnen, und man mußte sich wohl sagen, daß man als Ergebniß vieljähriger Vorarbeiten etwas Anderes erwarten durfte. Gleichwohl ist zu bedauern, daß es nunmehr bei den bestehenden Verhältnissen sein Bewenden haben soll. Hätte die sächsische Gründlichkeit darauf verzichten wollen, einen bis ins Kleinste ausgearbeiteten Organisationsplan vorzulegen, und sich begnügt, einerseits das Landesconsistorium wieder in volle Wirksamkeit zu setzen und anderseits in der Einsetzung von Kirchenvorständen die Grundlage für eine weitere successive Entwickelung zu geben, oder hätte man eine allgemeine Kirchenvertretung einberufen, um von ihr sich Vorschläge machen zu lassen: so würde man zu andern Ergebnissen gelangt sein und nicht umsonst viel Zeit und Kraft verwendet haben. Denn daß der zurückgezogene Entwurf auch von einem künftigen Landtage nicht angenommen werden wird, darüber wird die Regierung wohl nicht mehr im Zweifel sein. Wenn es in Bezug auf die Unterrichtsangelegenheiten günstiger steht, so bleibt doch auch hier manches zu wünschen übrig. Die Landesuniversität, reich an wissenschaftlichen Celebritäten, leidet an einer zu stark überwiegenden Richtung der theologischen Fakultät und ist in Bezug auf die sogenannten allgemeinen Studien sicherlich nicht mehr auf der früheren Höhe. Das Gymnasial- und Realschulwesen ist in rühmenswerthem Stand, aber eine zu große Behutsamkeit in ökonomischen Fragen, und Mangel an Energie gegenüber manchen Stadtpatronaten, die mehr auf die Ehre des Patronates als auf den Etat sehen, bringt allerlei Nachtheil. Im Allgemeinen ist — und mit Recht — öfters darauf hingewiesen worden, daß die Konstruktion der Oberschulbehörde, die nur aus Juristen und Theologen besteht, die technischen pädagogischen Gesichtspunkte nicht genug zur Geltung kommen läßt. Nur so läßt sich auch die vielberufene Religionseid-Angelegenheit verstehen; religiös gesinnte Pädagogen würden sich ganz andere Garanticen für die religiöse Stellung der Lehrer suchen, als eine eidliche Verpflichtung auf ein Bekenntniß. Aber der leidige formale Standpunkt nimmt lieber all den gerechten und ungerechten Unwillen auf sich, den diese Vorschrift erregt, als daß er etwas aufgäbe, was thatsächlich das Eindringen einer rationalistischen Anschauung, um nicht noch mehr zu sagen, nicht gehindert hat. Daß das sächsische Schulwesen sich im Ganzen in einem trefflichen Zustande befinde, werden übrigens auch die Gegner der Verwaltungsorganisation gern einräumen und nur bedauern, daß dieser Ruhm nicht auf Rechnung des Administrationsmodus zu setzen ist.

Es wäre ungerecht, des sächsischen Beamtenstandes und namentlich einiger besonders verdienstvoller Männer nicht zu gedenken. Mit gutem Recht gilt der sächsische Richterstand für durchaus tüchtig, das Beamtenthum überhaupt für intelligent, fleißig und gewissenhaft. Einige Umständlichkeit mag dem sächsischen Naturell eigen sein, doch ist die Weitläufigkeit des Geschäftsganges Hauptschuld an dem unendlich complicirten Verwaltungsmechanismus. So lange das Aktenwesen in der jetzigen Ausdehnung im Schwunge bleibt, sollte der Staat lieber Papierfabriken anlegen, als Eisenbahnen bauen. Das ist in ganz Deutschland so ziemlich dasselbe, nur hat die sächsische Gründlichkeit, welche nach einem Leipziger Sprüchwort alles noch einmal erfindet, eine besondere Betriebsamkeit entwickelt, die papierene Welt zu vervollständigen. Unter den höheren Beamten, die 1848 schon im Staatsdienste waren, sind in erster Linie die Geheimen Rathe Kohlschütter, Weinlig und von Ehrenstein zu nennen, von denen die beiden ersten Abtheilungsdirectoren im Ministerium des Innern sind, der letzte an der

Spitze des Departements der Verkehrsanstalten im Finanzministerium steht. Namentlich hat Geheime Rath Weinlig um das sächsische Gewerbe- und Handelswesen die größten Verdienste und wird als eigentlicher Veranlasser des Gewerbegesetzes im dankbaren Angedenken des Landes bleiben. Die jüngere Beamtenwelt ist im Ganzen unter dem Einflusse der Strömungen und Gegenströmungen der Jahre 1847—50 emporgekommen und steht darum dem Parteiwesen nicht so fern, wie das früher bei uns der Fall war. Spätere Erfahrungen werden erst zeigen, ob manche in dieser Hinsicht aufsteigende Bedenken gegründet sind. Auch ihr sind übrigens die gerühmten guten Eigenschaften nicht abzusprechen.

Was darum auch bisweilen entgegengesetzte Tendenzen ausstreuen mögen, auch die „Opposition" gibt in Sachsen zu, daß das Land ein gut verwaltetes sei, das nirgends erheblich zurück, in Manchem sogar erfreulich voraus ist. Nirgends möchte es leichter sein, eine volle Uebereinstimmung zwischen Volk und Regierung herzustellen. Eine nicht zu weit gehende Reform des Wahlgesetzes, etwas weniger große Politik und weniger Widerstreben gegen unvermeidliche Bundesreformen, wodurch von selbst im Preß- und Polizeiwesen sich manches ändern würde, eine entschiedenere Haltung gegenüber der hochkirchlichen Partei — und es würde von Opposition nicht viel die Rede sein. Das sächsische Volk neigt eben gar nicht zu extremen Richtungen, aber man kann es in solche hineintreiben. Eine gemäßigte Denkungsweise ist ihm in politischen und religiösen Dingen eigen, und darum wird weder eine wirklich demokratische Richtung, noch eine politisch-kirchliche Reaktion viele Anhänger gewinnen. Die Aengstlichkeit wegen des Vereinswesens ist völlig überflüssig, denn fängt der Sachse an zu politisiren, so geräth er in der Regel in den guten deutschen Doktrinarismus hinein, und der ist ungefährlich genug. Der Sachse neigt zur Zufriedenheit und zur Nüchternheit und ist darum Agitationen nicht leicht zugänglich und der Leidenschaftlichkeit fremd. Achtung vor der Autorität ist ihm angeboren, aber sie hat in seiner Anlage zur nüchternen Verständigkeit eine bestimmt vorgezeichnete Grenze, die ihn für ein liberales Regiment vorzugsweise befähigt.

Ein Blick auf die gegenwärtig versammelten sächsischen Kammern wird manche unserer Behauptungen bestätigen. Der Landtag ist bekanntlich nach dem alten Wahlgesetz von 1831 berufen, und abgesehen von der im Zweikammersystem liegenden Erleichterung ist seine Zusammensetzung der Art, daß an eine durchschlagende Opposition nicht so leicht zu denken ist. Die Regierung hat bisher auch wenig Schwierigkeiten gehabt, und ist im Grunde nur auf kirchlichem Gebiete von Haus aus auf jene unverwüstliche Abneigung gegen Ausschreitungen gestoßen. Die Situation hat sich bedeutend geändert; alle die von uns bezeichneten Punkte werden mehr und mehr Gegenstand eines entschiedenen Widerspruchs. Die Regierung sieht darin vielleicht mehr Einflüsse der Zeit, als wirklich vorhanden sind. Nach diesen Seiten hin war die Opposition im Volke stets vorhanden, aber sie kam nicht zu kräftigerem Ausdruck; man hatte sich oben selbst gehindert, die Wahrheit zu erfahren. Möglich, daß die unverständigen Heißsporne nun wieder auf den „Constitutionalismus" und „Parlamentarismus" schlecht zu sprechen sind. Aber bemerken sie wohl, in den ersten Jahren nach 1850 wollte man überhaupt an manchen Stellen von solchen Hemmschuhen nicht viel wissen, und erst nach dem November 1858 besann man sich darauf, daß die Mittelstaaten zuerst den constitutionellen Gedanken ergriffen und bei sich zu segensreichem Wirken ausgebildet hätten. Bei alledem bleibt für den Vaterlandsfreund doch zu wünschen, daß einerseits die Opposition Maß halte, und anderseits die Regierung sich von den Fesseln entschieden befreie, die sie sich selbst ohne äußern und innern Anlaß angelegt hat.

Alfred Rethel in Frankfurt.

Wie aus der soeben erschienenen trefflichen Biographie Rethels von Wolfgang Müller *) hervorgeht, hat der geniale Meister, der so traurig endete, seine frohesten oder doch hoffnungsreichsten Tage in Frankfurt verlebt. Müller, mit den artistischen Zuständen unserer Stadt sehr vertraut, behandelt diesen Abschnitt aus dem Leben eines Künstlers, dem er den ersten Rang in der Behandlung thatsächlicher und wirklicher Geschichte anweist, mit besonderer Wärme. Die Leser werden sich gern durch eine Mittheilung aus dem Buche zur näheren Kenntnißnahme von demselben einladen lassen.

Im Jahr 1837 begab sich Rethel nach Frankfurt, wo ihn Philipp Veit, der damalige Director am Städel'schen Institut, mit seiner ernsten, inhaltsvollen Kunst besonders anzog. Dieser Meister gehörte bekanntlich zu dem Kreise derjenigen Deutschen, die im Anfang des Jahrhunderts in Rom die Kunst aus den akademischen Banden zu einem neuen Leben führten. Er war einst ein Genosse von Cornelius und Overbeck gewesen, denen er nicht an Ernst des Strebens, wohl aber an Productionskraft nachsteht. Die Kunstgeschichte hat gerade keine große Anzahl von Bildern seiner Hand aufzuweisen, sie muß aber Schöpfungen wie „Die sieben fetten Jahre" in Rom, „Die beiden Marien am Grabe des Heilandes" und „Die Einführung des Christenthums" im Städel'schen Museum den Preis des gediegensten Strebens zugestehen. Daß der Meister solcher Werke dem jungen Künstler, der nach ähnlichen Zielen rang, imponirte, lag auf der Hand. Mit seinem herrlichen Talente und edeln Streben fand Rethel denn auch die beste Aufnahme bei Veit. In gleicher Weise öffneten sich ihm die Frankfurter Privatkreise. Namentlich fand er bei Herrn Springsfeld, in dessen Hause er auch lange Zeit wohnte, vieljährige Gastfreundschaft.

Rethel ging unbeirrt durch die neuen Verhältnisse, die ihn umgaben, sofort an die Arbeit, die seiner Seele Erquickung und Trost war. Zunächst wendete er sich einem kleinen Bilde zu, dessen Composition ihm vor Zeiten in Düsseldorf vor die Seele getreten war, als Wilhelm Steifensand in seiner Gegenwart eine Beethoven'sche Sonate spielte, bei deren Tönen er sogleich den ersten Entwurf auf ein Stückchen Papier zeichnete. Dasselbe stellt die Gerechtigkeit vor, welche mit der Binde vor den Augen, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage, einen im raschen Laufe dahinstürmenden Mörder verfolgt. Die Zeichnung ist großartig im besten Sinne. Tritt uns auch hier eine Allegorie entgegen, so zeigen die Gestalten doch das unmittelbarste Leben. Die Figur der Göttin erscheint so erhaben in Form und Bewegung und der Mörder so fluchgepeitscht, daß man sich eines gewaltigen Eindrucks nicht erwehren kann. Man erzählt sogar, daß das Bild einen falschen Richter, der sich namentlich bei der Demagogenverfolgung einen bösen Namen machte, und dem es später durch die Verloosung des Frankfurter Kunstvereins zugefallen war, in den Wahnsinn getrieben habe. Si non e vero, e ben trovato. Gegenwärtig befindet sich das Bild im Besitz des Herrn Oberst von Reutern in Frankfurt am Main. In der Darstellung hatte sich Rethel, wie es denn auch ein solcher Gegenstand erforderte, der größten Einfachheit beflissen. So führte sich der junge Mann in der glänzendsten Weise in Frankfurt ein.

Das zweite Bild, welches er 1838 vollendete, hat den Titel „Daniel in der Löwengrube". Es ist dasselbe Gemälde, welches gegenwärtig in den Sälen des Städel'schen Instituts aufgestellt, den frommen israelitischen Jüngling in einzelner Figur voll Gottvertrauen inmitten eines Raumes zeigt, der mit wildem Gethier erfüllt ist. Der Gegenstand bedingt natürlich eine große Einfachheit der Composition, denn der König,

---

*) Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus, 18661.

der mit seinem Gefolge in äußerster Ferne erscheint, ist wohl kaum als ein wesentliches Element zur Vergrößerung der Gruppe zu betrachten. Aber gerade in seiner Einfachheit bringt das Bild eine treffliche Wirkung hervor. Die Gestalt des jugendlichen Propheten ist voller Adel. Der Ausdruck des Kopfes dürfte indeß vielleicht etwas mehr leidenschaftliche Gottesverehrung zeigen. Auch wäre es wohl besser, wenn der Künstler seinem Helden ein orientalisches Gepräge gegeben hätte. Daniel scheint nämlich viel eher ein deutscher denn ein israelitischer Jüngling. Daß die Zeichnung durchaus vollendet ist, braucht nicht erst versichert zu werden. In Betreff des Colorits steht der Künstler aber hier, was die Oelmalerei angeht, auf seiner höchsten Höhe. Kein späteres Staffeleibild des Künstlers kann sich wohl in der Farbengebung mit dem „Daniel" messen. Und so wurde die Arbeit denn auch von der Kritik mit dem allgemeinsten Lobe überschüttet. Hören wir, wie glücklich sich der Künstler in einem Brief an seine Eltern über seinen neuesten Erfolg ausdrückt:

Frankfurt a. M., 13. April 1838.

Liebe Eltern!

Freudig greife ich zur Feder, um Euch, Ihr Lieben, die frohe Kunde zu Theil werden zu lassen, daß ich nie fröhlicher und glücklicher, daß meine künstlerischen Bestrebungen nie schöner und herrlicher gekrönt und belohnt worden sind als jetzt bei der Vollendung und Ausstellung meiner letzten Arbeit. Erstens ist mein „Daniel", ich kann es kühn sagen, das Beste, was ich je gemacht habe, und mit einer innern Zuriedenheit und Freude, ja mit einer Art von Verehrung und Andacht betrachte ich mein Bild, denn ohne eine göttliche Leitung und Aufsicht hätte ich es nicht zu Stande gebracht. Auch dem Veit meinen glühendsten Dank; er ist der irdische Wegweiser, der mir den so lang vermißten echten und richtigen Weg angewiesen hat. Ihm werde ich von nun an ganz vertrauen und ich segne den Augenblick, wo ich Düsseldorf verlassen und meiner innern Stimme folgend mich unter die einfach bescheidene aber echte Fahne des unbekannten großen Philipp Veit gesellte. — Allgemein verehrt man mein Bild, und ich glaube wohl sagen zu können, daß selten ein ernst historisches Bild in der jetzt so modernen und unpoetischen Zeit so anerkannt und geschätzt wurde als das meinige. Zum Beweis sende ich Euch hier beifolgende Kritik, die acht Tage nach der Ausstellung meines Bildes erschien. Von wem sie ist, weiß ich nicht, allein ich glaube, er beurtheilt mich und mein Werk richtig. Eine andere wird in diesen Tagen noch erscheinen, worauf ich eigentlich noch gespannter bin, denn sie ist von dem berühmten Kunstgelehrten und Kunstgeschichtschreiber Passavant, dessen Urtheil das allergewichtigste sein wird. Zweitens habe ich Euch die schöne Nachricht mitzutheilen, daß mein Bild von dem Städel'schen Institut angekauft ist und zwar um den Preis von zweitausend Gulden, sage zweitausend Gulden!

Drei Tage nachdem ich es ausgestellt hatte, wurde mir durch den Director Veit von der Administration des Instituts ein ehrenvolles Protokoll überreicht, wo sie mir ihre Freude und Zufriedenheit kund thaten und zum Schluß um den Preis frugen. Acht Tage darauf wurde mir das hier Beigefügte zu Theil. Eine schönere und ehrenvollere Bestimmung hätte es nicht bekommen können; es erhält seinen Platz auf der öffentlichen Galerie in der schönsten und nobelsten Gesellschaft anderer Bilder.

Ferner habe ich Euch noch etwas nicht minder Wichtiges, doch bis jetzt noch Ungewisses mitzutheilen. Der hiesige französische Gesandte Baron Alley de Ciprey interessirt sich außerordentlich für das Bild und will es durchaus nach Paris zur Ausstellung haben, besonders da ein anderer „Daniel in der Löwengrube" dort auf der Ausstellung die Hauptrolle spielt; ich habe im Frack bei dem Herrn Baron meine Visite gemacht und alles hinlänglich mit ihm besprochen, auch von den Herren des Insti-

tuts die Zustimmung zum Wegsenden des Bildes erhalten. Nun war es aber nöthig, daß vorher geschrieben wurde, und das ist vom Gesandten auch geschehen: 1) wie lange die Ausstellung noch dauert, denn sie währt schon den ganzen vorigen Monat; 2) daß mein Bild noch einen guten Platz erhält, und 3) wie es mit dem Porto aussieht, denn fünfhundert Pfund auf meine Kosten nach Paris und zurückzuschicken, wäre mir eine theuere Geschichte. Alle Tage wird die Antwort erwartet; Ihr könnt denken, daß ein ehrenvolles Bestehen auf der dortigen Ausstellung dem Ganzen die Krone aufsetzen und mir von großem Werth sein würde. Ist es wirklich der Fall, so wird Euch gleich die Anzeige davon gemacht. Was könnte ich denn aber noch mehr verlangen? Sagt selbst, bin ich nicht der glücklichste Mensch auf Erden?

Mit meinem „Gustav Adolf" geht es gut; die schwierigen Studien, Carton und Farbenskizze sind beendigt und nach Ostern werde ich das Bild beginnen, welches mir, so Gott will, rasch von statten gehen soll. Na, liebe Eltern, mein schriftliches Halleluja wäre beendigt, doch das in meinem Herzen dauert fort und wird nie aufhören, Gott zu loben als den Stifter und Urheber meines Glücks.

Lebet wohl und seid von mir alle herzlich gegrüßt und geküßt.

Euer glücklicher

Alf. Rethel.

Aus München.

Es ist intereſſant zu beobachten, mit welchem geschmacksübermüthigen Selbstbewußtsein die guten Wiener von der Höhe ihres Burgtheaters auf das übrige Deutschland herabschauen. Je kümmerlicher bis vor Kurzem ihr sonstiges geistiges Leben sich entwickelte, gebändigt vom Zungenbande der Gewalt, destomehr steiften und steifen sie sich auf ihren theatralischen Kunstverstand, als ob dieser in gleichem Verhältniß stehen müßte zu den großen Summen, die in Wien für Sänger und Schauspieler gezahlt werden. Sowohl in Dresden wie in Berlin habe ich selbstbewußte Vertreter der Wiener Kunstintelligenz bei sehr respectablen Vorstellungen sich entsetzlich langweilen sehen und nachher ausrufen hören: „Nach dem Wiener Burgtheater kann man nichts mehr sehen!" — Nun denken Sie sich einen solchen Richter gar im Münchener Hoftheater! Ich will nichts zum Lobe dieses Hoftheaters sagen, denn das kann kein ehrlicher Mensch, der nicht blind und taub ist; ich will nur bemerken, daß die Münchener en gros ein sehr gesundes Urtheil haben und unsere mimischen Spatzen und Gimpel keineswegs für Adler und Nachtigallen halten. Sie sind deßhalb äußerst dankbar, wenn es dem Bühnenvorstande gelingt, eine fremde Kraft für ein Gastspiel zu gewinnen, wie das vor Kurzem mit Frau von Bulyowsky und Grunert der Fall war. Erstere, die zum Erstenmale in München gastirte, fand hier eine wohlverdiente begeisterte Aufnahme. Dies genügte den Wienern, ihr von vornherein den Krieg zu erklären, denn: was in München gefällt, kann unmöglich gut sein. Dem Publikum gefiel sie freilich auch in Wien, aber bei den „Kunstkennern" fiel sie durch. „Erlauben Sie — sagte mir einer dieser Herrn, der mich neulich besuchte — in Sachen des Theaters steht unser Geschmack obenan: was haben wir in Wien nicht schon Alles gesehen!" Als ob Jeder ein Kenner der Malerei sein müsse, dem eine Anzahl guter Gemälde unter die Augen gekommen.

Gegenwärtig wird in Wien ein Gast aus München, eine Fräulein Stöper, in den Himmel erhoben, weil diese Dame in München **nicht** als Stern erster Größe

gilt, was sie auch in der That nicht ist. Aehnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen; ich habe nur die nächstliegenden gewählt.

Heute veranstalten verschiedene Cavaliere vor München ein Wettrennen mit Hindernissen nach englischem Muster. Wie man eine nachgemachte Schildkrötensuppe Mock-turtle nennt, so könnte man ein solches nachgemachtes Wettrennen füglich Mock-steeple-chase nennen.

Auf unserer Bühne gastirt gegenwärtig ein Herr Sulzer aus Hamburg. Ich werde über ihn berichten, sobald sich seine Leistungen zu einem Gesammtbilde zusammenfassen lassen.

Notizen.

S Für Jeden, der den plastischen Schmuck aller öffentlichen Denkmale auch in den kleinsten Städten Italiens kennt, muß die Nachricht viel Auffallendes haben, daß jetzt erst in der Stadt, welche mit der Benennung Elbflorenz so gerne einen italienischen Anklang verbindet, an dem Zugang zu einem der schönsten Spaziergänge unseres Vaterlandes, zur Brühl'schen Terrasse, die rohe Steinmetzarbeit hier doppelt unpassender egyptischer Löwen weggeschafft und die breite, vor dem bedeutenden Platz an der Brücke aufwärts führende Treppe mit geeigneteren und schöneren Bildwerken geziert wird. Wir können dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß man auch in unserer Stadt zeitig bedacht sein möge auf plastischen Schmuck der Rampe oder Treppe, welche die neue Mainanlage mit unseren alten, höher gelegenen Promenaden am Untermainthor verbinden soll. Es wird dieß immerhin, wenn gleich mit der Brühl'schen Terrasse nicht zu vergleichen, ein weithin sichtbarer Punkt sein, welcher ebensowohl, wie demnächst fast alle größeren Plätze in der inneren Stadt, des Schmuckes durch plastische Kunst würdig ist, wenn auch mehr in decorativer als monumentaler Weise.

Mirès und was daran hangt. Unter diesem Titel ist eine Flugschrift erschienen, welche die bisherigen Enthüllungen über den Sturz des Gefangenen von Mazas zusammenstellt und neue hinzufügt. Ob sich Einiges bewahrheitet, z. B. daß Baroche mit einem Benefice von 150,000 Francs und sein Sohn mit einem noch größeren bei Mirès eingeschrieben gewesen, ist abzuwarten. Die Schrift ist in demselben Verlag gleichzeitig in französischer Sprache herausgekommen: L'affaire Mirès, Berlin, F. Duncker, 1861.

Ueber Lenau. In der Ausgabe vom 15. April der Revue contemporaine befindet sich ein Aufsatz von Albert Lefaivre über „La poésie en Autriche: Lenau, sa vie et ses oeuvres.“ Die Charakterisirung gerade dieses deutschen Dichters von einem Franzosen ist gewiß für Viele sehr interessant.

Ernst Rietschel's, des großen Bildhauers, Leben wird von seinem Schwager, Andreas Oppermann, eine ausführliche Darstellung erhalten, die im August erscheinen soll.

In Sachen des Nachdrucks. Benachbarte und auswärtige Blätter erweisen uns die Ehre, die Notizen wie die größeren Artikel des „Neuen Frankfurter Museums“ in ausgedehnter Weise zu benutzen. Wir erlauben uns die Bitte, man möge namentlich bei Aufsätzen von einigem Umfang mit wenigen Buchstaben die Quelle bezeichnen; auch auf Uebersetzungen wäre diese Rücksicht auszudehnen. Wer unsere Arbeit vermittelst eines Striches mit dem Rothstift zu seinem Eigenthum erhebt, sollte doch unser Dasein nicht ganz ignoriren.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 24. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 145.) Zum ersten Male wiederholt: **Der Frauen wahre Stärke.** Lustspiel in 3 Akten nach Sardou's „Femmes fortes“ von E. Neumann. Hierauf: Zum ersten Male: **Martin der Geiger.** Singspiel in 1 Akt, nach „le violoneux“ von A. Bahn. Musik von J. Offenbach.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
Nr. 20. Donnerstag, 25. April 1861.

Shakespeare als Liebender. *)

Von F. Hugo.

Shakespeare's Sonnette waren, nachdem er schon die historischen Schauspiele gedichtet hatte, so berühmt wie diese. Bekannt ist ein Ausspruch des Kritikers Meres in seinem Buch „Schatz des Geistes", das im Jahr 1598 erschien: „Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras zu neuem Leben kam, so lebt die tonliebende Seele des Orpheus in dem honigzüngigen Shakespeare; als Beweis nenne ich Venus und Adonis, und die süßen Sonnette, die unter seinen Freunden mitgetheilt werden." In der That hat der große Mann uns in diesen Dichtungen nach Wordsworths Urtheil den Schlüssel zu seinem Herzen gegeben. Gleichwohl werden sie meist nur als ein Gegenstand für gelehrte Untersuchungen und für Hypothesen behandelt. Die Schwierigkeit des Verständnisses scheint vornehmlich daher zu rühren, daß die natürliche Anordnung der Sonnette schon bei ihrem ersten Erscheinen (1609) mit Absicht verwirrt und unkenntlich gemacht war.

Bei wiederholtem Studium dieser Gedichte glaubte ich die Spuren des verlorenen Zusammenhangs zu finden. Sie schienen mir gleich den Stücken eines Geduldspiels durcheinander geworfen, und wie Kinder thun, brachte ich unverdrossen solche Theile zusammen, die weit von einander lagen, und suchte sie dem Sinne nach zu verbinden. Ein Sonnett, das in der Ausgabe von 1609 das 21ste war, schien sich unmittelbar an ein anderes zu reihen, das die Zahl 131 trug. Ich machte diejenigen Umstellungen, die mir nach genauer Erwägung nothwendig schienen. In der so gewonnenen verständlichen Reihenfolge behält jedes Gedicht für sich seinen ganzen lyrischen Reiz, vereint aber gewähren sie dem Leser ein neues Interesse.

Shakespeare's Sonnette enthalten ein vollständiges, ergreifendes und gedankenvolles Drama. Exposition, Schürzung des Knotens, Fortgang der Handlung, Entwicklung, — keines dieser Glieder fehlt diesem intimen Schauspiel, in welchem drei Personen auftreten: der Dichter, seine Geliebte und sein Freund. Hier erscheint Shakespeare nicht unter dem Namen, mit welchem das Menschengeschlecht ihn nennt, sondern den er im vertrauten Umgang trug. Wir sehen nicht Shakespeare, sondern Will, den Liebenden, den Menschen. Die beiden anderen Personen bleiben ungenannt.

*) Shakespeare's Gedichte haben bisher in Deutschland, so viel uns bekannt ist, nur eine vollständige Uebersetzung (von Emil Wagner) gefunden, die zudem nicht sehr verbreitet ist. Demnächst werden sämmtliche Sonnette gleichzeitig in zwei Uebertragungen von namhaften Dichtern (Friedrich Bodenstedt und W. Jordan) erscheinen. In einem kürzlich erschienenen „Schlüssel zu Shakespeare's Sonnetten" von Barnstorff wird die Ansicht durchgeführt, dieselben seien allegorisch und nicht als Verherrlichung einer bestimmten Persönlichkeit zu fassen. Wir halten einstweilen die vorliegende Darstellung für sehr beachtenswerth. Der Verfasser ist ein Sohn Victor Hugo's; seine Arbeit bezeichnet den Höhenpunkt der französischen Forschungen über Shakespeare.

Wie hieß die schwarzäugige Brünette, die der Dichter mit seiner Liebe ehrt; der Jüngling, den er mit seiner Freundschaft verherrlicht? Der Verfasser gibt ihre Namen nicht an.

Im ersten Sonnett, bei Beginn der Handlung, sehen wir Shakespeare als Liebhaber. Wie ist er es geworden? Wo und wann hat er die Geliebte zuerst gesehen? Beim Tanze, wie Romeo, oder in der Kirche, wie Petrarka? Man weiß es nicht. Nur eins wissen wir sogleich, und dies beruhigt uns ein wenig über die Geduld unseres Freundes: die Angebetete hat keine Vorurtheile, sie ist weder spröde noch grausam. Im Ocean ihrer Wünsche wird William's Liebe nur ein Wassertropfen sein. „Laß unbemerkt mich in der Zahl", spricht er; „was liegt an Einem mehr?" Will ist bescheiden; er sehnt sich darnach, behandelt zu werden, wie Jedermann. Aber was hilft sein Flehen? Drei Sonnette hindurch macht die Geliebte für ihn allein eine Ausnahme!

Betrübt fragt er nach der Ursache. „Wohlan", spricht er, „liebst Du mich?" „Ich hasse Dich nicht." Shakespeare ist so demüthig geworden, daß er diese Antwort als ein Zugeständniß annimmt. Im fünften Sonnett sitzt Will nahe bei seiner Geliebten, während sie unbekümmert und leicht auf dem Klavier ein Stück von Dowland, dem Componisten des Tages, spielt. Seht Shakespeare, wie er glücklich ist, wie er lauscht! Wie er in der doppelten Extase der Musik und der Liebe Alles vergißt! Alles, die Angriffe des Dichters Greene, den Tadel der correcten Kritik, die Eifersucht eines Burbage, das Zischen und die faulen Aepfel, welche auf Anstiften neidischer Bärenführer nach ihm geworfen wurden! Seht das schöne stolze Antlitz, von dem die Schminke des letzten Komödienspiels eben abgewischt worden. Wie strahlt er, wie leuchtet die große Stirn, wie heben sich die Flügel dieser Adlernase, wie glänzen die tiefen Augen! Welches Glück, eine Frau, die man liebt, Musik machen zu hören! In seinem Entzücken wird er, der Dichter ewiger Harmonien, auf das Spinett eifersüchtig. Er beneidet die „frechen Tasten", welche an die Hand seiner Geliebten hüpfen. „Wohlan", sagt er, „gib ihnen Deine Finger zum Kusse, laß mir die Lippen!"

Er hat gut bitten; es ist gerad', als ob er dichtete! Die Eitle läßt ihn seufzen, während sie Anderen entgegenkommt. Während der erhabene Ahnenlose ihr zu Füßen liegt, verheißt sich diese Frau einem Anderen, einem schönen Herrn der Art, wie sie uns in „Liebes Leid und Lust" geschildert werden, „einem Stutzer, der die Mädchen mit Nadeln an seinen Aermel steckt, einem Affen nach der Mode, einem Monsieur le Charmant!" O wie leidet Shakespeare! Wie verzweifelt spricht er zur Geliebten: „Sage mir, daß Du anderswo liebst, aber wirf nicht Anderen süße Blicke zu vor meinen Augen!

Im achten Sonnet aber verliert Will die Geduld; seine Demuth wird zur Erbitterung. „Sei klug", ruft er, „bringe mich nicht zur Verzweiflung, denn ich könnte wahnsinnig werden, und im Wahnsinn würde ich Böses von Dir sagen". So geht der Liebende rasch vom Bitten zu Drohungen über. Aber sie fragt nicht darnach; sie hält es nicht für möglich, daß ein bisher so bescheidener Mann sich empöre. Shakespeare drängt; er droht nochmals: „Hüte Dich! Du bist nicht schön genug, um so grausam zu sein!" Das ist keine Liebeserklärung mehr; eher eine Kriegserklärung. Aber die Thörin beharrt auf ihrem eigensinnigen Verschmähen; da erhält sie eines schönen Morgens folgende Zeilen:

Der Herrin Aug' ist noch kein Sonnenlicht;
Weit röther als ihr Mund ist die Koralle;
Ihr Nacken gleicht dem Schnee an Weiße nicht,
Ob auch die Locke schwarz herniederwalle.
Ich habe Rosen weiß und roth erblickt,
Von schön'rer Farb' als Deine Wangen schmückt;
Ich sah noch niemals einer Göttin Schritt,
Doch weiß ich, daß Dein Fuß den Boden tritt.

Es gibt Frauen, über die der Spott mehr vermag als die Bitte. Die Geliebte macht unserem Will eine Scene: „Du liebst mich nicht!" ruft sie ihm zu. „Kannst Du das sagen, Grausame", erwidert er ironisch, „da ich sogar Deine Mängel anbete?" Der Dichter merkt wohl, daß der neckische Ton mehr Erfolg hat als der andere, auch geht er nicht mehr aus ihm heraus. Alle folgende Sonnette sind ein merkwürdiges Gemisch von Anbetung und Spott. Als wolle er sich für seine Liebe an der Geliebten rächen, überhäuft er sie mit Zärtlichkeiten und Beleidigungen. „Mein Auge kennt die Schönheit, und nimmt doch das Schlechteste für das Anmuthigste. — Der Marktplatz aller Welt schien mir ein Gartenhag. — Schwört sie, daß sie aus Keuschheit ganz besteht: ich glaub' es, ob ich auch die Lüge kenne. — Ist Jene schön, die mir vor Augen flimmert: warum denn sagt die Welt, sie sei es nicht?"

In der Wirklichkeit aber zeigt die Ironie des Dichters nur die Verzweiflung des Liebhabers an. Das Lachen ist auf seinen Lippen, das Schluchzen im Herzensgrund. O, ruft er im 20. Sonnett:

Wer konnte Dir die schlimme Allmacht schenken,
Von Deinem Unwerth aus mein Herz zu lenken?

In diesem außerordentlichen Kampf gegen seine Leidenschaft ruft Will vergebens die Wirklichkeit zu Hülfe. Er kann wohl sagen: Dieses Weib ist häßlich, — aber er findet sie reizend. Er mag sich sagen: Sie lügt — er glaubt ihr dennoch. Er sagt: Sie ist von Liebhabern umschwärmt — doch nennt er sie tugendhaft. Wer kennt nicht sinnlose Liebe, die eine Buhlerin für eine Heilige hält? Ein edler Irrthum; denn er entsteht aus jenem Bedürfniß eines Ideals, das die Liebe in der Seele anregt. Seine Schmerzenslaute erinnern an Molière's Alcest:

Ach! hätt' ich nur mein Herz aus Deiner Haft zurück,
Dem Himmel sagt ich Dank für dieses seltne Glück.
Doch ist mit allem Fleiß kein Mittel zu ergründen,
Und lieben muß ich Dich zur Strafe meiner Sünden.

Shakespeare's Celimene hat die Antwort so bereit wie die Molière'sche. „Schämt Ihr euch nicht, mich so zu lieben? fragt sie. „Ihr vergeßt, daß Ihr vermählt seid und einer Anderen Treue geschworen habt. Ihr verletzt den Schwur. Ich hasse den Meineid!" Mit diesem Vorwurf ruft sie im Geiste des irren Dichters die ganze Vergangenheit wach, sie zeigt ihm die Hütte von Wilmcote, den Ehebund von Stratford, das strenge Haus, wo seine Gattin an drei Wiegen Wache hält.

Aber die süße, rasch geweckte Erscheinung des Familienlebens hält Shakespeare nicht zurück. Es war ein schlimmer Einfall dieser Frau, von Williams Eidbruch reden; denn mit Härte redet er sie an:

Vergleiche nur mein Leben mit dem Deinen,
Wie unverdient wird solch ein Wort erscheinen!
Verdient' ich ihn, — doch nicht von Deinem Mund,
Der seinen schönen Scharlachschmuck entheiligt,
Und an Besiegelung von falschem Bund
Sich öfter als der meinige betheiligt!

Nach dieser niederschmetternden Antwort scheint das arme Geschöpf mit seiner Widerstandskraft zu Ende. Sie ist besiegt, wo nicht überzeugt. Sie hat wohl eingesehen, daß es nicht klug ist, einen Kampf zu verlängern, in welchem ihr Gegner immer das letzte Wort haben würde. Sie ergibt sich, und das 25. Sonnett *) in seinem anakreontischen Muthwillen ist Shakespeare's Siegeslied.

* Der Verfasser citirt nach seiner neuen Anordnung.

Aber der Triumph dauert nicht lange! Eben da William an sein Glück endlich glaubt, bereitet sich für ihn eine schreckliche Katastrophe. Man hört ihn plötzlich (27) den Schmerzensruf ausstoßen: „Verflucht sei das Herz, das mein Herz seufzen macht über die doppelte Wunde, die meinem Freund und mir versetzt worden!" Das ist Rache; die Geliebte hat sich ihm nur zugewandt, um sich ihm wieder zu entreißen. Sie widmet sich einem Anderen; aber Wen begehrt sie? Nicht etwa den ersten besten Cavalier oder Kaufherrn, — das wäre schon grausam genug, — aber nein, ihre Rachsucht geht tiefer; den sie lockt, ist jener Jüngling, den Shakespeare selbst ihr vorgestellt hat, des Dichters vertrauter Freund!

Wie Shakespeare diesen Freund liebt, das sehen wir aus den folgenden hundert und einigen Sonnetten. Man denke sich, in einem Herzen verbunden, die Hingebung des Vasallen für den Lehensherrn, die Bewunderung des Niederen für den Hohen, die Neigung des Liebenden, die Dankbarkeit des Schützlings, die Zärtlichkeit des Vaters! William nennt den Freund sein Kind, seinen Geliebten, den höchsten Herrn seiner Gedanken! Und eben diesen Freund wünscht Shakespeare's Geliebte zu besitzen. „Grausame!" ruft ihr der Dichter zu (27), „nicht genug, daß du mich selbst mir entrissen hast, du raubst nun auch mein anderes Ich!" Der arme Will weiß noch nicht, woran er sich bei diesem Doppelverrath halten soll; er hat noch nicht den Beweis, den der Mohr von Venedig von Jago verlangt, indem er ihn an der Kehle faßt. Das 29. Sonnett ist der Ausdruck dieser Angst:

Zwei Wesen sind's, voll Trost und Zweifelswahn,
Die Geistern gleich mich führen durch die Welt!
Der beß're Engel ist ein schöner Mann,
Der bös're Geist ein Weib, von Schmink' entstellt.
Das Sündenweib, das mich dem Bösen weihte,
Lockt meinen bess'ren Geist von meiner Seite!

Othello ist eifersüchtig auf Cassio; seine Zweifel, sein Mißtrauen, die kindische Leichtgläubigkeit, den nagenden Argwohn — hat Shakespeare selbst einmal empfunden! Die Eifersucht, das Schreckbild der Glücklichen, der flatternde Vampyr der Liebesdämmerung hat den Dichter beim Haar ergriffen!

Aber die Ungewißheit hört auf, der Freund gesteht unter Thränen Alles ein. Shakespeare findet in seiner unendlichen Herzensliebe die erhabenste Entwickelung des Drama's; er verzeiht. Er macht keinen Vorwurf, er hat kein bitteres Wort. Traurig sagt er (31):

Des Uebelthäters Reue tröstet schwach
Den Armen, der der Unbill Kreuz getragen;
Die Thräne, die aus Deinem Auge brach,
Sei dennoch Lösegeld für meine Plagen.

Im folgenden Sonnett heißt es:

Nicht länger quäle Dich, was Du gethan!
Die holde Rose wird vom Dorn verkündigt,
Der Silberquell hat Schlamm, und Jeder sündigt.

Shakespeare findet in seinem Genius Trost; er übt jene großartige Nachsicht, welche der Blick auf einen weiteren Horizont so großen Geistern möglich macht. Der hohe Dichter ist großmüthig genug, sich zum Anwalt des Beleidigers zu machen. Was die trugvolle Geliebte angeht, so hat Will den Muth, sie nicht mehr zu sehen. Doch nicht ohne Beklemmung entsagt er; „und dennoch lieb' ich sie!" — Dies ist das letzte Wort, das er an sie wendet. Von nun an spricht er nicht mehr von ihr, sie ist für ihn todt. Nur durch Stillschweigen rächt er sich für die erlittene Unbill.

In der Liebe betrogen, wirft sich William ganz der Freundschaft in die Arme. Sie soll ihm das unmögliche Glück gewähren, das er anderswo vergeblich gesucht. Er entsagt der sinnlichen Neigung um eine höhere, beständige, ideale. Er glüht nicht mehr für die Buhlerin, sondern für den Freund, in rein geistiger Liebe. „Den Sinnen nach gehörst du den Frauen, aber mir gib deine Seele; mir die Liebe, ihnen den Genuß." Hier sehen wir nicht zwei Freunde, die sich die Hand drücken, sondern zwei engverbundene Seelen. „O möchte doch," sagt später der Dichter, „die Vermählung unserer treuen Seelen nie eine Störung leiden!"

Diese Ehe soll nicht nur eine glückliche, sie soll eine ewige sein. Der wehmüthige Grundton, der aus jeder Saite dieser Sonnette an uns klingt, ist der Gedanke an die Vergänglichkeit, an die Kürze des Lebens. Durch Unglück, Sorgen und Gram vor der Zeit gealtert, hat William Shakespeare nur den einen Gedanken, die zerstörende Kraft der Zeit zu bekämpfen. „Ich erkläre der Zeit den Krieg," sagte er stolz. Der Dichter, den man oft beschuldigt, daß er sich um die Zukunft nicht bekümmert habe, denkt hier einzig an die Zukunft! Leben ist ihm Nichts, Ueberleben Alles; überleben nicht nur in jener Welt, auch in der irdischen. Hienieden hat der Mensch zwei Mittel sein Dasein fortzupflanzen, die physische und die geistige Erzeugung, Familie und Poesie. In der Familie vererbt er sein Bild, seine äußere Schönheit; in der Poesie verewigt er sein Andenken, seinen inneren Werth. Beide Arten von Fortdauer möchte William seinem Freunde sichern. Unter jeder Form kehrt in den Sonnetten die Mahnung wieder: „Sorge für die Fortpflanzung deines Körpers, ich will deine Seele verewigen. Vermähle dich, ich werde dich besingen. Du wirst in deinen Kindern und in meinen Versen doppelt leben." Die letzten vierzig Sonnette sind einzig die Entwicklung dieses Gedankens. Wie groß ist des Dichters Vertrauen auf seine Macht; wie erhaben, einfach der Ausdruck, wo er dem Freunde die Unsterblichkeit verkündet! Hier hat seine Poesie einen weihevollen Charakter; sie schafft Leben, gleich der Liebe. Auch die Muse kann Mutter sein.

Wir machen nicht den Anspruch, Shakespeare's Sonnette hier zu analysiren. Man analysirt solche Werke nicht, man versenkt sich in sie. Wir wollten nur die Aufmerksamkeit auf den dramatischen Inhalt lenken, den diese Gedichte umschließen, und in großen Zügen ihr inneres Band nachweisen. Wir wollten zeigen, daß, trotz der Verneinung der englischen Kritik, diese Verse nicht, wie die anscheinende Unordnung glauben macht, zufällig hingeworfene Eingebungen sind; daß eine deutliche innere Einheit sie verbindet, die man bisher nur undeutlich dargestellt hat.

Hat aber diese Einheit je wirklich bestanden, warum ist sie nicht beachtet worden? Warum hat man die Sonnette, die hier nach einem logischen Gedanken geordnet sind, durch Unordnung entstellt?

Die Sonnette sind, wie oben bemerkt, im Jahr 1609 zuerst erschienen. Auf das Titelblatt folgte in dieser Ausgabe die räthselhafte Widmung: „Dem einzigen Erzeuger dieser Sonnette, Hrn. W. H., wünscht alles Glück und jene von unserem unsterblichen Dichter verheißene Ewigkeit der wohlmeinende Unternehmer, T. T." Niemand bezweifelt, daß die beiden T. den Buchhändler Thomas Torpe bezeichnen. Aber wer ist W. H., dem der Dichter ewige Fortdauer verhieß? Diese Frage ist mit großem Aufwand von gelehrter Kritik behandelt worden, und man hat vier Vermuthungen aufgestellt. Der Besungene sollte William Harte, Schwestersohn des Dichters, nach Anderen ein völlig unbekannter William Hews sein. Beide Ansichten hatten keinen inneren Halt. Stärkere Gründe schienen für eine dritte Hypothese zu sprechen, nach welcher man die Gedichte auf William Herbert, Grafen von Pembroke, bezog: aber auch sie ist entschieden widerlegt. W. H. ist, wie schon Drake bemerkte, schwerlich ein anderer als (mit umgesetzten Initialen) derselbe Henry Wriothesly, Graf von Southampton, dem auch „Venus und Adonis," sowie „Tarquin und Lucretia" ge-

widmet sind. Bei der Schilderung des Adonis hatte der Dichter seinen schönen Freund im Sinne; in den Sonnetten redet er ihn an:

Beschreib' Adonis, und das ganze Bild
Ist Deiner Schönheit schwacher Abglanz nur.

Heinrich Wriothesly, Graf von Southampton, war 1573 geboren, also zwanzig Jahr alt, da die ersten Sonnette gedichtet wurden. So konnte ihn Shakespeare gar wohl noch Sweet boy nennen. Das Bild, das William von seinem Freund entwirft, paßt vollkommen zu dem geschichtlichen Southampton. Er war schön, reich, hochgeboren; sein Vater war einer jener Edelleute von altem Schlag, die, der Elisabeth zum Verdrusse, den alten Glauben und die feudalen Gewohnheiten beibehielten. „Der Graf," sagt Markham, „hatte zum Gefolge nicht vier Lakaien, sondern mehr als hundert berittene Vasallen; ihm voran gingen nicht etwa zwölf Livree-Affen und scheckige Schmetterlinge, sondern eine Leibwache von großen, geschmückten, in gleichem Schritt auftretenden Burschen." An seinem Freunde rühmt Shakespeare mehrmals den Haß gegen neue Moden. Der junge Graf, in St. Johns-College streng erzogen, zu sechzehn Jahren Magister der Künste, behielt eine leidenschaftliche Neigung für die Literatur. Er war der von Shakespeare besungene Mäcen. Der Dichter Nash sagt in der Widmung eines Buches an Southampton: „Jedes Werk ist rettungslos verloren, das am Felsen Eures Urtheils scheitert." Camden nennt ihn ebenso berühmt durch Liebe zur Wissenschaft als durch Kriegsthaten. Beaumont rühmt in Versen seine Achtung für Männer, die in Künsten, in Dichtung oder Prosa Ruhm gewonnen. Dies war W. H., der, wie es in den Sonnetten heißt, „der Wissenschaft neue Schwingen lieh".

Dies zugegeben, wird das Geheimniß erklärlich, mit dem man die Gedichte umgab. Am Schluß derselben drängt Shakespeare den Freund anhaltend, sich zu vermählen. Unter allen Formen, mit unglaublichem Bilderreichthum empfiehlt er ihm den Ehestand. Nun weiß man, daß Southampton (im Jahr 1598) kurz nach Vollendung der Sonnette, ungeachtet des ausdrücklichen Verbotes der Königin, sich mit der schönen Frau Vernon vermählte, die er seit Jahren geliebt. Elisabeth hielt noch eifersüchtiger auf die Jungfräulichkeit Anderer als auf ihre eigene. Wie der König von Navarra in „Liebes Leid und Lust", hätte sie den Cölibat gern zum Hofgesetz gemacht; auch sie wünschte, ihr Palast sei „eine Akademie, der Ruhe und Beschaulichkeit gewidmet". Wie der König im Lustspiel seinen Freunden, so hatte Elisabeth den Grafen Essex und Southampton den Umgang mit Frauen untersagt. Der arme Southampton war, wie Longueville und Dumain, in einer schlimmen Stellung zwischen seiner Liebe und der Vasallentreue. Die Poesie verband sich mit der Schönheit, um den Grafen zum Ungehorsam aufzuregen; Shakespeare betrieb die Heirath fast ebenso beredt als Frau Vernon. In den Sonnetten, wie in den Gedichten und in der genannten Komödie rühmt er die Frauen und ruft dem Freunde zu: „Vermähle dich!" Aber die Königin wies nach dem Tower und rief: „Vermähle dich nicht". Der jungfräulichen Königin trotzen, war gefährlich. In „Kenilworth" schildert Walter Scott die Bestürzung des Günstlings Leicester, der, um seine Verbindung mit Amy Robsart zu verheimlichen, die Geliebte ruchloser Weise in einem Hinterhalte ermorden läßt. Southampton stand unter dem Einfluß dieses Schreckens. In einer so kritischen Lage widerstand der Unglückliche vier Jahre lang den Versuchungen der Liebe. Aber Shakespeare sagte ihm, wie Biron in Liebes Leid und Lust;

Aus Frauenaugen zieh' ich diese Lehre:
Sie sprüh'n noch jetzt Prometheus ächte Glut;
Sie sind das Buch, die Kunst, die hohe Schule,
Die alle Welt umfaßt, erläutert, nährt.
Sonst überall ist nichts Vollkomm'nes da.

Drum war es Thorheit nur, den Frau'n entsagen;
Und wer den Schwur noch hält, der bleibt ein Thor.

Der Jüngling widerstand nicht länger den sanften Augen der Vernon und den beredten Versen Shakespeare's. Wie in der Komödie, gewann die Natur den Sieg; Southampton vermählte sich, wie Longueville that; aber der Ausgang in der Wirklichkeit war schlimmer als im Lustspiel. Der König von Navarra war selbst gleichen Frevels geständig und verzieh dem Freund. Aber die Königin von England blieb theilnahmlos; sie schloß den Grafen im Tower ein, und wenig fehlte, so hätte Southampton unter dem Vorwand seiner Theilnahme an einer Verschwörung die ordonnanzwidrige Hochzeit auf dem Schaffot gebüßt.

So ist es begreiflich, daß die Buchhändler sich nicht sehr beeilten, die Gedichte zu verlegen, in denen ein so verhängnißvoller Ehebund angerathen war und Shakespeare den von der Königin anbefohlenen Cölibat mit solcher Kühnheit angriff. Erst nach Elisabeths Tod fanden sie einen Herausgeber. Nun aber war Southamptons hohe Stellung und die Familienrücksicht im Wege; man wollte das vertraute Drama, in welchem einer der ersten Männer Englands die Hauptrolle spielte, nicht ohne Verwahrung der Oeffentlichkeit übergeben. Um die Neugier irre zu führen, ersann Thomas Thorpe jene geheimnißvolle Widmung mit den umgestellten Initialen; ja noch mehr: er reihte die Sonnette in wohlbedachter Unordnung aneinander, so daß die innere Verbindung gestört war, und stellte es der geduldigen Nachwelt anheim, das Räthsel zu lösen.

Ortsnamen in Californien.

Im Goldland, wo in kurzer Frist so viele neue Orte entstehen und wichtig werden, finden die Ansiedler keinen historischen Bezug, um Namen für ihre Wohnorte daran zu knüpfen. Sie müssen sich auf andere Weise helfen. Die Namen der Grafschaften wurden meist schon vorgefunden; nur zwei geben vom Geiste der Neuzeit Kunde, nämlich die Humboldt-County und eine andere, die nach dem Capitän Sutter benannt ist. Was die Städte betrifft, so haben viele, namentlich im Süden, ihre spanisch-mexikanischen Namen mit ihrem alten Aussehen behalten; so San Francisco, Benicia, San Luis Obiszo, Los Angelos. Neuere Städte haben amerikanische Benennungen: Jackson, Marysvill, Grass-Valley (Grasthal), Crescent City (Halbmondstadt). Sacramento, die größte, jedenfalls die schönste Stadt Californiens, hat den schon früher vorhandenen Namen des Flusses, an dem sie liegt, angenommen. Einige heißen nach ihrem Erbauer; so Jamestown, Coulterville; Stockton ist nach dem Commodore benannt, der 1848 bei der Eroberung von Californien thätig war. Die Nationalität der Eingewanderten gibt sich, besonders in der Goldgegend, in vielen Ortsnamen kund, so French Bar, American River, Chinese Camp, Indian Diggings, Mormons Settlement. „Sebastopol" steht für sich allein, als Erinnerung an die Zeitgeschichte. Auf das Gold selbst und auf die Hoffnungen, die der Ansiedler hegt, beziehen sich die Namen Rich Bar, Orville, Quarzburg, Gold Hill, Eureka (wir lesen Heureka, das „Ich hab's gefunden" des Archimedes). Auch „Ophir" — der Name der indischen Goldküste bei den Phöniciern — gehört hierher. Vollkommen phantastisch sind die Dorfnamen Alpha und Omega, während Poverty-Bar und vor Allem Humbug-Hill einen vielleicht nur zu deutlichen Bezug auf die Wirklichkeit haben.

Zeitschrift des zoologischen Gartens.

Der zoologische Garten. Organ für die zoologische Gesellschaft in Frankfurt a. M., herausgegeben von Dr. D. F. Weinland. Erster Jahrgang. 12. Nummern. Frankfurt, Sauerländers Verlag. Preis 1 Thaler.

Das bekanntlich sehr streng verfahrende Literarische Centralblatt von F. Zarncke gibt unter der Rubrik „Naturwissenschaften" folgendes Urtheil über die genannte Zeitschrift: „Die zoologischen Gärten sind seit einigen Jahren für unsere großen Städte ein Modeartikel geworden, freilich ein ebenso schwieriger wie kostspieliger, aber verständig eingerichtet doch ein sehr nützlicher, viel Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt gewährend. Die Frankfurter Gesellschaft bietet nun in vorliegender, in monatlichen Nummern erscheinender Zeitschrift ein Organ, welches die Interessen der verschiedenen zoologischen Gärten wahrnehmen und dem größeren Publikum vermitteln soll. Gewiß ein sehr verdienstliches und allseitiger Theilnahme werthes Unternehmen. Die Nummern des ersten Jahrgangs bringen stete Berichte aus dem Frankfurter Garten, Aufsätze über zähm- und acclimatisirbare Thiere, Correspondenzen aus anderen zoologischen Gärten und verschiedene zoologische Miscellen. Die Zeitschrift ist also nicht bloß für die Unternehmer solcher Gärten von höchstem Interesse, auch das dieselben besuchende Publikum und Jeder, der nach irgend einer Richtung hin Beziehung zur Zoologie hat, wird für sich Brauchbares darin finden, und der niedrige Ladenpreis von einem Thaler für den Jahrgang gestattet auch die allgemeinste Verbreitung. Die Redaction, von Dr. Weinland geleitet, verfolgt mit Umsicht die verschiedenen Zwecke des Blattes, und die beigefügten Illustrationen sind ganz befriedigend.

Notizen.

Die erste Vorstellung von Schillers Kabale und Liebe fand nicht in Mannheim, sondern in Frankfurt am Main durch Veranstaltung des thätigen Theaterdirectors Großmann Statt. Der Tag der Aufführung war der 13. April 1784, ein Osterdienstag; Beil aus Mannheim war Musikus Miller, Sophie Albrecht spielte die Luise. Schiller war zugegen; ebenso Goethe's Mutter, die am Ostersonntag an Fritz von Stein davon geschrieben und bemerkt hatte: „Alles verlangt darauf und es wird sehr voll werden." Zwei Tage später kam das Stück in Mannheim zur Aufführung.

Grillparzer's Sappho, die heute wieder über unsere Bühne geht, hat kurz nach ihrem Erscheinen einen Lobredner gefunden, wie wenige neuere Dichtungen. Lord Byron war vom Lesen derselben wahrhaft begeistert und fragte nach dem Namen des Verfassers. Als er das mißtönende „Grillparzer" vernahm, bemerkte er: „Ein ungeschickter Name; aber die Nachwelt wird sich daran gewöhnen müssen."

Das Lutherdenkmal in Worms wird von zwei Schülern Rietschels, Kietz und Donndorf, in genauem Anschluß an den Entwurf des Meisters vollendet werden; nöthigenfalls wird ihnen noch Johannes Schilling zur Seite stehn. Die Arbeit soll außerdem unter der Begutachtung Hähnel's zum Schlusse kommen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 25. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 146.) **Sappho.** Trauerspiel in 5 Akten von Grillparzer.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 21. Freitag, 26. April 1861.

Giacomo Leopardi.

Die Briefe des edlen, unglücklichen Dichters und Gelehrten, der in der Zeit einer dumpfen Stille das tiefe Leid seines Landes fast allein zum Ausdrucke brachte, sind jetzt, während Italien sich neu aufrafft, wie zu seinem Denkmal in Florenz zusammengestellt worden. *) Das Wort Miserrimus, das einst auf einem geheimnißvollen Leichenstein zu lesen war, würde auf Leopardi passen, wenn wir Denjenigen, dem so Großes in die Seele gelegt ist, je für völlig unglücklich halten dürften.

Graf Giacomo Leopardi war in seiner Zeit einer der gründlichsten und tiefsten Kenner des klassischen Alterthums. Aber selbst diese hohe Richtung machte das Gefühl seines Zustandes in ihm nur lebendiger. Die herrlichen Gestalten der Hellenenwelt bildeten ihm einen bitteren Gegensatz zu seinem verkümmerten Dasein. Die Anschauung des alten Römerthums reizte nur seine schmerzlichen Empfindungen beim Anblick des schlaffen politischen Lebens oder vielmehr des politischen Todes, der um ihn her brütete. Sein geistiges und körpliches Leiden wurde noch durch Dürftigkeit erhöht; obwohl von altem Adel, hatte er doch nur in seiner freudlosen Heimat ein gesichertes Auskommen, da sein Vater wenig für ihn that und weder Giacomo's Freiheitsträume noch seinen literarischen Geschmack billigte. Der Zwang, um das Brod arbeiten zu müssen, und die Demüthigungen, von denen eine solche Stellung im Leben nicht frei bleibt, halfen sein Unglück vollenden.

Leopardi's Briefe sind theils an seine Eltern und Geschwister, theils an Stella, den Herausgeber des Mailänder Zuschauers, meistens aber an den liberalen Schriftsteller und Carbonaro Giordani gerichtet. Obwohl sie erst von seinem zwanzigsten Jahr an geschrieben sind, gewähren sie doch manchen Rückblick auf sein Jugendleben.

Giacomo Leopardi wurde am 29. Juni 1798 in Recanati in den Marken geboren, in einer Umgebung, die im vorigen Jahr Kriegsschauplatz war. Recanati liegt in der Nähe des Flüßchens Musone und nicht gar weit von Loreto, doch aber schon auf den Höhen und ziemlich einsam, wie denn überhaupt die Landschaften auf dem östlichen Abhang des Apennin, nach der Adria zu, leicht einen abgeschiedenen Charakter annehmen. Vollends in der Zeit politischer Stille führten die Einwohner eines Städtchens wie Recanati, noch mehr die adligen Patriarchen auf den altergrauen Schlössern der Umgegend, ein altmodisches Leben voll freudlos einförmigen Behagens. Ein steifer Landedelmann solcher Art, wenn auch kein ganz gewöhnlicher, war auch Monaldo Leopardi, des Dichters Vater. Er kannte die Alterthümer der Marken, schrieb eine Geschichte von Recanati und besaß eine reiche klassische Bibliothek. Dabei hatte er einen hohen Begriff von der Machtvollkommenheit eines Familienhauptes und Gutsherrn; den Charakter seines Sohnes verstand er nicht im mindesten; er begriff nicht, wie man den heimischen Landsitz verlassen könne, es sei denn um Staatsdiener oder Prälat zu wer-

*) Epistolario di Giacomo Leopardi, 2. vol.

ben. Der bei dem verhaltenen Feuer seiner Seele schüchterne Knabe erhielt nicht die Mittel zu einer Zerstreuung oder einem kleinen Ausflug. In den Briefen des Jünglings, der bereits ein vollendeter Gelehrter war und in welchem schon Einige der größten italienischen Lyriker seit Filicaja ahnten, kommen beständig Klagen folgender Art vor: „Mein Vater ist entschlossen, mir außer dem Hause keinen halben Bajok zu geben. Er erlaubt mir wohl, einen Ausweg in die Fremde zu suchen, aber er bewegt keinen Finger um mir zu helfen, eher um mich zu hindern. Was soll ich thun, von Keinem gekannt, der ich immer in einem Ort gelebt habe, dessen Lage Sie ohne Wörterbuch nicht kennen würden; der ich wie ein Kind verachtet werde?" An Brighenti schreibt er: „Von meinem Vater haben Sie keinen Begriff; eher könnte man einen Berg versetzen als ihn dazu bringen, Etwas für mich zu thun." Bei alle dem läßt er es in seinen vertrautesten Briefen nie an Bezeigungen der Achtung für seinen Vater fehlen. Es ist nicht zu verwundern, wenn er einmal schreibt: „Sprechen Sie mir nicht von Recanati; es könnte mir höchstens gute Ideen zu einer Abhandlung über den Haß gegen das Vaterland liefern." Und später: „Mein wahres Vaterland ist Italien, für welches ich vor Liebe brenne, und ich danke dem Himmel, der mich zu einem Italiener gemacht hat."

Die klassischen Studien mit Anstrengung zu betreiben, war für die Patrioten Italiens in der Zeit seines anscheinenden Schlafes ein Trost und eine sittliche Kräftigung. Alfieri auf der Höhe seines Ruhmes las den Aeschyllus und Aristophanes zu bestimmten Stunden, wie ein junger Philolog im Seminarium. Ugo Foscolo's Lieblingsgedanke in seiner Jugend war, die Ilias in reimlosen Versen zu übersetzen. Während Foscolo verbannt in der Schweiz, dann in London lebte, schloß sich das kränklich, vereinsamte Kind in Recanati diesen Bestrebungen an. Er verzehrte sich in seinen Studien; vom zehnten Jahr bis zum zwanzigsten las er, vergeblich, grübelte mit unglaublicher Anstrengung, wurde ein ausgezeichneter Hellenist und ein geübter philosophischer Denker. Dabei hatte er, seitdem er den ersten Elementar-Unterricht genossen, nie einen Lehrer gehabt. Zu sechzehn Jahren übersetzte er das „Leben Plotin's" von Porphyrius und begleitete es mit Noten; er sammelte und erläuterte die „Bruchstücke der griechischen Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts"; er schrieb einen Versuch über die Irrthümer in den volksthümlichen Ansichten der Alten. Kühnheit, Scharfsinn und Sicherheit kennzeichneten alle seine Arbeiten. Von Recanati aus sandte er einen von ihm selbst gedichteten griechischen „Hymnus an Poseidon", den er für ein Werk des Kallimachus ausgab, an eine gelehrte Zeitschrift in Mailand, und man glaubte eine Zeitlang dem unschuldigen Betrug, zu dem er sich bald bekannte.

Eine so schwache Natur konnte dieser aufreibenden vereinsamten Thätigkeit, dieser Wuth des Gedankens und des Studiums nicht lange widerstehen; sein ganzer Organismus wurde von Krankheit angehaucht, seine Augen geschwächt, seine Nerven überreizt. Mitunter mußte er auf ganze Wochen die Arbeit aufgeben; dann konnte er nicht einmal lesen, sondern ging den Tag über langsam spazieren ohne mit Jemanden zu sprechen und ohne in der Unthätigkeit Ruhe zu finden. Er selbst nahm diese Krisis, die über ein Jahr dauerte, sehr ernst. „Diese Schwermuth", schrieb er später, „ist sehr verschieden von jener süßen Schwermuth, welche das Schöne zeugt und holder ist als die Heiterkeit; diese ist eine Dämmerung, jene eine schwarze Nacht." Erst mit dem Eintritte des zwanzigsten Jahrs wurde es ein Weniges besser; „da sah ich ein, daß ich nicht nothwendiger Weise so schnell sterben müsse, daß ich noch leben könne; doch muß ich mein Leben mit den Zähnen festhalten, muß mir die Hälfte dessen versagen, was Andere thun können, und bleibe immer dem Tode ausgesetzt, den mir der kleinste Zufall, die leichteste Ausschweifung bringen kann."

Von Sehnsucht getrieben, in einen geistigen Verkehr zu treten, schrieb Giacomo einen Brief an Pietro Giordani, einen der bekanntesten Schriftsteller jener Zeit. Gior-

dani war erstaunt über so viel Genie und frühreifes Wissen. Bald machte er eine Reise nach Recanati und es knüpfte sich unter den verschiedenen Naturen ein Freundschaftsband. Giordani war ein ächter Italiener jener Zeit, von josephinischen Ideen erfüllt, ein dem Kloster entronnener Mönch, Schönredner, aufgeklärter Philanthrop im Sinne des vorigen Jahrhunderts. Er gab dem jungen Freund ermunternde Worte, Rathschläge und auch Beweise ächter Hingebung; Heiterkeit, Seelenfrieden, männliche Frische konnte er ihm nicht verleihen. Den etwas flachen Skepticismus des neuen Freundes nahm er schwerlich an. Seine erste Jugend hatte er in frommem Kinderglauben verlebt und im zwölften Jahr christliche Hymnen gedichtet; seine später eintretenden Zweifel stammten aus einem ernsten Ringen nach Erkenntniß der Wahrheit, so trüb sie ihm auch erscheinen mochte.

In dem Bruchstück „Monduntergang" singt Leopardi:

Zur Himmelsgrenze steigt hinab der Mond
Und senkt sich langsam zum Tyrrhenermeer;
Das fahle Licht vergeht, die Schatten schwinden
Und Berg wie Thal hüllt eine tiefe Nacht.
Der Fährmann grüßt mit sanftem Klageton
Zum Abschied noch den letzten Strahl des Lichtes,
Das ihm auf seinem Pfad ein Führer war.
So geht die Jugend aus dem Leben fort;
Der letzte Schimmer holder Träume schwindet
Und Hoffnung, die der Menschenseele Freund;
Der irre Wandrer kann sein Ziel nicht finden,
Die Richtung nicht des Pfades, den er geht. —
Ihr Hügel und du Meeresstrand, nicht lange
Bleibt ihr des sanften, lieben Strahls beraubt;
Im Westen war der Schleier schön versilbert,
Bald kommt von andrer Seite goldner Glanz
Und überfluthet euch mit Flammengüssen.
Das Menschenleben, wenn die Jugend schwand,
Wird nimmermehr von sanftem Roth beleuchtet;
Das Dunkel weicht erst, wenn das Ende kommt.

Als er dies schrieb war er bereits in die Epoche des Ruhms und der erweiterten Wirksamkeit eingetreten und es bedurfte keines Giordani mehr, um seinen Namen mit dem Geistesleben Italiens in Verbindung zu bringen. Im Jahr 1818 erschien sein Gesang an Italien, der unmittelbar eine allgemeine Aufregung des Beifalls weckte. In jener Zeit nahmen die Entdeckungen des berühmten Angelo Mai, der, damals Custos der Vaticana, aus Palimpsesten bisher unbekannte Schriften der Alten gewann, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Anspruch. Als Mai seine Arbeiten durch Auffindung der Bücher Cicero's „vom Staat" krönte, richtete Leopardi jene herrliche, begeisterte Hymne an ihn, die in der italienischen Dichtung kaum ihres Gleichen hat. Das aus der Vergessenheit aufgetauchte Werk war ihm ein Sinnbild alles Großen, das in Italien der Wiederbelebung harrte. Niemals ist ein wissenschaftliches Interesse in so genialer, ungesuchter, lebendiger Verbindung mit demjenigen, was ein Volk im Großen mächtig bewegt, verherrlicht worden, wie in diesen Versen des jungen Einsiedlers von Recanati.

Er blieb nicht lange mehr der Einsiedler. Der Vater gab insofern den Bitten und Vorstellungen nach, daß er ihn im Jahr 1822 nach Rom reisen ließ. Ranieri, sein treuester Freund, schildert uns sein damaliges Aussehen: Leopardi war von mittlerem, gebücktem, schwachem Wuchse, von heller Gesichtsfarbe, die zum Blassen neigte; sein Kopf war groß, die Stirn breit und viereckig, die Augen blau und schmachtend, die Nase fein, die Züge sehr zart, die Stimme sanft und gedämpft, das Lächeln unaussprechlich und fast verklärt.

(Schluß folgt.)

Neueste Untersuchung der Trinkwasser Frankfurts.

Unter den wissenschaftlichen Aufgaben, welche sich der hiesige ärztliche Verein zur Bearbeitung und allmäligen Zusammenstellung in seinen „Jahresberichten über die Verwaltung des Medicinalwesens, die Krankenanstalten und die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse der freien Stadt Frankfurt" vorgesetzt hat, nimmt die Darstellung einer medicinischen Topographie Frankfurts eine der ersten Stellen ein. Denn es ist einleuchtend, daß die geographische Lage, die klimatische und tellurische Beschaffenheit einer Gegend einerseits, wie die Constitutions-, Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse ihrer Bewohner andererseits die Faktoren bilden, aus welchen der Gesundheits- und Krankheitszustand erforscht und beurtheilt werden muß. In richtiger Würdigung dieser Thatsache wurde daher in dem ersten Jahresberichte neben der Angabe der geographischen Lage und einer übersichtlichen Schilderung der meteorologischen sowie der Bevölkerungsverhältnisse Frankfurts mit einer ausführlichen Arbeit über die Bodenverhältnisse der Stadt und ihrer Umgebung der Anfang gemacht. Allein die im Verlaufe der Arbeit sich herausstellende Nothwendigkeit, neue oder ergänzende in das Gebiet derselben einschlagende Untersuchungen vorzunehmen, veranlaßten den Verfasser, Herrn Dr. O. Volger, von der Arbeit vorerst abzustehen, um sie später einer umfangreicheren Ausarbeitung zu unterziehen. Der soeben erschienene 3. Jahresbericht liefert dagegen wiederum einen für die medicinische Topographie unserer Stadt höchst wichtigen Beitrag.

„Die Trinkwasser von Frankfurt a. M. in chemischer, physiologischer und hygienischer Beziehung untersucht und beleuchtet von Dr. G. Kerner nebst einem hydrographischen Generalplan von Frankfurt a. M. als Beiblatt" ist der Titel eines Aufsatzes, welcher in 114 Seiten die Ergebnisse ebenso umfassender und sorgfältiger wie mühsamer Untersuchungen zusammenstellt. Der bereits durch mehrfache Originalarbeiten aus dem Gebiete der physiologischen und angewandten Chemie rühmlich bekannte Autor hatte sich bei der vorliegenden Untersuchung eine doppelte Aufgabe gestellt: 1) eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Wiederholung qualitativer und quantitativer Analyse der die Stadt hauptsächlich versorgenden Wasserleitungen, sowie der gebräuchlichsten und wichtigsten städtischen Senkbrunnen; 2) eine theoretisch wissenschaftliche Betrachtung über die physikalische und chemische Natur der Trinkwasser überhaupt, deren physiologische Bedeutung für Stoffwechsel im Organismus und eine daraus resultirende Beurtheilung der Trinkwasserbeschaffenheiten. Durch diesen Theil der Arbeit wird aber deren Verdienst weit über die Grenzen einer gewöhnlichen localen Wasseranalyse hinausgerückt, wie sich auch eine der größten Autoritäten im Gebiete der physiologischen Chemie darüber ausgesprochen hat.

Wir müssen uns auf einige wenige Andeutungen beschränken. In dem Abschnitte „Allgemeines über die Trinkwasser von Frankfurt" — wird zunächst der meist dem vorigen Jahrhundert angehörigen Untersuchungen und Beurtheilungen hiesiger Trinkwasser gedacht, wie solche von Pasquay, Burggrave, Behrends u. a. m. in Werken medicinisch-topographischen Inhaltes niedergelegt worden. Schon vom Ersteren, dessen Arbeit überhaupt unter den genannten die exacteste und wissenschaftlichste war, wurde bereits die richtige Thatsache hervorgehoben, daß das Brunnenwasser der Sachsenhäuser Seite im Allgemeinen weniger feste Bestandtheile als das von Frankfurt führe, mithin indifferenter (leichter verdaulich) und dadurch der Gesundheit zuträglicher ist. Zu städtischer Wasserleitung sind zuerst die Quellen des Friedberger Feldes benutzt und nach Lersner bereits 1607 zu einzelnen Straßen oder Plätzen der Stadt geführt, und sodann durch Insp. Hoffmann vom Jahre 1828—34 durch theilweise Neuanlagen auf dem Knoblauchsfelde mittelst unterirdischer Gallerieen

und Sammelbecken unter einander verbunden und so gewissermaßen zu einer ununterbrochenen Brunnenreihe umgestaltet wurden. Die auf diese reformirte Wasserleitung gebauten Hoffnungen haben sich leider nicht erfüllt, es ist vielmehr mit der Zeit eine Art Erschöpfung des Wasservorrathes in dem Knoblauchfelde eingetreten, so daß man neuerlichst zu dem Vert- oder Vers-Brunnen am Seehof mit anderen in unmittelbarer Nähe aus denselben Bodenschichten entspringenden Quellen Zuflucht nehmen mußte. Bei der Ausführung dieser letzten Wasserleitung stellten sich Schwierigkeiten und Fehlgriffe mancherlei Art heraus, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Es mag genügen zu bemerken, daß der zur technischen Begutachtung hierher berufene Oberbaurath Hagen aus Berlin im Ganzen die Anlage als richtig combinirt und ausgeführt geschildert hat (wobei er uns freilich über manche grobe Fehler glimpflich stillschweigend hinweggegangen zu sein scheint). Seit dem December 1859 ist diese Wasserleitung nun mit dem Röhrensystem der beiden älteren Wasserleitungen in Verbindung gebracht, und wenn auch ihre Anlagen nicht als vollendet zu betrachten sind und namentlich die Einrichtung des Sammelbassins eine constante Beschaffenheit des Wassers zu garantiren nicht im Stande ist, so verdankt ihr die Stadt doch gegenwärtig die Hauptzufuhr ihres Trinkwassers, indem sie weitaus den größten Theil der Röhrbrunnen und außerdem 4 bis 500 Haushaltungen in den Häusern selbst versorgt. (Sie liefert 4 bis 5000 Ohm täglich.) Sehr befriedigend ist das Ergebniß der Analyse; sie erklärt dies Wasser nicht nur für vollkommen naturgemäß, sondern daß es jedenfalls zu den besten Trinkwassern unseres Gebietes gezählt werden darf.

Aus der ziemlich genauen Uebereinstimmung der Resultate, welche die neueste Untersuchung mit den von Pasquay angestellten ergibt, stellt sich heraus, daß die Beschaffenheit der beiden Wasserleitungen in 100 Jahren keine erhebliche Veränderung erfahren. Anders verhält es sich dagegen mit den Senkbrunnen. Abgesehen von der mannigfaltigen geologischen Verschiedenheit ihrer Sohlen, sind sie auch den verändernden Einflüssen, welchen das Terrain einer Stadt unaufhörlich ausgesetzt ist, unterworfen. So erweisen sich beispielsweise aus dem beigegebenen hydrographischen Plane diejenigen Stadtdistricte, welche auf alten Mainbetten oder zugeworfenen Festungsgräben angelegt sind, als morastgrundig und demzufolge einflußreich auf die Beschaffenheit des Wassers in einzelnen Senkbrunnen. Eine Hauptaufgabe des Verfassers bestand deshalb darin, alle städtischen Pumpbrunnen, die Brunnen sämmtlicher öffentlicher Anstalten und eine entsprechende Anzahl charakteristischer Privatbrunnen einer Untersuchung zu unterwerfen, um auf diese Weise der Arbeit außer ihrem medicinisch-topographischen auch einen speciell praktischen Werth zu verschaffen. Da sich nämlich durch diese Untersuchungen in gewissen (nicht sehr großen) Abständen überall hydrologische Anhaltspunkte finden, so läßt sich nach diesen Angaben in den meisten Fällen nicht allein die Beschaffenheit der Wasser der dazwischen liegenden Privatbrunnen annähernd bestimmen, sondern auch der muthmaßliche Werth eines neu zu grabenden Brunnens voraussehen.

Zur leichteren Uebersichtlichkeit und allgemein verständlicher Benutzung sind die Resultate der in die Reihe der Untersuchung gezogenen Senkbrunnen durch Noten ausgedrückt, welche jedem Wasser ein normirtes Prädikat beilegen. Durch die Aufstellung einer Scala von I—VII sind die vorhandenen Qualitäten der Trinkwasser nach ihrer Güte angeordnet. Bei der Reihe von I—IV sind die festen Bestandtheile maßgebend, wobei sich ergibt, daß dieselben zwischen 0,3 und 3,5 per mille schwanken. Mit V—VII werden die Grade der verschiedenen die Wasser verunreinigenden Einflüsse ausgedrückt. In dieser Aufstellung kann Jedermann leicht finden, von welcher Beschaffenheit diejenigen Brunnen sind, welche zunächst seiner Wohnung liegen oder für welche er sich am meisten interessirt.

Der durchschnittliche Gehalt an fixen Bestandtheilen stellte sich nach den Untersuchungen von 159 Senkbrunnen von Frankfurt und Sachsenhausen auf 1,3745 per mille; der von den Frankfurter Brunnenwasser allein nach 139 Bestimmungen auf 1,4302; der von den Sachsenhäuser Brunnenwasser nach 20 Bestimmungen auf: 0,9842 per mille.

Es erhellt hieraus, wie schon oben angeführt, daß die letzteren im Allgemeinen weit leichter sind, als die vom rechten Mainufer, was wohl darin seine Erklärung findet, daß sie fast alle im Alluvialsand und nicht in Berührung mit (nachgewiesenen) morastgrundigen Flächen stehen.

In späteren Abschnitten finden auch das Flußwasser des Mains, das Vilbeler und die Frankfurter Mineralwasser ihre Besprechung.

Der skizzenhafte Auszug dieser Abhandlung wird genügen, wenigstens darüber ein Urtheil zu verschaffen, in welcher Weise die ganze Arbeit angelegt und behandelt ist.

Interessant ist, daß soeben auch über Wien eine theilweise ähnliche Schrift unter folgendem Titel erschienen ist: „Das Wasser in und um Wien rücksichtlich seiner Eignung zum Trinken und zu anderen häuslichen Zwecken. Nach dem Berichte der vom hohen Ministerium des Innern zum Behufe dieser Untersuchung eingesetzten Commission. Wien. 1861. 8°. 138 S. —n—

Ueber sociales Leben in England.

Zweite Vorlesung von Dr. Julius Faucher.

Wir sind noch immer im drawing-room beim Theetisch, und lassen die Blicke schweifen nach dem was sonst noch das Zimmer Eigenthümliches bieten mag. Zunächst, was sehen wir nicht? Wir sehen sicherlich keine Spieltische: die englische gentry spielt niemals Karten, Whist und Boston sind Fremdlinge geworden in ihrem Vaterland. Wir sehen ferner gewiß keinen Nähtisch; die englische Dame beschäftigt sich nicht mit weiblichen Handarbeiten, und wenn sie es thut, dann in sehr praktischen Arbeiten, jedoch nicht in ostensibler Weise; vor den Augen der Welt versteht sie sich höchstens zu der alt-schottischen Mode des Filirens. Jedenfalls aber sehen wir einen Schreibtisch, dies unentbehrlichste Möbel der englischen Dame. Die Sitte des Briefschreibens ist in England besonders unter den Damen so stark verbreitet, daß man auf eine mäßig starke Familie täglich 3 bis 4, jährlich also über 3000 Briefe rechnen kann. Das System der Pennypost hat diese Neigung groß gezogen und man darf mit Recht sagen, daß die englische Dame einen großen Theil des Tages mit Briefschreiben ausfüllt. Wir sehen sodann jedenfalls auf einem runden Tisch inmitten des Zimmers eine Menge prächtig eingebundener Bücher liegen. Treten wir daher einmal näher, um zu sehen, welche Lektüre die englische Dame sich aussucht. Da treffen wir denn ganz gewiß auf Shakespeare, Milton, Walter Scott, sicherlich dagegen nicht auf Fielding und die anderen derbredenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, vielleicht aber, je nach der religiösen Richtung der Dame, auf Lord Byron. Den größten Theil des Raumes aber nehmen die neueren englischen Romane oder, englisch ausgedrückt, Novellen ein, und seltsam, diese Novellen sind fast sämmtlich von Frauen geschrieben, denn seit Dickens und Thackeray ist kein männlicher Romanschriftsteller von einiger Bedeutung aufgetreten. Was behandeln diese englischen Frauen-Romane? Sicherlich keine politische oder philosophische Frage, denn die Politik hat in England, wo alle großen politischen Fragen gelöst sind, kein Interesse mehr. Das ausschließliche Gebiet des englischen Romans ist dagegen das immer enger und abgeschlossener gewordene Familien-

leben. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieses Romans ist der Mangel aller und jeder Verwickelung, aller und jeder Intrigue (plot). Die englische Novelle spannt nicht, sie will nicht spannen, aber sie bietet einen Genuß, den wir in deutschen und französischen Romanen vergeblich suchen, das ist die bis zum höchsten Grad, wir könnten sagen bis zur akustischen Photographie, ausgebildete Natürlichkeit des Dialogs, und zwei Drittheile dieser Novellen sind Dialog. Dieser Grad der Vollendung ist seit etwa 5 bis 6 Jahren, hauptsächlich durch Miß Elliot (Evans) in ihrem Adam Bede, erreicht. Woher kommt diese Fähigkeit des englischen Romans, den Dialog in seiner ganzen geläuterten Natürlichkeit zu reproduciren? Von der Sitte der englischen Zeitungen, alle öffentlichen, insbesondere die Gerichtsverhandlungen zu reportiren. Der Engländer will in diesen Berichten nicht die Worte, aber den Geist der Rede will er ganz genau haben, und die auf diese Weise in hohem Grade entwickelte Sprache scheint das fein hörende Frauenohr für die Wiedergabe der Familienunterhaltung in der Novelle noch weiter und zwar bis zur Vollendung ausgebildet zu haben. Was ist denn nun aber der Gegenstand dieser englischen Novellen? Es ist sehr gewöhnlich — und dies ist in hohem Grade charakteristisch — ein Erbschaftsstreit, bei dem ein großes Vermögen gewonnen oder verloren wird. Die Sorge um den Besitz, das Streben nach einer Vermögensaristokratie ist es also, was das englische Frauenherz so vorzugsweise beschäftigt. Und dies ist nicht blos im Roman, es ist auch im wirklichen Leben der Fall. Hören wir einmal zu, was das ständige regelmäßige Thema der Unterhaltung am Theetisch oder Kamine des drawing-room ausmacht. Es sind drei Themata, denen wir überall begegnen: die Verhältnisse der aristokratischen oder doch reichen Familien der Nachbarschaft und des Landes, bestimmte sociale Fragen, z. B. Schulwesen und die Literatur. Der Engländer hält ein großes Stück auf die großen Familien seines Landes, sie sind der Gegenstand seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit und Theilnahme, er weiß die Glieder der einzelnen Pairsfamilie beim Namen, er kennt die Geschichte, die Entstehung, die Mittel dieser Familien genau, denn die Angehörigkeit an eine gesicherte, hervorragende Familie ist der höchste Wunsch seines Lebens. Daher dieser Unternehmungsgeist, dieses fortwährende Schaffen und Streben nach Gewinn bei dem Engländer. Es genügt ihm nicht, wie dem Franzosen, ein behagliches Rentnerleben führen zu können, er will viel Geld, er will Reichthum, er will Familienglanz haben. Von ihm und seiner Familie soll gesprochen, sie soll gerade so gut ein Gegenstand des öffentlichen Interesses werden, wie ihm die Familien der Pairs seit seiner Jugend es sind. Dazu genügt nicht ein einfaches sicheres Auskommen, dazu gehört fürstlicher Glanz, der die Unterstützung der Kunst und der Wissenschaft, des Unternehmungsgeistes des Landes ermöglicht. Deshalb die Millionäre in der Handelswelt, deshalb die großen Ziele in allen englischen Unternehmungen. Diese großen Ziele aber haben das englische Volk auch wirklich reich gemacht und so sehen wir, daß das Streben gerade nach dem höchsten Grade von Reichthum und Besitz doch wieder nur Hand in Hand geht mit den höchsten Aufgaben der Civilisation.

Die socialen Verhältnisse sind aus sehr triftigen Gründen ein bevorzugter Gegenstand des Interesses und der Unterhaltung auch der englischen Frauen. Das englische Volk steht ganz anders zum Staate als die Völker des Continents. Das englische Volk verlangt vom Staate und gesteht ihm auch nichts weiter zu als den Schutz des Einzelnen nach Innen durch die Gerichte und den Schutz der Gesellschaft nach Außen durch Heer und Flotte. Alle übrigen Obliegenheiten der Gesellschaft nimmt diese selbst auf ihre Schultern. Die Gesellschaft sorgt z. B. für die Armenpflege. Sie greift oft dabei fehl, sie vergeudet viel Geld, aber sie löst ihre Aufgabe zuletzt immer richtig, und gerade hierbei sind die Frauen der besten Hilfsleistung fähig. Ein sprechendes Beispiel hiervon sind die englischen Lumpenschulen (raged schools). Es war eine drückende Aufgabe für die englische Gesellschaft, für die zerlumpten Kinder des

Proletariats den Unterricht und damit die Möglichkeit einer materiellen und sittlichen Hebung zu ermöglichen. In die gewöhnlichen Schulen konnte man sie nicht bringen, denn wer wollte seine Kinder neben diese schmutzigen, rohen Sprößlinge des Proletariats setzen? Sie zu reinigen und neu zu kleiden ging nicht an, denn die neuen Kleider wären wahrscheinlich schon nach wenigen Tagen von den Eltern verkauft worden. Da verfielen ein Paar junge Damen in London auf den Gedanken, die Kinder unter sich trotz all ihrem Schmutz zu unterrichten. Der Gedanke war abenteuerlich und die Eltern der jungen Damen weigerten sich das Geld dazu herzugeben. Da wurde denn mit den Mitteln des Taschengeldes begonnen. Es kostete aber auch Mühe, die Kinder nur erst in die Schule zu bringen, denn es war doch der freie Wille der Kinder, ihre Eltern hielten sie nicht dazu an. Indeß es gelang mit Hilfe von Eßwaaren und anderen Lockspeisen und mit Vernunftgründen. Und was diese jungen Damen auf eigene Hand, ohne allen Schutz in einem der verrufensten Arbeiter-Viertel Londons gewagt, es hat sich auf das Glänzendste bewährt, und nachdem es sich bewährt, fand sich auch das Geld der Eltern dazu, so daß jetzt schon eigne Lehrer mit anständigem Gehalt für diese Lumpenschulen bestellt werden. Aus den Lumpenschulen werden die Kinder in irgend ein Geschäft, z. B. als Zeitungsverkäufer, als Lehrlinge &c. untergebracht und es liegen bereits Beispiele vor, daß aus diesen Schülern der Lumpenschulen tüchtige, strebsame Geschäftsleute hervorgegangen sind.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Die Vertheidiger des Zunftwesens, wenigstens die literarischen, werden von V. A. Huber, einem Schriftsteller, der wie bekannt in kirchlicher wie politischer Beziehung auf der conservativen Seite steht, nicht eben günstig geschildert. Huber sagt in seinen „Beiträgen zur Lösung der socialen Frage“, die unter dem Gesammttitel „Concordia“ in zwanglosen Heften erscheinen sollen: „Alles was die rothe Polemik oft an stupider gehässiger Rohheit aufweisen mag, findet sein würdiges Gegenstück in der pseudoconservativen Polemik mancher politischen Vertreter des Zunftwesens. Dazu die freche Inconsequenz, daß man einerseits dem Handwerk selbst allein das Recht zuspricht, in eigener Sache zu urtheilen, und jedem Nichthandwerker Stillschweigen gebieten will, während die lautesten Wortführer auf jener Seite selbst ganz einfach ordinäre Zeitungsliteraten sind. Und diese Leute, die außer ihrer honorirten Federarbeit nie etwas für das Handwerk oder überhaupt für das Volk gethan haben noch thun können, sprechen von einem Schultze-Delitzsch, der dem kleinen Handwerk Millionen zugeführt hat zur Rettung seiner Selbständigkeit, als von einem unberufenen Schwätzer oder Feind des Handwerks!“ (Concordia von V. A. Huber, 1stes Heft, Leipzig, Mayer, 1861.)

Ludwig Uhland. — Der jedem deutschen Herzen theure Dichter, Forscher und Patriot tritt heute, am 26. April, in sein fünfundsiebzigstes Jahr ein. Möge sein Erdenwandel sich bis zur äußerst möglichen Grenze, die dem Menschenleben gesetzt ist, verlängern! Er hat während seiner langen Laufbahn viele Keime des Wohlstandes, der Bildung und der Geistesfreiheit in Deutschland sich entfalten sehen; möge er endlich den Tag erleben, an welchem wir in Bezug auf unser politisches Dasein den einzigen Vers in seinen Liedern für abgethan erklären können: „Untröstlich ist's noch allerwärts.“

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 26. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 147.) **Fra Diavolo,** oder: **Das Gasthaus zu Terracina.** Komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 22. Samstag, 27. April 1861.

Ueber sociales Leben in England.

Zweite Vorlesung von Dr. Julius Faucher.

(Schluß.)

Die Literatur, der dritte Hauptgegenstand der englischen Damenunterhaltung, ist eigentlich die einzige Kunst die in England blüht. Das englische Volk glaubt zwar auch eine Musik, eine Malerei, eine Architektur zu haben und auch die Zeitungen sprechen jetzt viel von diesen Zweigen der Kunst, indeß es ist dieß Täuschung. Der sicherste Beweis hierfür liegt darin, daß das englische Volk über Musik und Malerei nicht spricht und nicht zu sprechen weiß, denn es versteht nichts davon, oder besser, es hat dafür kein Verständniß. Ueber Literatur aber wird viel gesprochen und scharf geurtheilt. Ein bevorzugter Zweig der Literatur ist die Dichtkunst und auf dem Büchertisch liegen stets die neuesten Dichtungen. So kommt es, daß neue Dichtungen, z. B. von Alfred Tennyson, dem gekrönten Poeten, alsbald in 60,000 Exemplaren abgezogen werden. Trotz dieses lebhaften Interesses, trotzdem daß Tennyson für jede Zeile seiner Gedichte im Cornhill-Magazin ein unglaublich hohes Honorar (einen Sovereign) bezieht, trotzdem ist kein wahrhaft poetischer Sinn im heutigen englischen Volk. Die Poesie ist gewissermaßen nur Modeartikel, sie ist nicht der concentrirte Ausdruck der im Volksleben pulsirenden Gefühle. Elegant im Stil, elegant im Tonfall der Worte, elegant im Einband, so liegen die englischen Dichter als Nippsache auf dem Büchertisch. Man kauft sie auch nicht so sehr um sie zu lesen, man kauft sie um sie zur Hand zu haben, wenn die Unterhaltung gerade drauf führt, um seine Gäste in Zusammenhang zu erhalten mit den neuesten Erscheinungen der Literatur; die Bücher sind vielfach für den Engländer nur ein intellectuelles Hausmöbel, und nur in dieser letzteren Beziehung mag uns das englische Volk in seinem Verhältniß zu seinen Dichtern ein Vorbild sein.

Die Theezeit ist vorüber; verlassen wir jetzt den drawing-room und begeben wir uns einmal in das Kinderzimmer (nursery). Wir müssen zu dem Zweck wieder die Treppen steigen, denn das Kinderzimmer ist stets in einem oberen Stocke, vielfach jetzt schon aus Gesundheitsrücksichten ohne Teppich, stets aber mit Eisenstäben vor den Fenstern, um Unglücksfälle zu verhüten. Im Kinderzimmer führt die nurse das Regiment. Ihre Aufgabe ist vor Allem, für die physische Entwickelung des Kindes zu sorgen, für schöne Haut, schöne gesunde Zähne, schönes Haar. In der moralischen Erziehung wird natürlich die nurse von der Mutter, in der intellectuellen dagegen vorzugsweise von der ganz ausgezeichneten und bis dahin von keinem anderen Volke erreichten Kinderliteratur unterstützt. In reizenden kleinen Erzählungen wird das Kind mit der englischen Geschichte vertraut gemacht, und so unbekannt der Engländer mit der Geschichte anderer Völker ist, seine eigene Geschichte kennt er genau und besser als jedes andere Volk. In Gestalt von Märchen wird das Kind auch in

die Naturwissenschaften eingeführt, den Telegraph lernt es kennen als den Helden einer Kindergeschichte, die geologischen Grundsätze nimmt es in sich auf in einer Schöpfungsgeschichte, in der die Saurier als Märchenprinzen handelnd auftreten. Die englische Kindererziehung legt uns die Frage nahe, ob denn der öffentliche Schulunterricht wirklich so unerläßlich sei für die moralische und intellectuelle Ausbildung eines Volkes. Es ist nicht zu leugnen, daß die öffentlichen Schulen stets mit großen Nachtheilen verbunden sind, daß manches Laster dort ausgebildet wird, welches im engen Kreis der Familie nicht geweckt worden wäre, denken wir nur an das Laster der Lüge, der Zanksucht, des heimlichen Wesens. Die Vortheile, ja die Nothwendigkeit der öffentlichen Schule sind freilich auch nicht zu leugnen, denn die Schule entspricht schon dem Princip der Arbeitstheilung. Thatsache aber ist, daß der wohlhabendere Engländer eine Scheu hat, seine Kinder in öffentliche Schulen zu schicken, und daß nur Pensionen, die sich dem Familienleben anschließen, und die Universitäten für die reifere Jugend von den besseren Ständen als Erziehungsanstalten gut geheißen werden. Auch die englischen Kinderspiele haben manches Eigenthümliche. Soldaten treffen wir nur selten im englischen Kinderzimmer, und mit Recht, denn „es ist doch eigentlich ein dummes Spiel". Dagegen treffen wir stets den Bogen. Knaben und Mädchen schießen mit dem Bogen und stärken daran die Arme und die Gesichtsschärfe. Auch der Reif fehlt nicht, der mit dem Stock über Berg und Thal geschlagen wird. Ein treffliches Spielzeug aber ist das Pferd, der kleine Schottlands-Pony, auf dem Mädchen und Buben umher galoppiren und auf diese Weise Liebe zum Thiere und zugleich die Eigenschaft lernen, die dem Kind nicht beizubringen ein Verbrechen der Eltern ist — den Muth.

Mit der Kinderstube nehmen wir Abschied von dem Landhause unseres Freundes überhaupt und wenden uns der directen Straße nach London zu. Zur Seite lassen wir die prächtigen und doch so wohnlichen Landhäuser, uns führt der Weg in fast gerader Linie vorbei bald an einer Reihe von Läden für den verschiedenartigsten Bedarf, bald an rußigen, geschwärzten Arbeitshäusern, diese beiden Kategorien in strenger Ausschließlichkeit drei bis vier Mal abwechselnd. Je näher der Riesenstadt um so mehr drängen sich — nicht die Fußgänger, denn deren gibt es nicht viel mehr auf den Straßen als bei uns, sondern die Wagen, und zwar vorzugsweise die Karren der Gemüse- ꝛc. Händler, die dort alle Bedürfnisse des Haushalts dem Kunden vor die Thüre bringen. Daß wirklich eine unglaubliche Menge von Wagen dort vorhanden ist, beweist der Umstand, daß in London gegen 150,000 Pferde gehalten werden, mehr als bei uns in ganzen Provinzen, in ganzen Ländern. In London selbst wird uns zunächst auffallen, daß alle Zweige des Erwerbs in ganz bestimmten Vierteln zusammen liegen, in der City die Handelswelt, dort die Zeitungen, die Advocaten, die Aerzte, die Handwerker, weiter hinaus die politischen Clubs in Pall-Mall, und die Aristokratie in Belgraves-Square, letztere jetzt im Frühjahr im funkelndsten Glanz, im Herbst, wenn die Insassen auf die Landsitze gezogen, in unheimlicher Verlassenheit. Aber alle Pracht dieses aristokratischen Viertels reicht doch nicht an den Eindruck der wirthschaftlichen Gesundheit und Gediegenheit, den die reizenden Landhäuser der englischen Geschäftsleute in den Vorstädten Londons machen. Hier vor Allem wird der weit verbreitete Irrthum Lügen gestraft, daß es in England nur Reiche und Arme, keinen Mittelstand gebe. Im Gegentheil, der Mittelstand ist in England zahlreicher und bedeutender als in irgend einem Lande. Alle diese Besitzer der Landhäuser in den Vorstädten treiben ihr Geschäft und arbeiten ihr ganzes Leben lang, nur ihre Familie wird nichts davon gewahr, diese lebt in vollständigster, behaglichster Abgeschlossenheit in dem Landhause der Vorstadt.

Ehe wir weiter gehen in unserem Studium der englischen Gesellschaft wird es nöthig sein, eine Seite des englischen Rechtslebens, das Erbrecht, näher ins Auge zu fassen. Wir gehen gewöhnlich von der Ansicht aus, in England statuire das Recht die

Majorate. Dies ist ein Irrthum. Das Recht gewährt dem ältesten Sohne nur den Pairstitel, nichts weiter. Auf alles übrige Vermögen, bewegliches wie unbewegliches, hat der älteste Sohn nur dann einen Anspruch, wenn der Vater durch sein Testament nicht anderweit darüber verfügt hat. Der Vater kann ohne allen Grund sein Vermögen einem Dritten zuwenden, sobald er dem Sohne nur etwas, sei es auch blos einen Schilling, vermacht. Was aber das Recht nicht thut auf diesem Gebiet, das thut die Sitte. Bei den Heirathsverträgen wird regelmäßig vom Vater der Braut sich ausbedungen, daß dem Bräutigam das Vermögen der Familie zugewendet werde und daß dies Vermögen auch auf den ältesten Sohn aus der zu schließenden Ehe übergehe. So dankt der englische Pair seinen Besitz nicht direct seinem Vater, sondern seinem Großvater. Diese Sitte herrscht jedoch nicht blos beim Adel, sie herrscht auch beim Mittelstand. Was dort die Sorge um die Erhaltung der Pairie, das bewirkt hier die Sorge um die Erhaltung des Geschäftes, durch das die Familie mächtig und berühmt geworden ist. Diese Rücksicht auf die Familie und deren Glanz und Ehre liegt eben im englischen Volkscharakter, und alles politische Leben, die Verhältnisse im Parlament, das Getriebe der Parteien wird uns erst klar und verständlich, wenn wir es in Zusammenhang bringen mit der durch die Sitte festgehaltenen Majoratspolitik. Durch das Majorat wird der junge Erbe in den Stand gesetzt, eine Rolle zu spielen, wenn er befähigt, ist sogar Führer im Oberhaus oder Unterhaus zu werden, wenn nicht, als bloßes Glied einer Partei das Ministerium stützen oder stürzen zu helfen. Er stützt das Ministerium, wenn es ihn selbst unterstützt, er stürzt es, wenn dies nicht der Fall. Geld freilich verlangt er nicht, wohl aber Macht und Einfluß im Staat. Nach seinem Wunsche müssen die Staatsstellen besetzt, an Brüder, Vettern, Freunde vergeben werden, und findet sich im Staatsdienst kein Raum mehr, so sind es die Eisenbahn-, die Versicherungs-Gesellschaften, in denen den Gliedern der Familie ein Unterkommen geschaffen wird. Auf diese Weise also wird der Majoratserbe als Mitglied des Parlaments eine politische Macht und bringt der Familie an Einfluß und Mitteln reichlich wieder ein, was sie ihm vordem abgetreten. Diese Verhältnisse sind uns fremd und würden sich sicher nicht ohne große Gefahren auf unsere Zustände übertragen lassen. In England sind sie seit langer Zeit so gewachsen und, getragen und durchweht von dem Geist der Freiheit, schaden sie in Wirklichkeit auch nicht. Nur der ist wirklich arm und verlassen in England, der keinen Freund in den Reihen der politischen Kreise hat, der sich seiner annimmt.

Mit dem Erbrecht hängt wieder auf das genaueste die englische Ehe zusammen. Es gibt zwei Arten von Ehen in England, die auf Testament und Vertrag beruhenden Ehen der Majoratserben und die Ehen der jüngeren Kinder, conventionelle und Neigungsehen. Bei den ersten bestimmt der Familienrath alle Modalitäten, bei den anderen nimmt der Mann sein Weib ohne Familienverträge, aber auch ohne alles Vermögen. Selbst bei sehr reichen Familien erhält die Tochter keine Aussteuer, höchstens vom Vater eine Geldsumme, das Nadelgeld; der Mann sorgt für Alles, auch für die Aussteuer und das Hausgeräth. Mit dem 21. Jahre kann aber auch jeder Engländer heirathen ohne die Erlaubniß seiner Eltern zu bedürfen. Dies führt zu allerlei Verwicklungen. Nach schottischem Recht ist eine Ehe giltig geschlossen, wenn das Brautpaar vor einem Zeugen seinen Willen erklärt, eine Ehe schließen zu wollen. So kam es denn, daß manch unglückliches englisches Liebespaar nach Schottland sich flüchtete, um dort seine Ehe zu schließen. In Gretnagreen, dem ersten schottischen Dorfe, wenn man von Cumberland nach Glasgow reist, wohnte in der ersten Straße im ersten Hause der Schmied. Dieser Schmied machte ein Geschäft daraus, englische Paare nach schottischem Recht zum Ehebund zusammen zu schmieden, und dies Geschäft ging gut, er traute in der letzten Zeit etwa 50 Paare jeden Tag. Das wurde denn den Vätern im Parlament zu arg. Es wurde also das Gesetz gegeben, daß erst dann

eine schottische Ehe giltig sein solle, wenn zwei Schotten sie eingingen, und Schotten sollten nur die sein. welche die letzten sechs Wochen in Schottland gelebt. Das hat denn etwas geholfen, aber nicht viel. Denn Schottland ist groß und der Schmied in Gretnagreen muß es nicht gerade sein, der die Ehen schließt, und nach wie vor flüchten die Paare aus England nach den freundlichen schottischen Altären. Indeß auch in England ist die Eheschließung leicht. Ein jeder englische Priester darf ohne Familienconsens ein Paar trauen, wenn er es drei Mal vorher aufgeboten hat. Diese Erleichterung der Eheschließung hilft indeß nicht mehr viel, seitdem die Zeitungen aus allen Theilen des Landes die Aufgebote veröffentlichen. In Irland ist gleichfalls eine Ehe giltig, die ein Priester an zwei Katholiken vollzieht, und es ist dazu nicht einmal das dreimalige Aufgebot nothwendig. Da kommt es denn auch wohl vor, daß ein englisches Paar sich nach Irland rettet, katholisch wird, sich trauen läßt, um alsbald zur englischen Kirche wieder überzutreten. Alles dies hat zur Folge, daß in England vielfach sehr früh geheirathet wird, und zwar in allen Ständen. Manche unglückliche Ehe ist davon die weitere Folge, aber auch manche sehr glückliche. Es geht durch die ganze englische Gesellschaft ein großer Riß, auf der einen Seite liegen die unglücklichsten, auf der anderen die glücklichsten Ehen, die sich denken lassen. Scenen im ehelichen Leben, wie sie die englischen Gerichtsverhandlungen aufweisen, lassen sich an Rohheit auf dem Continent vergeblich suchen, ja vielfach tritt in der englischen Verbrecherstatistik der Gattenmord auf. Aber gegenüber diesen Schattenbildern in den englischen Arbeiterkreisen stehen auch wieder die Bilder eines im höchsten Grade innigen Ehelebens, und die Sprößlinge der aus der frühesten, reinsten Neigung hervorgegangenen Ehen, das sind die tüchtigen, braven Arbeiter, die in den Fabriken die Erfindungen machen, die in Ostindien, in Australien englischer Arbeit, englischer Kultur und Sitte als Pionniere die Bahn brechen. Die Freiheit, die dem Einzelwillen hier in vollem Maße gelassen ist, sie erleichtert auch auf diesem Gebiet den Fehltritt und die Verirrung, sie beweist aber auch hier wieder, daß die höchsten Blüthen der Sittlichkeit nur auf einem Gebiete gedeihen, auf dem des menschlich freien Willens.

Giacomo Leopardi.

(Schluß.)

In Rom fand Leopardi nicht das rege Leben, das er von einer Weltstadt erwartet hatte; im Gegentheil, die Leerheit der Unterhaltung, der Gesellschaft, der Interessen fällt ihm auf. Allerdings lastete damals das fluchwürdige System des bewaffneten Einschreitens gegen jede freie Regung am schwersten unter allen Ländern auf Italien. Rom schien einzig den Prälaten und allenfalls den Archäologen zu gehören. „Die Frivolität in Rom", schreibt er, „geht ins Unglaubliche. Die Lieblingsgegenstände der Unterhaltung will ich nicht aufzählen. Heute morgen hörte ich ein langes Gespräch über die schöne Stimme eines Geistlichen, der vorgestern die Messe las; er erklärte weitläuftig, wie er seinen guten Vortrag erworben habe; Cardinäle und andere Personen hörten ihm aufmerksam zu. Die hiesigen Schriftsteller möchten alle vierspännig in die Unsterblichkeit einfahren. Die Gelehrten verstehen unter dem Worte Literatur nur Archäologie; Philosophie, Moral, Politik, Dichtung, Philologie — das Alles gilt für Kinderspiel im Vergleich zu der wichtigen Frage, ob ein alter Stein dem Marcus Antonius oder dem Marcus Agrippa gehörte." Ein Besuch in dem bescheidenen Sterbezimmer des Tasso regt ihn mächtig auf; er betrachtet diesen armen, kleinen

Raum im Gegensatz zu Roms Prachtdenkmälern unq freut sich, daß so Geringes, geweiht durch Tasso's Andenken, die Menschen zu fesseln vermag.

Doch bald findet er in Rom einen Kreis, der die Wissenschaft selbst und ihren jungen Priester besser aufzufassen versteht, als die einheimischen Antiquitätenkrämer. Bunsen, Reinhold, damals holländischer Gesandter in Rom, und Angelo Mai empfangen ihn nicht als einen Schützling, sondern als einen ebenbürtigen Geist. Vor allen widmet ihm Niebuhr die edelste Fürsorge; Leopardi sprach den Namen dieses aufrichtigen Gönners nie ohne Verehrung aus und vertheidigte ihn noch 1832 in Florenz, als anwesende Deutsche den Geschichtschreiber wegen seiner schwarzsichtigen Bemerkungen über die Julirevolution und wegen einer scharfen Erklärung gegen den belgischen Volksmann de Potter angriffen. Niebuhr hätte gern seinem jungen Freund eine Professur in Berlin verschafft; doch konnte Leopardi den Gedanken nicht fassen, bei zunehmender Kränklichkeit seinen Wohnsitz in nordischem Klima aufzuschlagen. Gern hätte er wohl einen reichen Fremden, einen Deutschen oder Russen, auf Reisen begleitet, doch nur für wenige Jahre. Seltsame Lage! Er war von auserlesenen Männern geliebt und in edlen Kreisen aufgenommen; doch was er wünschte und wünschen mußte, sorgenfreies Leben in einem kleinen Amte, wurde ihm nicht zu Theil. Sein Vater that nichts für ihn; nur unter der Bedingung, daß er selbst für seinen Unterhalt sorge, hatte ihm der alte Graf die Freiheit und Reisegeld gegeben. Giacomo's Wünsche hielten sich bei seinem beschaulichen Wesen in gar engen Schranken. Aber um ein Amt zu erhalten, hätte er in die Prälatur eintreten müssen; er konnte es als Edelmann und Cardinal Consalvi machte Hoffnungen. Zum Eintritt hätte man ihm Vorschuß geleistet und einmal lachte er schon über die Rolle, die er als Delegat spielen werde. Im Grund aber ist es sein Ernst nicht und es wird ihm nicht beschieden, an dem Segen theilzunehmen, der sich in Rom nur über Priester und Frati ergießt.

So unternimmt er denn gelegentliche Arbeiten: er fertigt einen Katalog der barberini'schen Bibliothek an; er schrieb Abhandlungen für die „römischen Ephemeriden"; er verhandelte mit dem Buchhändler de Romanis über eine italienische Uebersetzung der sämmtlichen Werke Plato's. Doch nöthigt ihn seine Schwäche, noch einmal für längere Zeit nach Recanati in seines Vaters Haus zu gehen. Im Jahr 1825 verließ er es wieder, um künftig nur auf Besuch dort zu erscheinen.

Er begab sich zunächst nach Bologna. Sein Ruhm hatte sich über ganz Italien verbreitet; jedoch den Unterhalt schaffte ihm gelehrte Arbeit. Er erhielt einen kleinen Gehalt vom Buchhändler Stella in Mailand und gab einige Stunden, die ihm monatlich zehn Scudi eintrugen. Hier und noch mehr in Florenz bemühte man sich um seinen Umgang. Toscana war ein verhältnißmäßig freies Land und dem geistigen Verkehr, den Leopardi mit berühmten Gleichgesinnten pflegte, stand kein Hinderniß im Weg. Er wurde befreundet mit dem Dramatiker Niccolini, dem Dichter des Johann von Procida und des Arnold von Brescia; mit den vorzüglichsten Verbannten Neapels, namentlich mit dem Geschichtschreiber Colletta. Auch Manzoni erschien in diesem Kreis; ebenso Vincenzo Gioberti, damals nur als ein junger Doctor der Theologie bemerkenswerth. Durch seine Canzonen, die er 1826 in Bologna gesammelt herausgab, begeisterte Leopardi die Jugend und die Frauen, durch seine „Operette morali" die Denker, durch beide die Patrioten; denn unter emporstrebenden Völkern hat jede ausgezeichnete Leistung schon als ein Zuwachs des Nationalruhmes politischen Werth. In den „Operette" haben einige Gespräche, wie der „Almanachverkäufer", einen ironischen Ton; sonst aber haucht Alles, was er dichtete, eine tiefe Wehmuth aus; vor Allem die Canzone über Brutus, der Gesang „Die Liebe und der Tod" und das meisterhafte Gedicht: la Ginestra (die Ginsterpflanze). Flammende Liebe zum Idealen und finsterer Unglaube an den Bestand des Schönen und Guten mischen sich in ihm; zur Weltverachtung gesellt sich ein inniges Liebesbedürfniß. Wie Schlimmes er auch den

Damen von Florenz und Rom nachsagt: die Liebe ist ihm der letzte Glücksbote der Gottheit an die Menschen. Seinem Bruder schreibt er! „Um Gotteswillen, liebe mich; ich brauche Liebe, Liebe, Feuer, Begeisterung, Leben!"

Leopardi hatte die Absicht, einen Roman besonderer Art zu schreiben; einen Roman, der gar keine oder nur ganz gewöhnliche Abenteuer enthalten, aber die innern Revolutionen einer edlen und zarten Seele von der Kindheit bis zum Tod erzählen sollte. Das Psychologische fand bei ihm, dem Propheten der italienischen Bewegungen, im Grunde näheren Antheil als die Politik. Wie er über die öffentlichen Zustände denkt, das blickt freilich überall durch die Zeilen hindurch. Einmal schreibt er seinem Vater: „Mit Schmerz vernehme ich, wie die Legitimität sich so wenig dankbar zeigt für das was Eure Feder für sie gethan. Es ist schmerzlich, aber nicht auffallend. Die Legitimen, entschuldiget daß ich es sage, sehen gar nicht gern wenn ihre Sache mit der Feder vertheidigt wird; denn zugestehen, daß es Jemanden auf dem Erdenrunde gibt, der die Fülle ihres Rechtes bezweifelt — das geht über die Freiheit hinaus, die man einer menschlichen Feder gewähren kann. Sie legen weislich geringeren Werth auf Gründe, die man immer gut oder schlecht bestreiten kann, als auf die Beweisgründe der Kanonen und des carcere duro, auf welches ihre Gegner im Augenblick Nichts zu antworten haben."

Der Liebe sind nur wenige von Leopardi's brieflichen Aeußerungen gewidmet. Zweimal im Leben scheint er eine lebhafte Neigung empfunden zu haben, und die zweite regte sein tiefstes Wesen auf. Er, der nach dem Ausdrucke seines treuen Ranieri die Blume der Jungfräulichkeit unberührt mit ins Grab nahm, liebte in Bologna eine Dame, die nicht mehr jung war, deren Anmuth und Geist aber die Jugend ersetzten und eine wunderbare Täuschung bewirkten. Seinem Bruder schreibt er: „In den ersten Tagen unserer Bekanntschaft lebte ich in einem Zustande des Fieberwahns. Doch haben wir nie von Liebe gesprochen, höchstens geplaudert; wir lebten in einer zarten, fühlenden Freundschaft, die in ihrer Unbefangenheit eigentlich die Liebe ohne Unruhe ist. Dieses Verhältniß bildet eine Epoche in meinem Leben; sie hat mich von der Entzauberung entzaubert; sie hat mich überzeugt, daß die Welt noch Freuden hat, die ich für unmöglich hielt, und daß mein Herz aus jahrelangem, schlafähnlichem Tod erstanden ist."

Jedoch was frommte die Liebe einem Dasein, das außer dem tiefen Gefühl der Vergänglichkeit, ja Nichtigkeit des Weltgetriebes auch noch von peinlicher Lebenssorge bedrängt war? Seine Krankheit war im Jahr 1833 bis zum Quell des Lebens vorgedrungen; die Knochen erweichten und krümmten sich, er verdaute nicht mehr, athmete mit Mühe und fühlte spärliches Blut langsam durch seine Adern ziehen. Der Himmel von Toskana war ihm zu rauh geworden, er sollte ein milderes Klima aufsuchen; aber er war von allen Mitteln entblößt. Mit Stolz und Würde trug er auch dieses Unheil. Als man ihm einen Aufruf an sein Publikum vorschlug, weigerte er sich entschieden, seinen Bettlerstand öffentlich zu bekennen. Endlich wandte er sich noch einmal an seinen Vater. Er schreibt: „Ihr seid gewiß überzeugt von den Anstrengungen, die ich seit sieben Jahre gemacht habe, um mir selbst die Mittel zum Leben zu gewinnen. Die völlige Zerrüttung meiner Gesundheit entstand, wie Ihr wißt, aus der Ueberbietung meiner Kraft in vierjährigen Arbeiten für Stella. Da ich nicht mehr lesen, nicht mehr schreiben, kaum mehr denken konnte, verlor ich den Muth nicht, ich hoffte auf andere Mittel — Jetzt ist Alles aus. Ich weiß nicht, ob die Lage der Familie Euch gestattet, mir eine kleine Summe von zwölf Scudi monatlich anzuweisen. Mit zwölf Scudi lebt man nicht wie ein Mensch; ich verlange nicht wie ein Mensch zu leben. Ich werde mich so einschränken, daß zwölf Scudi genügen. Besser wäre freilich der Tod; aber den Tod muß ich von Gott erwarten. Hätte ich ihn in meiner Hand, so nehme ich Gott zum Zeugen: ich würde Euch diese Bitte nicht gestellt haben."

Leopardi erhielt die Mittel, nach Neapel zu gehen; sein Freund Ranieri begleitete ihn. Die milde Wärme, der Anhauch des schönen Golfes blieb nicht ganz ohne Wirkung. Der kranke Dichter lebte bald in einem Häuschen auf dem Abhang des Vesuv, bald in Capodimonte; bald auch wandelte er langsam an der Mergellina und um den Posilippo her. „Die Liebe und der Tod" war eines seiner letzten Gedichte. Die Cholera brach in Neapel aus. Ranieri wollte seinen Kranken aus der großen Stadt nach Portici bringen. Aber es bedurfte weder der Cholera, noch der Furcht vor ihr, um ein zum Tode reifes Dasein hinzuraffen. Das Uebel nahm die Form der Brustwassersucht an; am 14. Juni 1837 starb Giacomo Leopardi, noch im Sterben dem treuen Ranieri zulächelnd, der ihn in den Armen hielt. In dem Kirchlein San Vitale, an der Straße nach Puzzuoli, ruht seine Leiche; ein niedriger Stein, darauf ein einfaches Kreuz, bezeichnen die Stelle.

In der allgemeinen Literatur drückt Leopardi jene tiefe Verstimmung, die in der Windstille der zwanziger Jahre die edelsten jungen Geister ergriff, in der edelsten Weise aus. In diesem Sinne war er, der hochgebildete Zögling der Alten, der selbst ein ächter Alter zu sein glaubte, durchaus modern. Den Italienern gilt er vor Allem als Patriot; aber auch sein Patriotismus geht vorzugsweise von geistigen Motiven aus. Die Julirevolution mit ihren Folgen berührt ihn lebhaft, doch selbst bei den Aufstandsversuchen in Italien und ihrem Mißlingen behalten seine innersten Wünsche für das Vaterland ihre unabhängige Richtung. Dieser Richtung dient er denn auch, selbst wo er für das Brod arbeitet. Er dient ihr bei Herausgabe von Petrarca's Gedichten, die er mit vorzüglichen Erläuterungen begleitet, wie bei Sammlung der Antologia, der Blumenlese aus Italiens Dichtern und Prosaisten. „Alles" erklärt er, „ist noch zu schaffen; bauen kann nur, wer den Grund gelegt hat. Wer Italiens Wohlthäter sein will, muß ihm erst eine philosophische Sprache verleihen, denn ohne sie wird es niemals eine eigene moderne Literatur haben und ohne solche niemals eine Nation sein."

Leopardi's Leben bietet mit dem unseres Platen Vergleichungspunkte; man erlaube uns, auch diejenigen, die rein äußerlich erscheinen, aufzuführen. Beide waren von vornehmer gräflicher Geburt, doch während ihrer selbständigen Zeit nie von Lebensnoth frei. Beide erreichten nur das neun und dreißigste Lebensjahr; Leopardi wurde zwei Jahre nach Platen geboren und starb zwei Jahre nach ihm. Hohe Auffassung der Poesie und ihrer Würde, Kenntniß der Alten, große Belesenheit, musterhafter Sinn für schöne Form war beiden eigen. Daß sie einander würdigten, ist wohl anzunehmen; Platen schmückte seine „Geschichten von Neapel" mit einem Motto aus Leopardi. Das Reizbare, Verschlossene war ihnen ebenfalls gemein: doch wie Leopardi überhaupt an Natürlichkeit, an Zartheit und lebendigem Gedankengehalt über dem Dichter der Ghaselen steht, so ist auch sein Schmerzenszug tiefer und berechtigter. Am ähnlichsten vielleicht sind sie sich in der Begeisterung für die Auferstehung der Nationen und Italiens insbesondere. Von ihnen würde das heutige Italien — nämlich das Land, schwerlich die leitenden Personen — Dichtergrüße vernommen haben, wie sie unser jüngeres Poetengtschlecht nicht zu bieten vermag.

Notizen.

Diplomatische Aktenstücke aus der Hölle. In dem „dritten Fascikel" dieser satirischen Gedichte, als deren Autor neuerdings zur Abwechselung Daumer genannt wird, findet sich ein Entwurf zu „Statuten des italienischen Rothen Finken-Ordens." Darin heißt es:

Unser neues Ordenszeichen ist ein
Rother Finke auf der Rednerbühne,
Schwarze Doppelzunge ausgeschlagen,

Rings umgeben von 'nem Fuchsschwanz-Kranze;
Im Revers ein Schafpelz mit den Worten:
Ordre de la Sincérité, an schmalem
Bande, alle Farben spielend, trägt der
Ritter seinen Finken, wo's beliebet,
Ob er vorn am rechten Flecke baumelt
Oder hinten angeheftet, wo der Rücken
Namen wechselt — das ist Nebensache.
Allenthalben bleibt der Finke, Finke.
Firlefanz, wie Handschlag, Eidesleistung,
Ist für alle Zeiten aufgehoben.

Wie diese Aushiebe beisammenstehen, lautet es fast, als habe Herr von Vincke mit seiner bekannten Motion, die wir hier nicht zu erörtern haben, gegen einen Eid gefehlt, während er doch bekanntlich weder irgend einem italienischen Fürsten, noch auch Oesterreich einen solchen geschworen hat.

Moderne Sagenbildung. Ein Aufsatz von Dr. Schwartz: „Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlin's", in dem schon einmal im N. F. M. mit Anerkennung erwähnten neuen Unternehmen: „Unser Vaterland" (Berlin, Oswald Seehagen, 4te Lief.) weist an mehreren interessanten Beispielen nach, wie häufig aus der Anschauung eines Bildes eine Sage entsteht. So findet sich an dem Hause: Wallstraße 25, ein Relief, einen Mann darstellend, der ein Thor auf dem Rücken trägt. Dort stand nämlich das alte Köpniker Thor, und zum Wahrzeichen dessen ließ der Hausbesitzer das Bild fertigen, als zu Ende der Regierung des großen Kurfürsten das Thor weiter hinaus verlegt wurde. Die Sage aber deutet dies Bild ganz anders. Sie erzählt, das Haus habe ein armer Schuhmacher gebaut, welcher dort gewohnt und einmal ein Lotterieloos genommen. Das habe er herumliegen lassen, seine Kinder hättten damit gespielt und es zuletzt an die Thür geklebt. Als er nun das große Loos gewonnen, habe der Schuster, um seinen Gewinn abholen zu können, die Thüre auf die Schultern nehmen müssen. — Das neueste Beispiel ähnlicher Sagenbildung daselbst ist wohl, daß an dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. von Drake im Thiergarten eine Ader im Marmor am Stiefelblatt des Königs als eine Andeutung einer Ausbesserung gedeutet wird, womit der Künstler die Sparsamkeit des Königs habe ausdrücken wollen!

Ein Pferd des Phidias. Die französische Literatur bringt von Zeit zu Zeit kleine Schriften, in welchen das Ergebniß einer gründlichen classischen Bildung in anmuthiger Form dargestellt ist. Eine der werthvollsten und liebenswürdigsten Erscheinungen dieser Art ist das novellenartige Werkchen: „A propos d'un cheval", von Victor Cherbuliez. Dasselbe enthält Plaudereien aus Athen, die sich zunächst auf ein Stück des inneren Frieses an der Westseite des Parthenons beziehen. Die Hauptfigur des Reliefs ist „ein melancholisch unter arkadischem Schlapphut hervorschauender Reiter auf einem geistsprühenden Pferde der edelsten Abkunft. Da wir in Deutschland nicht viele Schriften dieser Art haben, so ist es dankenswerth, daß eine befähigte Dame, Ida Steinmetz, das Werkchen übersetzt und ein ausgezeichneter Philolog, Göttling in Jena, es mit einem Vorwort herausgegeben hat. Es ist vor Allem gebildeten Lesekreisen angelegentlich zu empfehlen.

Macaulay's Handschrift vom fünften und letzten Bande seiner „Geschichte von England" ist im Handschriften-Departement des britischen Museums hinterlegt worden. Ein Theil des Manuscripts ist unter Glas und Rahmen gebracht.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 27. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 148.) **Das Gefängniß.** Lustspiel in 4 Akten von R. Benedix. Hierauf: zum ersten Male wiederholt: **Martin der Geiger.** Singspiel in 1 Akt, nach „le violoneux" von A. Bahn. Musik von J. Offenbach.

Druckfehler.

In der gestrigen Nummer S. 158 Z. 20 von oben lies Aeschylus statt Aeschyllus; Z. 25 verglich statt vergeblich.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 23. Sonntag, 28. April 1861.

Die beiden Hunter's.

Amerikanisches Lebensbild.

Der Decemberschnee bedeckte den Waldboden der pennsylvanischen Gebirge, während der Wind brausend in den Wipfeln der alten blätterlosen Bäume wüthete und die aschgrauen Wolken über die Landschaft hinzogen.

Es war am Abend des fünf und zwanzigsten December, den der heutige Kalender als Christnacht bezeichnet.

Wer die Feier dieses Festes in allen deutschen Gauen kennt, wird sich schwerlich das leblose Bild dieses Abends in den amerikanischen Hinterwäldern vor Augen führen. Wo sich in Deutschland in die laute Freude der Jugend, die stille Hoffnung und die Mitfreude der glücklichen Eltern mischt, wo selbst in den ärmlichsten Hütten halbhungernder deutscher Bergbewohner das heilige Christkind seinen Einzug hält, da tritt an diese Stelle im Blockhause eines amerikanischen Ansiedlers das Schweigen des Todes, unterbrochen vom lispelnden oder hohlen Laute eines Bibellesers. Schweigsam wie im Walde ist's im Hause, und oft noch lautloser wie in jenem.

Kein glitzernder Weihnachtsbaum ziert die hölzerne, rauhe gebräunte Tischtafel und die Kinder blicken nicht mit jenem ahnungsstaunenden Blicke zu den brennenden Kerzlein. Wie an jedem Tage geht die Zeit auch heute ihren ruhigen Schritt und am andern Tage blickt man keine Spur von vorübergegangener Freude oder halbdurchwachter Festnacht; die Bibel befindet sich am alten Orte und die alte große Familienbrille ist wieder in ihre Hülle eingeschlossen.

So lebt der Mensch still dahin, ohne Hoffnung, fast ohne Sehnsucht nach etwas Anderem, in einer anspruchslosen Hütte, zwischen gewaltigen Wäldern. Alles was dem Europäer einigen Ersatz für den Mangel an geselligem Umgang bieten könnte, wie innere geistige Regsamkeit oder Gemüthsfülle, ist in geringem Maßstabe zu finden und die Gewohnheit ist zur eigentlichen Tugend bei diesen Waldmenschen geworden, die alle andern Annehmlichkeiten des Lebens ersetzen muß.

Wie viele Träume der Europäer, die eine jugendliche Phantasie oder eine poetische Schwärmerei zu solchem Farmer- und Jägerleben gelockt, gehen in diesen Wäldern zu Grunde. Würden Nachrichten genugsam aus der Wildniß gelangen, sie würden zahlreiche modernde Grabsteine verschwundenen Gemüthes und zerknickter Geisteskeime nennen.

Aber dem Eingebornen, dem im Walde erzogenen und mit dem Walde verschwisterten Jünglinge liegen auch wieder die eben entwickelten Gedanken so ferne, als sein Leben dem unsern; er stellt sich keine solche Parallelen, und den Sitten seiner Väter und seiner Heimath ergeben, weicht er nie davon ab, und fühlt sich glücklich, weil er seine Wünsche gewöhnlich eher erreicht, da sie nahe liegen, als der europäische Jüngling die seinen, die so oft nur Träume sind und als solche verfliegen. —

Das altersgraue Blockhaus ist vom dunklen Walde umsäumt, eine rohe Holzthüre und etwa drei kleine Fenster genügen dem Zutritt und der Beleuchtung; Scheuern, auch von Blöcken gezimmert, bilden das Nebengebäude der Meierei, und einige Stücke grasendes Vieh zwischen den Fencen den ökonomischen Reichthum.

Sehen wir uns im Innern der Stube eines jener einsamen Blockhäuser um.

Beim helllodernden Kaminfeuer saß ein altes Weib; das Gesicht zeigte dennoch eine seltene Fülle von Kraft und Gesundheit, selbst die volle Statur bewieß, daß die Hinfälligkeit des Greisenalters noch nicht seine Macht gefußt hatte. An ihrer Seite saß ein junges, schönes und blühendes Weib, um das zwei gesund aussehende Kinder spielten und ein junger bärtiger Mann schloß die kleine Gruppe.

Der junge Mann putzte beim Leuchten des flackernden Feuers eine alte lange Flinte und prüfte mit genauen Blicken den Zustand des Feuerschlosses.

„Und willst du wirklich morgen zum Schießen gehen, Charles?“ sagte die junge Frau.

„Sicherlich meine liebe Betty.“

Eine kleine Pause machte das Zimmer lautlos, endlich hob Betty wieder an:

„Ich glaube, es würde mir mehr Freude machen, dich zu Hause zu sehen.“

„Meine liebe Betty, ich bin dessen gewiß, denn ich weiß, daß du mich liebst; allein ich darf bei diesem Feste nicht fehlen.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf, Charles?“

„Weil man sonst sagen würde, meine Büchse treffe nur dann ihr Ziel, wenn Niemand Zeuge ist.“

„Ist denn deine Kunst dein einziges Glück?“

„Mein Glück durchaus nicht, Betty, das weißt du am besten; aber mein Stolz, mein einziger Stolz glaube ich. Du weißt, daß im Store (hier ist einer jener Waldstores, oder Kaufläden, die oft ganz vereinsamt im Hinterwalde, doch an Landstraßen gelegen, zu finden sind) alle Ansiedler aus den entferntesten Waldgegenden zusammenkommen, um ihre Felle gegen Wirthschaftsgegenstände und Kleider auszutauschen.“

„Sicherlich weiß ich dieß.“

„Wenn ich nun meine Felle bringe, so zischelt man sich in die Ohren: Charles muß eine Büchse haben, die ihr Ziel gut trifft und nebenbei keinen Laut von sich gibt, denn noch Niemand hat ihren Klang gehört.“

Dieß ist ein Beweis, daß du nur dann auf die Jagd gehst, wenn du es nöthig hast und lieber deine Felder besorgst, als mit jenen rohen Burschen herumzustreichen, denen das Jägerleben bequemer dünkt als Feldarbeit.“

„Dieß zu behaupten, wäre eine kleine Lüge, meine Betty, denn du weißt recht wohl, daß ich oft eine ganze Woche lang einem Bären nachfolge, wenn ich seine Spur gewahre.“

„Gewiß, weil du uns eine gute Keule verschaffen möchtest.“

„Nein, weil ich nach deinen lieben Augen nichts lieber sehe, als die besorgte Miene einer Bärin, oder das behende Springen unserer kleinen Hirsche. Wir kommen nie aus diesen dunklen Wäldern und jedes lebende Wesen macht Eindruck auf uns. In den Städten unten im Thale und an den großen Gewässern mag die Büchse keinen Wunsch erregen; allein wir danken ihr für's erste Nahrung und dann Vergnügen, und zwar ein leidenschaftliches Vergnügen!“

„Betty,“ klang plötzlich die dumpfe Stimme der Alten, „Betty, du warst nie in den Städten, du solltest wissen, daß hier oben in Wäldern und auf Bergen der Mann nicht allzusehr an Sesseln hängt; die Jagd und das wilde Treiben im Walde sind ihm lieber als unsere Gebete und Wiegenlieder. Du solltest wissen, was diesen Männern Vergnügen macht, denn du hast Beispiele erlebt, wo für eine schöne Büchse hundert Acker guten Landes hingegeben wurden.“

„Mutter!“ sprach der junge Mann.

„Charles“, erwiederte die Alte, „ich spreche die Wahrheit, und du Charles, erinnerst dich des Todes deines Vaters?“

„Der Vater schläft den letzten Schlaf, ich bitte Euch, laßt ihn schlummern; ist der Tod auch schrecklich durch die Klauen eines Bären, so wissen wir doch Alle, daß uns an jedem Tage Gefahren drohen, daß wir ein mühevolles Leben führen, in dem jeden Augenblick ein Unglück uns erreichen kann. Aber was hat dies mit dem stillen Feste zu schaffen, das ich besuchen will?“

„Wir sprechen eben von der Jagd, vom Wilde und den Wäldern, das Fest mag keine Gefahren bringen, allein du mußt es den Frauen zu gut halten, wenn wir es gern sehen, daß unsere Angehörigen um uns sind.“

Wir wollen einen Augenblick das Gespräch verlassen, um eine neue Person in unsere Erzählung einzuführen.

Der Schneesturm wüthete durch die dunkle Nacht und der weiße Gast warf seine beisenden Flocken in die Augen eines einsamen Wanderers, der die Waldwege mit jener gewohnheitsmäßigen Sicherheit eines Hinterwäldlers durchschritt.

Ueber seinen Schultern hing das unentbehrliche Geräthe eines Buschbewohners, die Büchse. Sein grauer Filzhut hatte alle Form verloren, das Jagdhemd war an allen Seiten geflickt und besetzt, und um den Leib schlang sich ein lederner Gürtel, der ein langes Dolchmesser und ein kleines Handbeil trug; dieses ist bei jenen Männern fast eben so unentbehrlich als die Büchse, denn während die letztere ihnen Nahrung gibt, dient jenes um in den Wäldern, wenn die Nacht hereinbricht, ihnen Holz zur Feuerung zu verschaffen. Oft aber auch um ihnen den Durchgang durch das verwachsene, wilde Dickicht des Waldes zu erleichtern.

Der Hund des Blockhauses schlug eben an, als der Wanderer aus dem krachenden Gestrüppe des Forstes in die Lichtung trat, die sich um die Wohnung der Hinterwäldler dehnt.

Ein Laut von innen beschwichtigte ihn und in kurzer Zeit trat der Wanderer in die Thüre des Hauses und verschwand dahinter.

Der Eingetretene war ein Waldbewohner einer weiter entfernten Gegend und ein Jugendgefährte des hier wohnenden Ansiedlers. Sie waren beide Liebhaber der Jagd; der Eine des Vergnügens wegen, das sie ihm gewährte, der Andere weil er seines Standes nach Jäger war, der kaum so viel Sorgfalt auf seine Oekonomie verwendete, als nöthig war um einige Buschel Kartoffeln oder Buchweizen zu ziehen oder Stammstöcke gehauen werden mußten um die Fencen für das wenige Vieh, welches sein Haushalt umfaßte zusammenzuhalten. Seine Gemüthsart war gut, aber rauh wie der Wald der ihn beherbergte; dafür aber war sein Name weit bekannt in den Ansiedlungen und der Knall seiner Flinte war, wo immer er auch gehört wurde, den Leuten ein Zeichen, daß irgend ein thierisches Wesen seiner Geschicklichkeit Beute wurde.

Dieser Mann, dessen Name Peter Spruce war, der gewöhnlich aber nur Hunter Spruce genannt wurde, hatte es mit Charles Kearney, dem männlichen Bewohner der Hütte längst abgesprochen, zu jenem Preisschießen im Store, dem einzigen Feste das dem Hinterwäldler sich hier und da bietet, zu ziehen, und war gekommen seinen Freund abzuholen. Bei einer solchen Gelegenheit halfen natürlich weder Bitten der Weiber, noch andauerndes schlechtes Wetter. Peter Spruce blieb die Nacht über im Blockhause und der andere Morgen fand beide Jäger im dichten Walde dem Store zueilend.

Reges Leben zeigte sich dort. Mehr als vierzig Gäste waren eingetroffen und die Mannichfaltigkeit ihrer Kleidung und Waffen hätten auf einen Fremden, der solche Buschscenen nicht gewöhnt ist, einen sonderbaren aber bleibenden Eindruck gemacht. Viele Ansiedler kamen in rohen Schlitten, theils von Pferden, theils selbst nur von Ochsen gezogen, welche letztere die fürchterlichen Waldwege, wenn auch langsamer, so

doch sicherer passirten. Frauen und Töchter jener Gekommenen, auch im ewigen Walde aufgewachsen, gaben dem Bilde mehr Leben und hielten die überwallende Rohheit etwas im Zaum.

Unter den Mädchen war die Tochter eines in der Nachbarschaft des Peter Spruce lebenden Farmers, dessen Reichthum im Munde Aller vielleicht noch um die Hälfte vergrößert wurde. Er selbst war weniger stolz auf sein Geld, als auf seine landwirthschaftlichen Kenntnisse die er zu besitzen glaubte. Peter Spruce aber sah als dessen größten Reichthum die rothen Wangen und die schönen Augen des Mädchens an, in denen, wie er sich ausdrückte der ganze weite grüne Wald mit allen bunten Vögeln und rankenden Schlingpflanzen sich widerspiegele.

Das Mädchen liebte den kühnen, starken Jägersmann, der ihr, wie sie fast noch ein Kind war, schon manchen schönen Vogel geschenkt und nie in's Haus ihres Vaters gekommen war, ohne reichliche Beute mitgebracht zu haben; im Stillen, ja fast unbewußt und nur dann, wenn er an ihrem Kamine die erstarrten Glieder wärmte und ihr Mahl theilte, gaben sich die Regungen ihrer Liebe zu ihm kund. Der Vater hingegen mochte den wilden Waldsohn nicht leiden, den er mehr als einen Tagdieb als ehrlichen Christen ansah und den er sich nur dann gefallen ließ, wenn sein Gaumen zu einem guten Wildbraten Appetit verspürte.

In Anbetracht seines Alters und des Alleinstehens seiner Tochter, wenn er einst das Zeitliche segnen sollte, mußte ihm allerdings ein Freier für dieselbe willkommen sein; allein nie hätte er daran gedacht, daß der Jäger dazu würdig wäre, und in der That begünstigte er auch schon seit einiger Zeit die Werbungen eines jungen Burschen, der als ein guter Farmer und wohlhabender Müller galt. Daß Miß Sarah's Herz seinem Plan im Wege sein könne, fiel ihm gar nicht bei.

Der junge Farmer fehlte bei dem heutigen Feste nicht und war schon im eifrigsten Gespräche mit Miß Sarah's Vater begriffen, als unsere beiden Jäger ankamen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Schiller's an seine Schwester Christophine Reinwald.

Dresden, d. 28. Sept. 85.

Da Du mir Deinen gefaßten Entschluß wegen Reinwald nur bloß historisch hast melden laßen, nachdem eure Verlobung vorbei ist, so solte ich freilich vermuthen daß Dir an meiner Bestätigung nicht sonderlich viel gelegen seyn werde. Doch keine Vorwürfe, meine gute Schwester — vielleicht habe ich durch meine vorhergegangenen Zweifel, durch den Anschein von Mißbilligung, Dein Vertrauen zurückgescheucht, und Dein Verdacht in die Unbefangenheit meines Raths hat Deiner Freimütigkeit gegen mich geschadet.

Die Gegengründe, die ich Dir aufstellte, überwogen zwar die Gründe, die ich bei Dir voraussezte, aber Du behieltest vielleicht den hauptsächlich'ten zurück, wobei Du mich nicht zum Vertrauten machen wolltest, und konntest also niemals hoffen, meine Zweifel zu widerlegen. Ich fürchte sogar, daß Du aus meiner Uebereinstimmung mit der Frau v. Kalb auf ein Komplott gegen diese Heurath geschloßen hast, und wir beide hatten zugleich das Schicksal, Dein Vertrauen zu verlieren. Wie dem auch sei — die ganze Sache ist nun entschieden, und ich habe Dich biß jezt noch so wenig auf Uebereilungen überrascht, daß ich in die überlegte Klugheit Deines Entschlußes nicht das mindeste Mistrauen seze. Die Beharrlichkeit meines Freundes, die sich bei diesem Fall vorzüglich auszeichnet, und die Verbesserung seiner Glücksumstände verändern

ohnehin die ganze Gestalt der Sache, und also natürlicherweise auch meine Meinung. Du kennst ihn, und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst Dich in das zu finden wissen, was Dich nicht mehr überraschen kann. Er wird das Opfer schäzen, das Du ihm gebracht hast, und Dich mit jedem Fall zu verschonen trachten, wo es Dich reuen könnte. Alles hoffe ich von Deinem Verstand und seiner Rechtschaffenheit, und mit der nämlichen Wahrheit, und Offenherzigkeit, womit ich alle meine Einwendungen gegen Deinen künftigen Mann zu verantworten, mich erbiete, gebe ich jetzt meinen brüderlichen Seegen zu eurer Vereinigung. Mache ihn so glücklich, meine Liebe, als Du verdienst, es durch ihn zu werden.

Meine und der Frau von Kalb Briefe über diese Angelegenheit, bitte ich Dich, ihm ausdrüklich zu zeigen. Sie werden ihn an die Pflichten erinnern, die er gegen Dich hat, und er wird sich Mühe geben, unsere Besorgnisse zu widerlegen. Ich habe niemals aufgehört sein Freund zu seyn, sage ihm das und auch meinem Vater. Unsre Misverständniße waren nie etwas anderes, als eine Collision seiner Hypochondrie und meiner Empfindlichkeit. Ich kann ihn nicht mehr lieben nachdem er mein Schwager ist, als vorher, da er nur mein Freund war. Jezt thu ich aus Pflicht, was ich damals aus Wahl gethan.

Einst, meine gute Schwester, wiegte sich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für Deine und Deiner Schwestern Glükseligkeit. — Meine Entwürfe sind demütiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. So lang mich unter den mannichfaltigen Bizarrerien des Schiksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird — hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und so dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu, und schimärisch war, und ich gestehe mit Erröthen, daß ich ihm die Erfüllung meiner stolzen Ansprüche noch biß auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ersten Planen gemäß, in unbemerkter doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brod meines Vaterlands gegeßen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglükliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwikelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch biß jezt meine Uebereilung nennt, hat seinen Namen weiter getragen als er hoffen konnte. — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewißens gesucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rükwärts in mein Leben, und bin frölich, liebe Schwester, und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann — schon allein die Eroberung einiger (und warum soll ich nicht sagen, vieler?) edler herrlicher Menschen war den bedenklichen Glükswurf um mein Schiksal werth. Mein Vater ist 60 Jahre alt, und hat eine kleinere Liste solcher Freunde als ich, und diese alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären.

Lebewol liebste Schwester. Unsern — Eltern sage, daß sie von jezt an um mich ganz unbesorgt seyn sollen. Alle ihre Wünsche und Projekte mit mir, werden weit unter meinem jezigen glücklichen Schicksal bleiben.

Grüße Louisen und küsse meine Nanette. Schreibe mir bald und recht aufrichtig.

Ich bin mit unwandelbarer Liebe
Dein

zärtlicher Bruder
Frid. Schiller.

Das Schlachtfeld von Waterloo.

Von einem deutsch-amerikanischen Touristen.

Wir fuhren durch die porte de Namur und ließen Ixelles, die schöne Vorstadt Brüssels, mit ihren Schattengärten zur Linken. Ein rascher Abhang brachte uns an den gepflasterten Weg, der nach Charleroi führt, mitten durch ein lachendes Gelände. Den Weg säumen zu beiden Seiten hübsche weiße und rothe Häuschen, von leichtem Gitterwerk umzogen; vor ihnen breitet ein dichter Rasen seinen sammetnen Teppich aus. Hundertjährige Bäume verbreiten Schatten und Kühlung um diese reizenden Wohnungen und hinter ihnen entdeckt man wundervoll bebaute Fluren, von grünen Höhen umgrenzt, die sich allmälig zum Wald von Soigne hinabsenken.

Ich weiß nicht, ob dieser Wald je Räubern oder reißenden Thieren zum Asyl gedient hat; aber er birgt Gäste, die, wenn nicht so gefährlich, doch kaum minder lästig sind. Am Fuß der staubigen Höhe, auf der der Hochwald beginnt, wo der Wagen im Schritt gehen mußte, waren wir alsbald von einer Bande zerlumpter Jungen umringt, deren Geschäft es ist, durch Radschlagen und Purzelbäume das Mitgefühl zu erregen. Kaum von diesen Hanswursten befreit, sahen wir Führer in Kitteln oder in Uniform, die ihre Schildchen und geschriebene Zeugnisse in allen bekannten Sprachen aufwiesen. Aber der Gipfel war erreicht, und ein Galopp entführte uns zu rechter Zeit.

Der Wald von Soigne oder Soignies, an den sich der Rücken von Wellingtons Armee anlehnte, hat früher einen weiten Raum bedeckt; jetzt aber ist der ganze Theil zur Rechten des Weges mit Sorgfalt gelichtet und beinah völlig dem Anbau übergeben; und das Gehölz, das zur Linken noch die ersten Häuser von Waterloo dicht umschattete, ja in der Richtung von Papelotte noch darüber hinausging, ist jetzt fast eine Lieue vom Dorf entfernt.

Nachdem wir eine Viertelstunde lang uns durch flaches Land bewegt, kommen wir zu einer Gruppe von Häusern, die gleichsam eine Verlängerung von Waterloo bildet. Der Wagen hält vor einer Herberge, welche die bescheidenen Wohnungen ringsum überragt; wir sind am Weiler Mont-Saint-Jean, hundert Schritt vom Schlachtfeld. — Eine einzige lange Straße von niedrigen Häusern, die auf der Sonnenseite von Spalieren bedeckt sind und an die reinlichen flamändischen Behausungen erinnern, das ist der Ort Waterloo, für alle Zeiten berühmt wie Pharsalus. Unser Herz pochte stärker, als wir vom Erdwall neben der Landstraße erst das Ganze, dann die Hauptpunkte des Feldes der Entscheidung sehen konnten.

Wir waren am Eingang des Pfades, der von der großen Straße nach jenem künstlichen Berge führt, den der letzte König der Niederlande hat aufwerfen lassen. Gerade wo der Pfad abgeht, erinnert ein sehr einfaches Denkmal an den Oberstlieutenant Gordon, Wellingtons Adjutanten, der, wie die lange englische Inschrift besagt, 24 Jahre alt hier erschossen wurde. Gegenüber, an der anderen Seite der Landstraße, ist ein zweites, nicht minder bescheidenes Denkmal „dem Andenken der zweiundvierzig hannover'schen Offiziere, die am großen Tage des 18. Juni den Heldentod erlitten", von ihren Waffenbrüder errichtet worden. Diese beiden Gräber waren sonst mit dem Boden gleichliegend; heutzutage bilden sie zwei begrünte Erdhügel, geschmückt mit Maßlieben und Klee; ungefähr vierzehn Fuß hoch, geben sie das genaue Maß für die Höhe des Erdreiches zur Zeit der Schlacht.

An der Stelle wo Gordons Denkmal steht, blieb Wellington fast die ganze Schlacht über zu Pferd unter einer alten Ulme, wo er Blücher erwartete. Am Fuß dieses Baumes fanden sich die Offiziere des englischen Generalstabs zusammen; von hier gingen fast alle Befehle für die Armee der Alliirten aus. Von hier stürzten sich namentlich jene zwei Dragonerregimenter pfeilschnell in den Hohlweg von Belle-Alliance; die Kinnketten der Pferde gelöst, fielen sie wie ein Wetter mitten in die gedrängte Ar-

tillerie des Marschalls Ney, zerhieben die Seile, stürzten die Pulverkarren um, säbelten die Kanoniere nieder, bis der wüthende Andrang sich an der Eisenbrust von Milhauts Kürassieren brach, von denen sie vernichtet wurden.

Der denkwürdige Baum wurde von einem englischen Spekulanten gekauft und zu Schachbrettern, Dosen, Handschuhkästchen, Theebüchsen verarbeitet; er gewann unzählige Liebhaber in den drei Königreichen und brachte seinem klugen Besitzer so und so viele tausend Pfund ein. Man hat nachgewiesen, daß das Holz von 64 ebenso großen Bäumen erforderlich wäre, um diese Artikel liefern zu können, und daß, wenn alle Gegenstände von Wellesley's Ulme neben einander gelegt wären, man mit ihnen fast eine Linie um das Schlachtfeld ziehen könnte.

An den Ort, wo wir uns befinden, rechts und im Rücken von uns, lehnt sich die Fläche, wo die ganze englisch-holländische Armee aufgestellt war; von Natur eine furchtbare Stellung, welche die Alliirten vor acht Uhr Abends nicht verließen. Zweimal wurde sie von den Franzosen genommen und mußte zweimal, durch Dazwischenkunft erst Bülow's, dann Blüchers, wieder verlassen werden. Hier hielten siebentausend französische Reiter. Sie hatten die Division des Generals Picton gebrochen, der auf dem Platze blieb; ebenso Lord Ponsonby's Dragoner: er selbst wurde von einem Garde-Lancier getödtet. Nun warfen sie den Prinzen von Oranien zurück und bedrängten zwei Stunden lang die englischen Carré's, so daß Wellington ausrief: „Fest, Kinder! — Muß ich denn all die braven Leute in Stücke hauen sehen? Nur die Nacht oder Blücher kann uns retten!"

Wenige Schritte vor uns liegt die Meierei Haye-Sainte, wir werden sie auf dem Rückweg besehen. Nahe daran beginnt ein unmerklicher Abhang, gleichsam eine Erdfalte, die das Plateau Mont-Saint-Jean vom Plateau Belle-Alliance trennt. Der Hohlweg, den die Wellenlinie anzeigt, war so tief, daß die Tausende von Kugeln, die man zwischen beiden Höhen wechselte, alle über La Haye-Sainte weggingen, dessen oberstes Stockwerk jetzt über die Höhen hinausragt. In diesem Hohlweg ging die Artillerie zu Grunde, welche die Engländer zurückgeworfen hatte. Beim Erklimmen dieses einst steileren Abhangs wurden (zwei Stunden später) die Grenadiere der mittleren Garde von den Kartätschen wie reifes Korn niedergestreckt.

Jenseit der Vertiefung erhebt sich der französische Vorposten Belle-Alliance, und einige Schritte dahinter das schottische Haus, Zeuge von Napoleons Aengsten. Von da neigt sich der Boden allmälig gegen Planchenoit; bei diesem Dörfchen wehrte sich Lobau mit zehntausend Mann tapfer gegen die Preußen. Das Auge verliert sich im unermeßlichen Gesichtskreis der Ebene nach Genappe, Ligny, Nivelle und Charleroi zu.

Zu unserer Linken gegen Papelotte hin hat sich das Erdreich weniger verändert, außer daß der Wald von Soignies zurückgetreten ist. Die Ebene dehnt sich bis Gembloux hin. Von dort aus hoffte Napoleon jeden Augenblick Grouchy mit 35,000 Mann hervorbrechen zu sehen, welche die Schlacht anders entscheiden konnten!

Endlich zweihundert Schritte rechts von uns, wo der Pfad endet, an dessen Anfang wir stehen, erhebt sich der sonderbare Erdhügel, überragt von dem bekannten riesigen Löwen, den der Prinz von Oranien, als er König geworden, an dem Platz errichten ließ, wo er seine Wunde erhalten. Um diesen Kegel von 250 Fuß Höhe aufzustellen, hat man die ganze Ansicht des Schlachtfeldes verfälscht; Wellington war wüthend darüber, als er nach einigen Jahren den Schauplatz seines Sieges besuchte. Das Gypsmodell des Löwen steht im Brüsseler Museum, Nro. 679. Der Verfertiger ist ein mittelmäßiger Bildhauer aus Mecheln, van Gheel, der vor einigen Jahren starb und dem man auch eine unbedeutende Statue Karls von Lothringen verdankt.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Das Theatro del Liceo in Barcelona, welches vor Kurzem niederbrannte, ist erst im Jahre 1845 erbaut worden. Es war nach der Scala in Mailand im Innern eingerichtet und hatte Raum für 4000 Personen, welche in 12 Minuten den Saal verlassen konnten. Der Saal faßte 168 Logen mit 1400 Sesseln. Außerordentlich reich war das Innere mit weißem Marmor, Stucco lustro, Malereien und Vergoldungen ausgestattet. Der in Brüssel angefertigte Hauptlustre aus Bronze und Krystall hatte 15 Fuß Durchmesser und 1100 Flammen. Das Theater hatte ein mit dem größten Luxus ausgeschmücktes Hauptfoyer, in jedem Range kleinere Foyers für die Raucher und auf dem Dache einen prachtvollen, terrassenförmig angelegten Garten zum Aufenthalte während der Sommerabende. Alle Logen und Plätze standen durch Sprachrohre in Verbindung, welche ebenfalls mit dem Kaffeehause correspondirten. Barcelona durfte stolz auf dieses Theater sein. (K. Z.)

Schuselkalied. Der „Volksliederdichter" Johann Ernst, der „berühmte" Sänger des „Graselliedes" und anderer Bierbankgesänge, hat, als jüngstes Kind seiner in den Gefilden Alt- und Neulerchenfelds so populären Muse, ein unseren auch in den weitesten Kreisen verehrten Volksmann feierndes Lied gedichtet, welches nach der Melodie: „Der stille Gang in Baden" gesungen werden kann. Die erste Strophe dieses reizenden Poems lautet wörtlich, wie folgt:

„Schusella ist im strengsten Sinn
Ein sehr gerechter Mann,
Sein Herz ist gut und mitleidsvoll,
Auf seiner Leben bann (!)
Ist Weisheit und die Redlichkeit
Sein schönster Ruhm zu jeder Zeit,
Ein solcher Mann ist lobenswerth
Darum wird er auch hochverehrt. (N. N.)

Der Schiller'sche Brief, den wir oben mitgetheilt haben, befindet sich im Schiller-Album, das einen der Gewinne der deutschen National-Lotterie bildet; er ist von Jähns mitgetheilt, der ihn von Herrn Küntzel in Heilbronn erhalten hat. Neben die Worte: „Einst, meine gute Schwester" hat Christophine die Bemerkung geschrieben: „Hier liegt das Geheimniß, das ich damals ihm nicht sagen konnte." Ueber das Verhältniß der Schwester Schillers zu Reinwald, Bibliothekar in Meiningen, schreibt der treue Streicher: „Die blühende Jungfrau war entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Mann zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schien."

In der Städel'schen Gallerie ist gegenwärtig das Porträt Hessemer's, in Oel gemalt von Hammel, ausgestellt und zieht die zahlreichen Verehrer des Verewigten an. Das Bild, nur nach den vorhandenen Hülfsmitteln gemalt, ist mit Sorgfalt und Liebe behandelt; und zeigt uns den Hingeschiedenen in ansprechender Naturwahrheit mit jenem ernsten und sinnigen Ausdruck, der ihm bei Vorträgen und im Gespräch eigen war. Hammel hat sich schon früher durch sehr gelungene, mit geistigem Verständniß aufgefaßte Bildnisse, z. B. Justinus Kerner's ausgezeichnet.

Eduard Tempeltey hat sich im Familienstück versucht und ein Birch-Pfeiffer'sches Schauspiel „Daheim" in Berlin zur Auffstürung gebracht, ohne großes Interesse zu erwecken. Auch Hermann Hersch hat für das Berliner Victoriatheater ein neues Stück, „Jugend-Erinnerungen, oder Eine Berliner Nätherin", geschrieben. Die Berichte lauten nicht ungünstig.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 28. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 149.) **Orpheus in der Unterwelt.** Burleske Oper in 4 Akten von Hector Cremieux. Musik von J. Offenbach.

Montag, 29. April. (Abonnement-Vorstellung Nr. 150.) **Der Frauen wahre Stärke.** Lustspiel in 3 Akten nach Sardou's „Femmes fortes" von E. Neumann. Hierauf: **33 Minuten in Grüneberg.** Posse mit Gesang in 1 Akt von Holtei.

Für nächste Woche in Aussicht.

Orpheus. — Fidelio. — Schweizerfamilie. — Der Frauen wahre Stärke. — Hamlet. — Die beiden Klingsberg. — Der Königslieutenant.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 24. Dienstag, 30. April **1861.**

Die beiden Hunter's.

Amerikanisches Lebensbild.

(Fortsetzung.)

Wir haben zu bemerken vergessen, daß der alte Farmer bei seinen Genossen im Umkreise von mehr als zehn Meilen das Amt eines Richters versah. Die Buschbewohner dieser Gegenden hatten sich wegen einiger vorgekommenen Viehdiebstähle, mitten in den Wäldern und unabhängig von jeder höheren Instanz, eine eigene Art Gerechtigkeitspflege geschaffen, die, wenn sie auch eigentlich ungesetzlich war, doch ihre gute Wirkung schon geäußert hatte. Sarah's Vater hatte sich das Zutrauen der Farmer theils durch sein Ansehen als reicher Mann, am meisten aber durch seine gerade Denkart und große Wohlthätigkeit errungen.

Es war am Abend als die beiden Freunde am Store anlangten; trotz des hohen Schnees und der Kälte fanden sie dennoch fast die ganze männliche Gesellschaft in der Waldlichtung, in welcher sich der Store befand, versammelt. In Gruppen umstanden sie mehrere hellauflodernde Feuer, während die Weiber sich am warmen Kamine des Hauses besprachen. Warme Freundschaftsbezeugungen begrüßten die beiden Ankömmlinge; aber noch ehe die Nacht ganz eingetreten war, mußte Charles Kearney die beißenden Bemerkungen einiger trunkenen Irländer anhören, da es bei diesem Feste das erste Mal war, wo er seine Büchse vor Zeugen abschießen wollte.

Er wußte, daß Schweigen das Beste sei und suchte zeitig die Ruhe, da für die Männer ein großer Heuschober mit Stroh in ein weites Bette umgeschaffen worden war. Peter Spruce, der als tüchtiger Jäger überall im Ansehen stand, weilte noch bei der Gesellschaft und unterhielt sich fast bis in die späte Nacht mit den heute sehr redseligen Damen, die alsdann die Männer verabschiedeten und ihr, wenn auch zusammengewürfeltes, doch für einen unwirthlichen Wald immerhin annehmbares Lager im Store als Herrinnen betraten.

Miß Sarah hatte sich inniger als Vorsichtigkeit rieth mit dem Jäger Spruce unterhalten und stets seine Partei ergriffen. Wenn es unter den Männern und Frauen als ausgemachte Sache galt, daß sie warmes Interesse an ihm nahm, so durfte auch er sich schmeicheln, daß wenn sein Bild die schöne Stirne Miß Sarah's umspielte, sie dieses nicht zu verwischen trachten würde.

Niemand aber ahnte, daß ein Anderer, von den Stacheln der Wuth und des Hasses erfüllt, diese Nacht über vergeblich nach Schlaf rang. Der zurückgesetzte junge Farmer Frank Tinson hatte kein Wort, keinen Blick bei der Unterhaltung verloren, sein verdüstertes Auge war durch Haß gefeuchtet und das Scheitern aller seiner Hoffnungen rief den Durst nach Rache in ihm wach.

Die lange stürmische Nacht war nicht geeignet seine Gedanken zu mildern; am andern Morgen stand in ihm fest, die Hand Miß Sarah's trotz aller Hindernisse zu erringen.

Das Fest nahm, sobald das gemeinschaftliche Frühstück vorüber war, seinen Anfang. Eine hohe Stange, auf welcher die Freiheitsmütze und das amerikanische Sternenbanner thronten, trug eine kleine Scheibe, von der wegen weiter Entfernung vom Anlegestand noch kaum das Centrum zu erkennen war.

Allein den Jäger des Hinterwaldes, dem oft nur das glänzende Auge des Rehes aus den Gebüschen leuchtend das Ziel seines Schusses zeigt, der gewohnt ist, die geringsten Spuren am grünen Waldboden zu unterscheiden, ihn hindert weder Entfernung noch Unbedeutendheit des Gegenstandes, wenn seine Büchse gut und sein Pulver trocken ist.

Bald hallte der Forst vom Knalle der Büchsen wider, kein Schuß hatte die Scheibe gefehlt und dem Kampfrichter würde es bis jetzt schwer gehalten haben, den zu bestimmen, der den ersten Preis, der aus einer vorzüglich gearbeiteten Büchse bestand, verdiente. Nur noch drei Jäger waren übrig: Peter Spruce, Charles Kearney und der junge Farmer Tinson.

Kearney war der erste, der seine Büchse auf die durchlöcherte Scheibe anlegte; ein Blitz, Rauch und ein schwacher Knall kündigten an, daß er geschossen habe. Die Scheibe wurde untersucht und allgemeines Erstaunen war die Folge des Geschehenen. Der Kampfrichter erklärte, daß von dem winzigen schwachen Punkte des Centrums noch etwa eine halbe Linie vorhanden sei, das übrige hatte Charles Kugel durchbohrt.

Peter Spruce war der nächste am Schusse; seine Büchse knallte, kein Loch in der Scheibe zeigte das Ziel seiner Kugel, bis endlich das aufmerksame Auge erkannte, daß das letzte schwarze Pünktchen der Scheibe zerstört sei. Spruce hatte besser geschossen. Nun kam die Reihe an Tinson. Sarah, ihr Vater und die anderen Männer, Mädchen und Weiber standen in Spannung rings herum. Tinson legte mehrere Mal die Büchse an die Wange, ohne abzudrücken. Endlich schallte der Knall durch die Lüfte, ein blauer Rauch wirbelte aus der Mündung von Tinsons Büchse. Mit vorgebeugter Haltung und fast glühenden Augen erwartete der junge Farmer den Erfolg seines Schusses. Die Scheibe war unverletzt und ein Splitter eines nahen jungen Ahorn-Stammes zeigte das Ziel an, das die letzte Kugel gefunden hatte. Es war der schlechteste Schuß und ein höhnisches Gemurmel sagte bald aus, wie diese Ungeschicklichkeit von den Waldbewohnern aufgenommen worden war. Tinson wußte wohl, daß ein sicheres Auge und ein sicherer Arm beim Schusse die höchste Eitelkeit der Buschbewohner war, und die Unkenntniß eines Handwerks, das im Walde zum Leben nothwendig ist, wenn auch nicht geradezu Verachtung, doch jedenfalls Mitleid und Geringschätzung errege. Er hatte hier vor nicht zu täuschenden Zeugen seine Ungeschicklichkeit festgestellt, und was ihm noch weher thun mußte, vor Weibern, die vielleicht noch eitler und stolzer auf die Kunst ihrer Angehörigen waren als diese selbst. Und unter diesen Frauen war Sarah, die Tochter des Richters Wood, sie, die zu erringen seine höchste Aufgabe, sein größtes Verlangen war. Schaam und Zorn machten ihn fast ohnmächtig, er stürzte hinweg auf die Scheibe zu, betrachtete sie wenige Minuten und schnitt dann mit scharfem Messer die Merkmale der beiden besten Schützen, Kearney's und Spruce's in wahnwitziger Wuth heraus. Dann verschwand er aus der Gesellschaft, indem er den Rückweg in den Wald einschlug.

Obschon des jungen Mannes Verschwinden so urplötzlich geschah, so erregte es doch wenig Befremden und man fand sein Gebahren fast natürlich. Auf das Fest selbst übte der Zwischenfall keine Störungen aus. Peter Spruce hatte, wie man auch allgemein schon im Voraus erwartet, den ersten Preis errungen; der zweite Preis wurde Charles Kearney zuerkannt.

Den weiteren Verlauf des Festes wollen wir nicht schildern. Es ging ohne besondere Vorfälle vorüber, wenn wir nicht gerade anführen wollen, daß der alte Farmer Wood dieses Mal etwas wohlwollender mit Peter Spruce sprach. Der rauhe Jäger,

der ungeladen oft die Wohnung des reichen Mannes betrat, wurde sogar zum häufigeren Besuche eingeladen und versprach, da auch Miß Sarah ihn mit wohlwollenden Blicken bat, zu kommen.

Bald waren alle Gäste von der Lichtung verschwunden. Des Waldes Einsamkeit ringsum wurde nicht mehr gestört. Der Schnee fiel in zahllosen Flocken vom Himmel und überdeckte wieder wie mit weißen Linnen den Ort, wo noch eben die Tritte der Wettstreitenden ihn niedergetreten um ein lautes Christfest zu feiern. Dann wurde das helle Weiß fahler und fahler und bald trat die Nacht ein und brachte die letzten Spuren des Lebens, die Stimmen der Thiere im Walde, zum Schweigen. Das Verbrechen allein wachte; unter dem Deckmantel der Nacht wurde eine finstere That vollführt.

Seitdem der Indianer weit hinaus nach dem Westen getrieben worden und seitdem die durch den Revolutionskampf entfesselten Leidenschaften geschwiegen, lebten in diesem Theile des amerikanischen Bodens die Farmer harmlos in weit entfernten Ansiedelungen neben einander. Das eigentliche Verbrechen, der Viehdiebstahl etwa ausgenommen, fand keinen Zutritt und kein Richter und keine Jury hatte über einen Mörder abzuurtheilen.

Da drang denn ein lauter Schrei des Entsetzens von Ansiedlung zu Ansiedlung.

Der Mord hatte sein Opfer gefordert. Weder die Nacht, noch der Winterschnee konnte es verdecken. Seine Spuren sind unverwischbar und wo sie kein menschliches Auge gewahrt, leitet der Instinkt der Thiere zur Entdeckung.

Am zweiten Morgen nach dem Feste wurde die Leiche des Jägers, Peter Spruce im tiefen Walde gefunden.

Wer war der Thäter?

Peter Spruce war, wie er gekommen, mit Charles Kearney aus der Lichtung fortgezogen, sie allein hatten die Richtung durch den dichten Wald eingeschlagen. Wie weit sie miteinander demselben Wege gefolgt waren, konnte nicht mit Gewißheit gesagt werden, denn der Schnee hatte die Spuren überworfen.

Daß überhaupt Charles Kearney, der treueste Gefährte des Jägers zu solcher That fähig gewesen, konnte Niemand glauben.

Und doch — sollte nicht der Neid um den Besitz einer im tiefen Walde so hochgeschätzten Feuerwaffe Motiv zur schauerlichen That gewesen sein? Die Büchse, die Peter Spruce gewonnen, war verschwunden. Vielleicht war sie der Preis um den ein Menschenleben erlöschen mußte!

Rasch, nachdem die durch den ersten Schrecken gelähmte Thatkraft der Ansiedler wieder Leben bekam, traten die männlichen Waldbewohner zusammen und bildeten unter dem Vorsitze des Richters Wood eine Art Jury zur Ermittlung und Bestrafung des Thäters.

Noch in derselben Nacht wurde Charles Kearney in seiner Wohnung, im Kreise seiner Familie überrascht. War auch zu ihm die Kunde vom Tode seines Freundes gedrungen, oder war ihm der Mord näher bekannt als man in seinen Mienen lesen konnte? Er, sein Weib, seine alte Mutter waren ebenso bestürzt als niedergeschlagen, und fast wäre Charles zusammengebrochen, als Richter Wood mit dumpfer, ernster, mahnender Stimme ihn frug: Kain wo ist dein Bruder Abel?

So schwer es ist in einem Menschenherzen zu lesen, so glauben doch die Meisten diese Kunst zu verstehen; und alle die im Hause der unglücklichen Familie zusammen waren, hielten das Zusammenschrecken Charles', das Entsetzen seiner Angehörigen für die stillschweigende Kundgebung bewußter Schuld.

Es waren peinliche, traurige Augenblicke.

Erst als die Beschuldigung des Mordes von dem Richter Wood wiederholt wurde und Charles die Gründe des Verdachtes seiner Nachbarn erfuhr, erholte er sich soweit, daß er den Anwesenden gegenüber sagen konnte, er habe an jenem Festesabend den

Jäger durch einen Theil des Waldes geleitet und ihn sogar gebeten, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, da das Wetter schlechter zu werden schien. Peter Spruce habe dies aber entschieden abgelehnt und habe nicht sehr entfernt von des Freundes Wohnhaus den Heimweg nach der eigenen Hütte durch den dichteren Wald eingeschlagen. Die Kunde der Ermordung sei erst heute durch Vorüberkommende zu ihm gedrungen und habe ihn auf das traurigste berührt, da er an Spruce einen treuen Freund verloren; das könne die ganze Familie bezeugen, die mit ihm von der schaurigen Begebenheit niedergeschlagen sei. Den soeben ausgesprochenen entsetzlichen Verdacht sei er nicht fähig zu widerlegen. Die enge Freundschaft, die ihn mit Spruce verbunden, spreche von selbst.

Diese wenigen Worte, mit Ernst und Bestimmtheit gesprochen, machten den besten Eindruck auf die Anwesenden. Der Verdacht begann zu schwinden und machte den besseren Gefühlen Platz, besonders da man die wirkliche Theilnahme der ganzen Familie Charles Kearney's an dem Loos des unglücklichen Jägers wahrnahm.

Der Richter Wood, der von Charles Unschuld auch überzeugt schien, aber den furchtbaren Ernst des Ereignisses zu beachten hat, erklärte Kearney und seiner Familie, daß das Gericht nicht dem moralischen Eindrucke folgen könne und nichts vernachlässigen dürfe, was einerseits zur Entdeckung des Thäters führen, auf der andern Seite aber die vollkommene Unschuld eines fälschlich im Verdacht Stehenden constatiren könne. Er müsse also, so gern er auch darauf verzichte, auf einer Nachsuchung im Hause bestehen, da dem Gemordeten die Waffe, die er vom Feste mitgenommen, geraubt sei.

Charles Kearney verweigerte dies nicht und ließ die Nachsuchenden, ohne die geringste Ungeduld oder Aengstlichkeit zu zeigen, gewähren.

Die Nachsuchung ergab aber nicht das geringste Resultat. Nirgends sah es im Hause aus, als seien Gegenstände verstellt oder verschoben worden. Die Laden und Schreine bargen ebensowenig irgend etwas Verdächtiges, und im ganzen Haushalt und den Gebäulichkeiten der Ansiedlung, so genau sie auch durchsucht wurden, war keine Spur der vermißten Waffe zu finden.

Richter Wood schien befriedigt und bat Charles durch Mittheilung aller Verhältnisse des Gemordeten, der Entdeckung des Thäters auf die Spur zu helfen.

Auch diese Aussagen gaben keinen Anhaltspunkt.

Die zur Jury bestellten Männer entfernten sich in der Gewißheit, hier den Thäter nicht zu finden.

Charles Kearney bot freiwillig an, den Männern zu folgen und so lange in einer Art Haft zu verbleiben, bis der wirkliche Thäter entweder entdeckt, oder er selbst vollständig vom Verdachte gereinigt erschien.

(Schluß folgt.)

Das Schlachtfeld von Waterloo.

Von einem deutsch-amerikanischen Touristen.

(Schluß.)

Jedes große Denkmal läßt auf einen Aufseher und jeder Aufseher auf ein Fremdenbuch schließen, in welches die Besucher das Uebermaß ihrer Gefühle niederlegen. Ist dies hier geschehen, so steigt man auf einem Gemsenpfad zur Spitze empor. Hier umfaßt der Blick noch besser als von Gordons Denkmal die drei Akte: Ligny, Quatrebras, Belle-Alliance, welche das Drama Waterloo bilden. Das Schloß etwas vor

dem Hügel ist Hougemont, welches die äußerste Rechte der englischen Linien deckte. Hier begann der Kampf; es gab viel Todte ohne einen beträchtlichen Siegespreis, von den Oberfeldherren kaum beachtet. Die Mauern des Parks, ausgezackt und viel durchbrochen, zeugen noch von der Wuth der Streitenden. Das Schloß wurde von den Flammen ergriffen, und aus der Wiederherstellung kann man sich kaum von seinem vormaligen Grundriß einen Begriff machen.

Während wir es aufmerksam betrachteten, wurde die schmale Platform des Löwen von einer Schaar Engländer erobert; es war das Contingent, welches der Brüsseler Omnibus alltäglich hier abliefert.

Hart neben der Eingangsthür zum Löwen hat kürzlich die Wittwe eines englischen Unteroffiziers in einer besonderen Hütte ein Museum von Waterloo-Artikeln errichtet. Verrostete Degenklingen, verbogene Flintenläufe, blutbeklebte Säbelgriffe, geschwärzte Epauletten, zerhackte Helme und Küraſſe, bunte Uniformreste jeder Gattung, Patrontaschen und Bayonette sind an den Wänden gereiht oder an der Decke aufgehängt. Den Ehrenplatz in der Mitte nimmt eine kleine Trophäe ein, die aus des eisernen Herzogs Steigbügel, Zaum und Sporen sammt seinen zwei Pistolen gebildet ist. Ein Bildniß Wellingtons, Kupferstich nach Lawrence, und ein sehr schlechtes Bildniß Blüchers hängen rechts und links vom Kamin; neben letzterem auch Napoleon. Die Inhaberin des Museums, eine lange trockene Engländerin, bot uns zu mäßigen Preisen Uniformknöpfe, abgeplattete Flintenkugeln und anderen Rost an. Die Autographen, die eingerahmt an der Wand hingen, wollte sie nicht abgeben. — In Nivelle gibt es übrigens eine Fabrik von apokryphen Waterloo-Artikeln.

Zwanzig Schritte weiter ist ein Haus eben fertig geworden; es soll zur Beherbergung derjenigen Fremden, namentlich Engländer dienen, welche auf dem Schlachtfeld selbst zu übernachten wünschen.

Wir gingen nach der Landstraße zurück und stiegen einige Treppen auf in den Hof der Meierei La Haye-Sainte. Truthähne spazieren gravitätisch neben dem Dunghaufen; aber das alte Thor der Scheune ist noch von den Kugeln der Soldaten Ney's durchbohrt; hier war das blutigste Handgemenge des ganzen Tages. Auf der anderen Seite der Landstraße, etwa sechshundert Schritt entfernt, liegt der Pachthof Belle-Alliance; das hübsche Wohnhaus ist neuerdings weiß getüncht, aber drei bis vier Kugeln stecken noch wie incrustirter Zierrath in der Wand, an der man außerdem die Inschrift liest: „Hier begegneten sich die Feldherren Blücher und Wellington nach beendigter Schlacht und wünschten sich Glück zum Siege."

Noch eine Station, die letzte: einen Büchsenschuß hinter Belle-Alliance erhebt sich das Erdreich ein wenig; auf dieser Erhöhung stand Cambronne, den Rücken an ein Gehege von Flieder und Weißdorn gelehnt, neben ihm nur noch das zweite Bataillon des ersten Regiments der Gardejäger zu Fuß. Er dachte die Flucht des Kaisers decken zu können. Von hier aus rief er dem zwanzigmal stärkeren Feind jenes bekannte Quos ego zu; gewiß cynischer, aber auch energischer und natürlicher als die hochtrabende Phrase, die ihm die Sage in den Mund legt. Hier schlug die Garde noch eine tiefe blutige Lücke in die Feindesreihen, bis sie zusammenbrach. Von hier gingen die letzten Kanonenschüsse der Schlacht aus; Napoleon gab die Ordre dazu und Gourgaud selbst feuerte sie los. Eine der Kugeln entriß dem edlen Lord Uxbridge, Marquis von Anglesea, dem Obercommandanten des alliirten Heeres, das linke Bein. Er hat später in einem Garten von Waterloo diesem seinem berühmten Bein ein Denkmal errichten lassen, mit Inschrift, Trauerweide und Allem was dazu gehört. Dieses Mausoleum wird täglich von Fremden besucht; der König Georg IV. fand sich dort ein, und Lord Uxbridge selbst erschien einmal dort mit seiner ganzen trauernden Familie. Auf diesem von französischem Blut getränkten Boden erinnert kein Denkzeichen an die Franzosen. Gäbe es Jemanden, der von der Schlacht Nichts wüßte,

er würde aus allen Inschriften und Mälern nicht erkennen, mit welchem Feinde die Deutschen und Engländer an diesem Tag zu thun hatten. Nur in der Dorfkirche von Waterloo befanden sich bisher dreißig bis vierzig Marmortafeln, darauf in goldenen Buchstaben die Namen französischer Offiziere, die bei Mont-Saint-Jean den Tod fanden. Doch wird die Kirche von oben bis unten reparirt, und jene Tafeln lagen eben am Boden, voll Staub in der größten Unordnung.

Zum Schluß nahmen wir vor einem Wirthshaus an der Heerstraße Platz, wo man treffliches Löwener Bier schenkt. Das Gespräch drehte sich, wie natürlich, um den Krieg und um die große Frage, ob die Früchte solcher Begebenheiten je die blutige Aussaat lohnen können. Der Baes des Estaminet, ein dicker, kupfriger, vergnügter Bursche, wie von Adrian Brouwer gemalt, bemerkte uns unter Anderem: „Ja, meine Herren, hier gibts merkwürdige Dinge zu sehen! Eine solche Ebene findet man weit und breit nicht mehr. Und welche Ernten! Das hätten Sie im Sommer sehen sollen! Vor dem Jahr 1815 war ein Arpent (Morgen) von diesem Boden keine dreihundert Gulden werth. Aber seit das Erdreich so wohl gedüngt worden ist, haben wir mehr als dreifachen Ertrag; heutzutag wäre ein Arpent kaum für zwölfhundert Gulden zu haben!“ — Der Mann hatte das Problem vom Nutzen des Kriegs nach seiner Weise gelöst.

Fallmerayer.

Der unvorhergesehene Tod des trefflichen Fallmerayer (am 25. April in München) hat seine zahlreichen Freunde in Bestürzung versetzt, obwohl der Hingeschiedene im siebzigsten Jahr stand und längere Zeit kränklich war. Philipp Jakob Fallmerayer war von Herkunft ein Tyroler, geboren in der Nähe von Brixen am 10. December 1791. Er führte kein gewöhnliches deutsches Gelehrtenleben; nachdem er als Jüngling seine Absicht, in ein Benedictinerstift einzutreten, vereitelt gesehen, widmete er sich juristischen und historischen Studien, doch unterbrach er den ruhigen Gang des akademischen Lebens und später der ihm übertragenen Lehrämter mehrfach durch Theilnahme an einer bewegteren Existenz. Im Jahr 1813 kämpfte er als Unterlieutenant in einem bayrischen Infanterieregiment unter Wrede bei Hanau. Mit großen Sprachkenntnissen und echter Weltbildung ausgerüstet, verbrachte er manches Jahr im Umgang mit hochstehenden Männern im Ausland. Mit General Spreti lebte er eine Zeitlang auf einem Landgut bei Orleans; mit dem Grafen Ostermann-Tolstoi bereiste er Aegypten, Syrien und die Türkei. Seit 1840 gehörte er zu den geschätztesten Mitarbeitern der „Allgemeinen Zeitung“; gebildeten Lesern derselben war er wie ein alter Freund lieb und werth und sie fanden seine Artikel vor allen anderen heraus. Er war überhaupt einer der originellsten unserer gelehrten Schriftsteller und die Literaturgeschichte hat Mühe, ihn nach beliebter Weise in einer Gruppe unterzubringen. Im deutschen Parlament galt er für eine Zierde der demokratischen Partei, zog mit nach Stuttgart und verlor deshalb seine Professur. Unter seinen Werken hat die „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt“ am meisten strengwissenschaftlichen Charakter; die größte Verbreitung erlangten die „Fragmente aus dem Orient“, nach welchen er manchmal kurzweg der Fragmentist genannt wurde. In lebhafte Polemik mit den eifrigeren Philhellenen verwickelte ihn seine „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters“ und noch mehr die Schrift: „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen?“ In seinem Bestreben, den Neugriechen das althellenische Wesen abzusprechen, stellte er offenbar manche zu weitgehende Behauptung auf. In der Polemik erfuhr er den

Vorwurf, unduldsam, hochfahrend, parador zu sein; Eigenschaften, die auf die Persönlichkeit des edlen, durchgebildeten und liebenswürdigen Mannes nicht paßten. Fallmerayer erhielt, soviel uns bekannt ist, keinen deutschen Orden, wohl aber einen türkischen, den Nischan Iftihar. Die „Allgemeine Zeitung", mit der er in letzter Zeit in Zerwürfniß kam, hat seiner, wie nicht anders zu erwarten war, bei seinem Hinscheiden in der würdigsten Weise gedacht.

Frankfurter Alterthumsverein.

In der jüngsten Sitzung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde setzte zunächst der Vereinsdirector Herr Dr. Euler seine Mittheilungen über das deutsche Münzwesen fort. Er behandelte die vergeblichen Einigungsversuche von Reichswegen, welche sich vom Reichstage von Eßlingen 1524 bis 1571 erstreckten und an deren Stelle sodann die Versuche traten, der eingerissenen Verwirrung durch Conventionen einzelner Kreise und Reichsstände zu steuern. Der Vortragende folgte diesen Bestrebungen bis zur Auflösung des Reiches, wobei er hervorhob, daß schon 1586 die Kaufleute genöthig waren, auf den Frankfurter Messen selbst Einigungen über den Werth der einzelnen Münzsorten zu treffen, und daß um 1750 die Sammlung, welche Hirsch von den (meist nie in Kraft getretenen) deutschen Mündzedicten anlegte, bereits 8 Folianten betrug. Dr. Euler gab sodann einen raschen Ueberblick der einschlägigen Bestrebungen, welche in die Zeit seit Stiftung des deutschen Bundes fallen, wobei er das neueste, dem Verein zum Geschenk überreichte Werk unseres Mitbürgers, Herrn Hauschild, „Zur Geschichte des deutschen Maaß- und Münzwesens. Frankfurt 1861" zu Grunde legte. — Hierauf legte Herr Professor Becker drei keltische Münzen vor, eine aus Silber, eine aus Kupfer, eine aus einer Mischung von Kupfer, Zinn und Blei (potin), welche alle drei am Taunus gefunden worden sind, und, wie denn die Kelten von ihren höher gebildeten Nachbarn, den Griechen und Etruskern, mannigfache Einflüsse erfahren haben, drei verschiedene Kunsttypen zeigen, welche man als den armoricanischen (von Armoria, die Bretagne), tourainischen (von Tours) und belgischen bezeichnet. Der Redner verbreitete sich sodann über die Bedeutung der Prägung und über die wahrscheinlichste Art, wie diese Münzen in unsere Gegend gelangt seien. — Schließlich stellte Herr Professor Kriegk eine Anfrage an die Versammlung hinsichtlich der Bedeutung eines in Urkunden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Verbindung mit der Feier des Johannisfestes vorkommenden Wortes: notten. Zu wiederholten Malen wurden junge Leute und angesehene Männer stark bestraft, mehrfach selbst mit Gefängniß und Ausweisung, weil sie „zu Johanni" oder „den Juden" oder auf andere Weise genottet hatten. Später jedoch kam es vor, daß einzelne Gesellschaften von Staatswegen Nottegeld erhielten. Die Ansicht, daß das Wort eine nächtliche Festfeier bezeichne, wie solche besonders in Italien üblich waren, und also mit notte zusammenhänge, schien sich zu empfehlen. Dagegen glaubte der Herausgeber dieser Blätter den Gebrauch auf die Nothfeuer (notfiur) zurückführen zu können, die bald streng verboten, bald erlaubt und begünstigt waren und deren Zusammenhang mit „Johanni", ungeachtet Wilhelm Grimm's gegentheiliger Ansicht, wohl zu erweisen sein möchte.

Notizen.

Das Museum Campana. Ein Privatmann des Kirchenstaates, der Marchese Campana, hatte nach und nach eine Sammlung alter Kunstsachen hergestellt, die kaum ihres Gleichen hatte. Sie bestand aus antiken Goldarbeiten, Terracotten, Vasen, Glasgefässen, Bronzen, Bildsäulen und Reliefs in Marmor, Gemälden der ältesten italienischen Kunst bis auf Fiesole und Perugino herab, und Majoliken. Unglücklicher Weise hat der Marchese, von seiner Kunstleidenschaft verleitet, sein Vermögen erschöpft und als Director des römischen Leihhauses Gelder der Anstalt an sich genommen. Hatte er gleich dafür sein Museum verpfändet, so war er doch unrechtmäßig verfahren, und man machte ihm deshalb den Prozeß. Von seiner Bestrafung sah man ab, weil es für zweckmäßiger gehalten wurde, den Fall zu einem guten Geschäft für die päpstliche Kasse zu benutzen. Campana bezahlte seine Schuld an den Staat mit seinem ungleich werthvolleren Museum, welches also Eigenthum des Papstes wurde. So lange Campana Besitzer gewesen war, hatte er jeden Antrag, einzelne Abtheilungen der Sammlung zu verkaufen, abgelehnt. Sein Museum sollte nicht getrennt werden, um für immer zu bleiben, was es war: eine fortlaufende Monumentalgeschichte der italienischen Kunst von dreizehn Jahrhunderten. Vergebens boten zwei Regierungen, die englische und die französische, für gewisse Theile der Sammlung 30,000 Pfd. St. und 3 Mill. Franken; beide wurden abgewiesen. Pius IX. ist nicht so gewissenhaft. Er hat der russischen Regierung, wie das englische Athenäum genau wissen will, soeben eine Auswahl von Kunstsachen der Sammlung für 150,000 römische Scudi oder 170,000 Thaler verkauft. Es sind 743 Stücke, darunter die werthvollsten der Sammlung, die demnächst, für einen wahren Schleuderpreis dahingegeben, nach Petersburg wandern. In Rom wird man die Gruppe der neun Musen, die noch schöner als die bekannte vaticanische ist, am meisten beklagen. Außer diesem Kunstwerk büßt Italien noch 16 andere Statuen ein, außerdem verschiedene Büsten und Sarkophage, 14 Spiegel mit eingeritzten feinen Zeichnungen und viele Bronzen und Vasen. Das Campana'sche Museum ist nun verstümmelt und seines Werthes beraubt.

General Miguel Miramon, der Expräsident von Mexico, ist in Mexico geboren und jetzt ungefähr 30 Jahre alt. Er trat früh in die Armee und diente unter Alvarez; von Comonfort gefangen, entfloh er. Ein Mann von Muth und Thätigkeit, trat er zur antiliberalen und klerikalen Partei, zu deren Führer er sich während des letzten Bürgerkriegs emporschwang und den Oberbefehl über die Truppen übernahm. Am 22. December 1860 focht er seine letzte Schlacht. Er führte eine Streitmacht von 8000 Mann gegen Ortega, welcher 12,000 Mann unter seinem Befehl hatte. Der Kampf begann um 8 Uhr Morgens und dauerte ungefähr 2 Stunden. Eine große Anzahl seiner Truppen ging während des hitzigen Gefechtes zu den Liberalen über.

Der erste Frankfurter Theatervorhang (aus den achtziger Jahren) wird von G. A. Kuhlmey also beschrieben: „Zur Rechten gewahren wir die Schutzgöttin Frankfurts, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande mit dem weißen Adler zu ihren Füßen. Zu ihrer Seite stehen Merkur und Apollo. In der Mitte erhebt sich ein Altar mit der Göttin Tugend, der von Genien dampfender Weihrauch dargebracht wird. Aus der Ferne naht Pallas, von Melpomeene und Thalia begleitet; ihre Hand ist bedeutungsvoll nach dem Altar gerichtet. Ganz im Vordergrunde zur Linken ruht der Flußgott Main mit der schäumenden Urne und dem Herrscherstab, und hoch in Lüften bläst die geflügelte Fama mit langer Posaune den Ruhm der Frankfurter Bühne hinaus in die Welt."

Die Blätter für literarische Unterhaltung brachten jüngst in ihrer von uns erwähnten Uebersicht neuer lyrischer Sammlungen auch ein gar nicht empfehlendes Urtheil über die Gedichte des Herrn Dr. Löwenthal, Herausgebers der „Universitäts-Zeitung." Bald nachher las man in der letzteren die — allerdings völlig aus der Luft gegriffene — Nachricht, die Blätter für literarische Unterhaltung würden vom 1. Juli an nicht mehr erscheinen. Das Verfahren ist übrigens in der Weltgeschichte nicht neu. Schon Julius Cäsar ließ die Seeräuber hinrichten, die seine Verse nicht gelobt hatten.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 30. April. (Abonnement-Vorstellung Nro. 151.) **Fidelio.** Große Oper in 2 Akten. Musik von L. van Beethoven.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 25. Mittwoch, 1. Mai 1861.

Ueber dramatische Anachronismen.

Die von Dingelstedt glücklich vollbrachte Einführung des „Wintermärchens" in das deutsche Repertoire gibt mehreren Kritikern Veranlassung, die romantischen Freiheiten, die sich der Dichter genommen hat, näher zu erörtern. Der geistvolle Bearbeiter wird bald wegen der Kühnheit, bald wegen der Discretion gerühmt, mit der er die gewagtesten Zeitsprünge beseitigt hat. Aesthetisch ist die Frage, welcherlei Verstöße gegen die Zeitangaben im Drama zulässig und welche verwerflich sind, schwer zu erledigen. Das Letztere ist wohl nur dann der Fall, wenn durch den Anachronismus ganz fremdartige Dinge in den Kreis der dramatischen Handlung mit innerem Widerspruch eintreten. Dies selbst aber hängt oft von dem Grade geschichtlicher Kenntniß ab, den man bei den Hörern vorauszusetzen hat. In Laube's Graf Essex mahnt die Rutland in ihrem Wahnsinn die Königin an die Pflichten der Pietät; sie singt den Vers:

Der Mensch hat Nichts so eigen,
So wohl steht Nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Nun ist dieser Vers keinem englischen Dichter entnommen, sondern einem deutschen, und zwar dem Simon Dach, der erst vier Jahre nach Essex Tod geboren wurde. In unseren Tagen könnte ein Mädchen in gleicher Lage gar wohl auf ein Lied von so innigem und volksthümlichem Tone verfallen. Es ist also die Frage, ob es dem Dichter nicht erlaubt sein muß, es einer Person aus fremder Umgebung in den Mund zu legen. Ebenso verhält es sich mit dem bekannten Schluß von Buttlers Rede in Schillers Wallenstein, worin der Held mit einem Blitzableiter verglichen wird. Die Meisten wissen, daß die Erfindung des Blitzableiters von späterem Datum ist; aber weder ein inneres Motiv des Trauerspiels, noch seine äußere Einkleidung wird durch Erwähnung desselben benachtheiligt. Die „Silhouette" im Fiesko erschien schon gewagter, ihre Erwähnung erweckt moderne Ideenverknüpfungen, die zur Zeit Karls V. nicht recht passen.

Shakespeare ist wegen seiner starken Anachronismen berüchtigt; doch kommen dieselben meist in den Stücken romantischen und ironischen Charakters vor oder beziehen sich auf Umstände, denen er keine innere Bedeutung beimaß. Das letztere ist der Fall, wenn er im König Johann (um 1210) Kanonen einführt oder im Julius Cäsar die Glocke schlagen läßt. Sein Theseus spricht von Klöstern, sein Hektor (in Troilus und Cressida) von Schülern des Aristoteles. Solche Verstöße auf Rechnung seiner Unwissenheit zu setzen, ist völlig unstatthaft. Er selbst spottet seiner Tadler, indem er die Prophezeihung des Narren im Lear mit den Worten schließt: „Dies wird Merlin weissagen, denn ich lebe vor seiner Zeit". Wenn er ein Schiff an der Küste von Böhmen landen läßt, so gab er damit seinen Engländern so wenig Anstoß,

als Calderon den Spaniern, welcher die polnische Residenz an das Meer verlegte; oder „das Leben ein Traum“ müßte auf einem Sommersitz bei Danzig spielen.

Vielleicht ist bei manchem Verstoß, wie auf den altdeutschen und holländischen Gemälden, der Schalk mit im Spiel. In Mainz befindet sich ein vielgerühmtes Bild, welches den Knaben Christus im Tempel darstellt. Die eifrig zuhörenden Schriftgelehrten haben Quetschbrillen auf der Nase, ein Anachronismus, den der Künstler schwerlich unbewußt beging. In den Schulen wird oft gesagt, die reine classische Tragödie habe keine Anachronismen gekannt. Auch dies ist völlig unrichtig. Sie kamen allerdings nicht in so auffälliger Weise vor, da zu Sophokles Zeiten die Geschichte, nach Schillers Ausdruck, nicht so lang war als bei uns und da die Periode, der er seine Stoffe entnahm, eine ideale Abgränzung hatte. Aber es war nicht ästhetische Kleinmeisterei, die ihn von Zeitverstößen zurückhielt. Seine Ismene (im Oedipus auf Kolonos) reitet auf einem sicilischen Pferd; hätte nun Jemand den Dichter zurechtgewiesen, weil in der vorhomerischen Zeit noch kein sicilischer König ein Gestüt errichtet hatte, so hätte wohl Sophokles ähnlich wie Shakespeare darüber gescherzt.

Goethe hält sich in den historischen Dichtungen und im Faust (bis zu den Blocksbergsscenen) entschiedener als die meisten Dichter von Anachronismen frei. Zwar liest Faust in einem Buch des Nostradamus, der erst nach dem Tode Franz des Ersten in Frankreich zu Ansehen kam, während der deutsche Magier an den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu versetzen ist; doch thut dieß dem Inhalte der Beschwörungsscenen nicht den mindesten Eintrag. Was den Egmont betrifft, so urtheilt Schiller, daß es besser gewesen wäre, dem Helden sein geschichtliches Familienverhältniß zu lassen (Egmonts Ehe war mit elf Kindern gesegnet). Aber Goethe ist der geschichtlichen Wahrheit in weit höherem Sinn treu geblieben als Schiller, welcher den Marquis Posa in König Philipps Kabinet die Lehren Montesquieu's und Rousseau's vortragen läßt. Wie nahe lag die Versuchung, auch den Egmont an das Proscenium treten und eine zeitgemäße Rede für bürgerliche Freiheit abhalten zu lassen! Goethe unterläßt es; sein Held verliert keinen Augenblick das Gepräge eines Edelmannes, der in der Geschichte seines Volkes wurzelt und sich deßhalb als Vertreter von dessen Rechten fühlt. Nur im Götz von Berlichingen wird die Einführung Luthers nicht ohne Grund getadelt. Im ersten Akt sehen wir ihn als Klosterbruder Martin, der mit Seufzen die weltliche Versuchung bekämpft, während im letzten Aufzug die Bauernkriege im vollen Gang sind. Wer aber von den letzteren auch nur oberflächlich gehört hat, setzt sie mit der vorgeschrittenen Reformation in ursächlichen Zusammenhang und die rasche Aufeinanderfolge im Drama verwirrt seine historischen Begriffe.

Wir halten an dem Grundsatze fest, daß es in der tragischen Dichtung immer mehr auf psychologische, als auf geschichtliche Detailwahrheit ankomme. Alle Anachronismen stören bei Shakespeare nicht die feinste Sonderung von Ländern und Zeiten. Wie einsichtsvoll unterscheidet er die jeunesse dorée der Handelsrepublik Venedig von der adligen Jugend, die sich um Romeo sammelt! Im Coriolan zeichnet er die Römer, ein aufstrebendes Volk von Bauern, Soldaten und Juristen, mit einem Verständniß, das nach mehr als zweihundert Jahren Geschichtschreiber von Fach zur Bewunderung zwang. Wie ganz anders erscheint bei ihm derselbe Staat, da er unter Antonius und Octavius einer glänzenden Knechtschaft zueilt! Auch hat Shakespeares großartiger Realismus die Ansicht erzeugt, es könnten durch das Drama objectiv geschichtliche Anschauungen gegeben werden, ja dieß sei gerade die höchste Gattung des Drama's. Wir halten diese Ansicht für irrig. „Was man den Geist der Zeiten heißt, ist unser eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln“; — dieser Spruch, auf den tragischen Dichter angewandt, ist nicht unbedingt ein Vorwurf. Selbst die attische Tragödie zeigt uns mehr das marathonische und perikleische Griechenthum in idealer, als das heroische in concreter Erscheinung, wie etwa die neuere Forschung sie darstellen würde.

Im Roman mag es wohl angehen, daß man den Leser über Sitten und Gebräuche, über Trachten und Hausgeräthe der Vorzeit belehre. Wenn derselbe alsdann froh ist, auf eine angenehme Weise Geschichte zu lernen, so ist dagegen Nichts zu sagen. Nur können die Verfasser nicht darauf Anspruch machen, der ästhetischen Forderung genügt oder gar, wie sie meinen, das Gebiet der Dichtung erweitert zu haben.

Die beiden Hunter's.

Amerikanisches Lebensbild.

(Schluß.)

In der Behausung des Richters Wood wurde nun eine Art Gerichtshof eingerichtet. Man nahm Alles, was man über den Jäger erfahren konnte zu Protokoll. Aber nirgends war Licht in diese trübe Angelegenheit zu bringen. Die Leiche wurde von den Männern untersucht; eine Schußwunde zeigte sich an der linken Brustseite, die Kugel mußte in das Herz gedrungen sein.

Plötzlich kam einer der Männer auf den Gedanken, die Kugel aus der Wunde zu schneiden und vielleicht so an ihrem Kaliber auf eine Entdeckung zu kommen. Im Busch, wo Jeder die Feuerwaffe des Nachbars untersucht, prüft und kennt, ist dies allerdings ein, wenn auch manchmal trügendes Mittel. Jedenfalls durfte man es nicht unversucht lassen.

Die Kugel hatte wirklich den Weg in das Herz des unglücklichen Jägers gefunden; der Schuß war mit Sicherheit gethan worden und konnte nach der kleinen Wunde zu schließen, nur in ziemlicher Nähe geschehen sein.

Der nächste Schnitt legte die Kugel blos.

Charles Kearney, welcher scheinbar mit verbissenem Schmerze der ganzen Operation zugesehen, taumelte in dem Augenblick, als die Kugel herausgenommen wurde, zurück, sein Antlitz wurde fahl wie die Farbe des Todes, Schrecken und Entsetzen verzerrten seine Mienen und seine starren Augen hafteten, wie die blutgierigen Blicke des Panthers, unverwandt auf dem Blei, das den Tod des Freundes verursacht hatte.

Mit fast nicht weniger entsetzlicher Ueberraschung sahen die anderen Männer des Waldes diesem Zwischenakt des Dramas zu.

Es konnte kein Irrthum vorwalten.

Das Blei, das gefunden wurde, paßte nur in eine Büchse das ganzen Settlements, es war von dem kleinen Kaliber, das Kearney aus seiner Büchse schoß.

So war er denn doch der Thäter!

Das Gefühl der Anwesenden, das seit seiner ruhigen Darlegung für seine Unschuld war, schlug in dem Maße, als man seine außerordentliche Verstellungsgabe erkannte, gegen ihn um. Alle Blicke sprühten voll Verachtung, Haß und Rache und Richter Wood hatte Mühe die nach Vergeltung lechzenden Männer von einer allzuraschen That zurückzuhalten.

Richter Wood, nun vollständig von der Schuld Charles überzeugt, sprach in ernsten Worten zu seinem Gewissen. Kearney solle die That bekennen, solle das Motiv, das ihn zu dieser schrecklichen Handlung getrieben, angeben. Hatte ihn je Spruce auf irgend eine Art beleidigt, hatte er ihn zum Zorne gereizt? Kearney allein könne und müsse das dunkle Räthsel lösen.

Mit dumpfem, gebrochenem Tone sagte Charles aus, daß der Jäger seit seiner Jugend sein inniger, sein einziger Freund gewesen, daß nie ein Wort des Zanks und

des Haders zwischen ihnen vorgekommen, daß sie in größter Freundschaft von dem Feste fortgegangen, den Wald durchwandert und dann von einander geschieden seien. Noch fühle er die Wärme des letzten Händedrucks und er hätte keine Ahnung gehabt ihn so wiederzusehen.

Charles sprach weiter kein Wort. Stumm ließ er sich auf eine Bank nieder und verfiel in lautloses Brüten.

Er konnte keinen Glauben mehr für sich gewinnen. Die Beweise seiner Schuld schienen zu gegründet und man forderte Sühnung.

In den Wäldern ist die Justiz streng und rasch.

Der gesetzliche Richterstuhl ist zu weit entfernt und die rauhen Männer des Waldes gewöhnen sich nicht an allzulange Proceduren. Sie mißtrauen allen Institutionen, denen sie mit ihrem Geiste nicht folgen können. Bei ihnen gilt noch der Grundsatz: Auf die That folge die Wiedervergeltung. Hand um Hand, Fuß um Fuß.

So war es hier. Das allgemeine Losungswort war Lynch, Richter Lynch. Kearney hatte das Leben geraubt und er sollte auch wieder des seinen beraubt werden. Tumultuarisch drang man auf den Armen ein, der wie ein Opferthier das kalte Messer in die Brust erwartet.

Richter Wood war der Einzige, der mit Kälte und Ueberlegung dachte.

Er hielt die Andringenden zurück und bedeutete ihnen, daß ein allzurasches Verfahren vielleicht der Leidenschaft, nicht aber dem Gesetze Genüge thue. Noch könne Etwas geschehen, was auf andere Spuren führe, und wenn wirklich der Angeschuldigte die That begangen, so sei es göttliche und menschliche Tugend, ihm Zeit zur Reue, die wohl noch bitterer als der Tod selbst sei, zu lassen. Noch einmal wolle man den Thatbestand genau untersuchen und dann möge geschehen, was Gottes ewiger Rathschluß geschehen lasse.

Die rauhen Männer beruhigten sich und Kearney wurde in einem Raum des Hauses allein gelassen. Sein Entfliehen hinderte die aufgestellte Wache.

Schwarz und stürmisch brach die Nacht über die Wälder und die dazwischen liegenden Ansiedlungen herein. Der Sturmwind riß die Aeste von den Bäumen und bestreute die schneeige Bodendecke mit ihren dunklen Bruchtheilen. Die Schneeflocken wurden wie Federn herumgetrieben und vom Boden wurden die dichten kalten Massen aufgewirbelt.

Und mitten in dieser schaurigen Nacht erschien am Saume des Waldes eine düstre Gestalt. Vorsichtig schritt sie vorwärts nach der Ansiedlung hin. Dort stand das neue Haus des Richters Wood, etwa hundert Schritte von dem älteren entfernt, das heute einem Verurtheilten zur Ruhestätte diente. Die Gestalt hatte eine Büchse auf dem Rücken, der Hut war tief in den Kopf gedrückt und das Gewand flatterte zerrissen um die Glieder.

Der Gang des Kommenden war lautlos und würde in ruhiger Nacht kaum gehört worden sein. Heute überheulte der Sturm jedes Geräusch und so konnte er ruhig, ungesehen und unangefochten zu dem Wohnhause gelangen.

Hier blieb er eine geraume Zeit starr und bewegungslos stehen, das Antlitz gegen ein matt erleuchtetes Zimmer des Erdgeschosses gerichtet. Ein fahler Schein aus diesem fiel auf seine Gestalt und machte sie noch gespensterhafter als vorher.

Die Farbe des Gesichtes war bleiern und die matten Blicke zeugten von schlafloser Nacht.

Manchmal indeß leuchteten sie Irrlichtern ähnlich auf und folgten mit einem gewissen Interesse den Bewegungen eines weiblichen Wesens im Innern des Hauses.

Die Kälte des Windes ließ seine Glieder schlottern und mußte das zerrissene Gewand bis auf die Haut durchdringen. Er aber schien nicht darauf zu achten; starr

blieb sein Blick auf die Hütte gerichtet und es schien als zerfleische ein rathloser Geist sein eigenes Selbst.

Endlich schreckte er auf und erwachte aus dem dumpfen Hinbrüten. Dann bewegte er sich noch einen Schritt näher. Ein wahnsinniges Geheul ertönte durch die Lüfte, ein furchtbarer Schlag zertrümmerte das Fenster des Erdgeschosses und ein gräßliches Gelächter schreckte Miß Sarah Wood, die Bewohnerin des Zimmers zu Boden.

Und die Gestalt eilte mit rasenden Schritten durch die Lichtung und verschwand im dichten Walde.

Der plötzliche Lärm hatte alle Schlafenden erweckt. Richter Wood und die Leute, die in der Ansiedlung zurückgeblieben waren, wußten nicht was geschehen war. Sie stürzten aus dem Hause. Die zertrümmerten Fensterscheiben gewahrend, eilte Wood in das Zimmer seiner Tochter. Diese lag zu Boden gestreckt besinnungslos darnieder; ihr zur Seite eine Büchse. Im ersten Augenblick des Schreckens glaubte der alte Wood, ein zweiter Mord sei geschehen. Er stürzte auf sein Kind zu, das aber eben die Augen wieder aufschlug.

Mit gebrochener Stimme fragte Miß Sarah, als sie die Stimme ihres Vaters erkannte:

„Sind sie wieder weg?"

„Wer, mein Kind?"

„Die schrecklichen Indianer!"

„Es sind keine Indianer mehr in diesen Wäldern. Beruhige dich, mein Kind. Wir werden das Geheimniß dieser verhängnißvollen Tage aufklären."

Er richtete Sarah auf und führte sie auf einen Sessel.

Während Richter Wood mit seiner Tochter beschäftigt war, wurde von den andern Mitgekommenen die am Boden liegende Büchse untersucht — es war die Feuerwaffe die der Jäger Peter Spruce bei dem Preisschießen gewonnen hatte.

Ein neuer Zwischenfall, der nur geschaffen war, die Fäden der Ereignisse noch mehr zu verwirren.

Charles Kearney hatte entweder Mitschuldige oder er war ganz und gar unschuldig. Er saß in strengem Gewahrsam. Niemand konnte noch erfahren haben, daß die Kugel, die sich im Körper des Gemordeten befand, seine Gefangennahme bezweckt habe. Seine Familie mußte, wenn auch in Sorge um ihn, der Ueberzeugung leben, daß er den Leuten freiwillig gefolgt sei, um selbst den Thäter zu ermitteln. Von dieser Seite her konnte dieser nächtliche Ueberfall also nicht geschehen sein. Ueberdies war Charles in seiner Familie der einzige Mann.

Richter Wood ordnete sogleich an, daß die Spuren des Entflohenen so gut als möglich verfolgt würden, ehe Wind und Schnee sie wieder verwische.

Zu diesem Zwecke wurden Holzfackeln angezündet. Noch waren die Fußspuren bemerkbar, sie führten zum Wald.

Der Sturm aber wüthete zu fürchterlich. Die Fackeln verlöschten fortwährend und der Schnee ließ nicht nach. Man mußte die nächtliche Expedition aufgeben, nachdem man wenigstens die Richtung festgestellt hatte, in der die Gestalt verschwunden war. Der nächste Morgen war zur weiteren Verfolgung bestimmt.

Ein dunkler Gegenstand auf der hellen Schneedecke fesselte plötzlich die Aufmerksamkeit der Zurückkehrenden. Man hob ihn auf; es war ein Hut wie ihn die Ansiedler im Hinterwalde zu tragen pflegen. Ein brauner Filzhut mit eigenthümlich aufgekrümmter Krampe.

Der Hut wurde als der des jungen Farmers Tinson erkannt.

Dies war eine neue ungeahnte Entdeckung.

Tinson war wohlhabend, ihn konnte nicht der Besitz einer Waffe zu der blutigen That getrieben haben. Es mußten andere Gründe, andere Leidenschaften im Spiele sein.

Plötzlich tauchte die Erinnerung an die Begebenheit bei dem Preisschießen wieder auf. Tinson war voll Scham und Wuth von dem Feste verschwunden. Er hatte die Kugeln aus der Scheibe geschnitten, vielleicht damals ohne Zweck. Sicher aber hatte Kearney's Kugel dem Jäger das Leben gekostet. Warum aber gerade ihm? Er hatte als bester Schütze über alle triumphirt, er hatte den Preis davongetragen.

Charles Kearney wurde unverweilt in Freiheit gesetzt. Der letzte Verdacht, der auf ihm geruht hatte, wurde durch die unerwartete Begebenheit hinweggenommen.

Richter Wood empfahl den Leuten sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen durch weitere Schritte Klarheit in die Sache bringen zu können.

Er selbst begab sich zu seiner Tochter.

Das arme Mädchen war zu erschreckt und aufgeregt um Ruhe zu finden. Richter Wood verweilte bei ihr und sprach von dem schrecklichen Ende des Jägers, von dem Verdacht der von Kearney auf den von ihm selbst so sehr geschätzten Farmer Tinson übergegangen sei.

Das Weib ahnte schneller den Zusammenhang als die Männer.

In der stillen Einsamkeit der Nacht gestand sie ihrem Vater die Gefühle, welche sie für den Jäger hegte. Tinson, den die Liebe zu ihr, jede ihrer Bewegungen verfolgen hieß, mußte längst gemerkt haben, daß ihre Neigung nicht ihm, sondern dem Jäger, dem rauhen Sohne des Waldes gehörte. Ihn hatte nicht Neid um eine Kunst, die er nicht so hoch schätzte, ihn hatte eine andere Leidenschaft, die Raserei verschmähter Liebe zu der schrecklichen That getrieben.

Der Richter Wood hatte nichts von den Gefühlen seines Kindes geahnt. Er urtheilte über den Mord, wie er es bei jedem Tribunale gethan hätte, er sah ihn an als die verabscheuungswürdigste That, als ein Verbrechen in der menschlichen Gesellschaft, das nur mit dem Tode gesühnt werden könne. Daß aber der Tod des Jägers seinem Kinde näher ginge, erfuhr er heute zum ersten Male, und daß gerade der, welchen er schon im Geiste als seinen künftigen Eidam angesehen, das Herz seines Kindes derart verwunden mußte, gab dem alten Manne einen harten Schlag. Er suchte Sarah so gut zu trösten, als es dem Vaterherzen gelingen konnte.

Endlich forderte die Natur ihre Rechte. Der Schlaf senkte sich auf die müden thränenschweren Augen des Mädchens; auch der Vater suchte die Ruhe auf.

Der frühe Morgen sah die Leute auf den Beinen um die Spuren Tinson's zu verfolgen. Man suchte ihn zuerst in seiner Farm; sie war verlassen und verödet. Die Spuren im Walde verloren sich im tiefen Schneeboden. Kein Zeichen gab die Richtung seiner Schritte an. Er war verschwunden für immer.

Erst später sahen, der Sage nach, einige Ansiedler entfernter Gegenden einen halbwahnsinnigen zerlumpten Mann durch die Wälder irren. Er floh die Menschen und lebte von dem, was die Büchse ihm verschaffte. Seine Farm verfiel und verrottete mehr und mehr, kein Mensch machte Anspruch auf sein Eigenthum. Lange Zeit wurde sie gemieden, bis endlich das County-Gericht sie als verfügbares Eigenthum neuen Ansiedlern zuschlug.

Charles Kearney wurde von allen seinen Nachbarn mit der größten Liebe und Zuvorkommenheit behandelt und jeder suchte das Unrecht, das ihm geschehen wieder gut und vergessen zu machen.

Der Richter Wood zog nicht lange nach diesen traurigen Scenen mit seinem Kinde aus den Wäldern weg und ließ sich in der Nähe einer der Städte an den großen Seen nieder, wo er noch heute als angesehener Mann lebt und die Freude hat, Miß

Sarah als das Weib eines glücklichen Farmers und die Mutter gesunder Kinder sehen zu können.

Die Lynch-Justiz aber ist durch jene Ereignisse in den Gegenden, wo diese Geschichte spielte, etwas in Mißcredit gekommen, und heute würde sich Jeder besinnen, ob nicht besser ein derartiger Missethäter vor ein ordentliches Gericht zu stellen wäre.

Combe-Varin.

Album von Combe-Varin. Zur Erinnerung an Theodor Parker und Hans Lorenz Küchler. Mit 5 lithographirten Tafeln. Zürich, Schabelitz, 1861.

Dies Album ist eine der originellsten Vereinsschriften und im besten Sinne charakterisch für die Neuzeit. Ueber die reizend gelegene Bergvilla im Kanton Neuchatel, welcher das Album sein Entstehen verdankt, ertheilt ein Vorwort, abgefaßt von Mayer in Eßlingen, in anziehender Weise Auskunft:

Von Neuchatel führt eine herrliche Kunststraße am südlichen Abhange des Gebirges erst durch Rebgüter und freundliche Dörfer, dann durch Feld und Wald, zuletzt im Zickzack an einer vorspringenden Wand hinauf nach la Tourne, dem trefflichen Aussichtspunkt. Im Ansteigen entfaltet sich von Ost zu West ein ungeheures Panorama, vom Glärnisch, Rigi und Pilatus beginnend und bis jenseits des Montblanc sich ausdehnend, die ganze majestätische Alpenkette wiederspiegelnd im blauen Becken des Neuenburger See's. Dieser hat, von hier oben gesehen, nicht mehr die Einförmigkeit, die ihm seine Neider nachsagen. Denn gerade zu Füßen des Beschauers springt die lachende Halbinsel von Colombier, das Delta der wälschen Reuß, mit ihren Matten und ihren schattigen Parks weit hinaus in die glänzende Fläche. Wie ein reicher Mantel von Schönheit wallt das Gelände von den Felsenschultern der Berge von Boudry und Rochefort hernieder bis zum See. Einzelne Punkte der Aussicht zu benennen, wird besser unterlassen. Nur die sonnige Uferhalde von Cortaillod, da unten rechts, glänzt so freundlich herauf und verspricht dem Kenner einen so ausgezeichneten Wein, daß sie wenigstens nicht unerwähnt bleiben darf.

Nach kurzer Roß und Mann geschenkter Rast führt von la Tourne an die Straße hinauf in eine einsame, stille Berghaide, links und rechts von ansteigenden Weiden begrenzt, nach Nordwest sich senkend gegen den tiefen Kessel des Val de Travers, über dessen jenseitige Waldwände ferne Jurahäupter herüberragen. Diese graue Bergeinsamkeit mit ihrer blumen- und kräuterduftigen Alpenluft wird zur wahren Erholung nach so prächtiger Aussicht. Noch eine Weile und so senkt sich der Weg hinab zum Tannenwalde, der die Südseite des ächtjurassischen Längsthales von la Sagne begrenzt. Ueber die schwarzen Tannenschöpfe hinweg übersieht sich die ganze lange von Ost nach West streichende Thalmulde mit ihren Ansiedelungen. Gegenüber an der Nordwand des Thales zieht sich, an der Straße nach Locle aufgereiht, das reiche Uhrmacherdorf les Ponts den Hügel hinan, große, massive Steingebäude, jeweilen durch Feuersbrünste erneuert, blanke Häuservorposten weithin im Thal und an seinen Gehängen ausstellend. Der starke Mühlbach von les Ponts irrt mäandrisch durch einen weiten kulturlosen, mit Krüppeltannen bewachsenen Torf- und Moorgrund und verliert sich zuletzt in einem der dem Jura eigenthümlichen Trichter oder Emposieux, um im Val de Travers aus dem Felsen von Noiraigue plötzlich als Werke treibender Bach wieder hervorzubrechen.

Da wo im Westen das große Thal durch einen querlaufenden bewaldeten Hügelzug vor dem jähen Absturz nach dem Reuß- oder Traversthal bewahrt wird, am Fuße des

Tannenwaldes, aus einer Umgebung undulirender Matten blinkt von ferne eine stattliche Ansiedelung herüber, eine Gruppe von Gebäuden, von einigen hohen lichten Bäumen umgeben. Dies ist unser Ziel, dies ist Combe-Varin.

So nannte sich ein Jagdhaus der in dieser Gegend begüterten de Pierre von Neuchatel. Jetzt ist es im Besitze des Naturforschers Eduard Desor, auf den es sein Bruder, der mit einer de Pierre vermählt war, vererbt hat. Neben dem alten Gebäude, welches sich an den Hügel anlehnt und gegen das Thal gekehrt ist, haben die Desor ein zur Herbergung von Sommergästen eingerichtetes Haus im Schweizerstyl angebaut. Jagd- und Wildscenen von Ridinger verdecken die Wände des Vorsaals. Das Ameublement aus der Zopfzeit, schäferlich-ländlich, hat sich gleichfalls bis heute erhalten und macht das alte Forsthaus gar heimelig. Von den behaglichen Ruhebänken der langen Hauslaube hat man gerade das ganze Lasagnerthal vor sich. Es ist eine Lust, dort plaudernd zu sitzen und bei Kaffee und Cigarren die herrliche Bergluft zu schlürfen, Nachmittags, wenn die Sonne über dem Thale brütet und der große Pan schläft, oder des Abends, wenn der reine Aether in goldenem Feuer fließt und die milden Abendschatten selbst diese schmucklose, einfache Landschaft zu einem Bilde von jovialischer Stimmung verklären.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Die Fröbel'schen Kindergärten. Für das Beste, was zu Gunsten dieser Anstalten geschrieben worden ist, halten wir eine Abhandlung in dem neuesten Bande (94) der Cotta'schen Vierteljahrschrift. Der Verfasser scheint uns jedoch auf die bisherige Verbreitung derselben allzugroßen Werth zu legen. Bei Fröbels Tode, vor acht Jahren, bestanden nicht mehr als fünfzehn Kindergärten; den Bemühungen seiner Nachfolgerin, der Frau von Mahrenholz, ist es gelungen, für die Sache namentlich auch im Ausland große Theilnahme zu gewinnen. Man zählt jetzt ungefähr achtzig solcher Anstalten, darunter mehr als fünfzig in Deutschland; viele bestehen in Thüringen; Berlin hat sechs Kindergärten, sechs weitere sollen errichtet werden. Auch in Süddeutschland, meint der Verfasser, sei das Interesse dafür neu erwacht. Wir haben in unserer näheren Umgebung nichts davon bemerkt; im Einverständniß mit den vorzüglichsten Pädagogen unserer Bekanntschaft halten wir die Fröbel'sche Weise für überwiegend schädlich. Es sind etwa zwanzig Jahre her, daß Frankfurter Schulbehörden tüchtige junge Pädagogen nach Keilhau sandten, um die neue Methode zu studiren; das Ergebniß war durchaus ungünstig. Uebrigens erscheint bereits eine besondere Zeitschrift „Kindergarten und Elementarklasse" (Weimar bei Böhlau); eine zweite „Die Erziehung der Gegenwart", von Dr. Karl Schmidt (Berlin bei Enslin) ist bereits angekündigt und soll durch Vermittlung der Frau von Mahrenholz in verschiedenen Sprachen erscheinen. Das Verbot der Kindergärten in Preußen ist am 25. April 1860 aufgehoben worden.

Der transatlantische Schachcongreß, der zu Philadelphia auf den Mai 1861 angesagt war, ist „wegen äußeren Rücksichten" auf den October verlegt worden; man hofft auf zahlreiche Betheiligung europäischer Schachfreunde. Es ist namentlich Aussicht vorhanden, daß der starke Meister Kolisch, gegenwärtig in Paris, sich mit dem großen Paul Morphy in einen Kampf „zu Ehren Europa's" einlassen wird.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 1. Mai. (Außer Abonnement.) Erste Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Hamlet, Prinz von Dänemark.** Trauerspiel in 5 Akten von Shakespeare, übersetzt von A. W. von Schlegel. Hamlet: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N: 26. Donnerstag, 2. Mai 1861.

Ueber akademische Abendvorträge.

I.

Nachdem in Berlin und München das Unternehmen, ein erweitertes Publikum durch akademische Vorträge belehrend zu unterhalten, lebhaften Anklang gefunden hat, war es vorauszusehen, daß auch die Presse sich dieser Leistungen bemächtigen und sie der gesammten Lesewelt vorlegen würde. Sie erhalten somit eine andere Bestimmung, als ihre ursprüngliche war, und rufen demgemäß auch eine andere Beurtheilung hervor.

Die Engländer haben in Hinsicht auf belehrende Vorträge den Weg, der jetzt in Deutschland so beliebt ist, niemals eingeschlagen. Die Lehrcurse, die dort außerhalb der wissenschaftlichen Kreise veranstaltet wurden, sind meistens auf eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft berechnet und gehen vom Bestreben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse aus. Wir sehen Chambers' Miscellany und Dickens' Household Words in den Hörsaal eingeführt. Was von ethischen Fächern mitgetheilt wird, ist in großen, um nicht zu sagen groben Zügen gehalten, hat vom Dufte der Forschung die letzte Spur verloren und macht auf Deutlichkeit, allenfalls auf philanthropisches Interesse, nirgend aber auf den Ruhm feiner Arbeit Anspruch.

Am großartigsten ist dieser Styl in Nordamerika ausgebildet worden. Ralph Waldo Emerson ist vorzüglich deshalb zu bewundern, weil er ihn mit so viel Tiefe, Geist und Feinheit verbunden hat, als er verträgt; auch adelt er seine Darstellungen großer Dichter und Künstler durch den Hintergrund einer Zukunfts-Idee, des „Cultus des Genies."

In Paris ist der Antheil, den man den Sitzungen der Akademie widmet, nach einer anderen Seite hin von dem deutschen Interesse für akademische Abende verschieden. Der Eintritt eines neuen Unsterblichen in die Reihe der Vierzig, das Eloge das der eben Aufgenommene zu Ehren seines Vorgängers zu sprechen hat, die Anrede, die nachher der Präsident an ihn richtet, ziehen jedesmal die Auswahl der gebildeten Gesellschaft herbei. Die Eintrittskarten sind begehrter als bei der ersten Darstellung einer neuen Oper. Es gilt fast für eine Ehre, unter den Zuhörern gewesen zu sein. Wo sonst, außer in Parlamenten, könnte man so viele Träger berühmter Namen versammelt sehen? Doch beruht das Interesse an diesen Sitzungen keineswegs blos auf Eitelkeit. Die Akademie war bisher unter dem Kaiserthum, trotz aller trügerischen Reformverheißungen, das einzige Forum, auf welchem bevorzugte Persönlichkeiten sich über den Gang der öffentlichen Interessen vernehmen ließen. Daß sie es nur durch die Blume thaten, daß eine geschichtliche Parallele, ja die Entwickelung eines Naturprozesses die Grundgedanken der Opposition sinnbildlich einschließen mußte, konnte den Reiz nur erhöhen. In Deutschland haben wir kaum etwas dem Aehnliches. Nur in Berlin hatten in windstiller Zeit die Jahresreden eines Böckh eine gleiche Anziehungskraft; jetzt, wo kühnere Fragen allenthalben auf dem Markte verhandelt werden, muß dieser Glanz, bei aller Achtung vor dem freimüthigen und auch politisch hochgebildeten

Manne, nothwendig verblassen. In unseren Wandervereinen, mochten sie nun den Naturwissenschaften oder der Philologie dienen, wurde ebenfalls jene symbolische Redeweise zu einer hohen Vollendung gebracht.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Vorlesungs-Abende, die man in großen Universitätsstädten besucht, von einem anderen Standpunkte zu betrachten sind als die Lehrcurse, die uns in Städten wie Frankfurt jeder Winter bietet. Bei letzteren ist das Lehrhafte, mag es auch in anmuthige Form gekleidet sein, die Hauptsache. Solche Größen, die durch ihr bloßes Dasein schon Theilnahme erregen, an deren Namen sich in der Wissenschaft eine Epoche knüpft, sind schon in akademischen Kreisen selten, außerhalb derselben kaum anzutreffen. In Frankfurt übrigens waren mitunter die besten wissenschaftlichen Namen vom Gesellschaftsleben abgeschieden, wie schon Goethe bemerkt, oder lebten gar, seinem Schuhu in den „Vögeln" gleich, als halb menschenfeindliche Sonderlinge. Der Schwerpunkt ihres Wirkens lag nicht in unserem Weichbilde.

Wir sind nicht mehr so weit zurück, daß wir jede Belebung des Vortrags durch anschauliche Einzelheiten als ein Merkmal der Oberflächlichkeit betrachten. In wohlgewähltem Detail geben sich oft die feineren Schwingungen des geistigen Zusammenhanges kund. Es gering zu schätzen, zeigt meistens blos die Unwissenheit des Tadlers an. „Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor" und wer irgend eine Waffe, also auch die des belehrenden Wortes, mit Anstand und Feinheit führen will, muß seiner Sache durch und durch Meister sein. Der Irrthum ist jetzt wohl ziemlich allgemein abgeschafft, als könne blos ein Antlitz, auf dem in steifen Zügen Typto Typteis geschrieben steht, Wissenschaft athmen. Schon die Gegenstände, welche neuerdings in Vorträgen behandelt werden, waren jener beschränkten Auffassung nicht günstig. Wissenschaften modernen Datums, wie z. B. die Volkswirthschaftslehre, setzen bei dem, der über sie belehren will, eine gute Grundlage von Weltkenntniß, Takt und Gewandtheit voraus. Immerhin aber verlangen wesentlich belehrende Curse einen strengen Gang und wir finden es nicht wohlgethan, auch nur in der Einkleidung die spanischen Stiefeln allzu lose zu schnüren.

Berühmte Häupter der Wissenschaft dürfen sich in der Ausschmückung manche Freiheit gestatten, die der anspruchlosen Lehrthätigkeit eines untergeordneten Arbeiters nicht zukommt. Die elegante Naturforschung, wie sie im letzten Jahrzehend betrieben wurde, bietet davon deutliche Beweise. Nehmen wir z. B. aus Schleidens „Studien" die Vorlesung über den Mond. Die Rede beginnt mit der Bemerkung, daß eine unreife, kindlich unkritische Naturbeobachtung stets bereit war, jede räthelhafte Erscheinung im Erdleben dem Einfluß unseres Trabanten zuzuschreiben. Wie macht es nun der Meister, um beim Anfang des Vortrags, während noch die Shawls rauschen und die Mackintoshs knattern, seine Zuhörerschaft anzuziehen? Er bemerkt:

„Eins der unentbehrlichsten Glieder in einer wohleingerichteten Haushaltung ist, wie Jedermann bekannt, die Katze. Fragt die Hausfrau: „Aber Caroline, wo bist du denn mit dem Braten geblieben? gestern war ja noch ein großes Stück da!" so antwortet Caroline: „„Ei, Madame, ich kann nichts davor, die Katze hat ihn gefressen!"" — „Aber Sophie, du bist doch zu unvorsichtig, schon wieder ein Fenster zerbrochen!" — „„Madame, das ist nicht meine Schuld, die Katze ist durchgesprungen."" — „Jette, du bist wirklich unverbesserlich, mein neues Mousselinekleid hast du zerrissen." — „„Nein, Madame, das war ich nicht, die Katze hat damit gespielt."" — „Nun sage mir nur, Malchen, wie das zugeht, schon wieder ist das Geld zu Ende; so kann die Wirthschaft nicht länger fortgehen." — „„Ach Madame, diesmal bin ich ganz unschuldig; denken Sie nur, ich hatte meinen Geldbeutel auf dem Tische liegen lassen, da ist die Katze in die Küche gekommen, hat ihn heruntergezerrt und verschleppt."" — Kurz, jeder Schaden, der angerichtet, jede Unthat, die geschehen, die Katze hat es ge-

than, sie hat es allein zu verantworten, und man würde mit Bestrafen und Wegjagen der Dienstboten heut zu Tage in wenig Haushaltungen fertig werden, wenn man keine Katze hätte. Eine ganz ähnliche Rolle spielt in dem Leben der gebildeten europäischen Menschheit der Mond."

Ein minder berühmter Lehrer der Botanik würde mit einer solchen Anweisung auf die gute Laune der Zuhörer Mißfallen erregen. Aber vom Meister des Faches weiß man, daß er aus den Schachten das Metall holt und dankt es ihm sogar, wenn er zur Eröffnung des Verkehrs die Scheidemünze recht handlich ausprägt.

Wenn demnach die Berliner oder Münchener Koryphäen vor einem Abendpublikum auftreten, so ist mit dem Auftreten selbst schon ein Theil der Erwartungen erfüllt. Der Verkehr mit einer ausgezeichneten Persönlichkeit ist an sich schon dem Zuhörer ein Gewinn. Nicht was er für diesen Abend gearbeitet hat, ist der Kern der Leistung, sondern was er den weitesten Kreisen ist, was er in Jahrzehenden aus sich selbst gebildet hat. Je müheloser die Aeußerung seines Wesens ist, die wir vernehmen werden, um so erfreulicher ist sie für den Zuhörer. Wenn Sybel sich in München in drei Vorlesungen über Prinz Eugen vernehmen läßt, so gibt er an neu herbeigeschafftem Material vielleicht nicht mehr, als ein mäßig kenntnißreicher und begabter Privatgelehrter einer Provinzstadt geben würde. Aber „er genießt das große Vertrauen" und rechtfertigt es durch die Höhe seines Standpunktes, die Sicherheit der Auffassung und jenen leichten Ausdruck, der den Meister der Form bekundet.

So verzeiht man ihm sogar, wenn er an solchen Punkten, über die man nähere Aufklärung verlangt, auf die man sich „gespitzt" hätte, trocken hinweggeht. Er muß den spanischen Erbfolgekrieg, er muß die Kriegführung an der Donau besprechen. Wie wird er, unter den jetzigen Zeitverhältnissen, die damalige Stellung Bayerns und seinen Reichsverrath darstellen? Wenn er Max Emanuel, wenn er den Einzug der Oesterreicher in das Kurfürstenthum bespricht, werden Streiflichter auf die heutigen Mittelstaaten und ihre Politik fallen? Siehe da, er bemerkt ganz einfach: „Wir übergehen hier die Erinnerung an die traurigen Vorgänge, durch welche Bayern damals die Verschuldung seines auswärtigen Bündnisses sühnte." Ein geringerer Professor hätte sich hier die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Vergangenheit mit der besseren Gegenwart zu vergleichen.

Einige der Vortragenden gefallen sich in dem Bestreben, aus den ernsten Falten einen ironisch-weltmännischen Zug durchblicken zu lassen, wobei manche Ziererei sich einschleicht; Erdmann dürfte hier zu nennen sein. Jüngere Gelehrte, die unter den berühmten Rednern auftreten, machen von ihren Vorrechten nicht ohne Weiteres Gebrauch; sie kennzeichnen ihre Darstellung durch Neues, wenn auch vorzugsweise mit geistvoller Paradoxie. So Hermann Grimm, wenn er in dem Vortrag „Goethe in Italien" den mächtigen Einfluß der französischen Literatur auf Goethe und auf den weimarischen Kreis vor der Vollendung des Geistesbundes mit Schiller stark hervorhebt. Diese Auffassung ist nicht unberechtigt, wenigstens in Anbetracht der trivialen Urtheile, die einseitig nur das Entgegengesetzte aussagen. Wenn Hermann Grimm aber so weit geht zu sagen: „Auch die Liebe zu Shakespeare und zu den deutschen Volksliedern bildete keinen Gegensatz gegen Das was aus Frankreich kam," so leugnet er damit platterdings die klare, unzweideutige genetische Schilderung jener Sympathien, die Goethe selbst bei Gelegenheit seines Straßburger Aufenthalts gegeben hat.

Von den Vorträgen des bisher bezeichneten Characters unterscheiden sich die akademischen Gelegenheitsreden, die besonders erfreulich sind wo sie sich in ihrem Kreise halten. Unter den neuerdings erschienenen scheint uns die bedeutendste die von A. Trendelenburg am Vorabende der Geburtstagsfeier König Wilhelms (21. März 1861) in öffentlicher Sitzung der Akademie gehalten. Der Sekretär dieser Akademie gibt hier einen Ueberblick ihrer Leistungen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV.,

wie er so treu und vielseitig vielleicht von keiner anderen Persönlichkeit zu erwarten war. Er geht die akademischen Arbeiten in den einzelnen Fächern durch, wobei er, wie einst d'Alembert in der Einleitung zur Encyclopädie, die reine Mathematik voranstellt. Das Ganze ist ein Aktenstück über den jetzigen Bestand und Umfang der rein wissenschaftlichen Forschung und als urkundlicher Beitrag zur höheren Literaturgeschichte von besonderem Werth.

Combe-Varin.

Album von Combe-Varin. Zur Erinnerung an Theodor Parker und Hans Lorenz Küchler. Mit 5 lithographirten Tafeln. Zürich, Schabelitz, 1861.

(Schluß.)

Gleich hinter dem Hause steigt der Hügel an, der nach seiner andern Seite steil zum Reußthal hinabfällt. Der Tannenwald, der diesen Hügel bedeckt, ist die Krone des Gutes. Hoch wie Kirchenhallen wölben sich die Wipfel und Stämme von ungeheurem Umfang, wahre Säulen des Waldes, tragen die schattige Decke der dunkelgrünen Nacht, in der selbst das leise Flüstern des Windes zum feierlichen Rauschen wird und wie eine Mittheilung erhabener Geheimnisse klingt. Da und dort, wo der Wald durch Schläge gelichtet ist, überpurpurt sich sein grüner Teppich während mehrerer Monate ganz mit Erdbeeren, deren freudiges Roth so dicht anschießt, daß ein schonender Gänger seine Schritte fast nicht zu setzen weiß, ohne Blutvergießen unter diesen Unschuldigen anzurichten. Gastfrei, wie das Haus, ist auch der Wald von Combe-Varin und in der Beerenzeit erschallt er immer vom Jubel der Kinder aus dem Thale, welche mit Körbchen und Körben hieher zur Weide und Lese kommen.

Geschlängelte Pfade führen durch den Wald empor. Am Rande des Absturzes, der den senkrechten Blick ins tiefeingeschnittene Reußthal eröffnet, auf einer Felsplatte, gegenüber dem jenseits aufgethürmten Creux du Vent, dessen wunderbares Amphitheater den Geologen so viel zu räthseln gab, ist ein kleiner Pavillon errichtet, ein Rendez-vous für die Spaziergänger, die sich gerne des Abends hier sammeln, um den Glanz des scheidenden Tages zu genießen, der über den tiefblauen Schatten des Thales leuchtet und da und dort von Felsvorsprüngen und Matten mit spielenden Lichtern Abschied nimmt. So neu und jung dieses Hüttchen ist, so ist es doch schon zur Erinnerungsstätte geworden. Denn hier besonders erneut sich das Andenken an einen Freund, der es erbauen und aufrichten half und der jetzt nicht mehr ist (Th. Parker).

Adelige Jäger zogen einst von hier aus durch den wilden Forst, um auf den Spielhahn, den Hirsch, den Eber, den Wolf und den Bären zu birschen. Jetzt hat der gefährlichste aller Jagdliebhaber, der Uhrmacher der Berge, längst allem Wildstand in diesen Wäldern ein Ende gemacht. Tage lang bummelt er in den Klippen und Gründen des Gebirgs umher, um am Abend mit einer Drossel oder mit einem unglücklichen Eichhörnchen, oft auch nur um mit einigen Morcheln oder einer Waidtasche voll Champignons zurückzukehren. Das Raubwild hat sich natürlich mit dem übrigen Wilde verloren, denn daß im strengen Winter noch bisweilen Junker Isegrim hier durch die Wälder trabt, wenn er aus dem schönen Frankreich verjagt worden, ist nicht zu rechnen. Der einzige der alten Barone des Forstes, der jetzt noch um den Creux du Vent und in den Schlünden des Reußthales spuckt, das ist der Bär oder vielleicht auch nur der Mythus des Bären. Diejenigen, die noch neuerlich seine Spuren verfolgt haben, behaupten, der alte Räuber habe sich zum frommen Waldbruder bekehrt

habe Mord und Blut abgeschworen und seine Losung sei jetzt ausschließliche Pflan-zenkost.

Den Tag über ist jeder Gast seinen selbstgewählten Neigungen und Beschäftigungen überlassen, der Mittag aber und die Theestunde vereinen die ganze Gesellschaft zu einer fröhlichen Tafelrunde. Es ist auch nicht erhört, daß einer je beim Zeichen der Glocke ausgeblieben wäre; die starke Bergluft wirkt wahre Wunder an den Priestern der Wissenschaft und ihre Leistungen sind wohl geeignet, das Herz des Wirthes mit Freude zu erfüllen. Zur rechten Stunde werden dann auch jene starken Geister aus der Tiefe citirt, welche das Herz des Menschen zur Fröhlichkeit stimmen; wer irgend bekannt geworden mit der geologischen Schichte, in der die neuenburgischen Bouteillers vorkommen, der weiß, welche Schätze dort unter Siegeln der Erweckung warten. Laute Freude mag einst in diesen Räumen beim humpenschwingenden Gelage der Jäger erklungen haben. Weniger lärmend, aber gewiß nicht minder fröhlich verfließen jetzt die Stunden der Geselligkeit im Speisezimmer von Combe-Varin. Die Heiterkeit des Wirthes, die sich bei ihm nach gethaner Arbeit, die jeden Tag ausfüllt, so natürlich einstellt, theilt sich auch seinen Gästen mit. Bei der ihm eigenen Art, selbst Laien oder Fachfremde für eine Untersuchung zu interessiren und scheinbar daran Theil nehmen zu lassen, so daß deren Resultate jedem faßlich, bedeutend und wie so eben frisch aufgefunden erscheinen, findet sich immer bald ein Gespräch, an dem die Männer sich lebhaft betheiligen und dem auch die Damen mit Genuß folgen. Nicht leicht sprudelt irgendwo ein so reicher Born unterhaltender Belehrung; Beobachtungen auf weltweiten Reisen, auf himmelhohen Bergen und in den verschiedensten Gebieten der Naturforschung gemacht bieten unerschöpflichen Stoff. Auch fehlt dem Wirthe jene Gabe der Anregung nicht, welche die Quellen der Mittheilung von allen Seiten fließen macht. So gestalten sich oft unter seiner Leitung diese Stunden der Geselligkeit zu einem wahren Decameron.

Die Stammgäste von Combe-Varin sind größtentheils hochgebildete Männer, die in der alten wie der neuen Welt zu den Zierden ihrer Heimat gehören. Das gemeinschaftliche Denkmal, das sie hier dem geliebten Aufenthalt widmen, ist zunächst der Erinnerung an zwei Todte geweiht. Hans Lorenz Küchler aus Heidelberg, Advokat in Mannheim, starb im Jahr 1859, während er bei Desor seine Sommerfrische hielt, an einem Schlaganfall, der ihn beim Heraustreten aus einem Dampfboote des Bielersee's betraf. Theodor Parker verschied in Florenz, in Desor's Gegenwart. Das Album enthält folgende, in drei Sprachen abgefaßte Beiträge: 1) Ueber die Deutung der Schweizer Seen von E. Desor; 2) A Bumble Bee's thoughts on the plan and purpose of Creation by the late Theodore Parker; 3) Ein Spaziergang von J. Moleschott; 4) Des causes du froid sur les hautes montagnes par Ch. Martins; 5) Hans Lorenz Küchler. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Jacob Venedey; 6) Erinnerung eines Naturforschers aus Südfrankreich von A. Greßli; 7) Ueber die nächste Phase der Entwickelung der Chemie von Schönbein; 8) Esquisse de la vie de Théodore Parker par E. Desor. So erscheint uns denn das schöne Buch in einer Zeit der Spaltung und des heimlichen Grolles als eine Friedensbotschaft aus neutralem Kreis, als ein „Span zur Flamme der Weltliteratur."

Das deutsche Hospital in London.

Die in London erscheinende deutsche Zeitschrift „Hermann" berichtet ausführlich über die neueste Stiftungsfeier des deutschen Hospitals.

Jährlich versammeln sich die Freunde und Gönner dieser trefflichen Anstalt. Beim fröhlichen Mahle überblickt man das Feld der Thätigkeit, und die Erfolge, welche durch die treue Arbeit, die unermüdlichen Bestrebungen und Opfer Einzelner erzielt worden, muntern zur neuen Kraftanstrengung für's kommende Jahr auf. So zeigen denn diese jährlichen Feste des deutschen Hospitals, die einem praktischen und edlen Zwecke dienen, nicht allein den Ausdruck der Würde, sondern auch den der wahren Freude und des gegenseitigen Zutrauens. Nur flüchtig können wir die einzelnen Momente des Abends, der die durch die Nothwendigkeit gebotene englische Form nicht durchaus verläugnen konnte, berühren, denn der Stoff der gebotenen Reden, die Betrachtung der einzelnen Gruppen, welche der Rheinwein, der glühende Port oder der perlende Champagner begeisterte, würden unsern Raum zu sehr in Anspruch nehmen, wollten wir sie ausführlich unsern Lesern bieten.

Nachdem Herr Prediger Schoell das Tischgebet gesprochen hatte, begrüßte Lord Llanover, Schwager des verstorbenen Baron Bunsen, als Präsident die Versammlung, welche sich sodann dem vollen Genusse des vortrefflichen Mahles überließ, indessen ein Orchester unter Leitung des Herrn Ganz bekannte Weisen aufspielte. Gesänge und Toaste wechselten, während die Süßigkeiten des Nachtisches umherwanderten. Der Präsident gedachte in einem Trinkspruche der Königin, des Prinzen Albert und der königlichen Familie, sodann der Fürsten Deutschlands, sowie der Gönner des Hospitals. Mit Wärme erinnerte er an den verstorbenen König von Preußen, der als Patron der deutschen Anstalt seine Hilfe nie versagte; an den Baron Bunsen, der als ein Haupthebel zur Gründung derselben vorzüglich thätig gewirkt hatte. Hierauf wurde ein Trinkspruch auf das Gedeihen des Hospitals vom Vorsitzenden mit Enthusiasmus von der Versammlung erwidert. Lord Llanover hatte selbst die Räume des Hospitals besucht, sich selbst von der trefflichen Führung überzeugt und gesehen, daß da, wo der Deutsche eine Anstalt zum Heile Aller gründet, nicht nur der Deutsche, sondern auch der Engländer Aufnahme findet.

Der preußische Gesandte, Graf Bernstorff, sprach den Toast für den Präsidenten. Hiernach wurden die verschiedenen übrigen Trinksprüche auf die Präsidenten, Secretäre und Kassenführer der Anstalt, sowie auf die Aerzte, die jedenfalls für ihr aufopferndes Bemühen den wärmsten Dank, die höchste Anerkennung verdienen, ausgebracht. Herr Meinertzagen erwiderte dieselben, indem er oft auch dem Humor in schönster Form freien Lauf ließ. Den Damen galt der letzte Toast.

Einen ungewöhnlichen Reiz erhielt das Fest durch die vortrefflichen Gesangesleistungen. Das Lied „O, bitt' euch, liebe Vögelein", von Fräulein Villar innig gesungen, wurde wiederholt verlangt. Herr Hermann aber, mit seiner gewaltigen, wahrhaft erschütternden Baßstimme, wußte sich durch Falstaffs Trinklied einen wahrhaften Sturm des Beifalls zu sichern. Nicht minder enthusiastisch wurde der Vortrag des Herrn Hilfssekretärs Feldmann aufgenommen, der sich jedoch nicht in den Höhen der Kunst, sondern auf dem praktischen und soliden Boden des materiellen Fortschritts des Hospitals bewegte. Mit großem Takt wußte derselbe bei Verlesung der Erträge der diesjährigen Sammlung zur Jahresfeier die großen Geschütze, die Fünfzig- und Hundertpfünder, vorzuführen, während er die Guineen-Helden, die sich in Legionen durch die Thätigkeit der Herren Stewards gemeldet hatten, nur hier und dort hervortreten ließ.

Nach dem Bericht der Verwaltung, die bei einem höchst liberalen und menschenfreundlichen Handeln auf das Vorsichtigste und Oekonomischste handelt, erreichten im

letzten Jahre die Einnahmen dennoch nicht die Höhe der Ausgaben. Die ersteren beliefen sich auf £ 3376 7s. 7d.; die letzteren auf £ 3690 19s. 11d.

Zu diesen Summen kömmt noch die nicht unbeträchtliche von £ 568 aus dem Nachlasse des Herrn Adolph Bach, welche in 3pCt. Consols angelegt wurde, sowie £ 1185 7s., die für das neu zu gründende Hospital gegen Interessen deponirt wurden.

Im Laufe des Jahres wurden im Hospital und den Polykliniken 13,977 Kranke behandelt. Seit Eröffnung des Hospitals erhielten 110,980 Hilfesuchende ärztliche Behandlung und Pflege.

Neuere Sagenbildung

im Zusammenhang mit Frankfurter Merkwürdigkeiten.

In einigen Notizen haben wir darauf hingewiesen, wie sich noch in unseren Tagen der volksthümliche Trieb des Erdichtens fortwährend in kleinen anekdotischen Zügen zu üben weiß, die sich dann meist an eine bestimmte Oertlichkeit anheften. Sie finden leicht Glauben und erlangen trotz aller kritischen Wachsamkeit in kurzer Frist einen festen Bestand. Hieran anknüpfend, hat uns ein wohlwollender Leser die folgende Mittheilung eingesandt.

Von moderner Mythenbildung bietet auch unsre nächste Umgebung einige bemerkenswerthe Beispiele. Wer sich in dem Grabgewölbe der v. Bethmann-Hollweg'schen Familie auf unserm Friedhof das schöne Basrelief von Thorwaldsen betrachtet hat, wird sich der ihm dort mitgetheilten Deutung erinnern, daß der Jüngling, dem das Denkmal gewidmet ist, im Arno bei Florenz bei dem vergeblichen Versuch ein hineingestürztes Kind zu retten, ertrunken sei. An dieser Auslegung ist Alles freie Dichtung bis auf den in Florenz erfolgten Tod des jungen Mannes, der einem heftigen Nervenfieber erlag. Er hatte kurze Zeit vorher in Baden bei Wien bei der Löschung einer Feuersbrunst sich mit großer Anstrengung und persönlicher Gefahr betheiligt. Auf den Dank der Bürger, der ihm dafür ausgesprochen wurde, deutet der Kranz, welchen der ältere Bruder (der jetzige preußische Cultusminister) dem Sterbenden darreichte; der ruhende Flußgott nur auf den Ort seines Todes.

Im Goethehause auf dem großen Hirschgraben (möchte es doch gelingen, dasselbe durch einen edlen Beschluß des Staates oder Einzelner für alle Zeiten einer würdigen Bestimmung zu sichern!), in dem denkwürdigen Mansardenzimmer, in welchem der Götz und der Werther geschrieben sind, werden an die wenigen Stücke alten Hausrathes, welche erst zur Zeit des hundertjährigen Jubiläums von verschiedenen Seiten zusammengebracht sind, von der dienstwilligen Schließerin mancherlei Beziehungen zu dem Dichter geknüpft, für welche der historische Nachweis schwer beizubringen sein möchte. Insbesondere hüte man sich der Tradition Glauben zu schenken, daß die dort aufliegende bekannte Zeichnung, welche den Blick von der Gerbermühle auf Fluß und Stadt darstellt, wirklich von Goethes Hand sei. Sie wurde ihm nach seinem letzten mehrwöchentlichen Verweilen in der ihm befreundeten Familie des damaligen Besitzers im Herbst 1816 von einer der Töchter des Hauses, der nachmaligen Gattin des Bürgermeisters Thomas, als ein leises Andenken gewidmet, unter welches er dann den bekannten Vers schrieb:

Fluth und Ufer, Thal und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So dein Kommen, so dein Gehen,
Zeugen deiner Thätigkeit.

Notizen.

Maria, Königin von Neapel, ist, wie ihre Treue und ihr Heldenmuth es verdient, vielfach in Liedern gepriesen worden. Vor uns liegt ein neues, sehr schön ausgestattetes Heft von Gedichten zu ihrem Lob (Frankfurt, Sauerländer, 1861). Der Verfasser fragt:

Soll Tugend nur gepriesen werden,
Wenn sie aus armen Hütten stammt;
Gibt es für sie nicht Lob auf Erden,
Wenn sie durch Diademe flammt?

Wie Figura zeigt, gibt es allerdings in diesem Falle Lob auf Erden; nur darf man aus der herrlichen Ausdauer der jungen Königin keine tendenziösen Schlüsse ziehen. Sonst müßten wir fragen: Wo waren die Lobsänger in den Jahren nach 1832 und nach 1848, als die Gattinnen der Besiegten — mochten sie Liberale oder Demokraten heißen — ihre Männer in's Exil begleiteten? Wie manche von diesen hat ein durch Bildung, Kunst und Geselligkeit verschöntes Leben im Stich gelassen, um in schwerer Arbeit, mitunter in den Winkeln der Dürftigkeit und Vergessenheit an der Seite des vertriebenen Gemahls jahrelang ein stilles Martyrium zu ertragen? Man könnte von mancher Aufopferung erzählen, die darum nicht minder hochherzig war, weil kein Glanz des Heroismus sie vor ganz Europa beleuchtete. Es waren Frauen von Advokaten, Künstlern, Fabrikanten, Schullehrern, Druckern, Gastwirthen. Wer hat sie besungen?

Eine Erklärung. Im Theater der Porte-Saint-Martin wurde das Drama „La Tour de Nesle", welches seit 1851 nicht mehr gegeben worden war, wieder aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit schrieb Frédéric Gaillardet folgenden Brief an den Director Fournier:

„Mein lieber Fournier!

Ein Gerichtsurtheil von 1832 hat verkündet, daß der Thurm von Nesle unter meinem Namen gedruckt und ausgehängt sein müsse und dies geschah demnach auch bis zum Jahre 1851, der Zeit seiner Unterdrückung.

Da Sie es heute wieder aufnehmen, erlaube ich Ihnen und bitte ich Sie zugleich meinem Namen den Alexander Dumas', meines Mitarbeiters, beizufügen, dem ich gerne beweise, daß ich die alten Zwistigkeiten vergessen habe und gerne unsrer alten Erinnerungen und der großen Dienste die er durch sein unschätzbares Talent um den Erfolg des Thurmes von Nesle gehabt hat gedenke.

Stets der Ihrige

Paris, 25. April 1861. F. Gaillardet.

Fritz Jacobi's Nachkommen. Wolfgang Müller berichtet in dem Nachwort zu seinen „Erzählungen eines rheinischen Chronisten", die jetzt mit dem zweiten Bande beendigt sind: „Ich kam schon als Knabe in das Pempelfort'sche Haus und war mit den zwei jüngsten Enkeln Fritz Jacobi's bekannt. Rudolf Jacobi ist jetzt Arzt in Elberfeld, Romuald studirte Jura und ging später nach Amerika, wo er gestorben ist. Der letztere war ein äußerst humoristischer Mensch. Um das Jahr 1830 fanden mitunter musikalische Aufführungen in dem Raum statt, in welchem verschiedene Scenen meiner Geschichte („Aus Jacobi's Garten") spielen. Das Gut ist bekanntlich jetzt Eigenthum der Gesellschaft Malkasten."

Shakespeare's Haus. Das Haus und der Garten des großen Dichters in Stratford-upon-Avon, wo er sich zuletzt soll aufgehalten haben, sollte vor wenigen Tagen öffentlich versteigert werden. Es wurden nicht mehr als 1100 Pfund Sterl. geboten. Das Grundstück soll effectiv 1500 werth sein und der gegenwärtige Besitzer ist bereit, es für 1800 Pfund zu verkaufen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 2. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 152.) Zweite Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Die beiden Klingsberg.** Lustspiel in 4 Akten von Kotzebue. Graf Klingsberg Vater: Herr Haase. Hierauf: **Der gerade Weg der beste.** Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue. Elias Krumm: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 27. Freitag, 3. Mai 1861.

Ueber sociales Leben in England.

Dritte Vorlesung von Dr. Julius Faucher.

Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung des ständischen Lebens, und zwar zunächst zum ersten Stand, zum Adel. Der englische Adel ist grundverschieden von dem des Continents. Während der Adel des Continents auf der Geburt beruht und seine Angehörigkeit nur auf diesem Wege erlangt werden kann, ist der englische Adel zwar ursprünglich aus einem Geburtsadel hervorgegangen, er ist jedoch schon seit Jahrhunderten ein sich selbst auffüllender, ein cooptirender Stand, bei dem die durch die bisherigen Standesangehörigen, die Peerage, unter sich aufgenommenen neuen Mitglieder ganz dieselben Rechte und dieselbe sociale Stellung einnehmen, als gehörten sie schon seit Generationen dem neu erworbenen Stande an. So kommt es, daß der englische Adel zum weitaus größten Theil nicht auf normannischer Grundlage ruht, sondern der späteren politischen Geschichte des Landes angehört. Die Peerage cooptirt sich aus den politisch verdienten Männern des Bürgerstandes, und es ist eigenthümlich, daß diese verdienten Männer hauptsächlich dem Stande der Juristen und nicht dem Heere und der Flotte angehörten. Der Lord Chanceler z. B. muß stets Jurist sein und ist sehr häufig ein ursprünglich Bürgerlicher gewesen. Leicht freilich ist dieser Uebergang in den Adel nicht, denn die Aristokratie hat um ihres eigenen Gewichtes und Wesens willen ein nahe liegendes Interesse, die Zahl ihrer Mitglieder nicht zu groß werden zu lassen. Da ist denn die Praxis darauf verfallen, vorzugsweise unverheirathete, kinderlose, bejahrte Herren zu cooptiren. Man hat wohl auch zu dem Mittel gegriffen, nur den betreffenden politisch verdienten Mann, nicht auch seine Nachkommen in die Peerage zu recipiren, und namentlich haben die Whigs unter Lord Palmerston diese Praxis eingeschlagen, allein dieses Verfahren ist unbeliebt und die öffentliche Meinung hat sich stets dagegen ausgesprochen, ein sicherer Beweis, daß die Peerage selbst eine vollständig populäre Institution ist und mit weitreichenden Wurzeln in dem Volksleben festsitzt, wie sich dies noch im vorigen Jahre bei der Papiersteuerfrage gezeigt hat. Wie kommt das? Es kommt daher, daß das englische Volk bei seiner ständischen Abgliederung doch für jede Stufe, und zwar auch für den Adel, den Uebertritt sich so erleichtert hat. Es hat ja ein jeder Engländer die Möglichkeit vor sich, selbst einmal Mitglied dieses Adels zu werden, weshalb soll er sich feindlich gegen eine Aristokratie stellen, die sich so wenig abschließt? Ein Klassenkampf und Klassenhaß wie er dem Geburtsadel des Continents so häufig entgegentritt, findet in England seit Jahrhunderten nicht mehr statt. Das macht, das Schwert der Puritaner hat im 17. Jahrhundert zu unbarmherzig unter der Aristokratie aufgeräumt, und der Adel hat die furchtbare Lehre, daß er sich nicht gegen das Volk abschließen dürfe, verstanden und sich zu Nutze gemacht. Die englischen Adelsverhältnisse lassen sich deshalb kaum noch als eine Fortsetzung der aristokratischen Zustände des Continents ansehen, schon aus dem äußeren Grunde nicht, weil bei nur vier Adelsfamilien Englands ein sicherer Zusammenhang

mit dem Adel der normannischen Zeit sich nachweisen läßt, und für höchstens vierzig Familien dieser Zusammenhang überhaupt beansprucht wird. Aber auch die Formen und die Lebensauffassung des englischen Adels sind grundverschieden, mag auch die continentale Aristokratie ihm das Wettrennen und den Sport noch so glücklich abgeguckt haben. Unser Adel kennt vor Allem den Gemeingeist des englischen Adels nicht, der es nicht zuläßt, daß sich den übrigen Ständen fremde gesellschaftliche Formen bilden, der seine Aufgabe darin sucht, das ganze Volk zu vertreten. Daher auch die Abneigung des englischen Adels, zu selbständig im öffentlichen Leben hervorzutreten, vielmehr nur das Bestreben, das politische und gesellschaftliche Leben in seinen lokalen Aeußerungen zu leiten. Die englischen Lords treten z. B. gern in eine Agrikultur-, in eine philologische Gesellschaft, und man räumt ihnen in diesem Falle stets ohne alle Eifersucht die Leitung und den Vorsitz ein. Dabei hat denn der Adel sogar das Princip der Arbeitstheilung eingeführt. Es fällt nämlich kein zweiter Lord dem ersten in das Gebiet, welches dieser für sich einmal aufgesucht hat, sei es ein Schachclub, die Freimaurerei oder ein anderer Zweig des öffentlichen Lebens, wie es an allen Ecken und Enden zu Tage tritt. Diese sociale Vermischung mit den anderen Ständen hat auch der englische Adel erst nach langen Kämpfen und sehr langsam, er hat sie erst dann eintreten lassen, als er zu der Ueberzeugung kam, daß eine öffentliche Institution dann am sichersten sich erhalte, wenn man bei ihr der persönlichen Freiheit den größten Spielraum lasse. So kommt es auch, daß heutzutage die Politik der Lords nicht mehr dahin geht, das Haus der Gemeinen durch ihre Brüder und Söhne zu bevölkern und solchergestalt sich den politischen Einfluß zu sichern. Noblesse oblige, d. h. der Adel hat auch Pflichten — dies Wort Lord John Russells ist in England sehr wohl verstanden worden. Und diese Pflichten kosten dem Adel auch Opfer. Der Marquis von Westminster, der reichste Lord, hat ein Jahreseinkommen von fast 400,000 Pfund, also fast so groß als die Königin selbst, und doch kann sich seine Haushaltung in keiner Weise mit dem establishment der Königin messen. Es begreift sich dies aus den vielfachen Verpflichtungen, die er wie alle Anderen bei seiner Verheirathung gegen seine Familienangehörigen übernommen hat. Wie groß diese Verpflichtungen häufig sind, beweist sich dadurch, daß viele Lords einen eigenen Hausjuristen mit 800 bis 1000 Pfund Jahresgehalt blos zu dem Zwecke halten, die Zahlungen und Abmachungen mit den jüngeren Gliedern der Familie vorzunehmen. Trotz seiner Betheiligung am öffentlichen Leben ist indeß der englische Adelige gesellschaftlich streng abgeschlossen. Dies ist jedoch kein Adelsstolz, keine Vorliebe für das blaue Blut, es geht vielmehr hervor aus der Furcht, daß ein geselliger Verkehr mit den übrigen Ständen eine Ausbeutung des politischen Einflusses des Lords zur Folge haben könne. Und leider ist diese Furcht eine sehr begründete, das englische Volk sucht sehr gern die Patronage der Lords. Wo indeß die geselligen Schranken einmal gefallen sind, da fallen sie denn aber auch vollständig, und die Kälte und Schroffheit, wie der Adel des Continents sie so vielfach im geselligen Verkehr den anderen Ständen gegenüber festhält, ist in England unbekannt. Die Frau aus bürgerlichem Stand wird, nachdem sie einmal der Familie angehört, auch von allen Gliedern der Familie so behandelt, und der vornehme stolze Lord läßt stets selbst der Erzieherin seiner Kinder den Vortritt. Das Volk aber feindet auch seinerseits diese Exclusivität des Adels nicht an, man läßt dem Adel gern sein Vorrecht, und so hält z. B. der reiche Bürgerliche in seinem Park kein Rothwild, denn Rothwild im Park zu halten ist das Vorrecht des Edelmanns.

Der zweite Stand, die Gentry, scheidet sich vom Adel scharf ab. Der Begriff der Gentry ist ein mehrfacher und durch ein deutsches Wort nicht zu übersetzen. Ein Gentleman ist einmal ein Ehrenmann, sodann ein Mann der kein Geschäft treibt, endlich ein Mann dessen Familie seit undenklicher Zeit auf einem reichsfreien Erbe gesessen und doch weder von normannischem noch von politischem Adel gewesen ist. Stets

aber ist zum Begriff des Gentleman erforderlich, daß er nicht nach Vortheilen jagt, daß er genug zum Leben hat und deshalb nicht auf kleinen Profit sieht, nicht handelt beim Kauf und Verkauf. Ihrer historischen Entstehung nach ist die Gentry vielfach älter als der Adel. Eine große Anzahl der Landgentryfamilien hat nachweisbar schon vor der normannischen Zeit auf ihrem freien Erbe gesessen, und diese bilden vorzugsweise ein angenehmes Element der Gesellschaft auf dem Lande. Sie sind gastfrei, gebildet und von großem moralisirendem Einfluß auf ihre Umgebung. Doch beruht bei ihnen all ihre gesellschaftliche Stellung als Gentry auf der freiwilligen Anerkennung der übrigen Klassen, sie tragen kein „von" vor ihrem Namen, sie sind nicht gerade nothwendig Baronets, was sie auszeichnet ist nur die freiwillige Achtung der höheren und der niederen Schichten der Gesellschaft. Am zahlreichsten ist indeß die Gentry heutzutage unter den erwerbenden Klassen vertreten. Das ist die moderne Gentry, das sind die Leute die kein Geschäft mehr treiben, die zu reinen Consumenten geworden sind und in den prachtvollen Landhäusern um die Städte her wohnen. Das Streben nach diesem gesellschaftlichen Stand aber ist es, was das englische Volk zu so rastlosem Erwerbe anspornt. Der Einzelne arbeitet dabei weniger für sich als für seine Kinder, denn dem Vater sieht das geübte Auge die frühere Thätigkeit noch ankleben; die Kinder erst, die frei von dem Einfluß des Geschäftslebens im abgeschlossenen Familienkreis aufwachsen, diese erlangen erst in ihrem äußeren Auftreten den wirklichen Charakter des Gentleman und damit die Anerkennung der Standesgenossen. Auch bei der Gentry waltet also in gewissem Sinne die Sitte der Cooptation, der Selbstauffüllung. Das Streben zum Stand der Gentry überzutreten ist jedoch nicht überall gleich stark in England, es ist im Süden ungleich stärker als im Norden, und eine Stadt hat seltsamer Weise die Gentry als solche gar nicht bei sich aufgenommen: die Stadt Manchester, die ganz aus eigener Kraft der erwerbenden Klassen sich in den letzten zwei bis drei Generationen auf die riesige Höhe ihres dermaligen Wohlstandes heraufgearbeitet und deshalb mit einem gewissen Trotz an ihrem rein bürgerlichen Charakter festhält. Es gibt nur einen Manchesterman, es gibt keinen Manchestergentleman. Ein Londonman wäre dagegen gar nicht denkbar, denn es gibt nur einen Londongentleman.

Bevor wir uns nun zur Betrachtung des politischen englischen Lebens wenden, wird es nöthig sein, die Bildung des englischen Volkscharakters nach seinen geschichtlichen Voraussetzungen ins Auge zu fassen. Wir wissen, daß die Bevölkerung Englands auf rein keltischer Grundlage ruht, und zwar können wir vier keltische Stämme in England unterscheiden: die Gälen (Caledonier) im Norden, in Schottland, die baltischen Kelten im Süden, die Kymren in Wales und die Iren in Irland. Wahrscheinlich hat jedoch schon vor Cäsar eine normannische Ansiedlung in Ostschottland und im Süden stattgefunden. Die römische Invasion, die dann folgte, ist dagegen ohne bleibende Spuren geblieben. Die Römer selbst betrachteten England als ihr Sibirien, der Nebel und Regen dort sagte ihnen nicht zu, sie schickten lieber ihre deutschen und thracischen Legionen hin. Die angelsächsische Einwanderung, welche nun folgte, hat sich indeß wieder sehr entschieden festgesetzt, und zwar sind es mehr Sachsen und Jüten gewesen, als Angeln, welche nach England zogen. Die normannische Einwanderung, die letzte welche stattgefunden, hat endlich wieder nur verhältnißmäßig wenig eigentlich normannische Elemente nach England geführt, denn ein großer, ja der größte Theil der normannischen Adeligen Wilhelms des Eroberers, zog wieder fort aus dem unfreundlichen Land nach Frankreich und Wilhelm hielt sein erobertes Land hauptsächlich durch deutsche Glückssoldaten, rheinisch-fränkischen Stammes, und besiedelte mit diesen durch Verheirathung mit den angelsächsischen Erbinnen die Landsitze. Indeß auch nach den Normannen noch hat aus den holländischen, belgischen und friesischen Städten eine Einwanderung nach der Süd-Ostküste, vorzüglich nach London, stattgefunden, wie dies zumal in London die städtische Verfassung und anderwärts der

Name einzelner Städte beweist. Diese verschiedenartigen Elemente des englischen Volks sind denn aber von entscheidendem Einfluß auf dessen Charakter und Anlagen, ja auf dessen Körperbau gewesen, und bilden mit einen Hauptgrund zu der Größe des englischen Volkes. Wir treffen im englischen Volkscharakter bei einer ungewöhnlich starken Dosis Gemüthsruhe, wie sie im niederdeutschen Charakter vorwaltet, doch auch wieder auf die Fähigkeit einer entsetzlichen Heftigkeit, das Erbtheil des keltischen Volksstammes. Wir treffen, zumal bei den Frauen, auf den hohen germanischen Wuchs, das germanische Blond des Haares und die zarte germanische Haut bei lebhaftem keltischem Auge und schlanker keltischer Taille. In der Poesie Englands lassen sich in gleicher Weise die tiefen Töne und die feinen Formen in Shakespeare, Thomas Moore, Robert Burns und Alfred Tennyson auf das schottische Element, die Vorliebe für den Witz — merry old England — auf das niederdeutsche Element zurückführen. In gleicher Weise wechselt in der Volksunterhaltung die äußerste Zartheit mit der größten Rohheit, im ehelichen Leben die jugendlichste zarteste Aufopferung mit dem brutalsten Egoismus ab. Im wirthschaftlichen Leben behauptet das deutsche Element durch sein ruhiges, klares Erfassen der Lebensverhältnisse den Vorzug. Der Engländer ist regelmäßig der Besitzer, der Schotte der intellektuelle Leiter, der Irländer der Arbeiter in einem Geschäft. Schlagen wir die Wohnungs- und Geschäftsanzeiger nach, so treffen wir vor Allem auf germanische Namen, seltener tritt uns ein schottisches Mac entgegen und wir müssen viele viele Seiten durchblättern, ehe wir einmal auf ein irisches O' vor dem Namen stoßen. Der Irländer ist bei ungewöhnlicher Begabung, bei schlagendem Witz und hohem persönlichem Muth doch stets zu flüchtig und zu sanguinisch, um den stetigen Erwerbssinn bei sich ausbilden zu können. Ebenso sehen wir endlich im vornehmen Adel vorzugsweise den politischen, also durch eigene Kraft erworbenen Adel der germanischen Familien, wo dagegen eine schottische oder irische Adelsfamilie uns begegnet, da ist sie regelmäßig aus dem Geburtsadel hervorgegangen; erst in neuester Zeit haben die Schotten durch ihre Tüchtigkeit als Juristen sich vielfach in den olitischen Adel eingeführt.

Betrachten wir uns nun das eigentlich politische Leben, und zwar zunächst die Spitze desselben, das Parlament. Wir kommen von Trafalsquare, der Grenze des commerciellen und politischen Lebens, und gehen nach Süden zu, eine breite Straße hinab, die sich sacht snkend längs der Themse hinzieht. Am äußersten südlichen Ende sehen wir schon die vielfachen Thürme des Parlamentgebäudes, zur Seite die Westminster-Abtei und die riesige Nelsonsäule. Zur rechten Seite der Straße sehen wir einige niedrige, geschwärzte Häuser, es sind die Ministerien der Admiralität und des Kriegs (horse guards); es folgt Whitehall, wo Karl I. wohnte, sodann der Platz auf dem sein Haupt fiel, weiterhin die Schatzverwaltung, sodann Downing Street mit den Ministerien des Innern und des Aeußeren. Die Straße verengt sich, wir betreten das Gebiet der Legislative und es fallen uns zunächst vor den Häusern die blanken messingenen Schilder auf. Es sind die Schilder der parliamentary agents, der unerläßlichen Vermittler eines Sitzes im Parlament, hier die conservativen, dort die liberalen, aber alle gleich im Preise, von zweieinhalb bis zehntausend Pfund. Ihre Zahl ist groß, sie handeln jedoch nur unter Zustimmung ihrer Patrone im Parlament, formell gesetzlich, in Wahrheit aber bedienen sie sich der ungesetzlichsten Mittel der Bestechung und häufig ist die Folge ihrer Wahlmanoeuvres eine Anklage vor dem Parlament von Seiten der Gegenpartei. Auch auf Advokaten-Offices stoßen wir, es sind die Aspiranten auf die Stelle eines concessionirten parliamentary agent. Wir kommen endlich an den Platz und das Gebäude des Parlaments. Es ist bekanntlich abgebrannt und im reichsten gothischen Stil von William Barry neu erbaut, wenn auch noch nicht vollendet, denn es werden noch jetzt alljährlich 150,000 Pfund daran verbaut. Nicht

das ganze Gebäude ist alt, ein Theil des alten Hauses, die Westminister Hall, der größte nichtkirchliche Saal Europas, das Werk von William Rufus, dem Sohne Wilhelms des Eroberers, ist stehen geblieben, mit seinem massenhaften Oberbau und der prachtvollen geschnitzten Balkendecke aus uralten irischen Eichen. Dieser Saal ist der Eingang ins Haus der Gemeinen, jedoch nur für Parlamentsmitglieder. Wir müssen daher die Treppe hinauf, zu deren Seite uns die Bilder der bedeutendsten englischen Staatsmänner von Hampdon und Clarendon bis herab zu Gratham, Pitt und Fox anblicken. Dieser innere Bau ist der schönste Theil des neuen Gebäudes. Die Gallerien rechts und links führen direct nach dem Ober- und Unterhaus und zu den lobbies, den Vorfluren, wo die Telegraphenbüreaus, die Restaurationen sich befinden, und Parlamentsmitglieder und Jouernalisten im eifrigen Gespräch auf und abgehen, ein Bild fast wie das Treiben auf einer Börse. Von da treten wir, denn der Eintritt zu den lobbies ist für Jeden ohne große Schwierigkeit gestattet, in das eigentliche Haus und zwar auf die Gallerien. Der Raum auf derselben ist karg bemessen, die Herrengallerien, von den vergitterten Damengallerien streng geschieden, vor beiden dem Hause zunächst die Gallerie der Journalisten, auf der dermalen die Berichterstatter von zehn Zeitungen Zutritt haben. Die Berichte aus dem Parlament sind nicht wortgetreu, auch der gewichtigste Redner, auch ein so alter Kampfhahn wie Palmerston oder Lord John, fällt wohl einmal aus der Construction, der Berichterstatter bringt aber alles in glatter und dem Sinn entsprechender Form; hier ist ein stetes Treiben, denn die Berichte gehen stückweise unmittelbar von hier, von raschfahrenden Droschken geführt, nach den Zeitungslokalen in die Setzerei. Richten wir nun unsere Blicke hinunter in das Haus. Wir sehen uns gegenüber die sonderbare Figur des Sprechers mit der Perrücke und dem Talar, auf der Wollsitze sitzend, vor ihm die beiden großen vergoldeten Scepter, die Zeichen seiner Würde, seiner Gewalt. Ihm zur Linken her Majestys oppositioners, ihm zur Rechten her Majestys supporters, die Opposition und die Ministeriellen. Die Redner sprechen nicht von einer Tribüne, sondern von ihrem Sitze aus, den Hut auf dem Kopf, bloß beim Eintreten ins Haus bis zum Sitze baarhäuptig, denn es gilt nicht für anständig, unbedeckten Hauptes auf seinem Platz zu sitzen. Wir werden finden, es wird sehr einfach, sehr ruhig, ganz natürlich und ohne alles Pathos gesprochen. Wo wir auf Pathos in der Rede stoßen, da ist es ein studirtes, ein traditionelles Pathos, denn es ist ja schon Alles längst in der Presse und in den Comités festgestellt und durchgearbeitet, das Sprechen im Hause ist deßhalb doch ohne allen Einfluß auf die Abstimmung, und nur wenn ein Redner über die parlamentarischen Kreise hinaus auf die Massen wirken will, greift er zum Tone des wirklichen lebendigen Pathos. Die Parlamentssitzungen dauern von 5 Uhr Nachmittags bis 2, 3, 4 Uhr Morgens, die gewöhnliche Länge einer Rede ist anderthalb Stunden, es wird jedoch vielfach auch zwei bis drei Stunden lang gesprochen. Das ist angreifend und es hat sich herausgestellt, daß die Sterblichkeit unter den Parlamentsmitgliedern eine sehr große ist. Man hat deßhalb auf Abkürzung der Sitzungen Bedacht genommen, denn die Rücksicht auf die Opposition, die stets bereit ist, eine schwache Stunde zu einem Schlag zu benutzen, nöthigt die Mitglieder zur rechten Zeit zu erscheinen und pünktlich auszuhalten. Zwischen 6 und 8 Uhr ist das Haus am leersten, man zerstreut sich in die lobbies zum Essen, allein 40 Mitglieder müssen stets da sein, wenn das Haus berathen soll. Da sind denn eine Reihe von Parlamentssitzen von dem Ministerium an Mitglieder des Heeres und der Flotte vergeben. Diese müssen stets da sein, sie haben nichts zu sprechen, sie sitzen bloß ihr Amt ab. Es muß indeß doch auch zwischen 6 und 8 Uhr gesprochen werden, weil sonst es zur Abstimmung kommen könnte unter ungünstigen Verhältnissen. Da wird denn von dem Redner, der gerade das Wort hat, immer ruhig weiter gesprochen, derselbe Gedanke immer und immer noch einmal

mit andern Worten ausgeführt. Die Zeit muß eben versprochen werden. Das Alles geht in aller Gemächlichkeit ab; wir sehen eben, wir haben es mit einer auf das Höchste ausgebildeten Maschinerie zu thun, deren einzelne Theile wir uns in der nächsten Vorlesung näher betrachten wollen.

Irischer Aberglaube.

Julius Rodenberg, dessen neuere Touristenschriften einen bedeutenden Fortschritt im Vergleich zu seinen Erstlingswerken bekunden, hat sich um die Kenntniß des keltischen Wesens, namentlich wie es sich in Irland gestaltete, ein bedeutendes Verdienst erworben. Englische Blätter rühmten besonders die gelungenen Schilderungen in seiner „Insel der Heiligen"; doch fügen sie hinzu, es sei jetzt genug der Schriften über Irland. Deutsche Zeitschriften haben in beliebter Weise dies Urtheil wiederholt, das doch nur für England seine Wahrheit hat, wo jeder Blaustrumpf, der einmal den Giants Wall gesehen, seine Reise-Eindrücke zum Besten gibt. In seinem neuesten Werk: „die Harfe von Erin" *) gibt Rodenberg eine vorzügliche Auswahl irischer Volkslieder und Romanzen, dazu eine Auswahl aus neueren Kunstdichtern, von denen bis jetzt bloß Thomas Moore in guten deutschen. Uebersetzungen bekannt war. Ferner erhalten wir bei ihm die irischen Märchen, in welchen sich der alte Naturmythus hundertfach spiegelt, in charakteristischen Proben voll zarter oder schauriger Poesie, während uns die Brüder Grimm vorzugsweise nur mit den Elfen und Banshi bekannt gemacht haben. Zudem enthält die Einleitung werthvolle Beobachtungen über den Zusammenhang der irischen Sagenwelt mit Land und Leuten, mit Religion und Sitten des Stammes.

In Irland wohnen der Glaube und das Märchen eng und dicht beisammen. Dem Bilde der Heiligen an der Wand gegenüber zeigt sich das Eselshufeisen auf der Schwelle; unter dem Dach das Kreuz, über dem Dache die Lauchbüschel. Ich hatte das Glück, berichtet Rodenberg, während meiner Reise ein Bauernmädchen aus den sagenreichen Kerrybergen, Brigit, mit dem Beinamen der „Myrthe von Killarney" kennen zu lernen. In der schwärmerischen Seele dieses Mädchens mischte sich auf eine wunderbare Weise die tiefste Gottesfurcht und der unerschütterliche Glauben an das Dasein und die Nähe der Feen. Wie sie mir einst, fromm und strengkatholisch wie sie war, „bei ihrer Schutzpatronin" versicherte, daß ihre Tante Kate im Zauberlande gewesen und Larry an einem Feenkuß gestorben sei: so könnt' ich mich noch auf eine ganze Reihe von ähnlichen Zügen besinnen. Unglücklich war sie einst, als sie eine Stecknadel fand deren Knopf ihr zugekehrt lag. „Wenn ich eine krumme und verbogene Stecknadel gefunden hätte, so wäre mir das lieber gewesen", sagte sie; „das würde mir Glück gebracht haben. Zwei, vier oder sechs Elstern zu sehen, hielt sie für ein glückliches Zeichen; eine, drei, fünf u. s. w. verkündeten Unheil. Die Begegnung eines Weibes mit rothen Haaren früh am Morgen hatte sie einst für den ganzen Tag traurig gemacht. Und mehr oder weniger fand ich in ähnlicher Weise den aufrichtigsten Gottesglauben neben dem krassesten Aberglauben im ganzen Süden und Westen von Irland. So erinnere ich mich, daß Biddy, das Kammermädchen von Torc View Hotel, bei Killarney einen kleinen Spiegel zerbrochen hatte, den ich im Kästchen bei mir führte. O, bemerkte sie, o was

---

*) Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtungen in Irland von Julius Rodenberg. Leipzig, Grunow, 1861.

wird es nun geben! Ich bat und beschwor sie, sich darüber zu beruhigen, der Spiegel sei so gut als Nichts werth und ich könne ihn leicht durch einen anderen ersetzen. Aber sie jammerte fort: O was wird das geben; einen Spiegel zerbrechen, ist das Vorzeichen von großem, großem Unglück! Die geringste Zufälligkeit, z. B. wenn Jemand fällt, beim Gehen strauchelt oder auch nur niest, wird dem Einfluß der Feen zugeschrieben, von denen man ihn in dem Augenblick umgeben glaubt. Deshalb wird es auch für nützlich gehalten, sich zu bekreuzen und ein Gebet zu sprechen, und es würde nicht bloß für unartig, sondern für sehr gefahrbringend gehalten werden, wenn die Anwesenden nicht sagten: „Gott segne Dich" oder „Gott zwischen Dir und jedem Unheil" oder wenn er nicht ausspiee. Ausspeien ist eins der allgemeinsten, populärsten und am wirksamsten erachteten Mittel gegen die Feen, den bösen Blick und jede Art von Zauberei. Aber noch mehr! Keine Krankheit, kein Todesfall, keine Mißernte, Verlaufen von Kindern, Sturm und Wirbelwind, bei dem nicht die Feen ihre Hand im Spiel hätten. Auch an schauderhaften und ein gesittetes Gemüth empörenden Vorfällen fehlt es dabei keineswegs. Im Jahr 1849 grub man in Oran, Grafschaft Roscommon, im Westen von Irland ein Kind aus und schnitt demselben die Arme ab, um sie bei der Vollbringung eines Zaubers anzuwenden. In demselben Jahre wurde ein Mann auf zehn Jahre transportirt, weil er von einer vornehmen Familie in der Grafschaft Longford (in Südosten) dadurch Geld erpreßte, daß er sie glauben machte, er sei ihr angeblich verstorbener Vater, wäre aber nicht wirklich todt, sondern nur unter dem „guten Volke" und habe die Macht, von Zeit zu Zeit in die Welt zurückzukehren und seine Freunde zu besuchen.

Rodenberg ist der Ansicht, der Feenglaube und dem Aehnliches gehe mit der katholischen Orthodoxie Hand in Hand, man höre wohl die Aeußerung: „Es ist kein Wunder, daß er nicht an die Schiogs glaubt; er ißt auch am Freitage Fleisch!" Auch sei das irische Märchen der geschworene Feind des Protestantismus und der englischen Aufklärung. Dies mag richtig sein. Im Allgemeinen jedoch scheint uns, wenn wir das eingewurzelte Volksthum, die abgeschiedene Lage, das phantastisch-reizbare Wesen der Iren in Betracht ziehen, der Gradunterschied ihrer wahnhaften Vorstellungen von denen, die noch auf dem Festland üblich sind, nicht so stark als man denken sollte. Es ist nur dabei der gute alte Spruch vom Splitter und dem Balken zu beherzigen. Wie befangene Ansichten kommen noch in Ländern vor, die seit drei Jahrhunderten mit Schulen versehen und von Bureaukraten gemaßregelt sind! Jener Gräuel in der Grafschaft Rescommon begab sich 1849 bei Nacht und Nebel und die Gerichte fanden ihn straffällig. In unserer Gegend hat es sich nicht vor zwölf Jahren, sondern vor zwölf Wochen, am hellen Tag, in einer protestantischen Fabrikstadt unter der Aufsicht der Polizei zugetragen, daß wohlgekleidete Leute das Schaffot erkletterten um von dem rauchenden Blut eines eben hingerichteten Mörders zu trinken. Und wir in unseren nüchternen Verhältnissen, wir, auferzogen unter Verstandesübungen und gefüttert mit Pfennigmagazinsweisheit, haben nicht das Recht einen unheimlichen Trieb walten zu lassen, denn wir ersetzen nicht, was uns an Klarheit abgeht, durch Naivetät und Poesie.

Notizen.

Ueber die unreine Aussprache des Deutschen auf unsern Theatern führt ein gutgeschriebener Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrschrift" Klage, und gewiß mit gutem Grund. Während die bessere französische Schaubühne namentlich als der Ort, wo man musterhaftes Französisch hört, ihren Werth hat, besteht beim deutschen Publikum eine auffallende Gleichgültigkeit der Ohren für Reinheit der Aussprache. „Höchst widerlich klingt es, besonders in den höheren Dramen, wenn die ä und ö sämmtlich in e, die p in b, die g bald in j bald

ink, die t in d, die st in scht sich verunstalten und nebenbei die sonstigen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dialekte sich ungenirt breit machen oder mit komischer Affectation vermieden werden. Kein einziges deutsches Theater kann sich einer übereinstimmenden reinen deutschen Aussprache rühmen."

Pierre Lebrun, der kürzlich verstorbene Akademiker, ist in Deutschland hauptsächlich durch seine Bearbeitung von Schillers Maria Stuart bekannt. Er paßte das Drama dem französischen Geschmack an, der damals (1820) im Uebergang zum Romantischen begriffen war. Dies machte starke Auslassungen nothwendig, daher es ihm ein Kritiker zum Ruhm anrechnete, d'avoir séparé assez habilement l'or pur du plomb vil. Lebrun's Reisegedichte „le voyage de Grèce", behauptet auch neben Childe Harold große Vorzüge. Er war von Jugend auf Bonapartist. Als im Jahr 1801 der erste Consul das Prytaneum von St. Cyr besuchte und den sechszehnjährigen Schüler fragte: „Wozu bestimmt Ihr Euch?" antwortete dieser: „A chanter votre gloire". Es ist dies eines jener grands mots, wie sie in der Biographie jedes ausgezeichneten Franzosen vorkommen müssen.

Die Raya heißt auf den früheren Karten der neuen Welt jener auf päpstliches Geheiß gezogene Strich von Pol zu Pol, der das spanische Besitzthum vom portugiesischen scheiden sollte. Die älteste Karte, auf der die Raya verzeichnet ist, befindet sich in der weimarischen Bibliothek und ist kürzlich von dem berühmten Reisenden J. G. Kohl herausgegeben worden. Sie gehört zu den auf Befehl der spanischen Regierung amtlich entworfenen Karten, die man Padron Real nennt, trägt die Jahreszahl 1527 und ist nach Kohls Meinung wahrscheinlich dieselbe, die unter der Leitung des don Fernando Colon, eines natürlichen Sohnes des Columbus, angefertigt wurde. Rechts von der Raya sieht man die spanische, links die portugiesische Flagge.

Das Nibelungenlied, aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von Eduard Bürger (Leipzig, Brockhaus, 1861). — Dies ist von den uns bekannten Uebersetzungen die vierzehnte. Die früheren sind abgefaßt von: Beta, Braunfels, Büsching, Döring, Follen, Hagen, Hinsberg, Marbach, Riendorf, Pfizer, Rebenstock, Simrock, Zeune; letztere ist, in Uebereinstimmung mit einem Wunsche Goethe's, in Prosa geschrieben. Bürger's Arbeit liest sich leichter als die meisten der bisherigen, doch auf Kosten der Echtheit. Daß er statt des wahren Nibelungenversmaßes das falsche, ohne die vierte Hebung in der letzten Halbzeile, anwendet, gibt dem Ganzen eine „klappernde Monotonie" und scheint uns ein arger Mißgriff.

Gentz Tagebücher, herausgegeben aus Varnhagen von Ense's Nachlaß, schließen mit folgender Ruchlosen Aeußerung: „(Karlsbad), Dienstag den 14. (December). Um 11 Uhr bei Fürst Metternich. Der letzten und wichtigsten Sitzung der Commission zur Bestimmung des dreizehnten Artikels der Bundesakte beigewohnt, und meinen Theil an einem der größten und würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig!"

Der älteste Dichter, der jetzt in Europa lebt, Walter Savage Landor, geboren 1775, hat noch in der letzten Woche in englischen Blättern ein Sendschreiben über literarische Fragen veröffentlicht. Der älteste Schriftsteller überhaupt, obwohl bekannter als Staatsmann, ist der Kanzler Pasquier, der zwei Jahre vor Napoleon I. geboren wurde.

Berichtigung. Wir halten uns verpflichtet, die beifolgende Zuschrift ungesäumt mitzutheilen:

Verehrter Herr! Veranlaßt durch eine Notiz, die sich im „Neuen Frankfurter Museum" vom 27. April 1861 findet, bitte ich Sie bekannt zu machen, daß ich an den „diplomatischen Aktenstücken aus der Hölle", von denen ich erst durch jene Notiz Kenntniß erhalten, schlechterdings keinen Antheil habe. In der Hoffnung, daß Sie mir diese Bitte gütigst erfüllen werden, verharre ich mit größter Hochachtung.

Ihr ergebenster

Würzburg, 30. April 1861. G. Fr. Daumer, Professor.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 3. Mai. (Außer Abonnement.) Zum Besten der Spendesection des allgem. Almosenkastens. **Die Schweizerfamilie.** Lyrische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen von Castelli. Musik von Joseph Weigl.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 28. Samstag, 4. Mai 1861.

Theodor Parker.

Nach E. Desor: Equisse de la vie de Théodore Parker.

Theodor Parker, Aufklärer der neuen Welt in theologischer und sittlicher Beziehung, (geboren 1810 in Massachusets) war ein ächter Amerikaner. Sohn eines armen Landmannes in Neuengland, der in gerader Linie von den Puritanern vom Jahr 1621 abstammt, behielt er bei seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und dem weiten Gesichtskreis, den er umfaßte, stets die ganze Thatkraft und Beharrlichkeit seines Stammes. Seine Eltern waren zu arm, um ihm eine Erziehung zu geben, die seinen Fähigkeiten entsprochen hätte. Aber als Republikaner von altem Schrot und Korn hatten sie ihm frühzeitig Liebe zur Arbeit, Gefühl der Menschenwürde, Wahrhaftigkeit und Hingebung fürs Vaterland eingeprägt. Für das Uebrige sollte er selbst sorgen. Was das Glück ihm geweigert hatte, das sollte er durch eigene Anstrengung erobern. Wenn irgend Jemand a self-made man, der Sohn seiner Thaten war, so ist Theodor Parker so zu bezeichnen. Einst durchsah ich mit ihm die prachtvollen Reihen seiner Bibliothek. Da zog er aus einem der Fächer einen ziemlich verbrauchten Band und überreichte mir ihn als eines der Kleinode der Sammlung. „Sie sehen freilich daran nichts Außerordentliches,“ setzte er hinzu. „Es ist weder ein Incunabel, noch ein Elzevir, aber es ist ein Buch, das ich von meinem ersten Ersparniß angekauft habe, als ich erst sieben Jahre alt war.“ Er erzählte mir darauf, wie seine Eltern, gleich den meisten Bauersleuten, von Büchern nichts besaßen, als einige religiöse Traktätlein und eine Bibel von beträchtlichem Umfang, die man für zu heilig betrachtete, um sie den Kindern zum Gebrauch zu überlassen. Der junge Theodor brannte vor Begierde, eine Bibel zu haben, die er ganz nach Wunsch benutzen könne; und da seine Eltern nicht geneigt waren, die Kosten daran zu wenden, so beschloß er, selbst dafür zu sorgen. Statt auf dem Rasenplatze zu spielen, pflückte er im Walde Heidelbeeren und trug sie nach Boston zum Verkauf. Nach und nach mehrte sich das Spargeld, und als er die nöthige Summe beisammen hatte, kaufte er den ersehnten Band und brachte ihn im Triumph zu seinen Eltern.

Die Thatkraft und Ausdauer, die sich in diesem kindlichen Unternehmen zeigen, haben sich während seines ganzen Lebens nicht verläugnet. Abgesehen von seiner umfassenden Gelehrsamkeit, ist es ganz besonders der unerschütterliche Muth, das für wahr und recht Erkannte zu vertheidigen, was Parker stets auszeichnete. Nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß der orthodoxe Puritanismus, ungeachtet seiner trefflichen Elemente, für das Streben und den Fortschritt unseres Jahrhunderts ein Hinderniß sei, begnügte er sich nicht damit, ihn aufzugeben, um die von Channing vertretene unitarische Lehre anzunehmen; er that mehr: er wurde selbst das Haupt einer noch freieren Kirche, die trotz aller Kämpfe, welche sie zu erdulden hatte, bis zu seinem Tode stets gewachsen ist, wie sie denn schon nach wenigen Jahren die zahlreichste Gemeinde von Boston bildete.

Aber Parker war nicht blos Prediger und Theolog; er trat auch in die Politik ein. Die politischen Interessen in den Vereinigten Staaten concentriren sich bekanntlich in einer einzigen großen Frage, der Sklavenfrage. Die Sklaverei war in seinen Augen nicht blos ein Unrecht, sondern ein der christlichen Religion angethaner Schimpf. Er konnte mit einem solchen Unrecht keinen Vertrag eingehen. Weder die Sophismen der Zauderer im Norden, noch die Drohungen der Pflanzer im Süden konnten ihn abhalten, das Sklavenwesen bei jeder Gelegenheit zu brandmarken. Bloßes Beklagen war nicht seine Sache; er wollte abhelfen, und wurde eines der Häupter der Abolitionistenpartei.

So stand er nun im Kampf mit dem Vorurtheil und der Habsucht zugleich. Seine Feinde waren sämmtliche Anhänger der alten orthodoxen Lehren, vertreten durch die anglicanische Kirche; alle Dissidentensekten der Calvinisten, Methodisten, Anabaptisten; selbst auch ein Theil der Unitarier und Universalisten. Ferner alle Pflanzer und Sklavenbesitzer, viele Kaufleute aus den Städten und Seehäfen des Nordens, die zwar nicht erklärte Anhänger der Sklaverei, aber doch natürliche Gegner alles dessen sind, was die Handelsbeziehungen zwischen Nord und Süd stören kann. Sodann alle Politiker, Whigs und Demokraten, welche die Rücksichten der Sittlichkeit denen auf ihre Partei unterordnen; endlich noch die große Mehrzahl der Geistlichen aller Kirchen. In Europa ist es schwer, sich von der Heftigkeit der Angriffe einen Begriff zu machen, die gegen ihn gerichtet wurden. Die Einen betrachteten ihn als den furchtbarsten Mann im Land, als den Feind der Union, den Vernichter des Eigenthums, während er für Andere ganz einfach der eingefleischte Teufel, der Antichrist war. Man begnügte sich nicht damit ihn zu hassen, ihn anzuschwärzen: man rief sogar in öffentlichen Gebeten den Zorn und die Strafe Gottes auf ihn herab.

Theodor Parker konnte täglich zu seiner Erbauung die in Bezug auf ihn gesprochenen Gebete in den Zeitungen lesen. Wir lassen aus der „Biene von Boston“ einige Proben folgen, die es wohl verdienen, beim Studium des religiösen Lebens unserer Zeit beachtet zu werden.

„O Herr!“ betete Einer, „wenn dieser Mann (Parker) noch in den Bereich der Gnade zurückgerufen werden kann, bekehre ihn und führe ihn in das Reich deines theuren Sohnes. Aber wenn er außer allem Einflusse des evangelischen Heiles steht, schaffe ihn zur Seite und laß sein Andenken mit ihm untergehen!“

Ein Anderer sagte: „O Herr! Wenn dieser Mann zu sprechen fortfährt, leite unser Volk, daß es sich von ihm entferne, daß es diesen Tempel fülle und nicht den seinigen.“

Ein Dritter betete zu Gott, daß er ihn in seinen Arbeiten stören und seine Geisteskraft verwirren möge. „O Herr! Bringe Unordnung und Wirrniß Abends in den Raum wo er arbeitet, und hemme ihn, daß er die Vorbereitungen für den nächsten Tag nicht beenden möge. Oder wenn er versucht, den heiligen Sabbath zu entweihen, sende eine solche Verwirrung über ihn, daß ihm das Sprechen unmöglich werde.“

Noch ein Anderer hat in Bezug auf ihn Folgendes gebetet, das wegen der darin liegenden Naivetät bemerkenswerth ist: „O Herr, wir wissen, daß wir ihn durch unsere Gründe nicht überzeugen können; je mehr wir reden gegen ihn, so mehr geht das Volk ihn anzuhören, liebet und verehret ihn. Was soll werden aus Boston, wenn du nicht Sorge trägst für deine eigene Sache?“

So sind in den Vereinigten Staaten die orthodoxe Unduldsamkeit und die Lehre von der Sklaverei natürliche Verbündete. Die rechtgläubige Geistlichkeit weist nur einige ehrenvolle Ausnahmen von dieser Regel auf, unter denen der Reverend Ward-Beecher, Bruder der Frau Harriet Beecher-Stowe *), in erster Reihe steht. So waren denn auch Bruder und Schwester, obwohl orthodox, mit Parker innig befreundet.

*) Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte.“

Eine so tiefe Feindseligkeit gegen einen Mann, der nur seiner Ueberzeugung folgte, ohne irgend persönlichen Nutzen davon zu ziehen, wäre in Europa fast unerhört. In Amerika fällt sie weniger auf, wenn man die Unduldsamkeit der orthodoxen Sekten und den Haß in Anschlag bringt, welchen jedes Bestreben, das Loos der Sklaven zu verbessern, dort erregt. Aber was mehr überrascht ist der Umstand, daß so viele Gelehrte und Gebildete sich von derartigem Geschrei bethören ließen. So hatte die Akademie von Boston nicht den Muth ihn in ihre Reihen aufzunehmen, obwohl sie zugab, daß keines ihrer Mitglieder ihn an Fähigkeit und Gelehrsamkeit übertreffe.

Aber ein Mann von Parkers Charakter zählt seine Feinde nicht. Sein Muth und seine Aufopferung kamen seinen Talenten gleich. Immer war man sicher ihn auf der Bresche zu finden, wenn es galt eine gute Sache zu führen, einen Unterdrückten zu vertheidigen, eine Schmach zu brandmarken, auf dem Forum, vor dem Senat, in den Hallen der Stadt oder in den Versammlungen auf dem Lande. Mit keiner Rücksicht auf Person oder Stellung konnte man ihn zurückhalten, wo es galt der Wahrheit die Ehre zu geben; und so groß war die Achtung die er einflößte, daß niemals Jemand versucht hat ihn zu bestechen. Die hervorragendsten Persönlichkeiten entgingen seinem Tadel nicht; das bezeugt seine Rede über Adams *), in welcher er sich nicht gescheut hat, bei aller Achtung vor den Verdiensten seines Helden, dessen Schwächen und Fehler hervorzuheben. Wenn man den Muth hat, seinen Freunden die Wahrheit zu sagen, so ist kein Grund vorhanden, sie den Feinden zu verheimlichen. Man wird demnach leicht begreifen, daß Parker sich mitunter streng gegen diejenigen zeigte, die er als die Verderber des Volks betrachtete; besonders diejenigen, die aus Eigennutz für Aufrechthaltung oder gar für Ausdehnung der Sklaverei arbeiten; diejenigen, welche zu diesem Zweck die Bibel zu entweihen die Stirn haben, wie jene, welche die Naturwissenschaften zu Gunsten der Sklaverei anrufen. „Ich gestehe zu," sagte er mir einmal, „daß man, unterstützt vom Vortheil und vom Eigennutz, vor einem amerikanischen Publikum die Sache der Weißen gegen die Neger mit einiger Aussicht auf Erfolg führen kann. Aber daß europäische Gelehrte, die keines von unseren Vorurtheilen haben, die sich vielleicht in Paris oder London an denselben Tisch mit einem Schwarzen setzen, für ein paar tausend Dollars bereit sind, einen ganzen Menschenstamm seiner heiligsten Rechte berauben zu helfen — das habe ich niemals verstehen können." Parker, obwohl ein Freund des Volkes und selbst aus seinen Reihen hervorgegangen, war darum gegen die Verkehrtheiten desselben nicht nachsichtig; Zeuge dessen ist seine wohlbekannte Rede „über die Sünden des Volkes." Die Trunkenheit, diese wunde Stelle der sächsischen und germanischen Stämme, hat an ihm einen unerbittlichen Gegner gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beurtheilung Friedrich Wilhelms IV.

In seiner akademischen Festrede zur Geburtstagsfeier des jetzt regierenden Königs **) gibt Professor Trendelenburg einen Beitrag zur Kenntniß des wesentlichsten Motivs in der Denkweise Friedrich Wilhelms des Vierten. Nachdem er die Leistungen der Akademie unter dem Schutze des verstorbenen Königs nach den verschiedensten Richtungen besprochen, fährt er fort:

*) Joh. Adams, Präsident der Freistaaten nach Washingtons Rücktritt, 1797—1801, starb 1826, am fünfzigsten Jahresfeste der Unabhängigkeit, die er selbst 1776 im Congreß ausgerufen.

**) Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften unter dem Könige Friedrich Wilhelm IV.; Vortrag, gehalten zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs Wilhelm am 21. März 1861 in öffentlicher Sitzung der Akademie der Wissenschaften, von A. Trendelenburg, Secretär derselben. Berlin, December 1861.

Dürfen wir von unserm Standpunkt den vorwiegenden Zug seines umfassenden lebhaft angeregten Geistes bezeichnen, so war der König vorzugsweise ein historischer Geist. In idealen Anschauungen war die Herrlichkeit der Vergangenheit in seiner mitempfindenden Seele aufgegangen; in den großen Gestalten aller Zeiten freuete er sich ihrer sittlichen oder christlichen Seele. Am Historischen hatte er die königliche Kunst, die Dinge groß zu fassen, geübt. Der historische Zug seines Wesens zeigte sich allenthalben. Es liegt uns ferne, diesem Zuge in den Widerstreit der politisch kreisenden Jahre zu folgen. Wir folgen ihm in friedlichere harmonische Offenbarungen.

Es war ein Zug des historischen Sinnes, da es dem Könige Bedürfniß war, sich in jener Kuppel, mit welcher er als mit der Kapelle seines Hauses das Schloß krönte, mit den Bildern der heiligen Geschichte zu umgeben, von den Patriarchen bis zum Erlöser, von den ersten Blutzeugen der christlichen Wahrheit bis zu dem evangelischen mit seinen Stiftungen frommer thätiger Liebe durch die Geschlechter hindurchreichenden August Hermann Francke, an dessen Geist und Sinn des Königs eigene Gründungen (wir denken z. B. an Bethanien) hell anklingen.

Es war ein Zug seines historischen Sinnes, da er mit den eigensten Gedanken das neue Museum baute, um in den schönen Räumen aus allen Zeiten und allen Ländern die Denkmäler der Kunst und des Alterthums zu vereinigen und unter Bildern, welche an die Geschichte ihrer Entstehung und an ihre Umgebung erinnern, zur Anschauung und zum Verständniß zu bringen. Es war ein Zug seines historischen Sinnes, da er Kaulbachs Geist und Kunst anregte, die Eintretenden historisch zu stimmen. Uns empfangen im Treppenhause die großen Bilder, welche uns in mächtigen Anschauungen die entscheidenden erzeugenden Zeiten der Menschengeschichte in die Seele werfen. Wir wandern durch die Räume. Hier stehen wir im Tempel von Karnak vor egyptischen Denkmälern, dort, von dem Bilde der Akropolis begrüßt, unter Werken des Phidias und dort wieder vor den Bildwerken christlicher Kunst, wo Wappen und Symbole aus dem Mittelalter auf uns herabblicken. In diesen schönen sinnigen Ordnungen waltet der König selbst und wir empfinden darin den Gruß eines edlen Geistes.

Es war ein Zug seines historischen Sinnes, da er in Köln das Werk, das vier Jahrhunderte hatten unberührt liegen lassen, kühn wieder aufnahm, und in der großen Empfindung und Anschauung, aus welchem im Mittelalter die Dome entsprungen waren, mit dem 13ten Jahrhundert selbst noch das 19te verwandt fühlte. An das historische Monument knüpfte er, da er den Grundstein zur neuen Dompforte weihte, seine vollen Wünsche für die Gegenwart. Da klangen durch seine Rede die begeisternden Worte durch, deutsche Einigkeit und Kraft und Brudersinn der Bekenntnisse und Herrlichkeit des großen Vaterlandes und das durch eigenes Gedeihen glückliche Preußen, Menschenfrieden und Gottesfrieden.

Es war derselbe Zug seines historischen Sinnes, da der König die alte Kirchenmusik erneuerte, wie er denn unter anderm zum Studium der alten Musik für die königl. Bibliothek die wichtigste Sammlung erwarb.

Es war derselbe Zug seines historischen Sinnes, wenn der König schon als Kronprinz dahin wirkte, daß die Marienburg, der Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, aus Schutt und Verwüstung zu mittelalterlicher Pracht wieder erstünde.

Es ist bekannt, wie in diesen Schöpfungen des Königs Impulse für die Kunst, ja für die Technik der Bauhütten lagen, welche weithin wirkten. In den engen Kreisen, welche der Akademie gehören oder benachbart sind, empfanden wir die anregende oder fördernde Kraft desselben historischen Geistes.

Schon im Jahre 1837 war von Professor Preuß der Gedanke angeregt, zur Secularfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen eine würdige Sammlung und Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten. Der König faßte schon als Kronprinz diesen Plan mit Liebe auf und König Friedrich Wilhelm der Dritte ging in ihn ein. Aber

die Sache rückte erst, als der König, zur Regierung gelangt, durch die Cabinetsordre vom 5. October 1840 der Akademie die Herausgabe auf königl. Kosten befahl. Der König öffnete zu diesem Zwecke das Geheime Staatsarchiv, und ließ in historischem Geiste immer die Bedenken fallen, welche sich hie und da der Veröffentlichung von Actenstücken entgegenstellten. Ein das Unternehmen leitender Ausschuß der Akademie wurde gebildet. Der bewährte und patriotische Kenner der Geschichte und der Schriften Friedrichs des Großen, Professor Preuß, fand sich zur Bearbeitung bereit. Für die militärischen Schriften setzte der König eine Commission sachverständiger Offiziere ein. Private schickten auf die öffentliche Aufforderung der Akademie für das nationale Werk Handschriften, die sie besaßen, als Beiträge. Königliche Gesandte unterstützten das Unternehmen. Der Herausgeber sparte keine Mühe und Sorgfalt und die Typographie wandte ihre Kunst auf. Es war der Akademie vergönnt, daß sie im Jahre 1857, wo der letzte, der 30ste Band der stattlichen kleineren Ausgabe mit litterarischen und historischen Uebersichten erschien, ihre Arbeit geschlossen sah. So sorgte der König für eine reine und echte Quelle in der Geschichte von Preußens Heldenzeit, für eine ungefälschte und unbeschnittene Darstellung dessen, was Friedrich der Große in Schriften und Schriftstücken als eigensten Abdruck seiner Gedanken hinterlassen hatte; es ist ein Geschenk des Königs an die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung für alle Zeiten, ein Geschenk an sein in der eigenen Geschischte wurzelndes Volk, an alle, welche es verlangt, mit Friedrich des Großen Geist persönlich zu verkehren. —

So weit Trendelenburg. Die historische Richtung, mit Phantasie und Idealität verbunden, hat die eigenthümliche Kraft, Naheliegendes in eine schöne Ferne zu rücken und Entlegenes unserer Anschauung nahe zu bringen. Sie macht die ganze Erscheinungswelt zu einem Tempel, wo nicht zu einer Gallerie, zu Gunsten der Bildung, des Geschmacks und des sinnigen Studiums. Der Thatkraft ist sie nicht immer förderlich und den Regenten und Staatsmann, dessen Stoff doch immer die thatsächliche Gegenwart ist, bringt sie leicht mit den Strömungen seiner Zeit in Widerspruch, wie dies bei dem hochgebildeten König der Fall war.

Sonette von Shakespeare.

Deutsch nach verschiedenen Uebersetzern.

Aus der demnächst bei G. Reimer in Berlin erscheinenden Uebersetzung der Gedichte Shakespeares von Wilhelm Jordan können wir einige Proben mittheilen. Damit sich der Leser selbst ein Urtheil bilde, stellen wir jedesmal das Original und eine der bisherigen Uebertragungen mit der Jordan'schen zusammen.

I. Sonett 8.

(Eine der Aufforderungen an den Freund, sich zu vermählen.)

Music to hear, why hear'st thou music sadly?
Sweets with sweets war not, joy delights in joy.
Why lov'st thou that which thou receiv'st not gladly?
Or else receiv'st with pleasure thine annoy?

If the true concord of well-tuned sounds,
By unions married, do offend thine ear,
They do but sweetly chide thee, who confounds
In singleness the parts that thou should'st bear:

Mark how one string, sweet husband to another,
Strikes each in each, by mutual ordering:
Resembling sire and child and happy mother,
Who all in one, one pleasant note do sing:

Whose speechless song, being many, seeming one,
Sings this to thee, „thou single wilt prove none."

Karl Lachmann.*)

Musik dem Hörer, hörst Musik du leidig!
Lust kriegt ja nicht mit Lust, Scherz freut den Scherz.
Auf nimmst du, was du liebst, dennoch nicht freudig!
Wie? oder nimmst mit Willen auf den Schmerz?

Wenn wohlgestimmter Tön' einmüth'ge Treu,
Vermählt im Einklang, weh thut deinem Ohr,
Sie werfen dir, daß einsam du dich frei
Von aufgegebener Pflicht machst, freundlich vor.

Die Sait' und dort den Gatten hör genau
Mit Wechselschaltung in einander klingen,
Andeutend Vater, Kind, glückseelge Frau,
Vereint, um all Ein lieblich Stück zu singen.

Ihr Lied, das vielfach ist und scheint doch eins,
Singt ohne Wort: Du wirst, der eins nur, keins.

W. Jordan.

Du selber bist Musik, und dir benimmt
Musik die Lust? Liegt Süßes denn im Streit
Mit Süßem? Liebst du, was dich nur verstimmt?
Ist deine beste Lust vielleicht das Leid?

Wenn wohl vermählt im holden Doppelklang
Ein Tonpaar schmerzlich deine Seele rührt,
Ein mildes Schelten ist's, daß dein Gesang
Vereinzelt keine zweite Stimme führt.

Horch, wie im Wechsel süßer Gattenlust
Die eine Saite mit der andern schwingt!
An Mann und Weib, die seelig, Brust an Brust,
Ein Kindlein herzen, mahnt, was jede singt.

Ihr wortlos wechselvolles Lied, was spricht's?
Es ruft dir zu „Vereinzelt bist du Nichts."

Sonett. 3.

O, for my sake do you with fortune chide,
The guilty goddess of my harmful deeds,
That did not better for my life provide
Than public means, which public manners breeds.

Thence comes it that my name receives a brand;
And almost thence my nature is subdu'd
To what it works in, like the dyers hand:
Pity me then, and wish I were renew'd;

*) Die Uebersetzung der Sonette Shakespeare's von Lachmann, dem großen Philologen, erschien 1820 bei G. Reimer in Berlin, also in demselben Verlag wie jetzt die Jordan'sche.

Whilst, like a willing patient, I will drink
Potions of eysell, 'gainst my strong infection;
No bitterness that I will bitter think,
Nor double penance, to correct correction.

Pity me then, dear friend, and I assure ye,
Even that your pity is enough to cure me.

Gottlob Regis.

Verklage nur des Glückes Göttin! Sie
Ist an den Sünden schuld, die ich verübt;
Weil sie nichts Beß'res mir zum Leben lieh
Als feiles Brot, das feile Sitten gibt.

So liegt auf meinem Namen wie ein Brand,
So wird mein ganzes Wesen schier entweiht
Von seinem Handwerk, wie des Färbers Hand.
Hab Mitleid denn, und wünsch' ich würd' erneut!

Und scharfe Essigtränke will ich trinken
Als williger Kranker: was Entsühnung schafft,
Das Bitterste soll mir nicht bitter dünken,
Kein zwiefach Büßen, das die Strafe straft.

Hab Mitleid denn! Und dein mitleid'ger Sinn,
O glaub' es, Herz! reicht mich zu heilen hin.

W. Jordan.

Nur meinem bösen Schicksal darfst du grollen
Durch welches ich so schlimmen Weg geschritten.
Nichts Besseres hat es mir bieten wollen
Als feile Kunst und ihre losen Sitten.

Ein Schimpf ist meinem Namen eingebrannt,
Die Schmach des Handwerks fühl' ich an mir kleben
Wie Schwärze haftet an des Färbers Hand.
Voll Mitleid hilf mir zum erneuten Leben.

Der Kranke fügt sich willig deinen Winken,
Die schwerste Buße trägt er gern und leicht
Und wird das Bitterste gehorsam trinken,
Daß diesem Trank sein böser Aussatz weicht.

So habe Mitleid. Wenn der Freund es theilt
In Mitgefühl, dann ist mein Leid geheilt.

Sonett 138.

When my love swears that she is made of truth,
I do believe her, though I know she lies;
That she might think me some untutor'd youth,
Unlearned in the world's false subtleties.

Thus vainly thinking that she thinks me young,
Although she knows my days are past the best,
Simply I credit her false-speaking tongue;
On both sides thus is simple truth suppresst.

But wherefore says she not, she is unjust?
And wherefore say not I, that I am old?

O, love's best habit is in seeming trust,
And age in love loves not to have years told:

Therefore I lie with her, and she with me,
And in our faults by lies we flatter'd be.

Emil Wagner.

Wenn Liebchen schwört, daß sie der Wahrheit treu,
Dann glaub' ich's ihr, wenn auch ich weiß, sie lügt,
Damit sie wähnt, daß Jüngling ich noch sei,
Mir unbewußt, wie falsche Welt betrügt.

So, thöricht denkend, daß sie jung mich hält,
Wenn auch sie weiß, mein Jugendlenz sei hin,
Glaub' gern ich, was die falsche Zung' erzählt;
Entstellt von Beiden wird des Wahren Sinn.

Warum doch sagt sie nicht, daß sie nicht treu?
Was sag' ich nicht, wie hoch ich sei in Jahren?
Der Liebe Lust ist leider Heuchelei,
Und alte Lieb' muß sich vor Rechnen wahren.

Drum lügt sie mir, darum will ich ihr lügen,
Um unsre Fehler schmeichelnd zu betrügen.

W. Jordan.

Sie schwört „Die Wahrheit selbst ist meine Zunge."
Das glaub' ich ihr und — weiß daß sie mich prellt;
So glaubt sie mir, ich sei ein grüner Junge,
Noch ungewürfelt in der falschen Welt.

Sie weiß, vorbei sind meines Lenzes Zeiten
Und nennt mich jung. Ich glaub' es ihr beglückt
Und weiß, sie lügt. — So wird auf beiden Seiten
Von uns die schlichte Wahrheit unterdrückt.

Was zwingt sie, mir, daß sie mir treulos sei,
Mich aber, ihr mein Alter zu verhehlen?
Ach, beste Liebeslust ist Heuchelei
Und Lieb' im Alter haßt das Jahrezählen.

Einander täuschen wir mit süßem Heucheln,
Uns täuschend unsre Fehler fortzuschmeicheln.

Notizen.

⊙ Herr Fr. Haase ist, nach dreijähriger Abwesenheit, am letzten Mittwoch als Hamlet auf unserer Bühne wieder aufgetreten. Das fast übereinstimmende Urtheil Kunstverständiger über diese Darstellung lautet dahin, daß Herr Haase an künstlerischer Auffassung der Rolle nicht gewonnen habe; die über die Natur hinausgehende, das Ganze des Charakters durch kleine, theatralische Kunstgriffe erdrückende Manier seiner Darstellung trete noch auffälliger und greller hervor als früher. Seine Auffassung des Hamlet als eines schon von vornherein völlig gebrochenen, körperlich und geistig kranken Menschen könne den Shakespeareschen Maßstab nicht vertragen; der starke Aufwand von Ausmalerei untergeordneter Einzelnheiten entferne sich ebensosehr vom Geiste des Dichters, als von der wahren Natur. Das in der Vorstellung übrigens nur spärlich vertretene Publikum hat sich im Ganzen von den der großen Masse allerdings imponirenden Aeußerlichkeiten dieser Darstellung nicht hinreißen lassen. Die künstlerische Kraft des Herrn Haase liegt, wie wir aus früheren Jahren wissen, nicht sowohl im Tragischen, als in der feineren Komik, in der er allerdings, wie sein „Klingsberg" (weniger sein „Elias Krumm") beweist, Vorzügliches leistet.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 29. Sonntag, 5. Mai **1861.**

Charles Hesse.

Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.

Aeltere Personen in Frankfurt erinnern sich noch lebhaft eines bejahrten Herrn, der in den Jahren 1817 bis 21 hier wohnte und durch seine Lebensweise es dahin brachte, daß man ihn unseren sonderbaren Stadtfiguren beizählte. Von hagerer Gestalt, fast immer grau gekleidet, das dünne Haar mit einer Tuchmütze bedeckt, wandte er sich gern zu Pferde, öfter aber zu Fuße, mit einer großen Botanisirbüchse versehen und von einigen Knaben begleitet, dem Walde zu. Wer auf einem solchen Spaziergange mit ihm ins Gespräch kam, fand seine Unterhaltung angenehm und belehrend. Dazwischen aber vernahm man so Vieles von seinem excentrischen Wesen, daß man wieder an ihm irre wurde. Bald ließ er von einem Fenster des „Römischen Kaisers" aus einen Zwanziger an einem langen Bindfaden bis nahe auf die Straße herabhängen und freute sich kindisch, wenn die Jungen darnach haschten; bald schlich er in der Morgendämmerung um die Hauptwache her und steckte Eierwecken auf die Spitzen der Kettensteine, um nachher von einem Winkel aus zu beobachten, wer sie wegholen würde. Machte er sich in solcher Weise zum Spott, so wußte man doch auch wieder, daß gebildete, humane Männer, wie Senator Ihm und Professor Molitor, an seinem Umgang Interesse fanden und ihn gern in Morgenstunden auf ihrer Studirstube empfingen. Ja mitunter sah man den Sonderling in Gala erscheinen und die Flügelthüren der vornehmsten Gesellschaft öffneten sich vor ihm. „Er ist ein Prinz und war ein Jakobiner" — viel mehr wußte man von ihm nicht zu sagen.

Dieser merkwürdige alte Herr war der Prinz Karl Constantin von Hessen-Rothenburg-Rheinfels, der sich an der französischen Revolution auf ihrer Höhe und während ihres Niederganges mit redlichem Eifer betheiligt, doch niemals den Terroristen gemacht hatte. Neuere Geschichtschreiber nennen ihn unter denjenigen deutschen Enthusiasten, die sich in kosmopolitischem Drange nach Paris begaben um als Ausländer am Freiheitswerke mitzuarbeiten. Dies ist unrichtig; Prinz Karl gehörte beim Ausbruch der Revolution bereits Frankreich an und sein Uebergang zu derselben hatte nichts Gewaltsames.

Der Vater des Prinzen, Landgraf Constantin von Hessen, ein streng kirchlich gesinnter Fürst, war im Jahr 1778 gestorben. Unser Karl Constantin, geboren am 10. Januar 1752, war das fünfte unter acht Kindern; dem ältesten Sohne, Karl Emanuel, fiel die Regierung, jedem der Jüngeren eine Apanage von 3000 Thalern jährlich zu. Im Uebrigen war er, wie andere jüngere Söhne großer Häuser, darauf angewiesen, sich in der Kirche oder in der Armee eine Stellung zu verschaffen. Er wählte das Letztere und trat schon früh in französische Dienste ein. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen wie viele Schmach über unser Vaterland durch den Umstand gekommen ist, daß die Mitglieder, oft auch die Häupter unserer Herrscherfamilien es ganz in der Ordnung fanden, im Auslande Kriegsdienst zu nehmen; wie um eines

elenden Jahrgehaltes willen das Interesse des deutschen Volksthums von seinen angestammten Führern ohne alle Bedenklichkeit verläugnet wurde. Feile Gelegenheitspoeten priesen sogar den Glanz, der durch solches Reislaufen der Fürsten über den deutschen Namen komme.

Solche Mißstände, so schreiend sie uns erscheinen, dürfen dem Einzelnen nicht zur Unbill angerechnet werden. Der französische Kriegsdienst schien besonders verlockend für Prinzen aus solchen Häusern, die vom protestantischen Bekenntniß zum katholischen übergegangen waren. Die Töchter dieser Familien wurden am Hof in Paris bei Vermählungen, die Söhne bei Verleihung hoher Stellen vorzugsweise begünstigt. Vor allem regte das Beispiel des Marschalls von Sachsen ehrgeizige Gemüther zur Nachahmung auf. Außerdem hatten die Hessen-Rothenburger alte Verbindungen mit Frankreich. Eine Cousine unseres Karl Constantin war Prinzessin von Soubise, Gemahlin jenes Prinzen der bei Roßbach geschlagen wurde. Eine seiner Tanten war zu einem noch höheren Range bestimmt gewesen; als man sich nämlich unter Fleury's Ministerium (1725) nach einer Gemahlin für den jungen König Ludwig XV. umsah und zu diesem Zweck ein Verzeichniß von hundert katholischen Prinzessinnen aufstellte, wurde auch Karoline von Hessen-Rothenburg in dasselbe aufgenommen und hatte eine Zeitlang sehr günstige Aussichten. Bekanntlich mußte sie der Maria Leczinska weichen; sie vermählte sich nachher, kaum vierzehn Jahre alt, mit dem Herzog Louis Henry de Bourbon. Eine ihrer Schwestern wurde Königin von Sardinien.

Als die zweite Notabeln-Versammlung in Paris gehalten wurde, war Karl von Hessen bereits maréchal de camp.

Daß der Sohn eines solchen Hauses ein warmer Anhänger der Philosophie jener Zeit wurde, hat nichts Auffallendes; Deutschland hatte Fürsten genug, die sich zu Jüngern der Pariser Schriftsteller bekannten. Doch hat Karl Constantin die Grundsätze der Duldsamkeit und die Lehre von den Menschenrechten wärmer und aufrichtiger als seine Standesgenossen erfaßt. Meist hielt sich der Prinz in Südfrankreich auf; von 1787 an lebte er zu Marseille in vertrautem Umgang mit einem der berühmtesten Häupter der neuen Richtung, mit dem Abbé Raynal, dem Verfasser der „Geschichte der europäischen Niederlassungen in beiden Indien". Neuere Stimmen urtheilen sehr abfällig über diesen einflußreichen Geist und zählen ihn den flachen Sophisten der Aufklärung bei. Aus seinen Schriften geht jedoch hervor, daß er nicht nur eine hinreißende Redegabe besaß, sondern daß dieselbe bei ihm aus klarer, kräftiger Ueberzeugung hervorging. Sein Buch war, wie Rousseau's Emil, auf Befehl des Parlaments vom Henker verbrannt worden, und er hatte Frankreich meiden müssen. Aber seine Reise durchs Ausland gestaltete sich zu einem Triumphzug. Friedrich feierte ihn in Sanssouci, und in London lud ihn das Unterhaus ein, seinen Sitzungen auf den Bänken der Mitglieder beizuwohnen. Nun lebte er, nahe den achtzigen, ungefährdet und hochgeehrt in Marseille. Seine Ansichten, von der Würde des Alters und von dem Ansehen eines europäischen Ruhmes getragen, mußten auf den jüngeren Mann ergreifend einwirken. In Raynals Umgebung wurde Alles, was auf die herannahende Umwälzung Bezug hatte, mit Lebhaftigkeit besprochen. Mirabeau's Auftreten erhöhte die Spannung; in Folge der Theuerung brach ein Volksaufstand los, der nur durch das Einschreiten des gewaltigen Mannes beigelegt wurde. Außer Mirabeau wurde Raynal selbst zum Abgeordneten für die Generalstaaten gewählt; der acht und siebzigjährige Mann empfahl jedoch an seiner Statt den edlen Malouet, der sich dem Hof wie den Aufwieglern gegenüber durch Geradheit und Muth bewährte. Alle diese Verhandlungen sah unser demokratischer maréchal de camp, der Prinz von Hessen, in unmittelbarer Nähe und eifrig theilnehmend mit an; Raynal sagte von ihm: „Er ist kein Fürst, sondern ein Mensch."

Im Jahr 1792, als nach Kaiser Leopolds Tode die Kriegsfrage immer drohender wurde, war Karl Constantin Commandant von Perpignan. Der Gemeinderath dieser Stadt wünschte eine Gelegenheit, seine revolutionäre Gesinnung zu bethätigen; er vereinigte sich mit dem Commandanten zur Einreichung einer Klageschrift gegen das Ministerium Narbonne; sie beschuldigten ihn bei der legislativen Versammlung, die Vertheidigungslinie gegen Spanien vernachlässigt zu haben. In demselben Jahr stieg der Prinz rasch zu höheren Militärgraden empor; als Felix Wimpffen zur Bekämpfung der Preußen nach Thionville zog, wurde er an dessen Stelle Divisionsgeneral und nahm sein Hauptquartier in Besançon. Das Vertrauen muß wirklich groß gewesen sein, da selbst die Jakobiner keinen Verdacht auf ihn warfen, obwohl einer der gegen Frankreich verbündeten rois conjurés, der König Victor Amadeus von Sardinien, sein Vetter war. Der citoyen-général-philosophe wurde am 30. September, also am neunten Tag der Republik, in den Jakobinerklub in Besançon aufgenommen und nannte sich von da an nur Charles Hesse.

In der Rede, die der Prinz bei seiner Aufnahme hielt, wies er darauf hin, daß ein Fürst, den er zu seinem Hause zähle, zwei Königskronen ausgeschlagen habe, um für die Freiheit eines despotisch unterdrückten Volkes zu kämpfen. Hiermit kann er nur den großen ungarischen Rebellen Franz Rakoczy gemeint haben, der eine Zeitlang Ungarn und Mähren befehligte, Wien bedrohte und zwei Kaisern Schrecken einjagte; denselben, dessen Andenken der herrliche Rakoczy-Marsch bewahrt. Ihm bot Siebenbürgen den Fürstenstuhl und Karl XII. von Schweden die polnische Königskrone an. Seinem Hause konnte ihn jedoch Charles Hesse nur uneigentlich beizählen, denn die Fürstin Rakoczy stammte aus einer älteren Linie des hessischen Stammes.

Der Gemeinderath von Besançon beschloß, dem neuen Befehlshaber, der seinen Generalstab demokratisch eingerichtet, aber auch die Festung in den besten Stand gesetzt hatte, seinen Dank durch ein besonderes Schreiben auszudrücken. Die Antwort Karl Constantins drückt seinen gerührtesten Dank aus: „Bürger Verwalter," schreibt er, „mit Thränen in den Augen lese ich das Zeugniß des Bürgersinnes, das ihr mir ertheilt. Neben einer solchen Wohlthat haben alle Kronen des Weltalls für mich keinen Werth. In welchem Theil der Republik ich auch verweilen möge, nie werde ich die Beweise von Güte vergessen, die ihr mir während meines Oberbefehls in Besançon täglich erwiesen habt." Auch würde er sich im Commando erhalten haben, hätte nicht im Anfang des wilden Jahres 1793 ein Gesetz verfügt, daß alle adlig Geborenen aus den Heeren der Republik austreten müßten. Nun erst begab er sich nach Paris.

Man sieht, wie wenig Charles Hesse in seiner damaligen Haltung mit einem Anacharsis Cloots und ähnlichen Menschen zusammenzustellen ist; sein Uebergang in die neue Richtung war weit normaler, seine Aufrichtigkeit zweifellos und seine Tüchtigkeit in dem ihm verliehenen Amt unbestritten.

Das Auftreten des Prinzen in Besançon und später in Paris blieb auch in Deutschland nicht unbesprochen. Daß es ihn seinen fürstlichen Geschwistern entfremdete, ist nicht zu bezweifeln; aber auch anderweitig wurde es getadelt. In einem Flugblatt vom Jahr 1793 findet sich folgendes Epigramm, das in ungelenker Form eine nicht zu verschmähende Wahrheit enthält:

An die Jakobiner Salm und Heß.

Die Ahnherrn knieten einst vor Ludewig dem Großen;
Die Enkel knieen auch, doch vor den Ohnehosen.
O hätten jene einst vor Gott zu knie'n gelernt,
Hätt' Euer Knie sich nicht vom rechten Platz entfernt.

Der Jakobiner Heß ist offenbar unser Charles. Salm ist der Fürst von Salm-Kyrburg, der im November 1792 das rheinische Landvolk ermuntert hatte, sich der

französischen Republik anzuschließen. Er selbst ließ damals dem Nationalconvent erklären, daß er seine ehemaligen Unterthanen nicht mehr Unterthanen, sondern seine Mitbürger, seine Freunde, seine Kinder nenne. Er suchte den Beistand der Republik nach, um in seinem Ländchen den Fanatismus der Priester und Mönche wie die persönliche Knechtschaft abzustellen. Sodann ging er nach Paris, wo er sich zu den Jakobinern hielt, jedoch dem Verdachte nicht entging, der unter Robespierre's Herrschaft auf allen Fremden lastete. Er kam in Haft und bestieg am 25. Juli 1794 die Guillotine, gerade nur einen Tag vor Robespierre's Sturz. Seines vierjährigen Sohnes nahm sich eine Tante, die Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, an; er wurde später Napoleonischer Oberst und focht im spanischen Krieg wie auch bei Wagram und anderwärts mit großer Auszeichnung.

(Schluß folgt.)

Theodor Parker.

Nach E. Desor: Equisse de la vie de Théodore Parker.

(Fortsetzung.)

Parker scheute sich nicht, die Gesetze seines Landes zu bekämpfen, wo er sie für veraltet oder für unverträglich mit Vernunft und Billigkeit erkannte. Die Verfügungen des Gesetzbuches in Bezug auf die Frauen gehörten zu dieser Gattung. Sonderbar! Die Frau, die in den vereinigten Staaten einer unbegrenzten Freiheit genießt, die mehr als irgend anderswo von Aufmerksamkeiten und von Achtung umgeben ist, wird in gesetzlicher Beziehung in einem Stande der Unterordnung erhalten, so sehr daß sie nicht d e freie Verfügung über ihr eigenes Erbgut hat, indem das Gesetz sie in gewissen Fällen den Kindern und selbst den Unzurechnungsfähigen gleichstellt. Dieser Widerspruch ist besonders anstößig an gewissen Mittelpunkten der Industrie und der Wissenschaft, wo es hergebracht ist, daß die Pensionen oder Boardinghouses von Damen, unverehelichten oder Wittwen, gehalten werden. Da es ihnen weder an Thätigkeit noch an Gewandtheit und Lebensart fehlt, so ist es selten, daß es ihnen nicht glückt. Gleichwohl haben sie weder in Staats- noch selbst in Gemeindesachen ein Wort zu reden und sind genöthigt, die Verhandlung ihrer Interessen ihren Angestellten und Subalternen zu überlassen *). Parker, der viele tüchtige Frauen bei der Arbeit gesehen, der oft ein Zeuge ihrer Bemühungen und Erfolge gewesen, zögerte nicht, bei aller Verehrung, die er wie so viele seiner Landsleute vor den alten Gesetzen hegte, sich den Reformplänen anzuschließen und ihnen die Stütze seines Wortes und Einflusses zu verleihen. Er wurde einer der Vorkämpfer der Frauen-Emancipation (der bürgerlichen, nicht der sittlichen und geselligen, deren es in Amerika nicht mehr bedarf). Auch hier hat seine Thätigkeit Früchte getragen.

Theodor Parker kannte nur einen Luxus: seine Bibliothek. Da er ihr einen Theil vom Ertrag seiner Vorträge widmete (das Uebrige war zu wohlthätigen Zwecken, besonders aber zur Unterstützung armer und lernbegieriger junger Leute bestimmt), so sah er seine Sammlung rasch anwachsen, bis sie zu den schönsten in Boston zählte **) Seine Bibliothek war zugleich sein Arbeitszimmer. Hier empfing er seine Freunde;

*) Man vergesse nicht, daß hier ein republikanischer Schweizer über Amerika spricht. In Deutschland hat noch Niemand ernstlich Anstalt gemacht, denjenigen Frauen, die selbständig ihr Geschäft führen, deßhalb auch politische Rechte zu verschaffen.

**) Parker hat seine Bibliothek der Gesellschaft „Athenäum“ in Boston vermacht, wo besondere Säle für sie eingerichtet werden.

hier zeigte er ihnen gern die neuen Werke oder die Seltenheiten, die er in regelmäßigen Sendungen aus Europa erhielt. Das war seine Erholung nach den rauhen Arbeiten der Woche. Der Gewohnheit der meisten Prediger grade entgegengesetzt, widmete er mit Vorliebe den Samstag seinen Freunden, und um den Geist freier zu haben, richtete er sich so ein, daß seine Predigt von Freitag Abend an bereit war. Am Samstag traf man bei ihm auch Verbannte und Geächtete aus fast allen Nationen, deren natürlicher Beschützer er war, sowie der aus den Südstaaten entronnenen Sclaven. Denjenigen, welche seinen Geschmack für alte Bücher nicht theilten, zeigte er mit Stolz eine Waffe, die über der Thür seines Kabinets aufgehängt war. Es war die Muskete die sein Großvater in der Schlacht bei Lexington getragen, beim ersten Siege der amerikanischen Freiheit.

So war, in kurzer Schilderung, der Mann den ich in den vereinigten Staaten kennen lernte, in den Tagen seiner härtesten Kämpfe und seiner größten Thätigkeit. Er war damals vierzig Jahre alt. Seine Predigten hatten einen solchen Ruf, daß eine gute Anzahl von Zeitungen sie wiedergaben; einige sandten sogar Stenographen, um sie früher zu haben. So konnten Alle, die sich für Parker's Kirche und ihr Fortschreite interessirten, bis zu den Grenzen der Union ihre Entwickelung verfolgen. Mir selbst ist es begegnet, als ich von einer Reise in entlegene Länder zurückkam, daß ich an der Spitze des ersten Journals, das mir wieder in die Hände kam (am oberen See), das Bruchstück einer Rede von Parker fand. Man hat berechnet, daß einige seiner Predigten auf diese Weise in einer Woche in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren vervielfältigt worden sind.

Solche Predigten durften und konnten den gewöhnlichen nicht sehr ähnlich sein. Es waren mehr Abhandlungen als Homilien, tiefe Erörterungen über sehr verschiedene Gegenstände der Religionslehre, der Moral, der Philosophie, Staatswirthschaft, Geschichte; oft auch Lebensdarstellungen bedeutender Menschen, die eine Richtung, eine Epoche, eine Nation vertreten.

Die Kräfte eines Mannes, so begabt und so thätig er war, konnten auf die Länge für ein derartiges Predigeramt nicht genügen, besonders wenn ausgedehntere Leistungen dazu kamen. Wirklich hatte er beschlossen, mit dem Alter von 50 Jahren seine Kanzelthätigkeit aufzugeben, um sein übriges Leben anderen Lieblingsarbeiten zu widmen; vor Allem einem großen Werk, das er über die Anfänge der Religionen unter den herrschenden Stämmen des Menschengeschlechts vorbereitete. Seine Gemeinde, die also hoffen konnte ihn bis zum Jahre 1860 zu besitzen, hatte, obwohl ungern, in diesen Vertrag eingewilligt. Ihm war es jedoch nicht vergönnt, an das gesteckte Ziel zu gelangen.

Im Anfang des Januar 1859 wurde Parker von einem heftigen Blutsturz ergriffen. Wie ein Schauer von übler Vorbedeutung verbreitete sich das Gerücht davon in ganz Nordamerika, wie auch zu seinen Freunden in England und auf dem Festlande. Die vorzüglichsten Aerzte von Boston wurden zur Berathung gezogen und man beschloß, den Kranken alsbald nach den Antillen zu bringen, um ihn zugleich dem strengen Klima Neuenglands und seinen aufreibenden Arbeiten zu entziehen. Es wurde ihm untersagt, irgend ein Buch oder eines der Werke, die er in der Arbeit hatte, mitzunehmen. Es war hart; aber er fügte sich und reiste erst nach Havannah und dann nach La Trinidad, wo er bis zum Frühjahr blieb. Das Klima der Antillen war günstig. „Die Temperatur", schrieb er mir aus Frederikstadt, „weist im Tag nur 5 Grad Fahrenheit Unterschied auf; die höchste die ich beobachtet habe, war 82 Grad, und die niedrigste 72 Grad in der Nacht." Dies war es was ein ermüdeter, brustkranker Mann bedurfte. Aber er hätte es mit Gemächlichkeit genießen müssen. Man hatte ihm seine Bücher, aber nicht die Gewohnheit des Arbeitens nehmen können. Es kann nicht Jeder ein Müßiggänger sein. Während er gewissenhaft die vorgeschriebene

Lebensweise einhielt, fand er noch Zeit, unter dem Vorwand einer Antwort die er seiner Gemeinde schuldig sei, seine Biographie zu schreiben unter dem Titel: „Erfahrungen eines Geistlichen, nebst einigen Einzelheiten über seine erste Jugend. *) Dieses Werk wird dauern, als eines der merkwürdigsten und erbaulichsten, die er geschrieben.

Der Himmel von Trinidad ist so schön, sein Klima so mild, daß es selbst ungelehrigen Patienten wohlthut. Als Parker im Mai sich vorbereitete, diese Breitegrade beim Herannahen drückender Sonnenhitze zu verlassen, fühlte er sich wirklich besser. Die schweizer Luft sollte das Uebrige thun, und wenn er sich auch nicht der Hoffnung auf völlige Genesung hingab, dachte er doch noch lang genug leben zu können, um wenigstens sein Hauptwerk über den Ursprung der Religionen zu beendigen.

Gegen Ende Mai 1859 stieg Parker, nach einer ziemlich glücklichen Ueberfahrt, in Liverpool ans Land. Die Freundschaft war ihm dorthin vorausgeeilt. So groß war die Anhänglichkeit, die er zu gewinnen wußte, daß eines seiner Gemeindemitglieder, Herr J. L., ein reicher Kaufmann aus Boston, sich noch vor ihm nach Liverpool begeben hatte, um ihn da zu empfangen, ihn auf seinen Wegen zu begleiten und ihm in Europa als Führer zu dienen; eine Aufgabe, der er sich mit seltener Einsicht unterzog, so daß der Kranke sich vollständig auf ihn verlassen konnte. Auch nannte er ihn scherzhaft seinen Hofmeister.

Parker und sein Hofmeister, mit ihnen Frau Parker und eine Freundin, richteten sich zuerst in Montreux ein, wo sich bereits einige seiner Gemeindemitglieder befanden; später kamen sie nach der Villa von Combe-Varin, um den Rest des Sommers dort zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Medicinische Poesie vor hundert Jahren.

Von Dr. W. Stricker.**)

Zur Ehre von Kopf und Herz der Schriftsteller, welche nicht etwa die Pockenimpfung als eine unsichere Maßregel, sondern welche sie als die Quelle alles Siechthums und einer wirklichen Entartung der Menschennatur bezeichnen, muß man annehmen, daß ihnen selbst nicht die entsetzlichen Niederlagen bekannt seien, welche vor Jenner's wohlthätiger Entdeckung die Blatternepidemien im Leben und der Gesundheit der Völker anrichteten, und der Schrecken, der vor ihnen her ging.

Einen Begriff davon bekommt man weniger durch die runden Summen von Sterbefällen, welche ein Schriftsteller dem anderen nachschreibt, ohne daß diesen Angaben meist eine zuverlässige statistische Aufzeichnung zu Grunde läge, als vielmehr, wenn man in der nichtmedicinischen Literatur häufiger als irgend einer anderen Krankheit den Blattern begegnet. Es sind besonders zwei Reihen von solchen Schriften: theils Predigten und pädagogische Abhandlungen, theils poetische Werke, welche die Bewahrung vor Blattern zum Thema haben, aber so wichtig diese Schriften auch in kulturhistorischer Beziehung sind, — bisher wurde dies Thema als ein Grenzgebiet zwischen Medicin und Literaturgeschichte ziemlich vernachläßigt und die Bücher sind vergessen, welche, wenn auch werthlos im Einzelnen, doch in ihrer Gesammtheit ein lebendiges Bild von der gefürchteten Seuche geben. Wir wählen für heute den poetischen Theil dieser Literatur und beginnen mit dem Lehrgedichte eines Mannes, der

---

*) Theodore Parker's Experience as a minister with some account of his early life and education for the ministery. Boston 1859.

**) Wir geben hier die literarisch interessantesten Daten aus des Verfassers größerem Aufsatz „Pockenpoesie" im Archiv für pathologische Anatomie, Band XX, Heft 3 u. 4.

selbst auf der Grenzscheide zwischen Heilkunde und Belletristik steht. Daniel Wilhelm Triller, philos. et med. Dr., Kurfürstl. Sächs. Hofrath, der Arzneiwissenschaft erster Lehrer zu Wittenberg und der Akademie der Wissenschaften zu Bologna Mitglied, 1694—1781, war in literarischen Dingen ein getreuer Anhänger Gottsched's und schrieb gegen den Neuerer Klopstock 1751 ein satyrisches Heldengedicht, der „Wurmsamen". (Gervinus, Gesch. der poet. Nationalliteratur der Deutschen. 2. Auflage IV. 189 ff.) Seine erste poetische Lanze gegen die Inoculation brach er schon 1725 in dem Gedicht vom „Todes-Tempel", welches dem ersten Bande seiner Gedichte einverleibt ist. Er machte sich dann, jetzt etwa vor 100 Jahren, an das physikalisch-moralische Gedicht „Geprüfte Pockeninoculation", welches zu Frankfurt und Leipzig bei Joh. Georg Fleischer erst 1766 erschien und mit Vorrede und Anmerkungen 24 unpaginirte Blätter und 214 Seiten in 4° füllt. Sein Vorgänger in Verdammung der Inoculation war der französische Dichter Martineau de Soleire, aus dessen Poëme héroique sur la petite vérole: Les voeux de la France pour la santé du Roi, Paris 1729, Triller folgende Zeilen citirt:

Recherche qui voudra pour se rendre plus sain
Pour te fuir, le secret de t'admettre en son sein,
De frayeur qui t'appelle en soi dès son enfance,
Veut-il tenter la mort, périr par prévoyance.

Triller war in Medicin und Literatur eine conservative Natur; er war ebenso sehr ein Gegner der „abwechselnden Moden in der gelehrten Welt", der „besten Welt nebst den Monaden und der vorbestimmten Harmonie, der Samenthierchen, der Wälder- und Feldervermehrung, der neuen Giftmischerei, Elektrizität, der Augen- und Magenbürsten *), des Theer- und Tausendblumenwassers *)", als der „neuentstandenen Hexametristenschule", welche die deutliche und natürliche Schreibart eines Opitz, Flemming, Canitz, Besser, Günther u. A. für seicht, schaal, matt und trocken erklärt. Freilich stand der wohlmeinende und gelehrte, aber etwas eitle Mann, als er das Gedicht schrieb, bereits im 72sten Lebensjahre. Der ganze Gedankengang des in Alexandrinern verfaßten Gedichtes ist in der Einleitung dargelegt, und so mögen wenige Proben der Verse selbst hier genügen. Gegen die Geistlichen, welche mit einigem Nothzwang ihrer biblischen Texte die Inoculation empfehlen, wendet er sich mit den Worten:

Der Priester Propfkunst ist, die Tugend einzupfropfen,
Und aller Laster Quell bestmöglichst zu verstopfen:
Wofern er dieses thut, hat er sein Amt gethan;
Der Aerzte Pfropfkunst geht ihn ganz und gar nichts an.
Wenn Aerzte Geistliche zu ihrem Schutz erwählen,
So sieht man leichtlich ein, daß ihnen Gründe fehlen.

Höher hob sich sein Pegasus in folgender Geschichte:

Ein schöner junger Mensch, wie der Adon geziert,
Ward in der kleinen Welt, Paris, inoculirt,
Aus Furcht, nicht von Natur die Blattern zu bekommen;
Vom besten Eiter ward das Propfreiß hergenommen:
Allein es kamen doch die besten Pocken nicht,
Kurz, er verlor betrübt sein schönes Angesicht,
Daß er die Welt verließ und stille Kloster-Mauern
Zum Aufenthalt gesucht, sein Unglück zu betrauern.

Ein entschiedener Gegner Triller's ist der Abbé Roman, welcher in seinem Gedicht in 4 Gesängen l'Inoculation, welches 1773 mit dem falschen Verlagsort Amster-

---

*) Er begleitet diese Kurmethoden mit gelehrten Anmerkungen, welche schätzbares Material zu einer Geschichte der ärztlichen Charlatanerie liefern. Die Magenbürste war die Erfindung eines Engländers Ramsay, der sich 1659 auf sein Organon salutis, wie er sie nannte, ein Privilegium geben ließ.

dam zu Paris bei Lacombe erschien und der Kaiserin Katharina II. von Rußland zugeeignet ist, auf dem Titel-Kupfer die Variola als Megäre abbildet, die einen Knaben verfolgt. Dieser flüchtet sich auf den Schooß der mit einer Lancette bewaffneten Inoculation und wird von ihr geschützt.

Auch die dramatischen Werke, welche sich mit der Vaccine beschäftigen, sind sehr verschiedener Tendenz. Am harmlosesten ist: La Vaccine, Folie-vaudeville en un acte et en prose, par les citoyens Moreau, Ponet et T. Représenté pour la première fois sur le théâtre de la cité le 22 floréal an IX. A Paris chez Barba, eine Posse, welche das Interesse der Tagesfrage benutzt, um der sehr gewöhnlichen Fabel etwas mehr Reiz zu verleihen.

Dagegen ist das angeblich aus dem Französischen übersetzte Trauerspiel in einem Aufzuge: „Die Kuhpocken", frei übersetzt von Burkard, wohlbestaltem Kuhhirt und Schulmeister in Leipzig, Scene in der St. Antonius-Vorstadt in Paris, Frankfurt und Leipzig 1801, ein bitterer Angriff, indem die beiden Aerzte Baquet und Buide den Sohn des Bürgers Mouton mit Wuthgift impfen und durch ihre Ungeschicklichkeit die schrecklichste Katastrophe herbeiführen.

Desto sentimentaler für die Kuhpockenimpfung wirkt das Familiengemälde in einem Act, „Die Kuhpocken", von Professor F. Rambach, vom Verfasser dem „Retter seiner Kinder", Dr. Welper zugeeignet, erschienen Berlin 1802 und in Magdeburg wirklich aufgeführt. Es behandelt ein Familienzerwürfniß; der Vater will die Kinder impfen lassen, die Mutter, obgleich Schwester eines Arztes, widersetzt sich. Schon entschließt sich der Mann, die ersten Einleitungen zu einer Ehescheidung zu treffen, als die Frau sich durch ihren Bruder bestimmen läßt, die Impfung heimlich vorzunehmen. Im Augenblick der größten Spannung eilen die Kinder mit vollkommen entwickelten Blattern auf den bloßen Armen herbei und Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Der Verfasser aber gibt in einer Note das Werk an, aus dem der Schauspieldirector die Abbildung einer Pustel entleihen soll, um sie auf den Armen der Kinder zu copiren.

„Die Kuhpocken oder der Ehrenschnurrbart. Ein Marionettenspiel mit lebenden Figuren von Lebrecht Lustig, Pirna 1803," ist ein dürftiges Machwerk, das nicht die Vaccine, sondern nur die marktschreierischen Impfer lächerlich machen soll, an komischer Wirkung aber weit von der freilich unfreiwilligen Komik Nittingers übertroffen wird, welchem unter den Pockenpoeten der Gegenwart Niemand den Kranz streitig machen wird.

Notizen.

Die ungarische Presse ist die einzige in Europa, die sich einmüthig mit einer gewissen Lebhaftigkeit des Prinzen Napoleon gegen den Herzog von Aumale annimmt; selbst in den italienischen Journalen ist die Stimmung getheilt.

Oswald Tidemann, als Novellist bekannt, starb am 30. April in Wien im Alter von 37 Jahren. Er litt seit 7 Jahren an einer Hypertrophie des Herzens.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 5. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 154.) Vierte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Narciß.** Trauerspiel in 5 Acten von A. E. Brachvogel.

Montag, 6. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 155.) **Die Zauberflöte.** Große Oper in 2 Akten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart.

Für nächste Woche in Aussicht.

Narciß. — Sie ist wahnsinnig; der Mentor (neu einst.) — Der Königslieutenant; eine Partie Piquet. — Pantoffel und Degen; die Maskarade im Dachstübchen (neu), Gast: Herr Fr. Haase. — Die Zauberflöte. — Rigoletto. — Don Juan.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 30. | Dienstag, 7. Mai | 1861.

Das Städel'sche Kunst-Institut.

Nachdem anhaltende bürgerliche Unruhen die italienischen Republikaner der Tyrannei in die Hände geliefert und Franzosen, so wie Spanier und Deutsche die Selbständigkeit Italiens in langandauernden Kriegen aufgehoben hatten, so daß das italienische Volksleben erloschen schien, blieb Italien noch immer ein Ruhm und ein Trost; — das waren die Erinnerungen, die Monumente und großen Kunstwerke aus einer glorreichen Vorzeit, an denen sich der Kunstsinn und der Nationalsinn des Volkes fortdauernd bildete und lebendig erhielt; das Primat in der Kunst war noch immer der Stolz Italiens, als dasselbe beinahe in jeder anderen Beziehung von anderen Nationen herabgedrückt war. Nachdem das Leben aus den deutschen Großstädten, aus Nürnberg, Augsburg, Köln, Straßburg entflohen war, — die Veranlassung dieses traurigen Siechthums wird hier übergangen — standen die herrlichen Werke der Vorzeit aufrecht, und noch jetzt sind sie dort, wie die großen Bäume eines ehemaligen Waldes, in deren Schutz junges Gebüsch heranwächst.

Frankfurt hat sich im Mittelalter nie so hoch erhoben und ist später nie so tief herabgesunken; seit dem Frieden von 1815 hat es sich stetig zu immer größerem Wohlstand entwickelt, und mit Vergnügen haben seine Bürger kürzlich aus dem Munde eines fremden Architekten vernommen, daß Frankfurt jetzt der Kohinur Deutschlands sei. Wenn nun in dieser für die Stadt glücklichen Zeit keine großen Kirchen oder Rathhäuser hier entstanden sind, welche der Nachwelt von der Kraft und dem Gemeinsinn der Bürger erzählen könnten, so ist doch hieran am meisten Schuld die völlig veränderte Richtung des Lebens und des Geistes überall; jeder schmückt sein Haus, um innerhalb desselben zu genießen, und die Mittel für öffentliche Werke, wie man sie ehedem hatte, sind nicht mehr zu verwenden, ohne die Steuerlast allzu empfindlich zu machen. Dennoch wird man dereinst nicht leugnen, daß für mildthätige oder nöthige Anstalten, für Spitäler, Waisenhäuser, Schulhäuser, Kunsthäuser, Irrenhäuser, Gefängnißhäuser, für Ufer- und Eisenbahnbauten u. s. w. in Frankfurt auf ehrenvolle und zum Theil auf geschmackvolle Weise gesorgt worden ist; man wird nicht verkennen, daß sich der Geschmack in Privatbauten nach und nach gehoben hat und — wenn der Friede dauert — so wird in künftiger Zeit der Fremde hier in der Betrachtung mancher bürgerlichen Wohnung das Vergnügen empfinden, welches ihm ein solcher Anblick noch immer in Gent, Brügge, Nürnberg und Augsburg gewährt.

Aber, wo bleibt das Beispiel, welches in Kunstsachen die hiesige Kunstanstalt, das Städelsche Institut, zu geben hätte? Damit diese Aeußerung nicht mißverstanden werde, soll Einiges hinzugefügt werden.

1) Die Mittel dieser Anstalt, welche nicht allein eine Kunstsammlung bilden, sondern auch eine Kunstschule unterhalten soll und unterhält, werden meistens überschätzt;

2) die Kunstsammlungen haben sich in manchen Fächern (z. B. im Fach der Kupferstiche) fortdauernd vermehrt und sind trefflich geordnet worden;

3) ein Neubau, der unumgänglich nöthig ist, kann auf dem gegenwärtigen Eigenthum der Anstalt nicht aufgeführt werden, weil dasselbe mit Servituten belastet ist, welche die gehörige Benutzung des vorhandenen Raumes verhindern;

4) die Verwaltung hat sich deshalb mit anzuerkennender Selbstverleugnung ein großes Opfer auferlegt, indem sie für einen künftigen Bau ein neues und theures Eigenthum angekauft hat und die dadurch entstandene Lücke in ihrem Kapital durch verminderte Anschaffung von Kunstgegenständen allmälig ersetzt;

5) dem Tadel, daß der angekaufte Platz zu weit entlegen sei, kann nicht beigetreten werden; denn er wird nicht weit von dem künftigen Mittelpunkt der Stadt sein und eine sogenannte ewige Anstalt sorgt mit Recht für die Zukunft; schon jetzt strömt man dahin, um wilde Thiere zu sehen; hoffentlich werden Gemälde und Statuen ebenfalls anziehende Kraft besitzen;

6) der angekaufte Platz an und für sich bietet den trefflichsten Raum für ein Kunstgebäude;

7) dieser Platz ist nur noch auf etwa 6 Jahre an die zoologische Gesellschaft vermiethet.

Allein in anscheinendem Widerspruch mit dieser Thatsache sieht man daselbst immer ansehnlichere Thierzwinger auf gemauerten Fundamenten entstehen; die Freunde der Bären, Wölfe, Affen und Papageien freuen sich der wilden Musik, die immer kräftiger erschallt; aber die Freunde der Kunst, die sich in stiller Betrachtung dort einem ganz anderen Genuß zu überlassen hofften, fragen sich, ob es Ernst sei, daß in 6 Jahren die Blüthen der Kunst und Cultur die Söhne der Wildniß verdrängen werden?

Die Finanzmänner rechnen: der Platz kostet an Zinsen jährlich etwa fl. 6000, für Miethzins wird von der zoologischen Gesellschaft die Summe von fl. 2000 bezahlt, macht einen Verlust von jährlich fl. 400, welcher dem Ankaufspreis beizurechnen ist; wie lange wird das dauern? wie hoch wird das kommen?

Die Kritiker und Schwarzseher, eine nicht geringe Zahl in Frankfurt, ziehen aus diesen Prämissen die besorglichsten Schlüsse.

Wenn nun die erfreuliche Regsamkeit des Kunstvereins, des polytechnischen Vereins, der Gesellschaft für Concert-Säle, die schönsten Anstalten in kurzer Zeit hervorgerufen und der Stadt ein Kunstquartier geschaffen hat, ohne daß ein Städel hierfür irgend etwas hinterlassen hätte, sondern nur aus den Beiträgen und durch die Widmung der Bürger, so ist die Frage nicht abzuhalten:

wie verhält es sich mit dem beabsichtigten Bau eines neuen Kunst-Instituts?

Zwar haben sich die höchsten Behörden des Frankfurter Gemeinwesens daran gewöhnt, sich in einen Mantel von Wachstuch zu hüllen und allen Tadel wie Wasser an sich herablaufen zu lassen, ohne jede Vertheidigung durch gesprochenes oder gedrucktes Wort; aber die Wirkung dieses Systems lockt nicht zur Nachahmung an und gern möchte man in dieser Zeit der Oeffentlichkeit eine Darstellung von dem gegenwärtigen Stand der Sache und von den Aussichten für die Zukunft von sachverständiger Seite erhalten.

Nachschrift der Redaction. Der geehrte Herr Verfasser scheint uns der Administration des Städel'schen Instituts noch zu Vieles einzuräumen; immerhin, wenn sie sich nur in Bezug auf das, worüber er Aufschluß wünscht, ausreichend erklärt. Das Grundübel ist in obigem Aufsatz nicht berührt; dasselbe liegt nämlich in der Einrichtung der Cooptation oder Selbstergänzung der Herren Administratoren, in jener verschrobenen Testamentsbestimmung, durch welche der wohlwollende Stifter den Sinn seines Vermächtnisses offenbar benachtheiligt hat. Wenn ein Mitglied der Verwaltung austritt, so hat für die Neuwahl weder die Eigenthümerin der Stiftung, die Bürgerschaft von Frankfurt, noch eine ihrer Behörden auch nur das Präsentationsrecht. So

können sich die Vorsteher ungestört in ihre Ansichten und in ihren Vorstellungskreis einspinnen; sie haben eine größere Machtfülle als der türkische Sultan, der doch mindestens auf die Ulema's und den Mufti einige Rücksicht nehmen muß. Es wäre wahrlich überflüssig, zu versichern, daß die Mitglieder der Administration von der Bürgerschaft durchweg als Männer von hoher Ehrenhaftigkeit allgemein geachtet werden. Aber nachdem unsere Verhältnisse dem Puppenstand entwachsen sind, in welchem ein kindliches, unmündiges Vertrauen vorgeschritten war, kann sich derselbe nicht länger auf einem einzigen Gebiet als Curiosum erhalten. Es muß durchaus der öffentlichen Meinung Gelegenheit geschafft werden, sich der Verwaltung gegenüber mit Nachdruck und Wirksamkeit äußern zu können. Völlig souveräne Ehrenmänner mit ihren möglicherweise obwaltenden Einseitigkeiten genügen hier nicht mehr, und auch die Presse reicht zur Uebung einer dauernden Controle schwerlich aus.

Charles Hesse.

Ein Lebensbild aus der Revolutionszeit.

(Schluß.)

Von seiner Familie nicht mehr beachtet, seines Commando's verlustig, trat Charles Hesse in eine Zeit bitterer Noth und Entbehrungen ein, die ungefähr ein Jahrzehend währte. In den Jacobinerclub zu Paris wurde er nicht aufgenommen; nachdem das Haus Orleans durch seine Verbindung mit Dumouriez verdächtig geworden, hatte der Club den Beschluß gefaßt, Personen fürstlicher Geburt für die Zukunft auszuschließen. Während in Paris die beiden prinzlichen Demokraten zu Gunsten der Republik wirkten, kamen die Stammsitze ihrer Häuser unter französische Herrschaft: Rheinfels, die Residenz der hessischen Linie, der Karl Constantin angehörte, und Kallenfels am Hahnebach, der bei Kirn in die Nahe fließt; Letzteres der Sitz der Fürsten von Salm-Kyrburg.

Wir müssen es dem „philosophischen General" nachrühmen, daß alles Leiden ihn in seiner Ueberzeugung nicht irre machen konnte. Als unter den schwankenden Maßregeln des Directoriums die Republik einzustürzen schien, als der achtzehnte Brumaire schon herandrohte, hielt sich Charles Hesse zu den Getreuen des Jahres 1793. Der Conventsmann Karl Duval begründete das „Journal der freien Männer", das den Politikern in der Regierung große Verlegenheiten bereitete; Charles Hesse war ein eifriger Mitarbeiter. Am 11. Juli 1799 gründete Drouet der bekannte Postmeister von St. Menehould den Club des Manège, in welchen die noch übrigen Schreckensmänner eintraten: der Maler David, der Corse Arena, der Negerbefreier Santhonax und Andere; es war eine wilde, krause Gesellschaft. Um sich ihrer zu bedienen und sie zugleich zu veredeln, traten Lamarque und Jourdan ein; ihnen folgte auch unser Prinz. Als der Club erst vertrieben und sodann aufgehoben wurde, betheiligte er sich noch im „Journal des hommes libres" am Kampfe gegen Sièyes. Diese Beharrlichkeit wurde selbst von Gegnern anerkannt, wie von dem Dichter d'Espaze, der ihn als einen zwar verwirrten, aber aufrichtigen kosmopolitischen Phantasten hinstellt:

Charles Hesse au moins fait preuve d'assurance;
Il ne se borne pas à régenter la France:
Illustre successeur de Cloots Anacharsis
Du fond de son grenier, sur son grabat assis,

Il insurge en espoir Berlin, Madrid et Rome;
Aux esclaves de Paul il lit les droits de l'homme,
Visite les Lapons, et dans son noble essor
Plante sur trois traineaux l'étendard tricolor.

Als der achtzehnte Brumaire vollendet war, gehörte Karl Constantin zu den Jacobinern, denen der Aufenthalt in Paris untersagt wurde. Er lebte nun, von der Polizei bewacht, in Saint-Denis.

Am 24. December des Jahres 1800 fand jene, von Bonaparte so schrecklich benutzte Explosion der Höllenmaschine in der Rue St. Nicaise Statt. Ungeachtet des Widerspruchs im Staatsrath und im Senat bestand der erste Consul darauf, daß die Terroristen und Jacobiner als Urheber zu bestrafen seien. Am 5. Januar erfolgte bereits das Urtheil gegen 130 Republikaner, darunter die Hauptmitglieder des Reitbahn-Clubs und namentlich Felix Lepelletier und Charles Hesse, die Bonaparte „als unbeugsame Freiheitsschwärmer haßte." Bald ergab sich, daß Saint Rejant und Carbon, die Verfertiger der Höllenmaschine, Royalisten waren. Dies benutzte Fouché, um die Deportation nach den Sechellen auf nur siebzig Unschuldige zu beschränken; die übrigen wurden an leidlicheren Orten untergebracht. Charles Hesse kam auf die Insel Ré bei Larochelle und lebte in der langweiligen Hauptstadt Saint Martin mehrere Jahre, bis ihm die Rückkehr in die Heimath gestattet wurde.

Unter den Personen, mit denen er in den Tagen seiner Noth in Berührung stand und die ihm thätige Theilnahme gewidmet, wird die Gemahlin des bekannten Staatsraths Röderer genannt, eine Frankfurterin, geborne von Guaita.

Noch immer dem Gedankenkreis angehörig, den man jetzt als die Ideen von 89 bezeichnet, suchte Prinz Karl für so viele gescheiterte Hoffnungen Trost in der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und in literarischer Thätigkeit. Dieser widmete er sich besonders in der Schweiz, wo er schon im Jahr 1803 seinen Aufenthalt nahm. Er wurde Anhänger der constitutionellen Monarchie mit liberaler Richtung. Dies machte eine Aussöhnung mit seinem ältesten Bruder, dem Landgrafen Karl Emanuel möglich; derselbe ließ dem abtrünnigen Prinzen die Apanage wieder ausbezahlen. In den Schriften, deren der ehemalige General eine ziemliche Anzahl ausgehen ließ, findet sich ein sonderbares Gemisch von guten Gedanken, namentlich über militärische Angelegenheiten, und grillenhaften Einfällen. In der Schrift „Le partisan", die zwei Auflagen erlebte, begleitet er jeden seiner Vorschläge mit dem triumphirenden Zusatz: Fiat lux (es werde Licht). Auch eine Neigung zum Prophezeien entwickelte sich in ihm. Die Einsetzung Ludwigs XVIII. war ihm willkommen; als aber seine Regierung Mißgriffe beging, weissagte er mit Bestimmtheit, daß Napoleon von Elba wiederkehren und auf kurze Zeit wieder die Herrschaft führen werde. Auch im Gespräch nahm er als eine ausgemachte Sache an, daß der entthronte Kaiser mit ihm an einem Tage sterben müsse. Nach der zweiten Restauration ließ er abermals eine Aufforderung, in besserem Sinne zu regieren, an das Ministerium der Tuilerien gelangen, indem er für den entgegengesetzten Fall den Untergang der Dynastie in Aussicht stellte und sich dabei auf seine erste Prophezeiung berief. Dies veranlaßte Reclamationen an die Regierung des Kantons Basel, in Folge deren der Unverbesserliche ausgewiesen wurde.

Im Jahr 1817 starb in Frankfurt eine Schwester des Prinzen, die Stiftsdame Wilhelmine von Hessen-Rothenburg. Karl Constantin reiste unmittelbar nach diesem Todesfall nach Frankfurt, welchen Wohnort er nun nicht mehr verließ. Nur einige Monate verlebte er in Mainz, wo er unter Anderen bei dem Professor Metternich, einem ehemaligen Clubbisten, als bejahrter Schüler mathematischen Unterricht nahm. Die Lebensweise, die er in den letzten Jahren führte, haben wir im Allgemeinen schon geschildert. Wie so viele ehemalige Theilnehmer an mißglückten politischen Bewegun-

gen, wandte er dem Lehrfach entschiedene Theilnahme zu. Es ist als ob solche Männer die Jugend als das Feld betrachteten, wo die Zukunftskeime besser als in veraltetem Boden sich entwickeln können.

Ganz konnte jedoch der beschauliche Naturfreund und Kosmopolite die Flegeljahre vom Jahr 93 nicht verleugnen. Es wohnte damals auf der Töngesgasse bei Zinngießer Neef ein noch erlauchterer Sproß eines Fürstenhauses, der unter ganz anderen Verhältnissen seine hohe Stellung verloren hatte: der Oberst Gustavson, ehemals König von Schweden. Derselbe hatte bisher gern Vormittags ein Stündchen am offenen Fenster in stiller Betrachtung zugebracht; unser sechsunsechzigjähriger Gamin jedoch verleidete ihm das unschuldige Vergnügen, indem er, so oft die Scheibe sich bewegte, herbeitrat und das dem Exkönig so verhaßte Ça ira zu singen und zu pfeifen begann.

Im Jahr 1821, am 19. Mai, starb der Prinz Karl von Hessen, fast siebzig Jahre alt; er hatte den gestürzten Kaiser noch um vierzehn Tage überlebt. Bei allen seinen Schwächen und Sonderbarkeiten gibt uns doch der fürstliche Jacobiner ein merkwürdiges Beispiel zu der Wahrnehmung, mit welcher Kraft und Lebendigkeit die Ideen der Aufklärung und des Jahres 1789 in dem Sinn der Zeitgenossen Wurzel faßten. Wer, der jetzt im Mannesalter steht, hätte nicht noch Greise gekannt, denen jene spätere so vervehmten Ideen noch am Lebensabend Klarheit und Frische verliehen, wenn auch, wie die Gegner sagen, ohne tiefere Poesie? Jetzt ist wohl das Geschlecht völlig ausgestorben; ob aber die später entstandenen Denksysteme bei einzelnen Persönlichkeiten wie im großen Ganzen gleiche Dauerkraft beweisen, steht noch in Frage.

Theodor Parker.

Nach E. Desor: Equisse de la vie de Théodore Parker.

(Fortsetzung.)

Der Sommer des Jahres 1859 war, wie wir Alle wissen, übermäßig heiß, so daß die Einsamkeit der vallée des ponts, sonst wegen allzugroßer Kühle gefürchtet, gerade die erwünschtesten Bedingungen für einen Genesenden zu bieten schien. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, Gelehrten, Schriftstellern aus allen Ländern hatte sich dort zusammengefunden. Die verschiedenen Elemente, welche alle diese Gäste mitbrachten, die Verhandlungen zu denen ihre in Bezug auf Wissenschaft, Moral, Religion und Staatsleben sehr verschiedenen Meinungen Veranlassung gaben, die zur Erörterung verschiedener Gegenstände angesetzten Besprechungen, die gute Laune, die ungeachtet der oft sehr lebhaften Controversen herrschte, die Bewegung auf den frischen Wiesen oder im Tannenschatten, die Ausflüge nach den berühmtesten Plätzen der Umgegend, alles das übte einen glücklichen Einfluß auf Parkers Gesundheit. Er fühlte sich in dem Grade gestärkt, daß er sich sogar in anhaltenden Handarbeiten übte.

Wie alle amerikanischen Landbewohner, hatte Parker in seiner Jugend im Walde gearbeitet. Der Wald von Combe-Varin bot ihm eine Gelegenheit, das Geschäft des Holzhackers wieder einmal zu betreiben. Vergebens riethen ihm die Freunde davon ab. Alles was wir erlangen konnten war, daß er nur eine Stunde des Tags dieser Arbeit widmen und daß er sich nur an kleine Bäume machen sollte. Jedoch nach wenigen Tagen meldete er uns, er fühlte Kraft genug um mehr zu leisten und er wolle jetzt eine große Tanne umhauen. Dies verrichtete er in der That mit einer ausnehmenden

Gewandtheit, zum Erstaunen aller Anwesenden. Nach einer halben Stunde fiel die Tanne nach der Richtung hin, welche die geübte Axt des Holzhackers Parker ihr bestimmt hatte.

Man kam überein, den von Parker gefällten Baum in Bretter sägen zu lassen, um daraus eine bedeckte Bank zu machen, auf der man im folgenden Sommer beisammen sitzen wollte. Aber als man versuchte den Baum unter die Säge zu bringen, fand man, daß er nur an der Wurzel gesund, im Inneren krank war.

Das fortwährende starke Arbeiten schien unserem Freunde sehr wohl gethan zu haben, er hatte wieder völlig seine alte Munterkeit und er war um sechs Pfund schwerer geworden. Eine solche Erscheinung bei einem Brustkranken konnte wohl die Hoffnung, wo nicht auf eine vollkommene Genesung, doch auf einen Stillstand in der Krankheit rechtfertigen. War es zu verwundern, daß er und seine Freunde sich einer süßen Täuschung hingaben?

Daß die Anwesenheit eines Mannes wie Parker unter solchen Umständen, in einer Gesellschaft von Personen, die sich sämmtlich geistigen Bestrebungen widmeten, ein Sporn und eine Wohlthat war, begreift sich leicht. Die Hausordnung von Combe-Varin beruhte auf der größten Freiheit für Jedermann. Man kam nur beim Frühstück zusammen; sodann ging Jeder nach eigenem Gefallen seinen Weg, suchte Blumen, Früchte, Moose, Fossilien, während Andere sich im Waldschatten mit Lesen beschäftigten. Abends nach dem Essen oder am Tag bei ungünstiger Witterung fand man sich am Tisch des Schlößchens zusammen zu belehrender Unterhaltung, bei welcher Parker immer der Eifrigste war, sich belehren zu lassen. Ein so wißbegieriger Mann, der zugleich des Ausdrucks in der Gedankenentwickelung Meister war, trug zur Besprechung ernster Fragen reiflich das Seinige bei. Auch leichtere Gegenstände waren mitunter an der Tagesordnung. Obwohl die Gesellschaft großentheils aus Gelehrten und Professoren bestand, täuschte sie sich doch weder über das Unvollkommene der Methoden, noch über die Schwächen und Verkehrtheiten der Priester der Wissenschaft. Parker hatte ein geübteres Auge als jeder Andere, wo es galt den wahren Werth der Menschen und der Dinge zu würdigen. Schlicht in seiner Denkweise wie im äußeren Benehmen, haßte er ganz besonders die hohlen Theorien, die aus Gefälligkeit und Rücksicht geschmiedeten Systeme; gern lachte er über jene Theologen und philosophirenden Naturforscher, die sich berufen glauben, bei jeder Veranlassung die göttliche Macht, Weisheit und Güte nachzuweisen. Die Engländer haben in ihren Bridgewaterbüchern jene Manier, sich auf die Vorsehung zu berufen, mißbraucht und somit der Sache, der sie zu dienen meinten, nur geschadet.*) Man kann Gott nicht auf Commando preisen. Daß die Amerikaner aus Gewohnheit oder aus Ueberlegung in ihren belehrenden Volksschriften das Verfahren der Engländer noch überboten haben, ist nicht zu verwundern; aber daß europäische Gelehrte sich ihnen auch zu diesen Diensten bereit finden, darf wohl sonderbar gefunden werden. In Bezug hierauf erfand Parker die köstliche satirische Geschichte: „Der antediluvianische Congreß der Hummeln", welche sein letztes Werk war.

Zu gleicher Zeit mit Parker, dem Stifter einer neuen unitarischen Congregation in Boston, befand sich auch Dr. Küchler aus Heidelberg, Vorsteher einer deutschkatholischen Gemeinde, in Combe-Varin. Aus ihren Gesprächen ging hervor, daß sie in wesentlichen Punkten übereinstimmten, vor Allem darin, daß der Mensch durch Entwickelung der in ihm liegenden guten Elemente zum Heil gelan-

---

*) Der Graf Bridgewater, der 1829 in Paris starb hatte ein Vermächtniß von 8000 Pf. St. zur Veranstaltung einer Reihe von Schriften bestimmt, welche die Waltung Gottes n den verschiedenen Kreisen der Schöpfung darlegen sollten. Am bekanntesten davon sind in Deutschland Buchlands Geologie und Charles Bell's Schrift über „die menschliche Hand."

gen könne. Doch war Parker weit mehr Theologe; die religiösen Triebe und Fähigkeiten im Menschen galten ihm für eben so positiv als die intellectuellen und sittlichen. In ihnen fand er den schönsten Vorzug unseres Daseins, der demnach auch die größte Sorgfalt verdiene; sie seien zumeist geeignet den Menschen zur Gottheit zu erheben, während sie unter schlechter Leitung ein furchtbares Werkzeug sein würden, das ganze Geschlecht rückschreiten zu machen. Küchler dagegen legte den Hauptwerth auf die Neigungstriebe und Fähigkeiten. Hieraus entstanden Meinungsverschiedenheiten, die sich besonders auf die Jugenderziehung und die Geltung der Religion in derselben bezogen.

Als Küchler, der starke, kräftige Mann, von Combe-Varin abreiste, nahm er Parkern das Versprechen ab, ihn auf der Rückreise in Heidelberg besuchen zu wollen. Aber schon am folgenden Tag kam die Nachricht bei den Freunden an, daß Küchler plötzlich verschieden sei.

Parker war von der Duldsamkeit, mit der man in unserem alten Europa jeden Gesichtspunkt gelten läßt und die Gegensätze mildert, erfreut und überrascht. So konnte auch er sich im Gespräch mit Orthodoxen wie mit Materialisten vertragen, wo er inneren Werth und Wahrheitsliebe zu finden glaubte. Zwischen ihm und Moleschott war der Meinungsunterschied allerdings groß, doch begegneten sie einander mit Wohlwollen und Vertraulichkeit.

Jedoch der Herbst kam und es schien nothwendig, daß Parker sich nun nach einem milderen Himmelsstrich begebe. Wohin? darüber waren die Ansichten getheilt. Moleschott empfahl Madeira, Andere waren für Egypten, wieder Andere für Südfrankreich oder Algier. Er aber sprach sich für Rom aus. Die wissenschaftlichen, künstlerischen und vor Allem die bibliographischen Schätze dieser Weltstadt hatten für ihn einen unwiderstehlichen, verhängnißvollen Reiz, und seine Willenskraft war so groß, daß keine Erwägung ihn von diesem Vorsatz abbringen konnte. Er reiste ab, hoffnungsvoll bei allen Befürchtungen seiner Freunde.

Parker war nicht bloß Philosoph und Theolog; auch Naturphänomene hatten für ihn große Anziehungskraft. Schon in Amerika hatte er weite Wege gemacht, um an unseren Untersuchungen über die großen Steinkohlenlager der Alleghani's theilzunehmen. Er hatte den Anblick der Küsten und die Verbindung der Pflanzen und der Thiere auf den verschiedenen Strandregionen von Amerika studirt. Er gab sich gern Rechenschaft über die Beziehungen der Geistesbildung zum Boden des Landes. Mit Interesse folgte er unseren Studien über die Orographie des Jura. Er war ganz glücklich als er die glänzenden Darstellungen des Herrn Martins aus dem Gebiete der Meteorologie und besonders dessen schöne Arbeit über die Kälte auf den hohen Bergen vernahm. Später vernahm er mit nicht geringerer Aufmerksamkeit die Mittheilungen Schönbeins über das Ozon und die tiefen Betrachtungen über die Zukunft der Chemie, welche der gelehrte Baseler Professor daran knüpfte.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Die Gemäldeausstellung in London wird in den nächsten Tagen eröffnet werden und die Zahl der angemeldeten Bilder war so groß, daß ihrer tausende zurückgewiesen werden mußten, trotzdem das Ausstellungslokal durch Neubauten erweitert worden ist. Einstweilen erfreuen sich die Ausstellungen der beiden Aquarellmalervereine eines sehr lebhaften Zuspruchs. Das bedeutendste hat auch in diesem Jahre wieder der deutsche Maler Karl Haag geliefert, der in England ohne Widerrede als der Erste in seinem Genre anerkannt wird. Nach ihm ist von deutschen Einsendern der in Leipzig angesiedelte Karl Werner zu nennen.

Schade nur, daß er nicht bei seinen so ausgezeichneten Architekturstudien bleibt, sondern sich auch auf Figurenbilder verlegt, für deren Durchführung ihm das künstlerische Gefühl mangelt.

Achtung für die Literatur. Die erste jüdische Gemeinde, die eine Bibliothek angelegt hat, ist die zu Breslau. Der kürzlich erschienene Katalog enthält 3500 Nummern und ist von dem Rabbiner Dr. Geiger durch ein Vorwort eingeleitet und mit einem Begleitschreiben versehen. In letzterem findet sich der folgende beachtenswerthe Ausspruch: „Achtung für die Literatur heißt nicht: jedes alte Buch als heilig, seinen Inhalt als verbindlich erklären. Ebensowenig ist darunter zu verstehen das einseitige Aufsuchen solcher Werke der Vorzeit, die den Anforderungen der Gegenwart entsprechen. Achtung für die Literatur ist die freudige Anerkennung, daß der Geist zu allen Zeiten nicht gerastet, wenn auch eine jede Zeit ihm ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; die Theilnahme mit der man das geistige Leben auf allen seinen Stufen verfolgt, während der weiteren Entwickelung vollster Raum gegönnt wird."

Von Justinus Kerner theilt das Schilleralbum folgenden wehmüthig ergreifenden Spruch mit:

Noch fließt die Quelle meiner Lieder,
Denn ihre Quelle ist der Schmerz.
Im Herzen wogt sie auf und nieder,
Bis stille steht das alte Herz.
Nur noch durch sie das Herz ich fühle;
Leis ist sein Schlag, fort seine Kraft.
Was Wunder, wenn still steht die Mühle,
Die siebzig Jahre hat geschafft?

Schmeichelhaftes von Arnold Ruge. Der ehemalige Herausgeber der Halle'schen Jahrbücher läßt sich neuerdings von Brighton aus über deutsche Verhältnisse vernehmen in der Schrift: „Was wir brauchen. Ein Memento Mori für das Preußen des Staatsstreichs. (Bremen, Strack, 1861)" Darin heißt es unter Anderem S. 32: „Sollen wir vierzig Jahre umsonst unsere Haut zu Markte getragen, unsere Jugend im Kerker, unser Alter in der Verbannung zugebracht, die Früchte unserer angestrengten Arbeit drei, viermal verloren, die Güter unserer Familien geopfert haben, um jetzt zu erleben, daß die Jugend feig und das Alter dumm geworden ist?"

Englische Literatur. Drei Geistliche der Staatskirche haben ihre Stimme für das Recht der freien Forschung in theologischen Dingen und zur Vertheidigung der Verfasser der „Essays and Reviews" erhoben: Der Rev. P. J. Wild in „A brief defence of Essays and Reviews"; der Rev. R. B. Kennard in „A protest addressed to the Bishop of Salisbury"; und der Rev. H. Jones in „Conscience versus the Quarterly, a Plea for fair Play towards the Writers of Essays and Reviews."

Abgekürzte Novellen. Unter dem Titel „Sketches of foreign novelists" hat Georgine Gordon sieben ausländische Erzählungen englisch bearbeitet, dieselben jedoch nach eigenem Gutdünken bis etwa auf ein Drittheil abgekürzt. Dazu gehören: die Schmuggler, von Flygare Carlen; die schwarze Tulpe, eines der 255 anerkannten Werke von Dumas, und Barfüßele von Auerbach. Von dem letztgenannte Werke sagt das „Athenäum", es sei längst in England eingebürgert und selbst ohne Abkürzung zu kurz befunden worden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 7. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 156.) Fünfte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Die Wahnsinnige.** Drama in 2 Akten, nach Melesville's „Elle est folle" von L. Angely. Harleigh: Herr Haase. Hierauf, neu einstudirt: **Der Mentor, oder: Der Weiberfeind in der Klemme.** Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen frei bearbeitet von J. W. Lembert. Magister: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N° 31. Mittwoch, 8. Mai 1861.

Theodor Parker.

Nach E. Desor: Esquisse de la vie de Théodore Parker.

(Schluß.)

Zwei große Natureindrücke waren es, die Parker noch nicht kannte; er hatte noch einen Vulkan und noch keine Wüste gesehen. Beides wollten wir nun in Gesellschaft ausführen und mit dem Vesuv den Anfang machen. Ich hatte ihm versprochen, ihn im Lauf des Winters in Rom aufzusuchen, von wo wir uns nach Neapel begeben wollten. Diese Hoffnung scheint seinen Muth aufrecht erhalten zu haben, ungeachtet des schlechten Wetters das früh anfing und dessen schädliche Wirkungen sich bald fühlbar machten. Was er an Kraft und Embonpoint in Combe-Varin gewonnen hatte, das verlor er bald in Rom. Der Aerger über die päpstliche Mißregierung, dabei das feuchte Klima und einige verdrießliche Vorfälle hatten merklich auf seinen Zustand eingewirkt; und als ich endlich, nach mehrmaligem unverschuldetem Aufschub, zu Anfang April 1860 zu ihm reisen konnte, fand ich ihn um zehn Jahre gealtert. Er war nicht mehr der frühere Theodor Parker, er war ein Greis. Umringt von der zärtlichsten Sorgfalt, gepflegt von seiner Frau, von seinen Freunden, Herrn Apthorp und seiner Familie, die einzig zu dem Zwecke nach Rom gekommen waren, ihm Gesellschaft zu leisten; mit brüderlicher Aufmerksamkeit behandelt von seinem Arzt, Herrn Dr. Appleton, der zugleich sein Freund und sein Vertrauter war, blieb er der Einzige, der den Muth nicht verlor. Er hatte nicht einmal völlig auf den Gedanken verzichtet, seinen Aufenthalt in Italien zu benutzen, um die Flora und die geologische Structur des Landes kennen zu lernen. Zu diesem Zweck hatte er sich seiner Gewohnheit nach bereits mit allen Handbüchern und anderen erreichbaren Hülfsmitteln umgeben. Was den Geist und das Gedächtniß betrifft, war es unmöglich besser vorbereitet zu sein; leider konnte der Körper nicht gleichen Schritt halten. Nachdem er einigemal in der Stadt ausgefahren, wurde es Jedermann klar, daß die beabsichtigte Reise nicht stattfinden konnte. Er selbst sah es nunmehr ein. Inzwischen ließ das schöne Wetter, auf dessen Eintritt man schon so lange rechnete, noch immer auf sich warten. Der Monat April, der gewöhnlich in Rom so schön ist, blieb regnerisch und kalt. Auf die getäuschte Hoffnung folgte Unbehagen und ein krankhafter Wunsch, Rom und sein schreckliches Klima so schnell wie möglich zu verlassen, um nach Florenz zu kommen. Sein Zustand hatte sich so sehr verschlimmert, daß wir über den Ausgang der Reise unruhig wurden; er selbst hingegen wollte von keiner Zögerung hören. Einst als ich mich allein an seinem Bette befand, hielt ich es für meine Pflicht, ihn von den Befürchtungen, die mir diese Reise einflößte, in Kenntniß zu setzen: „Und wenn Sie unterwegs der Anstrengung unterliegen sollten? Sterben in einer Herberge!" Er lächelte, und indem er mich einlud, mich ganz nahe zu ihm zu setzen, ergriff er meine Hand und sagte: „Hören Sie mich, mein Freund. Sie wissen, daß ich einige Herrschaft über mich selbst besitze, daß ich manchmal Beweise von Willenskraft gegeben habe. Nun, ich will nicht hier

sterben; ich will meine Gebeine nicht in diesem verwünschten Lande lassen; ich will nach Florenz gehen und ich werde auch dorthin gelangen, das verspreche ich Ihnen." Aber dann setzte er mit einer tonloseren Stimme hinzu: „Wenn ich einmal auf meinem Sopha bei Madame Molini in Florenz bin, dann komme was wolle; darüber hinaus verspreche ich Nichts." Es wäre unvorsichtig und hart gewesen, sich einem so entschiedenen Wunsche zu widersetzen. Den Tag darauf reisten wir über Perugia nach Florenz, nicht ohne daß vorher der zur Berathung herbeigezogene Arzt, Dr. Sarjent, seine Zustimmung gegeben.

Die Reise von Rom nach Florenz mit dem Vetturin dauerte fünf Tage, während deren unser Kranker eine bewundernswerthe Entsagung zeigte. Er war zu schwach, um mit uns die schönen Aussichtspunkte und berühmten Orte zu besuchen, die sich am Wege fanden. Wenn wir im Gasthof ankamen, war Ruhe sein erstes und fast sein einziges Bedürfniß. Aber er hielt darauf, daß wir, seine Reisegefährten, alles Zugängliche besuchen und nicht etwa aus Rücksicht auf ihn irgend Etwas verlieren sollten. Wenn wir zurückkamen, ließ er sich gern unsere Beobachtungen über die Natur und das Land, über Wachsthum, Aussichten, Eigenheiten der Bewohner mittheilen. Er entrüstete sich jedesmal mit uns, so oft wir eine jener zahlreichen Chikanen zu erleiden hatten, deren sich die päpstliche Polizei so gern zum Nachtheil der Reisenden bedient. Solches vermehrte nur seine Ungeduld, aus dem ihm so verhaßten Lande hinauszukommen. Auch empfahl er uns eindringlich, ihn alsbald zu benachrichtigen, wenn wir die Grenze überschreiten würden und ihn in diesem Fall ohne Furcht aus dem Schlaf aufzustören. Das thaten wir auch. Als ich ihm, nachdem wir das letzte kirchenstaatliche Polizeibureau verlassen, von Weitem am Rande des Wegs einen lustig roth, grün und weiß angestrichenen Grenzpfahl zeigte, fuhr er auf wie elektrisirt und seine Augen warfen mir einen jener glänzenden und beredten Blicke zu, die nur von einem tief erregten Herzen ausgehen. Wenn man so viel wie Parker für die Freiheit gethan hat, findet man sie gern auf seinem Wege wieder. In der That, hier begann das Königreich Italien; und er wußte, daß, wenn er sterben müsse, seine Gebeine doch in einem künftighin freien Lande ruhen würden.

Nachdem wir in Florenz angekommen waren, ging es wie er vorausgesehen und vorhergesagt hatte. Ermattet von den Anstrengungen des Weges, ließ er sich alsbald in sein Bett bringen, um es nie wieder zu verlassen. Auf den tiefen Schlaf folgte eine Ueberreizung, die ihm nur in Zwischenräumen den Gebrauch seiner edlen Geisteskräfte ließ. In einem dieser seltenen Augenblicke, wenige Tage nach unserer Ankunft in Florenz, rief er mich an sein Bett, um mir in Bezug auf die Bestattung seinen letzten Willen mitzutheilen. Die lichten Momente traten leider selten ein; aber auch die Delirien eines solchen Mannes haben Interesse. Seine Gedanken richteten sich, sobald er nicht durch ein physisches Bedürfniß in Anspruch genommen war, vorzugsweise auf die großen Fragen, die ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt hatten. In seinem Geist lebten damals zwei Theodor Parker; einer in Boston, wo er auf der Bresche stand und tüchtig arbeitete, ein anderer, der in Florenz krank lag. Er verschied am 10. Mai, ohne Schmerz und Todeskampf, in einem Alter von 49 Jahren und neun Monaten.

Zwei Tage nachher setzten wir seine sterblichen Reste im Schatten einer Cypresse auf dem schönen protestantischen Kirchhofe von Florenz bei. Das Begängniß fand in der von ihm vorgeschriebenen Weise statt. Er hatte mir, wie vordem seiner Gattin, besonders anempfohlen, jede Art von religiöser Feierlichkeit zu vermeiden. Sechs Freunde hatte er selbst bestimmt, die ihn zu seiner letzten Wohnung geleiten sollten; man sollte weder ein Gebet verrichten, noch eine Leichenrede halten; es sollte nur einer auf seinem Grab die Verse 3 bis 12 der Bergpredigt ohne Erläuterung vorlesen.

Dies war die Leichenbegleitung, die wir unserem Freund am 13. Mai, Nachmittags um 4 Uhr gaben, um die Stunde, in welcher er selbst an seine Gemeinde das

Wort zu richten gewohnt war. Ein einfaches Mal von Sandstein mit der Angabe seines Geburts- und seines Todestages wird künftig den Ort bezeichnen, wo unter dem Himmel Italiens der große Freund des Lichtes von der jenseitigen Küste des atlantischen Meeres begraben liegt, er, der Hort und die Stütze der Unterdrückten und einer der schönsten Charaktere seines Vaterlandes.

Zur Ergänzung dieser Skizze füge ich einen seiner letzten Briefe bei; denjenigen, den er von Rom aus schrieb.

„Rom, den 27. März 1860. Lieber Desor! Rom hat mir nicht wohlgethan. Der Winter war mild, aber unangenehm — regnerisch, windig, wolkig, launenhaft. Ich habe seit ich hier bin jeden Monat an Gewicht drei bis vier Pfund verloren und wiege jetzt wenig mehr als 130 englische Pfund statt der 150 bis 155 vom letzten Sommer. Der Husten wurde schlimmer als je, viel schlimmer, und meine Kraft ist hin. Ich habe wenig Appetit und schlechte Verdauung. Ich wartete lang auf Sie, um mit Ihnen nach Neapel zu gehen, aber Sie kamen nicht.

Ich hatte wenig Vertrauen auf Rom, und als ich es betrat, dachte ich, ich würde es nie mehr verlassen, aber ein unerbittliches Schicksal, über das ich Ihnen nicht genauer sprechen kann, trieb mich. Ich that nicht wie ich wollte, sondern wie ich mußte, und kam her um den Gnadenstoß zu erhalten, der all meinen Leiden ein Ende macht. Ich denke doch, ich kann noch in die Heimath gelangen um dann ins Grab zu steigen. Ich bin zufrieden: ich lasse Vieles unbeendigt und mein ganzes Leben unvollkommen; aber ich habe gethan was ich konnte. Ich habe kein gemeines Leben geführt. Die Motive, die Ziele und die Mittel dazu waren alle edel und höherer Art. Ist mein Leben kurz, so ist das nicht meine Schuld, sondern einzig mein Unglück. Ich habe nicht gethan, was ich erwartete zu thun, sondern nur was ich konnte unter den sehr ungünstigen Verhältnissen die mich rings umgaben.

Wir werden bis ungefähr den ersten Mai in Florenz bleiben, wo ich Briefe von Ihnen post restante erwarte. Sagen Sie mir, was Sie machen, was Sie schreiben, und welche wichtigen Bücher in Ihrem Fach in Deutschland und Frankreich erscheinen.

Mit Anhänglichkeit Ihr Freund

Theodor Parker.

N. S. Liebe Seele, warum können Sie nicht nach Florenz herunterkommen? Wir könnten vielleicht zusammen eine hübsche Reise haben. Ihre Gegenwart würde für mich eine Arznei sein, besser als sie Dr. M. verschreiben kann. Alle meine Pläne sind unbestimmt bis ich Florenz sehe; sie hängen von meiner Gesundheit und von dem ab was ich von Ihnen höre. Ich lasse Gegenwärtiges in Florenz auf die Post legen, denn hier öffnen priesterliche Behörden die Briefe und vernichten sie mitunter auch ohne Zweifel. Schreiben Sie mir, sobald Sie dies empfangen. Gerne möchte ich Sie wiedersehen. Vor wenig Monaten hatte ich einen sehr zärtlichen nnd rührenden Brief von Rogers; gute Seele, er vergißt einen kranken Menschen nicht. Ich denke, alle meine Freunde sind außer Gefahr vom Senatsausschusse her, der es unternahm, die Sache von Harper und John Browne zu untersuchen. Nichts ist gefunden worden, das nicht vorher bekannt war, und das Wichtigste an der Sache ist noch ein Geheimniß! Geh mein Sohn, sagte der alte Oxenstierna, und sieh, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.“ — —

Parkers Hauptschriften sind: seine englische Uebersetzung von de Wette's „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament“; seine Rede über die Religion, seine Predigtsammlungen, seine Selbstbiographie. Das Werk über den Ursprung der Religionen bei den wichtigsten Stämmen des Menschengeschlechts und seine Biographieen berühmter Amerikaner werden noch erscheinen.

Das Medaillon Theodor Parkers, das der Desor'schen Skizze voransteht, zeigt ihn den Büsten altgriechischer Philosophen ähnlich, kahlköpfig, mit wallendem Bart um Mund und Kinn.

Daniel François Esprit Auber.

Ein Artikel in der Wiener Presse: „Musikalische Erinnerungen aus Paris" von Eduard Hanslick bringt interessante Notizen über die Persönlichkeit des greisen Pariser Tonkünstlers. Auber liebt Paris über Alles, er verläßt es niemals; ihn fesselt nicht, wie Rossini, das Landleben; er bringt auch den heißesten Sommer in Paris zu. Zu jeder Zeit finden wir ihn in seiner eleganten Wohnung, Rue St. Georges. Haus und Straße haben etwas ruhig Vornehmes, sie präludiren entsprechend der aristokratischen kühlen Eleganz welche uns im Innern erwartet. Wir finden den berühmten Tonsetzer in bequemem Schlafrock, zusammengekauert auf einem niedrigen Fauteuil. Ein schneeweißer Kopf erhebt sich von der Partitur; es grüßt uns eine kleine dürre Gestalt. Das faltige Gesicht scheint fast zu verkohlen unter der Gluth zweier tiefschwarzer, leidenschaftlicher Augen. Wie unstät und durchdringend schießen diese Falkenaugen aus dem Versteck der dichtbuschigen Brauen hervor! Auber's Kopf ist nichts weniger als edel; mit seiner unfertigen Nase, den vordrängenden Backenknochen, dem breiten Mund erinnert er beinahe an Schelling. Aber diese merkwürdigen Augen geben ihm einen Ausdruck ungewöhnlicher Intelligenz. Sie lächeln nicht groß und freundlich an, wie Rossini's braune Sterne; blitzschnell packen sie, scheu, meuchlerisch. So mußte der Mann aussehen, der die Verschwörung der neapolitanischen Fischer wieder lebendig machte. Den Sänger der heitersten, moussirendsten Melodien von Paris hingegen würde man in dem ernsten Greise nicht vermuthen. Ich sah ihn lächeln, dessen Musik zu lächeln kaum aufhört.

Auber's Gespräch bewegte sich in feinen, knappen, etwas geschäftsmäßigen Formen, freigebig mit Höflichkeiten, sparsam in allem Uebrigen. Er glich mehr einem Diplomaten oder Banquier, als einem Musiker. Mir fiel ein, daß Auber ursprünglich für die kaufmännische Carrière gebildet war. Die Umgebung stimmt dazu. Das Arbeitszimmer athmet eleganten und geschmackvollen Comfort, aber nicht die lauschige Heimlichkeit einer Poetenwerkstatt. An den Wänden zahlreiche Bilder: schöne Frauenköpfe. Zwischen kostbaren Kupferstichen noch Le Bruns „Alexanderschlacht." „Die Kunst ist Eins", erklärte der Herr des Hauses, „und unverständlich bleibt mir ein Künstler, der nicht zugleich die übrigen Künste liebt." Dabei sah er viel schwächer, abgestorbener aus, als er in Wirklichkeit ist. Eine beneidenswerthe Spannkraft streckt noch diesen scheinbar verfallenen Leib. An den kalten Tagen des vorjährigen Herbstes konnte man den alten Herrn in leichtem einfachem Rock über die Bouvelards eilen sehen. Frühmorgens, während Paris noch in den Betten liegt, reitet er spazieren. Auber, der bekanntlich seine frischesten Melodien zu Pferde erdacht, ist diesem jugendlichen Vergnügen noch nicht untreu geworden. Ja, als echter Franzose soll er auch sein Herz merkwürdig conservirt und noch keineswegs vergessen haben, „was", nach Spohr's Versicherung, „den Waidmann in den Wald treibt."

Auber hat keinen Augenblick aufgehört, mit Eifer und Ehrgeiz zu arbeiten. Die Notenblätter, über welche ich beim Eintreten das weiße Haupt gebeugt fand, gehörten zu Auber's neuester Oper, deren Aufführung noch in dieser Saison bevorsteht. „C'est une imprudence dans mon âge", flüsterte der 77jährige Componist *), indem er auf

---

*) Auber wurde am 29. Januar 1784 zu Caen in der Normandie, wohin seine Eltern eine Reise von Paris aus gemacht hatten, geboren.

die Partitur deutete. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß der Erfolg dieser Winterfrucht das Wort „imprudence“ womöglich in „miracle“ umändere. Denn Auber's Verdienste um das französische Theater sind so groß und glänzend, daß ein Mißerfolg des greisen Meisters fast einem National-Undank gleichkäme. Mit weit besserem Recht stände Auber's Standbild im Atrium der Opéra comique, als Rossini's Statue im Treppenhaus der Großen Oper steht. Außer „Guillaume Tell“ hat Rossini für die Pariser Oper so gut wie Nichts geschaffen; das Wenige, was sie sonst noch von ihm vorführt, sind Bearbeitungen aus dem Italienischen. Die Verdienste Rossini's und selbst jene Meyerbeer's um die Pariser Oper erscheinen — aus dem Gesichtspunkt französischer Kunst — von jenen Auber's überstrahlt. Wir legen hierbei nicht einmal besonderen Nachdruck auf Auber's Arbeiten für die große Oper, obwohl darunter die epochemachende „Stumme von Portici“, die glänzende „Ballnacht“ und Aehnliches sich befindet. Auber's Bedeutung ruht in der komischen Oper, also in der echtesten duftigsten Blüthe der französischen Musik. Von allem Anfang an, seit Philidor, Monsigny, Grétry die Cultur der komischen Oper begründeten, blieb sie dasjenige musikalische Genre, in welchem die französische Nation sich am natürlichsten, feinsten und geistreichsten bewegte.

Ohne Auber würde die gegenwärtige Opéra comique nur vegetiren; er ist ihre Hauptstütze, und ziert wöchentlich ein bis zwei Mal das Repertoire. Mit den besten seiner Werke hat sich Auber längst neben Isouard und Boïeldieu gestellt; mit seinen schwächsten überragt er wenigsten noch immer die meistens seiner zahllosen Nachahmer

In Auber's Erinnerung der Opéra comique lebt eine viel vollkommenere Blüthe dieses Instituts. Sowohl die Gesangskunst als die Darstellung findet er gesunken seit der Zeit, wo er den „Schwarzen Domino“ für die Cinti-Damoreau schrieb. „C'était une artiste!“ wiederholte er, um den Gegensatz zu der gefeierten Ugalde und ihren Colleginnen zu bezeichnen, welche ihm bloß als „geschickte Sängerinnen“ gelten. Hingegen sprach er von Montaubry, dem würdigen Nachfolger Roger's und trefflichsten aller Fra Diavolo's, mit großer Achtung.

Auber bleibt im Sprechen karg und gemessen, dabei in Miene und Haltung unbeweglich. Hingegen schien er mit Interesse zu hören, was ich ihm von deutschen Theaterzuständen, namentlich in Bezug auf seine Opern, mitzutheilen wußte; er selbst war, sonderbar genug, nie in Deutschland, nie in Italien gewesen. Von der neuen musikalischen Bewegung wußte er nur von Hörensagen. Als ich Wagner erwähnte, begann Auber von den Conservatoire-Concerten zu sprechen. Die Direction des Conservatoriums (die er bekanntlich nach Cherubini's Tod antrat) macht ihm, nach seinem eigenen Geständniß, wenig Mühe, „weil er glücklicherweise erst dazu kam, nachdem er seine Carrière gemacht“; in früheren Jahren hätte ihn diese Beschäftigung nie dazu kommen lassen, „Carrière zu machen“. Mir fiel das allgemein verbreitete Gerücht ein, daß Auber während der Prüfungen der Conservatoristen regelmäßig schlafe, eine Form der Theilnahme, die man dem alten Herrn gerade nicht verargen kann.

Ueber die musikalische Kritik in Paris sprach Auber ein unumwundenes Verdammungsurtheil und stimmte hierin fast wörtlich mit Rossini überein. Nachdem gerade diese beiden berühmten Veteranen von der Pariser Kritik nur mit Weihrauch und Myrrhen behandelt werden, was sie ausdrücklich hervorhoben, hat ihr Bannspruch ein schweres Gewicht. Nimmt die Pariser Feuilletonkritik sich doch kaum die Mühe, ihre Unwissenheit oder Feilheit zu maskiren. Auf meine Bemerkung, daß solche Zustände sich in einer deutschen Residenz unmöglich erhalten könnten, erwiderte Auber sehr treffend: „Bei Ihnen in Deutschland ist die Kritik eine Gewissenssache, hier ist sie eine Geschäftssache. Man treibt dies Geschäft wie jedes andere: um Geld zu machen.“ Als ich mich empfahl, hatte ich die ganze Höflichkeit des berühmten Mannes noch nicht kennen gelernt. Er überraschte mich am folgenden Tage mit der Zusendung eines

liebenswürdigen Briefchens. Die Hand, welche den „Fra Diavolo" geschrieben, hatte es nicht verschmäht, mir durch einige nie erwartete Schriftzüge ein werthvolles Erinnerungszeichen zu schaffen.

Eine Rheingauer Kellerfahrt.

„Wollt Ihr bis Sonntag mit zu einer Kellerfahrt nach Rüdesheim", fragte mich Max Wirth dieser Tage. Max Wirth nennt die Leute gern „Ihr" und ich liebe es auch das gradaus sehende, ehrliche „Ihr". Eine Kellerfahrt nach Rüdesheim! Das war für mich norddeutsches Landeskind eine Idee, die unmittelbar zündete und ich sagte freudig Ja. Wir fuhren Sonntag Morgens ab. In Castel stieg Julius Faucher zu uns, der Apostel der deutschen Volkswirthschaft, in Wiesbaden kamen weitere Kellerfahrer dazu, darunter Braun, wills Gott der Präsident auch des nächsten deutschen Parlaments. So gings weiter in traulichem Gespräch dem Rheingau zu nach Rüdesheim. Auf dem Bahnhof stand schon der freundliche Führer in die Geheimnisse der Rüdesheimer Kellerwelt, Herr Dilthey, und hieß uns folgen in den Darmstädter Hof, wo bei siebenundfünfziger Asmannshäuser mit einem solennen Frühstück die vorbereitende Grundlage gelegt wurde. Dann erst wurde die lustige Fahrt angetreten nach dem Keller von Saal und Dilthey. Von fern her blickten schon die Grubenlichter, die angezündet waren in dem Schacht, wo die wahren Schätze des deutschen Nibelungenhorts geborgen lagen. Wir stiegen hinab zwölf Stufen tief und der kräftige Duft der Kellerzauberwelt wehte uns entgegen aus der Tiefe der mächtigen, hochgewölbten Halle. Das war ein stattliches Lager. Auf drei Säulen ruhten die weitgespannten Gurtgewölbe, und nach hunderten zählten wir die Stückfasser, die rechts und links in Doppelreihen sich der Tiefe des Kellers entlang hinzogen. Mächtige, acht Fuß dicke Wände schützten den Nibelungenhort, daß nicht die durstigen Sonnenstrahlen den von ihnen selbst geschaffenen Geist wieder entführten, ehe er seinen Zweck erfüllt, nämlich dem Menschengeschlecht zu beweisen, wie lieb unser Herrgott das deutsche Volk von jeher gehabt. Wir gingen chronologisch zu Werk. Zuerst füllten sich die Römer mit Sechsundvierziger. Das war ein Duft, ein Feuer, eine Kraft! So mild und zart, so gehaltvoll und kräftig ist nur der reife, in seiner eigenen Fülle gesättigte Geist des Mannes. Da war aller Zuckerstoff der ersten brausenden Jugendglut schon aufgelöst in den reifen Gehalt und die Kraft der ersten Firne. Mir fiel Wilhelm Hauf ein und der Bremer Rathskeller, aber wir hatten keine Zeit zu Phantasien, so rasch wechselten die Proben mit ihrem immer steigenden Hochgenuß. Er ist ein prächtiger Mann geworden der Sechsundvierziger, aber die Jugend der letzten drei Gnadenjahre, sie hat doch noch mehr Fonds und sprühenden Geistesgehalt. Da rang zunächst der feurige Rauhenthaler Siebenundfünfziger mit seinen Nachbarskindern und Altersgenossen, mit dem starken Schloß-Johannisberger und dem weichen, köstlich duftenden Geisenheimer um die Palme des Sieges, und die Preisrichter standen in Gruppen umher und wußten nicht aus noch ein, denn wer gerade über die Zunge glitt, der war der beste. Der Rüdesheimer endlich machte allem Zweifel ein Ende. Hoch Rüdesheim! scholls aus dem Mund der Tafelrunde, hoch Rüdesheim für immer! „Das war die Blume der Ritterschaft, das war der Erste an Milde und Kraft!" Ich dachte daran, als ich den köstlichen süßen Feuertrank von Neunundfünfzig hinunterschlürfte, was ich doch bisher alles für Rheinwein und Rüdesheimer hatte trinken und bezahlen müssen und wie ich dabei doch auch nicht einmal ein entferntes Geschwisterkind des wahren Rüdesheimers zu schmecken bekommen. Jetzt erst

wurde mir armen norddeutschen Landeskind all die Begeisterung klar, die der Rheinländer für seine Weinberge hegt, jetzt erst verstand ich, was M. Claudius seinerzeit damit sagen wollte: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben". Was will der Tokaier, der Wein von Malaga und Xeres, von Bordeaux und Burgund gegen diesen blonden Wunderknaben im Rheingau! Ihr Rheingauer Weinhändler, ihr habt freilich gut sagen, wir fürchten uns nicht vor den Franzosen und wenn auch kein Heller Schutzzoll mehr bezahlt wird, denn ihr könnt dem Franzmann wohl gar noch ein Paar Kopflängen vorgeben. Die zwölf Stationen der Freude und des Genusses waren endlich durchgekostet, und es war gut, denn es brickelte und glühte in den Adern wie eitel Feuer. Aber das Feuer stieg doch blos bis zum Herz, an den Kopf kam es nicht, und mit einem schallenden Hoch auf den freundlichen Wirth und ersten deutschen Weinbauer, auf Herrn Dilthey, stiegen wir wieder hinauf aus dem düsteren Schacht an das Sonnenlicht. Wir hatten noch mehr vor an dem Tag, wir wollten noch auf den Niederwald, und so gings mit Jubel und Lachen das alte Rüdesheim hinauf, vorbei an den Stammhäusern der Bassenheim, der Schönborn, der Metternich, vorbei an all den Lagen, wo das köstliche Naß gewachsen war, das wir vorher geprobt. Die Sonne trieb sich mit dem Gewölk, zwischendurch fiel ein feiner Regenschauer und dann blitzte und lachte wieder der weite Rheingau und das Gebirgege genüber desto prächtiger und leuchtender zu uns herüber. So kamen wir über die Rossel und an der Zauberhöhle vorbei endlich am Jägerhause an. Im oberen Saal war der Tisch gedeckt und wir ließen uns nicht lange nöthigen. Die Toaste folgten sich rasch, Faucher sprudelte wieder von Witz und Geist, er der gleich sehr in Erstaunen setzt durch den Reichthum seines Wissens und seines Geistes. Die freundlichen Gastgeber hatten auch für das Ohr gesorgt, zwei Tyrolerpaare accompagnirten mit Guitarre, Holzspiel und Gesang und riefen die Gedanken wach zum Vergleich zwischen dem lieblichen Zauber des engen Rheinthals und der großartigen Majestät des Hochgebirges. Wir saßen beim Champagner, da füllte sich allmälig der Saal mit neuen Gästen. Es waren die Mitglieder des Rüdesheimer Gewerbevereins, der heute seine erste Versammlung hielt. Nun begann der Ernst, und die Frankfurter und Wiesbadener Gäste hatten nun zu zeigen, daß sie all der Freundschaft und Herzlichkeit auch werth gewesen. Franz Wirth eröffnete den Reigen. Er sprach über die Bedeutung der Gewerbevereine in seinem gewöhnlichen frischen und kräftigen Ton. Ein süddeutscher homo novus aus Kurhessen, ein Herr Jungermann, folgte mit einem Vergleich der alten Zünfte und der neuen Gewerbevereine. Auch Max Wirth, sprach und Braun aus Wiesbaden prägte dann den Ausführungen seiner Vorgänger den concreten nassauischen Stempel mit der gewohnten Klarheit und dem alten frischen Humor auf. Endlich faßte Faucher die Sache am praktischen Ende an. „Wir prüfen die Person, der Engländer die Waare, wir prüfen den Schuster, der Engländer die Stiefeln — das ist die Geschichte von Theorie und Praxis, das ist die große Lehre vom Unterschied." Die Rede war der Glanzpunkt des Tages, alle schüttelten sich vor Lachen und ich sowohl wie die wackeren Rüdesheimer hätten wohl noch lange dem liebenswürdigen Redner zugehört. Aber die Scheidestunde schlug und das hatte auch sein Gutes. Denn Kellerfahrt, Champagner, Cigarren und Volksreden, das sind vier Dinge, die auch ein kühles norddeutsches Menschenkind warm machen können. So gings denn wieder den schönen Niederwald hinab. Franz Wirth jodelte und schuchzte und wir Anderen lachten, der Rhein schimmerte im Gold der Abendsonne, die sich hier und da mit zauberischer Pracht über einzelne Partieen der dunkel werdenden Landschaft ausgoß. Noch ein Händedruck, ein warmes Wort des Dankes am Bahnhof, und dann gings wieder heim in das gewohnte Geleis. Fahr wohl du schöner Rhein, fahr wohl du Perle des Rheingaus, du Rüdesheim und vor Allem du, schöner, kühler Keller voll bester Himmelsgabe — wär's auch auf Nimmerwiedersehn!

Notizen.

Das Wolfram-Denkmal in Eschenbach. Am 1. Mai fand die Enthüllungsfeier des Wolfram-Denkmals in erhebender Weise statt. Deputationen von Behörden und die Gesangvereine aus der ganzen Umgegend waren der Einladung des Festcomité's in das festlich geschmückte Städtchen gefolgt, um dem großen Dichter aus der Blüthezeit mittelalterlicher Poesie die Anerkennung von Jahrhunderten zu zollen. Auf schönem Sockel, der zugleich als Brunnen dient, erhebt sich in edler lebensgroßer Gestalt die herrliche aus Zink gegossene und bronzirte Statue Wolfram's mit dem verdienten Lorberkranze auf dem Haupte, in der Linken das Schwert, in der Rechten die Leyer haltend. Von besonderer Schönheit sind die Gesichtszüge. An dem Sockel befindet sich folgende aus Wolfram's Hauptwerk, dem „Parcival", entnommene und auf den nützlichen Zweck des Denkmals passende Stelle:

Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Befruchtend gibt das Wasser Kraft
Aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug' erhellt;
Wasser wäscht manche Seele rein,
Daß kein Engel mag lichter seyn.

Etwas weiter unten befindet sich die anspruchslose Inschrift:

Errichtet von Maximilian II.,
König von Bayern.

Hervorgehoben verdienen auch die vier schönen majestätischen Schwäne zu werden, aus deren Schnäbeln das Wasser in das Bassin fließt und die auf die von Wolfram am Schlusse seines Parcival erwähnte Schwansage Bezug haben.

Von wissenschaftlichen Vorträgen, die neuerdings im Druck erschienen sind, heben wir folgende hervor: Prinz Eugen von Savoyen, drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861 von Heinrich v. Sybel. München, Literarisch-artistische Anstalt (Cotta), 1861. — Ueber das englisch-preußische Bündniß im siebenjährigen Kriege, von A. Schäfer, Professor in Greifswalde. Berlin 1861. — Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 2. März 1861, von Dr. Karl Schwarz. Gotha, Thienemann, 1861. — Goethe in Italien, Vorlesung zum Besten des Goethedenkmals in Berlin von Hermann Grimm. Berlin, Hertz. — Das Träumen, von Dr. Erdmann, Professor in Halle. Ebenda, 1861.

Die Pariser Claque ist in einem Artikel des „Deutschen Museums" recht anschaulich geschildert. In der Mitte des Theaters, gerade unter dem Kronleuchter, sitzt der Generalstab; um ihn schaaren sich in regelmäßigen Distanzen die Hauptleute, deren jeder über eine Compagnie von 10 bis 12 Gemeinen, sogenannten „Römern", commandirt. Die Hauptleute müssen intelligent sein, um die Intentionen ihres Chefs zu verstehen; die Gemeinen arbeiten ihnen nur blindlings nach. Die Visitenkarte des Oberhauptes lautet: „Monsieur, dit „père" David, entrepreneur de succès lyriques, dramatiques et chorégraphiques à l'Académie impériale de musique et de danse."

Bazar zum Besten armer Kinder. Der seit einiger Zeit durch einen Kreis hiesiger Damen, zumeist Frau von Guaita-Mumm, vorbereitete Bazar zum Besten armer deutscher Kinder in Paris hat am Freitag in dem von Herrn G. Seufferheld freundlichst dazu überlassenen Lokale stattgehabt und eine Einnahme von über fl. 3000 geliefert. Zwanzig Damen hatten sich dem Verkaufe unterzogen. Die Bazare für Hamburg, Schleswig-Holstein u. s. w. hatten kaum schönere Resultate ergeben.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 8. Mai. (Außer Abonnement.) Sechste Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Der Königsleutenant.** Romantisches Zeitbild aus Goethe's Jugend in 4 Akten von C. Gutzkow. Graf Thorane: Herr Haase. Hierauf: **Eine Parthie Piquet.** Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen des Fournier. Chevalier von Rocheferrier: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 32. Donnerstag, 9. Mai 1861.

Alfred Rethel.

Blätter der Erinnerung von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig 1861.

Nicht allein die Kunsthistoriker sind dem Verfasser dieses Lebensumrisses zu Dank verpflichtet, auf deren Anerkennung der Biograph allerdings eine besondere Berechtigung hat, auch das weit größere Publikum der Kunstfreunde, die Rethel's Werke bewundern, wird mit großer Theilnahme dieses anziehende Bild von dem inneren und äußeren Leben eines der hervorragendsten Künstler unter unsern Zeitgenossen hinnehmen. Der Verfasser bietet uns eine aus frischer Erinnerung an den hingeschiedenen Freund geschriebene Skizze, die freilich, mancher selbstverständlicher Umstände halber, nicht ganz ohne Lücken bleiben konnte. Wir geben daraus unsern Lesern folgenden gedrängten Ueberblick der leider zu kurzen Laufbahn des Künstlers.

Alfred Rethel, geboren bei Aachen den 15. Mai 1816, zeigte schon in zarter Jugend eine entschiedene Anlage zur Malerei und wurde im Alter von 13 Jahren als Schüler in die Akademie zu Düsseldorf aufgenommen. Der heilige Bonifacius, das erste Bild des damals sechzehnjährigen Künstlers, erhielt verdiente Anerkennung. Er versuchte sich in mannichfachen Entwürfen und Compositionen, bis 1837 der Entschluß in ihm reifte, nach Frankfurt überzusiedeln, wo ihn die Persönlichkeit und das Wirken Philipp Veit's besonders anzog. Während seines hiesigen Aufenthaltes, sowie in der ganzen Folgezeit bis zum Ausbruche seiner beklagenswerthen Krankheit, war sein Dichten und Trachten, seine volle, unermüdliche Thätigkeit dem künstlerischen Schaffen geweiht. Als im Jahre 1840 eine Concurrenz zur Ausschmückung des Aachener Rathhaussaales mit Freskobildern, welche die bedeutsamsten Momente aus dem Leben Karls des Großen darstellen sollten, ausgeschrieben ward, trugen Rethel's Entwürfe den Sieg über die seiner Mitbewerber davon, ihre Ausführung wurde jedoch durch ungünstige Umstände, zum Theil sogar durch confessionelle Opposition verzögert. Auf eine Reise nach Dresden (1842) folgte eine Fahrt über die Alpen mit längerem Aufenthalte in Rom. 1846 genoß er in Berlin die ihm als Künstler gebührende anerkennendste Auszeichnung von seinen Kunstgenossen, wie auch von Seiten des Königs. Letzterem legte er seine Entwürfe zu den Fresken für den Aachener Rathhaussaal vor, deren Ausführung er endlich 1847 beginnen konnte. Seit dem Herbst 1848 bis zum Jahre 50 brachte er den Winter in dem an Kunstschätzen und Künstlern so reichen Dresden, den Sommer in Aachen, mit seinen Freskobildern beschäftigt, zu, und im Herbst 1851 verheirathete er sich mit einer Tochter des Malers, Professor Grahl in Dresden. Allein hier trat schon für den Unglücklichen der Wendepunkt seiner zu so hochfliegenden Hoffnungen berechtigenden Laufbahn ein; seine junge Frau erkrankte schwer, bald nach der Hochzeit — sie genas zwar wieder, aber in ihm selbst zeigten sich nunmehr die Keime des furchtbaren körperlichen und geistigen Siechthums, das ihn langsam und unerbittlich in die Schatten der ewigen Nacht hinabzog. Mit seiner ganz wiederhergestellten Frau trat er eine Reise nach Rom an, in der Hoffnung, dort dem

heimtückischen Uebel zu entgehen, aber nur zu bald erwies sich sein Zustand als ein rettungsloser, und nach der Rückkehr nach Deutschland vertraute man ihn der Sorgfalt des Dr. Richarz *) in Endenich bei Bonn an. Da auch dieser Kurversuch erfolglos blieb, so nahmen ihn Mutter, Schwester und Bruder zu sich nach Düsseldorf in ihre treue Obhut und Pflege, bis endlich seine Auflösung in der Nacht auf den 1. December 1859 erfolgte.

Was Rethel's künstlerische Schöpfungen angeht, so wird ihm erst eine künftige Zeit seinen bestimmten Platz in der Kunstgeschichte anweisen können. Wir können in Betreff der Kunst unserer Epoche keine geschichtliche Betrachtung festhalten, wir dürfen nicht das Urtheil über dieselbe abschließen wollen, weil unsere Kritik selbst ein Kind unserer Zeit, selbst viel zu sehr in den Anschauungen derselben wurzelt. Wolfgang Müller geht deshalb schon gewiß viel zu weit, wenn er als Ergebniß seiner Untersuchungen zu erkennen glaubt, „daß Rethel auf dem Gebiet der Kunst der größte geschichtliche Maler gewesen ist." Unter den von ihm vergleichsweise aufgestellten Namen der Koryphäen der neueren deutschen Kunst vermissen wir noch manche, die als Vertreter der biblischen wie profanen Historienmalerei nicht minder mit Auszeichnung zu nennen sind, wie Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Führich u. A. Wenn wir in Folgendem nicht mit unserer subjektiven Ansicht zurückhalten, so wollen wir jedoch dieselbe keineswegs als maßgebend und endgültig betrachtet wissen. In vielen Werken Rethel's reißt uns eine mächtige und grandiose Auffassung, eine ernste und gewaltige Poesie zur Bewunderung hin, selbst, wo sie an das Düstere und Unheimliche anstreift, und gewiß entfaltet er in mancher Composition eine Energie der Darstellung, die in diesem Genre nicht leicht ihres Gleichen finden dürfte. Außer den Fresken im Rathhaussaale zu Aachen, rechnen wir gerade die im Holzschnitt bekannt gewordenen Zeichnungen: „Ein Todtentanz aus dem Jahre 1848" hierzu, und möchten dieselben, der ergreifenden Wirkung nach, und als ein Werk, das so ganz dem Ideenkreise unserer Zeit angehört, mit zu dem Bedeutendsten rechnen, was überhaupt von unsern Zeitgenossen geschaffen wurde. In ähnlichen Blättern tritt uns zwar auch ein derber Realismus in den Gestalten entgegen, der aber hier keineswegs seine Rechtfertigung in objektiver Auffassung findet, sondern vielmehr mit einer gewissen phantastischen Anschauung in Verbindung steht, die aber in gegebenen Verhältnissen der Wirklichkeit nicht wohl statthaft ist. Wie konnte z. B. Rethel auf dem Blatte „der Tod als Erwürger", welches den „ersten Auftritt der Cholera auf einem Maskenball in Paris 1831" **) darstellen soll, die Scene in einen ärmlich dekorirten mittelalterlichen Saal, dessen Fenster kleine, runde Scheiben haben, verlegen, und als Orchester solche derbe, rohe Gestalten hinstellen, die vierschrötigen Dorfmusikanten gleichen, aber gewiß Niemanden auf einen Pariser Ball versetzen werden? Besser wäre es gewesen, Rethel hätte diese nähere Bezeichnung ganz weggelassen. Wenn wir aber auch davon absehen, so hat in der schaudererregenden Gespenstergestalt der Cholera der Künstler die äußerste Grenze des ästhetisch Erlaubten erreicht, wo nicht überschritten; Ausgeburten einer fiebernden Phantasie gehören nicht mehr in das Bereich des Schönen. Das Starre, Steinerne, das sich hie und da bis zum völlig Unschönen und Rohen in der Zeichnung steigert, finden wir nicht minder in manchen Compositionen Rethel's für die Cotta'sche Bilderbibel (1850), namentlich z. B. in der Hochzeit zu Kana. Auch das Altarblatt der Nikolaikirche dahier, welches die Auferstehung Christi darstellt, ist

---

*) In derselben Heilanstalt war den 29. Juli 1856 ein eben so talentvoller Künstler gestorben, der Componist Dr. Robert Schumann, geboren zu Zwickau den 8. Juni 1810, zuletzt städtischer Musikdirektor in Düsseldorf, und zwar in Folge einer ähnlichen Gehirnkrankheit, mit der zugleich dieselbe grauenhafte Geistesstörung, wie bei Rethel, eingetreten war.

**) Bekanntlich brach in Paris die Cholera erst im folgenden Jahre, in der Nacht vom 26. auf den 27. März 1832 aus.

nicht frei davon, namentlich hat die Figur des Heilandes zu wenig geistig Belebtes und Verklärtes. Sein „Daniel in der Löwengrube", im Städel'schen Institute, hat dagegen unbegreiflicher Weise, neben manchen Vorzügen in der Malerei, etwas Geziertes und Geleckte s; wir erkennen nicht in dieser feinen Jünglingsgestalt den unerschütterlichen alttestamentlichen Propheten wieder, an welchen die Ungethüme der Wüste nicht zu rühren wagten. Ferner ist die Gestalt des Propheten, wie dies nicht minder bei manchen anderen Rethel'schen Bildern, z. B. dem Maximilians I. im Kaisersaal der Fall ist, für die Umgränzung zu groß, so daß die Gestalt durch den Rahmen gedrückt und eingeengt erscheint. Auch seine Kaiserbilder im Römersaal sind, wie wir so eben andeuteten, nicht tadellos; an ein Porträt stellen wir die Forderung, daß es auch wirklich ein Porträt, nämlich, daß es ähnlich sei, namentlich aber bei historischen Personen, von denen, wie von Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. eine Menge Bildnisse nach dem Leben vorhanden sind. Ganz besonders willkürlich hat Rethel mit Karl V. verfahren. Wer nur irgend ein Oelporträt dieses Kaisers gesehen, und es gibt deren nicht wenige, abgesehen von den vielen Medaillons in Holz, Stein, Bronze, Silber &c., der wird wissen, daß derselbe eine schmächtige Gestalt, graublaue Augen, Kopfhaar und Bart von röthlich-blonder Farbe und einen sehr hervorstehenden Unterkiefer hatte. Von dem Allem ist auf Rethel's Bild beinahe nichts beibehalten, Haar und Bart sind dunkelbraun, und der Kopf hat fast einen südlichen Typus bekommen, den Karl V. trotz seiner Abstammung von Johanna von Castilien nicht hatte.

Alles dies sind nicht zu verkennende Mängel, deren Rüge wir einem zu unbedingten Lobe entgegenstellen, die aber vielfach von den Vorzügen des reich begabten Künstlers überwogen werden, der in so vielen vortrefflichen Compositionen großartige Gedanken und eine schwungreiche Einbildungskraft entwickelte.

Die von dem Biographen mitgetheilten Briefe Rethel's *) sind in vielfacher Hinsicht interessant. So ist der erste, von dem siebenzehnjährigen Jüngling an seine Eltern gerichtete, ein merkwürdiges Dokument von der aufgeregten Stimmung der Jugend in den dreißiger Jahren. Man hält gern dem jungen Manne manche Uebertreibung zu gut, da sie aus der lebhaftesten Anschauung eines feuerigen Temparementes entspringen, wiewohl man bei manchen gar zu abenteuerlichen Schilderungen eines Lächelns sich nicht erwehren kann. Frankfurt erhält in diesem Briefe ganz besondere Lobeserhebungen; er sieht hier „die schönsten Kirchen, die prachtvollsten Straßen, wo

---

*) In dem Briefe vom 21. October 1833 citirt Rethel die Verse:
„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht."
ganz richtig als von Uhland herrührend; Wolfgang Müller will sie unbegreiflicher Weise Franz Kugler zuschreiben. Sie bilden jedoch die zweite Hälfte der vorletzten Strophe von Uhland's allbekannter Ballade: „Des Sängers Fluch." In dem Briefe vom 16. Mai 1842 wird gelegentlich der Sixtinischen Madonna der Name eines Malers „Pancio Cavallo" erwähnt, den offenbar Rethel nicht deutlich schrieb und der Herausgeber nicht richtig entzifferte. Es ist damit einer der besten Schüler Rafaels, Bartolommeo Ramenghi, genannt Bagnacavallo (geb. 1484, gest. 1542) gemeint. Sein Leben ist von Vasari beschrieben, seine Bilder sind vortrefflich, denn er war kein sklavischer oder in Manier verfallender Nachahmer seines Meisters, aber leider gibt es deren nur sehr wenige. In dem früheren, zur Gemäldegallerie benutzten Gebäude zu Dresden befand sich im rafaelischen Saale, unfern von der Madonna di San Sisto, neben Bildern anderer Schüler Rafaels, das einzige der Gallerie gehörige Bild Bagnacavallo's (Nr. 1034 des alten Katalogs): Maria mit dem Kinde, von Wolken getragen; unter ihr stehen die heiligen Geminianus, Petrus, Paulus und Antonius von Padua. — Wir wollen hier gleich noch einen andern kleinen Irrthum berichtigen: Die beiden Holzschnittblätter „Der Tod als Erwürger" und „Der Tod als Freund" sind nicht durch Bürkel in Holz geschnitten worden, sondern in H. Bürkner's Akademie der Holzschneidekunst in Dresden, und zwar das erstere von Steinbrecher, das zweite von Jungtow.

sich ein Palast an den andern reiht." Die Frankfurter Messe beschreibt er folgendermaßen: „Am Main entlang standen allein an die hundert Buden; aber was für Buden! Die meisten hatten Schornsteine und einen Stock, wo der Krämer mit seiner Familie darin lebt und wohnt." Dieser Beschreibung folgt gleich die Reflexion: „Und zu allem diesem freudigen Treiben und Weben der Menschen und der Schönheit der Stadt bildeten die düstern hohen Stadtgefängnisse, welche von den unglücklichen Studenten bevölkert sind, denen durch hölzerne Kasten das Licht der Sonne und des Mondes geraubt ist, einen traurigen Contrast." Sehr ergötzlich ist seine Beschreibung des Frankfurter „Liberalen Casinos", in welchem er „an der Wirthin und ihren Mägden bemerkt, daß sie alle schwarz-roth-golden gestreifte Schürzen trugen und die Kellner schwarz-roth-goldene Schärpen." Wie sehr diese jugendliche Erregtheit andern Anschauungen gewichen war, beweist der „Todtentanz aus dem Jahre 1848" des gereiften 32jährigen Künstlers.

Lebendig und liebenswürdig sind seine Schilderungen aus Rom und Berlin; die Krone aller Briefe jedoch dünkt uns der aus Frankfurt datirte vom 16. Mai 1842, worin er Dresdens Kunstschätze seinem Bruder Otto beschreibt. Schöneres, tiefer Empfundenes ist nicht über die Sixtinische Madonna gesagt worden; wir stellen diesen Brief in seiner warmen ungekünstelten Darstellung ohne Bedenken über Heinse's einst so berühmte, aber doch an manierirtem Styl leidenden „Gemäldebriefe". — Welch fühlendes Herz Rethel besaß, davon gibt manche schöne Zeile an seine Mutter ein rührendes Zeugniß.

Wir sind überzeugt, daß auch in unserem Frankfurt gewiß eine nicht kleine Zahl von Verehrern Rethel's in Wolfgang Müller's Blättern der Erinnerung mit Freuden die wohlgetroffenen Züge ihres verewigten Freundes wiedererkennen wird.

Pädagogische Streitschrift.

Die hohe Landesversammlung und die Gymnasien.
Ein Zeitungsartikel, von der Redaction der deutschen Reichszeitung als ungeeignet zurückgewiesen.
Braunschweig, J. H. Meyer 1861.

Der Titel dieses unlängst erschienenen Schriftchens führt auf die Frage, was die genannte Redaction zur Zurückweisung des Artikels bewogen haben möge. Kann man bei der deutschen Reichszeitung kaum an die Furcht vor „Mißliebigkeit" denken, so tritt zunächst die Vermuthung auf, daß jene zarte Fürsorge für pädagogische Angelegenheiten im Spiel gewesen sei, die jede gründlichere Besprechung von Schul- und Erziehungsfragen in pädagogische Zeitschriften anweist, das heißt dahin, wo sie gar nicht oder wenigstens nicht von denen gelesen werden, welche Abhülfe gewähren könnten. Dem vieldeutigen Ausdruck „ungeeignet" darf das Schul- und Erziehungswesen es leider mit auf Rechnung setzen, daß auf keinem Gebiete weniger geschehen ist, eine bessere Einsicht in die vorhandenen Zustände und eine richtigere Erkenntniß der Reformbedürfnisse und Reformwege in weitere Kreise zu verbreiten als gerade auf diesem. Wär indes auch jene verbreitete Scheu vor „Ungeeignetem" nicht maßgebend gewesen, so bliebe auch noch die Möglichkeit übrig, daß des Verfassers offenbare Vorliebe für die Gymnasien und nicht minder offenbare Abneigung gegen die Realschule als ein unzeitgemäßer, „überwundener" Standpunkt erschienen wäre.

Die kleine, kaum einen Bogen starke Broschüre wird, da sie speciell braunschweigische Verhältnisse zur Unterlage hat, kaum in weitere Kreise bringen. Das ist in der That zu bedauern. Denn theils sind die in ihr behandelten Angelegenheiten von weithin reichender Tragweite, theils ist das Schriftchen das Produkt eines lebhaften

Geistes und von einer heut zu Tage nicht oft entgegentretenden Frische. Nicht häufig wird man auf so wenigen Seiten so viele Gedanken in so eigenthümlicher Gestaltung antreffen, und wenn die geistige Kraft des Verfassers auch hie und da in kecken und schroffen Sätzen über das Ziel hinausspringt, so wird doch der Muth der Meinung und die in unsern Tagen seltene Unumwundenheit der Darlegung einen wohlthuenden Eindruck machen müssen.

Denn es ist in der That nichts Kleines, der Regierung und dem Landtage eines unserer deutschen Herzogthümer zugleich den Handschuh hinzuwerfen, und sich für alle Zeit „unmöglich" zu machen. In diesen Staaten pflegt nicht selten der Satz zu gelten: je kleiner das Land, desto weiser und unfehlbarer die Regierung, und die Landtage, denen theils die geringe politische Bedeutung des Ländchens größere Aufgaben versagt, theils die Weisheit der Regierung gern die Versuchung fernhält, eigentliche Politik zu treiben, werden in Detailverhandlungen über Specialfragen hineingetrieben, denen sie — zumal bei ihrer jetzigen Zusammensetzung — in der Regel nicht gewachsen sind. Handelte es sich darum, in diesen Ländern die Ueberzeugung an der Wohlthätigkeit constitutioneller Staatsformen im Bewußtsein des Volkes zu beseitigen, ein besserer Weg zum schlechten Ziele wäre nicht zu finden.

Aus dem Schriftchen geht hervor, daß die Braunschweiger Landesversammlung und das Consistorium (dem die höheren Schulanstalten „anheimgegeben" worden sind, weil sie „einem Staatsmanne unserer Zeit zu klein sind") einmal wieder an das „Organisiren" im Schulwesen gegangen sind. Das ist bekanntlich eine Lieblingsbeschäftigung und nicht selten gerade für die, welche dazu keinen Beruf haben. Im Schulwesen liegt ja das Organisiren und Experimentiren nahe beieinander. Braunschweig besitzt nämlich verhältnißmäßig viele Gymnasien (5 auf 70 Qu. Meilen und 300,000 Einw.), außerdem noch das bekannte Collegium Carolienum in Braunschweig, eine höchst eigenthümliche Lehranstalt höheren Charakters mit einer humanistischen, technischen und merkantilischen Abtheilung, die für ungefähr 105 Schüler nicht weniger als 16,000 Thlr. Zuschuß braucht. Das höhere Bürger- und Realschulwesen ist dagegen noch wenig entwickelt und, wie es scheint, fast nur durch Privatunternehmungen vertreten. Man kann nicht leugnen, daß damit einiger Stoff zum „Organisiren" gegeben ist. Eine zu große Frequenz der einzelnen Gymnasien kann nicht wohl erwartet werden. In der preuß. Provinz Brandenburg kommt zur Zeit 1 Gymnasiast auf ungefähr 395 Einwohner, im Herzogthum Braunschweig (bei ungefähr 750 Schülern) auf 400 Einwohner. Das ist ein sehr günstiges Verhältniß, zumal hiebei die Schüler des Braunschweiger Realgymnasiums (214) nicht mit gerechnet sind. Aber freilich ist das Kontingent, welches Helmstadt, Blankenburg, Holzminden zur Gesammtzahl stellen, sehr gering; die Schülerzahl hat mehr und mehr abgenommen. Was nun thun? Soll man sie aufheben oder neu „organisiren"?

Wenn man sie aufheben will, so muß man überzeugt sein, daß sie sich nicht in ihrer jetzigen Gestalt erhalten lassen; und diese Ueberzeugung muß auf solidem Grunde ruhen. Unser Verfasser scheint darin sehr Recht zu haben, daß er meint, man solle fein nach den Ursachen des Verfalles fragen. Man kann ja — und es geschieht bisweilen — Schulen herunterkommen lassen und sie dann deshalb aufheben, weil sie durch Vernachlässigung heruntergekommen sind. Das ist in andern deutschen Ländern gerade mit Gymnasien geschehen. Ein Unbefangener sollte also meinen, man müsse erst nachsuchen, ob eine kräftige Unterstützung der Provinzialschulen sie wieder zur Blüthe bringen könne und wenn die Mittel der Städte und des Landes nicht ausreichten, lieber das Carolinum aufheben, das wohl nicht vielmehr als eine Luxusanstalt ist. Der Verfasser sagt, es besitze eine „ungemeine passive Protektionsfähigkeit" und verleihe wohlhabenden Dilettanten „otium cum dignitate".

Aber freilich, dann muß man die Ueberzeugung hegen, daß das Gymnasialwesen überhaupt möglichst zu stützen sei, und daß man das Realschulwesen nicht auf Kosten des Gymnasialwesens fördern dürfe. Unser Verfasser ist in diesem Stücke ultra-conservativ und geht offenbar viel zu weit. Allerdings sind die Zeiten vorüber, wo man meinte, daß die möglichst real construirte Realschule die wahre und einzige Schule der Zukunftsbildung sei, und daß nur die Sprach- und Alterthumsforscher Latein und Griechisch lernen dürfen. Man ist in der Begeisterung für die Realschulen etwas kühler geworden, und wird vielleicht an der Hand der Erfahrung noch kühler und vorsichtiger werden. Aber doch wird man sie nicht aufgeben dürfen, sondern nur mit Sorgfalt und Liebe ihre Wege vor den noch immer üblichen Verirrungen bewahren. Die preußische Realschulordnung hat dazu einen vortrefflichen Schritt gethan. Es ist wahr, daß mit dem unleidlichen Verfrühen gerade des realistischen Unterrichts, mit diesem Durcheinander an Lehrstunden einiger Schwindel getrieben worden ist und noch getrieben wird, und daß selbst Volksschulen heut zu Tage oft der Sorte von Stutzern gleichen, die unter einem feinen Röckchen und einem faltigen Vorhemd doch kein ganzes Hemd auf dem Leibe haben. Doch bleibt es eine Hyperbel, daß der „amerikanische Humbug von den deutschen Realschulen stamme!"

In Braunschweig ist man dagegen auf einen Gedanken gekommen, der allerdings stark nach „Organisation" schmeckt. Man scheint aus den kleineren, schwach besuchten Gymnasien „Progymnasien mit besonderer Berücksichtigung der Realien" machen zu wollen. Ob man das durch gleichzeitige Betreibung der alten Sprachen und der Realien erreichen und somit eine humanistisch-realistische Schulsuppe zusammenbrauen will, oder ob man an Parallelklassen denkt, ist aus dem Schriftchen nicht ersichtlich. Aber besonderen Stolz auf die Autorschaft dieses Planes braucht allerdings Niemand zu hegen: es gehört ein ansehnlicher Mangel an Einsicht, oder jene stolze Höhe des Verständnisses, welche wieder zum Unverstande wird dazu, um heut zu Tage noch solche Zwitterschöpfungen produciren zu wollen. Warum denn nicht einfach ein paar Realschulen gründen? und daneben die kleineren Gymnasien als solche oder als reine Progymnasien bestehen lassen? Es ist überhaupt ein zweideutiges Verdienst, auf die Verminderung höherer Schulanstalten sein Absehen zu richten, statt auf die Vermehrung. Wir verdenken es dem Verfasser nicht, wenn er jenen Plan mit schneidender Schärfe und überlegener Ironie zurechtweist. Den Freunden des Schulwesens empfehlen wir das Schriftchen, durch dessen Nichtabdruck die deutsche Reichszeitung sich der auch für die besten Redactionen nicht zu häufigen Gelegenheit beraubt hat, ihren Lesern etwas nicht bloß Solides, sondern zugleich Pikantes zu bieten.

Die „Essays and Reviews".

Indem wir auf den Artikel: Der Bischof von Manchester gegen die „Essays and Reviews" in Nr. 9 unseres Blattes verweisen, geben wir heute folgende Rede des Grafen von Shaftesbury, die derselbe vor einigen Tagen in Exeter Hall bei Gelegenheit der 57. Jahresversammlung der „British and Foreign Bible Society" hielt. Dieselbe dürfte der darin enthaltenen Aeußerungen wegen interessant sein:

„Seit der letzten Jahresversammlung hat es Gott gefallen den Verein mit sehr großen Erfolgen zu segnen. Er hat ihm das Königreich Italien erschlossen, und auf der ganzen Halbinsel wird nun das volle und ganze Wort Gottes in der Volkssprache ohne Hemmniß oder Hinderniß verbreitet. Er hat auch in den Gemüthern derjenigen, die im österreichischen Kaiserstaat regieren, Licht werden lassen, und es werden jetzt zum Gebrauch für die Unterthanen Seiner kaiserl. Majestät Bibeln eingeführt. Auch

in Rußland hat der Zar die Verbreitung von Bibeln in der Landessprache gestattet. Seit unserer letzten Versammlung sind andere Dinge vorgefallen. Im Schooß der christlichen Kirche ist starker Unglauben zur Reife gekommen. Ein Conclave von sieben Gentlemen, deren Glaube sich ohne Zweifel auf gewissenhafte Ueberzeugung gründet, aber dem Glauben unseres Vereins direkt entgegen ist, hat mit großem Geräusch und Pomp ein Buch herausgegeben. Nun denke ich, daß alle Verfasser dieses Buches für jeden Aufsatz darin, für das Ganze und alle für einen wie einer für alle Verfasser verantwortlich sind. Sie haben sich zu einer gemeinsamen Rolle verbunden, sie geben zusammen ein Buch heraus, mit einander Gewinn und Verlust, Ehre und Schande theilend, je nachdem es kommen würde — sie haben sich verbündet, ein neues Evangelium einzuführen. Nun ist es hier weder die Zeit noch der Ort um die Prinzipien und Folgen des Rationalismus eingehend zu erörtern; aber man fragt vielleicht, was den Verein das Buch angehe. Das Buch sucht dem Verein gewissermaßen das Handwerk zu legen. Wenn das Buch die Wahrheit enthält, so ist dieser Verein ein unbefugter. Wenn das Wort Gottes nicht von göttlicher Eingebung ist — wenn es nicht den Willen des göttlichen Verfassers frei und vollständig ausspricht — nicht in der That das Werk Gottes selbst ist — dann ist unser Bibelverein dazu da, einen großartigen Betrug zu verbreiten. Der Verein bringt die Bibel in Umlauf und sagt Jedermann, er solle ihr als einer himmlischen Aufzeichnung Gehorsam leisten, während, wenn das besagte Buch die Wahrheit enthielte, die Bibel ein Betrug sein würde; und dies wäre um so unerträglicher als sie sich für himmlischen Ursprungs ausgibt und doch nichts als den Schweiß und die Arbeit uninspirirter und fehlbarer Menschen enthalten würde. Ferner wäre, nach der Deutung jener Gentlemen, die Bibel nicht zur allgemeinen Verbreitung geeignet, denn sie könnte nur von Leuten von großer Bildung und klassischer Belesenheit verstanden werden, was dem Recht der eigenen Forschung (right of private judgment) ganz und gar ein Ende machen würde. Die Bibel wäre somit der großen Masse der Menschheit verschlossen, denn nur diejenigen, die einen großen Schatz von Gelehrsamkeit besitzen, wären im Stande sie zu studiren, und so würde ein geistiger Despotismus entstehen, drückender als derjenige, der in den berühmtesten und abscheulichsten Tagen Roms geherrscht hat. Nun, der Verein protestirt gegen seine Verurtheilung. Die Bischöfe haben durch ihren Protest sehr viel Gutes gewirkt, und ich hege die herzlichste Zuversicht, daß das Laienthum Englands der Verwahrung Nachdruck geben wird. Die Bischöfe dürfen nicht im Stich gelassen werden. Ich vertraue, daß sowohl Geistliche wie Laien den Bischöfen beistehen und dem Volke zeigen werden, in welche Schulen und Collegien es seine Söhne schicken soll; und daß in Kurzem eine große Anzahl Männer herangebildet sein wird, die, auch ohne tiefe Gelehrsamkeit zu besitzen und gewandte Polemiker zu sein, in der Bibel recht belesen sein werden."

Concertschau.

Das Concert der schwedischen Sängerin **Juringius**, das am 7. d. M. im holländischen Hofe stattfand, war von dem größten Theile der hiesigen Gesellschaft besucht und bot in allen seinen Nummern ein recht gelungenes Ganze. Die Sängerin hat zwar keine große Stimme, dafür jedoch sehr viel Technik und einen geschmackvollen Vortrag, der sich besonders in den beiden vorgetragenen Liedern bewährte. — Herr **Dettmer**, unser Baß par excellence erntete durch den Vortrag der wundervollen Arie in D aus dem **fliegenden Holländer** lebhaften Beifall und Hervorruf, in den wir freudig einstimmen und den Wunsch aussprechen, diese unstreitig gelungenste Oper **Wagners** bald hier wiederholt zu sehen. —

Herr Brunner erhielt durch seinen sympathischen Liedervortrag von Luthers „In stiller Nacht“ und Mendelsohns Frühlingslied in B dur (die herrliche Clavierbegleitung von Herrn Sachs trefflich gespielt), sowie zweier anderer Lieder großen Beifall und wurde nach jeder Pièce hervorgerufen. — Die Instrumentalstücke des Abends waren außer dem Trio in C moll von Moscheles nicht von großer Bedeutung, was deren musikalischen Werth betrifft, hingegen war ihre Execution eine durchweg vorzügliche. Das Trio ist ein sehr geschickt gearbeitetes Werk und für die Clavierspieler ein Probierstein in allen möglichen Spielweisen; um so rühmlicher ist es deßhalb für Herrn Julius Sachs, durch das einstimmige Urtheil aller anwesenden Kenner die total gelungene Durchführung aller dieser Schwierigkeiten im vollsten Maße anerkannt zu sehen. Die Herren Eliason und Siedentopf trugen durch correctes und feuriges Ensemblespiel ebenfalls viel zum Gelingen des jedenfalls interessanten Werkes bei. — Die Solovariationen des Herrn Eliason trug derselbe, wie immer, sehr geschmackvoll und besonders das Adagio wirklich meisterhaft vor; wir glauben jedoch hier constatiren zu müssen, daß diese Composition jetzt viel hier öffentlich gespielt ist und einmal einer andern, deren Herr Eliason gewiß besitzt, Platz machen sollte. — Das Duo für Piano und Violin über Rossini'sche Themas spielten die Herren Sachs und Eliason mit viel Feuer und Eleganz, schade daß die Herren ihr schönes Talent nicht für eine musikalischere Arbeit verwendeten. — Wenn wir schließlich der meisterhaften Accompagements sämmtlicher 12 Pièceen durch Herrn Sachs erwähnen, so geschieht dies, weil wir wissen, wie undankbar und wie außerordentlich schwierig ein solches Amt ist und wir sagen deshalb ihm, sowie allen unsern Künstlern, deren Gefälligkeit und uninteressirte Mitwirkung wir so oft in Anspruch genommen sehen, unsern herzlichen Dank für den uns bereiteten Genuß. **

Notizen.

Sächsische Männer und Zustände. Der Verfasser der unter dieser Aufschrift in unserer Nr. 19 gegebenen Mittheilung ist — wie wir in Erwiderung auf einen Artikel in Nr. 106 der Deutschen Allgemeinen Zeitung bemerken — ein geborner Sachse, der an die dreißig Jahre in seinem Heimatlande verlebt hat und mit dessen Zuständen durchweg vertraut ist. Aus seinen Aeußerungen, wie wir sie auffaßten, blickt die Abneigung gegen die deutsche oder vielmehr undeutsche Politik des Herrn von Beust, sowie gegen das anmaßliche Vielregieren- und Befehlerles-Spielen des genannten Staatsmannes deutlich genug hervor. Im Uebrigen können wir bei unserer Denkweise und bei der Bestimmung dieser Blätter nicht dafür bürgen, daß die Engel und Teufel der Partei darin immer vorschriftgemäß mit Seraphsflügeln oder mit Hörnern und Klauen erscheinen. Doch wird unsere Ketzerei schwerlich die Richtung nehmen, durch welche man Herrn von Beust und Consorten angenehm wird. (Noch mehr als in der Charakteristik müssen wir uns begreiflicher Weise in der literarischen Kritik freie Hand lassen. Wir können weder Schriften edler Art, wenn sie aus jenseitigen Lagern kommen, um deßwillen herabsetzen, noch vorkommenden Falles Zeitungsartikel in Jamben für Poesie erklären.)

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 9. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 157.) **Rigoletto.** Oper in 3 Akten nebst einem Vorspiel in 1 Akt. Text von F. M. Piave. Musik von Gius. Verdi.

Freitag, 10. Mai. (Außer Abonnement.) Siebente Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. Auf Verlangen: **Die beiden Klingsberg.** Lustspiel in 4 Akten von A. v. Kotzebue. Graf Klingsberg: Herr Haase. Hierauf: **Der gerade Weg der beste.** Lustspiel in 1 Akt von A. v. Kotzebue. Elias Krumm: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 33. Samstag, 11. Mai 1861.

Max von Schenkendorf.

Kürzlich wurde durch die Zeitungen bekannt, daß man dem edlen Schenkendorf, den Rückert als den deutschen Kaiserherold pries, in Koblenz, wo er im Jahr 1817 verstorben, ein Denkmal setzen wolle. Schon aber erheben sich einzelne Stimmen, welche auf Das hinweisen, was ihn dem jetzigen Zeitgeiste mißliebig machen kann: auf seine Begeisterung für die Vorzeit, auf seine hohe Idee von der Bestimmung des Adels, auf seine Verbindung mit Jung-Stilling und mit der unseligen Frau von Krüdener. Wir glauben, daß alle diese Ausstellungen unbegründet sind und daß in der That unser Vaterland Ursache hat, in Max von Schenkendorf einen echten Volksfreund und Patrioten, einen hochsinnigen Dichter, einen der aufrichtigsten Vertreter des schönen Aufschwunges vom Jahr Dreizehn zu verehren.

Schenkendorf war zu Königsberg in Ostpreußen geboren; seltsamer Weise steht sein Geburtsjahr nicht fest, sondern wird bald auf 1783, bald auf das nächstfolgende Jahr angesetzt. Er brachte zu seinem dichterischen Wirken den Ernst und den vaterländischen Sinn mit, durch welchen so manche Angehörige seines Heimatlandes sich auszeichneten; eines Landes, das politisch nicht einmal dem deutschen Reich angehörte. Es drängt sich oft die Bemerkung auf, daß gerade in solchen Grenzgebieten die Liebe für das heimische Wesen in edlen Gemüthern stärker wird und dem entlegneren Mittelpunkt um so entschiedener zustrebt. Seine Jünglingszeit fällt in die Jahre der ersten tieferen Regungen der Romantik; der Geist, der in Novalis Dichtungen wehte, sagte seinem Gemüthe zu, doch ohne ihn zu verweichlichen. Einen kräftigenden Einfluß auf ihn hatte die Landwirthschaft, die er eine Zeitlang practisch betrieb. Als Beamter in Königsberg holte er in Bezug auf allgemeine Bildung manches Versäumte nach; er war 27 Jahre alt, als er bei Delbrück Aesthetik hörte. Sein Aufenthalt in Karlsruhe und Heidelberg, jener Umgang mit den Tonangebern einer gefühlseligen Richtung, aus dem man so ungünstige Schlüsse zieht, fällt in das Jahr 1812, welches er als junger Ehemann in Jung-Stillings Haus verlebte. Doch riß er sich von dem friedlichen Glücke los, als Preußen zu den Waffen rief; wie er seit Jahren gewünscht hatte, zog er endlich das Schwert. (Dieser Ausdruck ist uneigentlich zu nehmen; denn da Schenkendorf an der Hand gelähmt war, wirkte er mehr im Generalstab als auf dem Schlachtfelde.) Als Dichter wurde er erst nach den Kriegsjahren berühmt und er genoß dieses Ruhmes nicht lange, da er, dreiunddreißig Jahre alt, in Koblenz an einem Brustübel starb.

Schenkendorfs eigenthümliche Stellung unter den Sängern der Freiheitskriege gründet sich darauf, daß der fromme, ernste, ritterliche Sinn, den er so wahrhaft in sich trug, sich mit Vorliebe an das Geschichtliche anschloß. Er wird in mehreren Literaturgeschichten einseitig als der sanfte, sinnige Dichter bezeichnet; in anderen wird bemerkt, seine Vorstellungen von „Kaiser und Reich", wie von jener „Freiheit, die ich meine" hätten nicht die nöthige Klarheit gehabt. Aber Gedichte sind keine Programme,

und uns scheint es als ob Schenkendorf im Gegentheil eine ganz concrete Ansicht von Deutschlands Zukunft, wie er sie wünschte, gehabt habe. Er war, wie so viele Ostpreußen seiner Zeit, von Steins Ideen durchdrungen. Der Kosmopolitismus und die allgemeine Philanthropie standen ihm, dem Landwirth, dem Offizier, dem Cameralisten nicht besonders nahe. Er war ein echter Träger des eisernen Kreuzes, ein treuer Ritter der Königin Luise, deren Schmerzensjahre er in seiner Heimat mit angesehen. Vor Allem war er ein Vertreter des leider nicht allzu zahlreichen volksfreundlichen und deutschgesinnten Adels. In dem Reiche, das Stein begründen wollte und das Schenkendorf besang, würde eine Landesvertretung nach freien Grundsätzen stattgefunden haben; dem Adel freilich wäre eine Stellung darin vorbehalten gewesen. Aber es wäre ein Adel nach dem besten englischen Vorbilde geworden; ein solcher, der sich, als Kern und Auszug des Volkes, auch seines Vorrechtes nur hätte bedienen können, um das Recht zu vertheidigen. Derselbe hätte das Bürgerthum hochgeachtet und dem Landvolk nahe gestanden, während man seit Ludwig XIV., d. h. seit der Adel in die Residenzen zog, ihn nur als eine prunkvolle, dem ganzen Land und jedem Freigesinnten insbesondere mit Recht verhaßte Hofzier kannte. Unser Dichter singt:

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben.

Der scharfe Speer, das gute Schwert
Muß öfter ihn begleiten
Um fröhlich für Gesetz und Herd
Und für das Recht zu streiten.

Der Bauernstand, das wußte der Dichter wohl, ist der Stoff aus dem die Heere gebildet werden; er kann aber auch der Boden werden, aus dem die Feldherrn erwachsen. Frankreich hat das glänzend bewiesen; im Heer des Eroberers stand außer Davoust kaum ein edelgeborner General. Adlige Führer aber waren es, die für Preußen nach dem Unglück von Jena die äußerste Schmach verschuldet und herbeigeführt haben.

Dem deutschen Bürgerthum hat kaum irgend ein Dichter, der ihm angehörte, ein so schönes, auf geschichtlichem Grund erbautes Denkmal gesetzt, als Max von Schenkendorf in dem „Lied von den deutschen Städten.“ *)

Wäre ein so idealer Adel, wie Schenkendorf ihn im Sinne trug, in die Wirklichkeit, ins neue deutsche Reich einzuführen gewesen? Darüber läßt sich nicht endgültig urtheilen, da es nicht einmal zum Versuch kam; die großen Plane wurden bald beseitigt, der Spiritus verflog und das Krautjunkerthum, das Preußen noch jetzt entstellt, nahm wieder den alten Platz ein.

Schenkendorf war entschiedener Anhänger seines Königs; als er ins Feld zog, sang er: „Mich hat geladen ein heiliges geliebtes Haupt.“ Als er später das deutsche Volk aufforderte, sich ein Oberhaupt zu schaffen, dichtete er jenen im Jahr 1849 oft wiederholten Spruch:

„O werde endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähl' dir einen Kaiser
Und zwing' ihn, daß er's wird.“

---

*) Das bekannte Lied „von den deutschen Strömen“, das mit den Worten beginnt „Laßt uns die deutschen Ströme singen“, wird noch in Commersbüchern und Anthologien mit Schenkendorf's Namen bezeichnet; es ist jedoch nicht von unserem Dichter, sondern von dem Advokaten Dr. Karl Buchner in Darmstadt verfaßt.

Er dachte hierbei offenbar an Friedrich Wilhelm III., der bei großen Vorzügen doch nicht den selbständigen Trieb zu einem solchen „Unternehmen voll Mark und Nachdruck" besaß.

Was Schenkendorfs religiöse Stimmung betrifft, so war sie frei von allem Heuchelwesen, frei von dem Bestreben, die sonst von ihm gepriesene Vorzeit unbedingt herstellen zu wollen. Er hatte die gesunde Ansicht, daß dem Volksleben auch in Glaubenssachen eine allgemeine Zerrüttung und Zerklüftung nicht zum Heile gereiche. Ja selbst auf diesem Gebiete bezeichnet ihn ein volksthümlicher Zug, nämlich das Bedürfniß, sich auch in geistigen Dingen vom Brauch der Seinen nicht zu entfernen:

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wenn das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wenn der Glockenruf erschallt?

Im Uebrigen sollte wohl bei uns die Duldsamkeit und Aufklärung hinlänglich durchgedrungen sein, daß wir nicht hinter jedem stillen Aufblick nach Oben einen Frömmler zu entdecken glauben. Im Anfang des Jahrhunderts war es bei den vorgeblich ganz specifischen Christen hergebracht, sich über Goethe's Gesinnungen in bedauerndem Tone zu äußern. So schrieb der Charakterschwächling Gentz an Adam Müller: „Goethes Aufsätze über Winckelmann sind gottlos; einen so bittern, tückischen Haß gegen das Christenthum hatte ich ihm nie zugetraut, wenn ich auch von dieser Seite längst viel Böses von ihm ahnte." Es gereicht Männern wie Arndt und Schenkendorf zu besonderer Ehre, daß sie sich nie zu solchen Verdammungsurtheilen hinreißen ließen. Letzterer widmet sogar dem damals viel geschmäheten großen Dichter die begeisterten Strophen:

Mit Worten dich zu grüßen,
War ich noch nie verführt;
Die Hand nur möcht' ich küssen,
Die so die Saiten rührt.

Du Herzog ohne Gleichen,
Du hoher Dichterfürst,
Der du in deutschen Reichen
Auf ewig herrschen wirst!

Auf eine Würdigung Schenkendorfs als Dichter haben wir hier nicht näher einzugehen. Obwohl er seine formale Bildung spät vollendete, ist doch sein Vers rein und edel im Styl und ergreift uns durch männlichen Wohllaut. Schenkendorf zwingt sich nicht zum Dichten, sein Lied ist das passende Kleid seines Gedankens; daher singt er stets mit echter Bruststimme und es paßt auch in dieser Hinsicht auf ihn das alte Wort: „Sein Grund, sein Mund einträchtig." Das Denkmal ist ihm aber um so mehr zu gönnen, da Niemand wissen kann, wie bald wieder seine Mahnung an uns ergehen mag:

In die Herzen hats geklungen
Und im Herzen wohnt das Recht;
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

Ermordung des Prinzen Heinrich von England in Viterbo.

Etwa 5 Jahre nach der Schlacht von Evesham, die am 4. August 1265 geschlagen wurde, als der Führer im Baronskriege, Simon von Montfort, Graf von Leicester, dessen Vater die Verwünschungen der Nachwelt wegen der an den Albingensern verübten Greuelthaten auf sich geladen, die ehrgeizigen Pläne, die er gegen die Krone geschmiedet hatte durch den Tod büßte, grub sein Sohn Guido von Montfort, die Beschimpfung die seinem Leichname widerfahren war, rächend, in einer Kirche in Viterbo den Dolch in das Herz Heinrichs, Richards Sohn, und Neffe des regierenden Monarchen Heinrich III.

Nach dem Tode des Pabstes Clemens IV. am 29. November 1268 war die Uneinigkeit wegen der Wahl eines Nachfolgers, unter den in Viterbo versammelten Cardinälen so groß, daß der Stuhl St. Petri beinahe drei Jahre leer blieb.

Die Cardinäle waren endlich genöthigt ein Conclave zu berufen und unter der Aufsicht des Podesta und im Beisein des Stadthauptmanns Raniero Gatti wurde dieses in einem abgesperrten Zimmer des päpstlichen Palastes abgehalten. Die Uneinigkeit wurde nicht geringer und die lauten Anrufungen des heiligen Geistes um Erleuchtung blieben unerhört, so daß dem witzelnden englischen Cardinal Giovanni „il Cardinale Giovanni Inglese“ genannt, zu spotten einfiel, vielleicht sei das Dach zu dick: „Discopriamo, Signori il tetto di questa camera, perchè non vuole forse le Spirito Santo entrare dove noi siamo, per tanti tetti,“ sagte er. Der energische Gatti führte indeß diese Idee aus und ließ das Dach abnehmen, aber die Cardinäle blieben eben so rathlos wie vorher und man mußte ihre täglichen Rationen schmälern um sie zu einer Uebereinstimmung bei der neuen Papstwahl zu treiben.

Während dieser Berathungen war König Carlo von Neapel, welcher Generalvicar des heiligen Stuhles war, nach Viterbo geeilt, um die Berathungen beschleunigen zu helfen. Mit ihm kamen Philipp von Frankreich und Prinz Heinrich von England, zurückgekehrt von einem Kreuzzug gegen die Saracenen von Tunis. Guido von Montfort, welcher erst kürzlich die Tochter und Erbin des Grafen Rosso zu Viterbo geheirathet und Vicar des Königs Carl war, befand sich ebenfalls dort und ersah die günstige Gelegenheit der Anwesenheit des englischen Prinzen seinen lang gehegten Racheplan auszuführen.

Zur damaligen Zeit war es Gebrauch bei den Cardinälen zu früher Stunde eine „messa della scrutinio“ abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit, gerade bei dem erhebensten Moment der heiligen Handlung, wo die geweihte Hostie gereicht wird, stieß der unselige Montfort den Dolch in die Brust seines nichts ahnenden Opfers. Bussi in seiner „Storia della cità de Viterbo“ berichtet, daß die That am 25. Mai geschehen sei; nach Florence von Worcester aber geschah sie am 13. März und am 21. Mai wurde der Leichnam des Prinzen in Hayles begraben.

Die frühesten Chronikschreiber und Commentatoren erzählen den Vorfall etwas verschieden. Florence von Worcester berichtet, daß Simon, ein jüngerer Bruder Guido's und der Graf Rosso, beide Mitschuldige des Mörders gewesen seien; Matthew von Westminster führt nur Simon allein als Mitbetheiligten an. Banks, in seiner „Dormant and Extinct Baronage“ Band III. und Stebbing in seiner „Genealogical History of the Kings of England“ folgen dem Letzteren; aber Matthew Paris nennt Guido allein und beruft sich auf die Autoritäten wie Dante und Giovanni Villani. Boccaccio, der manche Einzelheiten anführt, die sich bei Villani nicht finden, erzählt, daß der Mörder von Bewaffneten zu Fuß und zu Pferde beschützt gewesen sei, und daß er, aus der Kirche tretend von einem seiner Edelleute befragt, was er gethan habe, geantwortet hätte „J'ai fait ma vengeance“ und als der Edelmann ausgerufen: „Comment! votre père fut trainé,“ er wieder in die Kirche geeilt sei, den

Leichnam bei den Haaren ergriffen und in die Straße geschleift habe. Nach diesem Akte stieg er zu Pferde und ritt auf die Besitzung seines Schwiegervaters in der Maremma.

Der Ort wo die Ermordung geschah, wird ebenfalls verschieden angegeben. Die Mehrzahl der vorsichtigeren Berichter, wie Villani, Boccaccio und Benvenuto da Imola bemerken nur, daß der Mord in einer Kirche „in una chiesa" vollbracht wurde. Der Verfasser der „Ottimo" geht nicht einmal so weit, er bringt den Ort nur in Beziehung zu einer Kirche. Pietro Allighieri sagt „in ecclesia Viterbiensi, ubi tunc erat Curia in 1270". Feliciano Bussi, der lokale Berichter führt S. 159 zuerst an, daß die Ermordung in der Cathedrale, d. i. St. Lorenzo, wo die Cardinäle täglich versammelt waren, geschehen sei; später fügt er, wahrscheinlich aus guten Gründen, einen anderen Bericht bei, nach dem St. Silvestro die Scene des Trauerspiels war. Die englischen Chronisten Matthew von Westminster und Florence von Worcester stimmen beide für St. Silvestro, wie denn auch der Erstere angibt, daß ein Bürger von Viterbo ein Gemälde von der That anfertigen ließ, unter welches ein Dichter einige Verse machte die Matthew ebenfalls citirt. Matthew Paris und Stebbing nennen St. Lorenzo, Banks wieder St. Silvestro. Obschon die meisten italienischen Erzähler St. Silvestro nennen, so sind doch in Viterbo selbst die Meinungen gespalten. Der Sakristan des Domes zeigt noch die Spuren auf den Fußplatten, die wie in Rizzio's Zimmer zu Holyrood, kein Scheuern wegzubringen vermag; der Sakristan von St. Silvestro weist ebenfalls auf die Wände als Zeugen des Auftritts hin, obgleich kein Gemälde das Andenken wahrt, und selbst das Bildniß des heiligen Silvester verschwunden ist. Aber der jetzige Dom ist nicht mehr der ursprüngliche alte, und auch die kleine, einst dem heiligen Silvester geweihte Kirche wurde vielfach verändert und führt nun einen anderen Namen.

Gewiß ist, daß in Viterbo niemals eine andere Kirche als Dom bezeichnet wurde, als die von St. Lorenzo, welche mitten in dem Castell stand. Das Castell selbst war aber von einem tiefen Graben umgeben, über welchen eine Brücke führt. Hier ist der Palast, den jetzt der Cardinal-Legat bewohnt und hier sind ebenfalls die Ueberreste befestigter aristokratischer Gebäude. Es würde Guido von Montfort nicht so leicht gewesen sein, aus diesem umschlossenen, als von dem offenen und weniger bewachten Stadttheil, wo die St. Silvestro-Kapelle stand zu entkommen.

Es ist somit eher anzunehmen, daß Guido seine entsetzliche That in der letzterwähnten Kirche, als der Prinz eben die heilige Messe besucht hatte, verübte. Auf dem Wege zum Castell und gerade über der Piazza del Comune ist ein altes, verwildertes, steinigt aussehendes Square, mit einem einsamen runden, ehrwürdigen Thurm, an dessen hinterster Seite sich eine kleine armselige Kirche, mit dem Sterne der Chigi über der Thüre und einem schmalen runden Fenster darüber befindet; ein Löwe und ein Lamm sind an dem Dache und in einer Nische ist der Griff einer Glocke angebracht.

Es ist die Chiesa del Gesù, einst die Kirche des heiligen Sylvester genannt und jetzt der Brüderschaft der heiligen Dreieinigkeit angehörend. Ihr Inneres birgt einen einzigen Raum etwa dreißig Schritte lang und zwanzig breit, mit einem kleinen Stübchen hinten, welches dereinst als Sakristei diente. Der Platz selbst, jetzt die Piazza del Gesù ist ein Bild der wechselnden Geschicke Viterbo's; wo nun Armuth und schmutzige Dürftigkeit wohnen, waren einst Glanz und aristokratische Mienen zu schauen. Hier stand der Palast der zwei bedeutendsten Familien Viterbo's, der Gatti und Vichi, unversöhnlicher Feinde, wie es im Wesen jenes zerstörsüchtigen Zeitalters lag. Hier stand auch das Stadthaus und bis vor Kurzem der Arco di Malavista, von dem der schmale runde Thurm seinen Namen trägt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige der Cardinäle, die in Viterbo versammelt waren, einst an der Piazza grande ihre

Wohnung nahmen und gelegentlich ihre Messe in der benachbarten Kirche hörten, anstatt in den weiter gelegenen Dom zu gehen.

Vielfach incorrekt sind die alten Chronisten und Commentatoren in Namen und Titeln. So nennen Matthew von Westminster und Florence von Worcester den Prinzen, Heinrich den ältesten Sohn des deutschen Königs; John Harding spricht in seiner gereimten Chronik von ihm als

„The sonne that was of Richard th'emperoure“

Capgrave nennt Richard ebenfalls „emperoure of Alymayne“ nur Matthew Paris ist correkter, wenigstens zum Theil, er nennt den Prinzen „Heinrich von Deutschland, Sohn Richards, römischen Königs; Ein beliebter Irrthum ist es, Richard als König von England hinzustellen. Richard Plantagenet, Graf von Cornwallis und Bruder des Königs Heinrich III. war „Rex Romanorum“ und nur unter diesem wird er gewöhnlich von seinen Zeitgenossen angeführt. Prinz Heinrich war sein zweiter Sohn und entstammte seiner ersten Ehe mit Isabella, Tochter des Grafen von Pembroke.

Ein anderer Irrthum selbst bei sonst wohl unterrichteten Schriftstellern, läßt das Herz des Prinzen in einer Urne mit der Inschrift:

„cor gladio scissum, do cui sanguineus sum“

nach der London Bridge bringen. Er mag von einer falsch verstandenen Stelle in Dante

Lo cuor, che'n sul Tamigi ancor si cola

herrühren. In der That wurde der Körper des ermordeten Prinzen von seinen Leuten nach England gebracht und in Hayles in Gloucestershire in der von seinem Vater für die Cisterzienser erbauten Abtei begraben; sein Herz wurde in einer goldenen Urne mit obenerwähnter Aufschrift nahe dem Sarge des heiligen Eduard in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Schließlich mögen der Zeilen Erwähnung geschehen, mit denen Dante in seiner „Hölle“ die Gestalt des Mörders Guido von Montfort vorübergehen läßt.

In dem siebenten Kreis der höllischen Regionen, in der Tiefe eines jähen und unzugänglichen Abhanges, der von ungeheuren Massen zusammengestürzter Felsen und zerbröckelter Bruchstücken gebildet ist, fließt ein kochender Blutstrom, in welchen Tyrannen und Andere die ihren Mitmenschen Gewalt angethan haben je nach dem Maße ihrer Schuld versenkt werden. Hier war der Centaur Nesso der Führer des Dichters und nannte diesem, während der Wanderung, die Namen der verschiedenen in ihr eigentliches Element Versenkten. Als sie an eine von den Uebrigen isolirte Gruppe bis an den Nacken Versenkter kamen, sagte er:

Colui fesse in grembo a Dio
Lo cour, che'n sul Tamigi ancor si cola
Inf. XII, 119—120.

oder nach der Uebersetzung von Karl Streckfuß:

Der macht' einst am Altar das Herz verbluten,
Das man noch jetzt verehrt am Themsenstrand.

Frankfurter Theater.

Herr Haase setzt sein hiesiges Gastspiel unter größerer Betheiligung des Publikums fort, als er es in Hamlet begonnen. Sein Hamlet konnte, fast weniger wegen der verfehlten Auffassung, als wegen der, für jede Auffassung unstatthaften Ueberladung

mit theatralischen Mitteln, die oft eben so sehr dem Geiste als dem Worte der Dichtung widerstritten, nicht befriedigen. War Herr Haase früher in solchen Aeußerlichkeiten etwas maßvoller und verlieh er seinen Hamletdarstellungen manchmal einen geistigen Schwung, der selbst den strengeren Zuschauer auf Augenblicke mit der unshakespear'schen Auffassung versöhnte, so fehlte dieses Maß, dieser geistige Reiz vollständig seiner jüngsten Darstellung, in deren sichtbar theatralischem Mechanismus die tragische Idee und Wirkung untergehen mußte. — Glücklicher entfaltete sich Herrn Haase's Talent in pikant-komischen oder in jenen modernen Charakteren, die nicht sowohl von des Gedankens, als von der inneren Nichtigkeit Blässe angekränkelt sind: Rollen, die weit entfernt als entscheidender Maßstab für wahrhafte Künstlergröße gelten zu können *), dem Darsteller Gelegenheit geben, Geschmack, Gewandtheit und vor Allem eine wenn auch nicht immer motivirte, doch interessante Einzelmalerei zu bewähren. In den „beiden Klingsberg" ließ uns der alte sinnliche Geck, obwohl er gegen die Absicht des Dichters mehr mit bürgerlichem, als cavaliermäßigem Anstand sich bewegte, durch Guthmüthigkeit, die einen leisen Anstrich von Schwachsinnigkeit verrieth, die widerwärtige Gemeinheit des Stückes großentheils vergessen: für die Kunst des Darstellers gewiß ein schmeichelhaftes Zeugniß! Dagegen bot sein „Elias Krumm" mehr eine ergötzliche Maske, als ein innerlich wahres Lebensbild; die Carrikatur überwog die Natur und die Durchführung blieb daher, trotz manchen gelungenen Einzelheiten, ohne nachwirkende Kraft. Auch „Michel Perrin", mit Anmuth und Eleganz dargestellt, lag schwerlich ganz so, wie ihn Herr Haase charakterisirte, in der Absicht des Dichters; die kindlichnaive, ländliche Unschuld des greisen Dorfpfarrers ist wohl geeignet, selbst den langgedehnten, interesselosen Scenen des ersten Aktes eine gemüthliche Anziehungskraft zu verleihen, die sie in der Haase'schen Darstellung, die dieser Kindlichkeit mehr den Stempel der Beschränktheit oder der Altersschwäche, als den Reiz naturfrischer Naivetät gab, zum Theil einbüßte. Zeigte sich das zahlreich versammelte Publikum dieser letzteren Leistung gegenüber etwas apathisch, so gab es sich um so williger den heiteren Eindrücken des „Präsidenten" hin, einer kleinen, bedeutungslosen Rolle, in welcher Herr Haase durch glückliche Maske und provinziell gefärbte Komik herzliche Lachlust erregte. —

Der „Narziß" läßt mancherlei Auffassungen zu, als deren vorzügliche Vertreter Dawison und Haase gelten können. Entspricht der auf ursprünglich gesunder und mannhafter Natur beruhende und in diesem Sinne ergreifend dargestellte Narziß des Ersteren dem höheren tragischen Begriffe, so bringt Herr Haase das „Interessante", die gehaltlose Träumerei, den geistreich kokettirenden Weltschmerz der Rolle, bis auf eine manchmal allzu nervöse Aufregung, glänzend zur Anschauung: einer unbedingten Kunstforderung spotten freilich solche krankhafte, phantastische Gebilde und es wird immer auf Geschmack und Bedürfniß des Zuschauers ankommen, für welche von den beiden genannten Auffassungen er sich entscheide. — Ein Stück, wie „die Wahnsinnige" sollte füglich der Bühne fern bleiben; der Wahnsinn, als dramatischer Selbstzweck, wie er sich hier trotz allem motivirenden Beiwerk kundgibt, widerstreitet ebenso sehr dem Begriff des Drama's, als er das natürliche und ästhetische Gefühl verletzt. Herrn Haase's Darstellung, vom stillen Hinbrüten bis zu den unschönen grellen Wuthausbrüchen erschreckend naturgetreu, konnte deshalb wohl das pathologische, aber nur sehr wenig das reinmenschliche Interesse in Anspruch nehmen. — Im „Mentor" führte uns der Künstler eine ruhig und sachgemäß gehaltene Variation des „Elias Krumm" vor, ohne jedoch die Langweile und Abgeschmacktheit des kleinen Stückes viel erträg-

*) An den Leistungen Haase's bleibt jedenfalls auszusetzen, daß ein Schauspieler, der so begeistertes Lob findet, sich vorzugsweise im modern Pikanten — das doch auch trivial sein kann — und im Krankhaften gefällt und uns nicht davon überzeugt, daß er das Bedeutungsvolle und Großartige darzustellen versteht. D. Red.

licher machen zu können. — Im Königslieutenant hatte Herr Haase für seine künstlerische Begabung ein ergiebigeres Feld; es gelang ihm, die Rolle bis zu einem gewissen Grade von ihrer unbegreiflichen Absurdität zu befreien und sie durch noble und einfache Haltung, die nur den, diesem sentimentalen Königslieutenant doppelt nöthigen militärischen Ausdruck zu wenig vorwalten ließ, so wie durch taktvolle Ausgleichung des Zwitterhaften in Sprache und Charakter zu einer recht interessanten Gestalt zu erheben. λ

Notizen.

„Neuer Brief über die Geschichte von Frankreich." Diese nouvelle lettre, in einem belgischen Blatte zuerst erschienen, ist eine Schmähschrift gegen den Prinzen Napoleon, die mit hastiger Betriebsamkeit nun auch in Deutschland nachgedruckt wird. Sie hat nicht das Relief eines erlauchten Autornamens und enthält nicht so starke Sachen als einst Victor Hugo's „Napoleon der Kleine." Das Sündenleben der Königin Hortense und des Königs Jerome, der Unwerth des Prinzen selbst als Feldherr und als Staatsmann sind in Deutschland längst allgemein kundig. Zu den weniger bekannten Zügen, die der „neue Brief" mittheilt, gehört Einiges über den Aufenthalt Plonplons (Crainplomb, d. h. Fürchtekugel, ist sein neuester Spitzname) in Ludwigsburg, wo er in seinen Jünglingsjahren die Militärschule besuchte. Hier soll er einen Offizier in so gemeiner Weise muthwillig beleidigt haben, daß sein Oheim, der König von Würtemberg ihn aufforderte, Genugthuung zu leisten. Als Prinz Napoleon, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, dies unterließ, erhielt er den Befehl, binnen 48 Stunden Würtemberg zu verlassen.

Der biographische Roman. Diese Zwittergattung gewinnt immer größeres Gebiet. Am schwunghaftesten wurde sie zuerst von Luise Mühlbach betrieben, zu deren Nachahmern ihr eigener Gemahl, Theodor Mundt, mit seinem „Graf Mirabeau" gehört; ein Fall, der in der gesammten Literaturgeschichte wohl einzig ist. Wolfgang Müller bemerkt ausdrücklich, daß er über Immermann novellistische Erzählungen statt einer Biographie geliefert habe, „weil man in Deutschland nicht gern Biographien liest, wenn sie nicht etwa die allergrößten Männer der Menschheit behandeln;" darum habe er „die Form gewählt, die heutzutage populär ist."

Der Rösselsprung. In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris (29. April) hielt Herr Camille de Polignac einen Vortrag über das von dem großen Mathematiker Euler zuerst gestellte Problem des Rösselsprungs, d. h. über die Aufgabe, von einem beliebigen Punkte des Schachbrettes aus mit dem Ritter auf alle Felder zu gelangen, ohne eines zweimal zu berühren. Sollte dieselbe in Paris noch ungelöst sein? Hier kennen wir längst das Geheimniß, auch auf jedem beliebigen Felde, falls es nur von anderer Farbe als das Anfangsfeld ist, aufzuhören.

Nachgelassene Werke von Scribe. Als hinterlassene Werke Eugène Scribe's, die nach und nach zur Aufführung an verschiedenen Pariser Bühnen kommen sollen, kündigt man an: „Das Schmuckkästchen des Königs von Garba", dreiactige komische Oper, wozu Auber die Musik componirt; „Der Schutzengel", ein Act, mit Herrn Romand als Mitarbeiter, die Musik von Nibello; „Des Teufels Schöne", ein Act, mit Musik von Clary; „Das Haidefräulein", drei Acte, mit J. Adenis als Mitarbeiter, sowie ein Lustspiel in fünf Acten, mit Herrn Boisseaux als Compagnon. (D. J.)

Maler Goldschmidt in Paris, welcher durch seine astronomischen Forschungen und Entdeckungen bei sehr mangelhaften Hülfsquellen, schon manchen Fachgelehrten beschämt hat, hat jetzt einen neunten Sateliten des Saturn gefunden, über welche Entdeckung in der letzten öffentlichen Sitzung der Französischen Akademie Bericht erstattet wurde.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 11. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 158.) Achte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. Zum ersten Male: **Pantoffel und Degen,** oder: **Das Blatt hat sich gewendet.** Lustspiel in 2 Akten, frei nach Schröder, von F. v. Holbein. Amtsrath Poll: Herr Haase. Hierauf: Zum ersten Male: **Die Maskerade im Dachstübchen.** Schwank in 1 Akt nach dem Französischen von Meixner. Kindler: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 34. Sonntag, 12. Mai 1861.

Ueber sociales Leben in England.

Vierte Vorlesung von Dr. Julius Faucher.

Wir heben heute getreu dem Charakter unserer, nur das sociale Leben in England berührenden Betrachtungen, bloß noch die Wahlen zu dem Parlament hervor. Wir verfolgen dabei Schritt für Schritt den ganzen Weg, den ein junger Wahlcandidat von etwa 28 Jahren zu wandeln hat, der mit dem von seinem Vater im Handel nach Ostindien erworbenen Golde sich einen Sitz im Unterhaus und zwar als Vertreter eines Burgfleckens im westlichen England verschaffen will. Die Verabredungen mit einer der großen Parteien sind getroffen — es soll in unserem Fall die liberale Partei sein — die erste, jedenfalls in wenigstens 1000 Pfund Sterling bestehende Einzahlung bei dem parliamentary agent ist gemacht. Bevor wir weiter gehen, müssen wir uns jedoch die ziemlich unbekannten und ziemlich sonderbaren Bestimmungen des englischen Wahlgesetzes etwas näher ansehen. Das englische Unterhaus zählt 654 Mitglieder, welche theils die Grafschaften, theils die Burgflecken vertreten. Die ersteren sind die einflußreicheren, wenn auch die weniger zahlreichen. Der Unterschied zwischen beiden Arten läßt sich jedoch nicht schlechthin als der zwischen den Vertretern von Stadt und Land bestimmen. Geschichtlich mag dieß Verhältniß allerdings so gewesen sein, denn noch heute heißen die Vertreter der Grafschaften die knights of the shiere, während die der Burgflecken schlechtweg burgesses genannt werden. Doch werden wir sehen, daß weder die ersten ausschließlich als Vertreter der ländlichen, und noch weniger die zweiten als Vertreter der städtischen Interessen aufgefaßt werden können. Ein jeder Burgflecken, d. h. die von Alters her oder durch das Gesetz mit der parlamentarischen Vertretung begabten städtischen Ortschaften, wählt zwei Mitglieder in das Parlament und ebensoviele Vertreter sendet die Grafschaft dahin. Wahlfähig in den Burgflecken ist ein Jeder, welcher 10 Pfund Sterling jährlich an Miethe zahlt; wahlberechtigt in der Grafschaft ist Jeder, welcher entweder 50 Pfund Sterling an Miethe oder Pacht zahlt oder ein Grundeigenthum besitzt, das ihm jährlich 2 Pfund Reineinkommen gewährt. Eigenthümlich ist nun aber, daß die Wahlberechtigten in den Burgflecken zugleich für die Grafschaft also zweimal wahlberechtigt sind. Die Vertreter der Grafschaften bilden etwa ein Drittel der Gesammtzahl der Mitglieder des Unterhauses, denn es gibt in England 40, in Wales 12, in Schottland 32, in Irland 31 Grafschaften. Dies Verhältniß ist unverändert geblieben und entspricht auch im Wesentlichen der Natur der Sache. Wo die Größe einer Grafschaft wie z. B. in Yorkshire es als ein Mißverhältniß erscheinen ließ, daß dieselbe nur ebensoviel Vertreter im Parlament haben solle als viel kleinere Bezirke, da ist auch durch das Gesetz abgeholfen worden. So zerfällt Yorkshire in 3 ridings, deren jedes wieder 2 Vertreter zu wählen hat. Bei den Burgflecken ist jedoch die ursprüngliche Vertheilung des Wahlrechts mit der Zeit zu einem schreienden Mißverhältniß, ja zum baaren Unsinn geworden, weil die Entwickelung der Städte nicht Hand in Hand gegangen ist mit der Entwickelung der

allein wahlberechtigten Burgflecken. So lag in der Nähe von Salisbury in früherer Zeit ein Burgflecken, der allmälig vollständig von der Erde verschwunden ist. Gleichwohl sandte der Eigenthümer des Grund und Bodens bis vor nicht allzulanger Zeit 2 Vertreter ins Unterhaus: natürlich sich und seinen Bruder. So schreiend war das Mißverhältniß freilich nicht überall, aber doch kam es vor, daß Flecken von 200, 300, 600, 800 Einwohner zwei Parlamentsmitglieder zu wählen hatten, während Liverpool und Manchester unvertreten waren. Die Peel'sche Reformacte vom Jahr 1831 hat diesen Uebelstand zum Theil beseitigt, indem sie einzelnen dieser rotten boroughs ihr Wahlrecht nahm und auf bedeutende Städte übertrug. Ganz den natürlichen Verhältnissen angepast ist indeß die Gesetzgebung noch immer nicht und die dermalige Reformbewegung zielt eben auf ein vollständiges Ausgleichen der Mißverhältnisse ab. Sie unterscheidet sich indeß dadurch wesentlich von der früheren Bewegung unter Robert Peel, daß sie zugleich die Herabsetzung des Wahlcensus (unter 10 Pfund Miethe) anstrebt.

Wir wählen die Wahlvorgänge in einem solchen kleinen Burgflecken, weil diese für uns am meisten Befremdendes haben und dabei die ganze Maschinerie des Wahlverfahrens in ihrer ganzen Grellheit zu Tage tritt. Die Mitwirkung des parliamentary agent ist hierbei ganz gewiß unerläßlich. Bevor wir jedoch auf die Einzelheiten dieses Actes eingehen, wird es nöthig sein, die Veranlassung der Erledigung des Parlamentssitzes festzustellen. Ein Parlamentssitz kann auf vierfache Art erledigt werden. Einmal durch den natürlichen Ablauf der siebenjährigen Dauer des Parlaments. Dieser Modus kommt in neuerer Zeit bei der gesteigerten Heftigkeit der Parteikämpfe nur noch höchst selten vor und die radicale Partei strebt deshalb auch nach einer Herabsetzung der Wahlperiode. Sodann durch die Auflösung des Parlaments. In diesem Falle geht jedoch eine große Bewegung durch das ganze Land und diese ist so stark, daß die charakteristischen Seiten gerade unseres Falles nicht hervortreten würden. Der dritte und vierte Fall sind unsere Fälle, nämlich wenn ein Parlamentsmitglied stirbt oder sein Mandat niederlegt. Gesetzlich ist es verboten, daß ein Parlamentsmitglied sein Amt niederlege, allein man hat sich mit dem Gesetz abzufinden gewußt. Wer nämlich ein Amt von der Krone angenommen hat, soll nach dem Gesetz gehalten sein, seine Wähler zu fragen, ob sie ihm auch künftig noch ihr Vertrauen schenken wollen. Geschieht dieß nicht, so kann er sein Mandat zurückgeben. Man hätte nun nur nöthig gehabt, einem mißliebigen Parlamentsmitglied ein königliches Amt zu geben, um seinen Sitz zur Erledigung zu bringen. Allein woher die Aemter und das Geld zur Besoldung nehmen? Auch dafür hat man Rath geschafft. Es gibt in England eine Anzahl von Gemeinden, welche als solche längst aufgehört haben, die children hundreds. Man überträgt also die Verwaltung dieser nicht mehr existirenden Gemeinden irgend einem Parlamentsmitglied als Amt, so ist dem Gesetz Genüge geschehen. Gehalt wird hierfür nicht gezahlt, denn der Beamte hat ja nichts zu thun. Unterstellen wir für unsere Schilderung einen dieser letzteren Fälle, und begeben wir uns jetzt in den Ort in dem die Wahlschlacht stattfinden wird.

Es haben sich zwei bis drei Candidaten eingefunden, ein Tory, ein Whig und ein Radikaler. Mehr treten niemals auf, denn man würde bei gleichen Kosten nur seine Chancen verringern. Der Tory wird getragen von dem parliamentary agent der Torys, der Whig von dem des Reformclubs, den Radikalen, kennt Niemand oder wer ihn kennt, weiß nicht viel Gutes von ihm zu sagen. Die Lokalpresse bemächtigt sich zunächst des Gegenstandes, ihr folgt die Londoner Presse: In dem Wahlort selbst nehmen wider drei Personen das Wahlgeschäft in die Hand, drei Advocaten, für jeden Candidaten einer. Das nächste Geschäft dieser Herrn ist in einem der Bierlokale ein Zimmer für die Comitesitzung der Wähler ihres respektiven Candidaten zu miethen, nur der Agent des Radikalen miethet kein Bierlokal, er miethet ein Kaffeehaus. Das nächste was sodann geschieht ist das Bekleben des ganzen Hauses mit blauen, grünen

oder rothen, vielleicht auch orangefarbenen Zetteln, auf welchen der Name und das Programm jedes der betreffenden Candidaten gedruckt ist, Die Farbe dieser Zettel ist ziemlich constant. Die blaue Farbe haben regelmäßig die Tory's, die grüne die Whigs, die rothe oder gelbe die Radikalen. Nicht lange indeß so sind die Häuser der nächstgelegenen Straße mit ähnlichen Zetteln beklebt und so geht das schließlich fort durch alle Straßen der Stadt, insoweit der Hausbesitzer das Ankleben der Zettel erlaubt. Was geschieht denn nun aber in dem Comitezimmer? Nichts, müssen wir antworten. Die Wähler sitzen da und trinken Bier, das sie nicht zu bezahlen brauchen. Denn obwohl das Gesetz das Freihalten in Getränken bei den Wahlen als Bestechung verbietet, so können wir uns doch darauf verlassen, daß keiner der Wähler seine Zeche im Wirthshaus bezahlt. Nach einer Weile kommt etwas mehr Leben in die Scene. Ein Herr aus London erscheint im Comitezimmer. Es ist dies vielfach ein ziemlich sonderbarer Kauz. Sein Hut ist zwar fein, aber ein wenig alt, sein Hemd ist rein aber ausgefasert, sein Rock zwar ganz aber abgetragen, es ist eben ein schäbiger, ein shabby gentleman. Dieser Herr entwickelt nun alsbald eine große Beredsamkeit. Er spricht zwar nicht eben über große politische Fragen, sein Hauptgeschäft besteht vielmehr darin, die Candidaten der Gegenparteien auf das schrecklichste herunterzureißen. Was er da an Schandthaten erzählt, ist freilich nicht wahr, darauf kommt es aber auch gar nicht an. Einzelne politische Fragen berührt zwar der alte Herr aus London auch z. B. ob offenes oder geheimes Wahlverfahren. Nur auf auswärtige Politik läßt er sich nicht gern ein, denn dabei möchte er mit der Geographie in Conflict kommen. Die Mitglieder der radikalen Partei sind mittlerweile im Kaffeehaus versammelt. Es sind das gar schmutzige Dinger und entsprechen unseren Vorstellungen von Kaffeehäusern sehr wenig. Es wird da ein seltsames Getränk verabreicht, es soll Kaffee sein, dazu werden Butterbrode gegessen, aber mit der Butter ist es nicht ganz just, auch Beefsteaks gibt es, aber man kann sie nicht beißen. Bier und andere Spirituosen werden dagegen nicht verabfolgt. Der englische Radikale ist gegen den Trunk, diese altconservative Leidenschaft des Engländers, an deren Stärke wir die Anhänger der politischen Parteien selbst unterscheiden können, denn der englische Conservative trinkt mehr als der Liberale und dieser mehr als der Radikale, dessen Hauptgetränk der Thee ist. In diesem Kaffeehaus nun versammeln sich die Arbeiter mit ihren Führern. Auch einzelne Prediger treten wohl auf, die vom tausendjährigen Reiche erzählen, das nächstens kommen wird. Es wird überhaupt hier lebhafter debattirt.

Die Scene wird nun allmälig lebhafter. Auf der Straße erscheinen mit einem Male zwölf bis sechszehn Menschen, jeder auf der Brust und auf dem Rücken ein Brett mit einem großen bedruckten Zettel. Sie ziehen in Colonne durch die Gassen, der vorderste mit einer Fahne in der Hand. Auf den Zetteln stehen wieder allerlei erbauliche Sachen vom Gegencandidat zu lesen. Da wird dem Torycandidaten vorgeworfen, er habe in Oxford auf der Universität einem ein Auge ausgeschlagen, er sei seinem Schneider 270 Pfund schuldig, ja er sei gar nicht einmal aus einer anständigen Familie, sein Vater oder Großvater sei Bedienter gewesen. Auch das ist Alles nicht wahr, allein das thut wieder Nichts. Der Torycandidat antwortet mit einer ganz entsprechenden Garde von Trabanten. Er wirft nun z. B. dem Whigcandidaten vor, er sei nichts weiter als ein Geldsack, sein Vater sei ein Wucherer gewesen oder habe gar sein Geld mit Sklavenhandel verdient u. s. w. Auch das Ohr wird ergötzt. Vor dem Hauptwirthshaus der Whigs stellt sich eine Bande Musikanten auf. Sie spielen Rule Britannia, dann beordert der Torycandidat eine Bande vor das nächste Wirthshaus. Beide Banden suchen sich dann mit stets verschiedenen Melodien zu Schanden zu spielen, so daß es eine fürchterliche Katzenmusik gibt. Dem englischen Ohre aber thut das eben nicht weh. Endlich erscheinen in den Comitezimmern die Candidaten selbst. Es sind noch junge Leute, sie haben noch wenig, vielleicht noch nie öffentlich

gesprochen. Sie müssen aber doch ihren Wähler sich vorstellen. Da werden denn in den allgemeinsten Phrasen die allgemeinsten Themata behandelt. Der Torycandidat wird nicht versäumen den Shakespearschen Spruch zu traktiren: Es ist besser ein bekanntes Uebel zu bewahren, als zu einem anderen überzugehen, das man nicht kennt. Der Whig wird sicher von allen großen Männern seiner Partei sprechen, von Hampdon und Sidney an bis auf Lord Palmerston. Ueber praktische Fragen der nächsten Gegenwart wird dagegen schwerlich einer sprechen, wenn er nicht von den Wählern interpellirt wird. Indessen auch darauf ist der Candidat gerüstet und er verspricht mit der größten Liberalität die Anlage einer Eisenbahn zu betreiben oder was sonst den Wählern am Herzen liegt, mag es denn später im Parlament damit werden wie es will. Die jungen Redner könnten aber auch vielleicht bei ihrer Jungfernrede stecken bleiben. Auch dafür ist gesorgt. Es sind Supporters zur Stelle welche souffliren, es wird bravo gerufen und geklatscht und wenn Alles Nichts hilft, so springt wohl voll Begeisterung irgend ein hierzu bestimmter Mann auf und fällt dem Redner ins Wort indem er mit funkelndem Auge und wüthender Stimme Tod und Verderben auf Alle herabruft, die nicht für den sehr ehrenwerthen Candidaten Mr. Broadlands stimmen wollen.

Dies Alles ist jedoch erst Geplänkel. Die Hauptarbeit kommt noch. Der Candidat muß nun zum canvass gehen, d. h. er muß sich seinen Wählern in ihrer Wohnung vorstellen. Da indeß der Wähler selbst im Wirthshaus sitzt und Bier auf fremde Kosten trinkt, so gilt dieser Besuch vorzugsweise der Frau des Wählers. Dies ist ein saurer Gang. Der Candidat fährt in stattlichem Wagen und im besten Staat in der Stadt herum und bei dieser Gelegenheit wird vorzugsweise die Wahlbestechung vorgenommen. Die dermaligen Gesetze haben indeß die Bestechung sehr erschwert. Es ist ganz genau festgestellt, welche Mittel, die Wähler zu gewinnen, erlaubt sind. Die Fahnen, die Musikbanden, die Aufzüge durch die Straßen sind erlaubt. Was aber nicht erlaubt ist, das ist verboten. Der Candidat hat nun seine ganze Liebenswürdigkeit der Hausfrau gegenüber zu entwickeln. Schmeicheleien gegen ihre Person sind wohl nicht überall möglich, aber die — Kinder! die Hauptsache ist freilich in den meisten Fällen weit soliderer Art und dies ist der geheimnißvolle, weil der ungesetzliche Theil des canvass. Es gibt zwei Hauptwege der ungesetzlichen Bestechung: direct mit Geld und die Drohung, daß der Wähler von dem Eigenthümer seines Hauses die Wohnung werde gekündigt erhalten. Das erste ist nur möglich bei dem Eigenthümer eines Hauses (free house) mag dieser nun selbst Wähler sein oder nicht. Das andere geschieht in den sehr häufigen Fällen, daß irgend ein Whig oder Tory sich in einem Burgflecken eine größere oder geringere Zahl von Häuser (political house) gekauft und an Wähler zu einem geringen Miethzins vermiethet hat. Die Summen der Bestechung mit Geld sind verschieden, sie steigen von 50 bis zu 80 und mehr Pfund. Diese Summe wird beim canvass auf irgend eine Art von einem Begleiter des Candidaten zurückgelassen. Wehe aber dem Wähler, der nun seine Stimme doch nicht wie versprochen abgibt! Er kommt in das schwarze Buch der parliamentary agents und hat unfehlbar zu gewärtigen, daß er künftig von keiner Partei je wieder einen Schilling zu Gesicht bekommt. Da sich aber die Wahlen im Durchschnitt ziemlich regelmäßig alle drei Jahre wiederholen, so würde sich ein wortbrüchiger Wähler dadurch eine ziemlich bedeutende Einnahme verscherzen und so sind denn die Fälle sehr selten, in denen gegen Verabredung gestimmt wird. Der Grundbesitz des Adels in diesen Burgflecken ist aber mitunter sehr bedeutend. Sir John Packington z. B. besitzt von einem Burgflecken etwa $^2/_3$ aller Häuser. In diesen Fällen sind daher die Wähler willenlos dem Grundherrn in die Hand gegeben. Indessen die Leute finden sich in diese Rolle. Sie arbeiten sich mit der Zeit selbst in die politische Richtung ihres Miethherrn hinein und werden so gewissermassen aus Ueberzeugung Whigs oder Torys.

Der Wahltag selbst rückt nun heran. Die Wahl findet auf freiem Markte statt. Da schlagen denn zunächst am Morgen des Wahltags die Zimmerleute eine große Bude auf, die einem Puppentheater in großem Maßstab auf ein Haar ähnlich sieht. Dies ist die Rednerbühne (haustings). Sie bedeckt sich sofort nach ihrer Errichtung mit den Wahlprogrammen der verschiedenen Parteien, so daß in kurzer Zeit auch nicht ein Fleckchen mehr von der ursprünglichen Oberfläche zu sehen ist. Die Errichtung dieser Rednerbühne geschieht auf Kosten der Candidaten, auf die zu gleichen Theilen der entsprechende Antheil mit 70—80 Pfund repartirt wird. Diese Ausgabe gehört noch zu den gesetzlichen. Am Wahltag füllt sich auch die Stadt mit den Bewohnern der Umgegend, denn „es gibt einen Hauptspaß". Freilich kann die Sache auch sehr einfach verlaufen, im Fall nämlich die Wähler bei der Präsentation des Candidaten auf die Frage des wahlleitenden Kronbeamten, ob sie diesen Gentleman zum Vertreter im Parlament haben wollten, einfach durch Acclamation Ja sagen. Dies ist jedoch niemals der Fall, wenn mehr als ein Candidat aufgetreten ist. Zu beachten ist jedoch, daß bei diesem ersten Auftreten der Candidaten die Wähler ganz ruhig im Wirthshaus sitzen, als ginge sie die ganze Sache nichts an. Sie geht sie auch nichts an, denn die Ceremonie, die jetzt kommt ist nur für die Kinder und den Pöbel. Allein auch unter diesen Zuhörern scheiden sich die Parteien von einander, zum Theil durch Bänder und Schleifen je nach den Farben der Whigs und der Torys. Endlich kommen die Candidaten an. Ein fürchterlicher Lärm, ein Gemisch von Klatschen und Pfeifen empfängt die Vertreter der Whigs und der Torys. Nur den radikalen Candidaten empfängt man stumm oder gar mit einmüthigem Beifall, ausgepfiffen wird er nie. Jeder Lokal-Agent führt in kurzer Rede zunächst seinen Candidaten ein. Dann erst spricht der Candidat. Allein es ist ganz unmöglich zu verstehen, was er spricht, denn es erhebt sich während der ganzen Dauer seiner Rede ein so fürchterlicher Lärm des süßen Pöbels, ein Schreien, Klatschen, Pfeifen, daß kein Mensch ein Wort heraushören kann. Dabei bleibt es aber nicht. Der Candidat wird während seiner Rede unausgesetzt von der Gegenpartei unter der Menge mit Kartoffeln, Kohlstrünken und was sich sonst an weichen Wurfgegenständen vorfindet, bombardirt und dagegen darf er sich nicht einmal beschweren, denn das gehört mit zum Wahlact. Nur mit Steinen auf den Candidaten zu werfen, ist durch die Sitte verpönt und hiergegen würde sogar der gesammte Haufe den Candidaten unaufgefordert schützen. Was der Candidat spricht ist deshalb ganz gleichgültig. Es sind fast nur auswendig gelernte Phrasen, deren Manuscript die müßig dabei sitzenden Vertreter der Presse längst in der Mappe haben, das sie vielleicht schon auf die Post gegeben haben bevor noch Mr. Broadlands seine Wahlrede begonnen. Nachdem der Whigcandidat seine Rede abgebüßt hat, ergeht es dem conservativen Candidaten nicht besser. Nur der radicale Candidat wird aufmerksam angehört und auch nicht bombardirt, denn diese Rede ist interessant. Sie besteht in den stärksten und mit derben Witzen gewürzten Ausfällen gegen den persönlichen Character und die Parteien der Gegencandidaten, sowie gegen die Regierung. Was er eigentlich selbst will, sagt der radikale Candidat dagegen nicht. Man kennt ihn auch nicht. Freilich er ist ja auch gar kein Candidat, sondern nur ein Strohmann, den der Tory mitgebracht und bezahlt hat, um mit ihm die liberale Partei zu theilen und so den Sieg über sie davon zu tragen. Ein wirklicher Radikaler würde nie in einem solchen Winkel Altenglands, wie dieser Burgflecken, ambiren, er hütet sich wohl dafür sein Geld auszugeben, denn in Manchester und Liverpool wählen ihn die Arbeiter umsonst. Unser radikaler Strohmann ist irgend ein halbverrückter, betrunkener Irländer, den der parliamentary agent der Tory's mitgebracht hat, damit er das Publikum mit seinen Witzen gegen die Whigs erheitere und für die gar zu vorsichtigen Wähler den willkommenen Vorwand abgebe, ihre Stimme bis zum letzten Augenblick vorenthalten und desto höher hinauftreiben zu können. Es wird hierauf mit Handaufheben die Abstimmung vorgenommen

und die Folge ist, daß für den radikalen Candidaten die überwiegende Mehrzahl gestimmt hat. Der Radikale ist also gewählt, obwohl vielleicht nur zwei Radikale unter den Wählern sind. Hiergegen legen nun die beiden wirklichen Candidaten Verwahrung ein und beantragen für den nächsten Tag Zählung der Stimmen.

Erst jetzt beginnt die eigentliche Wahl. Neben den haustings wird nun auch noch eine offene Bude auf dem Markte aufgeschlagen, in welcher der Wahlcommissär die Abgabe der Stimmen entgegen nimmt. Jeder Wähler muß vortreten und offen seine Stimme abgeben, während seine Gegner um ihn her auf jede Weise ihn einzuschüchtern suchen. Hier treibt die Bestechung ihr eigentliches Spiel, denn es gibt auch Leute unter den Wählern, auf deren Stimme es noch ankommt und die noch nicht gewonnen sind, weil sie mehr als Geld, weil sie eine Stelle oder einen sonstigen wichtigeren Dienst zugesichert haben wollen. Freilich nach den Zahlen zu schließen, die in Blau und Grün fortwährend neben der Stimmbude von den Whigs und Torys auf Tafeln gedruckt als das Stimmergebniß veröffentlicht werden, wäre der Kampf schon längst entschieden, denn dann hätte jede Partei gesiegt. Diese Zahlen sind aber wieder falsch und nur darauf berechnet, die gar zu sehr zögernden und allzuzähen Wähler zur Entscheidung zu drängen. Endlich ist die Wahl vorbei und das Resultat wird bekannt gemacht. Der liberale Candidat hat gesiegt und es folgt nun der letzte Akt der ganzen Comödie. Beide Candidaten besteigen nun nochmals die haustings und diesmal werden sie angehört. Der Sieger dankt zunächst seinen geehrten Wählern. Der geschlagene Candidat dagegen spricht seine Bedauern aus, daß ihm das Vertrauen nicht geschenkt worden und läßt dabei mit einfließen, daß die Wähler es jedenfalls zu bereuen haben würden. Hieran schließt sich sodann ein solennes Gastmahl für die Wähler, bei der man Königin, Ober- und Unterhaus, die Flotte und das Heer hoch leben läßt und Rule Britannia und God save the queen und was sonst in den Sinn kommt mit Musikbegleitung singt. Dann geht es zurück nach London. In dem Burgflecken liegen noch ein Paar Tage lang die Fetzen Papier von den Wahlzetteln umher, wenn sie verschwunden, ist auch der ganze Wahlact vergessen. Nur ein Paar Leute denken noch daran, es sind die Wähler denen der siegende Candidat bestimmte Versprechungen hat machen müssen. Sie werden zusehen, daß man ihnen Wort hält.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1853.

☽ Als einer der Vertheidiger des Druckers und Verlegers der Aumale'schen Broschüre erinnert der Advokat Hébert an das Testament Napoleons I., in welchem sich „ein Vermächtniß zu Gunsten des Mannes vorfindet, welcher den Herzog von Wellington ermorden sollte."

Während meines Aufenthaltes in Brüssel besuchte ich auch das Schlachtfeld bei Waterloo. Es geschah dies am 18. April 1853; Wellington war erst vor Kurzem gestorben, und alle englischen Blätter, wie nicht anders zu erwarten, füllten ihre Spalten mit lobrednerischen, zum Theil alles Maß übersteigenden Nekrologen, und eine Menge von Biographien von mehr oder weniger Umfang überflutete das leselustige Publikum. In den meisten derselben wurde mit echt englischer Selbstüberschätzung der Herzog als der bedeutendste Mann unserer Zeit, als größerer Feldherr als Napoleon I. selbst dargestellt, den er ja überwunden und dem er alle seine Lorbeerkränze abgenommen habe, in welches überschwängliche Lob auch manche deutsche Zeitung mit einstimmte. Der Verdienste Blüchers wurde dabei sehr wenig gedacht, oder sie wurden mit kurzen Worten abgefertigt, als sei der alte Feldmarschall nur eben noch zur rechten

Zeit auf dem Schlachtfeld von Waterloo angekommen, um von Weitem die von den Engländern vollständig geschlagenen Franzosen fliehen zu sehen und ihnen seine Husaren nachzuschicken. *) Ganz in ähnlicher Weise schwatzten auch die Führer auf dem Schlachtfelde, von welchen namentlich einer Zeugnisse von zwei englischen Generälen, seine vorzügliche Ort- und Sachkenntniß betreffend, aufwies, den englischen Touristen gegen gute Bezahlung vor, wonach ihnen die Ohren juckten, und ich muß gestehen, daß mich die Unverschämtheit der Leute, beider, der Führer wie der Touristen, ein wenig entrüstete. Lächeln mußte ich dagegen über den leichtgläubigen Eifer, mit welchem die letzteren nachgemachte bronzene Adler, die von Tschakos und Patrontaschen gefallener Krieger herrühren sollten, Uniformknöpfe und sogar Waffenstücke ziemlich theuer kauften. Das Schlachtfeld ist, wie man sagt, so sehr nach solchen Ueberbleibseln durchwühlt worden, daß wenig Authentisches mehr aufzufinden ist; allein die Industrie kommt dem Bedürfniß nach Andenken gieriger Touristen entgegen, und es soll eine Fabrik bestehen, die sich nur mit Verfertigung von dergleichen Gegenständen beschäftigt, welche dann in die Erde eingegraben werden, um nach einiger Zeit, oxydirt und mit Lehm bedeckt, in irgend eine Curiositätensammlung jenseits des Canals zu wandern.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen in Brüssel und dessen Umgegend war ich öfters durstig geworden, konnte aber dem dortigen Lieblingsgetränk „Faro", einer Art sauern Bieres, das die Brüsseler mit wahrhaft patriotischem Enthusiasmus genießen, keinen Geschmack abgewinnen und war froh, eine Wirthschaft, wenn ich nicht irre, in der Straße Montagne de la Cour, entdeckt zu haben, in welcher erträgliches Löwener Bier (bière de Louvain) geschenkt wurde. Als ich dort, einige Tage nach der Besichtigung des Schlachtfeldes von Waterloo eintrat, war das nicht sehr große Lokal mit Gästen angefüllt, und ich fand nur Platz an einem Tische, an welchem zwei alte, in lebhafter Unterhaltung begriffene Männer saßen. Namentlich einer derselben, wohl ein hoher Sechziger, von hagerer Gestalt und wettergebräunten Zügen, sprach mit immer steigendem Affekte über das Thema: „Napoléon et la grande armée", und bald richtete er auch seine leidenschaftliche Rede an mich und pries, als einer der alten Getreuen Napolons, seinen Abgott mit fanatischer Verehrung. Es interessirte mich, von diesem „grognard" ein Urtheil über des Kaisers Gegner und Besieger zu hören, und ich richtete deshalb einige Fragen an ihn. „Herr, es ist mir einerlei wer und was Sie sind", rief er, indem er dabei auf den Tisch schlug, daß die Gläser tanzten, und immer dickere Wolken aus seiner kurzen irdenen Pfeife qualmte, „aber das sage ich Ihnen, die Preußen haben sich brav geschlagen, namentlich bei Ligny, allen Respekt! Die Schlacht wogte hin und her, wie ein wildes Meer, und Brust an Brust haben wir mit einander gerungen. Wen nicht Blut roth färbte, der sah kohlschwarz vom aufgewühlten Staub im Gesicht aus. Wir haben uns gegenseitig tüchtig eingeheizt; das Bayonnett durchbohrte, der Gewehrkolben schlug nieder, das Knie erstickte, die Hand erwürgte, als wir unser Pulver verschossen hatten. Und bei Waterloo wäre es den Engländern schlecht gegangen, ha, mille bombes! wir hätten sie zermalmt, hätte

---

*) Blücher, der bei Ligny der Uebermacht Napoleons weichen mußte, weil ihn Wellington trotz seines gegebenen Versprechens, ihm mit 20,000 Mann beizustehen, im Stich gelassen hatte, eilte, seine 73 Jahre, seinen Sturz vom Pferde während der erwähnten Schlacht und seine Verwundungen nicht achtend, großherzig mit seinem erschöpften Heere den schon wankenden Engländern bei Waterloo zu Hülfe, welche ohne ihn verloren gewesen wären. Wellington erkannte dies damals an, wiewohl er später das Gedächtniß dafür verloren zu haben scheint. Seinen Bericht (über die Schlacht bei Waterloo) an den Prinz-Regenten schloß er mit den Worten: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß des furchtbaren Tages beimäße durch den Beistand, den sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Grouchy uns nicht verrathen, und wäre ihnen Blücher nicht zu Hülfe gekommen. Ah, cette f—, ganache de Vilainton! Il était flambé sans les Prussiens! Und damit Sie wissen, wer Ihnen das sagt'— haben Sie das Testament Napoleons gelesen? Dann wissen Sie auch vom Sergeanten Cantillon, der in Paris auf Wellington geschossen hat — und der bin ich!" — Mit diesen Worten verließ der Alte stolz das Zimmer, nachdem er sich nochmals seine Pfeife angezündet hatte, und schlug, noch voller Aufregung, die Thür hinter sich zu, daß die Fensterscheiben klirrten.

Notizen.

Trudinger Krapfen. J. G. Kohl hat mit Gründlichkeit nachgewiesen, daß die Backwerke, die in einzelnen Städten Deutschlands üblich sind, oft seit Jahrhunderten in gleicher Form angefertigt worden und als Wahrzeichen jeden politischen und religiösen Umschwung überdauern. Ein klassisches Beispiel bieten die Krapfen von Trudingen oder, wie der Ort bei Wolfram von Eschenbach hieß, Truhendingen. Wolfram, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts dichtete, schildert im Parcival die Hungersnoth in der Stadt Pelrapair und bemerkt in seiner humoristischen Art: „Ein Truhendinger phanne mit kraphen selten da erschrei"; d. h. dort hörte man keinen Trudinger Krapfen in der Pfanne zischen. Der Ritter von Lang, der gewiß das mittelfränkische Land genau kannte, erzählt, daß diese klassischen Trudinger Krapfen aus Eierklösen bestehn, die gut mit Zucker und Zimmet gewürzt und in Schmalz gebacken sind; sie sind noch heutzutag als Leckerbissen in jener Gegend vielbekannt. Vergl. Allg. Zeitung, 21, in der Beilage.

Deutsches Kirchengebet in England. Die Prediger der deutschen protestantischen Gemeinde in Camberwell und Manchester sind beide Flüchtlinge. Der eine ist der Maßregelung des dänischen Kirchenregiments in Holstein, der andere der Maßregelung des preußischen Kirchenregiments in Ostpreußen entflohen. Der Camberweller Prediger betet: „Gott schütze unser theures Vaterland und die Königin dieses Landes." In Manchester hörte man aus dem Munde eines frisch aus dem Vaterlande angelangten Predigers mit Erstaunen die Worte: „Gott schütze Victoria, unsere Königin!" Die englischen Geistlichen in Berlin, Cöln ꝛc. beten nicht: „Gott schütze Wilhelm, Adolph, Ludwig ꝛc. unsern König!" Sie lassen in Deutschland wie in England, in der Kirche wie an der Tafel ihre Victoria d. h. sich selbst leben. Auch uns muß daran liegen, daß an jedem Orte wo Deutsche zusammen kommen, der nationale Anstand gewahrt bleibe.

Pauline Lucca. „Wie kann der Name fremd dem Ohre klingen, den bald geläufig jede Zunge spricht?" Es ist der Name einer Sängerin, die erst neunzehn Jahre zählt, aber von streng urtheilenden Autoritäten, wie z. B. Gumprecht in Berlin, als das erste Gesangsgenie gerühmt wird, das Deutschland in den letzten Jahren hervorgebracht habe. Sie hat ihre Laufbahn in Wien begonnen, war sodann in Olmütz, später in Prag und ist jetzt in Berlin angestellt.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 12. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 159.) **Fra Diavolo** oder: **Das Gasthaus zu Terracina.** Komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des Scribe. Musik von Auber.

Montag, 13. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 160.) Neunte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. Neu einstudirt: **Cromwell's Ende.** Historisches Drama in 5 Akten von Raupach. Oliver Cromwell: Herr Haase.

Für nächste Woche in Aussicht.

Fra Diavolo. — Das Nachtlager in Granada. — Cromwell's Ende. — Ein Glas Wasser. — Vater und Sohn (neu). Gast: Herr Haase. (Sonnabend und Sonntag geschlossen).

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

№ 35. Dienstag, 14. Mai 1861.

Ernst Rietschel.

II.

Erinnerungen von Adolf Stern.

Selten hat der Tod eines großen Künstlers so allgemeine und nicht bloß äußerliche Theilnahme erregt, als derjenige Ernst Rietschel's. Der Schöpfer des Schiller- und Goethemonuments, des Lessing- und Lutherstandbildes war mit Recht als einer der deutsch-nationalsten Künstler der Neuzeit gepriesen. Wer nur einmal Gelegenheit hatte die Wirkung zu schauen, welche Rietschel's Name auch auf solche hervorrief, denen von vielen glänzenden Erscheinungen der Kunst nur die wenigsten vertraut sind, der mußte sich sagen: ja, der Meister hat das letzte Endziel aller Kunst erreicht, sein Streben wirkt auf die Kreise der höchsten Bildung wie auf die Massen seines Volkes. Aber dennoch würden Rietschel's selten große Leistungen kaum hinreichend gewesen sein, um ihn so tief betrauern, so schmerzlich vermissen zu lassen. Ein Andrer kann vielleicht ebenso Großes als Rietschel schaffen und wird doch nicht die persönliche Stellung desselben einnehmen. Wenn der große Bildhauer allseitig eine verehrungswürdige Persönlichkeit genannt worden ist, so galt alles wahrlich nicht allein der Milde seines Wesens, der schlichten Bescheidenheit und dem herzlich wohlthuenden Ton im nähern Verkehr. Vielmehr bezog sich dies Lob auf Rietschel's ganzes Wirken, auf seine Stellung im Leben, seine Beziehung zur Kunst und den Künstlern, auf sein Verhältniß zu seinen Schülern, auf den ganzen scheinbar unmerklichen und dabei doch so tiefen und wiederum so erhebenden Einfluß, den er in seiner ganzen Umgebung geäußert. Ich möchte sagen Niemand, auch nicht Einer, der ihm näher getreten, hat sich der Einwirkung zum Guten, die von ihm ausging, ganz entziehen können. Es ist nicht räthlich von aller lebendiger Persönlichkeit in Abstractionen zu sprechen und so rufe ich in wehmüthiger Freude einige Züge aus den letzten Lebensjahren des großen Künstlers zurück, in denen ich so glücklich war mit ihm näher zu verkehren.

Sie waren leider nur kurz diese Jahre! Kaum drei sind verflossen, von jenem Sonntagmorgen, an dem mich Andreas Oppermann, der Schwager und Freund Rietschel's (in Bälde nun sein Biograph), das erstemal ins Zimmer des Meisters führte, bis zu der traurig trüben Sonntagsfrühe, in der wir im schwarzausgeschlagenen Atelier am Katafalk wachten, und zum letztenmal die Blicke auf das lorbeerumschlungene Haupt des theuren Todten richteten. Aber sie umfassen genau den Zeitraum, in welchem es Rietschel vergönnt war an seinem letzten großen Werke zu schaffen, es sind genau die drei Jahre, in denen er rastlos alle seine Kräfte beim Lutherdenkmal für Worms eingesetzt. Dasselbe bildete in ihnen den Mittelpunkt aller seiner Gedanken und Wünsche.

Damals als ich ihn näher kennen lernte, gegen Ostern 1858, stand Rietschel mit dem Comité zu Worms noch in den ersten geschäftlichen Verhandlungen wegen Uebernahme des großen Auftrags. Aber bereits fing sich in seiner Phantasie das Bild eines Denkmals der gesammten Reformation an zu gestalten. Bis dahin hatte der

Meister die Idee festgehalten Luther als den kühnen gewaltigen Mönch, der dem ganzen Reichstag gottüberzeugt gegenübertritt, in der plastisch kleidsamen Tracht des Augustiners darzustellen. Ich erinnere mich nicht genau, wann er diese Idee fallen ließ, denn in jener Zeit sah ich ihn — noch nicht in Dresden lebend — nur auf einzelne Tage. Aber ich weiß wie der Gedanke des Werkes seine ganze Seele erfüllte, sein tägliches Leben durchdrang. Er stand in eifriger Correspondenz mit Historikern und Theologen, er las unablässig Geschichte der Reformation, er erwog die einzelnen Persönlichkeiten, die im großen Denkmal mit dargestellt werden müßten. Gegen Savonarola hegte er anfangs einige Bedenken, die er später überwand. Für „Hutten", dessen am ersten Besuchsmorgen im eifrigen Gespräch gedacht wurde, setzte er später „Reuchlin", der denn allerdings das Wesen des Humanismus noch charakteristischer darstellt. So glücklich ich war von dem großen Künstler gleich in die Werkstatt seiner Gedanken und Entwürfe eingeführt zu werden, so sah ich doch mit Sorge die Spuren einer verzehrenden Krankheit in seinem freudig erregten und lächelnden Gesicht. Wie ich mich darüber gegen den begleitenden Freund äußerte, sagte er schmerzlich, fast resignirt: „wenn ihm nur das Glück vergönnt wird dieses große Werk noch zu vollenden." In diesem Sinne, mit diesem einen Wunsche ging man in den letzten Jahren zu ihm und von ihm. Freilich faßte sich leicht auch Hoffnung bei der unsagbaren geistigen Frische, mit der sich Rietschel in seine Arbeit hineindachte. Selbst harmloser Fröhlichkeit konnte er sich noch überlassen. In jenem Frühling gab er eines Abends — ich erinnere mich nicht genau der Veranlassung — jüngern Freunden und seinen Schülern ein kleines Fest. Wir wurden dabei überaus heiter und nie vorher oder nachher habe ich Rietschel in solcher fröhlichen, sich ganz gehenlassenden Stimmung gesehen, als an diesem Abend. Wohl traf ich mit dem Meister noch manchesmal im geselligen Kreise zusammen, aber niemals wieder sah ich ihn so ungetheilt und ungetrübt die Stunde genießen. Da lernte ich die eine Seite seines Wesens: die menschlich liebenswürdigste Unbefangenheit kennen, und wer ihn mit derselben im Kreise seiner Schüler sah, der mußte sich sagen, daß er in der menschlichen Beziehung zu ihnen wirklich den alten Meistern der Kunst gleiche. In der That hat Rietschel das Verhältniß zu seinen Schülern, zu Allen, welche in sein Atelier eintraten, in dieser Weise empfunden. Eine wirkliche Sorge trug er um Jeden derselben, mit der liebevollsten Aufmerksamkeit lauschte er nach Fortschritten; ihre Leistungen und ihre Zukunft waren ihm jederzeit wichtig. Manchesmal mag er ihnen das Gesicht des strengen Lehrers gezeigt haben, aber niemals ist ihm beigekommen auf seine Schüler von kalter Höhe herabzusehen. Jeder konnte ein persönliches Verhältniß zu ihm gewinnen, die innerste Antheilnahme des Meisters war ihm in Wohl und Wehe gewiß. Am allerwenigsten hat er daran gedacht die Talente ihrer Eigenthümlichkeit zu berauben, nur freilich: das Lernen forderte er von Jedem, das technische Können gedachte er auch dem Begabtesten, dem Phantasiereichsten nicht zu erlassen. Und daran hat er Recht gethan, damit nur eine Pflicht des Meisters erfüllt. Wie fern ihm alle Ausschließlichkeit lag, welches tiefe immer seltener werdende Gerechtigkeitsgefühl ihn beseelte, davon erhielt ich gleich in den ersten Wochen, in denen ich ihn näher kannte, manchen Beleg. So war ich mit einem anderen Freunde eines Tages bei ihm zu Tisch, wir kamen eben aus dem „Kunstverein" und hatten uns über ein in dessen Local aufgestelltes Bild eines prätentiösen Malers, der sehr äußerlicher effecthaschender Richtung folgte, weidlich geärgert. In etwas jugendlicher Art hielten wir gegen Rietschel nicht lange zurück. So lange unsre Kritik bei dem erwähnten Bilde Stand hielt, schwieg Rietschel, weil er uns innerlich Recht geben mochte. Sobald wir aber weiter gingen, wurde er beinahe heftig und trat uns sehr energisch entgegen. Er innerte an frühere Verdienste des betreffenden Malers, wies auf unläugbare Vorzüge hin, die derselbe auch gegenwärtig noch habe und wandte das Gespräch auf Aburtheilungen und Ungerechtigkeiten im Allgemeinen. Er gestand zu und

es war ganz ersichtlich, daß nichts in unserer Zeit ihn so tief-schmerzlich berühre, ihm so unsympathisch sei, als diese Verwerfungen im Allgemeinen. Sein krankes, blasses Gesicht leuchtete auf, als er Gerechtigkeit für Jeden, sei er wer er sei, forderte und über die unheilvolle Zeitneigung sprach nur das Allerausgezeichnetste anzuerkennen, wodurch denn viel Ausgezeichnetes im Keime erstickt werde. Deshalb darf man aber ja nicht glauben, daß Rietschel's Urtheil ein minder scharfes und feines, seine Unterscheidungsgabe weniger ausgeprägt gewesen sei. Im Gegentheil verbarg er niemals, daß er hohe Anforderungen mache und freilich die höchsten an sich selbst. Ein eitles Genügen kannte der edle Künstler nie.

Ich sah ihn dann im Winter von 1858—1859 oft in seinem Hause, öfter noch im Atelier. Die Statue C. M. von Weber's für Dresden, die Quadriga für das Schloß zu Braunschweig waren fast vollendet, kleinere Arbeiten entstanden neben den gewaltigen und schönen Entwürfen zum Lutherdenkmal. Mit Recht entschied sich das Comité für den größeren ausgedehnten Entwurf. Rietschel war sehr glücklich darüber, obwohl ihn schon damals manche Sorge wegen der Vollendung des Werkes beschleichen mochte. Denn immer und immer wurde seine rastlose Thätigkeit von den tückischen Krankheitsanfällen unterbrochen, die ihn viel zu früh dem Grabe zuführten. Wer ihn da gesehen in seinem Atelier, wie er an den wenigen gesunden Tagen mit äußerster Kraft arbeitete, wie er den Körper zwang der Energie der Seele zu folgen, der begriff leicht, daß etwas von Schiller's hochgeistigem krankheitbesiegendem Schwung in der Seele dieses Mannes lebte.

An den Abenden in seinem Hause war er viel zum Schweigen verurtheilt. Wenn er aber sprach, so hatte ich ihn stets lebendig antheilnehmend gefunden. Er beschränkte das Gespräch keineswegs auf Allgemeinheiten oder Gegenstände seiner Kunst. Ich habe nie finden können, daß er einer bedeutsamen Erscheinung der Vergangenheit, einer Bestrebung der Zeit gegenüber interesselos gewesen wäre. Aeltere und neuere Werke der Literatur erfreuten ihn jederzeit, nicht auf die Dichtung allein beschränkte er sich. Ich erinnere mich, daß er mehrere Abende mit mir über Macaulay sprach, die Erscheinung des großen Whighistorikers in jeder Weise verstehend und bewundernd. Auch auf diesem Gebiet waren ihm Ausschließlichkeit und Ungerechtigkeit fremd. Als ich 1859 nach dem großen Schillerfeste einen Abend zu ihm kam, äußerte er seinen Kummer über die geflissentliche Vernachlässigung und Schmähung Goethes, die bei der großen Nationalfeier an einzelnen Stellen und von gewisser Seite her zu Tag getreten war. Obwohl Rietschel, wie gesagt, viel Verwandtes mit Schiller hatte, so konnte ihn, den Bildner der untrennbaren Gruppe zu Weimar, die ungerechte Bevorzugung des einen Genius empören. Er wurde ganz drastisch in seiner Entrüstung, wenn er sagte: „es gibt gewisse Leute bei denen Goethe nun einmal der aristokratische Sünder bleibt, der in der Hölle in seinem eigenen Fett geschmort wird." — Uebrigens trug Rietschel bei seinem Literaturinteresse niemals den einseitigen Classicismus vieler Künstler zur Schau, glaubte nicht an den Verfall und Untergang des deutschen Geistes, sondern wendete auch den Lebendigen theilnehmende und hoffende Blicke zu. Er hatte nicht nöthig um an das Gedeihen seiner Kunst zu glauben, sich den Verfall der Andern vorzulügen.

Wer ihm näher trat, der mußte ihn lieben. Einen vollen Blick in seine ganze edle Natur, die ich doch schon in manchen Zügen kennen gelernt, konnte ich im Sommer des Jahres 1859 thun. Damals war der Meister, trotz einer voraufgegangenen Badereise selbst wieder krank. Plötzlich wurde ihm in den letzten Tagen des August durch ein typhöses Fieber sein Schüler Bruno Weiske, ein herrlicher Jüngling, ein eigenthümliches Naturell und Talent, das er mit voller Liebe und Sorgfalt gepflegt hatte, entrissen. Rietschel mußte eine Zeitlang gerade bei Weiske (der in seiner hellenisch schönen Erscheinung den Eindruck eines echten Plastikers machte) mit einem gewissen

Zagen vom Entwurf zur Ausführung schreiten, mit einem allzustarken Zögern und Grübeln kämpfen. Der Grund davon lag in Weiske's tiefinnerlicher Bescheidenheit, in einer reifen Einsicht, einer hohen Kunstanschauung, die seinem Können weit voraus war. Aber gerade in den letzten Jahren wurden Rietschel's unablässig treue Bemühungen durch eine Reihe fertiger Werke Weiske's gekrönt. Ein Relief von wunderbarer Schönheit (über dem Eingang des Struve'schen Hauses in Dresden), ein Christus für ein Grabmal waren vollendet worden. In den letzten Monaten, die Weiske im Atelier zubrachte, arbeitete er mit seltner Rastlosigkeit an seinem Lieblingswerk, dem „verwundeten Achill". Rietschel aber war ganz glücklich über das Werk und die gewisse Aussicht Weiske mit dem großen italienischen Reisestipendium der Akademie bedacht zu sehen. Wenige Tage, nachdem sich dies im akademischen Rathe entschieden hatte, starb Weiske. Es ist unmöglich die tiefe Trauer des Meisters bei dieser Gelegenheit zu schildern. Ich kam zu ihm, selbst schmerzerfüllt über den Tod des befreundeten jungen Künstlers. Er erging sich mit Wärme, im innigsten Herzenston über jeden Vorzug des Geschiedenen, über alle zerstörten Hoffnungen, die er an dessen junge Kraft geknüpft, mit einem Ausdruck, der tief rühren und vom Schatz der Liebe und echten Kunstbegeisterung in Rietschel einen vollen Begriff geben mußte. Er schlug die Mappe mit den Zeichnungen Bruno Weiske's auf, um mir zu zeigen welcher Reichthum an Phantasie und Entwürfen mit demselben zu Grabe gegangen war. Zwischen den Blättern, die er mir reichte, sprach er immer wieder von den verflossenen hoffnungsreichen Jahren, von Weiske's edlem Gemüth und hohem Talent, und wenn ich es noch nicht gewußt hätte, so mußte ich da erkennen, wie Rietschel sein Meisterthum auffaßte und mit welchen Gesinnungen er seinen Schülern gegenüberstand.

Von dieser Zeit an fühlte ich mich immer inniger zu ihm hingezogen. Ich kann unmöglich genau bezeichnen, welcher Einfluß es war, den er ausübte. Aber merkwürdig genug: man faßte Muth, neuen Strebemuth in seiner Nähe. Trotz der Krankheit, die ihn oft beugte, ihn viel verstimmte, obwohl seine ganze Persönlichkeit keineswegs etwas Trotziges und Starres hatte, so ging man doch nie von ihm, ohne sich in allen entschiedenen Vorsätzen gestärkt zu sehen, ohne über gewisse niederschlagende Zeiteindrücke hinweggehoben zu sein. Ein großer Mann und ein guter Mann, darin lag ein Zauber. Und hinzu kamen denn die Erfahrungen eines langen reichen Künstlerlebens, eines mühseligen Aufringens zum Lichte, zu den Höhen der Kunst und des Lebens, das ihn nicht bitter gemacht hatte. Im Gegentheil soll er in früheren Jahren etwas Allzumildes und Weiches gezeigt haben. Obwohl es schwer zu verstehen ist wie Jemand zu „mild" sein kann, so habe ich von dem, was man Schwäche nennt, in den letzten Jahren keine Spur bei ihm gesehen. Wo er der Trägheit, der Lüge, der Erbärmlichkeit ins Auge sah, war er ganz entschieden, fest in seinem Tadel, unbeugsam in der Opposition. Es ist hier nicht der Ort aller Einzelheiten zu gedenken, die Jeder, der ihn gekannt hat, gewiß aus eigener Erfahrung berichten könnte. Wo ein bequemes Sichgehenlassen, eine müssige Träumerei, ein prahlendes Nichtsleisten, besonders auf dem Gebiete der Kunst, sich blicken ließen, war Rietschel gar nicht mild, sondern geradezu unerbittlich und wir hatten oft unsere Freude daran ihn über derartige Erscheinungen scharf und treffend sprechen zu hören. Aber freilich — gerecht blieb er immer und jeder Wendung zum Guten gegenüber hatte er versöhnliches Entgegenkommen bereit.

Es ist tiefschmerzlich sich an die Tage unserer Freude zu erinnern, als der Meister im Anfang 1860 zum Direktor der Berliner Akademie designirt war, und seine Unterhandlungen mit der heimischen Regierung sein Bleiben in Dresden festgestellt hatten. Die innigsten — leider auch letzten — Wünsche Rietschel's, in Betreff eines eigenen Hauses mit anstoßendem Atelier waren erfüllt! Mit welcher erneuten Frische, welcher

todverachtenden Hingebung arbeitete er im Frühjahr 1860 an der Kolossalstatue Luther's und der Statue Wiklef's zum Reformationsdenkmal! So oft man in das Atelier trat, konnte man den Meister, falls ihn nicht Krankheit ans Haus fesselte, in unermüdlichster Thätigkeit sehen. Rietschel hat nicht nur erfunden, nicht nur geschaffen, er hat auch — das weiß Gott — gearbeitet, an diesem letzten wie an jedem seiner Werke.

Dann trat er im Sommer vorigen Jahres seine letzte Badereise, diesmal nach Reichenhall in den Alpen an. Nach seiner Rückkehr wurde sogleich in das neue Haus eingezogen. Kaum aber hatte er die ersehnte Wohnung erreicht, so betrafen ihn neue heftige Krankheitsanfälle. Sie machten seinen Zustand fast hoffnungslos. Als ich ihn zum erstenmal im neuen Hause sah, erschrack ich heftig über die Fortschritte seines Uebels und so ging das leider immer, immer unaufhaltsamer seinen Weg! Und doch war immer wieder Anlaß sich seiner hohen geistigen Frische zu erfreuen. Er las mir in diesen Tagen ein Schreiben vor, an die Akademie von Antwerpen zum Dank für seine Ernennung zum Ehrenmitglied gerichtet. In wenigen schlagenden Worten charakterisirte er die verschiedenen Wege deutscher und belgisch-französischer Kunst und sprach mit innerster Freiheit über den gegenseitigen günstigen Einfluß, den sie aufeinander gewinnen könnten. So blieben ihm Geist und Sinn rege, während der Körper erlag. Der Bau des neuen Ateliers verzögerte sich noch bis in den Spätherbst hinein. Ursprünglich hatten Rietschel's Schüler die Absicht gehegt, den Einzugstag mit einem Fest zu begehen, ein Festspiel, humoristisch im Beginn und ernst in der Schlußwendung war dazu von mir entworfen worden. An derartige Lust war nun, bei der täglich mehr bedrohlichen Krankheit nicht mehr zu denken. Ich bewahre Rietschel's letztes Billet an mich, vom Morgen vor der Einweihung des Ateliers datirt, es charakterisirt die nothwendig gewordene schlichte Stille dieses trüben Einzugs: „Lieber, geehrter Freund! Wollen Sie uns wohl morgen, Montag Mittag, die Freude machen bei uns zu essen? Meine Schüler essen bei mir, es soll das Atelier zuerst officiell bezogen werden. Ihrer freundlichen Zusage hoffe ich gewiß zu sein. Ihr ergebenster E. Rietschel." — Leider hatte ich an diesem Montage eine schon angekündigte öffentliche Vorlesung zu halten, und konnte nicht einmal bei der ganz schlichten Einweihungsfeier zugegen sein.

In dem neuen Atelier, welches Rietschel so sehr ersehnt, vermochte er wenig mehr zu arbeiten. Seine Krankheit machte reißende Fortschritte. Es war tief niederdrückend in diesen letzten Monaten seines Lebens ihn so schmerzlich die Sehnsucht nach endlicher Genesung, um an seinem großen Werke zu arbeiten, aussprechen zu hören. Obwohl er nicht mehr im Stande war noch eigentlich „gesellig" zu sein, sah ich ihn dennoch ziemlich oft. Sobald sein Zustand es irgend zuließ, war er stets bereit, mit den Befreundeten einige Stunden zu verkehren, und auch jetzt noch verweilte man nie bei ihm, ohne sich der Harmonie und Milde, der innersten Tüchtigkeit seines ganzen Wesens zu erfreuen. Kein Ton aus Leben und Kunst wurde angeschlagen, der in dieser reichen Seele nicht noch wiederklang und niemals habe ich tiefer empfunden, welche Macht einer wirklich geistigen Natur innewohnt über Schmerz und körperlichen Unfall zu siegen. Und so sind mir auch aus den letzten Begegnungen mit dem edlen Künstler die beiden Grundzügen seines ganzen Wesens und Wirkens lebendig in der Seele geblieben: schlichte, herzvolle Liebenswürdigkeit und eine geistige Schwungkraft, durchaus gesund, lebensfreudig, unendlich sicher und gesättigt vom Gefühl des edelsten Wollens und Könnens. So steht mir Rietschel's Bild auch aus diesen letzten Tagen vor Augen und wie schmerzlich die Erinnerungen an die Auflösung seines irdischen Theiles, an den gänzlichen Verlust des edlen Mannes sein mögen, so liegt andrerseits eine unendliche Erhebung im Gedanken an seine letzten Jahre. Ob es ihm auch nicht vergönnt war, das große Denkmal der Reformation ganz zu vollenden, so hat er doch im Ringen

darnach ein leuchtendes Beispiel für jedes Streben hinterlassen und ohne dies Ringen stände die Gestalt Luthers nicht wie sie jetzt steht: lebendig, siegfreudig, in wunderbarer Kraft und Vollendung. So oft mir Rietschel's Bild vor die Seele tritt, mahnt es mich an die tiefste Wahrheit des biblischen Wortes: „sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben!"

Neue Dramen.

Kaiser Heinrich IV., Trauerspiel in fünf Acten von Karl Biedermann. Weimar, Hermann Böhlau 1861.

Der bekannte publicistische und culturhistorische Schriftsteller hat zwar sein dramatisches Tirocinium etwas spät abgelegt, ist aber eigentlich seinen früheren Studien nicht untreu geworden, denn sein Drama berührt den Kernpunkt nationaler Interessen und schildert in dem Schicksale Heinrichs IV. den Kampf des Kaiserthums mit Fürstenparticularismus und fremden, besonders römischen Einflüssen, das wackre Emporstreben des Bürgerthums, weshalb es in unserer Stadt, einem der alten Sitze des Bürgerthums, besonders Anklang finden dürfte, und endlich die beginnende Gefahr von Frankreich bei dem fortschreitenden Verfall des Reiches. Das Drama scheint zunächst für ein gewöhnliches Theaterpublikum nicht anziehend, da die einzige Liebesscene, die es hat, die Neigung der Tochter Heinrichs, der Wittwe Friedrichs von Schwaben zu dem jungen Herzog von Lothringen nur geringen Raum einnimmt; dennoch hat es sich bereits gezeigt daß die Hörer von der edlen Sprache und dem Gedankenreichthum des Stückes gefesselt werden. In der That hat Biedermann's dramatisches Erstlingswerk die Feuerprobe der Aufführung bereits bestanden, denn es ist in Weimar zweimal unter großem Zudrang und mit mehr als gewöhnlichem Beifall gegeben worden, und seine Aufführung in Leipzig steht bevor. Das Stück spielt 1106, also im Todesjahre Heinrichs IV. in Mainz, Ingelheim, im Lager in Schwaben, in den Burgen zu Böckelheim an der Nahe und Coblenz, in Lüttich und endlich im Feldlager zu Cöln, wo der Kaiser stirbt, versöhnt mit seinem Sohne, dem späteren Kaiser Heinrich V., der die Mission, im Sinne des sterbenden Vaters fortzuwirken, mit den Worten übernimmt:

„Ich schwör es Euch: den Kampf, den Ihr begann't,
Ich nehm' ihn auf, und wenn, verführt von Rom,
Sich meine Jugend hat an Euch versündigt,
So soll an Rom Euch meine Mannheit rächen!"

Um eine weitere Probe der Sprache zu geben, führen wir hier die Worte des reichsgetreuen Herzogs von Lothringen über ein uns heute sehr naheliegendes Thema an:

Auf Deutschlands fernster Vorwacht steh' ich hier,
Gen Frankreich hin, wo diese beiden Länder
Sich nachbarlich berühren, feindlich scheiden.
Da laß ich meinen Blick nachdenklich oft
Von dem zu jenem hin und wieder streifen.
Mit schwerer Sorg' erfüllt mich's dann, wie dort
Der Capetinger kluges Regiment
Und günstige Schickung um den sichern Thron
Die Kraft des Volks untrennbar hat geschaart,
Und wie aus kleinem Kreis lawinengleich
Die festgeballte Macht unwiderstehlich

Sich weiter stets und immer weiter dehnt,
Wie sie bereits mit wuchtender Gewalt
Auf dieses Mittelland, dies Lothringen,
Gefährlich drückt und drohend immer näher
An unsres Rheins Gestad herüberschwillt,
Dieweil sich bei uns täglich mehr die Bande
Der Einheit lockern, und der stolze Bau
Des mächt'gen Reichs, den unsre Kön'ge einst
Zu weithin herrschender Gewalt erhoben,
In allen seinen Fugen wankend kracht,
Zernagt vom blinden Eigennutz der Fürsten
Und von des Papstthums nimmer ruh'ndem Groll.

ck.

Huß. Sein Tod in Constanz. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von **C. J. Diepenbrock.** Darmstadt 1861. Selbstverlag des Dichters.

Wenn die tragische Dichtkunst gewaltige Leidenschaften, erhebende und erhabene Momente wiederspiegeln soll, wenn sie die Charaktere in ihrer Entwickelung bis zur Katastrophe im Drama vorführt, wenn sie in diesem Gange hier und da abweichen darf, um in ihre Kette Glieder aufzunehmen, die, obwohl nicht von demselben Gepräge, dennoch zum Gang als Erläuterungen gewissermaßen gehören, ja, wenn sie sich selbst der Komik, wie bei dem großen Shakespeare, bedient um drastischer wirken zu können; so darf man nicht glauben, daß Bummler, Mörder, zweideutige Frauen, niedrige Leidenschaften und triviale Redensarten, denen gegenüber an andern Orten die Erscheinung Jesu Christi und der himmlischen Heerschaaren vorgeführt wird, die Basis einer Tragödie ausmachen können. In obengenanntem Drama ist auch nicht eine einzige Person, die ein Interesse erregen könnte, selbst Huß, der Held des Stückes, der sich wenigstens in anständiger Weise bewegt, hat nichts von dem, was wir einem solchen Reformator andenken möchten, weder Größe, noch Kraft, weder den geistigen Ernst noch den irdischen Heiligenschein. Pabst Johann XXIII., früher Seeräuber Cossa, steht als Scheusal der gemeinsten Art da. Die von ihm einst entehrte, jetzt ihn hassende und der Freude dienende Livia charakterisirt sich selbst mit folgenden Worten (S. 16):

Mein Herz ist keusch und und meine Seele rein.
Mein Körper dient der Noth und nicht der Lust.

Wir danken für diese Entschuldigung des Lasters! — Von den niedrigen, auf den Straßen sich schimpfenden und in die Haare sich gerathenden Weibern und den schamlosen Burschen wollen wir nicht weiter reden. Merkwürdig aber ist diesem Sitten- und Zeitgemälde gegenüber das „Nachwort statt Epilog", worin der Verfasser seine vier der Mitwelt übergebenen dramatischen Arbeiten recapitulirt und womit er glaubt „die vier so gewaltig, aber nur in der Tiefe glühenden Fragen der Gegenwart, welche an jeden deutschen Mann von Herz und Geist mit der gebietenden Mahnung zur heiligen Entrüstung treten, vom erhabenen Sitze des dichterischen Richterstuhls beleuchtet zu haben". Sic eunt fata hominum!

Aus einer buchhändlerischen Anzeige zu Anfang des Buches ersehen wir, daß der fruchtbare Dichter bereits Erkleckliches in der Literatur geleistet hat, nämlich: Ein Original-Lustspiel; ein Schauspiel, ein vaterländisches Drama, ein Trauerspiel, einen Novellenkranz, Gedichte und „frische Lieder", einen humoristischen Versuch einer Philosophie über den Umgang mit der Welt und — einen „praktischen Reitunterricht für Schule und Feld".

-tt-

Notizen.

Heller und Dawison. Ueber die Streitigkeit der beiden genannten Herren sind uns Einsendungen zugegangen, die wir jedoch nicht zu benutzen gedenken; wir begnügen uns damit, über den ganzen Hergang einem Bericht aus der Wochenchronik der „Europa“, der das Gepräge der Genauigkeit an sich trägt, Einiges zu entnehmen. Dawison gastirte kürzlich in Hamburg unter Anderen auch als Othello und Richard III. In beiden Rollen widerfuhr ihm Tadel und namentlich sprach sich Robert Heller in offenster Weise ungünstig aus. Hierdurch fühlte sich Dawison sehr verletzt und richtete an Heller einen Brief, worin er ihm die Fähigkeit zur Kritik absprach und seine Worte albern und hämisch nannte. Dawison gestattete es, daß ein Freund von ihm den Brief lithographirte und so wurde derselbe in zahlreichen Exemplaren verbreitet. Heller hat Dawison für die Beleidigungen des Briefes fordern lassen. Dawison hat sich geweigert, die Cartellträger persönlich zu empfangen und als sie ihren Auftrag schriftlich ihm gemeldet, sie auf den anderen Morgen zu sich bestellt. Als sie dann erschienen, hat er erklärt, zum Duell bereit zu sein, er erwarte Heller am 10. Mai in Dresden. Die Forderung wurde der Polizei in Hamburg kund. Heller reiste mit seinem Secundanten nach Schwerin und ließ Dawison aufs Neue fordern. Dawison hat in einem Briefe Heller'n erklärt, daß sich der Großherzog von Mecklenburg der Sache angenommen und für den Fall, daß Heller auf der Forderung bestehe, den Intendanten von Flotow beauftragt habe, die Behörden zu requiriren. Später jedoch werde er — Dawison — sich stellen.

J. F. von Cotta. Bei Gelegenheit der 25jährigen Jubelfeier der Buchhändlerbörse in Leipzig ist das Bildniß des Freiherrn Johann Friedrich von Cotta im Börsensaal aufgestellt und von Herrn S. Hirzel mit einer passenden Rede inaugurirt worden. Der Saal war bereits früher mit den Bildnissen der berühmten Buchhändler Enslin, Perthes und G. Reimer geschmückt. Es könnten wohl noch ein Göschen, Nicolai, Frommann, Vieweg und Andere hinzukommen.

Englische Literatur. Von Carl Stanhope sind die beiden ersten Bände seines „Life of William Pitt“ bei Murray in London erschienen. Es bietet einen wichtigen Beitrag zu der Kenntniß der Parteikämpfe jener Zeit. — Miß Beecher Stowe hat einen neuen Roman „Agnes of Sorrento“ vollendet, der in Thackeray „Cornhill Magazine“ und in einer amerikanischen Monatschrift gleichzeitig veröffentlicht wird.

Amtliche kulturhistorische Arbeit in Rußland. Die russische Regierung hat die Anfertigung einer Geschichte der geistigen Zustände des Landes während der letzten zehn Jahre angeordnet. In diesem Dokument sollen die Museen, die Kunst und wissenschaftlichen Sammlungen und Gesellschaften, die journalistischen Erscheinungen u. s. w. statistisch verzeichnet werden.

Das britische Museum hat, abgesehen davon, daß es ein Gratisexemplar von jedem im Königreiche gedruckten Buche beanspruchen darf, jährlich 10,000 Pfd. St. für den Ankauf andrer Bücher, 2600 Pfd. St. für Manuscripte, 7500 Pfd. St. für Einbände und 4000 Pfd. St. für Büchergestelle und Tische zu verausgaben. Das wären die Ausgaben blos für die Bibliothek. Für alle Departements zusammengenommen betragen sie 100,000 Pfd. St.

Adalbert Stifter hat so eben einen historischen Roman vollendet, dessen Gegenstand die Herren von Wittigo bilden. Derselbe spielt demnach im Süden Böhmens, und dürfte besonderes Interesse bieten.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 14. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 161.) Vorletzte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. **Ein höflicher Mann.** Original-Lustspiel in 3 Akten von Feldmann. Justizrath Fein: Herr Haase: Hierauf: **Eine Parthie Piquet.** Lustspiel in 1 Akt nach dem Französischen des Fournier. Chevalier von Rocheferrier: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 36. Mittwoch, 15. Mai 1861.

Das Städelsche Kunstinstitut.

Das neue Frankfurter Museum bringt in Nro. 30 einen kurzen Aufsatz unter obigem Titel, der von unverkennbarem Wohlwollen eingegeben, die wärmste Theilnahme seines Verfassers an dem Gedeihen und der weiteren Entwicklung der schönen Stiftung Städel's kund gibt, dem aber die Redaction eine Nachschrift beizufügen für gut befunden hat, von der man nicht gerade dasselbe behaupten kann.*) Wenn jener Aufsatz gewissen Besorgnissen Ausdruck gibt, die wohl schon seit längerer Zeit hier und da in den Kreisen unserer Bürgerschaft laut geworden und die bis auf einen gewissen Grad berechtigt sein mögen, und dieselben im Interesse der Sache beseitigt zu sehen wünscht so scheint löbliche Redaction vielmehr zu bedauern, daß der geehrte Verfasser jenes Aufsatzes nicht gleich der Administration des Städelschen Institutes ganz anders zu Leibe gegangen ist. Sie findet das Grundübel nicht berührt, aus dem alles, was an dem Institute auszusetzen ist, alles was in und von demselben Verkehrtes gethan und Gutes versäumt wird, allein herfließen soll, nämlich die Selbstergänzung der Administration, und da sie doch nicht übersehen kann, daß diese Selbstergänzung auf einer ganz bestimmten Anordnung des Stifters beruht, daß man mithin, auch wenn man es wollte, gar nicht davon abgehen könnte, so scheint sie fast zu der verzweifelten Ansicht gekommen zu sein, als ob an dem schönen Städelschen Institute, wie man zu sagen pflegt, Hopfen und Malz verloren wäre. Wir müssen versuchen, das Unbegründete dieser Verzweiflung darzuthun, aber auch jene Besorgnisse zu beseitigen. Sehen wir, wie weit uns dieses gelingt.

Wir wollen hier die Vortheile und Nachtheile der Selbstergänzung der Administration nicht untersuchen und brauchen deshalb auch nicht zu unterscheiden, ob der wohlwollende Stifter des Städelschen Institutes in der That durch jene „verschrobene Testamentsbestimmung" den Sinn seines Vermächtnisses offenbar benachtheiligt hat oder nicht. Es ließe sich darüber gar Manches hin- und herreden. Sehr zu wünschen wäre es jedoch, wenn diejenigen, die so entschieden dieser Ansicht sind, also vor allem die löbliche Redaction dieser Blätter, einmal klar und bis ins Einzelne hinein darlegten, wie nach ihrer Meinung die Wahl der Administratoren eines solchen Kunstinstitutes unter unseren besonderen Verhältnissen zweckmäßiger einzurichten wäre; ob man diese Wahl in einer oder der anderen Weise etwa unseren oberen Staatsbehörden, dem Senate oder der ständigen Bürgerrepräsentation, oder etwa den Frankfurter Kunstfreunden oder endlich den hier ansässigen Künstlern selbst übertragen zu sehen wünscht u. s. w. Wenn

*) Der Herr Verfasser irrt. Wir haben die Ansicht hochachtbarer Kunstfreunde ausgesprochen, die gleich uns den wärmsten Antheil an der Stiftung, wenn auch nicht an einem verfehlten Paragraphen ihrer Urkunde nehmen. Gegen den letzteren haben sich längst Männer, die der Herr Verfasser wohl in Bezug auf Patriotismus und auf Sachkenntniß als vollgültig annehmen wird, eingehend erklärt. Die Red.

auch durch die Darlegung solcher Ansichten und Vorschläge an der Einrichtung selbst nichts zu ändern sein wird, da dieselbe, wie schon bemerkt, auf einer ausdrücklichen Anordnung des Testamentes beruht, so dürfte dieselbe doch nicht nutzlos sein. Irren wir nicht sehr, so würde eine solche Darlegung gar Manche, die jetzt vielleicht ganz anders denken, davon überzeugen, daß andere Wahlarten auch ihre Mängel und Mißstände haben, vielleicht noch viel größere als die bestehende, oder daß dieselben praktisch gar nicht ausführbar sich erweisen, und am Ende söhnte man sich gar aus mit der „verschrobenen Testamentsbestimmung" des wohlwollenden Stifters. Tadeln ist gar oft leichter als Bessermachen. Doch wie dem auch sei, über die Selbstergänzung der Administration des Städelschen Institutes werden wir nicht hinauskommen. Statt aber deshalb an dem Gedeihen und der Entwicklung dieses Institutes zu verzweifeln, gilt es die etwaigen Mängel und Nachtheile, die daraus entspringen mögen, zu beseitigen oder auszugleichen. Der geehrte Verfasser des hier in Rede stehenden Aufsatzes macht zwar die etwas boshafte Bemerkung, die höchsten Behörden des Frankfurter Gemeinwesens hätten sich daran gewöhnt, sich in einen Mantel von Wachstuch zu hüllen und allen Tadel wie Wasser an sich herablaufen zu lassen, aber er hofft auch, daß die Administration des Städelschen Institutes in dieser Zeit der Oeffentlichkeit sich nicht nach diesem Beispiel richten werde. Die Redaction aber in ihrer Nachschrift läßt auch hier nicht von ihrer Verzweiflung ab, und meint zwar, es müsse durchaus der öffentlichen Meinung Gelegenheit verschafft werden, sich der Verwaltung gegenüber mit Nachdruck und Wirksamkeit äußern zu können, aber die Presse reiche zur Uebung einer dauernden Controle schwerlich aus. Es ist wahr, es gibt gar manchen Tadel, gegen den es eines schützenden Mantels von Wachstuch nicht einmal bedarf, der auch ohnedieß abläuft, ohne naß zu machen, aber wir haben doch einen viel zu hohen Begriff von der öffentlichen Meinung und der sie wahrhaft vertretenden Presse, als daß wir hier nicht Vieles, ja Alles von ihr erwarten sollten. Die öffentliche Meinung, von der Vernunft geleitet, und wenn sie wirklich war, wofür sie sich ausgab, hat wohl schon mehr zuwege gebracht, als eine Administration wie die des Städelschen Instituts vor allzubedenklichen Abwegen zu bewahren, oder wenn nöthig selbst zu beseitigen. Die Frage ist nur, haben wir hier eine öffentliche Meinung in Kunstsachen, oder was man so zu nennen berechtigt wäre? Und wenn wir sie haben, wie kommt es doch, daß sie sich nicht längst in einer oder der anderen Weise deutlich kund gegeben hat? Die Berichte, welche die Administration von Zeit zu Zeit über die von ihr verwaltete Anstalt veröffentlicht hat, scheinen in der Regel die Theilnahme unserer Bürgerschaft nur wenig angeregt zu haben. Wenigstens ist uns kaum erinnerlich, daß dieselben in unseren öffentlichen Organen zum Gegenstand eingehender Besprechungen und Erörterungen gemacht worden wären. Vielleicht ist es aber gerade ein Fehler der Administration, daß sie nicht viel häufiger, etwa jährlich, solche Berichte herausgibt und dadurch selbst dazu beiträgt, die Theilnahme, nicht nur an dem Städelschen Institute überhaupt, sondern auch an der Art, wie dasselbe verwaltet wird, mehr und mehr anzuregen, und somit auch eine wirkliche öffentliche Meinung in Kunstsachen allmälig heranzubilden. Doch wir wollen hier nicht erörtern, was von Seiten des Städelschen Institutes noch alles geschehen könnte und sollte, dazu findet sich wohl später einmal eine passendere Gelegenheit. Die Redaction dieser Blätter möchten wir aber ersuchen, von ihrem Pessimismus abzulassen, und statt dessen mit Hülfe des ihr zu Gebot stehenden Organes uns lieber beizustehen zu bessern was zu bessern ist.

Was nun aber den Inhalt des Aufsatzes selbst betrifft, mit dessen Nachschrift wir uns bisher nur beschäftigt haben, so beziehen sich die darin ausgesprochenen Besorgnisse vor allem auf den beabsichtigten Bau eines neuen Kunstinstitutes in dem früher Leersischen Garten auf der Bockenheimer Landstraße. Der geehrte Verfasser des Aufsatzes erkennt vollkommen an, daß ein Neubau unumgänglich nöthig ist und auf dem gegen-

wärtigen Eigenthum der Anstalt nicht aufgeführt werden kann; auch findet er den für diesen Neubau angekauften Platz, sowohl was seine Lage als seine Räumlichkeit betrifft, in jeder Beziehung vorzüglich geeignet; allein es schrecken ihn nicht sowohl die Thiere, die jetzt auf diesem zum zoologischen Garten umgewandelten Grundstücke sich befinden, als vielmehr die immer neu entstehenden Zwinger derselben auf „gemauerten Fundamenten“, und er besorgt, es möchte vielleicht gar nicht mehr Ernst sein, daß in 6 Jahren die Blüthen der Kunst und Cultur die Söhne der Wildniß wieder verdrängen sollen, es könnte die Administration des Städelschen Instituts wohl jetzt schon, wenigstens halb und halb, darauf verzichtet haben, das Institut dorthin zu verlegen. Wir gestehen, uns selbst in gleicher Weise nicht weniger darob gewundert zu haben, daß der Verwaltungsrath des zoologischen Gartens den Muth hat auf einem nur für 8—10 Jahre gepachteten Grundstück steinerne Gebäude aufzuführen, die für eine ungleich längere Dauer geeignet erscheinen, und die nach Ablauf der Pachtzeit doch wieder entfernt werden müssen, und wohl mag Manchem der Gedanke kommen, es möchte mit dem Pachttermin nicht so ernstlich gemeint sein. Sichere Auskunft könnte hierüber freilich nur die Administration des Städelschen Institutes selbst geben. Doch haben wir Erkundigungen bei Solchen, die dieser Administration näher stehen, eingezogen, und wir glauben mit Bestimmtheit versichern zu können, daß die Administration noch ebenso bestimmt an ihrem Beschlusse festhält, den Neubau des Institutes auf dem ehemalig Leerſischen Grundstück, sobald die dazu erforderlichen Mittel herbeigeschafft sein werden, zu beginnen, als zu der Zeit, da sie dieses Grundstück zu diesem Zweck käuflich erwarb. Wir glauben sogar hinzufügen zu können, daß die Administration nicht nur im vorigen Jahre, als mit dem Bau des großen und massiven Winterhauses im zoologischen Garten begonnen wurde, den Verwaltungsrath desselben von Neuem auf die Bestimmung des Pachtvertrags aufmerksam gemacht hat, der zufolge nach Ablauf dieses Vertrags der Garten wieder in den früheren Stand zurückzuversetzen ist, namentlich also neu aufgeführte Gebäude mit ihren Fundamenten zu entfernen sind, sondern daß die Administration auch ganz neuerdings noch Gelegenheit genommen hat, dem Verwaltungsrath des zoologischen Gartens in unzweideutiger Weise zu erkennen zu geben, daß sie an eine Verlängerung des Pachtvertrags, wie vielmehr an eine käufliche Abtretung dieses Grundstückes gar nicht denkt. Somit dürfte die Besorgniß, die Interessen des Städelschen Instituts und damit des gesammten Kunstlebens unserer Stadt könnten hinter die Interessen und Annehmlichkeiten des zoologischen Gartens zurückgesetzt werden, wohl kaum begründet sein.

Der geehrte Verfasser unseres Aufsatzes hat aber auch noch eine andere, nämlich eine finanzielle Besorgniß. Er berechnet ganz richtig, daß der im Jahre 1854 für den Neubau erkaufte Platz an Zinsen jährlich etwa fl. 6000 kostet, daß die zoologische Gesellschaft für Miethzins nur die Summe von fl. 2000 jährlich bezahlt, daß mithin jährlich fl. 4000 verloren werden, die dem Ankaufspreis beizurechnen sind, und zieht daraus den ebenso richtigen Schluß, daß der Platz um so theurer wird, je länger man mit dem Neubau zögert. Gewiß, wären die für einen Neubau des Städelschen Institutes geeigneten Plätze in beliebiger Menge und Auswahl vorhanden, so hätte die Administration dieses Institutes höchst thöricht gehandelt, einen solchen Platz früher zu erwerben, als sie die Mittel bereit hatte, den Neubau auch wirklich zu beginnen. Aber die Sache verhielt und verhält sich doch ganz anders. Schon vor sechs Jahren war der Leerſische Garten der einzige in jeder Beziehung geeignete Platz, und es war ein glücklicher Zufall, daß derselbe gerade zu der Zeit zum Verkauf kam, wo die Administration des Städelschen Institutes, — wie sie in ihrem Bericht vom Jahr 1854 ausführlich dargethan hat, — nach mannichfachen anderen Plänen und Versuchen zu dem klaren Bewußtsein gelangte, daß nur eine Verlegung des Instituts und ein gänzlicher Neubau desselben im Stande sein werde, den vorhandenen Bedürfnissen der stets

anwachsenden Sammlungen sowohl, wie der sich ebenso stetig erweiternden Kunstschule zu genügen. Wir denken, man sollte die Administration loben, daß sie diesen glücklichen Zufall mit raschem Entschluß benutzte und sich einen Bauplatz sicherte, wie er jetzt wohl gar nicht mehr, sicher nicht mehr um denselben Preis zu haben wäre. Oder wüßte etwa Jemand einen solchen ebenso geeigneten, ebenso geräumigen, vollkommen freien und ebenso gut gelegenen Platz anzugeben? Wäre dieß der Fall, so müßten wir dringend dazu auffordern. Der Verwaltungsrath des zoologischen Gartens wäre gewiß sehr dankbar dafür. Vielleicht selbst die Administration des Städel'schen Instituts.

Es ist wahr, ein jährlicher Verlust von fl. 4000 ist keine Kleinigkeit. Die Administration mußte sich aber wohl auf mehr gefaßt machen, denn der von ihr gekaufte Platz, der früher, und bis er verkauft wurde, höchstens zu fl. 800—1000 jährlich verpachtet war, hätte selbst ganz unbenutzt bleiben können bis die Zeit zum Neubau des Instituts herangekommen war. Die Bildung der zoologischen Gesellschaft machte es möglich, den Platz wenigstens zu fl. 2000 jährlich zu verwerthen, während andererseits der Umstand, daß die Administration diesen Platz auf 8 bis 10 Jahre hin für einen verhältnißmäßig allerdings so niedrigen Miethpreis abgeben konnte, wesentlich dazu beigetragen hat, daß der zoologische Garten, dessen man sich mit Recht in allen Kreisen unserer Bürgerschaft von Herzen erfreut, so bald zu Stande kam. Ohne dieses glückliche Zusammentreffen hätte Frankfurt noch lange auf einen solchen zoologischen Garten zu warten gehabt. — Aber, fragen wir, sind denn die 4000 fl., die nun jährlich dem Ankaufspreis des Platzes zugerechnet werden müssen, einfach und nur als Verlust zu bezeichnen? In welchem Grade der Grund und Boden in nächster Nähe unserer Stadt in den letzten Jahren gestiegen ist und noch immer steigt, ist Keinem unbekannt, und sollte in der That, was jedoch in keiner Weise zu erwarten steht, in einigen Jahren noch ein neuer und ebenso geeigneter oder noch passenderer Platz für den Neubau des Städel'schen Instituts sich finden, so könnte dessen Administration ohne Zweifel noch ein ganz gutes Geschäft mit dem von ihr erworbenen Grundstück machen, möchte es nun die zoologische Gesellschaft erwerben, oder möchte man es in anderer Weise zu Bauplätzen verwenden wollen. Die Hauptsache ist und bleibt aber immer, daß der Neubau des Städel'schen Institutes möglichst bald zu Stande komme. So denkt auch der geehrte Verfasser unseres Aufsatzes und weist deshalb auf die erfreuliche Regsamkeit unseres Kunstvereins, des polytechnischen Vereins und der Gesellschaft für Concertsäle hin, die in kurzer Zeit die schönsten Anstalten hervorgerufen und der Stadt ein Kunstquartier geschaffen habe, ohne daß ein Städel hierfür irgend etwas hinterlassen hätte. Der verehrte Verfasser übersieht dabei nur einen wesentlichen Unterschied. Einer Anstalt, wie das Städel'sche Institut ist, schenkt leider Niemand etwas. Ohne Zweifel hätte die Administration gleich damals, als sie den geeigneten Platz für den Neubau gefunden hatte, diesen selbst unmittelbar beginnen können, indem sie die dafür erforderlichen Summen aus ihren Capitalien entnommen hätte. Sie hätte dann freilich durch nachträgliche Ersparnisse diese Summen ihrem Stiftungsfond wieder zu ersetzen suchen müssen. Kürzer zum Ziele führend und überhaupt finanziell richtiger dagegen ist es der Administration erschienen, durch vorhergehende Ersparniß die nöthigen Mittel für den Neubau zusammenzubringen. Statt selbst die Ehre und den Genuß, etwas Neues und Großartiges zu schaffen, vorwegnehmen und ihren Nachfolgern im Amte die Nachwehen in Sorgen und Opfern zu überlassen, legt sie sich lieber selbst die Opfer auf, um vielleicht erst ihren Nachfolger in den Stand zu setzen, dem Institute die volle Enwicklung zu geben, deren dasselbe bedarf. Doch sechs Jahre der Opfer und der Selbstverleugnung sind schon dahin geflossen. Der Baufond hat schon, wie wir vernehmen, eine erfreuliche Höhe erreicht und vermehrt sich nun in immer steigendem Verhältniß durch die eignen Zinsen wie durch die jährlich hinzukommenden Ersparnisse. Auch die wenigen

noch übrigen Jahre werden Manchem nur allzurasch dahingehen, und das Städelsche Institut wird dann, wie wir hoffen, nicht nur in neuem äußerlichem Glanze, sondern auch innerlich erstarkt und zu weit regerer Thätigkeit nach allen Seiten hin befähigt dastehen. Möge dazu ein Jeder nach seinen Kräften beitragen!

Spanisches Volksmärchen.

Die Brüder Grimm haben in ihrer größeren (dreibändigen) Sammlung von Kinder- und Hausmärchen mit ungemeiner Sorgfalt alle bekannt gewordenen Geschichten und Legenden fremder Völker zusammengestellt, die den deutschen Märchen im Ursprung oder in den Motiven verwandt sind. Bis nach Japan haben sie ihre Untersuchungen ausgedehnt, in Bezug auf Spanien jedoch wohl den dichterischen Reichthum des Landes und seiner Bewohner anerkannt, aber keine Proben seiner Volksdichtung gegeben.

Durch diesen Umstand hat Ferdinand Wolf in Wien sich veranlaßt gesehen, aus den Werken des in wenigen Jahren zu so großem Ruhm gelangten spanischen Romandichters, Don Fernan Caballero, die Erzählungen und Lieder zusammenzustellen, die dem spanischen Volksgeist entnommen sind. Es gelang ihm, hierdurch eine Reihe von Beiträgen zu gewinnen, um jene Lücke in dem Werke der beiden Brüder einigermaßen auszufüllen. Der Bericht, den er in der philosophisch-historischen Klasse der Akademie zu Wien darüber abstattete, ist 1859 in besonderem Abdruck erschienen.

Mittlerweile hatte jedoch Don Fernan Caballero selbst sich mit dem Buche der Brüder Grimm beschäftigt und war durch dieselbe Stelle veranlaßt worden, die Volkslieder und Volksmärchen, die in Andalusien noch lebendig sind, in einer besonderen Sammlung zu vereinigen. (Die Sagen und Lieder der Basken und die aus anderen spanischen Landschaften waren schon früher von tüchtigen Männern zusammengestellt worden.) So entstand das werthvolle Werk, das 1850 zu Sevilla erschien unter dem Titel: Cuentos y Poesias populares andaluces, coleccionados por Fernan Caballero.

Daß ein spanischer Schriftsteller so bekannt mit den Brüdern Grimm ist, wird unseren Lesern weniger auffallen, wenn wir ihnen mittheilen, daß der wahre Name, der sich unter dem „Don Fernan Caballero" verbarg, seit Kurzem nicht mehr geheim gehalten wird. Die Verfasserin der berühmten Romane ist nämlich eine Dame von deutscher Abkunft, Frau Cäcilie von Arrom, geborne Böhl von Faber. Ihr Vater, Johann Böhl, ist uns Allen aus frühester Kindheit wohlbekannt; es ist nämlich jener Johannes, den wir aus Campe's Robinson kennen und der uns durch seine klugen Fragen und Antworten stets imponirte. Johann Böhl nahm später von seinem Adoptiv-Vater den zweiten Namen von Faber an. Er wohnte lang in Spanien, entsagte dem Kaufmannstande, dem er zuerst angehört, widmete sich einzig der Wissenschaft und wurde einer der bedeutendsten Literaturhistoriker Spaniens. Das Land, in welchem bis dahin der französische Geschmack vorgeherrscht hatte, erhielt zum Theil durch diesen Norddeutschen, den Zögling Vater Campe's, die Kunde vom Werthe seiner heimischen und volksthümlichen Poesie.

Frau von Arrom theilt die Märchen und Lieder in der andalusischen Mundart mit, nicht in der Schriftsprache (en lenguage culto); es ist, wie sie bemerkt „zum Verwundern, wie wenig die Volkssprache in Andalusien vulgar ist, im Sinne des Rohen und Plumpen."

Wir geben hier das Märchen Tio Curro él de la porra, „Vetter Franz, der mit der Keule," nach Ferdinand Wolf's Uebersetzung *), und sind überzeugt, daß nicht nur das Bekannte für unsere Leser anziehend sein wird, sondern auch die Abweichungen.

Es war einmal ein Mann, der lustig in den Tag hinein lebte; da aber Prassen, Schuldenmachen und nicht bezahlen der Weg zum Spital ist **), so sah sich unser guter Mann bald aller Habe baar; denn er hatte nichts mehr als dreißig Tage im Monat und nichts zu kauen als die Nägel. Deshalb hatte er so sehr den Muth verloren, daß, wenn er mit leeren Händen heimkehrte, sein Weib ihn prügelte und die Kleinen ihn verhöhnten. Endlich wurde es ihm zuviel; er lieh sich von seinem Gevatter einen Strick und begab sich aufs Feld, um sich aufzuhängen. Schon hatte er den Strick an einem Olivenbaum befestigt und sich die Schlinge um den Hals gelegt, als ihm ein kleiner Kobold, wie ein Mönch gekleidet, erschien und zu ihm sagte: „Mann, was willst du thun?" — „Mich aufhängen, wie Ihr sehet." — „Warum willst du, Christenmensch, thun was Judas gethan hat? Fort damit, das ist nicht wohl gethan. Nimm diesen Beutel, der niemals leer wird, und hilf dir damit."

Unser Mann nahm den Beutel und zog einen Thaler um den andern heraus und sah, daß der Beutel wie der Mund der Weiber war, woraus Worte über Worte strömen, ohne ein Ende zu finden. Da machte er den Strick wieder los und schlug den Heimweg ein. An dem Wege aber befand sich eine Schenke, in diese trat er ein und ließ sich auftragen, was gut und theuer war, es gleich bezahlend, denn der Wirth wollte einem Mann von seinem Aussehen nicht so viel auf Vertrauen verabreichen. Nun aß er so viel und trank so viel, daß er berauscht unter den Tisch und in einen festeren Schlaf fiel, als der der Todten auf dem Friedhofe.

Der Wirth, der bemerkt hatte, daß der Beutel, woraus Jener das Geld nahm, nie leer wurde, hieß sein Weib einen ihm ähnlichen machen, entwendete dem Tio Curro den seinen und steckte ihm den von seinem Weibe gemachten in die Tasche.

Als der Tio Curro endlich erwachte, setzte er seinen Weg fort und gelangte zu seiner Wohnung heiterer als ein sonniger Tag.

„Seid gutes Muthes", rief er seinem Weibe und seinen Kindern zu, „da habt Ihr Geld die Hülle und Fülle; die Noth hat ein Ende."

Dann fuhr er mit der Hand in seinen Beutel und zog sie — leer heraus; fuhr nochmals hinein, aber was gab's da herauszuziehen? — Als sein Weib dies sah, gerieth es in solche Wuth, daß es ihm Wichse anstrich, daß er wie neu aussah.

Mehr als je in Verzweiflung, ergriff er den Strick und ging sich aufzuhängen. Er kam zu demselben Platze wie das erstemal und band den Strick am Olivenbaum an. — „Was willst du thun, Christenmensch?" — rief ihm das Koboldchen zu, das er auf dem Gipfel des Baumes rittlings sitzend erblickte. — „Mich hier aufhängen, wie Knoblauchszehen am Küchendache," erwiederte Tio Curro in den Bart brummend. — „Wie, ist dir schon wieder die Geduld ausgegangen?" — „Herr, wenn ich Nichts zu essen habe!" — „Deine Schuld ist's, nur deine Schuld, aber — — vorwärts! Nimm dieses Tischtuch, denn auf dem wird es dir nie an Essen fehlen." — Der Kobold gab ihm ein Tischtuch und verschwand in den Zweigen.

---

*) Jahrbuch für romanische und englische Literatur, unter besonderer Mitwirkung von Ferdinand Wolf herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor in Marburg. Berlin, Dümmler. III. Band, zweites Heft, S. 211.

**) Diese Stelle übersetzen wir wörtlicher als unsere Quelle.

Tio Curro breitete das Tischtuch auf dem Boden aus und kaum hatte er es ausgebreitet, so bedeckte es sich mit Speisen, eine köstlicher als die andere, der Koch des Königs hätte sie nicht besser bereiten können.

Nachdem sich Tio Curro nun vollgestopft hatte, bis er nicht mehr konnte, schlug er sein Tischtuch zusammen und kehrte heim.

Als er aber zur Schenke kam, überfiel ihn der Schlaf und er legte sich hin und schlief ein. Der Wirth hatte ihn erkannt, vermuthete gleich, daß er wieder etwas Treffliches bei sich habe und entwendete ihm das reich begabte Tischtuch, ein anderes dafür unterschiebend.

Als Tio Curro nach Hause kam, rief er seinem Weibe und seinen Kindern zu: „Auf, auf, zum Essen; diesmal steh' ich Euch dafür, daß Ihr Euch satt essen werdet." Er breitete nun das Tischtuch aus; aber statt mit Speisen, sah er es sich mit Oelflecken von allen Größen und Farben bedecken.

Dahin war Alles! Mutter und Kinder fielen über ihn her und richteten ihn zu, daß es zum Erbarmen war.

Der Tio Curro griff abermals zum Strick und ging sich aufzuhängen.

Aber auch diesmal hinderte ihn der Kobold, sein Vorhaben auszuführen, gab ihm eine kleine Keule und versicherte ihm, daß mit dieser alle Welt ihn in Ruhe lassen werde, und er nur zu sagen brauche: „Keulchen fahr los", um Alle in die Flucht zu jagen und sich den ungestörtesten Frieden zu verschaffen.

Unser Mann trat nun mit seiner Keule den Heimweg an, zufriedener als ein Alcade mit seinem Stabe, und kaum sah er die Kleinen auf sich losstürzen, mit Schmähungen und Schimpfworten Brod von ihm verlangend, wie sie es die Mutter thun sahen, als er der Keule zurief: „Keulchen fahr los". — Und wie er dies sagte, begann die Keule die Jungen mit Schlägen zu überschütten, daß ihnen das Müthchen gekühlt wurde. Als dann das Weib den Kindern zu Hilfe kam, rief Tio Curro: „Auf es, Keulchen, auf es, und mit Wuth!" — Und die Keule gab dem Weibe eine solche Tracht Prügel, daß es todt blieb.

Davon wurde das Gericht benachrichtiget und es erschien der Alcade mit seinen Alguazilen. „Keulchen fahr los!" sagte aber Tio Curro, wie er diese ansichtig wurde, und die Keule begann Schläge unter sie auszutheilen, deren jeder einen harten Thaler werth war, so zwar, daß sie den Alcaden erschlug und die Alguazilen das Fersengeld nahmen, daß ihnen die Sohlen von den Füßen flogen.

Da schickte man einen Expressen an den König, ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzend, und der König beorderte ein Regiment Grenadiere, um den Tio Curro mit der Keule gefangen zu nehmen. Wie dieser sie aber anrücken sah, rief er: „Keulchen fahr los!" und warf es mitten in ihre Reihen. Dieses begann nun seinen Tanz auf den Rücken der Grenadiere, daß es einen Lärm machte, wie in einer Walkmühle: Diesem schlug es ein Bein ab, Jenem eine Hand, dem Commandanten ein Auge aus; kurz, die Grenadiere alle warfen die Flinten und die Tornister weg und liefen ohne zu sehen wohin, denn sie glaubten, der Teufel sei los.

Tio Curro aber, von dieser Noth befreit, legte sich schlafen, sein Keulchen auf der Brust verwahrend, damit man es ihm nicht raube.

Als er erwachte, fand er sich an Händen und Füßen gefesselt, und man schleppte ihn in den Kerker, wo man ihm sein Urtheil vorlas, — das auf den Tod durch entehrendes Erdrosseln (garotte vil) lautete.

Des andern Morgens holten sie ihn aus dem Kerker, und als er das Blutgerüst bestiegen hatte, entfesselten sie seine Hände. Da zog er sein Keulchen hervor und rief: „Keulchen fahr los!" und schleuderte es auf den Büttel, den es zu Tode schlug. — „Man lasse diesen Menschen laufen!" befahl da der König, „denn sonst macht er noch allen meinen Vasallen den Garaus. Sagt ihm, daß ich ihm ein Stück Land in Ame-

rika schenke, unter der Bedingung, daß er sich sogleich fortpacke." — So geschah es auch; Seine Majestät gab ihm ein Stück Land auf der Insel Cuba, wo er eine Stadt erbaute, und in dieser verübte der Tio Curro mit seiner Keule so viele Todtschläge, daß die Stadt den Namen: „Matanzas" (Schlachten) davon erhielt.

Notizen.

Französische Hofpoesie. Ein langer Hymnus an Napoleon III., gedichtet von dem Generalprocurator Mongis, übertrifft in Bezug auf Lobhudelei Alles was hierin die Neuzeit geleistet hat. Mongis gefällt sich besonders darin, seinen Abgott als ein Muster von Sanftmuth und Herzensgüte zu preisen:

A tous les instincts généreux
Comme il sait ployer son génie!
Pour soulager les malheureux,
Il est femme comme Eugénie.

Auch seine Uneigennützigkeit wird hervorgehoben:

Sans rien prendre à ceux qu'il remplace (!)
Napoléon recommence la race
Des Charlemagne et des Capet.
A ces signes, mon Dieu, j'ai senti ta présence.
Le Ciel parle à la Terre, et la Terre repond:
Qu'ils sont grands, tes desseins! qu'il est profond,
Le mystère de ta puissance!

Die Wanderungen des Herzens, wie sie nach dem Tode des Castellans von Coucy vorkamen, sind auch in weniger romantischen Zeiten nicht ohne Beispiel geblieben. Der Eroberer von Gibraltar, Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, war am 14. Sept. 1705 beim Sturm auf den Montjuich bei Barcelona gefallen. Das Herz des Landgrafen wurde auf Veranlassung des an der Seite seines Bruders verwundeten Prinzen Heinrich aus der Leiche herausgenommen, um in einem mit Weingeist gefüllten Porzelangefäß der trostlosen Mutter übersandt zu werden. Ein französischer Caper nahm das englische Schiff, auf welchem das Herz übergeführt wurde, und trotz der Bittschriften der Mutter lieferte Ludwig XIV. dasselbe nicht aus. Die Mutter Georgs, Gemahlin des Landgrafen Ludwig VI., starb 1709, und erst 1711 langte das Herz, gegen zwanzig gefangene französische Offiziere ausgewechselt, in Darmstadt an, wo es beigesetzt wurde. (Vergl. das Genauere darüber in H. Künzel, „Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen, Friedberg, 1859. S. 683—686.)

Die stärkste Lüge, die sich vielleicht jemals ein literarischer Fanatiker erlaubt hat, ist, wie A. Boden in seiner Beurtheilung Wolfgang Menzel's nachweist, von dem Letzteren in Bezug auf Goethe vorgebracht worden. Menzel hat wiederholt eine von Arndt berichtete Aeußerung des Herzogs von Weimar angeführt: „Der dünnschaalige Goethe habe sich eingebildet, seine Persönlichkeit werde nach dem Tode durch alle mögliche weibliche Naturen den Durchgang machen." Menzel findet dies Urtheil sehr treffend. In Arndts Erzählung sagt jedoch der Herzog: „Der arme dünnschaalige Kerl", und es wird fast unmittelbar daneben mit gesperrter Schrift bemerkt, es sei unter dieser Bezeichnung Zacharias Werner, der Dichter der Weihe der Kraft, zu verstehen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 15. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 162.) Letzte Gastdarstellung des Herrn Friedrich Haase vom kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg. Neu einstudirt: **Cromwell's Ende.** Historisches Drama in 5 Akten von Raupach. Cromwell: Herr Haase.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 37. | Donnerstag, 16. Mai | 1861.

Philipp Jacob Fallmerayer.

Von Ludwig Steub.

I.

Am 26. April dieses Jahres starb zu München Professor Philipp Jacob Fallmerayer, der weitgereiste, geistreiche „Fragmentist“, über dessen Leben, Thaten und Schriften wir hier einige Nachricht geben wollen.

Geboren wurde er am 10. December 1790 in dem tyrolischen Dorfe Tschötsch. Dieses Oertlein, mit dem kurzen, aber seltsam klingenden Namen, das nur durch seine Geburt berühmt ist, liegt auf einer reizenden Hochebene am Eisack, eine Stunde südlich von Brixen, der alten rhätischen Bischofstadt. Dort stand unter Weinlauben und im kühlen Schatten der Kastanienbäume die Wiege des Fragmentisten. Seine erste Jugend verfloß unter den tiefen Eindrücken geistlicher Macht und Herrlichkeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß ihm der Fürstbischof von Brixen, sein Landesherr, als einer der mächtigsten Potentaten der Erde erschien und die Metropole am Eisack, deren Münster im Morgennebel so sehnsuchtsvoll zum Himmel ragte, deren Glockengeläute in der Sonntagsfrühe so majestätisch über die Weinberge heraufdrang, sie konnte ihm leicht eine Weltstadt bedünken. Auch ein schwärmerischer Sinn für die Schönheiten landschaftlicher Bilder ist gewiß schon auf der Tschötscher Höhe in dem stillen Knaben geweckt worden, da er noch als Jakele die Schafe hütete. Sein Vater war nämlich ein Bäuerlein, zwar mit vielen Kindern, aber wenigen Glücksgütern gesegnet und Philipp Jacob wuchs in großer Dürftigkeit empor — meistentheils sich selbst und seinen Jugendträumen überlassen. Indessen fanden sich noch zu rechter Zeit in der nächsten Umgebung etliche wohlwollende Priester, welche das schlummernde Talent des armen Jungen zu erkennen glaubten und ihn als Chorknaben in der Domschule zu Brixen ohne Entgelt unterbrachten. Er rühmte es dieser Anstalt gerne nach, daß er dort unter den geistlichen Lehrern einen Valentin Forer gefunden (starb 1845 als Consistorialrath), der ihm doch wenigstens in der griechischen Sprache zu einem tüchtigen Grund verholfen. Sonst aber ließ Methode und Umfang des Unterrichts gar viel zu wünschen übrig und der Zögling kam allmälig zur Ueberzeugung, daß er hier nie recht gedeihen werde.

Es war das Jahr 1809 erschienen und die Tyroler standen, wie männiglich bekannt, gegen ihren bayerischen König auf. Der Klosterschüler war damals neunzehn Jahre alt, und es hätte ihn wohl nichts gehindert, mit dem Stutzen auszuziehen und die Schlachten am Berg Isel mitzukämpfen. Daß es ihm auch an Muth nicht fehlte, hat er etwas später als Lieutenant bei dem Fußvolk gezeigt, aber er blieb ruhig an seinem Dom und lernte. Den Tyroler-Bauern gegenüber, die für ihre alten, steifen Zustände stritten, sehnte er sich nach neuer Bildung und nach frischer Wissenschaft. Ein unwiderstehlicher Trieb nach eigener Meinung, nach Unabhängigkeit und freier

Bewegung trat hinzu und so verließ er im Spätherbst des genannten Jahres heimlich die Priesterschule und floh mitten durch den grausen Wirrwar des Tyroleraufstandes und die feindlichen Heerschaaren über Berg und Thal nach Salzburg, wo er zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Er sprach in seinen alten Tagen noch gerne von diesem jugendlichen Emancipationsversuch und von seinen Lehrern an der Domschule, welche ihm aber, den wackeren Forer ausgenommen, wenig gemüthliche Erinnerungen hinterlassen hatten. Eher scheint die strenge Clausur, die mönchische Art der Lehre und der enge hieratische Horizont auf seine späteren Gedanken und Meinungen immerdar reagirt zu haben. Er rächte sich durch den bittern Spott über die Hoftheologie zu Byzanz für den geistigen Druck, den er an der Domschule zu Brixen ausgestanden. Manche sonst eben nicht gesuchte oder hoch geschätzte Kenntnisse, die ihm damals eingeprägt wurden, hat er gleichwohl das ganze Leben lang in seinem vortrefflichen Gedächtnisse getreulich bewahrt. Er allein war's vielleicht in unsrer Generation, der den Kalender mit allen seinen Festen und allen seinen Namenspatronen vom 1. Januar bis zum letzten Dezember auswendig und ohne Stocken herzusagen wußte, und nicht allein dieses, sondern auch die Geschichten und Legenden der sämmtlichen Heiligen waren ihm aus den besten Quellen oder wenigstens so, wie sie damals zu Brixen umliefen, bekannt und stets zur Verfügung. Es war nicht sein geringstes Vergnügen, wenn er etwa da und dort auf dem Lande, zumal in Tyrol, mit einem Curaten oder Dorfpfarrer zusammentraf, diese seine Gelehrsamkeit mit besonderm Lüstre leuchten zu lassen. Nach der ironischen Weise seines Geistes hing er freilich mit der größten Anhänglichkeit an jenen Legenden, welche die absurdesten waren. Er wußte gerade diese mit schalkhaftem Ernste so salbungsvoll zu erzählen, daß mancher Hörer irre wurde und staunend fragte, ob er denn solche Mähren wirklich glaube, worauf er dann lächelnd mit dem Kirchenvater antwortete: Credo quia absurdum est.

In der damals bayerischen Kreishauptstadt zu Salzburg fand der nunmehr zwanzigjährige Studiosus zwar, wie er gehofft, zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit, aber seine Armuth hatte ihn von Brixen heraus mit trauriger Anhänglichkeit begleitet und so mußte er sich durch Privatstunden, die er gab, den kärglichen Lebensbedarf mühsam verdienen. Mit den Lehrern, die er hier gefunden, war er aber höchlich zufrieden. Pater Albert Naguzaun, der seine Bildung in Göttingen erworben hatte und später zum Prälaten des uralten Stiftes von St. Peter erhoben wurde, führte ihn zuerst in die semitischen Sprachen ein; ein anderer Docent, von Maus, der nur zu früh nach Lemberg versetzt wurde, trug mit seltener Lehrgabe, wie er rühmt, die historischen Wissenschaften vor und wußte den anhänglichen Schüler für die Geschichte mächtig zu begeistern. Für alle literarischen Bedürfnisse bot sich endlich die reiche Bibliothek von St. Peter dar, welche die freundlichen Benedictiner dem jungen Forscher zu freiester Benützung eröffnet hatten.

Seine Profession war damals noch die Gottesgelahrtheit, wohl weniger weil ihn ein innerer Beruf zu diesem Studium führte, als weil er unter dem Titel eines Theologen mancherlei Hilfe und Unterstützung finden konnte, die ihm sonst entgangen wäre. Wohl auch um allen Nahrungssorgen zu entrinnen, faßte er um diese Zeit den seltsamen Entschluß, in die berühmte und reiche Abtei zu Kremsmünster in Oberösterreich als Novize einzutreten, und die Absicht war nur deswegen unausführbar, weil er von den bayerischen Behörden die Erlaubniß zur Auswanderung nicht erhalten konnte. Ohne dieses Hinderniß wäre Fallmerayer wohl nie der weitgereiste Fragmentist geworden und wahrscheinlich als ein fleißiges dem Bücherlesen ergebenes Mönchlein in jenem Benedictinerstift gestorben.

Zwei Jahre hatte er in Salzburg auf solche Weise gelebt und gelernt, als sich plötzlich seine Lage erfreulicher gestaltete. Er erhielt ein königliches Stipendium und

zugleich reichliche Zulage aus der Hand eines wohlwollenden Gönners, um am Schlusse des Jahres 1812 die Hochschule zu Landshut zu beziehen. In Landshut war damals ein frisches Leben und rege Bewegung der Geister. Der junge Ankömmling fand sich freundlich aufgenommen und mächtig angeregt durch diese neue Umgebung. Er ließ nun die Theologie auf sich beruhen, machte auch einen Versuch in der Rechtsgelehrsamkeit, warf sich aber dann ausschließlich und mit vollstem Eifer auf classische linguistische und historische Studien. Dieses angenehme Dasein hatte indessen kaum ein halbes Jahr gedauert, als ihn das Vaterland zu einer ganz anderen Thätigkeit berief. Die Befreiungskriege waren im Anzug, die studirende Jugend wurde zum Waffendienste aufgeboten. Begeistert verließ sie die Schulbänke und stellte sich in Reih und Glied. Fallmerayer trat ihm Jahre 1813 in ein Infanterie-Bataillon, lernte exerciren, verstand das Reglement gar bald so gut, wie den Brixner Kalender und rückte als Lieutenant in das Feld. — Nur wenige Wochen vergingen, bis er bei Hanau eine blutige Probe zu bestehen hatte. Als Vorposten auf lebensgefährliche Stellen hinausgerückt, bewährte er die Todesverachtung, welche ihm Cäsar und Tacitus eingeprägt: darum wurde er auch am Schlachttage öffentlich vor dem aufgestellten Bataillon belobt. Von andern Kriegsgenossen aus damaliger Zeit hat man oft gehört, wie er einer der wenigen Philologen war, welche ihre Kenntnisse des Alterthums auch für den täglichen Gebrauch im Lager zu verwenden suchten, wie er Abends, wenn das tapfere Heer sich zur Ruhe anschickte, vor sein Häuflein trat, ihm eine Stelle aus den Alten erklärte, und seine Infanteristen aufforderte, mit jenen längst verstorbenen Helden in Vaterlandsliebe und Todesmuth zu wetteifern.

Der dreimonatliche Winterfeldzug und die mörderischen Gefechte auf dem Wege nach Paris waren zwar für seine unerfahrne Jugend eine herbe, aber doch auch äußerst lehrreiche Schule. Nach dem zweiten Pariser Frieden erhielt er sein Quartier in der Nähe von Orleans. Dort lebte er ein halbes Jahr in den angenehmsten Verhältnissen auf einem schöngelegenen Schlosse, welches ein Marquis, eine Marquise, verschiedene Damen und Verwandte bewohnten. Dorthin auf das Schloß bei Orleans verlegte er jene Metamorphose, welche ihn aus einem blöden Tschötscher Bauernjungen zu einem weltläufigen Gentleman gemacht, denn in Salzburg wie während des kurzen Aufenthalts zu Landshut war für diesen Zweck noch wenig zu gewinnen gewesen. Mit unvergänglicher Dankbarkeit schilderte er noch in späten Jahren, wie ihn die Marquise und ihre Damen in die Lehre genommen, wie sie Stellung und Bewegung so lange geregelt und gemeistert, bis sie ganz correct geworden, wie sie ihn unterrichtet, sich bei Tische elegant zu benehmen, Höflichkeiten zu erwiedern, kleine Schmeicheleien geschickt zurückzugeben u. s. w. Dort war auch die beste Gelegenheit, sich in der feinen Redeweise der gebildeten Franzosen einzuüben, und wer ihn später je französisch sprechen hörte, der konnte seinen reinen Accent und den gewählten Ausdruck nicht anders als bewundern.

Nach dem allgemeinen Frieden wurde der Lieutenant Fallmerayer in Garnison nach Lindau verlegt. Die Liebe zu den unterbrochenen Studien erwachte hier mit neuer Kraft. — Volle Muße nach sturmbewegter Zeit, die schönen Landschaften am Bodensee und die reiche Büchersammlung der alten Reichsstadt gaben diesem Aufenthalt den angenehmsten Inhalt. In Lindau war es, wo er neugriechisch, persisch und türkisch lernte. Indessen hatte der Frieden seine militärische Würde ihres Reizes entkleidet und er nahm 1818 seinen Abschied, um in's Lehrfach überzutreten. Augsburg sah ihn als Lehrer einer Unterklasse, Landshut bald in höherer Stellung. Als 1826 die Hochschule aus dieser Stadt nach München verlegt und dort zu einigem Ersatze ein Lyceum errichtet wurde, erhielt er da die Kanzel der Universalhistorik und Philologie.

Von daher schreibt sich sein Ruf als Lehrer der Geschichte, obwohl diese Thätigkeit nur vier oder fünf Jahre dauerte. Sein geistreicher, sarkastischer Vortrag zog das

ganze gebildete Landshut in seinen Hörsaal. Die alten Appellationsräthe lauschten mit demselben Eifer auf seine geflügelten Worte, wie die jungen Lyceisten. Auch jetzt, nachdem dreißig Jahre vorübergerauscht, trifft man hie und da auf einen ehemaligen Schüler aus der Landshuter Zeit, der noch mit Begeisterung von dem großartigen, unauslöschlichen Eindruck jener Vorträge spricht.

Bis hieher war Fallmerayer in zwei größeren Werken als Schriftsteller aufgetreten. Als die Academie zu Kopenhagen einen Preis für die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt ausgeschrieben hatte, ging er, von diesem Thema gereizt, rasch an die Arbeit und fertigte zumeist aus griechischen, türkischen und persischen Handschriften (zu Wien und Venedig) eine Geschichte jenes Reiches, welche über die Länder am Phasis und ihre Schicksale im Mittelalter ein reiches Licht verbreitet, obwohl selbst Gobbin noch eingestanden hatte, daß keine Hoffnung mehr sei, die Finsterniß, welche jene Weltgegend einhülle, jemals zu zerstreuen. Die Academie zu Kopenhagen krönte zwar die Schrift des Professors zu Landshut unter besonderen Lobsprüchen, aber im Lande Bayern gedieh sie ihm nicht zum Segen. In der Vorrede erging sich nämlich der Historiker in ernsten und tiefen Worten hauptsächlich über den üblen Willen der Machthaber und die Herrschsucht der Priester. Dies geschah schon im Jahre 1827, als sich in Bayern noch alles in dem volksfreundlichen, von dem neuen Könige angehefteten Liberalismus gütlich that, aber es waren doch die Züge der später eingetretenen ultramontanen Uebermacht fast wie in einer Weissagung vorausverkündet. An einer Stelle heißt es sogar mit dürren Worten:

„Eine ganz natürliche Erscheinung ist es übrigens, daß die weltliche Macht der Priester in dem Grade wächst, in welchem die Sitten und die Cultur der Völker verwildern, und daß folglich die tiefste Erniedrigung des menschlichen Geschlechtes jedes Mal der Höhepunkt geistlicher Allmacht sei."

Man kann sich denken, daß man nach dem Jahre 1830, als jenes kurze Vergnügen zu Ende und die politischen Untersuchungen, nach diesen aber die Umtriebe einer allmächtigen Priesterkaste eingetreten waren, daß man damals sich solche Dinge nicht ungerochen wollte sagen lassen, und so war denn die Vorrede zu dieser gekrönten Preisschrift das Hauptinstrument um den Verfasser späterhin aus seiner amtlichen Stellung zu verdrängen und ihn in seinen besten Jahren unmöglich zu machen.

(Schluß folgt.)

Mainz in der französischen Zeit.

Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation im Jahre 1792—93, mit sämmtlichen Actenstücken, von Karl Klein, Prof. am großherzogl. Gymnasium in Mainz. Mainz, Verlag von Victor v. Zabern. Lieferung 1—3. S. 1—288.

S Dieses gründliche kritische Geschichtswerk, wovon bis jetzt etwa die Hälfte erschienen ist, hat für unsre Stadt ein ganz besonderes Interesse dadurch, daß in dem dritten Hefte von S. 199—287 die ganze Custine'sche Episode, von der Besetzung der Reichsstadt durch die Franzosen am 22. October 1792 bis zu ihrer Wiedereroberung durch die Deutschen mit Benutzung aller Quellen erzählt ist.

Der ganze Gegenstand, welchen der Verfasser behandelt, ist in unseren Tagen doppelt interessant, aber noch nicht anders als im parteilichen Sinne dargestellt worden, weshalb auch aus unlauteren Quellen falsche Angaben in die geschätztesten Geschichtswerke übergegangen sind. Das Interesse liegt wesentlich in dem Zusammenstoß zwi-

schen alter und neuer Zeit, ohne daß eine der handelnden Personen eine hervorragende Rolle spielte. Den Neufranken wird der Sieg zu leicht gemacht und sie werden zu rasch aus Kämpfern für ein Princip die Dränger der von ihnen zu befreienden Länder, als daß wir ihren hochtönenden Reden Glauben zumessen könnten, und das alte Reich wesen geht gar zu kopf- und muthlos zu Grunde, als daß wir Sympathie für irgend einen Träger desselben in Mainz empfinden könnten. Die Machthaber ließen es später an gegenseitigen Beschuldigungen nicht fehlen; wie wir jetzt die Zustände übersehen, war wohl keinem Einzelnen die Schuld zuzuschreiben. Am meisten wurde wohl außer Ilium gesündigt, indem Hessen-Darmstadt, welches, damit die Parallele zwischen 1859—61 nicht fehle, 1791 am lautesten auf Krieg gegen Frankreich gedrungen hatte, 1792, in seinen unter französischer Hoheit stehenden elsässischen Besitzungen bedroht, den Hülferuf der Mainzer Regierung nicht hören wollte, und 4000 Mann Kerntruppen, welche die von Besatzung entblößte Reichsstadt hätten retten können, von Pirmasenz über Darmstadt nach Gießen marschiren ließ.

Wir werden nach Vollendung des Werkes, auf welches wir hiermit die Aufmerksamkeit der Leser gelenkt haben wollen, ausführlicher hierauf zurückkommen und hoffen dann überraschende Aufschlüsse über das Wirken einzelner bekannter Persönlichkeiten aus den archivalischen Forschungen des Verfassers mittheilen zu können.

Wir geben in Folgendem Klein's zuverlässige Darstellung der Stimmung in Mainz vor der Einnahme der Stadt durch Custine.

Die Einwohner von Mainz waren bei der Gefahr, in französische Gewalt zu gerathen, eigentlich nicht getheilten Sinnes. Die Bürgerschaft, wozu wi auch die Kaufleute rechnen, also der bei weitem größere Theil, war den französischen Freiheitsideen entweder abgeneigt oder mit denselben unbekannt; der Adel und die hohe Geistlichkeit hatten durch ihre Flucht aus der Stadt ihre Angst vor dem Feinde kundgegeben. Dies hatte zwar auf die Bürger keinen guten Eindruck gemacht, denn man glaubte mit Recht, dem Adel käme es zuerst zu, bei drohender Gefahr sich nicht zurückzuziehen, sondern mit Muth dem Bürger voranzustehen; d ch wurden diese dadurch nicht abgeschreckt, die rechte Ansicht den Franzosen gegenüber festzuhalten. Mochten manche auch dem Kurfürsten und der Geistlichkeit die Flucht verdenken, andere entschuldigten sie, weil die Fürsten und Geistlichen in Frankreich jeder persönlichen Gefahr und Verhöhnung ausgesetzt waren; mochten auch viele unzufrieden mit der Regierung, andere liberalen Grundsätzen in der Verwaltung geneigt sein; den Franzosen war die Bürgerschaft durchaus nicht gewogen. Viele fürchteten von ihnen ähnliche Gräuelthaten, wie man sie aus dem vorigen Jahrhundert noch in Erinnerung hatte; kein Bürger dachte die französischen Grundsätze nach Deutschland zu verpflanzen; höchstens wünschte man den Coadjutor zum Regenten, von dem man sich Vieles und Gutes versprach. Demokratische Ansichten herrschten unter den Bürgern von Mainz nicht.

Ein sehr kleiner Theil der Einwohner war anders gesinnt; nicht gerade viele, aber talentvolle und einflußreiche Männer waren den freien Ideen der neuen Zeit zugethan. Dieser Freiheitssinn aber war in Mainz nicht plötzlich aufgetaucht, d. h. nicht die französische Revolution erst hatte diesen Ideen Eingang verschafft; nicht erst die Professoren, welche der letzte Kurfürst seit 1784 berufen, hatten Neuerungen gewünscht und angestrebt. Schon unter dem vorletzten Kurfürsten, dem vielgeliebten Emmerich Joseph, wurden freiere Ansichten, namentlich durch seine Schulreformen, angebahnt, und wenn diese auch nach dessen Tode förmlich beseitigt wurden, so blieben doch nicht wenige Männer der neuern Richtung zugethan. Diese nannte man Emmerizianer; sie bildeten einen Gegensatz zur jetzigen Regierung; schreibt man ihrem Einflusse doch zu, daß Dalberg gegen den Willen des Kurfürsten — der einen preußischen Prinzen wünschte — zum Coadjutor gewählt wurde. Dieselben Männer, Weltliche und Geist-

liche, nahmen auch an dem weitverzweigten Illuminatenorden Theil und waren bald mit Ursache, daß Fremde, meist Mitglieder jenes Ordens, berufen wurden. Als im Jahre 1784 der Orden in Bayern, seinem Hauptsitze, aufgehoben wurde, kamen manche von dort hierher, und als ihn hier, im Jahre 1786, gleiches Loos traf, blieben die Anhänger ihren Grundsätzen treu; sagt man doch auch, daß ihre Verbindung unter dem Namen „Propaganda" fortbestanden habe. Mit dem Beginne der französischen Revolution gewannen diese Männer neue Anhaltspunkte und scheuten sich nicht mehr, wie vordem, demokratische Grundsätze öffentlich zu bekennen; man pries das Glück der französischen Freiheit und wußte die Zustände in Frankreich im Gegensatz zu den deutschen Verhältnissen zu schildern und zu loben. Wir wollen hier aus früherer Zeit die Namen derer nicht aufführen, welche für Illuminaten galten; es sind dieselben, welche nachmals die eifrigsten Anhänger der Franzosen wurden. Doch müssen wir einige Männer bezeichnen, welche kurz vor dem Einzuge der Franzosen wegen ihrer allzufreien Aeußerungen sich vor andern auszeichneten. Forster, Bibliothekar der Universität, bekannte sich in seinen Ansichten zu den freiesten Grundsätzen; Dorsch und Blau, Professoren der Theologie, wünschten ein Ende dem geistlichen Regimente; ersterer hatte daher Mainz verlassen; Andr. Joseph Hofmann, Professor des Naturrechts, war für die Freiheit exaltirt wie wenige andere. Aehnliches gilt von den Professoren Wedekind, Metternich, dem Major Eickemeyer u. a. m. Wenn diese Männer früher mehr gelegentlich oder geheim ihre Ansichten verbreiteten, so suchten sie jetzt, wo die Franzosen mit Deutschland Krieg führten und schier vor den Thoren standen, ihre Begeisterung für die Freiheit öffentlich und laut zu bekennen; dies geschah namentlich in der Lesegesellschaft. Daher fand sich die Statthalterschaft veranlaßt, am 13. October an dieselbe folgende Warnung ergehen zu lassen:

„An die Lesegesellschaft dahier.

Die bekannten dermaligen Zeitumstände würden zwar der kurfürstlichen Statthalterschaft hinlängliche Ursache geben, alle französischen Journale und Zeitungsblätter, welche nichts als unglücklichen Aufruhr predigen, für die Zukunft zu verbieten. Da jedoch kurfürstliche Statthalterschaft vollkommen überzeugt ist, daß alle diese Schriften nicht vermögend sind, auf das dahiesige gutdenkende und für seine eigene Ruhe rühmlich besorgte Publikum einen widrigen Eindruck zu machen, so gedenket zwar die kurfürstliche Statthalterschaft noch zur Zeit nichts zu verfügen, was die Neugierde vieler hiesigen Einwohner beschränken könnte. Sie versiehet sich jedoch zu den Gliedern der Gesellschaft, daß dieselben, als patriotisch gesinnte Männer, hievon keinen andern als nöthigen Gebrauch machen und sich auf der Lesegesellschaft selbst bei Lesung solcher Schriften keine applaudirenden Anmerkungen und Diskurse erlauben werden; indem kurfürstliche Statthalterschaft, falls sie von einem oder dem andern Mitgliede dergleichen erfahren würde, eine solche Verwegenheit nicht anders als Zeichen eines, obgleich ohnmächtigen, doch bösen Willens ansehen und mit aller Strenge an den Uebelgesinnten zum abschreckenden Beispiele bestrafen müßte. Das Direktorium der Lesegesellschaft hat demnach diese Erinnerung in mehreren Abschriften auf dem Tische der Lesegesellschaft zu hinterlegen.

Mainz, den 13. October 1692. Georg Karl Freiherr von Fechenbach,
Dombechant und Statthalter.

von Albini."

Ob die erwähnten Männer mit ihren Freunden und Anhängern noch an andern Plätzen zusammenkamen oder regelmäßige Zusammenkünfte hielten, wie später erzählt wird, bleibt ungewiß, ist jedoch nicht unwahrscheinlich.

Ernst von Lasaulx.

Der geistvolle Alterthumskenner, dem am letzten Sonntag in München eine dichtgedrängte Schaar von Leidtragenden aus allen Ständen die letzte Ehre erwies, hat ein Alter von 56 Jahren erreicht. Sein Vater war der aus einer lothringischen Familie stammende Architekt Johann Claudius von Lasaulx, der besonders am Rhein als Erbauer zwölf katholischer Kirchen einen wohlbegründeten Ruf erlangte und dem auch die Burg Rheineck, jetzt Eigenthum des Ministers von Bethmann-Hollweg, ihre Neugestaltung verdankt. Lasaulx der Philolog, geboren 1805 in Koblenz, studirte in Bonn und München und verbrachte sodann mehrere Jahre auf Reisen. Fruchtbringend war ihm vor Allem ein längerer Aufenthalt in der Nähe von Tivoli, wo er seine schöne Muße dem Studium des Dante widmete. Sein Wirken als akademischer Lehrer begann 1835 in Würzburg, wo er sich mit der Tochter des Philosophen Franz Baader vermählte. Sein anziehender Vortrag schaffte ihm bald eine solche Anerkennung, daß er 1844 als Professor der Philologie und Aesthetik nach München berufen wurde. Im Jahr 1847 betheiligte er sich nebst anderen Professoren an jenen Vorgängen, die durch die Verhandlungen über das Indigenatsrecht der Gräfin Landsfeld (Lola Montez) und den Sturz des Ministeriums Abel hervorgerufen wurden. Er hatte im akademischen Senat eine Ehrenbezeigung für den gestürzten Staatsmann beantragt und erhielt in Folge dessen von der Regierung seine Entlassung.

Im Mai 1848 kam Lasaulx als Abgeordneter von Abensberg zum Reichsparlament nach Frankfurt und nahm seinen Sitz auf der äußersten Rechten. Seine lebendige, durch gewählte Anspielungen gewürzte Redeweise ist Vielen noch im Gedächtniß. Aus dieser Zeit lebt er als Ultramontaner in der Vorstellung unseres Publikums. Gleichwohl haben die Ansichten, die er in seinen kulturgeschichtlichen Arbeiten kundgab, ihn nicht immer den Führern dieser Partei in günstigem Licht erscheinen lassen. Seine Schriften, z. B. über die Oedipussage, über den Fluch bei Griechen und Römern, Prometheus und andere beschäftigen sich vorzugsweise mit der ethischen Seite des antiken Geistes. Er weiß die Analogien desselben mit der christlichen Weltanschauung, nicht minder aber die Gegensätze fein und stets interessant nachzuweisen. Die Wärme, mit der ihn die Betrachtung alles Bedeutungsvollen und Großen erfüllt, läßt uns mitunter an der Bestimmtheit seiner Grundansichten irre werden. Besonders war dies bei seinen schönen Andeutungen über Sokrates der Fall, die dem Paganismus ziemlich nahe kamen, ja dem modernen „Cultus des Genies" Zugeständnisse machten. Ebenso lagen seine pessimistischen Ansichten über die Zukunft Europa's nicht gerade auf der Bahn der Strenggläubigkeit.

In Wahrheit war Lasaulx wohl aufrichtig ein guter Katholik, der sich nebenbei des Bewußtseins erfreute, daß seine Ansicht im Gegensatz zu den Gemeinplätzen des Tages auch die gebildetere, ästhetisch höhere war. Sein belebter Geist, seine vielseitige Empfänglichkeit hätte ihn auf keiner politischen Seite zum stricten Parteigänger, in keiner Kirche zum knöchernen Orthodoxen werden lassen. Dagegen war er durchweg ein edler, wahrheitliebender, achtungswerther Mann, bei aller Schärfe, die er gelegentlich übte, mild und menschenfreundlich; und so wird er nicht blos denen, auf die er im Berufsverkehr wirkte, sondern Allen unvergeßlich bleiben, die sich einmal seines anziehenden Umgangs erfreut haben.

Notizen.

Eine Erklärung R. Wagners. Eine von Prag ergangene Einladung wegen Ueberlassung der „Nibelungen" für die Krönungs-Festvorstellung in Prag hat Richard Wagner in einem Schreiben vom 25. April abgelehnt, indem er gewillt ist, im September d. J. eine Musteraufführung seines neuesten Werkes „Tristan und Isolde" mit Beiziehung der disponiblen ersten Kräfte Deutschlands zu veranstalten und erst im künftigen Jahre die Nibelungen in Scene setzen zu wollen, welche gleichsam als „Modelle" für alle folgenden zu gelten hätten. Da es sich um ein festgehaltenes allgemeines Princip handle und die persönliche Intervention bei den so heiklen und schwierigen Insceneseßungen der gedachten Werke unumgänglich nothwendig sei, hofft R. Wagner, „daß sich durch diese Erklärung Niemand verletzt finden dürfte."

Sybel's Historische Zeitschrift. Das soeben erschienene erste Heft des dritten Jahrganges 1861 enthält folgende Artikel: Kaiser Ferdinand II. und sein Geschichtschreiber Hurter; von J. Söltl (Schluß). — Kirchenfreiheit und Kirchenherrschaft in der Geschichte, von J. C. Bluntschli. — Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten. — Coppi's Annali d'Italia für das Jahr 1848. Italienische Conföderation. Fremde Truppen. Von Alfred von Reumont. — Die Kaiserpolitik Otto's I.; von Wilh. Maurenbrecher. — Die sehr reichhaltige „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1860, die schon allein das Buch jedem Geschichtsfreund unentbehrlich macht. Als Beilage: Nachrichten von der historischen Commission bei der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften.

Vorträge in Quedlinburg. In Quedlinburg, der Vaterstadt des großen Geographen Karl Ritter, soll demselben ein Denkmal errichtet werden. Zu diesem Zwecke finden dort akademische Vorträge im Saale der Freimaurerloge Statt. Den ersten Vortrag hielt Dr. Heinrich Pröhle von Berlin. Er sprach über den Dichter Bürger und machte unter Anderen die Mittheilung, daß noch jetzt eine Tochter desselben aus zweiter Ehe am Leben sei. Das beste, bis jetzt nicht vervielfältigte Bildniß Bürgers ist von Tischbein für Gleims Freundschaftstempel in Halberstadt gemalt; die gesammte Gallerie, die einst diesen Tempel schmückte, befindet sich jetzt im Halberstädter Gymnasium unter der Aufsicht des Directors Schmidt.

Die Erweckungen auf deutschem Boden, besonders diejenigen im Elberfelder Waisenhause, werden in einer Schrift von Dr. Friedrich Fabri, Missions-Inspector, ausführlich dargestellt (Barmen, 1861.) Er geht von der Ansicht aus, daß die genannten Erscheinungen weder rein himmlisch, noch rein psychisch, noch rein höllisch, sondern gemischten Charakters sind. Fabri gibt die tröstliche Versicherung: „Es ist wahrscheinlich, daß auch in Deutschland die ganze Bewegung noch weiter um sich greifen wird und wir eher am Anfang, als am Ende derselben stehen."

Launitz, unser vortrefflicher Meister, ist in den letzten Tagen mit einer sehr ehrenvollen Auszeichnung überrascht worden: die Academia di San Luca in Rom hat ihn einstimmig zum Verdienstmitgliede (socio di merito, zu unterscheiden vom Ehrenmitglied oder socio di onore) ernannt und demgemäß beschlossen, sein Bildniß in ihren Sälen aufzustellen. In dem Begleitschreiben wird ausdrücklich bemerkt, daß diese Mitgliedschaft an von Akademie nur selten verliehen wird.

Die Cartonzeichnungen von Peter von Cornelius. Seit einigen Tagen ist die Ausstellung des Vereins für bildende Kunst im großen Saale des Stadtbaues in Dresden eröffnet, und zwar „mit Werken wie sie groß und gewaltig die neuere Kunstepoche nicht noch einmal aufzuweisen hat, wie sie seit Michel Angelo und Raphael nicht wieder geschaffen wurden, ja die ähnlichen Schöpfungen dieser ebenbürtig zur Seite stehen" sagt ein Bericht.

Der Münchener Punsch macht den Vorschlag, Robert Heller solle den Herzog von Aumale fordern, Dawison dem Prinzen Napoleon die Hand bieten; dann wäre allen Vieren geholfen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 16. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 163.) **Die weiße Frau.** Oper in 3 Akten nach dem Französischen. Musik von Boieldieu.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

№ 38. Freitag, 17. Mai 1861.

Philipp Jacob Fallmerayer.

Von Ludwig Steub.

I.

(Schluß.)

Das andere Werk aus dieser Zeit ist seine Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Hierin stellte er die Thesis auf, daß Altgriechenland, schon durch die Römer entvölkert und verödet, zur Zeit der Völkerwanderung durch Barbaren aller Art vollkommen „ausgemordet“ und zur Wüste gemacht, dann aber, etliche Seestädte abgerechnet, wieder von slavischen Stämmen besiedelt worden sei. Diese Slaven seien dann von Byzanz aus unterjocht, bekehrt und gräcisirt worden und davon hätten Race und Sprache in Neugriechenland ihren Ursprung genommen, mit anderen Worten: die Neugriechen seien eigentlich Slaven.

Im Jahre 1831 brachte ein günstiger Zufall den Historiker von Landshut mit dem russischen Grafen Ostermann-Tolstoy zusammen. Dieser, der Sieger von Kulm*), hatte sich mit dem neuen Czaren bald nach dessen Thronbesteigung überworfen, und da ihm eine Reise nach dem Ausland dringend empfohlen worden war, so nahm er sich vor nach dem Orient zu wandern, wollte aber einen heitern und gelehrten Begleiter mit sich nehmen. Fallmerayer fand seine Einladung unwiderstehlich, und da er schon ein bischen verdächtig war, so erhielt er auch leicht Urlaub, verließ das freundliche Landshut und zog mit dem Grafen gegen Mittag, in die heißen Länder.

Sie kamen wohlbehalten nach Aegypten, stiegen bis gen Nubien hinauf und blieben ein ganzes Jahr im Lande der Pharaonen. Ebensolange wanderten sie in Syrien und in den Thälern des Libanon herum, ruhten dann zu Jerusalem, zu Antiochia, zu Aleppo und Damaskus aus und besuchten auch den Drusen-Fürsten in seiner Residenz. Dann fuhren sie nach Cypern und Rhodus, an die jonischen Gestade und nach Konstantinopel. Hier war willkommene Gelegenheit gegeben, die Sprache der Osmanli, und zwar in dem feinen Dialect von Stambul einzuüben. Wie er bereits vollkommen neugriechisch sprach, so wollte der Reisende sich jetzt auch das Türkische sozusagen bis auf die Nagelprobe aneignen, um so die beiden Hauptsprachen seiner wissenschaftlichen Domäne als Meister zu beherrschen. So setzte er sich denn wißbegierig in die türkischen Kaffeehäuser am Bosporus, knüpfte mit den bärtigen Osmanen die innigsten Bekanntschaften an, und plauderte mit ihnen Stunden lang, froh und glücklich über jedes neue Wort und jede neue Wendung, die er zu seinem Sprachschatz legen konnte. So kam es, daß er, die Länder der Pforte verlassend, wohl unter allen Europäern derjenige war, der das Türkische theoretisch und practisch am besten verstand und zu

*) Welcher nicht, wie im neuesten Conversationslexikon zu lesen, im Jahr 1816 zu Dresden, sondern am 11. Februar 1857 zu Genf gestorben ist.

handhaben wußte. Es war ihm auch unter den mancherlei Sprachen, die er zu sprechen vermochte, die liebste, das eigentliche Schooskind geworden. Neckische Freunde wußten daraus in spätern Zeiten öfter eine Schlinge zu drehen, der er nie entging. Wenn er nämlich in heiterer Abendgesellschaft zu früh zum Hute greifen wollte, so bedurfte es nur einer scheinbar unbefangenen Frage nach türkischen Wörtern oder Redensarten, um ihn von allen andern Gedanken abzubringen. Es durfte nur z. B. einer der Freunde fragen: wie drückt sich wohl der Türke aus, wenn er sagen möchte: Ich will jetzt schon nach Hause gehen — und sogleich erwachten alle Erinnerungen an Konstantinopel und an die Sprachstunden in den Kaffeehäusern am Bosporus und er begann freundlich und zuvorkommend auseinanderzusetzen, wie verschiedentlich sich jene Phrase türkisch geben lasse, was für Constructionen, was für Sprachschönheiten darin verborgen seien u. s. f. So kam er denn im weiteren Verfolge auf seine Erlebnisse im Orient zu sprechen und war wieder wenigstens für eine Stunde gewonnen.

Als er Konstantinopel verlassen hatte, ging die Reise nach den Cycladen und nach Athen, — er sah zum ersten Male die Akropolis und den Parthenon. — Hierauf wurde das griechische Festland von Sparta bis nach den Thermopylen, von Sunium bis Misolongi befahren; dann der angebliche Freistaat der sieben Inseln besucht und endlich auch das Königreich Neapel und seine Hauptstadt gründlich in Augenschein genommen.

Als er nach drei Jahren wieder zu Hause erschien, fand er allerlei Veränderungen und allenthalben die Kennzeichen einer neueren, schlimmern Zeit. Seine Stelle am Landshuter Lyceum war einem andern übergeben; ihm selbst bemerkte man, nachdem er so große Reisen gemacht, auch schon Verschiedenes geschrieben habe, so sei für ihn im Lehrfach nichts mehr zu thun; sein Platz sei in der Akademie. In der That wurde er auch sofort in diese gelehrte Gesellschaft aufgenommen und erhielt die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen über Universalgeschichte anzukünden, zu denen der Zutritt jedoch nur dem höheren Publikum offen stehen, den Universitätsstudenten aber strenge verboten sein sollte. Statt dem höheren Publikum vorzulesen, ging aber Fallmerayer lieber nach Italien, ins südliche Frankreich, dann nach Paris, welches er seit dem Befreiungskriege nicht mehr gesehen hatte, und brachte den Winter 1840 in Genf zu, bei seinem früheren Reisegefährten, dem Grafen Ostermann, der seinen Alterssitz an den lemanischen See verlegt hatte.

Im Frühling kam er wieder nach München zurück und begann sogleich die nöthigen Anstalten zu einer zweiten Reise in den Orient. Angeborne Wanderlust und Neugierde, die Wendung der türkischen Angelegenheiten in der Nähe selbst zu sehen, gönnten ihm keine Ruhe. Er fuhr im Juli nach Regensburg und von da auf der Donau ins schwarze Meer, nach Trapezunt, wo er zwei Monate verblieb. Da sah er zum ersten Male die Trümmer jener Paläste in denen die Komnenen gehaust, die Kaiser von Trapezunt, aus deren Geschichte er sich seinen ersten Lorbeerkranz geflochten. Er ging mit wahrem Hochgenuß ihren Spuren nach, copirte und sammelte die wenigen verblichenen Aufschriften, die aus jener Zeit sich noch an den Wänden der verfallenen Kirchen und Kapellen erhalten hatten und wandelte sehnsuchtsvoll in dem colchischen Paradiese umher.

Auf dem Rückwege, in Konstantinopel, suchte er seine alten bärtigen Freunde in den Kaffeehäusern am Bosporus wieder auf und wurde wieder angestaunt wegen der Gewandtheit und der feinen Weise seines türkischen Ausdruckes. Nicht minder galt der weitgereiste und im Oriente schon weidlich bekannte Forscher als eine Zierde der Salons zu Stambul und verkehrte viel mit Diplomaten, Gesandten, Internuntien und deren Frauenzimmern.

Von Konstantinopel reiste er nach dem heiligen Berge Athos, lebte dort manche Zeit in den verschiedenen Klöstern unter unwissenden langweiligen Mönchen und bei

schlechter Kost, doch hingerissen von dem herrlichen Blick auf Land und Meer. Dann ging er über Thessalien nach Athen, wo er mit den griechischen Gelehrten zwar mancherlei gelehrte Sträuße über seine ethnologischen Ansichten zu bestehen hatte, aber doch zuletzt sich leidlich mit denselben zu verständigen wußte. Nach zweijähriger Wanderschaft betrat er im Sommer den deutschen Boden wieder und sein Heimathland, das schöne Thal von Brixen, wo man ihn als den ersten Brixener des Jahrhunderts mit größten Ehren begrüßte und aufnahm. Vom frühern Schulkameraden, der in Armuth und Dürftigkeit sich fortgebracht, bis hinauf zum gnädigsten Fürstbischof war alles beschäftigt, ihn auszuzeichnen und zu feiern. Glänzende Gastmähler suchten ihn für die Entbehrungen seiner langen Reise zu entschädigen und Deputationen der Honoratioren drückten ihm ihre Bewunderung aus. Nicht ohne Ironie erwähnt er in einer schriftlichen Notiz aus damaliger Zeit auch die ehrenvollen Versuche, welche der erwähnte Fürstbischof von Galura, ein steinalter, aber milder, herzensguter Kirchenhirt, zu seiner Bekehrung angestellt. Er berichtet nämlich: „Seine nun vergriffenen sechs Bände „Neue Theologie" meint der Fürstbischof, enthalten die ganze Summe des philosophischen Glaubens und Wissens, seien Norm und Richtschnur für die gesammte katholische Welt und Grundlage einer allgemeinen Revolution der europäischen Geister; Schelling, der Glaubensphilosoph, und die Akademie sagten jetzo manches als Neuigkeit, was obenbenanntes Buch schon vor fünf und vierzig Jahren verkündet habe. Die römische Kirche sei die Klinik des menschlichen Geistes und das Verlangen nach Heilung allgemein. Lebhafte Aufforderung die sechs Bände in München zu lesen und der Wahrheit Zeugniß zu geben, da man meine Concepte gerne lese und meine Bekehrung auch andern nützlich wäre. — — — — Man will mich und meinen Gänsekiel für die Kirche gewinnen; nur die sechs Bände solle ich lesen und ich werde vollständig gerüstet sein zum Streite."

Endlich kam er auch wieder in München an und bald darnach erschienen in der Allgemeinen Zeitung, nachdem er unterwegs schon verschiedentlich sich hatte vernehmen lassen, jene großen, wundervollen Berichte über Trapezunt und den immergrünen Buschwald von Colchis, über den Berg Athos und seine Klöster. Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit und es ging viel Rede davon durch ganz Deutschland. Und als wenige Monden vergangen, traten auch die Fragmente aus dem Orient an's Licht, mit ihrem wuchtigen, blitzenden Vorwort, von welchem Professor Müller in der Rede, die er am Grabe des Fragmentisten hielt, mit Wahrheit sagte: „Es ist in die große Bewegung der vierziger Jahre kein gewaltigerer Zündstoff geworfen, die Schäden unserer Zeit und unseres Vaterlandes nirgends lebendiger, schwungvoller und schärfer charakterisirt und so ihre Heilung angebahnt worden; sie allein würde unserem Todten die Fortdauer unter jenen Gelehrten sichern, welche ihre geistige Kraft und ihre Forschungen zum Heile des Geschlechtes verwerthen."

Um diese Zeit hatte auch Maximilian II., damals noch Kronprinz und in stiller Zurückgezogenheit dem Familienglücke, den Künsten und den Wissenschaften lebend, ein Auge auf den Fragmentisten geworfen und ihn, der willig folgte, in seine Nähe gezogen. Im Spätherbst (1844) wurde er nach Hohenschwangau eingeladen, von dem hohen Paare und seiner feingebildeten Umgebung freundlichst aufgenommen und in besonderen Ehren gehalten. Viele Stunden vergingen ihm in angeregten Gesprächen mit dem Thronfolger und die angeknüpfte Verbindung erhielt sich frisch und warm bis zum Jahre 1848.

So lebte denn der Fragmentist, immer mit schriftstellerischen Arbeiten kleineren Umfangs, zunächst für die Allgemeine Zeitung beschäftigt, fortan in München, unterbrach jedoch sein Stillleben durch verschiedene Ausflüge bald in den Norden, an den Rhein, nach Hamburg, Berlin, bald in den Westen, nach Wien, bald in den Süden, nach Tyrol und Italien.

Im Jahre 1847 begab er sich sogar zum dritten Male in den Orient und kam 1848 gerade wieder nach Hause, als die Bewegung begann und die längst erhoffte große Zukunft Deutschlands endlich anzubrechen schien.

Wie es ihm nun weiter ergangen, werden wir aber in der zweiten Hälfte dieser Lebensbeschreibung erzählen.

Der Brand von Glarus.

Zusammengestellt aus Schweizer Blättern.

Seit dem Erdbeben von 1855, das die Walliser Dörfer Visp und St. Niklaus in Trümmer warf, haben wir in der Schweiz den dämonischen Naturgewalten kein so furchtbares Opfer mehr bringen müssen, wie soeben im Brande von Glarus.

Die Landgemeinde von Glarus hielt am Himmelfahrtstag ihre Versammlung. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß in derselben die polizeilichen Bestimmungen wegen des Föhnwinds zur Sprache kamen und der Antrag für Revision im Sinne einer gelinderen Polizei nicht beliebt wurde. Am Tag nach der Landsgemeinde findet die übliche Feuermusterung statt, die wie ein Volksfest begangen wird, an welchem die Arbeiten ruhen — und in der gleichen Nacht bricht das Feuer aus.

Am Freitag war große Feuermusterung, beides von jeher Tage der Lust und Freude. Des zweifachen Volksfestes müde, legten sich die Bewohner von Glarus am Abend des 10. d. früher als gewöhnlich zu Bette. Um 10 Uhr war Alles still in Straßen und Häusern, als das unheilvolle Feuer ausbrach. Wie so die Bevölkerung aus dem ersten Schlaf aufgeschreckt wurde und die Flammen von einem wild von den Höhen des Tödi durch das tiefe Felsenthal der Linth herab brausenden Föhn gepeitscht sah, da — erzählen uns Augenzeugen — war der erste Eindruck allgemein der eines panischen Schrecks. Der Masse bemächtigte sich augenblicklich der verzweifelte Gedanke: „Ein Feuer in solchem Föhn ist unser Aller Verderben! Gegen solche Mächte kämpfen wir Menschen vergebens!"

In dem Hause des Herrn Ch. Tsch. hatte man den ganzen Tag über geglättet und Abends den Glättofen in den Holzschopf gestellt. Die Gluth in Letzterem scheint nicht ganz gelöscht gewesen zu sein; der rasende Föhn fand sie und das Feuer brach aus. *) Die ganze Nacht stürzte in Glarus und der Umgegend ein beständiger Feuerregen nieder, der die Seele mit den Bildern des jüngsten Tages erfüllte. Dazu das Jammern und Schreien der Frauen und Kinder, das Brüllen des Viehes u. s. w. Kaum hatte ein Vater die Seinen in einem entfernten Hause geborgen, so leckte die Flamme schon wieder an demselben und die Flucht ging weiter. Der Berichterstatter sah bei seiner Abreise fünf Verunglückte von der Brandstätte tragen.

Um Mitternacht legte sich der Wind auf eine Weile. Da stiegen Flammen und Qualm des brennenden Fleckens in Einer gewaltigen Säule senkrecht gen Himmel. Sie und der Wiederschein von den Felsenwänden des Glärnisch beleuchteten rings um die Unheilsstätte herum ein Lager von Tausenden jammernder Menschen, von wehrlosen Greisen, Frauen, Kindern und von dumpf verzweifelnden Männern, deren Kraft gelähmt gegenüber der rasenden Naturgewalt.

Nach Mitternacht erhob sich der Wind wieder und schlug nach einer andern Seite um, um neue Verheerungen anzurichten. Hätte er sich völlig gedreht, dann stände

---

*) Herr Rathsherr Tschudi stellt dies neuerdings in Abrede und erbietet sich, seinen Widerspruch eidlich zu erhärten; s. übrigens unten.

heut' auch nicht Ein Haus mehr in Glarus, namentlich auch nicht mehr jene großen Fabriken, aus deren Arbeit viele Hunderte von Menschen ihr Leben fristen. Es sollte gottlob so weit nicht kommen. Von 2 Uhr an verlangte das Element kein weiteres Opfer.

Der Telegraphist in Glarus, der wie ein Held auf seinem Posten ausharrte, hatte noch, als das Postgebäude schon brannte, einen Hülferuf nach Rappersweil erlassen; in weniger als einer halben Stunde waren die Rappersweiler mit ihren Spritzen auf dem Platze, wo sie treffliche Hülfe leisteten. Der Hülferuf ging durch den Telegraphen weiter nach Zürich, wurde aber dort nicht vernommen, weil kein Nachtdienst auf dem Telegraphenbureau besteht. In Sargans, wo man gegen Mitternacht die Röthe bemerkte und schloß, daß der Brand in Glarus sein müsse, weckte man sogleich den Angestellten der Eisenbahn, ließ eine Lokomotive heizen und traf bald mit Spritzen in Glarus ein.

Die uralte Hauptkirche, alle vier Pfarrhäuser, das schöne neue Regierungsgebäude, die Bank, das Rathhaus, das Kasino, die Kaserne, alle Gasthöfe nebst mehr als 300 Gebäuden, zum größten Theil die ansehnlichsten und stattlichsten des Orts, ragen als wüste, hohe Ruinen empor, und da sie jeden Augenblick den Einsturz drohen, so muß das Augenmerk hauptsächlich auf Beseitigung der damit verbundenen Gefahr gerichtet werden. Zu diesem Behufe wird Artillerie von Zürich erbeten werden, die mit schwerem Geschütz die gefährlichen hohen Mauern bombardiren soll. Mit riesiger Anstrengung arbeiteten die Spritzen während des ganzen gestrigen Tages und der verflossenen Nacht, um die weitere Ausdehnung des Brandes zu hemmen, welcher bis zur Stunde die Abläsch, den Kirchweg, das Oberdorf, Eichen, Langacker und Herrenweg verschont hat. Gänzlich niedergebrannt sind dagegen die stattliche Hauptstraße von der Abläsch bis zum Hause zur „Wiese" des Hrn. Fritz Trümpi, welches unversehrt in die Brandstätte hineinragt, während die Häuser der gegenüberliegenden Kipfe bis zum alten Zollhaus in Asche verwandelt sind.

Bis auf einzelne wenige Häuser sind ferner dem wüthenden Elemente zum Opfer gefallen: die Sandstraße, Bohlen, Winkel, Pressi, die Häuser am strengen Bach, an und hinter der Burg; Alle standen fast gleichzeitig in vollen Flammen und während die Bewohner des innern und obern Theiles des Fleckens den Bedrängten des äußeren, wo das Feuer ausbrach, Hülfe leisteten, brannten ihre eigenen Häuser plötzlich in heller Lohe auf. Eine Spritze, die nächst dem Regierungsgebäude arbeitete, mußte von ihrer Mannschaft im Stiche gelassen werden und verbrannte, eine andere konnte nur noch erhalten werden, indem sie in den Bach, an welchem sie aufgestellt war, gestürzt wurde. In weniger als 2 Stunden waren sämmtliche genannte Straßen und Häuser eingeäschert und der energischen und ausdauernden Anstrengung der von auswärts herbeigeeilten Feuerwehren ist allein zu danken, daß gerettet wurde was noch steht.

Zum größten Glücke bei dieser schweren Heimsuchung ist keine einzige Fabrik niedergebrannt, und es werden auch, trotzdem, daß das Feuer um 10 Uhr Nachts, — zu einer Stunde ausbrach, als der größte Theil der Bewohner sich schon zur Ruhe begeben hatte, bis jetzt nur einige Personen vermißt. Einen Herrn und ein Frauenzimmer fand man erstickt im sogenannten „Gwölb"; einige Männer wurden von einstürzenden Mauern erschlagen. Ueber die Entstehung des Brandes kursiren drei Versionen. Nach der einen, die als unzweifelhaft angenommen wird, soll in dem Stadel des Herrn Ch. Tschudi, trotz des strengen Verbotes, geglättet worden und durch nachlässige Verwahrung des Feuers der Brand entstanden sein; nach der andern habe der sogenannte „närrische Balz", ein stupider Taglöhner des Herrn Tschudi, durch unvorsichtiges Rauchen im Stadel das Unglück verursacht; nach der dritten, der am meisten widersprochen wird, soll das Feuer in dem Kohlenhaufen einer an Herrn Tschudi's

Stadel grenzenden Schmiede entstanden sein. Ueber 3000 Personen sind durch das verheerende Element obdachlos geworden; das Unglück ist enorm und Hülfe auf das dringendste nothwendig. Wie begreiflich, konnten die Bewohner der Häuser bei dem reißenden Fortschritte des Feuers fast gar nichts flüchten und Tausende mußten sich noch glücklich schätzen, das nackte Leben aus dem grausigen Flammenmeere zu retten.

Durch die unerhörten Anstrengungen während des gestrigen Tages und zweier Nächte ist die Erschöpfung auf's höchste gestiegen. Augenblicklich ist zwar kein Mangel an Lebensmitteln vorhanden, da Glarus aber selbst fast keine liefern kann, so werden für längere Zeit solche Spenden höchst willkommen sein, besonders Kartoffeln, Reis, Mehl, Brod und Fleisch. Wahrhaft bewundernswerth ist der Muth und die stille Ergebung, mit der die Schwerbetroffenen die furchtbare Prüfung ertragen, sowie die edle Selbstverläugnung und Aufopferung, welche die Gemeindevorsteher bei diesem Anlasse an den Tag legen. Während mehreren von ihnen Haus und Habe ein Raub der Flammen geworden, harren sie als permanentes Comité Tag und Nacht auf ihrem Posten auf dem Gemeindehause aus, um die nöthigen Anordnungen zu treffen und helfend und sorgend für ihre Unglücksgenossen zu wirken; — ein erhebendes Beispiel republikanischer Tugend!

Von der Bank sind die Depositen und Papiere, von der Post die Bücher und Schriften, im Regierungsgebäude die alten Archive gerettet.

Die rührendsten Beweise der wärmsten Theilnahme werden von allen Seiten an den Tag gelegt. Die Nachbargemeinden, namentlich Ennenda, erließen Bekanntmachungen, daß alle Häuser zur Aufnahme Obdachloser geöffnet seyen, und schon am Vormittag nach der Unglücksnacht war keiner der Abgebrannten mehr ohne Obdach. Von Zürich trafen bereits gestern Abend große Sendungen von Lebensmitteln und Kleidungsstücken, sowie 2 Feuerspritzen ein und um Mitternacht brachte ein Extrazug eine große Abtheilung des Baucorps der Leitermannschaft nebst den nöthigen Werkzeugen zum Einreißen.

Abgeordnete der Regierung und der Stadtbehörden erkundigten sich nach den dringendsten Bedürfnissen und reklamirten sofort das Gewünschte von Zürich aus. Die gleichen Anfragen fanden von St. Gallen aus statt, das, sowie Chur und Winterthur, Sonntags eine große Sendung von Lebensmitteln, Betten, Kleidern und Wein hierher gegangen ließ.

Sonntags reiste auch Hr. Prädent Bärlocher, als Ueberbringer einer Geldsumme von 2000 Fr. Seitens des kaufmännischen Direktoriums von St. Gallen, sowie Hr. Gemeinderath Seifert, um sich nach den dringendsten Bedürfnissen zu erkundigen, nach Glarus ab.

Jeder Bahnzug bringt Schaaren von Besuchenden, die schaudernd das entsetzliche Bild einer grauenhaften Verheerung betrachten und die wohl Alle mit der Ueberzeugung heimkehren, daß selten ein großes Unglück so dringend und in so gerechter Weise auf die umfassendste und allgemeinste Hülfeleistung Anspruch machen konnte, wie dieses.

Sicher wird sie auch nicht ausbleiben, und die Glarner, welche sich stets so hochherzig in ihren reichen Beisteuern zeigten, wo es galt, ein Unglück zu mildern, wie dies noch kürzlich ihre wahrhaft großartigen Subscriptionen für die Wasserbeschädigten in Holland, die verfolgten Christen in Syrien und die Brandbeschädigten in Wangs beurkundeten, werden die innigsten Sympathien und die reichste Wiedervergeltung überall finden, wo man das entsetzliche Unglück erfährt, welches die rührigen, kernhaften Bewohner des eingeäscherten Fleckens in so namenloses Elend stürzte. — Der Schaden wird auf circa 10—15 Millionen Franken berechnet. — —

Eine rührende Wallfahrt der Züricher Schuljugend fand zum Bahnhofe statt. Die Lehrer hatten nämlich ihren Klassen die Kunde von dem erschütternden Ereignisse

der letzten Nacht mitgetheilt und sie eingeladen, sich von ihren Eltern entbehrliche Kleider und Lebensmittel zunächst für die entblößten Kinder in Glarus zu erbitten. So zog denn die kleine Schaar einzeln und truppweise bald, selbst mit Paketen beladen, bald, wo diese zu schwer waren, in Begleit eines Dienstboten in den Bahnhof, wo Lehrer und Lehrerinnen ihre Spenden in Empfang nahmen und an ihren Bestimmungsort beförderten.

Ihr Glücklichen im Vaterlande und nicht minder in Deutschland, die ihr frei seid von so entsetzlicher Heimsuchung, gedenket der Glarner, gedenket der Eidgenossen! Keine Stadt, kein Dorf bleibe zurück in Werken jener Liebe, die Gott wohlgefällig und in solchen Momenten dem theilnehmenden Herzen ein Bedürfniß! Helfet den Glarnern, denn ihre Noth ist groß!

Concertschau.

Concert des Rühl'schen Gesang-Vereins.

Neben dem Cäcilienverein ist es namentlich der Rühl'sche Gesangverein, dessen Streben es ist, den Gesang in seiner höhern Weihe zu pflegen und das Interesse für die herrlichen Meisterwerke der Tonkunst wach zu erhalten. Auch in dem letzten Concerte (Montag, 13. Mai) bekundete der Verein wieder seinen alten Ruf in dieser Beziehung. Trotz der beklemmendsten Hitze im Saale blieben die Zuhörer bis der letzte Ton verhallt war aufmerksam auf ihren Plätzen.

Die erste Pièce, eine Cantate von J. S. Bach, eine an herrlichen Gedanken reiche Composition, in der jede Stimme voll Leben und Poesie ist, wurde exact ausgeführt und war namentlich der Schlußchoral von vieler Wirkung. Die Chöre aus dem Oratorium Jephta von Giacomo Carissimi nähern sich schon mehr dem Händel'schen Style und hört man ihnen ein tiefes Studium dieses bedeutenden Componisten an. Die Rolle der Tochter, mit soviel Weichheit sie auch gesungen wurde, hätte etwas mehr Sicherheit verlangt. Das Gebet von F. Mendelssohn-Bartholdy, eine Composition voll Erhabenheit und großer Wirkung und das Salve Regina von M. Hauptmann, eine reizende Pièce, die sich besonders durch den ungleichtaktigen Rhytmus charakterisirt, wurden vortrefflich ausgeführt. Das Abendlied von Goethe „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", in Musik gesetzt von Xaver Schnyder von Wartensee, ist eine meisterhafte Compositionen dieses Tonkünstlers und wurde von den Chören mit Lebhaftigkeit und Exactität gesungen. Die Missa (in C.) von J. Haydn ist eine der herrlichsten Schöpfungen des großen Meisters und machte den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer. Von hervorragender Wirkung und vorzüglich in Modulation, Stimmführung und Durcharbeitung ist das Benedictus. Soli wie Chöre wurden mit Feuer und Begeisterung gesungen und verfehlten auch nicht auf die Hörer den erhebendsten Eindruck zu machen. Der gefälligen Mitwirkung der Damen Pfeiff und Medal und der Herren Hill und Brofft verdanken wir in Hinsicht auf die Soli einen hohen Genuß. — Seil dem Bestehen des Vereins hat dessen Direktor, Herr Rühl, mit seltenem Ernste das sich gesetzte Ziel verfolgt und dem Verein nicht allein Ausdehnung gegeben, sondern auch die Achtung aller Musikfreunde zu verschaffen gewußt, und hoffen wir, bei dem Interesse das man an den Rühl'schen Concerten nimmt, daß auch in Zukunft der Sinn für die ernste Musik bei den Zuhörern in gleichem Maße fortdauere. —.—

Notizen.

F. Haase's Gastspiel an unserer Bühne ist nun zu Ende. Es hat, so weit unsere persönliche Wahrnehmung geht, einen sehr gemischten Eindruck hinterlassen. Bei Haase treten die Spuren eines bedeutenden Talentes oft an Züge der Manier und des verfehlten Raffinements so nahe heran, daß bei Besprechung einer einzigen Rolle Lob und Tadel zusammentreffen können. Das ewige Gastrollenspiel, das beständige Vorführen von Dessert- und Confectstücken hat einen nachtheiligen Einfluß auf ihn geübt. Namentlich gibt er sich der Vorliebe für die Darstellung schwächlicher Alten und anderer verzerrten Gesellschaftsfiguren allzusehr hin, so daß seine Erscheinung bei allen Gaben und einem oft nur zu exquisiten Studium nicht immer erfreulich ist. Wir wünschen ihm zum Abschiede, daß in anderen Städten die Lobreden, die er finden wird, nicht durch Absichtlichkeit und Uebertreibung in die entgegengesetzte Wirkung umschlagen mögen.

Gesellen-Stammbuch. Der Buchbindergeselle Christoph Felber, der gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und nach demselben von Wien aus bis nach Danzig und bis nach Konstantinopel wanderte, ahnte wohl schwerlich, daß nach zweihundert Jahren sein Stammbuch als ein „Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruchpoesie und des deutschen Kulturlebens überhaupt“ in einem zierlichen Bändchen in Druck erscheinen würde. (Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch. Von Dr. Robert Keil. Lahr, Schauenburg, 1861). Ein Spruch desselben, eingeschrieben von dem „Badt-Junger“ Hans Jacob Mollert am Tage Philippi und Jacobi 1658, ist leider noch heute für Deutschland nicht veraltet:

Wan wir alle hetten einen glauben,
Gott vndt gemeinen Nutz vor Augen,
Ein Maß, ein gewicht, vnd guetes gelt,
So stündt es besser in aller Welt.

Der Goethe-Willemer'sche Briefwechsel. In Erwiderung mehrfach an uns ergangener Anfragen bemerken wir, daß der Briefwechsel zwischen Goethe und der kürzlich verstorbenen Frau Geheimerath von Willemer sich bei einem hiesigen Anwalt unter Siegel und Verschluß befindet. Diese Nachricht wird insofern den Freunden solcher Schätze erfreulich sein, als mindestens die Gefahr der Vernichtung, womit die werthvollen Blätter bedroht waren, beseitigt scheint. Es werden auf den Besitz des Briefwechsels mehrseitig Ansprüche geltend gemacht. Derselbe besteht aus achtzig Briefen von Goethe und gegen hundert von seiner Freundin. Einzelne, doch nur minder bedeutende kleine Zuschriften sind aus der Sammlung weggekommen; so hatten wir selbst lang ein Goethe'sches Billet in Besitz, das früher dem General von Radowitz angehörte und das von uns an Herrn F. von Rothschild in Wien überging.

Coleridge's Uebersetzung des Wallenstein. Die neuen Stellen zu Schillers Wallenstein, die Wendelin von Maltzahn entdeckt hat, sind den Engländern mehr als seit sechszig Jahren bekannt, versteht sich in englischer Sprache; sie finden sich in Coleridge's Uebersetzung des Drama's, die im Jahr 1800 erschien. So bestätigt sich die zuerst von Freiligrath ausgesprochene Vermuthung, daß Coleridge bei jener Uebersetzung ein Theatermanuscript, vielleicht das von Berlin, zur Hand gehabt habe.

— Mit unendlicher Hingebung kommen die Schweizer ihren abgebrannten Brüdern in Glarus zu Hülfe. Beispielsweise erzählen wir, daß in Aarau, einem Städtchen von kaum 5000 Einwohnern, am Tage nach der entsetzlichen Begebenheit binnen 2 Stunden 8000 Franken in baarem Gelde und außerdem Kleidungsstücke von beiläufig demselben Werthe zusammengebracht und zur ersten Unterstützung gleich abgesandt wurden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 17. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 164.) **Das Nachtlager in Granada.** Romantische Oper in 2 Akten von Friedrich Kind. Musik von Conradin Kreutzer. Gabriele: Fräulein Braun vom Stadttheater zu Magdeburg. Ein Jäger: Herr Simon vom Hoftheater zu Wiesbaden als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“
Nr. 39. Samstag, 18. Mai 1861.

Die Schule vor der Schule.

Ein Wort für die Bewohner größerer Städte.

Herr Ober-Studienrath v. Klumpp hat in dem letzten Hefte der Deutschen Vierteljahrsschrift den Fröbel'schen Kindergärten in einem ebenso inhaltreichen, wie anziehend geschriebenem Aufsatze das Wort geredet. Er hat die unleugbaren Verdienste, welche sich Fröbel um Erziehung und Unterricht erworben hat, klar und eindringlich auseinandergesetzt und zur weiteren Pflege der Fröbel'schen Ideen und Versuche angelegentlich aufgefordert. Es ist bei der ersten Erwähnung dieses Aufsatzes in diesen Blättern schon bemerkt worden, daß es dem Verfasser, unbeschadet der Güte seiner Auseinandersetzungen, schwerlich gelungen sein dürfte, die entgegenstehenden Bedenken völlig zu beseitigen, und wir treten dieser Bemerkung gern und vollständig bei. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist für das Unterrichts- und Erziehungswesen namentlich größerer Städte so wichtig, daß uns wohl noch einige weitere Erörterungen verstattet sind. Wir wählen für dieselben gerade diese Stelle, weil es sich nicht sowohl um eine reinpädagogische Diskussion handelt, sondern um eine praktische Frage, von der die große Mehrzahl der städtischen Familien in unmittelbarster Weise berührt wird. Und wenn wir auch hiesige, Frankfurter Verhältnisse zu Grunde legen, so werden wir doch mit Bestimmtheit darauf rechnen dürfen, daß es unsern Lesern in andern Städten nicht schwer werden wird, in ihren Kreisen das Analogon zu finden.

Es hat sich in den letzten Decennien — und wie hier Fröbels Vorgang von entscheidendem Einflusse war, so rechtfertigt sich schon dadurch unsere Anknüpfung an jenen Aufsatz — in vielen Städten eine große Zahl von Anstalten gebildet, welche sich theils mit der leiblichen Pflege kleinerer, noch nicht schulfähiger Kinder beschäftigen, theils als Kindergärten, Spielschulen, Vorbereitungsschulen sich zu einer Schule vor der Schule herausgebildet haben. Was die zuerstgenannten Anstalten betrifft, unter dem Namen der Krippen oder Kinderbewahranstalten bekannt, so leuchtet ihr wohlthätiger, wahrhaft humaner Zweck, sowie ihre unabweisbare Nothwendigkeit unter den bestehenden Verhältnissen wohl Jedem ein. Denn wie sehr man auch wünschen möchte, daß es jeder Familie möglich wäre, sich bis zu dem Alter der Schulfähigkeit der Pflege und Erziehung ihrer Kinder mit aller Sorgfalt und Hingebung zu widmen, es ist dies bei nicht Wenigen zu einer baren Unmöglichkeit geworden und wird darin voraussichtlich eher schlimmer als besser werden. Die meisten großen Städte bedürfen solcher Anstalten und sollten auf ihre Erhaltung, Vermehrung und durch sachkundige Leitung erzielte Weiterbildung das größte Gewicht legen und sich vor etwaigen, auch bedeutenderen Zuschüssen um so weniger scheuen, je weniger sie im Stande sind, den ärmeren Einwohnern zu gesunden, freundlichen und dabei billigen Wohnungen zu verhelfen. Kinderbewahranstalten und Kindergärten für denjenigen Theil der Bevölkerung, der die Kinder aufsichtslos und pflegelos während der Stunden der Arbeit lassen muß und nur die Wahl zwischen dem Aufenthalt in der dumpfigen Stube oder auf der Straße

für sie hat, die sind dringend nothwendig. Solcher Kindergärten sollte es recht viele geben!

Jene anderen Anstalten aber scheinen weit mehr philanthrophischer Natur, als sie es wirklich sind: die Pädagogik hat daran ebenfalls nicht viel Antheil. Ihre Entstehung liegt klar zu Tage. Auch dem bemittelteren Handwerker und Geschäftsmann ist die Hülfe der Frau oft unentbehrlich, abgesehen davon, daß die Besorgung des Hauswesens deren Zeit und Kraft zum guten Theile absorbirt. Die Kinder fangen an, von ihrem Dasein gar zu viele und bisweilen unerfreuliche Beweise zu geben, sie verlangen nach Beschäftigung und Thätigkeit und treffen dabei nicht immer die beste Wahl, sie sind überall im Wege und sind doch erst in zwei oder gar drei Jahren schulfähig. Ein Garten ist nicht am Hause, die Magd hat im Haushalt zu thun, auf der Straße sollen sie sich nicht herumtreiben, wie also für sie sorgen?

Jedenfalls werden diese Gründe nicht überall als berechtigte gelten dürfen, und öfters würde eine tiefere Auffassung der Erziehungspflicht gar wohl Mittel und Wege zeigen, bis zum Beginn des eigentlichen Schulunterrichtes die Kinder ganz und gar unter der Pflege und Obhut der Eltern aufwachsen zu lassen. Andererseits aber kann auch nicht geleugnet werden, daß die Verhältnisse öfters zwingender Art sind, so daß es wünschenswerth, ja sogar nothwendig ist, die 4—6jährigen Kinder während eines Theiles der Tagesstunden einer geeigneten Pflege und Leitung außerhalb des Hauses zu überweisen. Für solche Kinder nun, die keineswegs die Unterstützung des Staates oder der Vereine beanspruchen würden, könnten und sollten allerdings Kindergärten bestehen, die sich auf die drei Jahre vom vollendeten 4. bis zum vollendeten 6. Jahre beschränken und sich in keiner Weise als Schulen darstellen müßten. Leider fehlt es an solchen Anstalten, und daß sich dafür eine andere Gattung entwickelt hat, daran ist Fröbel kaum ohne alle Schuld, wenn wir auch weit entfernt sind, ihn mit denen zu verwechseln, die sich gern auf ihn berufen.

Faktische Bedürfnisse finden stets irgend eine Befriedigung, wenn auch nicht immer die richtige; dafür sorgt schon die Industrie, und so wenig industrielle Elemente in das Erziehungswesen seiner Natur nach gehören, so sehr haben sich doch solche daran angesetzt. Es würde dies in geringerem Grade möglich gewesen sein, wenn der Staat nur einem kleinen Theil der organisirenden und administrirenden Thätigkeit, die er andern Gebieten oft über das Bedürfniß hinaus zu Theil werden ließ, dem Erziehungswesen zugewendet hätte. Aber leider hat er — wenigstens an manchen Orten — dem Privatschulwesen gegenüber eine Stellung eingenommen, die schwer zu definiren ist und unter der alle diejenigen Privatunternehmer leiden, die ihre Thätigkeit als einen Beruf, nicht als ein Geschäft treiben.

Bekanntlich wird die Concession zu einer „Vorbereitungsschule" nicht allzuschwierig ertheilt. Und doch wäre es eine Täuschung zu glauben, daß die Einrichtung und Führung einer solchen — wir sagen lieber eines Kindergartens — eine leichte Sache sei. Aber man ist nun einmal gewohnt, bei Allem, was sich auf Unterricht und Erziehung bezieht, vorzugsweise an das erforderliche Maß von Kenntnissen zu denken. Wie man noch immer — wenigstens hie und da — die jungen Herren Philologen ihre Gymnasialcarriere auf dem Punkte beginnen läßt, auf den sie am allerwenigsten gehören, d. h. in den untersten Klassen, wo es in hervorragender Weise auf pädagogische Einsicht und Erfahrung ankommt, so scheint auch die Qualifikation zum Kindergärtner oder zur Kindergärtnerin weniger erfordern zu sollen, als für einen Lehrer oder Lehrerin schulpflichtiger Kinder verlangt wird. Auf Kenntnisse als materielle Grundlage des Unterrichtes kann es freilich nicht ankommen, aber auch die moralische und gemüthliche Vortrefflichkeit reicht nicht aus. Vielmehr müßte der Kindergärtner ein Pädagog in eminentem Sinne sein, und eine solche Anstalt von Keinem übernommen und Keinem über-

tragen werden, der sich nicht schon als Lehrer, Erzieher, vielleicht sogar als Familienvater erprobt hätte. Pia desideria!

Sorgte man aber nicht in diesem Sinne für jenes Bedürfniß der Stadtbewohnerschaft, so lag es in der Natur der Sache, daß sich diese Anstalten auf Abwege verirrten. Sie waren nicht fähig, ihre erziehliche Aufgabe zu begreifen und zu lösen und lenkten auf die unterrichtliche ein; sie wurden nicht Kindergärten, sondern Spielschulen. Dieser Weg war der bei weitem leichtere, dem großen Publikum verständlichere und — einträglichere. Denn das Unterrichten ist allemal leichter als das Erziehen, und bis zu einer gewissen Grenze ist es sogar sehr leicht. Sehr vielen Eltern ist zudem weit eher begreiflich zu machen, daß ein „Schulgeld" von einigem Belange gezahlt werden muß, als daß der Besuch eines Kindergartens eine erhebliche Ausgabe verursachen soll. Endlich aber läßt sich die „Spielschule" leicht in einer „Lernschule" fortsetzen, und da die meisten großen Städte keinen Ueberfluß an öffentlichen Schulen haben und noch weniger an guten Elementarschulen, so übernehmen die Spielschulen als „Vorbereitungsschulen" die angeblich nothwendige Vorbildung der Kinder für den Eintritt in die öffentliche Schule. Das ist einfach genug, aber trotz dieser, wie es scheint, natürlichen Genesis, steckt hierin eine wahre Fülle von Irrthümern und Mißständen. Wir nehmen keinen Anstand, dieses Spiel- und Vorbereitungsschulwesen für eins der wirksamsten Hindernisse zu erklären, mit welchen die Bildung der städtischen Jugend zu kämpfen hat.

Schon der Name „Spielschule" ist bedeutungsvoll genug: unbewußt trägt er die Kritik der Sache in sich. Wird das Spiel zur Schule oder die Schule zum Spiel? Daß das letztere nicht der Fall sein dürfe, leuchtet wohl auch dem Unkundigen ein. Denn nicht in dem Begriffe des Spieles, sondern in dem der Arbeit ist das Wesen der Schule ausgedrückt, die eine Erziehung durch Arbeit zur Arbeit geben will — wobei natürlich die geistige Arbei im Vordergrunde steht. In diesem Sinne muß die eigentliche Schule ihre Aufgabe erfassen, ohne darum zu einer finstern Zwingburg zu werden, aus welcher jugendlicher Frohsinn verbannt wäre: Frische und Freudigkeit sind vielmehr ein Haupterforderniß der Schule. Nimmermehr aber darf sie ihre Arbeit zur Tändelei machen; auch nicht auf der untersten Stufe. Es ist eine weitverbreitete, aber durchaus irrige Meinung, daß die Schule von dem beginnenden Schüler gleich so viel verlange, daß erst eine unterrichtliche Vorbereitung vorhergegangen sein müsse, um ihn zu dem Eintritt in eine eigentliche Elementarklasse zu befähigen. Auch die Schule mag noch vieler und großer Verbesserungen bedürftig sein und in ihrer gegenwärtigen Construction noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, aber so weit ist sie doch wahrlich nicht zurück, daß sie das sechsjährige Kind mit Forderungen belaste, die es nicht zu erfüllen vermag. Wo das dennoch hie und da vorkommen mag, sind das zum guten Theile Einzelfehler, die leicht vermieden werden können. Aber sicher dadurch nicht, daß man Spiel und Arbeit vermischt, und daraus einen Schulbrei zusammenrührt, den das Kind als eine unverdauliche Last Jahre lang mit sich herumschleppt. Denn die Gewöhnungen der ersten Kinderjahre sind die nachhaltigsten, die in dieser Zeit empfangenen Eindrücke die festesten. Was bis zum 7. oder 8. Jahre verdorben wird, ist oft während der ganzen folgenden Schulzeit nicht wieder vollständig herzustellen. Umgekehrt ist eine einsichtig und gründlich angelegte Elementarbildung nicht so leicht wieder zu zerstören, und es gehört schon eine leidlich schlechte Schnle dazu, um das fertig zu bringen.

Was das Leben unabweislich verlangt, eine volle Kraftentwickelung, wo es sich um die Erhaltung der Lebensaufgaben im weiteren und engeren Sinne handelt, eine volle vorbehaltslose Hingabe an die Berufsarbeit, und eine ebenso volle und frische Ergreifung der Erholung und Ruhe zur nothwendigen Ausgleichung — das muß schon die Schule auf ihre Fahne schreiben. Nicht darin liegt auch für sie jene Ausgleichung, daß man

die Lebenspole der Arbeit und Erholung hart aneinanderrückt, sondern daß man sie auseiuanderhält, zumal in unsrer Zeit, die ohnehin schon an Blasirtheit und Dilettanterie genug leidet.

Fröbel hat nun freilich nicht die Schule und ihre Arbeit zum Spiel herabziehen, sondern vielmehr das Spiel, als die natürliche Thätigkeit des Kindes, zu einer pädagogischen Organisation entwickeln wollen. Gegen seine Grundgedanken ist nichts einzuwenden, am wenigsten dagegen, daß er in die Erziehung des Kindes bis zum Alter eigentlicher Unterrichtsfähigkeit einen Planmäßigkeit einführen wollte. Dieses Bedürfniß erkennen wir gern an, aber wie es vollständig zu befriedigen wäre, das bleibt eine zur Zeit noch unlösbare Frage. Dazu gehören vor Allem viele Persönlichkeiten wie Fröbel eine war, dessen einzelne Fehler man immerhin seiner Begeisterung und sinnigen Erfassung der Aufgabe gegenüber gern vergißt. Es scheint, als ob man auf Rechnung eines doch wohl zu künstlich ausgesonnenen Systems gesetzt hatte, was vielmehr Wirkung der Persönlichkeit war. In dem Schulwesen geschieht das öfters, namentlich in neuerer Zeit. Ist es Fortschritt oder Rückschritt, gewiß bleibt, daß man früher alles auf die Person gab, und daß man jetzt die Methode, das System an die Stelle der Persönlichkeit schiebt. Fröbelianer möchten sich auch kaum bilden lassen, und Institute für „Kindergärtner oder Kindergärtnerinnen“ sind noch lange keine Bürgschaft dafür, daß das, was Fröbel wollte, in seinem gesunden Kerne zur Ausführung gelangt, und nicht in seinen Auswüchsen.

Je früher aber in diesen Vorschulen sich das Spiel zur Beschäftigung mit eigentlichen Schulfächern umbildet, desto sicherer haben wir einen solchen Auswuchs vor uns. Die pädagogische Unproduktivität ist es, die im 4. und 5. Jahre schon mit Lesen, Rechnen, Schreiben beginnt, und der Mangel an pädagogischer Einsicht der Eltern ist es, der diese Verfrühung begünstigt. Es ist nichts leichter, als jene Fertigkeiten mechanisch in ihren Anfängen beizubringen, so schwer es ist, sie im Wege der leise beginnenden und sich allmählig steigernden Selbstthätigkeit des Kindes zu begründen. Wer aber, wie die Mehrzahl der Väter und Mütter, die physiologischen und psychologischen Grundgesetze der geistigen Entwickelung nicht kennt und meist nur einzelne Ergebnisse, nicht aber die Art und Weise kennt, wie sie gewonnen wurden, und was an ihnen reell, und was nur Schein ist, der ist gar zu geneigt, in solchen ersten Lernresultaten des Kindes ein willkommenes Zeugniß geistiger Befähigung zu erblicken. Da führt sich denn oft eine Art Komödie auf, deren tragisches Nachspiel sich erst in der eigentlichen Schule vollzieht. Das Kind glaubt etwas zu besitzen und besitzt doch nichts — die Frische, mit der der wirkliche Anfänger sich auf das Neue wirft, ist ihm verloren gegangen — und doch fehlt dem armen Kiude die Fähigkeit, die der Erwachsene wenigstens zum Theil besitzt, sich seines Verhältnisses zur Sache bewußt zu werden und wirklich innerlich von vorn zu beginnen. Das gibt ein intellectuelles und sittliches Kränkeln, an dem sich die Schule vergeblich abmüht, eine geistige Lahmheit, die nicht oder wenigstens nicht oft wieder beseitigt werden kann. Spielen, träumen, denkfaul sein, das sind die nur zu oft wahrnehmbaren Folgen des Unterrichts der „Spielschulen“, und körperliche Wirkungen, Zurückbleiben im Wachsthum, nervöse Zustände, Gesammtschwäche nur zu häufig im Gefolge der Verfrühung da, wo man nicht bloß mechanisch anlernend, sondern geistig reizend verfuhr, um die Kräfte zu „entwickeln“.

Wir sind es den Aerzten schuldig, daß sie uns auf die großen Gefahren eines zu zeitig begonnenen Unterrichtes aufmerksam gemacht haben. Die Schule wird es ihnen zum Dank wissen, und willig jede Belehrung annehmen, wenn sie fortfahren, die Hüter der geistigen und leiblichen Entwicklung der Jugend zu sein. Aber unsere eigene Erfahrung gibt uns für jene Verfrühung schon Manches an die Hand. Denn in der

Regel sind die Kinder, welche schon im 4. und 5. Jahre zu lernen begannen, später die entschieden Schwächeren, und in den meisten Fällen ist bei ihnen gerade da, wo die geistige Arbeitsfähigkeit sich bestimmter zu zeigen beginnt, eine bedauerliche Stagnation der Kräfte wahrzunehmen. Wäre nur unsre „Schulstatistik" nach innen besser ausgebildet, wüßten wir mehr von den Resultaten des Unterrichts und der Erziehung, wir würden sicherlich eklatante Mittheilungen machen können. So aber beschäftigt sich die Statistik weit mehr mit der leiblichen Nahrung, als mit der geistigen Speise der Menschheit, und wir wissen mehr von den Wirkungen der animalischen und vegetabilischen Nahrungsmittel für die Thiere, als von den Erfolgen der Unterrichts- und Erziehungsmittel für die Menschen. Soviel aber scheint doch festzustehen, daß, wenn überhaupt eine Aenderung wünschenswerth, eher der Beginn des Schulunterrichts auf das 8. Lebensjahr, als weiter vor zu verlegen wäre, und daß unbedingt jeder ordentliche Unterricht (und einen andern kennen wir nicht) vor dem 7. Jahre ganz entschieden zu widerrathen ist. Am allerwenigsten endlich sollte sich jene „Vorbereitung" auf das Lesen richten. Im Dienste der Buchstabenwelt stehen wir schon gerade genug und kränkeln ohnehin mit aller unserer Bildung an einer unnatürlichen Vorliebe für die Abstraktion (und ist nicht alle Schrift nur ein Symbol der Wirklichkeit?) gegenüber einer unendlichen Fülle von Leben und Wirklichkeit, um nicht wenigstens einige Jahre hindurch unsern Kindern die Dinge selbst unverkümmert zu lassen und ihnen vielmehr die Sinne an und für Natur und Leben zu schärfen und zu bilden, als sie mit dem Anbruch ihres geistigen Lebenmorgenroths auch gleich in die symbolische Welt der Gedanken zu stürzen.

Also keine „Vorbereitung" für den Schulunterricht, dessen erste Anfänge ja selbst nichts sind als Vorbereitung und langsame, aber geordnete Grundlegung! Wer seinen Kindern im eigenen Hause und Garten sorgliche aber nicht ängstliche Pflege gewähren kann, wer sie nicht auf das Zimmer zu beschränken und nicht lediglich Dienstboten anzuvertrauen braucht, der thut sicherlich am besten, sich bis zu dem Alter der Schulpflichtigkeit keiner Erziehungssurrogate und vorzeitiger Unterrichtsveranstaltungen zu bedienen. Wer das nicht vermag, den verweisen wir an solche Anstalten, die nichts sein wollen, als was Anstalten für vier- und fünfjährige Kinder sein können, an wohleingerichtete Kindergärten unter der Leitung erfahrener und ihres Erzieherberufes frohe Männer und Frauen. Wenn solche eine nicht zu große Zahl von Kindern um sich versammeln, und in Haus und Garten sie zu sinnigem Spiele und der dem zarten Alter angemessenen Beschäftigung anleiten, dann karge man nicht mit dem Lohne und achte solche Thätigkeit nicht gering. Denn gerade auf das, was für die Kinder in ihren ersten Entwicklungsjahren geschieht, ist das größte Gewicht zu legen. Ists doch auch ein leidiger Irrthum, wenn man für die ersten Schuljahre größere Kosten scheut, um dann die vorhandenen Mittel den letzten erst zu gut kommen zu lassen. Wir würden umgekehrt meinen, daß eine tüchtige erste Grundlegung nicht leicht zu theuer erkauft werden könne!

Schulbehörden größerer Städte aber sollten dafür sorgen, daß solche Kindergärten, wie unsre Verhältnisse sie nun einmal erfordern, in genügender Anzahl und in zweckmäßiger Einrichtung beständen, daß das „Spielschulwesen" dagegen allmälig vom Schauplatz verschwände, und nur solche Privatschulanstalten neben den öffentlichen begründet würden, denen die zu einem sachlichen Urtheil nicht Befähigten mit guter Zuversicht ihre Kinder anvertrauen könnten. Vor Allem aber nochmals: keine Schule vor der Schule!

Frankfurter Theater.

Herr Haase hat sich offenbar im Frankfurter Publikum verrechnet. Man liebt hier den Scherz, man lacht, man „amusirt" sich gern; aber die Grundlage des Frankfurter Charakters bleibt immer ein gewisser gediegener Sinn, dem auch jene heiteren Richtungen sich unterordnend anschmiegen müssen. Nicht nur im Leben, auch in der Kunst waltet dieser Ernst hier vor; eine Kunst, die sich als solche ankündigt, muß auch von der Würde der Kunst durchdrungen sein. Herr Haase vergaß oder mißachtete diese ehrenwerthe Seite des Frankfurter Charakters; er trat vor unser Publikum mit einem Repertoire, das größtentheils weder eines wahrhaften Künstlers, noch eines gebildeten Zuschauerkreises würdig ist. Von dem großen Darsteller erwarten wir Lösung wichtiger dramatischer Probleme, Eindrücke, die Erkenntniß und Phantasie bereichern und befruchten; wir beleidigen ihn nicht durch die Forderung, daß er einige flüchtige Stunden lang unsere Lachlust auf Kosten der Denk- und Gefühlskraft in Athem halte; seine Aufgabe sei vorherrschend Belebung der Gestalten eines Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, nicht die belustigende Handhabung der Harlekinmaske. — Das Gastspiel des Herrn Haase bestand, mit Ausnahme des gänzlich mißglückten Hamlet und des, wenigstens durch geschichtliche Grundlage wichtigen Cromwell, meist in Darstellung mehr oder minder possenhafter Rollen in unbedeutenden, oft ganz elenden Stücken. Wollte man sich nun auch über diesen unbegreiflichen Mißgriff in Bezug auf die Wahl des Repertoires hinwegsetzen, so trat ein anderer Umstand einem günstigen Erfolg in den Weg: der Mangel an Vielseitigkeit des Gastes in Auffassung und Darstellung dieser geringfügigen Rollen; es war immer Herr Haase, den wir in all den verschiedenen Kleidungen und Masken alsobald wieder erkannten, nicht der jedesmal bedingte besondere Charakter, in welchem die Persönlichkeit des Herrn Haase (wie dies in einigen ähnlichen, aber weit interessanteren Rollen bei Dawison der Fall war) bis zur völligen Unkenntlichkeit aufgehen mußte. So bewirkten diese einförmigen Darstellungen bei den Zuschauern allmälig Gleichgültigkeit und Langweile, und die allgemeine Verstimmung gab sich sowohl in leeren Häusern, als in lauten Mißfallszeichen kund. Dieser Wahrnehmung konnte sich Herr Haase bei den mit dem entschiedensten Unwillen aufgenommenen Possen „Pantoffel und Degen" und „Maskerade im Dachstübchen" nicht verschließen: Stücke, die mit ebenso richtigem Takte auch durch „Rochuspumpernikel" oder „Aktienbudiker" und dergleichen ersetzt werden konnten, und deren fastnachtmäßig plumpe Uebertreibung von dem Darsteller in keiner Weise künstlerisch gemildert und erträglicher gemacht wurden. — Auch im „Höflichen Mann" wiederholte sich der, wie es scheint, stereotype Charakter der Haaseschen Lustspielfiguren: die Höflichkeitssucht war in dieser Darstellung nicht etwa, wodurch sie allein den Schein einer ebenso abgeschmackten als unnatürlichen Unsitte vermeidet, ein Ausfluß übermäßig weicher und gutmüthiger, ja etwas phlegmatischer Natur, sondern der Schwachsinnigkeit; sie wirkte durch Herrn Haase's sanguinisch unruhiges Spiel, sowie durch die komische Situation vorübergehend spaßhaft, bot aber nicht das Interesse einer charakteristischen, mit dem gesunden Verstande vereinbarten Eigenschaft, deren naturtreue Durchführung die Aufgabe des wahren Künstlers wäre. In festeren Umrissen trat der Chevalier in „Eine Piquetparthie" auf, in dessen Erscheinung, Haltung und Ausdruck der Hochmuth und die Vornehmthuerei des verarmten Adligen sich sehr lebendig und ergötzlich abspiegelte. — In „Cromwell's Ende" von Raupach schloß Herr Haase, als Cromwell, sein hiesiges Gastspiel. Dieses Raupachschen Cromwell's brauchte sich Frau Birch-Pfeiffer nicht zu schämen; er ist durch und durch ein Theatereffektstück; die Situationen, in denen sich des Helden Charakter vor uns entwickelt, sind mit der bequemen Scheere des Theaterschneiders zugeschnitten, und den Flitterstaat, der den dürren Gehalt umrauscht, bilden gar schöne Empfindungen und Maximen, wie sie den Puppen wohl im

Munde ziemen. Diese Raupachsche Spottgeburt von Unsinn und Geschichte fordert nun allerdings die Geistesthätigkeit des Darstellers nicht in der erschöpfenden Weise heraus, wie ein Cromwell, der in seiner ganzen Größe und Tiefe von einem Meister der Tragödie zu poetischem Leben erweckt wäre. Der Darsteller des Raupachschen Cromwell hat schon Bedeutendes erreicht, wenn er uns die Vergleichung mit der geschichtlichen Gestalt nicht unmöglich macht. Und dies Lob gebührt Herrn Haase. In der äußeren Erscheinung (bis auf die allzu graß rollenden Augen), in dem strengen Ernste und der straffen Kraft hat er die düstre Hoheit des puritanischen Helden würdig versinnlicht. Der Widerstreit zwischen Verstand und Leidenschaft, zwischen Politik und Gefühl trat in manchen Momenten großartig hervor; einzelne Scenen, wie das Verhör des jungen Hochverräthers, der Empfang der die Krone anbietenden Parlamentsbotschaft, der Besuch bei der (durch Frl. Meyer ergreifend schön und edel dargestellten) kranken Lieblingstochter, waren von einer künstlerischen Bedeutung, die einer besseren poetischen Folie, als dieser Raupachschen, werth gewesen wäre. Außerdem aber konnte der Darsteller sich zu wenig von dem Theatercharakter seiner Rolle lossagen: seine Sprache, in eintönig scharfer und lärmender Deklamation hervorgestoßen, ordnete sich nicht immer den Erfordernissen des Gedankens unter; Cromwell ward mehr zum gewöhnlichen Begriff eines herrschsüchtigen Despoten, als zu einer Persönlichkeit mit so eigenthümlicher Natur in so eigenthümlicher Lage. Die Sterbescene, die sich ohne tragisches Interesse durch den ganzen letzten Act hindurchzieht, gewann auch durch Herrn Haase keine psychologische und physiologische Bedeutung. Die Durchführung im Ganzen aber, obwohl durch Ungleichheiten gestört, kann als die gelungenste unter der diesmaligen Darstellungen des Gastes bezeichnet werden. λ

Neues Lustspiel.

♉ **München,** 15. Mai. Gestern ging hier das neue Lustspiel „Don Quixote" von Hermann Schmid zum Erstenmal über die Bühne, bei spärlich besetztem Hause und mit einem mäßigen succès d'estime, der hauptsächlich auf Rechnung einiger, den Scribe'schen Intriguenstücken glücklich nachgeahmten Scenen zu setzen ist, die mit dem eigentlichen Kern des Stücks gar nichts zu thun haben. Oder besser gesagt: dem Stücke fehlt ein eigentlicher Kern- und Mittelpunkt, aus welchem sich Alles entwickelt und auf den sich Alles bezieht; es besteht aus einer bunten Menge lose aneinandergereihter Scenen, deren größere Hälfte gestrichen werden könnte, ohne irgendwie vermißt zu werden. Der Verfasser hat des Guten zuviel gethan, indem er versuchte, den Don Quixote des Cervantes dramatisch auszubeuten, dann Cervantes selbst als Helden und Dichter zu verherrlichen, dann eine Satyre auf das Hofleben im Allgemeinen und auf das spanische Hofleben insbesondere zu schreiben, dann im Gegensatz zum Hofe das Volk zu schildern (welches übrigens, wohl gegen die Absicht des Verfassers, im Stück eine klägliche Rolle spielt), das Ganze durch drei, bei den Haaren herbeigezogene Liebesintriguen, sowie sonstige Verwickelungen unglaublichster Art zu würzen und endlich noch ein Stück Weltgeschichte mit in den weitgespannten Lustspielrahmen hineinzuziehen. Ueber seine eigentliche Intention, über den leitenden Gedanken des Stücks ist sich Niemand klar geworden und am allerwenigsten wohl der Verfasser selbst. Er hat uns weder den tapferen Don Quixote selbst vorgeführt, noch — was man erwartete — ein Urbild desselben à la Gutzkow's Tartüffe, noch auch einen Menschen, dem etwa durch die Lectüre des Don Quixote der Kopf verdreht worden wäre. Als den Don Quixote des Stücks lernen wir den Oberceremonienmeister des spanischen

Hofes kennen, der einen Diener Namens Sancho hat, dessen rohbäuerliche Erscheinung (ganz nach dem echten Sancho Pansa gezeichnet) an dem überfeinen spanischen Hofe durch gar nichts motivirt ist, und der blos dazu dient, seinem Herrn zu ein paar roh-lächerlichen Scenen Anlaß zu geben, die auch durch gar nichts motivirt sind. Wer das mit großem Aufwand von Personen und mit opernhaftem Pomp in Scene gesetzte Stück einmal gesehen hat, wird schwerlich Lust verspüren, es ein zweites Mal zu sehen.

Notizen.

Moderne Nibelungen. Professor H. Leo gibt im 5. Band seiner Universalgeschichte folgende interessante Etymologie des Namens Napoleon: „der Name Napoleone kömmt in Genua vor bei den Spinolas in der lateinischen Form Napolio; in Mailand bei den della Torre's: Neapolio; in dem Patrimonium bei den Monaldeschi: Nepoluccio; in Rom bei den Orsini: Neapoleo — sonst auch Nevolo und Nevolonus in Italien. Es ist der alte französische Rittername Nevelon, wie er im Garin le Loherain öfters vorkömmt; in nordfranzösischen Nekrologien ist er häufig in der lateinischen Form: Nevelo und Nivelo; bei den Niederländern Nevelong und Nivelong; bei den Deutschen Nebelung und Nibelung. Es ist ein wunderliches Spiel des Schicksals, daß dieser Heldenname, der in unserem alten deutschen Mythus Männer dämonischer, höllischer Gewalten bezeichnete, durch das französische Ritterthum oder durch longobardische deutsche Art vermittelt, im späteren Italien an eine Menge Familien welfischer Partei gebracht, zuletzt dem Manne beigelegt worden ist, der wie ein rechter Nibelung und Todesdorn in Europa gehaust hat."

Die Biographie Schillers, welche der neuen kritischen Ausgabe von Schillers Werken beigegeben werden soll, wird von Kuno Fischer in Jena abgefaßt. Es ist sehr erfreulich, daß der Cotta'sche Verlag diese Wahl getroffen hat. Fischer hat sich in den Abhandlungen „Schiller's Selbsterkenntnisse" und „Schiller als Philosoph" als gründlicher Kenner des Dichters gezeigt und auch sonst bekundet, daß er den geschichtlichen Gang der Geistesentwickelung fein und scharf zu zeichnen versteht. Wir können hoffen, daß er uns bei aller Wissenschaftlichkeit der Behandlung von jenem biographischen Kleinigkeitskram erlösen wird, der so manche neuere Goethe-Schiller-Schrift für denkende Leser unausstehlich macht.

Kotzebue über die Nibelungen. Bei Gelegenheit der Aufführung von Geibels „Brunhild" im Karltheater zu Wien citiren die Wiener „Recensionen" Kotzebue's Urtheil über unser National-Epos. Kotzebue bemerkt, das Nibelungenlied sei undeutsch, denn es verstoße 1) wider staatliche Tugend: Alles wodurch Napoleon weiland geglänzt, werde an Siegfried gepriesen; 2) wider Sitte und Billigkeit: in der Hochzeitkammer des weiblichen Dragoners Brunhilde werde eine schlüpfrige Geschichte verhandelt; 3) wider Wahrheit und Poesie: Siegfried mit dem Speere im Herzen laufe und spreche mehrere Bogen lang von nichts Anderem als Todtschlagen.

Jacob Venedey, jetzt in Oberweiler bei Müllheim ansässig, hat sein „Leben Washingtons" jetzt beendigt. Die Gemahlin des Schriftstellers, Frau Henriette Venedey, steht in Oberweiler einem „Rast- und Pflegehause" vor, dem es, bei dem unvergleichlichen Reiz der Umgebung und bei der Annehmlichkeit, als Gast einer hochgebildeten und liebenswürdigen Familie dort zu leben, wohl niemals an Zuspruch fehlen kann.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag den 18. und Sonntag den 19. Mai bleibt das Theater geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 40. Sonntag, 19. Mai 1861.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

Es war ein schwüler Abend im Spätsommer. Aus dem nächsten Dorfe zog ein Trupp junger Leute, die Hüte mit Epheu bekränzt, in vollem Chore singend und die Vorübergehenden heiter begrüßend. Man sah es ihnen an, daß sie einen weiten Weg hinter sich hatten, denn ihre Kleider waren mit Staub bedeckt und die gebräunten jugendlichen Gesichter deuteten auf einen heißen Wandertag. Einige trugen Mappen unter dem Arme, Andere hatten eine leichte Reisetasche umgehängt. Es war ein feines, fröhliches Völkchen, Künstler und Künstlergenossen, die, Eisenbahn und Dampfschiff verschmähend, die Richtung quer über das Gebirge eingeschlagen hatten, um nach der schönen Stadt zu ziehen in welcher das große Musikfest sollte gefeiert werden.

So waren sie jetzt an eine Biegung des Weges gekommen, wo das Thal sich erweitert, rechts zur Seite aber in einer engen Schlucht ein Felsenpfad steil bergan führt. Hinter ihnen lag das Dorf in seinem Wiesengrunde, gleich wie in einen grünen See eingesenkt und unter Fruchtbäumen halb versteckt. Weinberge und Felder zogen sich an den Bergabhängen hin, deren Gipfel mit schöner Waldung gekrönt waren. Eben läutete man den Feierabend ein, denn der morgende Tag war ein Sonntag. Männer und Frauen kehrten von der Feldarbeit zurück, ihr Werkzeug auf der Schulter tragend oder langsam neben ihrem Wagen herschreitend. Die Sänger aber hielten an und von dem friedlichen Eindruck des Momentes ergriffen, stimmten sie einen feierlichen Choral an, den die Abendglocke des Dorfes lieblich begleitete. Da blieb wohl mancher Bauersmann mit entblößtem Haupte stehen, bedächtig dem frommen Gesange horchend, und ging dann mit erweiterter Seele seiner kleinen Wohnung zu, während die jungen Sänger sich dem Walde zuwandten.

„Bei unserem heutigen Künstlerlaufe wird uns die himmlische Traufe nicht fehlen," sagte ein blondlockiger Geselle, dessen schöner, klangvoller Tenor den ganzen Chor übertönt hatte, indem er bedenklich nach dem Himmel aufsah.

Wirklich schienen auch die schwer im Westen aufsteigenden Wolken ein Gewitter zu verkündigen, während die Abendsonne noch die Stämme des Waldes mit jenem wundersamen, warmen Goldschimmer übergoß, welcher an schönen Herbsttagen zuweilen kurz vor Sonnenuntergang die stille Waldeinsamkeit zu verklären pflegt.

„Wie weit ist es noch bis zur Stadt?" fragte der Blonde, zu einem jungen Manne gewendet, der bisher mit ziemlich wichtiger Miene dem Zug als Führer vorangeschritten war.

„Zwei Stunden nur," sagte der andere mit wohlbedächtigem Lächeln. „Hier vor uns seht Ihr die letzte Hügelkette. Wir steigen durch diese Waldschlucht hinauf nach dem Forsthause, das auf dem Scheitel des Berges liegt. Der Wald ist dort eine Strecke gelichtet und Ihr werdet über die jenseitige Wand hinab den Fluß sehen mit der schöngewölbten Brücke und die längs des Ufers hingestreckte Stadt zu Euern

Füßen. Auch das alte, herrliche Schloß mit seinen reichumgrünten Mauern erblickt man von dieser Stelle aus, an welcher eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist, die uns, denke ich, nach unserer heißen Wanderung nicht übel behagen wird. Man kommt von da abwärts auf schöngebahnter Straße, denn der Ort ist beliebt und viel heimgesucht von den Stadtbewohnern, wie ich mich aus früherer Zeit erinnere."

„Wohl und schön gesprochen, mein theurer Bruder," sagte der Erste. „Und so wollen wir denn, wenn es Eurer Weisheit gefällt, einen rascheren Schritt einschlagen; es könnte sonst Einem von uns einfallen seine Mappe zu öffnen und sich in diesem schönen Waldrevier bei einbrechender Nacht in Baum- und Felsstudien zu vertiefen, was unter den gegenwärtigen Umständen nicht sehr ersprießlich sein würde."

Rasch begannen die Wanderer bergan zu steigen, in heiterer Unterhaltung des steilen Weges nicht achtend. Der munterste von Allen war der blonde Tenor, welcher nicht müde ward in kurzen Tonweisen seine liebliche, kräftige Stimme durch den Wald ertönen zu lassen. Bald erreichten sie die dicht bewachsene Höhe. Aber kein Haus wollte sich zeigen und keine Aussicht auf Fluß und Stadt. Der Blick senkte sich vielmehr in eine zweite enge Schlucht, auf allen Seiten von tannenbewachsenen Bergwänden umschlossen. Sie stiegen nieder auf unwegsamem Steingeröll. — Nirgend war ein Pfad zu sehen, die Dämmerung brach mächtig herein und der Tenor sang in muthwilliger Laune:

„Daß im Wald finster ist, das macht der Baum,
Daß der Weg richtig ist, das glaub' ich kaum."

„In der That," sagte der Anführer, „ich fürchte mich geirrt zu haben. Jene Hügelkette war nicht die letzte, wie ich vorhin glaubte, und wir dürften jetzt wohl noch ein gut Stück Weg vor uns haben."

„Es dürfte sehr gut für uns sein, wenn wir hoffen dürften ein Stück guten Weges vor uns zu haben," spottete der Tenorist dem ängstlichen Gefährten nach.

„Laß die überflüssigen Scherze, Walter," sagte jetzt ein Anderer aus der munteren Schaar, „und hilf uns lieber aus der Noth. Bist du doch im Wald zu Hause von Kind an und nichts glückt dir in deinen Bildern besser als heimliche Waldwege, die sich im Dickicht verlieren. So versuche nun einmal dein Glück in der Wirklichkeit, ehe die Nacht einbricht und wir ohne Abendessen im Regen campiren müssen."

„Wenn Ihr mir folgen wollt," antwortete der soeben mit dem Namen Walter angeredete, „so kann das wohl geschehen; nur müßt Ihr Euch die Gedanken an eine schöne, bequeme Straße vergehen lassen, wie sie unser weiser Freund und Führer vorhin so anlockend beschrieben hat."

Dann mit heller Stimme singend:

„Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen —
Dem Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu
Ohne Rast und Ruh!"

eilte er kräftig voran, aufwärts Bahn machend über Felsgerölle und niedriges Gestrüppe und über moosbewachsene Baumwurzeln, die in der Dunkelheit nicht wenig hinderlich waren. Die Andern folgten. Alle wurden stille, ein Jeder hatte mit sich selbst zu thun. Bald erhob sich ein dumpfes Rauschen über den Häuptern der Wanderer, anfangs leise, dann lauter und mächtiger. Die Wipfel der Bäume neigten sich tief vor der Gewalt des Sturmes. Der Donner rollte weithallend durch die Lüfte

und die scharfaufleuchtenden Blitze zeigten mit ihrem weißgelben Lichte die pfadlose Wildniß.

Walter blieb athemlos auf der soeben erreichten Höhe stehen. „Schön ist das freilich sehr", sagte er zu den Nächstfolgenden, „aber bei alledem wollte ich doch wir fänden bald einen gebahnten Fußsteig, denn schon fühle ich die ersten starken Tropfen auf meiner Stirne."

Ein greller Blitz erhellte die nächsten Gebüsche.

„Victoria!" rief Walter laut — „hier ist der Weg! Vorwärts Brüder, vorwärts!"

Bald war eine schöne Fahrstraße erreicht. Der Wald lichtete sich; fernes Hundegebell ertönte und gerade vor ihnen glänzte ein matter Lichtschimmer.

„Wer hat dich du schöner Wald
Aufgebaut so hoch da droben —"

sangen die Freunde alsbald mit vollem Chore in geschlossenen Reihen vorwärts schreitend. Das Forsthaus lag vor ihnen. Mit gezogenem Mützchen trat ihnen der Wirth entgegen; sein weißes Haar glänzte wie aufleuchtendes Silber in dem Schein der Blitze.

„Die Herren kommen mit einem frommen Gruße und gerade zur rechten Zeit, denn eben bricht das Wetter los," sagte er freundlich, indem er die Hausthüre weit offen hielt. Bald waren sie in der sicheren, wohnlichen Stube versammelt, froh, dem Unwetter entronnen zu sein, das draußen mit wildem Ungestüm tobte. In kurzer Frist blinkte auf dem Tische was Küche und Keller vermochte, wodurch die hungrigen Gäste gar bald in die behaglichste Stimmung versetzt wurden. Walter ward nach Gebühr belobt, der unglückliche erste Führer mit Neckereien überschüttet, die er gutmüthig genug aufnahm und bald war ein Gespräch im Gange, wie es unter jungen Männern dieser Art gebräuchlich zu sein pflegt.

„Der Beginn unserer Festfahrt ist so erfreulich, als man nur wünschen mag," sagte Walter, „und ich will mich gar nicht wundern, wenn wir in der Folge noch die schönsten Abentheuer erleben. Mir ist ganz besonders ahnungsvoll zu Muthe, als müßte mir in diesen Tagen etwas ganz Außerordentliches begegnen."

„Wahrscheinlich die achte Liebschaft in diesem Jahre, obschon dies eben nichts Außerordentliches sein würde," sagte ein ihm gegenübersitzender junger Mann mit rundem fröhlichem Gesicht und lebhaft glänzenden Augen. „Für den Monat August bist du noch im Rückstand und wir haben heute schon den neun und zwanzigsten."

„Eigentlich ist das wahr," sagte Walter, sein Glas sinnend vor das Licht haltend. „Aber ich weiß nicht — der Spaß fängt an mir langweilig zu werden. Ich wollte er würde einmal Ernst. Doch stille jetzt. — Wir wollen doch hören, was unsere beiden streitbaren Kämpen und gelehrten Kunstrichter da unten auszufechten haben."

In der That hatte sich am unteren Ende des Tisches zwischen zweien der jungen Künstler ein lebhaftes Gespräch erhoben. Der Eine, eine große, etwas hagere Gestalt mit blassem, scharfgeschnittenem Gesichte und kühn zurückgeworfenen Haaren, sagte soeben:

„Und ich bleibe dabei, man sollte in solchen Dingen der Zeit Rechnung tragen. Warum nicht das Werk eines neuen Componisten wählen, der uns durch die Zeit, in welcher er sich gebildet hat und in welcher er seine Werke schafft, doch gewiß näher angehört, als die aus der Vergangenheit heraufgeholten Meister, welche wir weder nachahmen können noch wollen? Die Gegenwart geht andere Bahnen und fordert andere Richtungen. Warum sein Ohr verschließen vor den Mahnungen der Zeit, die gebieterisch ihr Recht fordert und denjenigen unerbittlich als Opfer bezeichnet, der sich ihr zu widersetzen wagt."

„Mein lieber Freund, dergleichen Ansichten sind in künstlerischen Dingen eine gar gefährliche Sache," sprach sein Nachbar, ein junger, wie es schien, sehr gesetzter Mann mit festen in sich zusammengeschlossenen Zügen. „Die Kunst strebt nicht nach dem Zeitgemäßen, sondern nach der Schönheit, und was sie auf diesem Weg erreicht, das ist zeitgemäß und bleibt es eben für alle Zeiten."

„Das sind verjährte Meinungen einseitiger Gelehrten. Ich aber setze mein Herzblut daran und ich glaube es mit Zuversicht, daß unserer Zeit die Erfüllung des höchsten Kunstideals vorbehalten ist. Schon haben Einzelne begonnen Bahn zu brechen."

„Du schwärmst für die Musik der Zukunft, mein guter, armer Freund, deshalb bist du Maler, Dichter und Musiker zug' ich und — verzeihe mir das aufrichtige Wort — demnach keines von allen Dreien. Die Vermischung der Künste ist allenthalben das Kennzeichen des Verfalls der Kunst. Die Würde des echten Künstlers ist es das Kunstwerk zu isoliren. So ungefähr meint unser Meister Goethe, und er hat Recht, wie immer."

„Was deinen Vorwurf betrifft," sprach der Erste etwas gereizt, „so kann ich darüber hinweggehen, da du selbst, mein Lieber, in deinen kunsthistorischen Gelüsten und in deiner unüberwindlichen Neigung fremde Werke zu kritisiren, noch nie ein eigenes zu Stande gebracht hast. Im Uebrigen streitest du mit geliehenen Waffen und schließest mit Absicht die Augen vor der Gegenwart, die wohl stark genug ist um zu erreichen, was die einseitigen Bestrebungen der Vergangenheit nicht vermochten. Wir stehen an der Pforte einer neuen Entwicklungsperiode und die geträumte Gewalt der Schulen wird ihren Gang nicht aufhalten."

„Zugestanden in den technischen Wissenschaften," erwiderte der Andere; „aber die Zeit der Kunst ist vorüber. Künstler gibt es und wird es immer geben, welche in ihrer eigenen Persönlichkeit einen Theil der vergangenen historischen Kunstentwicklung zur Anschauung bringen. Diese selbst aber liegt unserer Gegenwart ferne. Ob überhaupt wieder eine solche Zeit kommen wird, weiß ich nicht; jedenfalls werden wir sie nicht erleben. Wir sind Epigonen und bleiben es, so günstig sich auch die individuelle Entwicklung des Einzelnen gestalten mag. — Du weisest mich auf die Gegenwart. — Ich aber sage: blicke auf die Vergangenheit. Dort siehst du überall ein großes Ganzes, in welchem die einzelnen Kräfte sich hülfreich an einander schließen, und wo selbst das untergeord:.ete Talent an seiner rechten Stelle mit Bedeutung und Tüchtigkeit wirken kann. Ist dann die Zeit erfüllt zum Schlusse des herrlichen Baues, so hat es noch nie an dem rechten Genius gefehlt, welcher die ganze Errungenschaft mit fester Hand erfassend, auf dem Gipfel der Zeit in reiner Höhe stehend, sein Jahrhundert beherrscht, wie Raphael — Shakespeare — Mozart — Goethe. Nun die Gegenwart! — Vereinzelte kümmerliche Bestrebungen der Schulen und Künstler, Verirrungen in religiöser und politischer Tendenzmacherei. Nirgends ein Zusammenhalten gesunder Kräfte. Das einzelne Talent muß aus Mangel an dem rechten Boden verkümmern, es geht aus lauter Individualität zu Grunde. Das ist auch ein Elend, vor welchem die Alten bewahrt blieben, die einen fertigen Styl vorfanden. Kommt dann zu künstlerischer Armuth, Effekthascherei und zur Selbstüberschätzung erkünstelte Begeisterung, so entstehen Werke, die als todtgeborne Kinder der Zeit unrettbar der Vergessenheit anheimfallen und von den gesunden Resten, die etwa noch vorhanden sind, so viel mit fortraffen als nur irgend möglich ist."

Der Sprecher hatte lebhaft und tief aus der Seele geredet und es entstand eine kurze Pause, denn Alle hatten dem Gespräche mit Aufmerksamkeit zugehört. Darauf nahm Walter das Wort und sagte:

„Es kommt mir vor, wie wenn du bis zu einem gewissen Grade Recht hättest, lieber Freund, und zwar vielleicht mehr, als ich in diesem Augenblick selbst zu ermessen

vermag. Dennoch scheinen mir deine Consequenzen für ein gesundes Gefühl zu weit zu gehen. Der Künstler ist zur Arbeit geboren, und was er mit Fleiß und Innigkeit schafft, das kann nicht werthlos der Vergangenheit anheimfallen, welcher Periode er auch angehören mag. Laß diesen trostlosen Hintergrund von aufgebauten Reflexionen den Philosophen nnd Kritikern. Von uns Künstlern thue jeder mit herzlicher Liebe das Beste was er vermag. So haben es die Alten getrieben und so müssen wir es auch machen, wenn wir das für uns Erreichbare erreichen wollen."

„Wohl, mein theurer Walter," sagte der Andere, „du bist der Beste von uns, der rechte Künstler, und nichts soll dein schönes Gleichgewicht stören. Doch mag ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß auch du ein höheres Schaffen erringen würdest, wenn dein Talent von der Vorsehung in einen günstigeren Boden wäre gepflanzt worden."

„Da uns Allen nun die Resignation so nöthig ist in diesem lieben, armen reichen Leben," sagte Walter mit liebenswürdiger Heiterkeit, „so sei dies letzte Glas den Epigonen geweiht."

(Fortsetzung folgt.)

Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse in Frankfurt
im April 1861.

Es scheint uns in mehrfacher Hinsicht wünschenswerth, daß nicht nur dem ärztlichen, sondern überhaupt dem gebildeten Publikum in regelmäßigen Zeitabschnitten Kunde werde von dem öffentlichen Gesundheitszustande des betreffenden Wohnortes, namentlich so weit es sich dabei zumeist 1) um epidemische und endemische Krankheiten handelt, d. h. um Krankheiten, welche zeitweise eine ungewöhnliche Verbreitung erfahren oder vorzugsweise dem betreffenden Orte eigenthümlich sind und soweit 2) dieser Gesundheitszustand nachweisbar mit den Witterungsverhältnissen zusammenhängt. Es dürfte jeder aufmerksame Leser aus solchen Zusammenstellungen leicht gar manche nützliche Erfahrung entnehmen und diese zunächst bei der physischen Erziehung der ihm anvertrauten Personen, namentlich Kinder, verwerthen können. Im Allgemeinen zwar kann man die physische Erziehung der Kinder in den gebildeten Kreisen Frankfurts nur rühmen; sie ist unendlich verschieden von dem was sie vor etwa zwei Generationen war. Verweichlichung und übertriebene Abhärtung werden gleichmäßiger vermieden, die körperliche Entwickelung gegenüber der geistigen ist wenigstens großentheils in ihre Rechte wieder eingesetzt, übermäßiger Arzneigebrauch mit und ohne Arzt ist immerhin mehr verschwunden. Am meisten dürfte noch die Leichtgläubigkeit, das unverständige Rathserholen bei unberufenen und unerfahrenen Schwätzern beiderlei Geschlechts und das fast täglich wechselnde Gebrauchen von Hausmitteln oder selbst ziemlich eingreifenden Arzneien, welches auch bei manchen sonst ganz ruhigen und verständigen Menschen, bei manchen sehr wohlgesinnten Eltern gang und gebe ist, zu tadeln und zu beklagen sein.

Vielleicht, und wir sagen sogar hoffentlich, mag aus regelmäßig fortgesetzter, lang wiederholter Mittheilung über das Auftreten und die zeitweise Verschlimmerung gewisser Krankheiten im Großen sich auch für den Laien eine selbständige Erfahrung darüber entwickeln, was er bei dieser oder jener Witterung je nach seiner Krankheitsanlage am meisten zu fürchten, was er somit zu vermeiden hat. Er würde damit zunächst dahin geleitet werden, manche Krankheit zu verhüten, manche chronische Beschwerde zu vermindern und bei ausgebrochener Krankheit selbstbewußt zu einem richtigen diätetischen Verhältniß mehr mitzuwirken und nicht alles von der Arznei erwarten

zu wollen. Vielleicht erwacht dadurch auch in weiteren Kreisen mehr Interesse und Verständniß für die Nothwendigkeit gewisser großer Maßnahmen für öffentliche Gesundheitspflege.

Wir beabsichtigen jedoch in nachfolgendem weder eine populäre Medizin überhaupt, noch auch Abhandlungen über einzelne Kapitel oder Krankheiten, sondern zunächst nur das Thatsächliche für den Zeitraum je eines Monates zu liefern, woran sich dann hier und da Bemerkungen allgemeinerer Art anreihen mögen. Nach einer gewissen Zeit werden für Jeden die nöthigen Schlußfolgerungen sich von selbst ergeben.

Der Monat April 1861 nun war in seinen Witterungsverhältnissen vielfältig ein sehr abnormer Monat. Nach den Berechnungen von Greiß aus den Jahren 1837 bis 1856, den Morgens und Mittags angestellten Beobachtungen entnommen, ist das Jahresmittel des Luftdrucks in Frankfurt = 333,6 Pariser Linien, und das Mittel speciell für den Monat April = 332,7 oder 332,8 Linien (ebenso in den Jahren 1857—60 = 332,76); die Zeit vom 1.—5. April bietet überhaupt in der Regel den niedrigsten Barometerstand des Jahres dar. Im April 1861 aber betrug derselbe 334,92 Linien und erhob sich am 9. selbst bis zu 339,83 Linien, während er an keinem Tage unter 330,62‴ sank. — In den ersten 5 Tagen des April herrschte noch westlicher Wind vor, vom 7. bis zum 24. aber blies der Wind fortwährend (mit Ausnahme einer einzigen Beobachtung) aus Nord bis Ost. In derselben Zeit hatten wir anhaltend heiteres Wetter. Nur an 7 Tagen regnete es etwas, an 3 Tagen zeigte sich Reif, an zweien Eis. Die Menge der Niederschläge im ganzen Monat betrug nicht mehr als 3 1/6 Linien. Die Regenmenge in den Jahren 1848—57 war jährlich = 16,066 Pariser Zoll, 1858 17¾″, 1859 22″, 1860 gar 30″. Speziell im Monat April betrug die Regenmenge 1848—57 = 14,94‴

	1858	19,00‴
	1859	25,35‴
	1860	7,80‴
aber	1861	3,15‴

Eine so geringe Regenmenge in einem Monat ist seit vielen Jahren nicht beobachtet worden; in der Regel fällt nur in den Monaten Mai bis August wesentlich mehr Regen als im April (dem der October gleich steht), während alle übrigen Monate geringere Mengen liefern.

Die Temperatur Frankfurts, aus drei täglichen Beobachtungen berechnet, stellt sich für das ganze Jahr auf 7,9° bis 8,0° Reaumur, von Greiß richtiger aus dem täglichen Maximum und Minimum entnommen, auf 7,6° Reaumur; für den Monat April auf 7,5 oder 7,4°. Der April 1861 ergab diesen letzten Zahlen gegenüber aber nur eine Wärme von 6,63°; an 3 Tagen (am 20., 21. und 30.) war der Thermometer etwas unter den Gefrierpunkt gesunken. In den 3 warmen Jahren 1857 bis 59 war die Temperatur des April 7,63°.

Beobachtungen über Verhalten der Elektrizität, über Ozongehalt, Windstärke und Verdunstung werden leider hier nicht angestellt.

Der April 1861 war somit ausgezeichnet durch einen ungewöhnlich hohen Barometerstand, durch vorherrschende Nord- und Ostwinde, durch anhaltend heiteres Wetter, sehr geringe Niederschläge und sehr geringe Wärme.

Diesen Verhältnissen entsprechend war denn auch der Monat April, der mit seinem nächsten Vorgänger und Nachfolger ohnedies die meisten Todesfälle liefert, namentlich in diesem Jahr ein ganz besonders mörderischer. Es starben bei einer Bevölkerung von ca. 73,000 Einwohnern nicht weniger als 163 Menschen (80 Männer, 83 Weiber), 7 Todtgeborene eingerechnet. Mit Ausnahme der Monate November 1813 bis März 1814, wo der Kriegstyphus hier herrschte und monatlich allerdings twa noch einmal so viele Menschen dahinraffte, hat in diesem ganzen Jahrhundert noch in

einziger Monat so vielen Menschen das Leben gekostet, als der April 1861. Verhältnißmäßig (d. h. im Vergleich zu der damals geringeren Volkszahl) ist freilich der April 1808 mit 137 Todesfällen noch schlimmer gewesen. Die Sterblichkeit des abgelaufenen Monates war um 47 oder um mehr als 40 % größer als der Durchschnitt desselben Monates während der letzten zehn Jahre. Die große Sterblichkeit ward hauptsächlich durch Krankheiten der Athmungsorgane bedingt. Aber auch in diesen Klassen von Krankheiten zeigte sich ein ganz eigenthümliches und nicht erklärtes Vorwiegen nach einer Richtung hin. Der schädlichen Einwirkung der trocknen rauhen Luft erlagen nämlich ganz überwiegend solche Personen, deren Athmungswerkzeuge bereits von Krankheit ergriffen waren, während bei gesunden Personen Entzündungen dieser Organe verhältnißmäßig seltener und weniger gefährlich waren, als man hätte vermuthen sollen. So starben im April nicht weniger als 40 Lungenschwindsüchtige (in den letzten Jahren nur ⅔ so viel) und zwar im Alter von 0—15 Jahren 7, von 15—50 Jahren 20, von 50—70 Jahren 12 und von 70—80 Jahren 1. Im heiligen Geisthospitale erlagen von 11 an inneren Krankheiten Verstorbenen 8 der Lungensucht, im Bürgerhosspital unter 7 desgleichen 3 der Lungensucht und 3 (52—64 Jahre alt) Brustentzündungen. Es starben ferner nicht weniger als 10 Kinder, worunter 9 unter 5 Jahren, an Masern (mit 1 Ausnahme alle in Folge von Lungen-, Luftröhren- und Brustfellentzündung), 1 Kind an Keuchhusten, 2 (1 Mädchen von 11 und 1 von 6 Jahren) starben an häutiger Bräune, welche zu diphtheritis hinzutrat; in beiden Fällen konnte der Luftröhrenschnitt den Tod nicht abwenden; an diphtheritis selbst starb eine 40jährige Frau. An Lungenentzündung starben 12 Personen worunter 5 Kinder unter 5 Jahren; an Luftröhrenentzündung 4, worunter 1 Kind, an Brustfellentzündung 1. Scharlach tödtete 3 Kinder von 1—10 Jahren. Am Nervenfieber starben nur 2 Personen, an Rose 1. Kinder unter 5 Jahren starben überhaupt 44 (7 todtgeborene nicht mitgerechnet), dem Greisenalter angehörig starben 18 von 60—70, 22 von 70—80 Jahren und 4 über 80 Jahre alt; von diesen 44 Greisen starben 12 an Altersschwäche. 1 Selbstmord durch Ertränken fand statt und 2 tödtlich endende Unglücksfälle: 1 Ertrinken, 1 Verbrennung.

Wie schon erwähnt, waren die Erkrankungen sonst gesunder Personen, zumal die Erkrankungen der Athmungswerkzeuge derselben, in den abgelaufenen Monaten weder ungemein häufig noch ungemein schwer. Wie die 12 an Lungenentzündung im April erfolgten Todesfälle (5 bei Kindern unter 5 Jahren, 6 bei Leuten zwischen dem 50. und 80. Jahre) noch nicht ganz das Mittel der in dem letzten Jahrzehnt in demselben Monat dieser Krankheit gefallenen Opfer beträgt, so trat diese Krankheit überhaupt eher milde auf; es entwickelten sich z. B. alle im Hospital zum heiligen Geist vorgekommenen Lungenentzündungen rasch und ohne den höchsten Grad erreicht zu haben, zurück. Luftröhren- und Halsentzündungen überstiegen nicht das gewöhnliche Maß. Rothlaufe und namentlich Nervenfieber waren selten, welche letztere seit der beklagenswerthen Epidemie der Gelnhäuser Gasse zu Ende des vorigen Jahres weniger als gewöhnlich beobachtet wurden. Auch die Aufnahmen in unseren Hospitälern sprechen nicht für übermäßig häufige Erkrankung. In das heilige Geisthospital wurden im April 224 Personen (darunter 140 an inneren Krankheiten leidende), in das Bürgerhospital 42 aufgenommen.

In wenige Worte zusammengedrängt möchten die angegebenen Thatsachen darlegen, daß dem eigenthümlich heiteren, sonnigen, trocknen, windigen Wetter des abgelaufenen April zumal das zarte Kindesalter und Personen mit etwas schwacher Brust in ungewöhnlichem Verhältniß dem Tode verfielen. Schon Burggrave lehrte vor mehr als hundert Jahren, daß der Frankfurter sich nie wohler fühlte als bei feuchtem Wetter und unserem Normalwind, dem Südwest. Bei unserem sonst trefflichen Klima ist nichts so sehr zu fürchten, als in den Monaten März bis Mai eine Witterung genau

so wie sie uns dieses Jahr der April gebracht hat, vor allem aber wenn um die Mittagszeit die Sonne einige Kraft entfaltet. Mögten sich durch solch anscheinend schönes Wetter Eltern nicht verleiden lassen, ihre Kinder, wenn diese etwas zart oder Reconvalescenten selbst leichter Krankheiten sind, der Luft zu viel auszusetzen; sie können durch gehörige Vorsicht mancher Erkrankung mit traurigem Ausgange vorbeugen. Dr. G. V.

Notizen.

Ferdinand Freiligrath veröffentlicht in der „Allg. Ztg." folgende Erklärung: „Es ist mir ein gedrucktes buchhändlerisches Circulär des Herrn Friedrich Gerhard in Newyork, d. d. 15. März 1861, zu Gesicht gekommen, worin derselbe eine zweite wohlfeile Auflage der in den Jahren 1858 und 1859 bei ihm erschienenen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke ankündigt. Diese zweite Auflage ist von ihm, dem Circulär zufolge, ausdrücklich „für den Debit außerhalb der Vereinigten Staaten" bestimmt. Ich sehe mich dadurch veranlaßt zu erklären: daß die in Rede stehende zweite Auflage ohne meine Genehmigung, ja selbst ohne mein Vorwissen, und durchaus im Widerspruch mit dem Wortlaut meines am 15. April 1858 von dem hiesigen amerikanischen Consul gezeichneten Uebertragscertificats von Herrn Gerhard veranstaltet worden ist. Jenes Document ermächtigt Herrn Gerhard lediglich: in den Vereinigten Staaten von America eine Gesammtausgabe meiner Werke zum Vertrieb zu bringen. Wenn demnach Herr Gerhard den ihm für diesen Zweck angewiesenen Geschäftsrayon in der von ihm angedeuteten Weise zu erweitern sucht, so überschreitet er dadurch, jedenfalls aus einem Uebersehen der rechtlichen Verhältnisse, die ihm gegebene Befugniß, und er wie seine etwaigen Abnehmer haben mit aller Bestimmtheit zu gewärtigen, daß die deutschen Verleger meiner Schriften, namentlich die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, jedes derart verkaufte Exemplar der Gesammtausgabe (oder einzelner Bände derselben) mit allen ihnen zustehenden gesetzlichen Mitteln als Nachdruck verfolgen werden. London, 18. April 1861."

Dante und die italienischen Fragen. Selten ist in den jetzt üblichen akademischen Vorträgen ein Stoff behandelt worden, der so wie der eben bezeichnete zugleich auf die wissenschaftliche und politische Tagesordnung gehört. Der Vortrag, gehalten von Professor Karl Witte in Halle, dem Uebersetzer des Boccacio und (im Verein mit Kannengießer) der lyrischen Gedichte Dante's, wird demnächst im Druck erscheinen.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Theodor Pixis in München: Calvins letzte Unterredung mit Servet im Kerker zu Genf. — W. Wendelstadt in Frankfurt a. M.: Zwei Aquarellgemälde.
Den Ersten Feiertag bleibt die Ausstellung geschlossen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Montag, 20. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 165.) **Orpheus in der Unterwelt.** Burleske Oper in 4 Tableaux von Hector Cremieux. Musik von J. Offenbach.

Für nächste Woche in Aussicht.

Die Jüdin. — Der Freischütz. — Belisar. — Orpheus in der Unterwelt. — Martin der Geiger. — Zopf und Schwert. — Das Lügen.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“
N: 41. Mittwoch, 22. Mai 1861.

Aus dem deutschen Flottenleben.

Bilder aus dem deutschen Flottenleben, 1849. Von P. J. Wilcken. Hannover, Rümpler, 1861.

Diese Schrift würde, selbst wenn sie nur trockene Aufzeichnungen enthielte, die wärmste Empfehlung verdienen. Die Erinnerung an die kurze Wirksamkeit des kleinen Geschwaders, das eine Zeitlang den stolzen Namen einer deutschen Flotte trug, sollte mit aller Kraft lebendig erhalten werden. Eine wahrheitgetreue Schilderung des Lebens und Treibens, das durch sie auf einem Streifen der Nordseeküste entstand, hat nationalen Werth. Noch weit mehr ist dies aber der Fall, wo die Schilderung in so lebendiger Weise gegeben und von einem frischen Darstellungstalent getragen ist, wie in diesen „Bildern“. Das Büchlein könnte sogar für die Jugend zu anregenden Mittheilungen benutzt werden, da es eine thätige, hoffnungsreiche, durch humoristische Einzelnheiten belebte Existenz schildert. Noch mehr aber ist es geeignet durch originelle Scenerie und reichlich eingeflochtenen Unterhaltungsstoff auch diejenigen anzuziehen, bei denen der vaterländische Sinn zu abgestumpft wäre, um sich der deutschen Flotte noch zu erinnern.

Indeß, wer sollte nicht noch mit Wehmuth daran denken, wie einst Arbeiter und Schüler, wie Dienstmädchen und Handwerkslehrlinge in treuem Hoffen ihr abgespartes Scherflein jenem Baue zutrugen, der der Ehre Deutschlands dienen sollte und der auf Befehl der obersten deutschen Regierungsbehörde schmachvoll unter den Hammer kam? Ob wohl Eines der Mitglieder dieser Behörde ahnt, welch' tiefe Wunde sie ins Herz der von ihr vertretenen Nation schlug, als sie ihre kleine Lieblingsschöpfung nicht nur vernichtete, sondern der Vernichtung die Entwürdigung beigesellte? Schwerlich wird das deutsche Volk jemals diese Beleidigung vergessen.

Doch von solchen Gedanken uns abwendend, lassen wir uns vom Verfasser in einer Probe aus seinem Büchlein darthun, wie der unverwüstliche deutsche Humor, die genügsame Lebenslust, die uns in den ungünstigsten öffentlichen Verhältnissen aufrecht hält, auch auf den schwanken Brettern und an den sonst eintönigen Gestaden der Wesermündung sich eine Stätte zu bereiten wußten.

Wir wählen das Capitel, das Wilcken überschreibt: „Gesellige Zustände; die Familien; Leben und Treiben in Brake.“

Gewiß, Rücksichten sind im Leben tausendfältig zu beobachten und wer sie zu beobachten versteht, handelt nicht schwach, wie blinde Eiferer zu behaupten pflegen, sondern verständig und klug. Wie viele Menschen befinden sich in schiefen Stellungen, die ohne Rücksichtnahme unerträglich wären.

Eine solche schiefe Stellung hatten gewissermaßen die Hülfsoffiziere; mehr aber noch ihre Frauen. Sie selbst konnten sich durch Kenntnisse, Thätigkeit und Berufs-

treue auszeichnen und sich die Anerkennung der Welt und der Gesellschaft erzwingen. Mit ihren Frauen lag die Sache anders; wir haben weiter oben schon darauf hingedeutet.

Manche von den Hülfsoffizieren hatten schon als Steuerleute der Handels.narine geheirathet und ihre Frauen in den niederen und selbst niedrigsten Schichten der Gesellschaft aufgelesen. Sie genügten ihnen in ihrem kleinen, unbeachteten Familienleben; sie unterstützten sie zum Theil treu und redlich durch ihrer Hände Arbeit und Manche schaffte durch Nähen, Plätten, Waschen für fremde Leute in den großen Hafenplätzen ihrer Heimat manchen Groschen in das Haus. Das war Alles ganz gut, redlich und ehrenwerth. Die kleinbürgerliche Wirthschaft gedieh, weil jeder Hausgenosse auf seine Art wirkte, strebte, schaffte, — sparte und zusammenhielt.

Nun aber war plötzlich aus dem unscheinbaren, unbeachteten Seefahrer, der beim Wasserschout und an den Comptoiren der übermüthigen Kaufleute umherlaufen mußte, um Beschäftigung und Lohn zu finden, ein glänzender Offizier der deutschen Reichsmarine geworden. Mit den goldflimmernden Epauletten, dem dreieckigen Hut und rasselnden Schlepper war ein „fürnehmer Geist" über ihn gekommen, der ihn weit aus seiner bisherigen, glücklichen Verborgenheit heraushob. Das ganze Hauswesen mußte nunmehr anders eingerichtet werden, von den kleinen Einschränkungen und Nebenvortheilen durfte keine Rede mehr sein. Die sorgsame Hausmutter war mit einem Federstrich zur Weltdame avancirt. Die früheren Bekanntschaften und Verhältnisse paßten nun nicht mehr, aber in die neuen Verhältnisse, — paßten die neuen Damen dahinein?

Anfänglich traten diese Erscheinungen wenig hervor, denn die neuernannten Offiziere hatten sich sofort nach ihrer Berufung an den Ort ihrer Bestimmung, nach Brake und Bremerhaven, begeben und ihre Familien vorerst in der Heimat zurückgelassen. Als sie sich aber in ihrer Stellung erst ein wenig orientirt und sich die Gelegenheiten angesehen hatten, fühlten sie den, übrigens sehr natürlichen Wunsch, die Ihrigen um sich zu haben, und traf denn eine Familie nach der andern in den genannten Hafenplätzen ein.

Fern sei es von uns, den Damen, deren Bekanntschaft wir jetzt machten, in irgend welcher Weise etwas Kränkendes oder Beleidigendes nachzusagen, jedoch dürfte sehr wenig Scharfsinn dazu gehören, um zu errathen, daß es ihnen durchgehends an derjenigen Tournüre, wissenschaftlichen und geselligen Bildung fehlte, welche man von Frauen ihres nunmehrigen Standes vorauszusetzen gewohnt und unsrer Meinung nach berechtigt ist. Hier waren denn allerdings oft jene Rücksichten zu nehmen, von denen wir weiter oben sprachen. Leider findet man nur gar zu häufig unter solchen weiblichen Parvenues einen unseligen Drang, sich bemerklich und dadurch gerade das Mangelhafte in ihrem Auftreten doppelt auffällig zu machen. In diesem Falle wird es in der That schwer, gelassen Ansprüche zu ertragen, welche der gebildete Mann nur der wirklichen, geistigen Gediegenheit zuzugestehen geneigt ist.

Daß die betreffenden Offiziere selbst zuweilen durch ihre Frauen in Verlegenheit geriethen, liegt auf der Hand. Es ist die alte Geschichte vom Avanciren Subalterner, wenn ihre empirisch gesammelten Fachkenntnisse auch vollständig genügen möchten, zu höheren Chargen. Die socialen Verhältnisse in den Culturstaaten sprechen nun einmal dagegen. Etwa um dieselbe Zeit, von der wir reden, erschoß sich im benachbarten Oldenburg ein früherer Feldwebel, der nach dem Feldzuge gegen die Dänen zum Offizier ernannt war, aus ähnlichen Gründen, — er konnte die schiefe Stellung, in welche er und seine Familie dadurch gerathen war, nicht ertragen.

Von einem ansprechenden geselligen Leben konnte aus den angedeuteten Gründen und überhaupt bei der Kleinheit des Ortes, in Brake nicht eigentlich die Rede sein. Mit einigen Familien, namentlich der des englischen Consuls, standen die Offiziere in freundschaftlichem Verkehr: dieser concentrirte sich jedoch vorzugsweise auf den schon

mehrerwähnten Gasthof des Herrn Groß. In seinem Garten war das allgemeine Rendez-vous der schönen Welt und seine Frau und Töchter machten mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit die Honneurs. Mancher der Offiziere wurde in den näheren Familienkreis gezogen und besonders an den Abenden, wenn der Admiral von Bremerhaven zum Besuch heraufgekommen, war die Unterhaltung ebenso unterhaltend wie belehrend. Der Admiral liebte den Scherz und war unerschöpflich in Anecdoten aus seiner eigenen Lebenserfahrung, die er mit ergötzlicher Komik vorzutragen wußte. Wir müssen noch lachen, wenn wir an seine Erzählung denken, wie er den ersten künstlerischen Versuch in der Malerei gemacht. „Ich war," — berichtete er, „Schiffsjunge auf einer preußischen Handelsbrigg, der Adler genannt, welche gerade im Hafen von Newyork vor Anker lag. Wir hatten eben nichts zu thun, und ich, ein unruhiger Bursche, spähte umher, wo ich mir Etwas zu schaffen, wie ich mich nützlich machen könnte. Da fiel mir der Adler, das Emblem unseres Schiffes, das hinten am Spiegel angebracht war, ein und ich erinnerte mich, daß derselbe vor Altersschwäche und Beschwerden schon ganz grau geworden wäre und jämmerlich aussehe. Den mußt du einmal recht hübsch wieder anmalen, dachte ich, suchte Farben und Pinsel zusammen und bat einen Matrosen mir in der Herrichtung einer Stellage behülflich zu sein, die wir hinter'm Spiegel herablassen wollten. Es war ein einfaches schmales Brett, an ein paar Tauen befestigt.

Auf diesem schwankenden Gerüst stand ich, unbekümmert um das Wasser unter mir, und strich den Adler ganz neu pechschwarz an; darauf holte ich mir noch gelbe, rothe und weiße Farben und malte ihm die Krallen, Schnabel und Zunge; es fehlte nur noch das Auge, in das ich ganz besonderen Ausdruck zu legen strebte. Endlich war das Werk vollendet und meine Brust schwellte vor Künstlerstolz. Ich betrachtete den Adler wohlgefällig von allen Seiten und wollte ihn nun auch aus der Perspective beschauen. Ich nahm die richtige Künstlerstellung an, schlug die Arme übereinander, warf den Kopf in den Nacken und trat einen Schritt zurück — nein, meine Herren und Damen, ich trat nicht zurück, denn das wäre für meinen Standpunkt unmöglich gewesen, aber ich fiel rückwärts kopfüber in den atlantischen Ocean. Zwar wurde ich mit einiger Mühe glücklich gerettet, aber ich hatte gründlich meine Vorliebe für die ausübende Malerkunst, und Sie, meine Herren, hätten damals beinahe Ihren künftigen Admiral verloren!"

Solcher und ähnlicher Geschichten gab unser freundlicher Chef oft eine Menge zum Besten. Sehr häufig gab er aber auch das Signal zu lauterem Vergnügen. Er tanzte selbst sehr gern; in der Bel-Etage des Gasthofes war ein schöner, geräumiger Tanzsaal mit einem trefflichen Fortepiano. Sobald also der Admiral von der für ihn wahrhaft schweren Last des Tages nicht zu sehr ermüdet war, sprach er das ersehnte Wort aus und sogleich verbreitete sich die Nachricht auf den Schiffen. Die jungen Offiziere waren rasch am Lande und flogen durch das Städtchen, um die bekannten jungen Damen aus den ersten Familien zu invitiren, ein des Clavierspiels kundiger Schulmeister wurde zur Stelle geschafft und oft war kaum ein halbes Stündchen vergangen, so konnte der Ball eröffnet werden, der durch die harmlose Freude, welche dabei herrschte, — eine gewöhnliche Begleiterin von solchen kleinen, improvisirten Festlichkeiten, — durch die hübschen Uniformen der Tänzer, die einfachen und dadurch eben graziösen Toiletten der Damen, und ganz besonders durch die Zuvorkommenheit und das gute Beispiel des Admirals selbst, ganz reizend ausfiel. Mitternacht war in der Regel längst vorüber, wenn die Herren als galante Cavaliere ihre Schönen nach Hause geleiteten; mit desto freudigerem Herzen gingen sie dann aber auch am nächsten Morgen wieder an die Arbeit, und bekanntlich geht einem zufriedenen Menschen Alles doppelt leicht von der Hand.

Ein anderer Sammelplatz der Gesellschaft war an schönen Abenden außer dem Groß'schen Garten derjenige des Wirthshauses im Dörfchen Klippkanne, wo eine

Kegelbahn bei Vielen ihre unwiderstehliche Anziehungskraft übte. Hier pflegten sich auch oftmals Bauernfamilien aus der Umgegend, welche ebenfalls sich einmal die großen Kriegsschiffe ansehen wollten, einzufinden und unsere Junker hatten dann Gelegenheit, bei den erwachsenen Töchtern dieser Leute die Angenehmen und Dienstgefälligen zu spielen und mit den, meist wohlhabenden, wenn nicht selbst reichen Alten zu „kneipen". — Zuweilen ward auch wohl einmal von einer gemischten Gesellschaft, Herren und Damen, ein Ausflug zu Wagen und zu Pferde nach dem eine Meile in's Land hinein liegenden Städtchen Ovelgönne gemacht, freilich nur, um einige Abwechslung zu haben, denn Ovelgönne theilt das Schicksal so vieler ähnlicher kleiner Orte, daß von ihm gar Nichts Bemerkenswerthes zu sagen ist. Originell sah es aus, wenn unsere Seeoffiziere als kühne Ritter auf mühsam zusammengeborgten Miethkleppern die Wagen begleiteten und umsprengten, in denen ihre Schönen saßen. Es ist merkwürdig, welche Vorliebe die meisten Seeleute für das Reiten haben. Sie sehen freilich zu Pferde aus, wie ein halbzusammengeklapptes Taschenmesser, aber sie besteigen mit Todesverachtung selbst die störrichsten Gäule und nach dem Sprichworte audaces fortuna juvat kommen sie auch in der Regel glücklich genug damit zurecht.

Ein anderes Mal wurde eine alte, ziemlich große Schaluppe, Eigenthum des Herrn Groß, welcher sie gern zur Disposition stellte, frisch aufgetakelt; ein paar Lieblingsmatrosen hatten die Ehre mit ihrer Führung betraut zu werden und eine muntere Gesellschaft von Offizieren mit einigen von ihnen eingeladenen kühnen Damen und Herren unternahmen mit derselben Kreuz- und Querzüge auf der Weser, bald dies, bald jenes Uferdorf anlaufend und die Hofbesitzer mit einem unerwarteten Besuche überraschend. Das gab denn immer große Freude und Tractamente bei den gastfreien Landwirthen und mit lautem Jubel und Gesang kehrten die fröhlichen Irrfahrer oft erst in später Nacht wieder zurück.

Trotz dieser jeweiligen Anregungen war Brake doch an sich ein langweiliger und merkwürdig isolirter Platz. Durch die Bremer Dampfschiffe stand es freilich mit der civilisirten Welt nach einer Richtung in beständigem Verkehr, wenigstens so lange das Eis die Stromschifffahrt nicht hemmte; nach der Landseite hin war es dagegen fast gänzlich abgesperrt. Mit der, doch nur sechs bis acht Meilen entfernten Residenz Oldenburg war der Verkehr nur durch abscheuliche Wege vermittelt und selbst die Post gelangte nur ein paar Mal die Woche von dort her. Lächerlich waren dann noch manche andere Verkehrsbelästigungen, die hoffentlich jetzt lange weggefallen sind. — Sollte man z. B. ein Packet per Post vom Ausland über Oldenburg bekommen, so kam der Begleitbrief mit dem nächsten Briefboten freilich in Brake an, das Packet blieb aber in Oldenburg liegen, weil es dort verzollt werden mußte; anders war es nicht möglich, in seinen Besitz zu gelangen. Man mußte also selbst nach Oldenburg reisen oder dort einen besondern Bevollmächtigten anstellen. Daß häufig acht bis vierzehn Tage darüber hingingen, versteht sich von selbst. Uns traf es einmal, daß eine Freundin uns vom Harz ein Kistchen der ersten Walderdbeeren schickte; dieselben blieben durch die genannte reizende Zoll- und Posteinrichtung fast vierzehn Tage auf dem Oldenburger Steueramte liegen. In welchem Zustande sie bei uns anlangten, brauchen wir wohl nicht zu beschreiben!

Daß aller dergleichen Zopf der Nothwendigkeit eines rascheren und gesicherteren Verkehrs bald hätte weichen müssen, wenn Brake dauernd ein Depothafen für unsere Flotte geblieben wäre, ist einleuchtend genug. Der verstorbene Großherzog Paul Friedrich August war ja einer von den deutschen Fürsten, die am meisten Antheil an dem jungen Institute nahmen und er hat sein Interesse für dasselbe in vielfacher Weise zu erkennen gegeben. Er hätte auch hier geholfen. Schon wurden neue Landstraßen in Angriff genommen, aber — der deutschen Flotte sollten sie nicht mehr zu Gute kommen.

Wie doch Alles zerstoben ist, zum Theil gestorben und verdorben, was damals in diesem kleinen Städtchen Brake fröhlich, hoffend sich zusammenfand! — Der Großherzog ist todt, der Admiral ist todt, die Schiffe sind verkauft, die Hoffnungen verweht! Diese letzteren waren eigentlich, was die Marine betrifft, nur dies eine Jahr 1849 in voller, ungetrübter Blüthe. Schon 1850 verdunkelten sich die Aussichten, doch Niemand ahnte wohl, wie rasch, wie gründlich Alles untergehen sollte!

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

Als die Gläser ausgeklungen hatten trat er zu dem Wirthe, der verständig und still aufmerkend dasaß.

„Mein lieber Herr," sprach er, „Ihr seht wie es draußen gießt, daß man die Finsterniß nicht sehen kann. Wir können in dieser Nacht unmöglich nach der Stadt kommen. Wollt Ihr uns beherbergen?"

„Das ist eine Sache," antwortete der gefällige Mann, „über die ich schon die ganze Zeit nachgedacht habe, denn erstens ist mir verboten Fremde zur Nacht aufzunehmen, da mein Haus nur eine Schenke ist, und zweitens haben wir nicht Raum, wie die jungen Herren selbst sehen können. Unser einziges Gastzimmer ist seit einiger Zeit an einen fremden Herrn für unbestimmte Zeit vermiethet, einem Musiker."

„Wer ist es?" „Wie heißt er?" riefen mehrere der jungen Leute dazwischen.

„Den Namen weiß ich eigentlich selbst nicht so recht", erwiderte der Wirth in sichtlicher Verlegenheit. „Unser Miethsmann scheint gar einsam und verborgen leben zu wollen. Am Tage streicht er viel in den Wäldern umher, des Nachts aber spielt er oft Stundenlang auf seiner Geige, und es ist das ein gar wundersamer und rührender Klang, der sich nicht beschreiben läßt."

„Ja", sagte die freundliche Wirthin, die soeben hinzugetreten war, „man kann sich oft kaum des Weinens enthalten. Es klingt so schön nnd dabei so schmerzensvoll, daß es Einem in die Seele schneidet. Der arme Herr — er sieht so krank aus. Ich glaube, er wird nicht lange mehr so auf seiner Geige spielen. Was aber das Uebernachtbleiben betrifft", fuhr sie mit heiterem Tone fort, „so meine ich, wenn die jungen Herren statt im Regen zu marschiren in unserer reinlichen Scheune vorlieb nehmen wollten, so sollte es an einem bequemen, weichen Lager nicht fehlen."

Der Wirth, welcher gewöhnt schien, den vernünftigen Beschlüssen seiner Frau nur wenige Hindernisse in den Weg zu legen, hatte nichts dagegen einzuwenden, und bald ging der Zug unter fröhlichem Lachen durch einen bedeckten Gang nach der geräumigen Scheune, der Knecht mit der Laterne voraus. Aus duftigem Heu mit reinlichen Tüchern Kissen und Decken wußte die verständige Wirthin gar einladende Betten zu bereiten und in heiterster Laune legten sich die ermüdeten Wanderer zur Ruhe.

Aber Walter konnte nicht schlafen. Das abendliche Gespräch der beiden Freunde hatte ihm den Sinn bewegt und er dachte im Stillen darüber nach und spann daran manche nicht ganz erfreuliche Betrachtungen, die eben in verwirrte Traumbilder übergehen wollten, als plötzlich ein wunderbarer Ton das tiefe Schweigen der Nacht unterbrach und ihn zum hellen Bewußtsein aufschreckte. Es klang einer menschlichen Gesangstimme, ähnlich. aber schärfer, einschneidender, tief aus der Seele emporgezogen, wie auf Flügeln getragen und dann in leisem Zittern verhallend. Ein zweiter schloß

sich an, steigend und sinkend, flüsternd bald und dann wieder mit erschütternder Kraft in vollem Strom gezogen.

Walter wußte sich nicht zu besinnen. Leise erhob er sich vom Lager, auf welches er sich angekleidet gelegt hatte. Bald war die Thüre erreicht. Er trat in's Freie und vor ihm that sich eine eigenthümliche Scene auf, deren wunderbare Wirkung der junge Künstler sich mit vollem Gemüthe hingab.

Der Regen hatte aufgehört, am Himmel kämpften die Wolkenmassen in ihrem raschen Zuge, bald auseinander fliehend, bald wieder sich vereinigend. Hinter einer mit duftigem Weiß gesäumten Wolke trat eben der Vollmond hervor und verklärte die allenthalben verbreitete Nässe zu perlendem Glanze. Auf dem Wiesengrunde lagerten die aufsteigenden Dünste, gleich einem schimmerndem Schleier. Der kleine, vorüberfließendende Bach strahlte wie geschmolzenes Silber und der rings umgebende Wald baute sich dunkel und geheimnißvoll auf, all den Glanz wie mit undurchdringlicher Mauer abgrenzend. Eine solche Abgeschlossenheit lag in dem Anblick, daß es war, als schiene der Mond nur für diesen kleinen Erdenfleck und darüber hinaus läge eine fremde Welt, welche keine Gemeinschaft hätte mit der scharfumgrenzten Gegenwart.

Das Haus, dessen weit vorspringendes Dach hell vom Mondlicht übergossen war, lag etwas nach links. An der Vorderseite erhob sich ein Giebel mit einigen kleinen Fenstern. Eines davon stand halb geöffnet; aus diesem kamen die wunderbaren Töne, welche in der nächtlichen Einsamkeit mit magischer Gewalt die Luft durchströmten.

Walter, dem ein einziger Blick genügte, um den vollen Eindruck des eigenthümlichen Momentes aufzufassen, athmete tief auf.

„Der Violinspieler!“ sagte er leise vor sich hin und suchte unter dem Schutz des Scheunendachs einen trockenen Platz dem Fenster gegenüber. Der Musiker drinnen hatte kein Licht; er spielte im Dunkeln, man sah seine Gestalt nur wie einen leichten Schatten vorüberziehen; er mochte wohl auf und abgehen mit seiner Geige.

Bald hatte die Scala der klaren, langgezogenen Töne aufgehört. Es begann ein seltsames Flüstern und Schwirren, dazwischen wunderliche Klänge wie von andern Instrumenten, oder wie nachgeahmte Stimmen; Naturlaute, Vogelsang und Windesbrausen, ein Getöne wie menschliche Rede, silbernes Lachen, seufzendes Weinen. Dann erhob sich über dieses sonderbare musikalische Chaos eine klagende Melodie, durch die sinnliche Gewalt des schmerzerfüllten Tones das Gemüth zugleich süß und peinlich ergreifend. So spann sich der Satz drei- und vierstimmig fort, eine Art von Cadenz, in der Weise wie sie die modernen Violinvirtuosen in ihre Concertstücke einzulegen pflegen. Nie aber hatte Walter etwas Aehnliches an künstlerischer Ausführung gehört. Er war unter dem Zauber wie träumend festgebannt und mußte in vollem Maße die Gewalt empfinden, welche die höchste technische Vollendung selbst einem künstlerischen Gemüth gegenüber bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nur momentan, auszuüben vermag.

Die Cadenz endigte jetzt und ging in eine bekannte Melodie über, die wie der Mond in hohem Aether über den Wolken aufsteigend, die verworrenen Empfindungen der vorhergehenden Momente in reiner Harmonie auflöste. Der Künstler wiederholte sie mehrfach, als wollte er sie sich einüben. Ein leichtes Geräusch ward hörbar, ein matter Lichtschimmer erhellte die Fenster des Giebels.

Walter war heftig aufgeregt. Gerne hätte er gerufen, sein Herz brannte vor Begier, aber eine seltsame Scheu verschloß ihm den Mund. Er hatte das Gefühl als läge hier ein tiefes, unglückseliges Geheimniß verborgen, welches zu berühren ihm jetzt noch nicht erlaubt sei.

Das Licht verschwand, das Fenster schloß sich. Walter kehrte zu seinem Lager zurück, so leise wie er es verlassen hatte. Die Nacht verging ihm schlaflos. Erst gegen Morgen verfiel er in einen leichten Schlummer, aus dem er alsbald durch den Lärm

seiner aufbrechenden Kameraden geweckt ward. Der Morgen war schön und wolkenlos und bald zogen die fröhlichen Wanderer, auf schöngeebneter Straße den Wald durchschreitend, nun ungehindert der nahen Stadt zu.

Walter war stiller als gewöhnlich. Dem munteren Gespräch der Freunde sich entziehend, blieb er eine kleine Strecke zurück und war so bis nahe an den Ausgang des Waldes gekommen, als ihm zur Seite des Weges unter einer vorspringenden Baumwurzel, nur wenig berührt von der Nässe, ein kleines Taschenbuch in die Augen fiel. Er hob es auf und öffnete es. Die Blätter waren theilweise beschrieben, die Schrift klein, oft fast unleserlich mit Bleistift gekrizelt. An der inneren Seite des Einbandes befand sich eine verblichene Stickerei, einen Strauß von Feldblumen darstellend und auf der ersten leeren Seite las Walter einen hochberühmten, gepriesenen Namen, dessen Züge ihm das Blut in die Wangen trieben. Hastig steckte er das Buch zu sich und freute sich im Stillen, daß er durch dasselbe Veranlassung gefunden eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die ihm nun schon zur Herzenssache geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Museum „Wicar" in Lille.

Dieses schöne Institut trägt den Namen seines Gründers. Jean Baptiste Wicar war der Sohn eines armen Tischlers in Lille und wurde im Jahre 1762 in dieser Stadt geboren. Früh trat er in das Atelier David's und folgte, erst achtzehn Jahre alt, seinem Lehrer nach Italien. Nach kurzem Aufenthalt in Rom und Florenz befand er sich in Mailand, als eben Bonaparte in seinem Siegeslaufe diese Stadt betrat. Hier wurde ihm der Auftrag zu Theil, die für das Directorium bestimmten Kunstwerke zu zeichnen; seine Arbeiten wurden mit einem eigenhändigen Dankschreiben des Obergenerals belohnt. Er nahm nun seinen Aufenthalt ununterbrochen in Italien und ließ sich in Rom nieder, wo sein Talent und seine Verbindungen ihm eine angenehme Existenz verschafften. Wenn auch nicht ein großer Künstler, so war er doch namentlich zur Zeit des ersten Kaiserreichs in seiner Eigenschaft als Schüler David's, von Allen denen, die entweder wirklichen Geschmack und Kunstsinn hatten, oder von denen, die ihn zu haben glaubten, verehrt, und wer damals Rom besuchte, trat auch in das Atelier Wicar's. Er malte zu jener Zeit die Porträte Pius VII., des Königs Joseph, des Königs Murat, des Prinzen Eugen, des Marschalls Lannes, des Herzogs Le Feltre, Salicetti's und vieler anderer berühmten Persönlichkeiten des Kaiserreichs.

Die Restauration störte ihn nicht viel, er vermochte ruhig an seinen Bildern und Zeichnungen weiter zu arbeiten. Der Vorwurf seines letzten Gemäldes ist Sophokles entnommen und stellt die Figuren Orest's, Pylades' und Elektra's dar. Er starb im Anfang des Jahres 1834 und hinterließ nach seinem Testament (datirt v. 28. Januar 1834) „alle seine Zeichnungen von Raphael von Urbino, Michel-Angelo, Buonarotti und einiger anderer berühmter Maler der Stadt Lille".

Diese Sammlung zählt nicht weniger als 1436 Nummern und wurde von ihm in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert geschaffen, und zwar mitten in jenen Kriegs- und Revolutionsstürmen, von denen Italien in den Jahren 1790 bis 1835 Zeuge war. Merkwürdiger Weise finden sich nur italienische Meister in dieser Sammlung und der Katalog zeigt keine fünfzig Meister der niederländischeu, deutschen, französischen und spanischen Schule.

J. D. Passavant hebt in seinem trefflichen Werke „Raphael de Urbino und sein Vater Giovanni Santi", in welchem er dem Museum Wicar einige anerkennende

Zeilen widmet, namentlich die Raphael'schen Zeichnungen hervor, die den köstlichsten Theil der Sammlung bilden.

Die Sammlung befindet sich im ersten Stockwerk des Rathhauses der Stadt Lille, wo sie in einem großen Saale seiner Länge nach auf Untersätzen mit beweglichen Pfeilern aufgestellt sind, so daß eine Scheibe sowohl auf ihrer Vorder- als ihrer Rückseite eine Zeichnung trägt und solche nach Belieben von dem Beschauer gedreht werden kann.

Notizen.

Victoria-Theater in Köln. Die neue Sommerbühne unterhalb Köln (am Thürmchen), die ihren Namen zu Ehren der Kronprinzessin von Preußen trägt, ist am 16. Mai eröffnet worden. Zuerst sprach der Director Herr L'Arronge einen Prolog und brachte der Frau Kronprinzessin ein Hoch aus, in welches die Versammelten begeistert einstimmten; hierauf folgte die Darstellung des beliebten Lustspiels „Des Königs Befehl." Der neue Theaterbau, hell, freundlich und geschmackvoll, ist in Zeit von fünf Wochen wie aus dem Boden gewachsen. Es ist dem schönen Unternehmen ein gutes Gedeihen zu wünschen. Wer die besseren Sommertheater, wie z. B. das in Prag gesehen hat, wird schwerlich in das Verdammungsurtheil einstimmen, das in dem neuesten Hefte der „Deutschen Vierteljahrschrift" über diese Anstalten ausgesprochen wird. Kleine Dramen ländlichen Charakters, volksthümliche Lustspiele, humoristisch-ernste Zauberspiele in Raimunds Art wirken vielleicht am besten in der freien Umgebung solcher Vorstadtbühnen. Besonders nützlich können dieselben in Städten wirken, die eine starke Fabrikbevölkerung haben.

Ein ächt priesterliches Testament hat der am 4. Mai 1861 in Paris verstorbene Bischof von Montpellier, Monseigneur Charles Thomas Thibault, hinterlassen. Er sagt darin: „Ich will und verordne, daß alle Papiere verbrannt werden, die man in meinem Hause findet und die meine Handlungen dadurch rechtfertigen könnten, daß dritte Personen angeschuldigt würden. Ich will lieber auch nach meinem Tode Verläumdung erleiden, als über meine Gegner Recht behalten, indem ich ihnen oder ihrem Rufe schade. Das Maß der Verzeihung, die uns werden wird, ist dasselbe nach welchem wir Anderen verzeihen. Zu meinen Universalerben ernenne ich mein großes Seminar und die Armen in Montpellier." — Der Bischof war im Jahr 1796 geboren und wird als ein Muster von Gelehrsamkeit und frommer Mäßigung gerühmt.

Der Kanzleirath oder Bilder aus dem Familienleben eines Subalternbeamten. — Dies kleine Lebensbild, ganz aus der Wirklichkeit gegriffen und mit drolligem Ernst gezeichnet, ist seinem Hauptheil nach früher unter dem Titel „Die Besoldungsfrage" im Feuilleton der Badischen Landeszeitung erschienen. Das Werkchen hat bereits fünf Auflagen erlebt und es soll uns nicht wundern, wenn wir auch noch die zehnte vor uns sehen. Da es nur achtzehn Kreuzer kostet, so kann auch Derjenige es anschaffen, der „in dem Kanzleirath sein Ebenbild erblickt"; es wird bald komische Stoßseufzer, bald ernstere Gedanken anregen, überall aber durch Harmlosigkeit und natürlichen Humor anziehen.

Das Denkmal Karl's des Großen in Lüttich wird nach dem Entwurf des Bildhauers Jehotte in Erz ausgeführt werden; den Untersatz der Reiterstatue sollen die Bildnisse der Vorfahren des Kaisers schmücken. Die Kosten des Denkmals trägt zu zwei Fünfteln die Stadtgemeinde, zu drei Fünfteln der Staat; erstere hat das Recht, dem Denkmal seinenn Platz anzuweisen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 22. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 167.) **Die Jüdin.** Große romantische Oper in 5 Akten, nach dem Französischen des Scribe von Fr. Ellmenreich. Musik von Halevy. Cardinal: Herr Scaria. Eudoxia: Fräulein Preiß als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 42. Donnerstag, 23. Mai 1861.

Sylvester Jordan.

I.

Jugendgeschichte.

Es ist jüngst ein Mann aus diesem Leben geschieden, dessen Wirken sowohl als seine Schicksale in einem seltenen Grade die ganze gebildete Welt erfüllten, und dessen Andenken sich jetzt, wo das Grab sich über ihm geschlossen, in tausend und aber tausend Herzen in wärmster Anerkennung erneuert hat. Wir meinen Sylvester Jordan, den muthigen Kämpfer und den Märtyrer. Möge es uns gestattet sein, der Erinnerung an ihn einige Spalten zu weihen.

Obwohl Jordan sowohl hinsichtlich seines Wirkens als seiner Leiden vorzugsweise Kurhessen angehört, so stand seine Wiege doch nicht in diesem Land. Seine Heimat war vielmehr der äußerste deutsche Süden, das Bergland Tyrol. Hier wohnten seine Eltern in dem zur Pfarrei Axams gehörigen Dörfchen Omes, zwei Stunden von Innsbruck. Der Vater war Schuhmacher und, wie das bei Dorfhandwerkern gewöhnlich ist, gänzlich unbemittelt. Schaffte er doch sogar seine Arbeiten meist in den Häusern seiner Kunden, welche ihm das Leder stellten und für die Arbeit Kost und Lohn reichten. Unser Sylvester, geboren am 30. December 1792, war das jüngste von acht Kindern, und unter solchen Verhältnissen mag schon sein Eintritt in das Leben nicht mit sonderlicher Freude begrüßt worden sein. Der Knabe gedieh indessen. Er wuchs heran und in seinem siebenten Lebensjahre wurde er einen Winter hindurch in die Dorfschule nach Axams geschickt. Dieselbe entsprach jedoch kaum den dürftigsten Anforderungen; das Wenige, was Jordan allenfalls darin lernte, ging zu Hause wieder verloren, indem er hier außer der Schulzeit zu allen möglichen häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Was er in der Schule gewann, war nur der Trieb zum Lernen. Dieser war mit größter Lebhaftigkeit in dem Knaben erweckt und er selbst strebte seitdem mit aller Kraft seines jugendlichen Willens, den mangelnden Unterricht zu ersetzen. Er benutzte dazu jede Gelegenheit, welche sich ihm darbot, nicht nur die geringen Kenntnisse eines seiner Brüder, sondern auch die Kunden seines Vaters und brachte es im Verlaufe des folgenden Sommers dahin, daß er seinen Eltern die Evangelien ohne Anstoß vorlesen und auch aus Büchern und aus Schriften abschreiben konnte. Von seinen Eltern, die selbst weder lesen noch schreiben gelernt, fand er dabei wenig Aufmunterung.

Um so mehr war dies jedoch der Fall bei seinem Oheim väterlicher Seite, der in der ganzen Umgegend als der Schuster Franz bekannt war. Es war dies ein kleiner, verwachsener Mann voll natürlicher Begabung, der seinen Witz und seine Satyre bald in Gedichten, bald auch in Komödien, welche er schrieb und die die Bauern aufführten, aussprach, und der bei keiner Feier, namentlich keiner Hochzeit, als der dazu besonders berufene Festredner fehlte. Dieser vorzüglich spornte das Streben des

Knaben an und suchte dasselbe zu fördern. Schon in seinem neunten Lebensjahre mußte sich Jordan der Erlernung des väterlichen Handwerks unterziehen und seitdem den Vater sowohl zu Hause als in den Häusern der Kunden unterstützen. Daneben wurde er aber fortwährend auch zu allen ökonomischen Arbeiten, selbst den schwersten und schmutzigsten, angehalten, und mußte sogar um Tagelohn dreschen und Flachs brechen. Im Winter hatte er das zur Feuerung erforderliche Holz herbei zu schaffen, und noch in seinen späten Jahren erzählte er von den Mühsalen und Gefahren, welche er dabei überstanden. Oft wenn er das Holz an den schroffsten Abhängen gesammelt und zu einem Bündel vereinigt hatte, setzte sich der Knabe darauf und rutschte auf dem Schnee in die jähe Tiefe hinab, um es im Thale mühsam nach dem elterlichen Hause zu schleifen. Bei diesen Beschwerden und Anstrengungen wurde ihm nur eine karge und dazu schlechte Nahrung gereicht.

Wahrlich, Jordan hat eine harte Jugend durchlebt. Das ihm zu Theil gewordene schwere Loos wurde aber auch noch durch häuslichen Unfrieden gesteigert. Jordan's Vater war nicht nur von Jugend an kränkelnd und dadurch schon reizbarer, er ließ sich auch von Anderen leicht aufhetzen und der in ihm erweckte Aerger verleitete ihn dann zum Trinken. Er war zwar kein eigentlicher Trinker, trank überhaupt wohl nur Sonntags und nie in dem Grade, daß er trunken geworden wäre. Es war aber genug um ihn aufzuregen und den in ihm kochenden Verdruß seinen Angehörigen mit nach Hause zu bringen und dort auszutoben, so daß er dann Frau und Kinder mißhandelte oder auch wohl zur Flucht nöthigte. Auf Sylvester machten solche Vorfälle stets einen tiefen schmerzlichen Eindruck. Schwermüthig und seltsam erregt dachte er dann an das, was er in den Evangelien und den Legenden gelesen und sann über die Pflichten nach, welche einem Hausvater obliegen. Ja, er faßte sogar den Muth seinem Vater Vorstellungen zu machen, der ihn dann wohl als einen Rechthaber, an dem ein Advokat verloren gegangen, doch ohne Zürnen ausschalt.

So lernte der Knabe schon frühe durch den Gegensatz den häuslichen Frieden schätzen und das Laster verabscheuen, und selbst diese Gegensätze trieben ihn zum ferneren Nachdenken und zum Studium an. Die weitere Folge war, daß ein schwermüthiger Schleier sich über sein Inneres breitete, so daß selbst eine heitere Musik ihn nur ernster stimmte, obwohl er die Musik an und für sich sehr liebte. Doch auch die sollte ihm verleitet werden. Er hatte auf einer Querpfeife (Schwögelpfeife) einige Tänze eingeübt, worüber sein Vater sehr aufgebracht war. Er verklagte ihn deshalb auch bei dem zur Einsammlung der österlichen Kommunionszettel nach Omes gekommenen Hilfspriester Franz Hirn und dieser schlug mit den zürnenden Worten: „Wie, du willst dir die Hölle erschwögeln?“ alle fernere Lust an dem unschuldigen Spiele darnieder.

In dem frommgläubigen Knaben war der Eindruck dieser Drohung ein so tiefer, daß alle seine Gedanken sich dem Gegentheile, dem Himmel zuwendeten. Sein Auge richtete sich auf die Heiligen, wie er dieselben in den Legenden kennen gelernt: diese nahm er sich zu Vorbildern, diesen nachzustreben und selbst zum Heiligen zu werden, war sein Entschluß. Er wurde in sich gekehrter und suchte sich durch Kasteiungen und geduldige Ertragung aller Mühsal für dieses Ziel vorzubereiten. Einsam warf er sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, deren Schutz er sich vorzugsweise verschaffen wollte, und geißelte sich bis aufs Blut. Doch noch näher wollte er zu Gott treten, er wollte sich dessen Dienste ganz weihen, er wollte Priester werden. In der priesterlichen Stellung sah er nach der Auffassung der katholischen Kirche eine unmittelbare Gemeinschaft mit Gott und demnach das höchste Ziel menschlichen Strebens. Sein Vorhaben theilte er zuerst seinem Pfarrer, dann dem genannten Franz Hirn mit, und von beiden wurde er darin ermuntert, von dem letzteren nachher auch thätig unterstützt. Nachdem er endlich auch seines Vaters Einwilligung erlangt, ertheilte ihm der

Supernumerarpriester Jordan zu Axams den ersten deutschen und lateinischen Unterricht, an dessen Stelle als Lehrer nachher der Priester zu Oberbarfuß trat, zu dem Jordan täglich den einstündigen Weg meist barfuß wanderte. Er kam während dessen sogar auf den Gedanken sich dem Klosterleben zu weihen, die deshalb von ihm heimlich gemachten Versuche blieben jedoch erfolglos. Auch in seinen bisherigen Studien fand er im elterlichen Hause keine Aufmunterung, sein Vater bereute sogar seine gegebene Einwilligung und der Knabe hatte deshalb viel zu überwinden, um in seinem Entschlusse auszuharren.

Endlich im Herbste 1806 bezog er das Gymnasium zu Innsbruck. Er rückte dadurch zwar seinem Ziele ein gutes Stück näher und war, was vor allem wohlthätig wirkte, den so mannigfach störenden Einflüssen des elterlichen Hauses entzogen. Freilich war ihm damit auch der, wenn auch kärgliche, immer aber doch nährende väterliche Tisch entrückt, und auf eine Hülfe von da durfte er nicht rechnen. Doch auch das wurde überwunden. Es fanden sich wohlthätige Menschen, die für des strebsamen Knaben Unterhalt sorgten, bis er im Stande war, durch Privatunterricht so viel zu erwerben, als er für seine bescheidenen Ansprüche bedurfte. Mit dem regsten Fleiße arbeitend, machte er rasche Fortschritte und nahm unter seinen Mitschülern beinahe stets den ersten Platz ein. Die Hemmungen, welche durch den Aufstand im Jahre 1809 herbeigeführt wurden, waren vorübergehend. Mit besonderem Eifer trieb er das Französische, worin er später selbst Unterricht ertheilte, das Italienische dagegen suchte er ohne fremde Beihülfe zu erlernen. Auch seine Andachtsübungen setzte er noch fort. Doch begann der frühere kindliche Glauben allmälig zu schwinden.

Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden, die neuen Umgebungen hatten ihm Vieles in einem anderen Lichte gezeigt und seine Studien sein Denken erweckt. Mit der beginnenden Prüfung erhoben sich auch die Zweifel und die Zweifel führten zur Forschung. So brach das Gebäude des strengen Kirchenglaubens Stück für Stück in ihm zusammen. Selbst sein Beichtiger trug wider Willen durch die verkehrte Art der Belehrung nicht wenig dazu bei. Seine religiöse Gemüthsstimmung erlitt übrigens dadurch keinen Eintrag. Ein von ihm entworfener Aufsatz: „Christus und Sokrates", worin er beide verglich, und den er bei einer feierlichen Gelegenheit vortrug, zog ihm zuerst den Tadel der Priester zu, und da er den einmal betretenen Weg des selbständigen Denkens dessenungeachtet verfolgte und keinen Anstand nahm, sich offen über seine Zweifel und erlangten Ueberzeugungen zu äußern, wuchs gleichen Schrittes damit auch das priesterliche Mißfallen, und es war nothwendig, daß er endlich selbst zu der Einsicht gelangen mußte, daß er für den geistlichen Stand keinen Beruf habe. Er entschloß sich deshalb 1811, als die Universität in Innsbruck aufgehoben und auf eine theologische Schule beschränkt wurde, seine heimathlichen Berge zu verlassen. Er ging nach München in der Hoffnung, dort Mittel zu finden später die Universität Landshut besuchen zu können.

In München, wo er in Caj. von Weiller einen Freund fand, der auf seine philosophischen Studien einen großen Einfluß gewann, vollendete er seinen Gymnasialkursus und besuchte darauf noch das dortige Lyceum. Seine Bedürfnisse deckte er sich durch Privatunterricht, der ihm ein so reichliches Einkommen gewährte, daß er noch genug übrig hatte, um in den ersten Herbstferien seine Heimath besuchen zu können. Seine Gegenwart war hier nothwendig, um die Seinigen zu beruhigen, denn die Pfaffen hatten ihn als Ketzer verschrieen, welcher der ewigen Verdammniß anheimgefallen sei.

Wir haben bis hierher Jordan's Jugendgeschichte in größerer Breite gegeben; die Erzählung seiner ferneren Schicksale werden wir allgemeiner behandeln, bis wir zu seiner letzten Lebensperiode gelangen.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

Bald war die mit Kränzen und Fahnen geschmückte Stadt erreicht. Die jungen Leute wurden am vorausbestimmten Orte fröhlich empfangen und mit ihren Wohnungskarten versehen. Man sah den jungen Walter alsbald heiteren Muthes die Brücke gewinnen. Der Fluß leuchtete in vollem Sonnenschein.

„Wohin?" rief einer der begegnenden Genossen dem Eilenden zu. Walter zeigte seine Karte.

„Wer's Glück hat" — sagte der Andere und ging vorüber.

Die Stadt, in welcher das Sängerfest gefeiert werden sollte, liegt am Ausgang eines großen, schöngewundenen Flußthales, auf dem linken Ufer hingestreckt und dicht an den Fuß der Berge gelagert, die als letzte Ausläufer des Gebirges nach Westen abfallend die freie Aussicht in die Ebene öffnen. Das jenseitige Ufer mit heiteren Gärten und Landhäusern geschmückt, lehnt sich an reichbepflanzte Weinberge, über welchen üppige Laubwälder sich erheben. Die beiden Ufer sind durch eine sehr schöngewölbte Brücke verbunden, von deren Höhe das Auge den Lauf des Flußes verfolgt, wie er aus den Bergen sich windend, in die Ebene vortritt und in weiten Krümmungen einem mächtigeren Strome entgegenzieht, welcher am Fuß der fernen, blauen Gebirgskette den Horizont in Westen schließt. Dicht über der Stadt auf einem niedrigen Bergvorsprung liegt, in die reichste Baumfülle gebettet, ein altes, herrliches Schloß, auf das wohl die schönen Worte des Dichters passen mögen:

Ros' und Lilie morgenthaulich
Wächst im Garten meiner Nähe;
Hintenan bebuscht und traulich
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterschloß gekrönet
Senkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Thal versöhnet. *)

Am frühen Morgen schon saß Walter auf der hochgemauerten Terrasse des Schlosses, das Auge fest in die Ferne gerichtet nnd mit geübtem Blick die weichen Linien des Flusses prüfend, der vom Morgennebel anmuthig verschleiert erschien. Nahe zur Linken sah er den östlichen Thurm der Ruine mit den angrenzenden Mauern auf reichbewaldetem Bergabhange sich erheben und die Stadt mit ihren Thürmen und den luftigen Brückenbogen lag zu seinen Füßen. Walter suchte nach seiner Zeichenmappe um den Eindruck der flüchtigen Beleuchtung festzuhalten; statt dessen aber ergriff er, fast mit einem kleinen Schrecken, das gestern gefundene, und wie es schien, schon halb vergessene Taschenbuch. Ein loses Blatt fiel beim Oeffnen zu Boden. Er hob es auf und las zwischen unleserlichem Gekritzel und einzelnen Notentakten die etwas deutlicher geschriebenen Worte: „Wie Einer zu Grunde geht!"

„Wie Einer zu Grunde geht", sagte Walter vor sich hin. „Wie kann man zu Grunde gehen? Wer mag zu Grunde gehen?"

---

*) Westöstlicher Divan.

Träumerisch blätterte er in dem Buche und krizelte dann mit der Bleifeder auf eines der leeren Blätter. Es wurden die Umrisse eines feinen, jugendlichen Mädchenkopfes. Eifrig über seiner Beschäftigung und das Taschenbuch zum Betrachten der Zeichnung erhebend, hatte er das Rauschen seidener Frauengewänder und leise nahende Schritte überhört. Plötzlich ertönte ein halb unterdrückter Ausruf des Staunens und Schmerzes. Walter sah auf und sein Blick begegnete zwei großen, dunkeln Augen, die aus einem blassen, jugendlichen Gesichte mit angstvollem und seltsam verwirrtem Ausdruck auf das kleine Buch starrten, das er in seiner Hand hielt. Eine ältere, sehr vornehm aussehende Dame zog das junge Mädchen, welches den leisen Schrei ausgestoßen, nach Kräften zurück. Es gelang ihr sie einige Schritte fortzuführen; dann aber machte die Tochter (denn so mußte das Verhältniß der beiden Damen gedeutet werden) sich los und stand im nächsten Augenblick dicht vor Walter. Auf das Buch deutend sah sie ihn mit ihren aus tiefster Seele flehenden Augen so schmerzlich an, daß er gerne seine Seele geopfert hätte um ihr Verlangen zu stillen. Das Buch war in ihren Händen, ehe er wußte, ob sie es genommen oder er es gegeben habe. Mit fieberhafter Hast riß sie es auf, die darin befindliche verblichene Stickerei ängstlich betrachtend. Und wieder schlug sie die Augen mit demselben flehenden Ausdruck zu Walter auf. Er verstand die stumme Frage und war im Begriff zu antworten, als die ältere Dame das Wort nahm und mit würdigem Anstand sagte:

„Mein Herr, Sie werden die ungewohnte und unziemliche Störung entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Tochter krank — sehr krank ist. Wollen Sie mich morgen besuchen", (hier nannte sie Hausnummer und Stunde und reichte Waltern eine Karte, auf welche einer der ältesten adligen Namen des Landes gezeichnet war) „so werde ich, nachdem, was hier vorgefallen, keinen Anstand nehmen, Ihnen zu erklären, aus welchem Grunde der Anblick des Buches einen so heftigen Eindruck auf die arme Kranke hervorbringen mußte. Sie aber, mein Herr, mögen dann auch wohl die Güte haben, mir zu sagen, auf welche Weise Sie in den Besitz desselben gelangt sind."

„Das kann ich gleich jetzt thun", sagte Walter eifrig, denn noch immer hafteten die starren Augen des Mädchens an seinem Munde.

„Nicht heute — nicht jetzt!" sagte die Dame artig aber bestimmt ablehnend. „Der Herr kommt morgen zu uns. — Beruhige Dich, mein Kind!" wandte sie sich dann zur Tochter, bei welcher die heftige Aufregung nun einer sichtlichen Erschlaffung Raum zu machen begann. Die Augen senkten sich nieder; sie ließ sich willig wegführen und bald hatte Walter die beiden Gestalten aus den Augen verloren.

Indessen kamen die Gefährten Einer nach dem Andern heran. Die prächtige Ruine ward in ihren einzelnen Theilen besichtigt und von den Künstlern vielfach besprochen. Einige benützten die schönen Morgenstunden um zu zeichnen. Ein gemeinsames Mahl vereinigte später einen großen Theil der fremden Gäste. Aller Gedanken aber waren auf das Concert gerichtet, welches in den Nachmittagsstunden stattfinden sollte. Bald auch drängten ununterbrochene Züge von festlich gekleideten Menschen auf verschiedenen Wegen zum Schlosse hinan; Hör- und Schaulustige, die der Aufführung des Händel'schen Oratoriums Samson beizuwohnen trachteten.

An der linken Seite des von den Hauptgebäuden umgebenen viereckigen Schloßhofes war die Tribüne für die Musiker errichtet, die sich allmälig mit kräftigen und anmuthigen Gestalten füllte. Die Sängerinnen in weißen Kleidern, was sich im Grün gar freundlich ausnahm. Der natürliche Schmuck von Gesträuchen und Schlinggewächsen, die sich in leichten Gewinden zierlich um die Mauern legen, ward heute durch einen Ueberfluß von künstlichen Kränzen und Fahnen vermehrt, welche man zu Ehren des Festes geschmackvoll vertheilt hatte. Der Hof war mit Sitzreihen angefüllt. In den ausgebrochenen Fensterrahmen und Thüren, auf Mauervorsprüngen und Treppen, in den Erkern und Thürmchen rings eine dichtgeschaarte Menschenmasse,

darüber der dunkelblaue Himmel wolkenlos ausgespannt. — Welch ein Concertsaal wäre diesem zu vergleichen gewesen!

Das Orchester hatte seine Plätze auf der Tribüne eingenommen. Die Sänger standen bereit. Es trat eine erwartungsvolle Stille ein und alsbald begann auf den Wink des Dirigenten die Introduction, welche das tragische Schicksal und die starre Gewalt des jüdischen Volkes mit wenigen kräftigen Zügen andeutet. Dann erhob sich Samsons Klage, den Schmerz der ungebrochenen Seele ausströmend, wie es dem Starken geziemt, dem Hort Israels.

Es nahen die Freunde, die treue Mikah, der in der rührenden Altstimme persönlich gewordene milde Trost einer gottergebenen Seele. Und Samsons Klage ertönt aufs Neue einsam und feierlich in der tiefsinnigsten und traurigsten aller Tonweisen:

„Nacht ist's umher!
Nicht Sonne, nicht Mond,
Kein milder Schein erhellt
Das ew'ge Dunkel mir."

Unter den Tausenden der Zuhörer herrschte tiefe Stille. Die Stimme des Sängers ward vom leisen Windeshauch über die Menge hinweggetragen. Ein kleiner Vogel, auf einem nachbarlichen Zweig sich wiegend, begann mit leisem Singen die Arie des Samson zu begleiten. Viele unter den Zuhörern lächelten; Manchem wurden die Augen feucht. Der Vogel aber sang mit dem blinden Samson bis zum Ende der Arie, wo der Chor, in frommer Betrachtung den ewigen Quell des Lichtes feiernd, zuletzt vom Sturm der Begeisterung getragen, den heiligen Ruf

„Zeige Dich Licht!"

in voller Kraft erschallen läßt.

Die Aufführung ging unaufhaltsam ihren Gang und die Wirkung steigerte sich von einer Partie zur andern. Der mächtige Chor, nur von einem Gefühl warmer Begeisterung erfaßt, strömte die wunderbare Gedankenfülle der Harmonieen mit einer Kraft und Innigkeit aus, der auch das kälteste Gemüth nicht zu widerstehen vermochte.

Der letzte Accord war verhallt. Eine lange, tiefe Stille folgte. Dann aber machte die ungewohnte Erschütterung sich Luft in einem unbeschreiblichen Beifallssturm, der nicht enden wollte. Nur langsam zerstreute sich die Menge. Bald wogte es in den gewundenen Gängen und in den Alleen des Schloßgartens. Freunde und Bekannte trafen zusammen; man suchte den empfangenen Eindruck gegenseitig sich verständlich zu machen und Niemanden wollte es doch recht gelingen. Das Wort „schön", in dem verschiedensten Sinn ausgesprochen und aufgefaßt, mußte zuletzt den Kennern wie den Verständnißlosen allein Genüge thun. Und das war eben das Schöne an der Sache.

Unsern jungen Freund finden wir heute nicht unter den Gefährten, die ihn vergeblich suchen mochten. Er behagte sich im dichten Gebüsche, im Kreise einer gebildeten Familie, die ihn als fremden Sänger gastfeundlich aufgenommen. Ihm gegenüber saß die Tochter des Hauses, rührend und anmuthig, reizvoll durch den Ausdruck kindlicher Unbefangenheit und madonnenhafter Würde, der sich in ihren Zügen lieblich vereinte mit dem unergründlichen Schatz von Liebe und Treue, den ihre großen dunkelblauen Augen ausstrahlten. Man sprach über die Ausführung und über den Eindruck, welchen das herrliche Musikwerk hervorgebracht hatte. Jeder wollte gerne etwas sagen, gleichviel was, um der inneren Bewegung Luft zu machen.

Der Vater, ein ehemaliger Kaufmann, nunmehriger Gutsbesitzer, vertheidigte sich gegen seine eigene, seltene Gemüthserregung mit gutmüthigen Neckereien, während die Mutter, eine liebe und verständige Frau, die einzelnen Schönheiten hervorzuheben

suchte. „Es war rührend“, sagte sie, „den kleinen Vogel mit Samson singen zu hören. Durch diese wunderliche Störung wurde das Ganze erst recht in die Wirklichkeit hinübergesponnen. Ueberhaupt“, fuhr sie fort, „habe ich noch nie ein solches Mitfühlen der Musik in mir empfunden, als heute. Es war gar nicht wie ein Concert, sondern wie ein Stück seliges Leben, daß uns eine Weile mit fortgenommen hat.“

„Ich habe mich eben lebhaft daran erinnert,“ sagte Walter sehr eifrig, „daß Händel, wahrscheinlich ohne es zu wollen oder zu wissen, mehr als irgend einer der nachahmenden Dichter durch seine Chöre die Kraft und Bedeutsamkeit des antiken Tragödienchores in der Musik zur Geltung gebracht hat. Der alte Chor nimmt an den einzelnen dramatischen Handlungen Theil, indem er sie zugleich über das Persönliche zu dem allgemein Menschlichen empor trägt, das Jedem eigen ist, an welchem Alle Theil haben. Auf demselben Wege führt der Händel'sche Chor die dargestellte Handlung in das Gemüth des Hörers hinüber. Dies gibt dem Oratorium seinen religiösen Charakter, den auch die antike Tragödie nie verläugnet hat. Das haben wir heute Alle, Sänger und Zuhörer, mit voller Kraft empfunden.“

„Sie sind ein lieber, gescheuter Mensch,“ sagte der Vater, indem er über den Tisch hin Waltern die Hand schüttelte, „nur zu ernsthaft und viel zu gelehrt.“

Walter lachte. „Was das betrifft,“ sagte er, „so fragen Sie meine Kameraden.“

(Fortsetzung folgt.)

Versammlung mittelrheinischer Philologen.

Mainz, 21. Mai. Heute fand in der „Neuen Anlage“ dahier die fünfte Jahresversammlung der mittelrheinischen Philologen Statt. Nachdem sich an fünfzig Mitglieder von den Städten Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Büdingen, Gießen, Hanau, Wiesbaden, Coblenz und vor Allem Mainz selbst zusammengefunden hatten, eröffnete Gymnasialdirektor Bone aus Mainz mit einer kurzen Ansprache, worin er unter Anderm auf den Werth solcher Versammlungen für die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und gegenseitigen Gedankenaustausch hinwies, die Sitzung. Nach ihm gab Professor Klein aus Mainz eine Skizze der Geschichte von Mainz unter den Römern, worin er nebenbei die Ansicht, als ob Mainz und Umgegend in der römischen Zeit zu Gallien gehört, als eine irrige zurückwies. Nach dieser Einleitung brachte der Vorsitzende verschiedene Thesen, wie die Anforderungen bei der Maturitätsprüfung nach den einzelnen Fächern, die Gültigkeit der Maturitätsprüfung für die verschiedenen benachbarten Staaten, die Dauer des regelmäßigen Gymnasialkurses, die Benennung der Gymnasialklassen, die Prädikate bei Censuren und Zeugnissen, zur Besprechung. Bei der Kürze der Zeit jedoch und der Reichhaltigkeit der einzelnen Thesen mußte man sich auf die nähere Erörterung einer oder andere derselben beschränken und wählte dazu die These betreffend die Dauer des regelmäßigen Gymnasialkursus aus. Das Ergebniß der hierüber eröffneten Diskussion, an der sich unter Andern Regierungsrath Fernhaber aus Wiesbaden, Oberstudienrath Wagner aus Darmstadt, Director Classen aus Frankfurt und Geheimer Regierungsrath Landfermann aus Coblenz betheiligten, war, daß sich die Dauer des Gymnasialkursus in den deutschen Staaten als ziemlich verschieden, bald 8, bald 9, bald 10 Jahre betragend, herausstellte, daß ferner sowohl in Folge hiervon, als auch der Verschiedenheit des Alters in welchem die Schüler in das Gymnasium aufgenommen werden, die Jünglinge in sehr verschiedenem Alter zur Universität entlassen werden. Als das Durchschnittsalter jedoch, in welchem die meisten Jünglinge zur Universität abgingen,

sei das von 19 Jahren anzunehmen, und dies empfehle sich aus verschiedenen Gründen als das geeignetste. Da unterdeß die Mittagszeit herangekommen war, vereinigten sich die Anwesenden zu einem einfachen Mahle, welches durch sinnige und erheiternde Trinksprüche gewürzt wurde. Vor Allem machte die ächt vaterländische Gesinnung, die bereits am Morgen, auch wo der Gegenstand nicht gerade dazu aufforderte, ganz besonders sodann in verschiedenen Toasten sich aussprach, den wohlthuendsten, erfreulichsten Eindruck. Nach beendigtem Mahle setzten sich die Gäste, geführt von Prof. Klein in Bewegung, um die verschiedenen Alterthümer von Mainz aus der römischen Zeit, den Eichelstein, die Wasserleitung bei Zahlbach und schließlich die Sammlungen im städtischen Museum zu besehen. Unterdeß war der Abend herangekommen und die Gäste, sehr zufrieden mit dem genußreichen Tage, welcher des Belehrenden in Fülle geboten, eilten auf verschiedenen Wegen ein jeder seiner Heimat zu.

W.

Notizen.

Rechtsfrage in Bezug auf Gentz's Tagebücher. In „Tagebücher von Friedrich von Gentz, aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense" findet sich S. 29 folgende Aufzeichnung vom Jahr 1802: „Abends ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er, als wir uns verlassen, einen Anfall von Schwindel bekommt, fällt (ich mit ihm) und sich am Kopf verwundet. — — Und der redliche alte Mann gibt mir noch Geld zur Reise! Unterdessen geht die Geschichte mit Christel ihren Gang; bald im Frieden, bald im Krieg, aber immer Christel und Christel! — — Après cette nuit céleste il ne me restait qu'à me jeter entièrement dans les préparatifs du voyage. Und doch spiele ich an dem nämlichen Abend auf dem Casino Hazardspiele und verliere eine große Summe. An eben dem Tage hatte ich von meinen Eltern und Schwestern Abschied genommen. Am 19. nehme ich von meiner Frau Abschied." (Gentz war damals 38 Jahre alt.) — Bei solchen Stellen drängt sich uns die Rechtsfrage auf: Sind Tagebücher das Eigenthum Dessen, dem man sie anvertraut, in so unbedingter Weise, daß er oder sein Erbe sie ohne Rücksprache mit den Rechtsnachfolgern des Verfassers veröffentlichen darf? Denn daß die letzteren ihre Zustimmung gegeben hätten, ist in vorliegendem Falle nicht anzunehmen.

Ueber den Ursprung des Münchener Bock und seines Namens gibt es zwei Erklärungen. Die eine geht davon aus, das neue Getränk habe anfangs „Eimbeck", d. h. nach Eimbecker Art gebrautes Bier geheißen; letzteres war bekanntlich altberühmt und schon Luther erhielt in Worms ein Fäßchen Eimbecker Bier von einem herzoglichen Gönner zum Geschenk. Nach einer zweiten Angabe hatte Maximilian von Bayern, der erste Kurfürst, einen englischen Arzt für seine kranke Gemahlin um Rath gefragt und dieser ihr Buckinghamer Doppelbier verordnet. Nachdem man solches zweimal mit großen Kosten hatte kommen lassen, kam Maximilian auf den Gedanken, seinen Hofbräu nach Buckingham zu senden, damit er dort für Bayern die Kunst erlerne. Das erste in München gebraute Buckinghambier (später Bockbier) kam im Jahr 1623, und zwar am 12. October, dem Maximilianstag, auf die neue kurfürstliche Tafel. Anfangs wurde es nur als Heiltrank angewendet; bald aber wurde die Einrichtung getroffen, daß es künftighin von vierzehn Tagen vor bis vierzehn Tage nach Frohnleichnam gebraut werden sollte.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 23. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 168.) Neu einstudirt: **Zopf und Schwert.** Lustspiel in 5 Akten von C. Gutzkow. Friedrich Wilhelm I.: Herr Berninger vom großh. Hoftheater zu Oldenburg als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 43. Freitag, 24. Mai 1861.

Die Tschudi von Glarus.

Der Name Glarus ist in dem ganzen Verlauf seiner Kantons- und Ortsgeschichte mit dem Namen des Geschlechtes Tschudi in steter Verbindung. Oft haben hervorragende Familien in ihrem Land allmälig ein fürstliches Ansehen gewonnen; aber vielleicht einzig in der gebildeten Welt mag der Fall sein, daß eine solche Geschlechtslinie sich wie ein rother Faden durch die Jahrhunderte zieht, ohne daß jemals ein Mitglied des Hauses nach der Alleinherrschaft im Gemeinwesen gestrebt oder sich dem bürgerlichen Lebensstyl entfremdet hätte.

Noch mehr: Alles was Glarus in der Geschichte der Geistesbildung, besonders in der deutschen Literatur gethan hat — und es befinden sich darunter Leistungen vom ersten Rang, herrliche Beiträge zu einem Nationalruhm, der trotz der politischen Trennung auch uns angehört, — ging von den Tschudi's aus oder stand mit ihnen in nahem Bezug.

Auf Anlaß des irischen Glaubensboten Fridolin wurde schon im fünften Jahrhundert auf einer Rheininsel das Kloster Säckingen gestiftet. Zwei edle Herren, Urso und Landolf, schenkten ihm das Alpenthal am Ursprung des Limmatflusses, und so kam das Glarner Land an jenes Kloster und die Aebtissin hatte die Maierei von Glarus zu vergeben. Bald kam dieselbe erblich an das Haus der edlen Schudi oder Tschudi. Sie waren früher eigene Leute, bis im Jahr 905 Ludwig das Kind, König der Deutschen, Einem von ihnen sinnbildlich den Pfennig aus der Hand schlug und also die Freiheit verlieh. Von da an haben sie dreihundert Jahre lang in ununterbrochener Folge als Maier ihrem Lande vorgestanden. Was übrigens den Namen Tschudi betrifft, so müssen wir uns in Acht nehmen, daß nicht die Magyaren uns den Ruhm, der sich an denselben knüpft, entreißen; denn es wird vermuthet, der Name sei ungarisch und habe einem Ungarn angehört, der zu Arnulfs Zeit als Kriegsgefangener in die Hände der Deutschen gekommen. In Urkunden erscheint freilich der Zuname der Maier von Glarus regelmäßig erst seit 1127.

Nachdem zu König Rudolfs Zeit das Amt des Maiers im Hause Tschudi erloschen und den Herzogen von Oesterreich übertragen worden, trugen in den folgenden Jahrhunderten noch siebzehn Mitglieder des Hauses die Würde des Landammanns; dabei zeigten sie sich auch als tapfere Kriegsleute, und in den wichtigsten Krisen, welche die Geschichte Europa's bezeichnen, hat ein Tschudi mitgewirkt. Rudolf IV. Tschudi stand im Jahr 1242 unter den Rittern, welche das Christenthum und die abendländische Bildung gegen die Horden der Nachfolger Dschingiskhans vertheidigten; er fiel tapfer kämpfend unter den mongolischen Schwertern. Jodocus Tschudi war 1446 einer der Anführer in der Schlacht bei Ragaz; er war es hauptsächlich, durch den sich der Kampf gegen die Oesterreicher entschied. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stand Glarus und mit ihm sein berühmtestes Geschlecht auf französischer Seite gegen Burgund und Habsburg; Johannes Tschudi, Sohn des Jodocus, führte die

Glarner in den großen Schlachten bei Murten und Nancy. Sein Sohn Ludwig war auch persönlich ein ausgezeichneter Vorkämpfer im Streit; vor der Schlacht am Schwaderloch besiegte er im Kampf den tapfersten Gegner.

Dieser Ludwig hatte fünfzehn Söhne, darunter einer, Aegidius oder Gilg, allein genügt, nicht blos ein Haus, sondern eine Stadt zu verherrlichen. Der große Geschichtschreiber, einer der Wenigen die den Ruhm der deutschen Historiographie der Vorzeit gegen das Ausland aufrecht erhalten, hatte in seiner Jugend wahrscheinlich die zwei berühmtesten Gelehrten, die Glarus je besessen, zu Lehrern: Ulrich Zwingli, den Reformator, der damals noch einfacher Pfarrer in Glarus war, und Glareanus, der anfangs Hirtenjunge, später ein anerkannter Humanist wurde. *)

Aegidius Tschudi war ein strenger, fester, ehrenhafter Charakter, der in der Reformationszeit so gut wie Einer die eingewurzelten Schäden kannte, doch aus Ueberzeugung der alten Kirche treu blieb. Er wich übrigens nie aus den Schranken der Mäßigung, blieb mit den Züricher Theologen in Verkehr, suchte den Religionskrieg zu verhindern und sprach für die Aufnahme von Genf in den Schweizerbund. Als er „in synen alten Tagen Lyb und Gut“ gefährdet sah und eine Zeitlang in der Verbannung leben mußte, wollte er gern Alles erdulden, „wenn nur syn Vaterland zur Einigkeit wieder kommen möcht.“ Seit seinem Tod (1572) sind Jahrhunderte vergangen, ehe wieder deutsche Geschichtschreiber ihre Aufgabe mit so staatsmännischem Blick, so ächt historischem Sinn und so kraftvollem Darstellungstalent ergriffen, wie Tschudi in der helvetischen Chronik. Schiller verdankt dem großen Mann nicht blos den Stoff zum „Grafen von Habsburg“, nicht blos ganze Stellen im Tell **), sondern er hat den „herodotischen“ Geist, welcher das ganze Buch durchzieht, auf sich wirken lassen. Goethe widmet ebenfalls dem trefflichen Chronisten ein hohes Lob; er sagt: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede stellen, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventins bayerische Chronik.“

Des Aegidius Bruder Ludwig Tschudi war ein tüchtiger Kriegsmann, später Kammerherr des Herzogs Maximilian Sforza. Im Jahr 1519 trat er eine Reise nach dem gelobten Land an, die er selbst beschrieb und die lang nach seinem Tod (1606) zu Rorschach im Druck erschienen ist. Nach seiner Rückkehr nahm er Dienste bei Franz I., der ihn hoch hielt und zum Gardehauptmann ernannte; am Tage von Pavia wurde er mit dem König gefangen genommen. In unserem Jahrhundert haben sich einige Tschudi im Süden Europa's in Militärdiensten hervorgethan; Leonardis von Tschudi, Marquis von Pasquale, der 1832 starb, war sogar Vicekönig von Sicilien; ein anderer Sprosse des Hauses, Michael, ist spanischer Grande. Wichtiger als diese hohen Würdenträger sind für uns Deutsche die beiden trefflichen Brüder Johann Jakob und Friedrich. Der erstere ist vorzugsweise durch seine Reisen in Peru bekannt, die er nach vier Richtungen, als Sprachkenner, Alterthumsforscher, Zoolog und Reisebeschreiber für die Wissenschaft verwerthete. Sein Vorhaben, sich an Franklins nordischer Entdeckungsreise zu betheiligen, scheiterte zu seinem Glück; seine Werke, namentlich die

---

*) Glareanus hat seinen Namen nicht von Glarus (die Glarner nennen sich auf ihren lateinischen Schriften Claronenses), sondern von seiner Heimat am Kies- oder Steinacker, a glarea.

**) Unter Anderen auch die Stelle in Tell's Erzählung: „Ich saß am Steuerruder und fuhr redlich hin,“ gegen die Börne so lebhaft polemisirt, weil ja Tell bei jener Fahrt keine Redlichkeit bewiesen habe. Bei Tschudi heißt es: „Er stund an das Stürruder und fur redlich dahin“; vom sittlichen Begriff ist hierbei so wenig die Rede, als in der Redensart „Es ist rechtschaffen kalt“ von Rechtschaffenheit.

„Antiguedades Peruanas“ arbeitete er meist auf seinem Gute Jakobihof bei Wienerisch-Neustadt aus. Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Friedrich (geboren 1820) ist allen Gebildeten durch sein „Thierleben der Alpenwelt“ bekannt und werth.

Schon oft hat man unbekannten Städten das zufällige Verdienst, einen großen Mann erzeugt zu haben, durch besondere Rücksicht gelohnt. Im siebenjährigen Krieg hat ein feindlicher General das kleine Haynchen mit Einquartierung verschont, weil es die Heimat Gellerts war. Glarus ist keine unbekannte Stadt, und das Verdienst, eine Geschlechtsreihe wie die Tschudi's gehegt zu haben, ist kein zufälliges; nur wo ein starker, intensiver Bürgersinn herrscht, kann eine solche Ruhmeserbschaft sich entwickeln. Ein großes Unglück spricht auch ohne Nebenbetrachtungen zu allen Herzen; immer aber mag es vergönnt sein, auf Glarus' Leistungen für deutsche Geistesbildung in diesem Augenblick hinzuweisen. Auf anderen Gebieten freilich sind seine Ansprüche auf Ruhm und Theilnahme wenn nicht begründeter, doch leuchtender; eine der herrlichen Volks- und Freiheitsschlachten, in welchen das Mittelalter die Morgenröthe einer neuen Zeit begrüßte, die Schlacht bei Näfels, ist von Glarnern geschlagen worden.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

„Die Musik schien auch mir heute schöner und feierlicher, als ich sie jemals gehört“, sagte die junge Tochter, ohne auf die Bemerkung ihres Vaters zu achten, mit gar lieblich schüchterner Stimme. „Freier zugleich und doch so abgeschlossen. Ich habe nie mit solcher Lust gesungen.“

„Wohl“, sprach Walter freudig. „Der blaue Himmel hätte dem mächtigen Samson wohl gefährlich werden mögen, aber die edeln Mauern haben den Ton treulich festgehalten.“

„Das war nicht mehr als ihre Schuldigkeit“, sagte der Vater. „Man nennt ja die Baukunst die gefrorene Musik.“ Und der ältliche Herr lächelte wohlgefällig, als hätte er etwas Neues und sehr Geistreiches gesagt.

„Wenn das ist“, erwiderte Luise, die Augen groß und hell aufschlagend, „dann sind die Mauern heute aufgethaut und haben mitgesungen.“

„Mir“, sagte Walter leise, „haben sie auch gesungen.“

Man stand auf um in den Laubgängen auf- und niederzugehen, wo die Menge sich einigermaßen verlaufen hatte. Die Eltern schritten voraus, zwei hübsche Knaben, die jüngsten der Familie, tummelten sich in wilder Lustigkeit neben her.

Walter ging an Luisens Seite. Die Beiden sprachen höchst einfache Dinge: vom Wetter, vom Schloße, von dem Reiz der Gegend. Walter machte das junge Mädchen auf den feinen Farbenschmelz des beginnenden Herbstes aufmerksam, Luise schilderte die Schönheit der Blüthenzeit in diesen Bergen. Und wie sie so freundlich sprach mit ihrer süßen Stimme und im Gehen kaum den Boden zu berühren schien, war sie selbst anzuschauen wie der Frühling, aber Walter wagte nicht es auszusprechen. Er sagte nur:

„Ich muß wohl wiederkommen um all die Herrlichkeiten mitanzusehen“, und begann dann von seiner Heimat im Norden zu erzählen, von dem guten, alten, tiefen Meere, an dessen Strand er seine Kindheit verlebt hatte. Die Beschreibung stockte aber und ward verwirrt, wenn Luise ihre Augen groß und voll zu ihm aufschlug.

Eben schickten sie sich an, den Berg hinabzusteigen, als einige von Walters Gefährten still grüßend vorübergingen. Der Muthwillige aber, welcher Waltern im Forsthause geneckt, neigte sich gegen ihn und flüsterte mit lachendem Gesicht:

„Numero Acht?"

Walter fühlte das Blut gegen die Stirne steigen. „Numero Eins!" sagte er zornig, aber leise genug, um nicht weiter gehört zu werden. Er fühlte sich heftig erschüttert. Erzürnt und doch zugleich entzückt mit diesem einen Wort ein Geheimniß verrathen zu haben, das er sich selbst einzugestehen noch kaum gewagt hatte.

Am Abend fuhren die Beiden mit den Knaben in einem leichten Kahn auf dem Flusse. Der Himmel strahlte in voller Sternenpracht und der Mond stand hoch über den Bergen. Durch die Mitte des Flusses zog sich ein breiter, lebendig gekräuselter Silberstreifen, während die Ufer im Schatten der Berge ruhten. Auf der Stadtseite wogten Lichter und vielerlei Lärm von Menschen und Wagen durcheinander; die Gasflammen spiegelten sich trübe in der Fluth und hoch empor stieg die mächtige Wölbung der Brücke; das Schloß aber auf der Höhe tauchte nur dunkel und traumhaft aus seinem Waldlager hervor und jenseits des Flusses schimmerten die weißen Mauern der Landhäuser still und friedlich an der dunklen Bergwand.

Der alte Schiffer lenkte den Kahn mitten in den silbernen Strom, die Knaben halfen rudern, so schifften sie hin. Das junge Mädchen und Walter saßen sich auf der Bank gegenüber. Dem Jüngling schwoll die Brust in halber Seligkeit und halbem Schmerz. So rührend saß sie da unter dem Sternenhimmel, rings vom Glanz umflossen. Sie hatte Blumen auf dem Schooße, die ihren Duft mit dem Schimmer des Mondlichts mischten, und nach dem Tact des Ruders schlugen die Wellen plätschernd an den sanft schaukelnden Nachen.

Er bat sie um eine Blume; sie reichte ihm freundlich den ganzen Strauß.

Walter betrachtete das süße Geschöpf. Er sang leise:

„Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge wolkig himmelan
Begegnen unserm Lauf."

Sie kehrten zum Hause zurück; es war spät geworden.

Im Familienzimmer war der Vater beschäftigt, mehrere Blätter mit sauber gezeichneten Baurissen gegeneinander zu vergleichen. Es handelte sich um ein neues Stockwerk des Hauses, wobei Walters künstlerischer Rath eingeholt wurde. Der Hausherr sprach mit großer Liebhaberei für den Bau und entwickelte alle Vortheile, welche der Wirthschaft und dem Familienleben daraus erwachsen würden. Die Mutter machte in ihrer milden Weise verständige Einwendungen. Luise bat für die Erhaltung ihres Giebelzimmers, das sie als Kind schon liebte und welches im Falle des Baues geopfert werden mußte. Es half nur wenig, daß der Vater ihr ein größeres, schöneres Zimmer in dem neuen Stockwerke versprach. Die Knaben aber jubelten im Voraus über den zu hoffenden, künftigen Tumult im Hause.

Walter fand die Sache bedenklich. Er vertheidigte Luisens Dachzimmer so leidenschaftlich, als hätte er die Rechte der unbewußten Gemüthspoesie gegen den gesammten Materialismus der modernen Welt zu vertreten. Lächelnd hörte der Vater zu. Den Kindern aber ward die Zeit lang; sie sagten:

„Erzähl' uns Etwas, Herr Walter!"

Walter war bereit. Er setzte sich auf den Boden, rief die Beiden zu sich und begann:

„Hinter dem Vorhang steckt Etwas."

In einer alten schönen Stadt war eine alte schöne Straße und in der Straße ein altes schönes Haus, und in dem Haus eine alte schöne Stube. In der Stube aber hing ein alter verblichener Vorhang, der auf der einen Seite die ganze Wand bedeckte. Er war von schwerer Seide und mit Vögeln und Blumen künstlich durchwebt.

„Kinder", sagte die Mutter, „rührt den Vorhang nicht an. Meine Großmutter hat zu meiner Mutter gesagt: „Hinter dem Vorhang steckt Etwas."

„Ja, hinter dem Vorhang steckt Etwas", sprachen die Kinder und schauten neugierig in die Stube. Das hörten die Dienstboten des Hauses und von denen erfuhren es die Nachbarn und sonst noch allerlei Leute in der Stadt, die sagten Alle: „Was nur hinter dem Vorhang stecken mag!" und kamen herbei um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen.

„Vielleicht ein verborgener Schatz von Gold und Juwelen", sagte ein reicher Mann, der gern noch reicher gewesen wäre.

„Oder grausige Blutflecken an der Mauer von einer geheimen Mordthat", fügte der Amtsrichter hinzu. Und so wußte Jeder der Anwesenden etwas Anderes, was hinter dem Vorhang stecken möchte.

„Was thut es aber", sagte eine junge Frau, „der Vorhang ist schön."

Da wehte ein sanfter Luftzug durch das Zimmer und der Vorhang begann sachte zu rauschen.

„O, hinter dem Vorhang steckt Etwas", sagten die Leute und gingen eilig fort, denn sie hatten Furcht.

Die Kinder aber waren in der Stube geblieben.

„Ich weiß, was hinter dem Vorhang steckt", sagte der Knabe. „Ein kleines, schönes Ritterschloß hoch auf dem Felsen im Walde. Die Knappen stehen im Hofe und der Zwerg bläst in's Horn. Der Ritter kommt im blanken Harnisch mit Helm und Schild; er besteigt sein Roß und reitet über die Zugbrücke."

„Wie groß ist der Ritter?" fragt die Schwester.

„Gar nicht klein, so groß wie ich — nein größer — ganz groß!" antwortet der Knabe, „und wie er in den Wald kommt" —

„Ich weiß es besser", sagte das Mädchen. „Ein niedliches Haus ist hinter dem Vorhang und ein schöner Garten dabei, da gehen viel hübsche Leutchen spazieren und ein kleiner See liegt mitten im Garten. Am Ufer steht eine große Lilie. Die Kinder kommen zum See, da legt sich die Lilie auf's Wasser und wird zum Kahn. — Wir steigen ein" —

„Wir", fragte verwundert der Knabe.

„Wer sonst?" sagte das Schwesterchen „wir steigen ein und — In ihrem Eifer waren die Kinder dem Vorhang zu nahe gekommen. O weh — da rauscht und kracht es plötzlich. Der ganze große Vorhang stürzt nieder und zerreißt in Stücke, so mürbe war er gewesen.

Nun lief das ganze Haus zusammen. „Jetzt wollen wir sehen, was hinter dem Vorhang steckt!"

Nichts steckte dahinter. Eine leere Wand und oben in der Mauer ein kleiner Spalt, durch welchen ein feiner Luftzug wehte.

„Wie gut ist es", sagte der Vater, „daß der dumme Vorhang fort ist, nun kann man die Stube doch wieder brauchen."

Gesagt, gethan. Des andern Tages wurde die Wand frisch angestrichen und der Spalt zugemauert. Es war aber ein eigen Ding damit. Die Stube wollte nicht heimlich werden. Der Hausrath, mit dem man die leere Stelle ausfüllte, paßte nirgend

und auch die Nachbarn blieben aus; sie wußten ja jetzt, daß hinter dem Vorhang nichts gesteckt hatte.

„Ach“, sagten die Kinder eines Abends, wenn nur unser Vorhang wieder da wäre!“

„Ihr seid alberne Kinder“, sprach der Vater. Aber die Mutter meinte, die Kinder hätten Recht und nachher meinten das auch die Mägde und Diener des Hauses; zuletzt der Vater selbst, obschon er es nicht geradezu heraussagen mochte. Es kam so weit, daß man es mit einem neuen Vorhang versuchen wollte, aber da gab es keine Seide, die so glänzte, keinen Weber, der solche Blumen und Vögel weben konnte.

„Ja, ja“, sagten am Ende Eltern und Kinder ganz traurig zusammen: „Hinter dem Vorhang hat doch Etwas gesteckt.“

Walter hatte seine Geschichte geendigt. Die Knaben schrieen lachend: „Hinter dem Vorhang steckt Etwas“, und zerrten an den Damastgardinen der Fenster. Der Vater drohte lachend mit dem Finger und sagte zu Walter:

„Ihr seid ein feiner Herr, vor Euch mag man sich in Acht nehmen. Die Dachstube mag nun stehen bleiben. Gute Nacht — Gute Nacht!“

Als Walter in seinem einsamen Zimmer das Fenster öffnete und die kühle Nachtluft tief einathmete, kam ein wunderbarer Frieden in seine Seele. Unten im Garten sah er eine stille Gestalt wandeln, so leicht, so leise, dünkte es ihm, wie der Mondstrahl, welcher ihr weißes Kleid mit schimmerndem Lichte übergoß.

(Fortsetzung folgt.)

Peter von Cornelius erste Künstlerperiode.

Die Anfänge der Richtung, in der Cornelius und seine Genossen sich entwickelten, sind noch selten in der Kürze so anschaulich dargestellt worden, wie von Glinzer in der „Hessischen Morgenzeitung“ bei Gelegenheit der Ausstellung der Cartons von Cornelius im Stadtbausaale zu Kassel. Wir geben in Folgendem Einiges aus dieser Charakteristik, indem wir noch einen Schreib- oder Setzfehler berichtigen; Cornelius ist nicht 1783, sondern am 23. September 1787 in Düsseldorf geboren.

Cornelius' Vater war Maler und Bildergallerie-Inspector; des Sohnes Kunstbildung beginnt mit den ersten Lebensjahren; man besitzt von ihm sauber ausgeschnittene Papierfigürchen aus frühester Zeit. Im 16. Jahre sah er sich durch den Tod des Vaters genöthigt, die in Dürftigkeit gerathene Familie durch seine Kunstthätigkeit zu unterstützen. Votivbilder, Kirchenfahnen und gelegentliche Bildnißmalerei sind aber nicht geeignet, geistige Anlagen zu offenbaren, und so verkannte der damalige Akademiedirector so sehr sein Talent, daß er der Mutter rieth, ihn das Goldschmiedehandwerk erlernen zu lassen. Diese aber, tieferblickend, suchte und fand die geeigneten Wege zu seiner Fortbildung. Dem letzten Rector der Universität Köln, Wallraff, gebührt das Verdienst, ihn angemessen beschäftigt und für sein Studium Sorge getragen zu haben. Dieser treffliche Kunstfreund war damals beflissen, die mannichfaltigen Kunstwerke zu sammeln, welche in Folge der Säcularisation der Klöster ꝛc. unverhofft ans Tageslicht kamen. Man erstaunte über das Vorhandensein eines solchen Bilderschatzes der deutschen, besonders der niederdeutschen Kunst, welchem sich sofort, nach dem von Wallraf gegebenen Beispiele, andere Kunstfreunde zuwendeten, in würdigster Weise ihn ordneten und übersichtlich zusammenstellten. Die Sammlung der Brüder Boisserée

in Stuttgart, später nach München gekommen und durch den Steindruck allgemein bekannt geworden, enthielt besonders Werthvolles. Dorthin wanderten von jetzt an die Kunstjünger als nach Reliquien, die eine heiligende Kraft besäßen. Aber es geschah, daß, unterstützt von literarischen Einflüssen, nach einem Jahrzehent schon aus dieser lobenswerthen Pietät jene poetisch nebelhafte, christlich-mysteriöse Kunstrichtung sich entwickelte, die, während der Befreiungskriege die Begeisterung unterstützend, nachher in die Lächerlichkeit der neu-altdeutschen Tracht und der gescheitelten Löwenmähnen auslief. Von besagtem Einflusse stehen zwei Schriften oben an, welche Tieck um 1797 anonym herausgegeben hatte: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und „Sternbald's Wanderungen, Kunstroman." Es wird darin der Hang zu Gemüths- und Sinnenschwärmerei als das Merkzeichen des Künstlertalents gepriesen und das Studium der Natur verdächtig gemacht. Auch die Zeitschrift „Europa", welche Fr. Schlegel 1803 herausgab, vertrat diese gefährlichen Lehren, ja sie suchte sie sogar philosophisch zu begründen.

„Die Verfasser fordern mit eindringlicher Beredtsamkeit zur Verehrung der alten Meister auf . . . Kritik wird als eine Gottlosigkeit angesehen, die Regeln als leere Tändelei. Kunst lerne sich nicht und werde nicht gelehrt; ihre Wirkung auf Riligion und letzterer auf sie sei entschieden. Man verlangt von dem Künstler andächtige Begeisterung, und weil nun die alten Meister diese Eigenschaften durchgängig sollen besessen haben, so werden sie als den Neuern durchaus überlegen betrachtet . . . Allein das fromme Gemüth ist nicht das einzige, da das rein Gemüthliche sich auch im Heitern, Großen, ja Erhabenen offenbaren kann, und in diesem Sinne war die griechische Kunst höchst gemüthvoll." (Siehe Kunst u. Alterth. Heft 2. Cotta 1817.)

So sagt Goethe in einer Denkschrift, welche er in edler Entrüstung wie eine Leuchtkugel in diese Dämmerung hineinwarf. Man hatte ihn der Autorschaft des hirnkränklichen Klosterbruders geziehen. Zum Beweise, wohin solche Lehren führten, genüge die Thatsache, daß zur Dresdener Ausstellung ein Bild eingeschickt wurde, angeblich aus Dante's divina commedia:

„Eine lebensgroße Figur mit grüner Haut. Aus dem enthaupteten Halse spritzt ein Blutquell, die Hand des rechten ausgestreckten Armes hält den Kopf bei den Haaren, dieser, von innen glühend, dient als Laterne, wovon das Licht über die Figur ausgeht."

Cornelius war, obgleich mächtig von der allgemeinen Bewegung ergriffen, doch vor deren Ausartung verschont geblieben, da er sich seit 1811 in Rom befand. Vorher war sein Erstlingswerk, die Bilder zu Goethe's Faust, im Kupferstich erschienen, welches gleich den später erscheinenden Nibelungen großes Aufsehen erregte. Er folgt darin altdeutschen Meistern, doch gibt eine Annäherung an die übertriebene Grazie von Spranger und Goltzius dem Werke etwas durchaus Originelles. Dies letztere gilt noch mehr von dem zweiten Werke, worin ein Ringen nach einem eigenen großartigen Style unverkennbar ist. In Rom hatte die vaterländische Bewegung unter der schützenden Einwirkung der Antike, der Werke Raphael's und Michel Angelo's und der neu aufgesuchten älteren Italiener zu einer Vertiefung des Geistes geführt, welche unser Meister selbst also schildert:

„Ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche nicht bloß von mir, sondern von jenem Vereine von Talenten, die getragen wurden von Allem, was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot, von Allem, was der begeisterte Kampf gegen französische Tyrannei in den besseren Gemüthern aufregte."

Overbeck war bereits in Rom ansässig gewesen, Veit, Schadow, Schnorr, Cornelius, Anderer Namen hier nicht zu gedenken, waren nach und nach eingewandert. Gelehrte hatten sich angeschlossen. Die genannten Künstler wurden vom preußischen Consul Bartholdi beauftragt, seine Wohnung mit der Geschichte Josephs zu schmücken,

Die Frescomalerei ward zu diesem Behufe neu erfunden. Von diesen vortrefflichen Bildern malte Cornelius die Traumdeutung Josephs und die Erkennungsscene der Brüder, welche beide durch den Stich bekannt geworden sind. Zu der Ausmalung der Villa Massimi, welche er mit Overbeck und Schnorr übernommen hatte, fertigte er nur, außer einer colorirten Zeichnung, Dante's Paradies darstellend, drei Cartons, da der Kronprinz Ludwig von Bayern ihn 1819 nach München berief zur Ausführung mythologischer Gegenstände in der neuerbauten Glyptothek. Hier eröffnete sich ihm das Feld, worauf er glänzen sollte. Zugleich wurde er zum Director der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt. In einer Hälfte des Jahres verweilte er abwechselnd an diesen Orten, umringt von einer Schaar strebsamer Jünglinge, die sich allmälig zusammenfanden. Aber Cornelius war kein Lehrer. Selber nicht im Besitz dessen, was man akademisches Studium nennt, nur aus dem Genius, der aller Regeln spottet, großgewachsen, hielt er wenig auf's Lernen. Es ist daher als ein Glück anzusehen, daß Wilhelm Schadow 1826 eine strenge Malerschule in Düsseldorf gründete, wodurch noch zu rechter Zeit der flüchtige Kunstgeist an eine irdische Basis gebunden ward. Im Saale der Ilias, welchen Cornelius im Jahre 1825 begann, nachdem er vom nunmehrigen Könige Ludwig den persönlichen Adel empfangen hatte, erhebt er sich zu jener ausschweifenden Beweglichkeit der Gestalten und Gewänder, die schon in den Nibelungen angekündigt, erst in den apokalyptischen Reitern die Weihe der Schönheit und damit ihre Berechtigung empfängt.

Notizen.

Souchay's Geschichte der deutschen Monarchie. Dr. E. F. Souchay, im öffentlichen Leben unserer Stadt eine hochgeachtete Persönlichkeit, hat seit seinem Rücktritt in das Privatleben die Muße einer völlig unabhängigen Stellung dazu benutzt, nach geschichtlichen Quellen „die deutsche Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall“ darzustellen. Das Werk soll in vier Bänden den Zeitraum von 687 bis 1519, also von der Schlacht bei Testri bis zum Tode Kaiser Maximilians I., umfassen und in ihm „die Lösung des Räthsels der Zukunft durch die Perspective der Vergangenheit angedeutet werden.“ Der erste Band, der die Geschichte der Carolinger und Ottonen enthält, ist bereits erschienen. „Mit demjenigen Freimuthe. der weder vertheidigen noch beschönigen will, führt das Buch große Thaten vor Augen, aber auch all die Wunden, die dem Genius unserer Einheit geschlagen wurden.“ Mit Freuden begrüßen wir ein in unserer Stadt entstandenes Werk, das, auf so ernsten Motiven und Studien beruhend, auch in der Darstellung vor Allem Klarheit und Frische bekundet.

Zu Dante's Jubiläum (27. Mai 1865) wird ein Tempel auf der Esplanade des Fort Belvedere, welches die Boboli-Gärten überragt, errichtet und durch eine Prachtstraße mit dem Ponte Vecchio verbunden werden. Der große Dichter wird von der Höhe, die er „il dilottoso monte“ nennt, seine Vaterstadt überschauen. Zu demselben Tag erscheint eine National-Ausgabe von Dante's Werken, für deren Veranstaltung bereits eine Commission arbeitet.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 24. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 169.) **Der Freischütz.** Große romantische Oper in 4 Akten von Fr. Kind. Musik von C. M. v. Weber. Max: Herr Zottmayr vom königl. Hoftheater zu Hannover. Ein Eremit: Herr Scaria als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 44.	Samstag, 25. Mai	1861.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

Das Haus, in welchem zu dieser Zeit die Gräfin E. wohnte, war ein in der stillen Vorstadt liegendes elegantes Hotel, zur Aufnahme solcher Fremden eingerichtet, welche einen längern Aufenthalt in der Stadt zu nehmen und zugleich dem Geräusche des Gasthoflebens sich zu entziehen wünschten. In dem Salon der zweiten Etage, welcher mit solider Pracht ausgestattet war, saß die Dame an einem mit Blumen und Büsten geschmückten Schreibtische. Mehrere angefangene Briefe lagen vor ihr, zu deren Fortsetzung sie jedoch, wie es schien, nur wenig gestimmt war, denn in unerfreulichem Nachsinnen den Kopf auf die Hand stützend, hatte sie soeben die Feder weggelegt. Sie sah älter und leidender aus, als es Waltern gestern bei der verhängnißvollen Begegnung im Schloßgarten erschienen war. Kummer und Leidenschaft hatte dem feinen Gesichte ihre nicht zu verwischenden Spuren nur allzudeutlich aufgedrückt.

Die Dame zog heftig die Klingel. Ein Diener trat ein.

„Wenn ein junger Mann, welcher sich, glaube ich, Walter nennt, mich diesen Morgen zu sprechen verlangt“, sagte sie rasch, „so bedeutet ihn, daß ich verhindert sei.“

Der Bediente entfernte sich mit einer stummen Verbeugung. Gleich darauf ertönte die zweite Glocke, welche die Kammerfrau berief.

„Wie geht es meiner Tochter?“ fragte die Gräfin mit demselben kurzen, halb leidenschaftlichen Tone, in welchem sie die vorige Weisung ertheilt hatte.

„Gräfin Amalie ist so eben eingeschlummert; seit gestern Morgen zum erstenmal“, sagte die Eintretende mit leiser Stimme.

„Gut! Sorge, daß sie nicht erweckt wird“, lautete der sanftere Bescheid.

In demselben Augenblick hörte man einen raschen Männerschritt auf dem Vorplatz. Die Gräfin zog abermals die Glocke.

„Führt den Herrn herein, ich will ihn sprechen“, befahl sie dem erstaunten Bedienten.

Walter trat ein. Anständig grüßend warf er einen raschen und wohlgefälligen Blick über den zierlichen Salon. (Künstler lieben zuweilen wie Frauen eine schöne Zimmereinrichtung.) Die Gräfin ward durch Walters sicheres und sorgloses Auftreten sichtlich aus der Fassung gebracht. Sie empfing ihn deshalb wohl mit größerer Artigkeit, als sie sich vorgesetzt haben mochte, während eine rasche Röthe ihr Gesicht überflog, die halb dem Unmuthe, halb der Verlegenheit anzugehören schien.

Nachdem Beide Platz genommen, fragte sie den jungen Mann über die Auffindung des Taschenbuches, worauf er sogleich die Erzählung von der Nacht im Forsthause begann und schließlich die Ueberzeugung aussprach, daß der fremde Musiker ohne Zweifel der Eigenthümer des Buches sein müsse.

Die Dame bestätigte dies und fuhr dann fort: „Da Sie, mein Herr, nun doch einmal gegen Ihren und meinen Willen in diese traurige Angelegenheit verwickelt sind, so fühle ich mich gewissermaßen verpflichtet, Ihnen das Nähere hierauf Bezügliche in Kürze mitzutheilen.“ Nach einer kleinen Pause, in welcher die wiederholt aufsteigende Röthe und ein schmerzlicher Zug um den Mund nur leise den inneren Kampf verrieth, welchen diese Unterredung ihr verursachte; begann sie die folgende Erzählung:

„Es sind nun bald acht Jahre, seit mein edler Gemahl durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde das Leben verlor. Ich wohnte die erste Zeit nach diesem schweren Verhängniß mit meiner kleinen Tochter auf einem entfernten Gute in tiefer Einsamkeit, den schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit hingegeben. Der erste Winter meines dortigen Aufenthaltes war ein besonders trauriger, denn auch die Natur hatte sich mit ungewöhnlichen Schrecknissen bekleidet. Seit vielen Jahren erinnerte man sich keiner so strengen und anhaltenden Kälte. Der nahe Fluß war Monatelang mit dickem Eise bedeckt; im Walde und auf dem Felde fand man nicht selten erstarrte Thiere und selbst mehrere Personen aus der Umgegend wurden ein Opfer des grimmigen Frostes.

„Am zweiten Weihnachtsfeiertage — es war einer der kältesten Tage des Jahres und ich entsinne mich des kleinsten Umstandes, als wäre es gestern geschehen — meldeten mir die Diener, daß auf der Steinbank vor dem äußeren Schloßthore ein armer Knabe sitze mit einer Geige im Arm, ob schlafend oder todt, das wußten sie nicht. Ich ordnete das Nöthige an. Der Junge, welcher ohngefähr fünfzehn Jahre zählen mochte, ward bei einem Bediensteten in dem Nebengebäude untergebracht und, durch die zweckmäßige Behandlung eines aus der Nachbarschaft herbeigerufenen jungen Arztes alsbald wieder zum Leben erweckt, konnte er nach einigen Tagen als genesen betrachtet werden.

„Die Geschichte des fremden Knaben ist mit wenigen Worten erzählt. Er war der Sohn armer Leute, die ihr Brod kümmerlicher Weise erwarben: der Vater auf Kirchweihen und Märkten mit seiner Geige, die Mutter durch Hand- und Feldarbeit. Beide Eltern starben in wenig Tagen an einer ansteckenden Krankheit. Dem Knaben blieb als einziges Erbtheil die Geige seines Vaters; mit dieser zog er von Dorf zu Dorf; wohin er wollte, wußte er nicht. So hatte ihn der Winter überfallen auf seiner traurigen Wanderung. Von Hunger und Kälte schon auf das Aeußerste ermattet war er zu unserm Wohnsitz gekommen, ohne Kraft die Schwelle zu überschreiten. Dies Alles erfuhr ich nach und nach von meiner kleinen Tochter, die von dem Schicksal des Knaben fast krankhaft ergriffen war, und welcher es allein gelang, ihn zu zusammenhängendem Sprechen zu bewegen, denn er war scheu und schweigsam; am meisten gegen mich selbst. Sein Unterricht schien sehr vernachlässigt, doch zeigte er sich anstellig und lernbegierig. Auf die Bitte meiner Tochter behielt ich ihn im Schlosse und gedachte ihn zur Gartenarbeit zu verwenden, weshalb er unserm geschickten Gärtner untergeben ward.

„Indessen dauerte es nicht lange, so hörte ich durch Einen und den Andern meiner Leute Wunderdinge von dem fremden Knaben und seiner Geige. Des Abends nach beendigten Geschäften pflegten die Diener ihn aus der Gärtnerwohnung herüberzuholen. Er spielte dann auf seinem Instrumente und sie wurden nicht müde ihm zuzuhören bis in die tiefe Nacht. Es war, wie wenn ein Zauber über sie Alle gekommen wäre, der sie der Arbeit wie des Essens und Schlafens vergessen machte.

„Daß diese Wendung der Sache mir nicht angenehm sein konnte, ist begreiflich; besonders als die Leute des Dorfes auch ihrerseits Zusammenkünfte veranstalteten, in welchen sie den Knaben durch Geld und gute Bewirthung zum Spielen ermunterten. Dabei geschah es nicht selten, daß die Sonntagsfeier durch lautes Singen und Tanzen gestört ward, was dem gesetzteren Theil der Einwohnerschaft, und namentlich dem braven Geistlichen zum Aergerniß gereichte. Um größeren Unannehmlichkeiten vorzubeu-

gen beschloß ich, den Unheilstifter zu entfernen, indem ich mir vorsetzte, ihn bei einem geschickten Handwerker der nächsten Stadt in die Lehre zu geben. — Es sollte anders kommen.

„Ein naher Verwandter meines verstorbenen Gemahls, ein leidenschaftlicher Musikfreund, kam mit dem Beginne des Frühlings für einige Zeit zu Besuche auf unser Gut. Die Geschichte des Knaben ward ihm gelegentlich erzählt und er drückte den lebhaften Wunsch aus ihn spielen zu hören. Als der junge Mensch, den ich längere Zeit nicht gesehen, damals mit seiner Violine in's Zimmer trat, fand ich ihn auffallend verändert; das scheue, linkische Wesen war verschwunden und er wußte mit einem gewissen bescheidenen Anstand aufzutreten, der mich in Erstaunen setzte. Noch mehr aber war mein Schwager erstaunt über die natürlich-künstlerische Art, mit welcher er sein Instrument, eine einfache Dorfgeige, zu behandeln wußte. Halb überredet, halb freiwillig verpflichtete ich mich, einen Theil der zu seiner musikalischen Ausbildung nöthigen Summe zu tragen, den andern übernahm sein neuer Beschützer, und bald ward durch dessen Vorsorge der junge Mensch in eine bedeutende Kunststadt, unter die Leitung tüchtiger Lehrer versetzt, zu den umfassensten Studien mit allem Nöthigen hinreichend ausgerüstet. Seine Fortschritte waren so rasch und bedeutend, daß er nach Verlauf von vier Jahren im Stande war eine selbständige Existenz zu beginnen, was um so wünschenswerther erschien, als mein Schwager indessen gestorben war und die Sorge für unsern gemeinsamen Schützling mir allein überlassen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen *).

Bei den Walachen sind die Männer meist von mittlerer Körpergröße, abweichend davon sieht man mehr große als kleine Gestalten, schlank gewachsen und mit regelmäßigem Gliederbau. Sie sind schwerfällig und langsam in ihren Bewegungen, doch hat diese Schwerfälligkeit mehr den Charakter der Faulheit als der Unbeholfenheit. Das Gesicht ist langgeschnitten und der Kopf eben so geformt, bei vielen Männern trifft man eine durchaus edle Gesichtsbildung. Die dunkle Gesichtsfarbe erscheint mehr als eine Wetterfarbe, denn als natürliche Färbung der Race, wie bei den Zigeunern; die vorherrschend schwarzen Augen haben fast immer einen tückischen Ausdruck, blitzen bei Erregung lebhaft auf, werden aber, so wie der Mann sich beobachtet sieht, sofort demüthig niedergeschlagen. Die dunkeln, langen und dichten Haare hängen unordentlich, wild und ungepflegt um den Kopf. Der fein gebildete Mund, voll schöner, weißer Zähne, wird von einem dichten und langen Schnurrbarte beschattet; einen Kinnbart dagegen trägt der Walache niemals, diesen zu tragen ist ein Vorrecht des Priesters (Popa). Im Allgemeinen macht der Walache den Eindruck eines kräftigen, wohlgebauten Mannes, und nicht selten sieht man unter den Burschen und Männern von mittlerem Alter wirklich schöne Gesichter und Gestalten.

Das schöne Geschlecht verdient in der Jugend diese Bezeichnung in der That, ich sah noch bei keinem Volke so viele wirklich schöne und anmuthige Frauengestalten. Die Kopf- und Gesichtsbildung zeigt das schönste und regelmäßigste Oval, die Nase von einer echt römischen Form; die Augen, mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen,

---

*) „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie. Von E. Freiherrn von Berg." Dresden, Schönfeld.

sind meist dunkel, öfters ganz schwarz wie die Haare, und zeigen einen sanften, man kann sagen schwärmerischen Ausdruck, der aber bei der Aufregung, z. B. beim Tanz, ein lebhaftes, jedoch nie wildes Feuer annimmt. Lange Haare werden für eine besondere Schönheit gehalten, und nicht nur, daß die junge Walachin durch Einbinden von falschen Zöpfen das Haar verstärkt, wird ihm auch eine besondere Sorgfalt gewidmet. Man sieht es immer glatt, glänzend, wobei Schweineschmalz allerdings die Stelle der feinen Pomade vertritt, und wohlgescheitelt. Ich sah häufig, daß junge Mädchen, wenn sie Mittags von der Arbeit ruhten, an das Wasser gingen, ihr Gesicht wuschen und das Haar aufs Neue ordneten, wobei nicht selten ein Stückchen Spiegel benutzt wird. Die Figur und der Wuchs sind schlank und untadelhaft, schön gerundete Formen, ohne irgend eine störende Fülle, Füße und Hände schmal und klein. Die Bewegungen der jungen Mädchen sind, wie ihre Haltung, in hohem Grade graziös und elastisch, sie würden in jedem unserer Salons alle unsere Damen darin übertreffen. Ich glaube, daß diese ausnehmende Leichtigkeit der Bewegungen, verbunden mit einer Sicherheit des Auftretens, daher kommt, daß sie von Jugend auf gewohnt sind, kleinere Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Man sieht oft die Walachin in einem länglichen Korbe ein kleines Kind auf dem Kopfe tragend, ein Bündel auf dem Rücken und im Gehen eine Spindel mit Wolle abspinnend, und dabei sind die Wege, welche sie zurücklegen, meistens nicht eben und glatt. Die jungen Weiber haben eine frische Gesichtsfarbe und glatte Haut; leider behalten sie diese nicht lange, denn es herrscht unter den Mädchen die Unsitte, sich weiß und roth zu schminken, auch die Augenbrauen zu färben.

Der Walache ist feig, hinterlistig, tückisch, grausam und faul. Er wird niemals einen Mann, besonders wenn er mit Feuergewehr bewaffnet ist, vor dem er eine heilige Scheu hat, offen angreifen, er thut es nur aus dem Hinterhalte, oder, wenn er weit an Zahl überlegen ist, in räuberischer Absicht, z. B. durch Ueberfallen im Hause, wobei er zwischen seinen Stammesgenossen und anderen Leuten einen Unterschied nicht macht. Dabei begeht er die raffinirtesten Grausamkeiten. Nichtsthun ist sein Lebensglück; er läßt, wie der Orientale, sein Weib für sich arbeiten, und seine größte Wonne ist es, wenn er gegen die Reifezeit der Zwetschen in seinem Garten liegen kann, um das Wachsen derselben, im Vorgefühle des Ralia (Zwetschen-Branntweins), mit Wonne zu betrachten. Oft sieht man auf dem Markte große Männer Tage lang, an einem Korbe Obst verkaufend, sitzen. Er arbeitet eben nur, um das Nothdürftigste an baarem Gelde zu erwerben, um die Steuern zahlen zu können, für das Wenige, was das Haus bedarf, und höchstens, um sich ein Paar Ochsen zu kaufen. Der Walache beschäftigt sich vorzüglich gern als Fuhrmann und liegt mit seinen Ochsen oft Wochen lang auf der Straße oder im Walde, wo er Kohlen frachtet oder Holz fährt. Wenn ihn die Nacht ereilt, spannt er seine Thiere aus, treibt sie auf die Weide in den Wald, macht sich ein Feuer an, bereitet sein spärliches Mahl und schläft. Ist das Wetter schlecht, legt er sich, in seine Decke (Kotze) oder seinen Pelz gewickelt, unter den Wagen mitten auf die Straße und ruht so sanft, wie mancher Städter nicht in seinen weichen Kissen. Oft begegnet man dergleichen Fuhren, wo der Mann auf dem Wagen schläft und das Weib fährt. Uebrigens ist der Walache ein sehr geschickter Wagenführer, er bringt das Holz auf so unglaublich steilen und schlechten Wegen von den Bergen, daß man alle Augenblicke denkt, Mann, Ochsen und Wagen müßten zerschmettert unten ankommen, und doch fällt selten ein Unglück vor. Will man viel Arbeit von einem Walachen haben, so muß man ihm niedrige Accordsätze machen: verdient er viel, so arbeitet er nur wenige Tage in der Woche; ein Bestreben, sich ein Capital zu sammeln, ist ihm fremd.

Das sind allerdings große Schattenseiten im Charakter, aber es sind größtentheils solche, welche man mehr oder minder bei jedem unterdrückten, geknechteten Volksstamme

findet; er trägt sicher weniger die Schuld, sie sind ihm anerzogen und eingeprügelt. Man hat ihn gewöhnt, in jedem Höherstehenden einen Stockschwingenden zu sehen. Es muß so sein, heißt es, ohne Prügel ist der Walache nicht zu regieren. Er selbst erkennt das auch gewissermaßen an, denn wenn er von Jemanden tüchtige Schläge bekommen hat und ihm nicht geradezu Unrecht geschah, sagt er: „Das ist ein ganzer Herr", während er den verspottet, welcher ihn nur mit Worten zur Ordnung verweist. Dennoch hat ihn die Natur auch mit manchen guten Anlagen ausgestattet.

Der Walache ist im Allgemeinen sehr mäßig, kennt äußerst wenig Bedürfnisse, wenn man die Neigung zum Trunke abrechnet. Seine geistigen Anlagen sind von Natur gut, ja, ich bin zu glauben geneigt, noch mehr als das. Der schlichte Bauer, Köhler oder Fuhrmann ist im Stande, seine Sache mit einer solchen folgerechten Logik und mit einem solchen oratorischen Schwunge vorzutragen, daß man erstaunen muß. Schlagende Antworten hat er gleich bereit. Auf einer meiner Streifereien kam ich in Begleitung eines banater Forst- und Domainen-Beamten in ein Holzhauer- und Köhlerdorf, Padina Matje (91 Hausnummern und 630 Einwohner), wo wir eine kleine Capelle von etwa 25 Fuß Länge und 15 Fuß Breite besahen; sie war roh von Brettern zusammengeschlagen, durch die Fugen pfiff der Wind, die unten angefaulten Hölzer drohten jeden Augenblick zusammenzubrechen. Die Schule war zur Zeit abwechselnd, wie die unzweideutigsten Spuren verriethen, ein Pferde-, Kuh- oder Schweinestall, nahm ein Zimmer von etwa 12 Fuß ins Gevierte ein und hatte zwei Bänke für etwa 12 Kinder und eine schwarze Tafel, woraus man auf das Schulzimmer schließen konnte. Mein Begleiter sagte dem uns führenden Richter, es sei eine Schande, in einem doch nicht so ganz kleinen Orte eine so schlechte Kirche und Schule zu haben.

„Ja, Herr, das ist wahr" — entgegnete der Richter —, aber wir sind arm, und wenn uns die Grundherrschaft nicht unterstützt, so können wir nicht bauen und bessern."

„Nun, wenn ihr hier in Padina Matje erst nicht mehr so arge Diebe und Räuber seid, wird euch sicher geholfen werden," war die Antwort des Beamten, worauf sofort der Richter entgegnete:

„Ja, Herr, das ist wahr, aber eben weil die Kirche und Schule so schlecht, sind wir solche Räuber und Diebe."

Der Walache ist sehr geschickt in allen Handarbeiten, in gewisser Beziehung ein mechanisches Genie. Es beweisen das z. B. seine einfachen Löffelmühlen. Das Wasser steigt mit einem entsprechenden Fall gegen das horizontal liegende Rad, dessen Schaufeln löffelartig in die Höhe gebogen sind, und treibt so die verticale Welle. Offenbar die Idee der Turbine. — Seine geistige Bildung ist gleich Null. Lesen und Schreiben gehört zu den Künsten, welche er nur in äußerst seltenen Ausnahmen sein eigen nennen kann. Die Schulen werden selten, auch wohl gar nicht besucht, dann aber lernen die Kinder nichts als beten, d. h. geist- und gedankenlos die gewöhnlichen Gebete, wie sie die Kirche vorschreibt, ableiern. Es ist ein wahrer Jammer und eine Schande, wie elend der Unterricht bestellt ist, und das bei einem Volke, welches ich für ungemein bildungsfähig zu halten geneigt bin.

Die Walachen betteln niemals, mir ist es wenigstens nicht begegnet, angesprochen zu werden. Sie sind zu stolz dazu. Gibt man ihnen bei irgend einer Gelegenheit ein Trinkgeld, so danken sie, ohne einen Blick auf die Gabe geworfen zu haben; sie zeigen durch die wahrhaft noble Art, womit sie das Gebotene annehmen, daß sie entfernt nicht habsüchtig sind, und beschämen damit alle unsere feinen Kellner und Stubenmädchen. Eben so wenig ist der Walache neugierig, selbst die Frauen nicht; niemals wird man mit den sonst so gewöhnlichen Fragen über Herkommen und dergleichen belästigt.

Die walachischen Frauen sind, nach orientalischer Art, ihren Männern durchaus untergeordnet, und sie leben eigentlich nur für sie und ihre Kinder. Sie sind ausnehmend fleißig und geschickt. Schon die kleinen Mädchen sieht man selten ohne die

Spindel. Sitzen die Frauen auf dem Markte, so haben sie die Spindel als Begleiterin, oder sie nähen an den Verzierungen ihrer Hemden und dergleichen. Die Walachin webt das wollene Zeug, welches ihr Mann gebraucht, das Leinen, die Kotzen u. s. f. Kurz, sie verfertigt alles Material für ihre Kleidung. Dabei verziert sie die weite Hose des Mannes mit selbst verfertigten Spitzen, stickt ihre und des Mannes Hemden mit großer Kunstfertigkeit und färbt die dazu nöthige Wolle und Baumwolle; sie besorgt den ganzen Haushalt und hilft dem Manne bei seiner Feld- und Gartenarbeit; im Weinberge, im Walde, selbst als Handlangerin bei Mauerarbeiten u. dgl. sieht man sie thätig. Dabei sieht man sie häufig mit ihren kleinen Kindern bepackt, und nach der Sorge, welche sie diesen widmet, erscheint sie als eine zärtliche Mutter. Unterricht erhält das Mädchen eben so wenig oder so viel als die Knaben, mit denen es eine Schule besucht oder nicht besucht. In dem Dorfe Plavischoviza an der Donau in der Militärgrenze sah ich ein hübsches junges Bauernweib stehen, dessen besonders schön gesticktes Hemde mir so auffiel, daß ich näher zu ihr trat und vermittels eines Dolmetschers eine Unterhaltung begann. Sie war die Tochter eines Popa, an einen Bauer verheirathet, konnte weder lesen noch schreiben, hatte auch niemals eine Schule besucht. Eines Geistlichen Tochter! Das gibt ein treues und schlagendes Bild des Volksunterrichts. Und das in einem Staate, von dem man eine Verbreitung der Cultur gen Osten erwartet!

Die walachischen Mädchen werden im Allgemeinen als sittsam geschildert, der Bursche sieht auf den guten Ruf seiner Auserwählten. Die verheiratheten Frauen aber sollen eben keine Muster von Sittenreinheit sein.

Die Sprache der Walachen, eine echt romanische mit sehr vielen lateinischen Anklängen, z. B. domini, Herr, porta, Thor, bun, gut, frapsin, Esche, carpin, Weißbuche, fag, Rothbuche, ist wohllautend und klangvoll.

Der zehnjährige Preis in Paris.

Die theils der Literatur, theils der Gesellschaft angehörende akademische Streitfrage, die jetzt in den französischen Journalen erörtert wird, findet selbst neben den großen politischen Verhandlungen in Paris die lebhafteste Theilnahme. Das Debattiren war den Franzosen zu allen Zeiten ein Bedürfniß, und wo die Rednerbühne verschlossen ist, wird ihnen die Akademie, das Theater, der Concertsaal zum Forum.

Unter dem Ministerium Fortoul wurde von der Regierung der Beschluß gefaßt: es solle von der französischen Akademie alle fünf Jahre ein Preis von 20,000 Francs an den Verfasser des in der Zwischenzeit erschienenen besten Werkes vergeben werden. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß man schon beim Herannahen des ersten Versuches diese Fassung zu allgemein fand; auf die Belohnung für ein so unbestimmt umschriebenes Verdienst konnten Racine und Mozart, Laplace und Bossuet — wenn solche Männer nur gegenwärtig vorhanden wären — Anspruch machen. Das Statut wurde demnach dahin abgeändert: jener Preis sei alle zwei Jahre zu vergeben, und zwar abwechselnd von jeder der fünf Abtheilungen, aus welchen das Institut de France besteht: also von den Akademien der schönen Künste, der (exacten) Wissenschaften, der Politik und Moral, der Inschriften (philologisch-historische Klasse) und der vorzugsweise sogenannten Académie française. So wird jede derselben einmal im Jahrzehend ihr Urtheil zu sprechen haben, und für diesmal rückt der Zeitpunkt heran, wo die vierzig Unsterblichen die Entscheidung geben sollen.

Für den Preis sind drei sehr verschiedenartige Persönlichkeiten in Vorschlag gebracht worden. Zuerst erheben sich viele Stimmen für Georges Sand, die noch jetzt, in ihrem 57sten Lebensjahr, vom Glanz und der Lebendigkeit ihres Styls Nichts verloren hat, wie ihr neuester Roman „Valvèdre" beweist. Ihre Sache führen besonders die alten Jünglinge oder jugendlichen Greise Prosper Merimée, Alfred de Vigny und Sainte-Beuve, der Kritiker der romantischen Schule. Diese Herren, um wenige Jahre älter als die berühmte Dichterin, haben den wechselvollen literarischen Lebensweg mit ihr durchgemacht und bestehen darauf, daß der „größten Stylistin unserer Zeit" eine nationale Belohnung zu Theil werden müsse. Ihnen hat sich auch die Revue des deux mondes angeschlossen. Von anderen Seiten wird der Vorschlag mit großer Entrüstung zurückgewiesen und selbst Diejenigen, die nicht alles Bedenkliche in Lelia, Indiana und gar in Leone Leoni als unsittlich verdammen, finden es doch sehr gewagt, solche Schilderungen des Ehebruches und schrankenloser Leidenschaften im Angesicht von Europa mit einem Kranze zu beehren.

Guizot mit seinem Anhang hat den trefflichen Jules Simon in Vorschlag gebracht, der früher an der Sorbonne Vorlesungen hielt und bereits mit zwei Abhandlungen: „die Naturreligion" und „die Pflicht", akademische Preise gewonnen hat. Simon hat in der neueren Zeit seine Studien dem Loos der arbeitenden Klassen zugewandt und bespricht socialistische Fragen mit Sachkenntniß und edler Wärme, ohne in die Verkehrtheiten der Schwarm- und Rottengeister zu verfallen, die in den vierziger Jahren das Volk aufregten.

Eine Stelle in Simons früheren Schriften könnte sehr gut, allerdings nicht gegen Aurora Dudevant selbst, aber gegen ihre Nachzügler angewandt werden und verdient sogar für Deutschland noch immer Beherzigung. Simon sagt von den modernen Halbgenies, den eitlen „incompris" der Literatur Folgendes: „Sie behaupten, es liege im Laster eine gewisse Größe, das menschliche Herz sei dem Verhängniß des Guten und des Bösen unterworfen, die großen Leidenschaften seien unüberwindlich. Sie verwechseln die Heftigkeit des Begehrens mit der wahren Kraft. Sie verstehen nicht, daß die Leidenschaft uns tödten, aber nicht besiegen kann; sie wissen die Kraft des sittlichen Wollens, die Würde der Seele nicht zu ermessen. Seit man die Wortverbindung: Genie und Unordnung, in die Welt geschleudert hat, tragen unendlich viele kleine Geister und feige Herzen ihre Aermlichkeit zur Schau, in der Hoffnung, daß man von ihrer sittlichen Verworfenheit auf ihre geistige Bedeutung schließen möge." —

Die Historiker in der Akademie, vor Allen Thiers und Mignet, wollen den zehnjährigen Preis (prix décennal) dem neuesten Geschichtschreiber Frankreichs, Henry Martin, zugewandt wissen. Martin legt, mit einem Nachdruck wie noch keiner seiner Vorgänger, das nationale Motiv seiner Darstellung zu Grunde. Nach seiner Ansicht ist der gallische Bauer von der Urzeit her der wesentlichste, leider stets durch fremde Racen oder durch bevorzugte Stände unterdrückte Theil der französischen Bevölkerung. Im keltischen Alterthum sind die echten Keime der Freiheit und des unabhängigen Volksthums zu suchen. Diese Ansicht macht bereits Schule oder vielmehr sie stammt selbst aus der Schule des berühmten Augustin Thierry, der in seiner kleinen Erzählung „Geschichte des Jacques Bonhomme" der ganzen Richtung ihr Programm vorgezeichnet hat. Vor einigen Jahren bezeichnete man die Anhänger derselben, zu denen auch Georges Sand gerechnet wurde, als eine „Secte des Druidismus" und unterhielt die Zeitungsleser mit dem Märchen, daß diese Secte in einem Walde der Bretagne nach der „goldenen Sichel" suche, um den alten Cultus zu erneuen.

Gegen Henry Martin und Jules Simon wird übrigens geltend gemacht, der Erstere habe in der Académie des inscriptions, der Andere in der Académie des sciences politiques et morales den Preis zu erhalten; die Versammlung der Vierzig müsse vor-

zugsweise das stylistische Verdienst, die Bereicherung der französischen Sprache durch neue schöne Wirkungen im Auge haben. Die Preisertheilung steht nahe bevor und man sieht ihr mit Erwartung entgegen. Uns erscheint diese lebhafte Theilnahme keineswegs des geringschätzigen Tones werth, den einige deutsche Zeitungen darüber annehmen. Die Angelegenheit ist mindestens wichtiger und würdiger als die weiland Bacherl-Frage oder der Heller-Dawison'sche Handel oder andere Klatschereien, die in Deutschland nur allzuvielen Antheil erregen.

Notizen.

Friedrich der Große. Ein Fürstenbild im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von H. Kletke. — Dies Büchlein enthält fast sämmtliche Gedichte, die zu Ehren des großen Königs von Ramler bis auf Scherenberg gedichtet worden sind, sammt einer populär gehaltenen Biographie. Der Verfasser hätte nur immerhin dem reichlich fließenden Lob auch einige tadelnde Epigramme beifügen können, an denen es in der gleichzeitigen Literatur nicht fehlt. So dichtete Kästner, der im Büchlein mehrmals als Lobredner des Königs erscheint, folgenden sinnreichen Spruch, als Friedrich die Aufnahme Mendelsohns in die Berliner Akademie ablehnte:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strand
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt' in seinem Lande
Und diesen kannt' er nicht.

Aus der Zeit der Freiheitskriege hätten wohl einige der Lieder, die den Geist des großen Herrschers als Helfer in der Noth beschwören, Aufnahme verdient; so mindestens zwei von Rückerts geharnischten Sonetten und der „Empfang Blüchers beim alten Fritz" von demselben Dichter.

Der Royal Literary Fund in London, als dessen Präsident kürzlich der Herzog von Aumale gefeiert wurde, ist am 16. Mai 1789, also in den Tagen des Zusammentretens der Generalstaaten in Versailles, gestiftet worden. Aus seinen Mitteln erhielt Chateaubriand einst die nöthige Unterstützung zur Ausarbeitung seiner ersten Schriften. Regelmäßiger Präsident ist der Marquis von Landsdowne. Die Berechtigung des Herzogs von Aumale, einem literarischen Verein vorzusitzen, hat Disraeli in seinem Trinkspruch auf denselben nachgewiesen, doch natürlich ohne Erwähnung der berühmten Brochüre; die Wahl mag wohl ohnedies in Paris tendenziös genug erscheinen. Der Herzog hat früher „Skizzen über das Truppencorps der Zuaven" und eine Analyse der gallischen Kriege Cäsars geschrieben, ist also in letzterer Hinsicht ein Concurrent des jetzigen Kaisers.

Das neue Journal, das in Paris unter der Leitung des vierundsiebzigjährigen Guizot erscheinen soll, wird den Titel führen: „La France libérale." Dasselbe ist auf Actien im Betrag von 800,000 Francs fundirt; die Concession soll dem greisen Staatsmann am Tag der Aufnahme Lacordaire's in die Akademie ertheilt worden sein.

Der Zauberer von Rom, von Karl Gutzkow, ist mit dem soeben herausgekommenen neunten Bande nunmehr abgeschlossen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 25. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 170.) **Belisar.** Große Oper in 3 Akten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Justinian: Herr Scaria. Belisar: Herr Simon. Irene: Fräulein Braun als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 45. Sonntag, 26. Mai 1861.

Scherz und Spott in den mittelalterlichen Frankfurter Personennamen.

Von G. L. Kriegk.

Die Entstehung der Personennamen ist bekanntlich eine Sache, welche, trotz mancher gründlichen Arbeit, noch immer nicht völlig ins Klare gebracht ist. Für die weiteren Forschungen über diesen Gegenstand könnten die Urkunden der Stadt Frankfurt reichhaltigen Stoff liefern; denn in ihnen, besonders in den (amtlich geführten) Bürgerbüchern und Beedbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts, findet sich eine beträchtliche Zahl von Personennamen, welche der Wissenschaft bisher unbekannt geblieben sind. Für die lokale Culturgeschichte aber würde es ein zugleich wichtiger und interessanter Beitrag sein, wenn jemand vermittelst jener Quellen die Entwickelung verfolgen wollte, welche die Entstehung und Fortbildung der Personennamen in Frankfurt genommen hat.

Bürgerliche Zunamen kamen zu Frankfurt schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wenn nicht noch früher vor. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts vermehrte sich ihre Zahl. Sie war jedoch selbst noch im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts geringer, als die Zahl der bloßen Vornamen; denn in dem ersten Jahre des ältesten Frankfurter Bürgerbuches, in dem Amtsjahre 13¹¹/₁₂, machen die bloßen Vornamen noch 66 Procent aller vorkommenden Namen aus. Vierzig Jahre später (1351) beläuft sich dagegen ihre Zahl schon auf nicht mehr als 34¹/₃ Procent. Auch war man im ersteren Jahre an die Zunamen noch so wenig gewöhnt, daß von den 23 in demselben vorkommenden Zunamen 14 mit dem Zusatze „genannt" und nur acht ohne denselben angeführt werden, während bei den mehreren tausend Namen, welche von 1345 bis 1400, also während 56 Jahren, in das Bürgerbuch eingeschrieben sind, jener Zusatz nur noch neunmal vorkommt. In den von mir durchgegangenen Beedbüchern, deren ältestes das von 1354 ist, habe ich das Wort „genannt" gar nicht gefunden.

Man war früher an den Gebrauch der bloßen Vornamen so sehr gewöhnt, daß in den Bürgerbüchern des 14. Jahrhunderts sogar die regierenden Bürgermeister oft nur mit ihren Vornamen angeführt werden. So führt z. B. die Ueberschrift des Bürgeraufnahme-Verzeichnisses von 13¹¹/₁₂, in welchem Jahre Heinrich von Hachinberg und Adolf Klobelauch die Bürgermeister waren, diese mit den Worten an: „unter den Bürgermeistern Heinrich genannt von Hachinberg und Adolf". Ebenso sind in den Bürgerbüchern eine lange Reihe von Jahren hindurch die Gelder, welche die Bürgermeister bei den Aufnahmen erhoben, fast immer in der Art eingeschrieben, daß blos der Vornamen dessen, der sie erhob, beigesetzt ist. Offenbar redete man im Mittelalter einander meistens nur mit dem Vornamen an, und nannte, wenn man von jemand sprach, gewöhnlich nur diesen. Sogar noch im 16. Jahrhundert geschah dies nicht selten. So wird, um einige Beispiele anzuführen, im Raths-Protokoll von 1525 der Syndikus Doctor Adolf Knoblauch stets nur der Doctor Adolf genannt, und mit

unter Hamann statt Hamann von Holzhausen, Doctor Peter statt Doctor Peter Meyer, Doctor Niklaus statt Doctor Niklaus Rucker geschrieben.

In Betreff der Entstehung der Zunamen ergibt sich aus dem Frankfurter, wie aus anderen Urkunden, daß man vor dem Aufkommen derselben sich mit dem Zusatze des Heimaths- oder Wohnortes, oder auch des Heimathlandes und einem vorgesetzten „von" begnügte. Auch fügte man, um einen Mann von einem anderen des gleichen Tauf- oder Vornamens zu unterscheiden, seinem Vornamen gern die Bezeichnung seines Gewerbes hinzu. So entstanden die noch immer am häufigsten vorkommenden Zunamen, wie Schneider, Schmidt, Metzler oder Metzger, Krämer, Schäfer, Becker, Schwab, Sachs, Schweizer, Hesse u. s. w. Sogar ein „Contze Frankenford" kommt im Beedbuch von 1365 vor. Diese Art von Namen waren jedoch anfangs nicht immer forterbende Familiennamen. Im Bürgerbuch von 13¹¹/₁₂ kommt z. B. ein Vater mit seinem Sohne vor, jener aber heißt „Ludwig genannt von Monechen", dieser „Ludwig von Frankenberg". Auch änderte sich noch im 14. Jahrhundert der Zunamen eines Mannes mitunter während des Laufes seines Lebens. So findet sich z. B. im Bürgerbuch von 1333 ein Mann mit den Worten verzeichnet: „Peter genannt Jude, früher Mor". Ferner wird manchmal Einer nach zwei Orten zugleich benamt, wie ein gewisser Johann, welcher im Bürgerbuch von 1316 „Johann von Byberahe und Haselach" genannt wird. Uebrigens verdient noch angeführt zu werden, daß die Unterscheidung durch den Zusatz Senior oder Junior, der Alte oder der Junge, schon frühe gebräuchlich war: ich fand z. B. schon im Bürgerbuch von 1323 den Namen Conrad Gishubel Senior.

Doch — diese und ähnliche Verhältnisse und Beziehungen der Personennamen sind es nicht, welche hier in Betracht genommen werden sollen. Es gilt vielmehr, den Einfluß nachzuweisen, den in Frankfurt Scherz und Spott auf die Entstehung von Personennamen ausgeübt haben. Schon Andere haben darauf aufmerksam gemacht, daß Namen wie Dick, Klein, Kahl und ähnliche aus Zeiten herrühren, in welchen man auf körperliche Stattlichkeit und Fehlerlosigkeit viel hielt, und deshalb leicht dazu kam, einem Menschen einen Namen zu ertheilen, welcher ein augenfälliges körperliches Gebrechen desselben bezeichnete. Dies ist schon eine Art von Spott, und Namen solcher Art gehören also zu den sogenannten Spitznamen, welche zu jeder Zeit im Gebrauche waren und immer gebräuchlich bleiben werden. Zu ihnen gehören auch die offenbar ebenfalls schon frühe vorkommenden Namen, welche ihrem Begriff nach an ein sittliches oder intellectuelles Gebrechen, an irgend eine hervorstechende Eigenschaft, an eine auffallende Gewohnheit des betreffenden Menschen oder auch an irgend einen sonderbaren Vorfall erinnern. Manche dieser Namen sind nicht nur denen, welche sie erhalten hatten, während ihres ganzen Lebens geblieben, sondern auch auf ihre Nachkommen übergegangen, also Familiennamen geworden. Es ist nämlich bei manchen Familiennamen wegen ihrer etymologischen Bedeutung geradezu undenkbar, daß die Ersten, welche sie trugen, sich dieselben selbst beigelegt haben. Andererseits kann man aber wohl begreifen, wie Leute sich an einen ihnen ertheilten Spottnamen nach und nach so gewöhnten, daß sie selbst ihn zuletzt gebraucht haben; denn erstens verlieren alle Namen durch ihren beständigen Gebrauch alsbald im Munde derer, welche sie aussprechen, ihren ursprünglichen Sinn und Begriff, und zweitens war man in älteren Zeiten nicht so zartfühlend und häkelig, wie heut' zu Tage. Mitunter mag es auch vorgekommen sein, daß ein mit einem Spottnamen belegter sogar eine Ehre darin fand, von seinen Gegnern verspottet worden zu sein, und denselben also durch sein eigenes Gebrauchen jenes Namens Trotz bot: ein Fall, welcher auch in der Geschichte der Menschheit selbst mit den Spottnamen von Parteien, wie Geusen, Chouans und Sansculottes, eingetreten ist.

Auch in den Frankfurter Urkunden des Mittelalters finden sich gar manche Namen, welche ursprünglich nur aus Spott ertheilt worden sein müssen, und die deshalb zugleich zeigen, daß den Bewohnern Frankfurt's schon in früher Zeit die Neigung zum Scherzen und Spotten eigen war. Außerdem läßt sich aber auch das historisch beglaubigte Beispiel eines Frankfurters anführen, welcher gleich den erwähnten Gueusen, Chouans und Sansculottes den ihm ertheilten Spottnamen als eine Ehre ansah und darum selbst gebrauchte. Es war dies der um 1500 lebende Peter von Marburg genannt zum Paradies. Ein Fürst hatte, als Peter im Turnier-Kampfe sich auszeichnete, in Bezug auf dessen bürgerlichen Stand ausgerufen: „Wer ist denn der Lump, der so manchen Dank davon trägt?“ und Peter fügte seit dem seinem Namen den Zusatz „genannt der Lump“ bei. Dies war freilich blos ein Beinamen; im Grunde waren aber alle nachher zu Familiennamen gewordenen Bezeichnungen anfangs nichts Anderes.

Unter den auffallenden Personennamen des mittelalterlichen Frankfurt gibt es manche, welche nicht aus Spott hervorgegangen sind, sondern umgekehrt eine ehrende Anerkennung aussprechen. Zu dieser Klasse von Zunamen sind folgende zu rechnen: Heinrich Ohne-Angst (Ane Angest), welcher 1332 und 1354 erwähnt wird; Henneckin Man (1334); Konrad Fröhlich (Vrolich) 1335; Heinrich Frischgemud (im Beedbuch von 1334). Zu den selbstgegebenen Namen sind auch manche zu zählen, welche nicht danach aussehen, aber doch zu ihnen gehören, wie Rindsfuß. Dieses Wort war ursprünglich blos ein das Wohnhaus des Betreffenden bezeichnender Zusatz, und kommt als solcher noch im Beedbuch von 1365 vor, wo ein Bürger mit dem Namen „Herman zum Ryntfuße“ verzeichnet ist. Ebenso verhält es sich offenbar mit folgenden Namen: Melze an dem Felde (1330), Konrad an dem Ende (1335), Heinrich an der Ecken und Contze imme Hobe d. i. Hofe (1338), Hartmud mitten in deme Dorf (1340), Kule by der Bach (1344), Gerlach unter der Lynden (1345).

Ganz anders dagegen sind folgende Namen anzusehen, welche auf körperliche Eigenthümlichkeiten hindeuten und mehr oder weniger als Spitz- und Spottnamen erscheinen: Der kahle Wigand (1348), Volz Spitzebart (1334), Hans Zegenbart (1380), Hans mit dem Bart (1379), Albrecht Langnase (1354), Henne Langhals (1382), Albrecht Rotzmul (so hieß einer der Bürgermeister von 1410), Gerhard Hochbein (1353), Contze Krumpfuz (1351), der kleine Theodor (1331), der große Johann (1381). — Andere Namen dieser Art beziehen sich auf die Nationalneigung zum Weintrinken, z. B. Hannsechin Schenke in das Glas (1487), Gerhard Nüchternbrung (1347), Heinrich Weinfinke (1332), Heinrich Becherer (1333), Suchewin (1345), Gerhard Windrang (1348), Contze Gutwin (1367), Heinrich Runeglocke (1331, mit Beziehung auf die bestehende Vorschrift, daß Sommers niemand länger als bis neun Uhr im Wirthshause bleiben durfte). Auch der Namen Wassertrunk, welchen 1459 ein Edelknecht Philipp's Zum Jungen hatte, gehört offenbar ebenso zu dieser Klasse von Namen, wie der Namen Lutirwasser, welchen im Beedbuch von 1367 ein Einwohner führte.

Eine beträchtliche Zahl von sonderbaren Personennamen, welche im alten Frankfurt vorkommen, hängt mit irgend einer individuellen Eigenthümlichkeit anderer Art oder mit irgend einem Vorfalle zusammen, oder ist auf eine andere nicht mehr erkennbare Weise entstanden. Unter ihnen befinden sich einige in der That drollig zu nennende. Folgende mögen als Beispiele dienen: Gentzo Zartenbirn (1340), Dubiney (d. i. Taubenei, 1333), Henne Fasnacht (1367), Jakob mit der lieben Duben (1354), Eule Wurstebendil (1354), Heile Fackilbanz (1354), Heile Durchdenbusch (1367), Herman Viereche (1377), Syfred Nachtschade (1377), Heyle Blarock (d. i. Blaurock, 1362), Heinrich Surmilch (1380), Heinrich

Schweinefleisch's Sohn (im Nekrolog des Bartholomäus-Stiftes), Konrad von Rindfleisch (so hieß ein Bürgermeister von 1316), Heintze Fingirhud (1345), Herbord Hutzel (1329). Im Jahre 1327 kommt sogar ein Heile Drittehalbphund, sowie 1367 ein Heintze Dritthalbphund vor. Am allermeisten befremdend ist der Name eines Mannes, welcher 1402 Bürger ward und in das Bürgerbuch so eingetragen ist: „Herman Winsperger der Man mit dem Hymelrich". Daß der Zuname Düfil (d. i. Teufel) öfters vorkommt, ist weniger auffallend, als daß zweimal (1333 und 1361) ein christlicher Bürger den Namen Jude führte (Peter Jude und Hans Jude). Zwei andere das Wort Jude enthaltende Namen, nämlich Judengud (Günther Judengud 1354) und Judenspieß (der Metzger Judenspiz 1338, Heile Judinspis 1346 und der Rathsherr Johann Judenspieß um 1390), müssen mit irgend einem die Juden betreffenden Vorfalle zusammenhängen.

Daß man mit dem etymologischen Begriff eines Zunamens auch früher gern jene bekannte Art von Spott trieb, welche, obgleich keineswegs feinen Geist verrathend, in allen Zeiten vorkommt, davon geben uns die Uffenbach'schen Manuscripte zwei Beispiele, die auch Lersner mitgetheilt hat. Das eine derselben gehört in das vierzehnte Jahrhundert. Die Mitglieder eines Capitels scherzten, als ihnen schriftlich mitgetheilt wurde, daß ihrem Bischofe die Regalien durch die beiden Frankfurter Schöffen Rindfleisch und Knoblauch übertragen worden seien, über das demselben bei dieser Gelegenheit vorgesetzte durch Knoblauch gewürzte Rindfleisch.

Das andere Beispiel ist aus dem folgenden Jahrhundert, und betrifft die Namen Sommer und Pfeffer. Im Jahre 1486 (Lersner sagt 1498) starb ein wegen seiner Dicke allgemein bekannter Canonikus des Bartholomäus-Stiftes mit Namen Johann Sommer, und fast zu gleicher Zeit hatte der Mainzische Kanzler Dr. Pfeffer das Unglück, im Trierischen Hofe in eine Latrine zu stürzen, aus welcher er halbtodt herausgezogen wurde. Dies gab Veranlassung zu dem Witzworte: „Der Sommer ist hinwegk; der Pfeffer liegt im Dreck".

Es könnte die Erwähnung von dergleichen allerdings etwas plumpen Witzen früherer Zeiten uns zur Anführung von ähnlichen Scherzen unserer Tage bestimmen und von diesen aus weiter dahin leiten, daß wir zeigten, wie auch noch heut' zu Tage unter den Frankfurtern Spitz- und Spottnamen gleich denen älterer Zeiten entstehen, wenn sie auch nicht wie diese nach und nach erbliche Zunamen werden können. Es würden sich dann auch in dem heutigen Frankfurt und Sachsenhausen Spottnamen auffinden lassen, welche von ebenso drolliger Art sind, als die mittelalterlichen Namen eines Durchdenbusch, eines Dritthalbpfund, eines Mannes mit dem Himmelreich und ähnliche. Dieselben würden sogar aus dem Grunde noch interessanter sein, als diese, weil sich die Beziehung, denen sie ihre Entstehung verdanken, nachweisen ließe. Allein dieß würde uns von einer rein wissenschaftlichen Betrachtung hinweg auf ein Gebiet führen, welches der heiteren geselligen Unterhaltung angehört.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

„Ehe der junge Musiker seine erste Kunstreise antrat, brachte er einige Wochen besuchsweise in meinem Hause zu. Meine nun zwölfjährige Tochter entwickelte eine leidenschaftliche Liebe zur Musik. Sie spielte für ihr Alter sehr gut das Piano und

ich hegte schon damals einige Besorgniß, daß der allzugroße Eifer, mit welchem sie dieses Studium betrieb, ihrer Gesundheit nachtheilig werden möchte. Der Aufenthalt des jungen Künstlers diente dazu ihre Neigung zu verstärken. So sah ich es nicht ungern, als der Tag des Abschieds herankam. L.... reiste ab. Seine Erfolge sind zu bekannt, als daß ich hier daran zu erinnern brauchte. In der Residenzstadt, nach welcher ich in der Folge um der Erziehung der Tochter willen meinen Wohnsitz verlegte, besuchte er uns nach dem Verlauf von vier Jahren abermals, jetzt als vollendeter Künstler. — Sie haben ihn gehört in jener Nacht, von welcher Sie mir vorhin erzählten."

Die Dame schwieg hier eine Weile. Walter, auf das Höchste gespannt, hielt die Augen fest auf sie gerichtet. Mit sichtlichem Widerstreben fuhr sie fort:

„Meine Tochter Amalie hatte das Kindesalter überschritten. Ihre Liebe zur Musik war mit den Jahren gewachsen und sie mochte für eine vorzügliche Dilettantin auf dem Piano gelten. Was soll ich weiter sagen? Die beiden jungen Leute spielten zusammen des Morgens, des Nachmittags, des Abends. Amaliens Fortschritte waren bewundernswürdig. Freunde und Kenner zeigten sich entzückt, doch fehlte auch nicht manches warnende Wort. Ich achtete nicht darauf. An ein anderes Verhältniß als ein rein künstlerisches Verständniß auch nur zu denken, kam mir unmöglich, unerhört vor. Ich glaubte, meine Tochter in Grundsätzen erzogen zu haben, welche — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen können oder wollen, mein Herr —"

„Ich verstehe Sie, Frau Gräfin", sagte Walter, ernst sich verneigend, und das Blut trat ihm in's Gesicht.

„Einige Wochen vergingen im Fluge", fuhr die Dame fort, „und die Abreise des Künstlers war anberaumt. Wir hatten zur Abschiedsfeier Gesellschaft. Meine Tochter spielte mit Herrn L.... schöner und seelenvoller als je. Das Unglück wollte, daß im Nebenzimmer durch die Ungeschicklichkeit eines Bedienten einige Gardinen in Feuer aufgingen. Die Sache sah gefährlicher aus, als sie es in Wirklichkeit war. Der Schrecken verbreitete sich unter der Gesellschaft. Die Verwirrung war allgemein. Ich suchte meine Tochter, die aus dem Zimmer geflohen war. — Ich rufe — Amalie stürzt aufgelöst in fieberhafter Erregung mit einem Thränenstrom in meine Arme, der junge Mann aber bittet mich einfach um die Hand meiner Tochter! als ob dies eine Sache wäre die längst vorausbestimmt sei. Im höchsten Grade überrascht, wie ich war, und im Gefühl des herbsten Unmuthes, denn das hatte ich nicht erwartet, entschlüpfte meinen Lippen ein hartes Wort. Was nun folgte, geschah mit Blitzesschnelle vor meinen Augen. Das zusammensinkende Mädchen in seine Arme fassen und nach dem nächsten Sopha tragen, und dann in wilder Hast, ohne einen Blick zurückzuwerfen das Zimmer verlassen war für den jungen Mann das Werk eines Augenblicks. Nach zehn Minuten meldete man mir seine Abreise.

„Seitdem sind zwei Jahre verflossen, ohne daß wir irgend eine Nachricht von ihm erhielten, außer durch Notizen in einer oder der andern Zeitung, welche ich sorgfältig vor meiner Tochter verbarg. Wie es heißt, soll L.... in Paris sich einem wilden Leben ergeben haben. — Meine Tochter verfiel in eine Nervenkrankheit, von der sie, so wie Sie sie sahen, genesen ist, nicht eigentlich im Geiste gestört, aber von einer tiefen Melancholie ergriffen, welche bis jetzt keinem der angewandten Mittel hat weichen wollen. Um den Rath eines geschickten Arztes einzuholen, bin ich mit ihr hierhergekommen. Das Taschenbuch hat meine Tochter selbst, und zwar ohne mein Vorwissen, Herrn L.... zum Geschenk gegeben und die darin befindliche kleine Stickerei ist von ihrer Hand gefertigt. — Sie wissen nun Alles, mein Herr, sprach die Dame, indem sie aufstand, und werden das seltsame Benehmen meiner Tochter durch ihre Krankheit freundlich entschuldigen."

Walter fühlte sich entlassen, aber er vermochte es nicht über sich, der stillschweigenden Weisung ohne Erwiderung zu gehorchen. „Wenn ich nun frage, gnädige Gräfin, was Sie jetzt zu thun gesonnen sind“, sprach er mit bewegter Stimme, „werden Sie diese Kühnheit mit meiner tiefen Theilnahme entschuldigen?“

„Was ich zu thun gesonnen bin?“ — sagte die Gräfin fest, indem sie den Nachsatz zu überhören schien — „das was mein Gewissen mir gebietet. Ich werde mit der Kranken abreisen, und zwar so schnell als möglich.“

„Und das Glück und Leben Ihrer Tochter, Frau Gräfin?“

„Glauben Sie, daß ich Beides retten werde, wenn ich mein einziges Kind einem sittenlosen Abentheurer als Gattin zuführe?“

„Dies Urtheil ist zu hart, wenn Sie nicht unwiderlegliche Beweise haben.“

„Mein Herr, ich bitte Sie, mich mein Vertrauen nicht bereuen zu lassen“, sprach die Gräfin, indem sie den jungen Künstler mit gefaßter Würde zum Abschied grüßte.

Walter war im Begriff zu gehen. Ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer zog seinen Blick nach dem die Thüre verhüllenden schweren Vorhange, als der Arzt der Gräfin unangemeldet in das Zimmer trat.

„Der Herr, welcher die Brieftasche gefunden hat“ — sagte die Gräfin, Walter nachlässig dem Ankommenden vorstellend. — Walter ging nach der Thüre.

„Bleiben Sie!“ sagte der Arzt. „Ich habe der Frau Gräfin eine Mittheilung zu machen, die Ihnen nicht uninteressant sein wird.“

Ein leiser Anflug von Unwillen zog über das Gesicht der Dame; der Arzt schien es nicht zu bemerken, indem er sich ruhig wegen seines heute zur ungewohnten Stunde verspäteten Besuches entschuldigte. „Ich wurde diesen Morgen“, fuhr er fort, „sehr früh nach dem wohlbekannten Forsthause gerufen. Der Fall war so dringend, daß eine Verzögerung unstatthaft erschien; ein junger fremder Musiker war von heftigem Blutsturz befallen. Der Kranke hatte sich, so lauten die Nachrichten des Hauswirthes, seit einigen Wochen an diesem abgelegenen Orte eingemiethet. Er sah leidend aus, strich nichts destoweniger ganze Tage in den Wäldern umher, während er des Nachts auf seiner Geige phantasirte. Vorgestern war er, vom Gewitter überrascht, völlig durchnäßt nach Hause gekommen, hatte sich dann des andern Tages durch heftiges Hin- und Herlaufen erhitzt, indem er ein am vorigen Abend verlorenes Taschenbuch vergeblich suchte. Verstimmt und ermattet, schloß er sich zu guter Zeit ein, um sich, wie er sagte, früh zur Ruhe zu legen. Morgens fünf Uhr hörte man ihn gewaltsam die Glocke ziehen. Das Zimmer war verschlossen. Man sprengte die Thüre und fand ihn im strömenden Blute.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz und Baron Wesselenyi.

Von Karl Beck.*)

Bei Wesselenyi, dem Ungarbaron,
Lud Kaiser Franz sich zu Gaste,
Die Tage verrauschten, die Nächte flohn
Bei Sang und Klang im Palaste.

„Ich fühle mich tief in deiner Schuld,
O sprich,“ beginnt der Gekrönte,
„Wie kann ich dir lohnen all die Huld,
So mir das Leben verschönte?“

*) Diese im „Wanderer“ veröffentlichte Tendenzballade hat der Dichter des Janko in einer von ihm am 21. Mai in Pest veranstalteten Vorlesung unter lautem Beifall vorgetragen.

„„Und hast du gesalbter König mein
Mich gnädig an's Herz geschlossen,
Dann laß mich lenken den Wagen dein
Mit edlen, ungarischen Rossen.““

„Wohlan!“ so lächelt der Greis, „wohlan!“
Da stürmt der Magnat von hinnen,
Anbraust er mit schneeigem Viergespann,
Den feurigen Lauf zu beginnen.

Gewoben hat das Brabanterland
Fürs bauschige Hemd die Spitzen;
Die Schulter umfliegt ein Schnurengewand,
Drauf Gold und Juwelen blitzen;

Am Krempenhut die Schleifen lang,
Die Feder so stolz sich reckend;
Es klirren die Sporen zu Sturm und Drang
Ein ritterlich Herz erweckend.

Nun hat er den Zügel mit Macht erfaßt,
Los, los! Ihm brennen die Wangen;
Doch bleiche Furcht ist dem hohen Gast
Hin über die Miene gegangen.

„Mein edler Wirth, o dämpfe den Flug!“
So mahnt er, die Lippen zittern;
Vergebens! beflügelter saust der Zug
Gleich Stürmen und Sommergewittern.

„„Getrost mein Gebieter! Mann und Roß
Sind heiß im Reich der Magyaren:
Was leise schleicht ist ein kühler Genoß,
Entreißt dich nie den Gefahren.““

Hin rasen in dumpferdonnerndem Lauf
Die Hengste zum tückischen Weiher,
Da fliegen im Schilf gespenstisch auf
Die Dommel, der Storch und der Reiher.

„Genug des entsetzlichen Spiels, genug,
Vasall mit der trotzigen Seele,
Genug! Und wende sofort den Zug!
Gehorche! Ich will, ich befehle!“

Erschüttert dem Mann den eisernen Sinn
Des Kaisers Gebot und Beschwerde?
Nein! lächelnd wirft er den Zügel hin,
Entfesselt nun völlig die Pferde.

Sie brausen in Hast dem Weiher zu —
Da schluchzt es in bittern Nöthen:
„O Hochverräther, so trachtest du
Den Herrn und König zu tödten?“ —

Nun, — Jesus Marie, — nun droht der Schwall
Den dampfenden Zug zu verschlingen:
Da läßt Wesselenyi mit lautem Schall
Beschwörend den Pfiff erklingen.

Aufhorchen die Renner, stehn gebannt
Und scharren zahm mit dem Hufe,
Sie haben des Meisters Gebot erkannt,
Sie folgen gewohnt dem Rufe.

Drauf hat sich der Lenker tief verneigt,
„Mein Fürst, und wolle vergeben,
Ich hab' dir im Bilde klar gezeigt
Magyarisches Walten und Weben;

„Ich hab' dir gezeigt mit fester Hand
Mein König, an diesen Vieren,
Wie du das gewaltige Ungarland
Begeistern mußt und regieren!

„Frei laß es gewähren, wie Gott es schuf,
So gestern, so heut' und morgen:
Dann folgt es im Nu des Meisters Ruf,
Und Fürst und Volk sind geborgen!"

Notizen.

Dr. J. Trümpy's Tod. — Eines der ausgezeichnetsten Opfer der Katastrophe von Glarus ist Dr. Trümpy, praktischer Arzt zu Ennenda, Begründer des ersten politischen Blattes im Kanton Glarus und von 1851 bis 57 Mitglied des Nationalrathes. Er selbst, seine Schwester Frau Schindler, seine Mutter und das Ehepaar Luchsinger verbrachten die Schreckensnacht in einem feuerfesten Gewölbe, das früher als Laboratorium gedient hatte. Die eiserne Thür jedoch mußte geöffnet bleiben, da sonst die Gefahr des Erstickens unvermeidlich gewesen wäre. Durch die Oeffnung drangen Rauch und Flammen so mächtig ein, daß die im Gewölbe befindlichen Personen zum Theil von Brandwunden bedeckt wurden; an den Folgen derselben starb einige Tage nach dem Brande Frau Schindler und Samstag den 18. Mai Dr. Trümpy, Letzterer im Alter von 63 Jahren. Die Mutter, der es bestimmt war, nach der Befreiung aus dem Gewölbe Sohn und Tochter zu überleben, steht im fünfundachtzigsten Jahre!

Paul Heyse's Ruhm in Amerika. Karl Heinzen in Newyork, der wohlbekannte Ultrademokrat und Erfinder der „verthierten Söldlinge", hat im Feuilleton seiner Zeitung „der Pionir" einige Novellen von Paul Heyse abdrucken lassen, die ungemeinen Beifall fanden, so daß der Herausgeber, namentlich von Damen, mit Bittschriften bestürmt wird, immer mehr Geschichten von demselben Dichter zu geben. In Folge dessen hat Heinzen kürzlich nachstehende Erklärung gegeben: „Wir theilen alle Novellen von Paul Heyse mit, die wir erlangen können. Doch haben wir es nicht in unserer Macht, Paul Heyse zur Production von mehr Novellen zu veranlassen, als er von selbst producirt. Darum, meine Damen, nicht ungenügsam!"

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

Chr. Morgenstern in München, Mondnacht am Meeresstrand. — A. Göbel in Frankfurt a. M., Ein Schäfer. — Kirstein in München, Winterlandschaft. — Stademann in München, Eisbild. — Roerr in München, Eine Heuernte. — Bachem in München, Genrebild.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 26. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 171.) **Das Lügen.** Lustspiel in 3 Akten von Roderich Benedix. Hierauf: **Martin der Geiger.** Singspiel in 1 Akt nach „le violoneux" von A. Bahn. Musik von J. Offenbach.

Montag, 27. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 172.) **Einen Jux will er sich machen.** Posse in 4 Akten von J. Nestroy. Musik von A. Müller.

Für nächste Woche in Aussicht.

Das Lügen. — Die Carlsschüler. — Dornen und Lorbeer. — Kabale und Liebe (Gast Fräulein Fr. Dettmer.) — Die Zauberflöte. — Don Juan. — Maurer und Schlosser. — Martin der Geiger.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 46. Dienstag, 28. Mai **1861.**

Sylvester Jordan.

II.

Berufsleben; Kämpfe und Leiden.

Im Jahr 1813 ging Jordan nach Landshut, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und nach der Wiederabtretung Tyrols an Oesterreich im Herbste 1814 nach Wien. Es zog ihn jedoch nach Bayern zurück und schon im April 1815 verließ er Wien, um wieder dorthin zurückzukehren. Seinen Weg über Innsbruck einschlagend, kam er in dem nahen Dorfe Kematen zum letztenmale mit seinen Eltern zusammen, wo er diese aussöhnte und über die von den Priestern über ihn ausgesprengten Verleumdungen beruhigte; er mußte jedoch eilen, da die erbitterten Geistlichen drohten die Bauern gegen ihn aufzubieten. Er wurde nun Gehülfe beim bayerischen Landgerichte Rosenheim und erlangte für eine 1813 bearbeitete Preisaufgabe nicht nur den Preis, sondern in Folge dessen am 15. Mai 1815 zu Landshut auch die philosophische Doktorwürde. Nachdem er sich hierauf das bayerische Heimathsrecht gesichert, setzte er im Herbst 1815 zu Landshut seine rechtswissenschaftlichen Studien fort und erwarb sich am 28. August 1817 die Würde eines Doktors der Rechtsgelehrsamkeit. Er trat dann bei dem Landgerichte zu Landshut ein, verließ aber schon im April 1818 diese Stellung und wurde Gehülfe eines vielbeschäftigten Rechtsanwalts zu München.

Hatte er sich schon zu Landshut des Umgangs mit Mittermaier, Mannert, Ast, Köppen, Röschlaub, Wennig 2c. zu erfreuen gehabt, so kam er in München mit Lang, Oken, Rudhart, Docen, Soden, Gönner, Wendt, Spauer .c. in nähere Berührung, und mit Franz v. Baader, J. v. Behr, Hornthal, Aretin, Häcker 2c. in freundschaftliche Verbindung. Mit seinem Aufenthalte in München fiel der erste bayerische Landtag zusammen und er wurde dadurch auch mit den bedeutendsten Männern desselben bekannt. Für andere arbeitete er Anträge aus und unterstützte sie mit seinem Rathe. Es war diese Thätigkeit für seine eigene Ausbildung von wesentlicher Bedeutung. Nachdem Jordan im Herbste 1819 unter der sorgsamen Pflege seiner Braut Marie Staudinger eine gefährliche Krankheit glücklich überstanden, erhielt er eine Einladung, sich als Privatdocent in Heidelberg niederzulassen.

Er verließ in Folge dessen am 19. Juni 1820 München, begab sich aber erst nach Frankfurt, um dort die Geschäfte eines Rechtsanwalts für die Dauer dessen Abwesenheit zu versehen, und siedelte erst im September nach Heidelberg über. Ein Jahr später erhielt er einen Ruf nach Marburg als außerordentlicher Professor der Rechte. Am 27. September 1821 langte er daselbst an und Ende desselben Jahres führte er seine Verlobte heim. Im September 1822 wurde er ordentlicher Professor und bald nachher auch Beisitzer der juristischen Fakultät. Jordan hatte sich bald die allgemeinste Achtung erworben, und als die Ereignisse des Jahres 1830 in Kurhessen zu einer Einberufung der Landstände führten, hatte er bereits ein so hohes Vertrauen gewonnen,

daß die öffentliche Stimme ihn als den geeignetsten unter seinen Kollegen zur Vertretung der Universität bezeichnete. Auch wurde er wirklich dazu erwählt. Es begann damit ein neuer Abschnitt in Jordan's Leben, ein Abschnitt, der ihm der Freude wie des Leides, des Glücks wie des Unglücks im reichsten Maße und im jähesten Wechsel brachte und ihn uns schließlich mit der Dornenkrone des Martyrers zeigt.

Mitte Oktober 1830 war Jordan in Kassel eingetroffen. Es waren die althessischen Landstände einberufen worden, um eine neue Verfassung zu berathen. Jordan bot sich demnach die trefflichste Gelegenheit, die in seinem im Jahre 1828 erschienenen Versuche über allgemeines Staatsrecht und in anderen seiner Schriften ausgeführten politischen Grundsätze in lebendige Anwendung zu bringen. Es geschah dies auch sogleich bei seinem ersten Auftreten, in dem er sich gegen den von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf aussprach und in einem längeren Vortrage die Bedingungen einer guten Verfassung schilderte. Als nothwendige Bedingung bezeichnete er das Anknüpfen an das Vorhandene, an das historisch Gewordene. Dies müsse die Grundlage abgeben, und auf dieser Grundlage, mit Berücksichtigung der Verhältnisse des Landes und den Anforderungen der Zeit, der Neubau aufgeführt werden.

Die Versammlung schloß sich den von ihm entwickelten Ansichten an und so wurde Jordan der Baumeister der neuen Verfassung. Wir übergehen die Kämpfe, welche die Verhandlungen mit sich führten, und wollen nur bemerken, daß Jordan's Ansichten nicht allenthalben durchdrangen, und manches in das Werk eingeschoben wurde, was er nicht billigte und dessen Nachtheile sich auch später nur zu sehr herausstellten. Am 5. Januar 1831 wurde die neue Verfassung als ein zwischen Fürst und Volk abgeschlossener Vertrag von beiden Seiten unterzeichnet.

Jordan's schlichtes anspruchloses Wesen, seine Zugänglichkeit für Jedermann, sein unerschütterliches Festhalten an Gesetz und Recht, seine Freimüthigkeit und sein Muth, mit der er jedem Unrecht entgegentrat, alles dieses hatten ihn zum populärsten Manne in Hessen gemacht. Schon die Feier seines Geburtstags am Ende des Jahres 1830 lieferte dafür den glänzendsten Beleg. Man kann sagen, er hatte das Steuer des Staatsschiffes in seiner Hand; aber er hat diese Macht nie, auch nicht einmal, mißbraucht. Immer und in allen Lagen blieb er derselbe, seine Fahne blieb unverändert die gleiche, sein Compaß war und blieb immerdar das Gesetz. Selbst in den Augenblicken, wo die Volksleidenschaften auf's Höchste erregt waren, waren seine Worte Mahnungen zum Frieden und zur Gesetzlichkeit.

Der Landtag blieb noch bis zum 9. März 1831 in Thätigkeit und am 11. April trat bereits der neue zusammen. Auch in diesem erschien Jordan wiederum als Vertreter der Universität. Da derselbe dem Ausbaue der Verfassung galt, war er nicht minder wichtig, als der konstituirende. Er dauerte lange und hatte schon gegen Ende des Jahres die eintretende Reaction zu empfinden. Im September hatte Kurfürst Wilhelm II. seinem Sohne, dem Kurprinzen, die Regierung übertragen, am 7. December erfolgte ein unglückseliger Conflict zwischen Militär und Civil, und im Mai 1832 trat Hassenpflug an die Spitze des Ministeriums des Innern. Das gegenseitige Vertrauen war geschwunden. Die sich erhebenden Kämpfe galten schon der Erhaltung der Verfassung. Auch hierbei stand Jordan voran. Mit unverändert gleichem Muthe suchte er sein Werk zu schirmen. Immer gerüstet stand er auf der Wacht, und jeder Versuch das Gebäude zu unterwühlen fand an ihm den unerschrockensten Gegner. Daß er dadurch in der Volksgunst stieg, lag in der Natur der Dinge; in demselben Grade wurde er der Regierung aber auch unbequemer und deren Gesinnung gegen ihn feindseliger. Ein von ihm gestellter Antrag auf eine Minister-Anklage führte im Juli 1832 die Auflösung des Landtags herbei.

Jordan's Gattin war inzwischen nach langem Siechthum gestorben (Mai 1832). Da seine Kinder jedoch einer Mutter bedurften, versprach er sich nicht lange nachher

mit seines Freundes Dr. Paul Wigand Tochter und eilte nach Auflösung des Landtags sofort nach Höxter, um sich mit derselben ehelich zu verbinden (2. September 1832). Seine Heimkehr war ein Triumphzug. Allenthalben, vorzüglich aber zu Marburg, empfing man ihn mit fürstlichen Ehren. Er war freilich nicht in der Lage dies alles abwehren zu können, und Viele, die ihm wohl wollten und deren Auge über die dem Volksmanne errichteten Opferaltäre hinaus reichte, beschlich eine bange Sorge um seine Zukunft. — Von Neuem wählte die Universität Jordan zu ihrem Vertreter. Gleich mit Hassenpflugs Eintritt in die Regierung hatte aber der verhängnißvolle noch heute fortdauernde Kampf begonnen. Eine Jordan zugesagte Gehaltsverbesserung wurde nicht ausgeführt, dagegen von ihm die Einholung des Urlaubs zum Eintritt in die Ständeversammlung verlangt. Man wollte also den Vertreter der Universität gleich jedem anderen zum Landtage gewählten Beamten betrachten, und die Universität bei der ohnehin schon bestehendenden Beschränkung, da dieselbe stets nur einen ihrer Professoren wählen durfte, jeder Selbständigkeit der Wahl entkleiden. Als nun auch der im Anfange des Jahres 1833 zusammentretende Landtag sich in Jordans Sinne aussprach, wurde derselbe aufgelöst. Jordan verzichtete nunmehr auf eine Wiederwahl. Dessenungeachtet konnte man sich nicht überwinden, ihm die Ungunst der Regierung fühlbar zu machen und ihm selbst gegebene Zusagen unerfüllt zu lassen. Jordan zog sich hierauf gänzlich zurück, nur seiner Familie und seinen Studien lebend. Er vermied sogar alle und jede Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten.

Um so unerwarteter traf ihn deshalb eine am 19. Juni 1839 ausgeführte Maßnahme. Am Morgen dieses Tages wurde nämlich sein Haus plötzlich von Polizei umringt und eine Haussuchung vorgenommen, während ihm zugleich wegen der gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung, „die Betheiligung an revolutionären Umtrieben betreffend“, die Suspension vom Amte bis auf Weiteres verkündet wurde. Anfänglich wurde Jordan nur insoweit beschränkt, daß er Marburg nicht verlassen durfte. Wer auch nur Jordan aus seinen Schriften kannte und sein öffentliches Wirken verfolgt hatte, mußte über eine solche Anklage erstaunen. Allenthalben erschien er da nur als der Mann strengster Gesetzlichkeit. Wer ihn nun aber auch nur persönlich kannte, der konnte keinen Augenblick an der Grundlosigkeit der Anklage zweifeln, denn Jordan war in der That zu jeglichem Geheimtreiben schlechterdings unfähig. Sein Herz lag auf seiner Zunge, und was er dachte und fühlte sprach er aus, gänzlich unbekümmert darum, welchen Eindruck er dadurch hervorrief. Ja, auch nur ein Blick in sein helles treues Auge genügte schon, um jeden Unbefangenen von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen. Seine Unbefangenheit und Zugänglichkeit waren so groß, daß sie als Fehler erschienen, denn sie ließen ihn häufig die Grenzen der Klugheit vergessen und sich Personen an ihn herandrängen, deren Fernhaltung nur zu rathsam gewesen wäre. Es gehörte wahrlich wenig Menschenkenntniß dazu, um die gänzliche Untauglichkeit eines solchen Mannes zu geheimen Conspirationen einzusehen. Doch das alles kam nicht in Betracht, seine politischen Gegner suchten nach einem Opfer und Jordan sollte dasselbe abgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

„Ist er zu retten?“ fragte Walter athemlos.

„Nein“, sagte der Arzt ruhig, „er wird den heutigen Abend nicht erleben.“

Ein durchdringender Schrei ertönte in dem Nebenzimmer, in welchem Walter vorhin das Geräusch gehört, und ein dumpfer Schlag. Man eilte hinzu. Das junge Mädchen lag ohnmächtig am Boden, sie hatte an der Thüre das Todesurtheil des Arztes erlauscht.

Bediente und Kammerfrauen stürzten herbei, der Arzt gab seine Verordnungen, die Mutter stand an dem Bette, auf welches man die Kranke gebracht hatte, selbst bleich und starr, ein Bild des peinlichsten Schmerzes. Walter, der sich völlig überflüssig sah, entfernte sich mit widerstrebendem Herzen.

Wie nahe fühlte er sich plötzlich dies fremde Schicksal gerückt. Er verglich sein eigenes Leben mit dem des sterbenden Künstlers. „Die Gefahr ist gemeinsam!“ sagte er halb bewußtlos vor sich hin. Das Verhängniß dieser Stunde lastete wie eine undurchdringliche Wolke auf ihm. Und war er es nicht, der das Unglücksbuch gefunden, die traurige Lösung wider seinen Willen herbeigeführt hatte?

Walter erlebte zu dieser Frist einen der verhängnißvollen Momente, in welchen längst im Innern schlummernde Gewalten plötzlich die Augen aufmachen und die von dem neuen Gruß schmerzlich ausgeweitete Seele sich nur allgemach an die unbekannte Helle gewöhnen kann.

„Die Gefahr ist gemeinsam“, wiederholte er mehrmals. Der Schleier der jugendlichen Illusionen hatte den ersten Riß erduldet.

Sinnend verlor er sich in einen einsamen Weg, welcher von der Stadt zum Friedhof führte. Der Arzt hatte ihm erlaubt, gegen Abend nach dem Forsthause zu kommen; die Stunden bis dahin wollte er in Einsamkeit verbringen. Nach geraumer Zeit gegen die Stadt zurückkehrend, sah er sich unerwartet von den Freunden umringt.

„Wir suchen dich allenthalben“, sagten sie; „und du wandelst hier wie ein rechter Träumer und Schwärmer. Weißt du auch, daß du das Concert vergessen hast, die göttliche neunte Sinfonie?“

Walters Gedächtniß kehrte wie aus einer andern Welt zurück. „Wohl“, antwortete er, „so laßt uns hingehen!“

Die Freunde blickten sich erstaunt an. „Das Concert ist zu Ende, mein lieber Walter!“ sagte der uns schon vom Forsthaus bekannte Verfechter der klassischen Kunst. „Was dich so heftig bewegt, daß du nicht nur uns sondern auch dir selbst fast untreu zu werden scheinst, will ich nicht zu enträthseln versuchen, aber einen großen und herrlichen Genuß hast du versäumt, einen Verlust, den ich nicht für dich verschmerzen kann. Die Aufführung der Sinfonie war vortrefflich, würdig des größten Instrumentalwerkes, welches auf der äußersten Grenze des in der Kunst Möglichen den Triumph des Geistes über die Form feiert. Beethoven hat es in dieser Schöpfung erlangt, den ganzen Inhalt seines gewaltigen Wesens bis auf den letzten Tropfen in ein Werk zu gießen, welches durch die Weihe des tiefsten Schmerzes und der höchsten Begeisterung vergessen macht, daß es im Streben nach dem Unerreichbaren zuweilen achtlos über das Erreichbare hinwegschreitet.“

„Was sprichst du von Unerreichbarem!“ rief der für die Musik der Zukunft schwärmende Kunstjünger lebhaft aus. „Beethoven hat das Thor geöffnet, aber er betritt nur die Schwelle. Vielleicht ahnte er selbst nicht, welche Bedeutung seine noch ungewissen Bestrebungen für unsere Zeit gewinnen mußten, welche das, was er nur dunkel, nur im künstlerischen Verständniß wollte, mit klarem Geistesbewußtsein zum Ziele führt.“

„Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ sagte der Erste mit herzlichem Eifer. „Aus des Meisters Unheil spinnen sie das Netz ihrer Thorheit, und seinen Geist verstehen sie nicht.“

„Nicht verstehen?“ fuhr der Andere auf, „nicht verstehen? — Wenn Einer von Euch das herrliche Werk erfaßt hat mit Sinn und Gedanken, so bin ich es. Was

sage ich, mit Sinn und Gedanken? Ich habe es gehört — gefühlt — ich habe es gesehen! Ja, gesehen habe ich, wie duftiges Nebelgewölk leise den Saal durchzittert und leichte Blitze sich hindurchschlingen und wie aus dem flüsternd wogenden Chaos eine neue Schöpfung an's Licht sich gestalten will. Ein plötzliches Aufzucken — und aus dem Gewühl des geheimnißvollen Werdens tritt ein leuchtender Genius, schön, gewaltig und einsam. Bald schweben aus der Ferne heitere Gestalten heran, mit bunten Kränzen, in flatternden Gewändern. Drohende Schatten steigen aus dem Boden auf. „Du bist unser! du bist unser!" tönt es in vielstimmigen Rufen. Der Genius erbleicht. „So kommt denn! ich bin bereit."

Sie dringen auf ihn ein; sie umschlingen ihn. Süße Stimmen locken in die Weite; wilder Sturm tost in den Nebelwolken; Berge und Felsen thürmen sich rings und in der Ferne braust das Meer.

Eine liebliche Gestalt legt ihm die Hand auf die Augen. „Ruhe und genieße!" spricht sie. Eine ernste hält den Dolch über seinem Haupte und ruft: „Wache und dulde!"

„Ich will kämpfen!" erwidert der Genius. Er stampft auf den Boden, er schüttelt die umschlingenden Arme von sich, seine Augen sprühen Feuerströme. Die Gestalten weichen zurück, der sinkende Nebel bedeckt sie, es wird stille und er steht auf's Neue schön, gewaltig und einsam. Aus der Ferne tönt es leise: „Du bist unser!"

„Unser, unser", klingt es in der Tiefe nach.

Jetzt umschwirren ihn leuchtende Elfenschaaren, zierlich ihren perlenden Reigen schlingend; er bleibt unerschüttert. Eine weiche Wolke senkt sich auf sein Herz und durchströmt ihn; die warmen Tropfen quellen aus seinen Augen. — Die Kraft entweicht den mächtigen Gliedern, er will sinken. —

„Du bist unser!" tönt es schon wieder näher. „Unser, unser!" an seiner Seite.

Plötzlich ein jäher Weheruf! Die Welt erzittert, denn mit eisernen Tritten schreitet die Vernichtung einher, alles Werden, Genießen und Leiden, all das blühende Leben unter ihren Füßen zermalmelnd. Wohin sich retten vor der Wucht des kalten, unerbittlichen, des unentrinnbaren Verhängnisses?

Horch! Ein süßer Ton erklingt, aus der lichten Höhe herniedergleitend! Die Seele erbebt in heiliger Ahnung. Es wird stille. Die Pforten der Wolken öffnen sich mit leisem Getöne; überirdische Helle überströmt Himmel und Erde. Und sie steigen herab die heiligen Schaaren, zur Schlacht gerüstet mit goldenen Waffen. Bald sind im leichten Kampfe die dunkeln Mächte besiegt; sie entfliehen vor der Gewalt des strahlenden Lichtes und in mächtigem Fluge braust der Sphärengesang durch das All. Die Erde stimmt in das gewaltige Loblied ein. „Heimath! Freiheit!" ruft der Genius, und unter dem vollen Jubel der Welten stürmt er die Sonnenbahn hinan."

Es ist geschehen! Schweigen und Dunkelheit herrscht in dem Saale: „Was war das?" fragte Einer den Andern und lauter tönt dieselbe Frage in Gottes freier Luft. Da kam des Weges Einer, dem der Genius den Mund aufgethan hatte, der sprach: „Das war Beethovens neunte Sinfonie."

Der Redner schwieg athemlos und Alle waren eine Weile verwundert stille; dann aber sagte der, welcher zuerst den Streit begonnen, ziemlich verdrießlich: „Es ist dir recht gut, daß du bei all' deiner Begeisterung zuletzt doch noch sagen mußtest, daß du die neunte Sinfonie gemeint. Hättest du sie mit einfachen Worten die künstlerische Darstellung des werdenden, kämpfenden und siegenden Geistes genannt, so wäre ohngefähr dasselbe ausgedrückt gewesen. Dein Dithyrambos aber würde mir besser gefallen haben, wenn er nicht zur Erklärung eines Kunstwerkes dienen müßte."

Walter hatte das Ende des Gesprächs nicht abgewartet. Er war weggegangen und man sah ihn in der Dämmerung mit eiligen, leidenschaftlichen Schritten den Weg einschlagen, welchen er vor drei Tagen von den Bergen herabgekommen war.

Als unser junger Freund das Forsthaus erreichte, war es Nacht geworden. Erhitzt vom raschen Gehen und in ängstlicher Erwartung dessen was er erfahren sollte, stand er eine kleine Weile still, aufmerksam das Haus betrachtend, um aus einem äußern Zeichen auf den Gang der Ereignisse im Innern desselben zu schließen. Ein einziges Fenster im Erker war schwach erleuchtet, sonst Alles in Dunkelheit und Stille begraben. Er trat hinein.

„Sie sind Alle droben" sprach eine vorübergehende Magd, die sogleich wieder in der dunklen Küche verschwand.

Walter stieg langsam die Treppe hinan, sein Herz pochte hörbar. Oben in dem engen Gange klopfte er leise an die erste Thüre. Geräuschlos öffnete der Wirth. Walter trat ein. Das Zimmer war klein und dunkel, aus einem anstoßenden Kabinet drang ein matter Lichtstrahl. Walter ging näher. Welch ein Anblick!

Auf einem niedrigen reinlichen Bette lag unter weit zurückgeschlagenen Vorhängen die Leiche eines schönen jungen Mannes, das feine Gesicht wie aus Elfenbein geschnitten, von dunkel gelocktem Haar umgeben, Mund und Augen fest geschlossen. Ueber den Ausdruck strenger Abgeschlossenheit und tiefer Ruhe war noch jener heilige Verklärungsschimmer ausgegossen, welcher den Moment des Verscheidens zuweilen wie mit einem Abglanz seliger Kindheit erleuchtet. Vor dem Lager, den Rücken gegen die Thüre gewendet, das Haupt tief auf die Hände des Verstorbenen niedergebeugt, kniete die Tochter der Gräfin, die junge Amalie. Nicht trostlose Verzweiflung oder ohnmächtige Schwäche drückte sich in der leichthingeworfenen und doch fest in sich ruhenden Gestalt aus; es war die tiefe Versenkung eines ganz auf einen Gegenstand gerichteten Geistes, die, wie die Verzückung der Frommen bei himmlischen Erscheinungen auf den schönsten Bildern der Alten, den einfachen, zarten Linien diesen edlen Schwung und rührenden Reiz verliehen. Am Fußende des Bettes stand die gute Hausfrau, die häufig fließenden stillen Thränen sanft mit der Schürze trocknend. Etwas rückwärts, der Thüre zunächst, saß die Gräfin auf einem hölzernen Stuhle, sie sah fast unkenntlich aus. Als Walter eintrat, blickte sie empor, und, auf die bewegungslose Gestalt der Tochter zeigend, sagte sie fast tonlos: „Sie ist nicht wegzubringen."

Walter stand wie von einem Traumbild befangen. — Die Lampe unter dem Spiegel am Fenster warf einen hellen Schimmer über das Gesicht des Todten; das Zimmer war im Halbdunkel, der silberhaarige Wirth lehnte, Wache haltend, an der inneren Thüre. Und immer lag die stille Gestalt vor der Leiche auf den Knieen und immer verharrte die Wirthin leise seufzend und die Mutter starr nach der Tochter blickend. Was mochte in diesem stolzen, vorurtheilsvollen und doch liebenden Mutterherzen vorgehen zu dieser Stunde?

Walter war zu jung und zu gesund um einem solchen Eindruck lange still halten zu können. Er verließ vorsichtig das Zimmer und winkte dem Wirthe ihm zu folgen. Draußen erzählte dieser ihm mit leiser Stimme, daß des Nachmittags die beiden Damen mit dem Arzte angekommen seien, „und zwar", sagte der Alte flüsternd, „wie es scheint, die Mutter mit großem Widerwillen."

„Gleich nach der Ankunft" fuhr er dann fort, „begab sich der Arzt in das Krankenzimmer und redete leise mit dem Kranken, der sehr schwach aber ruhig war; dann holte er die junge Dame hinein, die indeß still nach der Thüre blickend gewartet hatte. Die alte Dame wollte sie begleiten, aber eine gebieterische Bewegung der jüngeren wies

sie zurück. Das Fräulein sprach auch ein paar Worte, die ich aber nicht verstehen konnte", sagte der gute Wirth, „darauf die Mutter das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und sich gegen das Fenster wandte. Ich habe es wohl gesehen, daß ihr ganzer Körper zitterte vor unterdrücktem Weinen. Der Arzt ließ die junge Dame wohl über eine Viertelstunde allein bei dem Kranken", so lautete die Erzählung weiter. „Als wir später hineinkamen, kniete sie so wie jetzt vor dem Bette, nur war der Kopf aufgerichtet und sie schaute unverwandt den Sterbenden an, dessen Hände sie hielt und der friedlich lächelnd da lag und immer leiser athmete. Als zuletzt der Athem ausblieb und sie merkte, daß er verschieden war, neigte sie den Kopf auf seine Hände, daß ihre langen Haare weit über die Decke hinfielen. So kniet sie noch, und als der Arzt und die Mutter sie wegführen wollten, drängte sie die Beiden ganz ruhig aber mit großer Kraft zurück und verfiel wieder in ihre vorige Stellung."

(Fortsetzung folgt.)

Mythus über Anselm von Rothschild.

In französischen Blättern macht folgender Dialog als ein Beitrag zur Charakteristik des vor fünf Jahren verstorbenen ältesten der Brüder Rothschild die Runde.

Bei dem Frankfurter Rothschild war eines Tages ein Pariser Feuilletonist zu Gast, ein hübscher, junger, gesunder, und es ist wohl überflüssiig hinzuzusetzen, lebenslustiger Mann. Rothschild hatte seinen liebenswürdigen Tag und zeigte dem Touristen all' die Pracht und Herrlichkeit seiner Reichthümer. Der zu Genüssen aller Art aufgelegte Schriftsteller sah mit lüsternen Augen die Vollblutpferde, die Wagen, den Wintergarten, die Appartements mit den Kunstgegenständen und aß und trank nach Herzenslust, indem er nur im Stillen beklagte, daß er es nicht alle Tage so haben könne.

So wohlerzogen Franzosen in der Regel zu sein pflegen, der Mann konnte sich nicht enthalten, bevor er sich von seinem freundlichen Wirthe verabschiedete, auszurufen: Ach, wer so glücklich wäre, mit Ihnen tauschen zu können!

Rothschild ergriff mit ernster Miene die Hand seines Gastes und sagte: Ah, wer wäre geneigter dazu als ich — wenn so etwas nur anginge! hören Sie mich, junger Freund! Sie bewunderten meine Pferde! Es ist ohne Zweifel ein großes Vergnügen, sie zu reiten, allein seit Jahren verbietet mir der Arzt, eines derselben zn besteigen, meine Magennerven erlauben mir nicht zu fahren; was die kulinarischen Genüsse anbelangt, so haben sie für mich jedesmal, wenn ich zu schwach bin, der Lust dazu zu widerstehen, die widerwärtigsten Folgen; ich habe eine wahre Idiosynkrasie gegen Blumendüfte; mich an den Statuen und Bildern zu ergötzen, dazu gebricht es mir an Zeit; die einzige Frau, welche ich wahrhaft geliebt, konnte ich niemals besitzen; um kurz zu sein: von allem meinem Reichthume habe ich nichts, als — die Pflicht, ihn zu verwalten. Nun, sagen Sie, wollen Sie noch Rothschild sein? — Der Feuilletonist unterließ es, diese Frage direkt zu beantworten; er begnügte sich unter einer tiefen Verbeugung zu sagen: Sie sind nicht nur reich, Sie wissen auch andere zu bereichern!

Diese moralisirende Erklärung, die sich fast wie eine moderne Parodie der Geschichte von Dionysius und Damokles ausnimmt, liest sich gut genug; doch wird Niemand in der ganzen Redeweise den schlichten Baron Amschel wiederfinden. Zudem war derselbe, wie wir bestimmt wissen, zeitlebens ein großer Blumenfreund.

Eine andere Aeußerung, welche die Blätter dem alten Geschäftsmann in den Mund legen und als ein Zeichen seiner patriarchalischen Weisheit anführen, scheint sich der Wahrheit mehr zu nähern. Als nämlich Rothschild im Herbst 1842 in Paris war,

besuchte er Ludwig Philipp, der im Gespräch auch des verstorbenen Herzogs von Orleans gedachte und seinen Gast bat, ihm darüber ein gutes Wort zu sagen. Dieser soll erwidert haben: „Als Aaron, der Hohepriester, seine Söhne verloren hatte, sagte Mose zu ihm: der Herr wird geheiligt an denen, die ihm nahen. Er meinte damit: Wer ein so großes Amt hat, muß auch große Verluste ertragen können."

Die letztere Anekdote wurde wenigstens in Rothschilds näherer Umgebung zur Zeit als wahr angenommen.

Notizen.

Der Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthumskunde hat am 24. Mai seine erste Sommerzusammenkunft in der „Concordia" in Bockenheim gehalten. Hr. Dr. Euler übergab eine Sammlung römischer Münzen, die Herr Binge dem Vereine zum Geschenk übersandte, und verlas das sehr freundliche Begleitschreiben des Gebers. Herr Dr. Heyden theilte den ersten Abschnitt einer Aufzeichnung über das Geschlecht von Holzhausen mit, welchem der kürzlich verstorbene Geheimerath und Bundestagsgesandte dieses Namens angehörte. Es ist dies nachweislich das älteste annoch in Frankfurt bestehende Haus; das Bürgermeisteramt ist 66mal von Mitgliedern desselben verwaltet worden. Die in der Familie zumeist herkömmlichen Vornamen sind Justinian, Johann Hector, Johann Adolf. — Eine weitere Mittheilung des Vorsitzenden betraf die dichterischen Bearbeitungen des Aufstandes, der 1612—16 unter der Leitung des Vincenz Fettmilch stattgefunden. Dieselben fassen ihren Helden höher auf als die Geschichtserzählung zu thun pflegt und stellen ihn als den Anwalt des unterdrückten Rechtes auf. Ein kürzlich erschienener Roman „Vincenz Fettmilch, von Rudolf Frank" ist jedoch nicht den Werken beizuzählen, aus welchen man brauchbare geschichtliche Belehrung in novellistischem Gewand erhält: beachtenswerther schien ein gleichnamiges Trauerspiel von Feldmann, einem vor wenigen Jahren verstorbenen Dichter. — Die Unterhaltung bezog sich ferner auf die Geschenke, welche das Museum und die Bibliothek der Stadt Mainz kürzlich von Kaiser Napoleon III. unter den allerverbindlichsten Formen erhalten haben: die bedeutendsten Stücke sind ein antiker Candelaber, den der Kaiser kurz vorher für 6000 Francs gekauft hatte, und fünf höchst werthvolle Prachtwerke philologischen und archäologischen Inhalts, darunter die Inscriptions romaines de l'Algérie.

Die Gymnasiasten von Hanau haben im März 1859 einen Aufruf an ihre sämmtlichen Commilitonen in Deutschland zur Sammlung von Beiträgen für den Ankauf des Schillerhauses in Marbach erlassen. An dem Unternehmen betheiligten sich 4303 Schüler an 55 deutschen Gymnasien; die entlegensten darunter sind die von Rostock, Friedland in Mecklenburg, Krems in Oesterreich, Marburg in Steyermark; auch Frankfurt a. M. findet sich im Verzeichniß. Die Gesammtsumme der Beiträge beläuft sich auf 1473 fl. 7 kr. und wurde kürzlich dem Comité des Schillervereins in Marbach übersandt, welches nun den Empfang in einem Dankschreiben öffentlich bescheinigt. Im Schillerhause wird auch das von Hanau gestiftete Gedenkbuch niedergelegt werden, ein Prachtfoliant in blauem Sammet, der die Namen jener 4303 Geber enthält; auf der Decke ist das Stadtwappen von Hanau, ein schildhaltender Schwan und ein stehender Löwe, in Silber und Gold in erhabener Arbeit ausgeführt. Das Titelblatt zeigt Schillers Bild, oben die Worte: „Durch Ihn und in Ihm vereint", unten die um einen Eichen- und Lorberzweig geschlungenen deutschen Farben.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 28. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 173.) **Die Karlsschüler.** Schauspiel in 5 Akten von H. Laube. Schiller: Herr Friedrich Dettmer vom Hoftheater zu Dresden als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

N: 47. Mittwoch, 29. Mai 1861.

Friedrich August von Ammon.

Die Familie Ammon ist in weiteren Kreisen durch die „Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang" (Braunschweig 1842) bekannt, dessen erste Frau eine Ammon war, und der seinen Schwiegervater, den Kammerrath Ammon in Baireuth (I., 279) folgendermaßen schildert: „Er war ein eigener Mann; stattlich von Gestalt, voller Courtoisie nach der alten Art, etwas eitel, den Tod schon im bloßen Namen fürchtend, sein Alter wie eine Contrebande verleugnend, und dann im Innern des Hauses heftig, aufbrausend und tobend über das Maß. Gewöhnlich, wenn ihm die Befehle der Kammer zukamen und er sie öffnete, warf er alle, die ihm mißfielen, weit hinter die Thüre auf die Erde, ohne seinen Schreibern und Dienern zu gestatten, sie aufzuheben. Höchstens in einer Viertelstunde las er sie selber wieder auf, glättete und präsentirte sie und war dann immer unter allen Beamten derjenige, der sie am ersten und pünktlichsten vollzog. Darum und wegen seiner übrigen treuen Cassenführung sahen ihm die Oberen diese seine Wurfübungen, die ihnen nicht unverrathen blieben, mit großer Humanität nach, ja öfters sagte der Präsident scherzend: Nun, das ist ein Befehl, den wird uns der Kammerrath Ammon wieder hinter die Thür werfen! Die Bauern waren immer auf das erste Donnerwetter gefaßt, gingen am Ende wohl zufrieden nach Hause und lobten den Herrn, der sichs, ihrer Meinung nach, so sauer werden ließ." Ein Sohn dieses Kammerraths Ammon († 1812) war Friedrich Christoph, geb. 1766, nacheinander Professor der Theologie in Erlangen (1792—94 und 1804—13) und Göttingen (1794—1804), und 1813 als Volkmar Reinhard's Nachfolger nach Dresden als Oberhofprediger berufen, wo er am 21. Mai 1850 starb. Friedrich Christoph Ammon, welcher den von der Familie 1640 aufgegebenen Adel 1825 wieder annahm, war mit der ältesten Tochter des Hofraths Professor Breyer in Erlangen verheirathet, dessen Familie von Goethe's Lili, der Frau von Türckheim, in einem am 30. August 1795 aus Erlangen geschriebenen Briefe als die „Perle von Erlangen" bezeichnet wird. (K. Jügel, Puppenhaus, Ffkt. 1857, S. 375). Diese Ehe war mit sechs Kindern, darunter drei Söhne, gesegnet: der älteste, Friedrich, starb als Professor der theologischen Facultät und Decan in Erlangen, der jüngste Wilhelm, lebt noch als Vicepräsident des Oberappellationsgerichtes in Dresden, der mittlere, Friedrich August, geboren 10. September 1799 in Göttingen, widmete sich, nach einer gründlichen allgemein wissenschaftlichen Vorbildung, seit 1818 in Leipzig, seit 1819 in Göttingen, dem Studium der Heilkunde. Bereits in Göttingen löste er als Student 1820 eine akademische Preisfrage *), wie er noch manche Preise in seiner späteren Laufbahn gewann und seine Dissertation 1821 **) behandelte einen Gegenstand aus der Augenheilkunde, welche ihm so manche Bereicherung verdanken sollte. Der junge Doctor

*) De somni vigiliarumque statubus morbosis.
**) Ophthalmoparacenteseos historia.

machte in den Jahren 1821 und 1822 eine wissenschaftliche Reise und hielt sich mit Hyfelder längere Zeit in Paris auf. Das Resultat seiner Anschauungen legte er in der „Parallele der französischen und deutschen Chirurgie“ nieder, welche 1822 erschien. Nach seiner Rückkehr versuchte er sich kurze Zeit als Privatdocent in Göttingen, ließ sich aber dann 1823 dauernd in Dresden nieder. Dort erschien 1827 ein unscheinbares Büchlein: „Die ersten Mutter-Pflichten und die erste Kindespflege“, welches jetzt in stattlicher Gestalt und mit einem Titelbild von Bendemann geschmückt in neunter Auflage (Leipzig, Hirzel 1860) vor uns liegt. Es war ihm vergönnt, diese Schrift, welche nur aus der Verbindung gründlicher allgemeiner Bildung mit der vollkommensten Beherrschung des medizinischen Gegenstandes hervorgehen konnte und welche als Muster einer klaren und würdigen populären Schrift angesehen werden muß, in immer weiteren Auflagen zu vervollkommenen. Er ließ die Schrift nicht, wie manche sonst verdienstvolle Schriftsteller thun — nomina sunt odiosa — durch die bloße Gewöhnung des Publikums und den Eindruck der vermehrten Auflagen wirken, sondern er revidirte jede neue Auflage aufs Sorgfältigste und flocht besonders die geistvollen Bemerkungen, womit die „Jahresberichte des Dr. Christ'schen Kinderkrankenhauses zu Frankfurt a. M.“ von unserem Geh. Rath Stiebel begleitet werden, an den betreffenden Stellen seinem Buche ein. Der Erfolg dieses seines Lieblingswerks, wovon auch eine dänische (1840) und eine tschechische Uebersetzung (1854) erschienen sind, machte ihm viele Freude, und er begleitete die neunte Auflage mit dem Distichon:

Ohne Pause nur fort, am Ende kommt's noch zur Zwölften —
Ob es was nützet? Vielleicht höhlen die Tropfen den Stein.

Kaum geringere Verbreitung fand eine zweite populäre Schrift „Brunnendiätetik“ (2. Aufl. 1828; 5. Aufl. 1854), welche ebenfalls vielverbreitete Vorurtheile zerstreut hat und 1827 auch ins Polnische übersetzt worden ist. Zwei weitere Preise nach dem Göttinger gewann er selbst in Paris 1836 *) und in Gent 1840 **), und außerdem hat er seine Schüler und näheren Freunde mit seinem Rathe unterstützt, so daß noch drei der Brüsseler Preise über Themata der Augenheilkunde nach Dresden kamen (an die DD. Beger, Warnatz und Stricker). Auf Ammon's Verdienste um diese seine Lieblingswissenschaft näher einzugehen ist hier nicht der Ort; hier sei nur erwähnt, daß er mit großen Opfern ihr ein eigenes Organ ***) geschaffen und ein umfassendes Kupferwerk †) herausgegeben hat, welches, wenn es auch jetzt bei vorgeschrittener Technik überboten sein mag, zur Zeit seines Erscheinens alles bis dahin in Deutschland geleistete weit übertraf. Nach fast dreißigjähriger Arbeit gelang ihm noch vor seinem Tode sein Hauptwerk, „die Entwickelungsgeschichte des Auges“ *) zu vollenden; ein projectirter Atlas zu Chelius, „Handbuch der Chirurgie“ wurde nicht abgeschlossen, sondern umfaßte nur die angebornen chirurgischen Krankheiten **). Was seine äußeren Verhältnisse betrifft, so wurde Ammon bereits 1829 zum Professor der allgemeinen Krankheits- und der Arzneimittellehre an der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Dresden ernannt, 1837 Leibarzt mit dem Hofrathstitel und 1844 geheimer Medicinalrath im Ministerium des Innern; zahlreiche Orden wurden ihm verliehen. Aus seiner ersten

*) De Iritide, Lips. 1838, auch deutsch 1843 und französisch 1844.

**) Kritik der plastischen Chirurgie (mit Dr. Baumgarten), Berlin 1842, auch französisch 1843 und italienisch 1843.

***) Zeitschrift für Ophthalmologie. 5 Bände. Dresden und Heidelberg 1831—37.

†) Klinische Darstellungen der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges ꝛc. Berlin 1838—47. Fol., auch französisch seit 1846.

††) Deutsch: Berlin 1858, französisch; Brüssel 1860.

†††) Berlin 1844.

Ehe hinterläßt er eine mit dem Major von Hausen (in königlich sächsischen Diensten) verheirathete Tochter; seine zweite in höheren Jahren geschlossene Ehe blieb kinderlos.

Ammon gehört nicht zu den bahnbrechenden, genialen Geistern der neueren Medicin, aber sein kritischer Geist und seine umfassende Bildung haben ihn auch vor allen Uebertreibungen bewahrt und mancher Gedanke eines kühnen Erfinders ist aus seiner Hand nutzbarer hervorgegangen, als jener selbst ahnte. Er war von regem Ehrgeiz, von unermüdlichem Fleiß und seltener Uneigennützigkeit. Die stattliche Gestalt des Großvaters und Vaters war ihm nicht beschieden, eher etwas von der brausenden Heftigkeit des Großvaters. Er war klein und stark, und nach einem Beinbruch, der in den letzten Jahren ihn betraf, nahm seine Corpulenz noch bedeutend zu. Dies mag den Grund zu der Krankheit gelegt haben, welche der angestrengte Dienst als Leibarzt bei der Masernepidemie des vorigen Winters zum Ausbruch brachte. Nach längerem Leiden und vierzehntägiger Krankheit starb er am 18. Mai, in noch nicht vollendetem 62. Lebensjahre, zu Dresden. —ck—

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung.)

Walter ging in die Wohnstube hinunter, dann zur Hausthür hinaus. Es trieb ihn hin und her; er hatte nicht Ruhe. Die kleine Strecke Weges bis zum angrenzenden Walde und zurück hatte er wohl oftmals gemessen und es war eine gute Stunde verflossen, als der Wirth ihm entgegenkam und sagte:

„Soeben haben sie das arme Fräulein ohnmächtig weggetragen."

Walter stieg die Treppe hinan und ging noch einmal in das Sterbezimmer. Er stand vor dem stillen Todten wie vor einem furchtbaren, unauflösbaren Räthsel und ein unsäglich schauerliches und schmerzliches Gefühl bewegte seine Seele. Er war noch jung und harmlos; die Macht des Todes trat ihm zum erstenmal unverhüllt gegenüber. Er dachte an die arme gebrochene Mädchenseele, die, schon halb vom Leibe gelöst, ihr schwaches Dasein in Qualen fristete, und ein zorniger Unmuth stieg in ihm auf; er meinte den Todten aufrütteln oder an den Urhebern dieses Unheils schwere Rache nehmen zu müssen und vergaß in seinem Mitgefühl welch harte Strafe die unglückliche Mutter schon jetzt zur Sühnung für die adelstolze Frau erdulden mußte. Dann aber verwirrten sich alle diese Empfindungen und ein süßes Bild tauchte aus dem dunklen Chaos empor. Jetzt schien ihm der Todte zu lächeln und in heißen Tropfen löste sich der Kummer des guten Jünglings zu sanfter Wehmuth.

Walter wandte sich um wegzugehen, als er das Taschenbuch am Boden liegend erblickte. Er nahm es auf, zum zweitenmal, und trug es mit sich in die kleine Kammer, welche die Wirthin ihm für die Nacht angewiesen, denn die Damen hatten das Schlafzimmer der guten alten Leute inne und der Todte war in seiner ehemaligen Wohnung geblieben.

Walter saß in später Stunde auf seinem Bette vor einem kleinen Tischchen mit brennender Lampe. Er las in dieser Nacht das verhängnißvolle Buch, aus welchem einzelne kurze Auszüge hier folgen sollen.

Aus des Violinspielers Tagebuch.

„Reflexion heißt das Oel, das ich auf die Wunden des Gemüthes lege. Zuweilen aber wirkt es wie ein Zugpflaster und reißt die schadhaften Stellen noch weiter auseinander. Gleichviel — ist es doch unser einziges Privilegium."

„Der Mensch soll die Tiefen der Gottheit erkennen." Das übersetze ich mir so Der Künstler soll zur vollkommenen künstlerischen Wahrheit hindurchdringen. Ich bin so tief in die Kunst versunken, daß mir die einzelnen Gedanken schwer und ungelenk werden. Aber im Innern lebt diese beseligende Idee und ruht immer voll, unerschöpflich wie ein stiller, tiefer, klarer See."

„Der Geist der Geschichte tritt nach in ihm selbst liegenden Gesetzen mit einzelnen Menschen in unmittelbare Berührung. Das ist die tiefe Bedeutung des Genie's. Ohne dieses Bewußtsein lohnt sich's nicht der Mühe zu leben."

„Unter die Auserwählten gehört Mozart. In ihm hat sich die reine künstlerische Anschauung verselbständigt. Er vereinigt den vollkommen freien Schritt des Gedankens mit der eben so vollkommenen Gründlichkeit und Anmuth der Darlegung. Jeder schöpferische Gedanke in ihm öffnet sich sogleich naturgemäß seine Bahn nach außen. — Beneidenswerthes Vorrecht der künstlerischen Unbefangenheit! — Ein Jahrhundert — und mit dem reifenden Bewußtsein ist die Unschuld verloren!"

„Was sage ich von Beethoven? — Er steht uns näher, denn auch er hat vom Baume der Erkenntniß gegessen. Nicht ist die Kunst in ihm Individualität geworden wie in Mozart, aber seine persönliche Individualität ist vermöge der Kraft des Talentes zur Kunst geworden. Wer will hier rechten? Wer wagt es, die feine Grenze zu bestimmen, wo individuelle Wahrheit und Kunstideal sich begegnen?"

„Die Nothwendigkeit des Individualisirens hat sich längst auf die Kunst in mir übertragen. Ich kann ein für allemal nicht in dem Grade unbewußt sein, wie es die großen Meister waren, und zwar vermöge der ganz überwiegend künstlerisch-gemüthlichen Richtung, welche sich in ihnen offenbart und die wir Unmittelbarkeit nennen. Diese edle, göttliche Bornirtheit — lüstern macht sie mich doch nicht. — Ich bin erstarkt genug, um individuell zu sein. Was ich schaffen will, ist ohne Vorbild, schroff, abgerissen, mangelhaft zerbrechlich — ein umflorter Horizont, nur von einzelnen Funken erhellt, wie ich selbst."

„Mein Reich ist kaum von dieser Welt. Ich gehöre, glaube ich, zu den Menschen, die die Verwandtschaft der Kunst und Wissenschaft darstellen sollen. Beide Elemente verfließen in mir. Es wird noch eine Zeit kommen, wo der Verstand eben so thätig und unmittelbar in Beziehung auf das Höchste sein wird als die Kunst. In meinen guten Stunden stelle ich mich über Alles, aber die Rückfälle der Sterblichkeit beschleichen mich."

„Alles liegt daran den Menschen begreiflich zu machen, daß sie keinen Virtuosen in mir suchen sollen. Wie viel habe ich in dieser Beziehung gelitten! Soll ich nun bald mir selber leben dürfen oder ist Vorurtheil, Unsinn und Mißverständniß noch nicht gesättigt an meinen besten Kräften? Mein Herz pocht! Mein Geist schwellt empor im Schöpfungsdrang, und ich bin verurtheilt Koth in goldenen Becher zu fassen — das ekle Volk aber nimmt es für Nektar!"

„Bei diesem meinem begonnenen Werke will ich die Arbeit blos als Zuthat hinzufügen. Der Gedanke sei Alles. Aber deshalb ist es so schwer — es ist lauter Poesie, wenig Technisches. Ich will ein Bewußtsein erringen. Alles Uebrige ist gleich: „To be or not to be!“

„Der Generalbaß ist das Nämmliche was der Staat in der Geschichte. Für factische Dinge gibt es keinen Grund. Sie sind eben da. Wer die Regel kennt, mag dagegen fehlen.“

„Ist der Geist da, so muß die Form in den Hintergrund treten, denn er kann sich ihr nicht opfern. — Es wird auch selten nöthig sein, weil der ächte Künstlergeist mit der Form Hand in Hand geht. Nur ganz besondere Geistesacte werden eine Verletzung der Form zur Folge haben, und auch da möglichst schonend. Ich finde, daß unsere Zeit die Form zuweilen unberufen bei Seite setzt, d. h. ohne die rechtfertigende Geistesgewalt.“

„Was mich betrifft, so halte ich mich für einen guten Ritter der überaus reizenden, süßen und beseligenden Dulcinea, der die Welt huldigt u. s. w.“

„Im längeren Kampfe mit meinem inneren und meinem äußeren Berufe werde ich ohne Weiteres mich aufreiben. Ist am Abend das Paradepferd zu Schanden geritten, so brauche ich Stunden und Tage um mich wieder emporzuheben, umgekehrt, um mich herabzulassen. Es ist schmerzlich, dies jetzt thun zu müssen, wo ich die Aufgabe eben ergriffen zu haben glaube, die Aufgabe, die nur ein Künstler, ein Musiker faßt, die Wahrheit der Kunst.“

„Dieses mein Werk muß mir den Ruhm der Unsterblichkeit sichern. Ich trage das tiefe Bewußtsein in mir, Andere haben mit Schülerhaftigkeiten die Welt überfluthet. Wenn ich auftrete, will ich Meister sein, und daß ich nahe daran bin, sagt mir mein Inneres.

Heute Nacht sehr gearbeitet, vermittelst Burgunders und schwarzen Kaffees.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Mendoza in dem argentinischen Staatenbund *).

Die am Fuße der Cordilleren gelegene Stadt Mendoza, nächst Cordova der größte und beste Ort im Innern der argentinischen Conföderation, liegt 320 Leguas von Buenos Ayres. Die Stadt wurde im Jahre 1559 von Chile aus gegründet und zu Ehren des damaligen Gouverneurs, Don Garcia Hurtado de Mendoza, benannt.

---

*) Reise durch die La Plata-Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit und den Culturzustand der argentinischen Republik. Ausgeführt in den Jahren 1857—1860 von Dr. Herm. Burmeister. Halle 1861. S. 182 ff.

Unser Gewährsmann H. Burmeister erzählt:

Ich fuhr, von dichten Staubwolken umgeben, durch die Vorstadt und stieg, als ich den ebenso staubigen Marktplatz vor mir erblickt hatte, mit einer nicht gerade freudigen Ueberraschung vom Wagen. Offenbar hatte ich mehr erwartet, als der erste Anblick mir bot; eine Stadt von nahezu 10,000 Einwohnern sollte einen mehr städtischen Anblick haben und nicht wie ein staubiges Dorf aussehen, dessen immerhin stattliche, ganz nahe am Markte gelegene Kirchen, weil unvollendet und zum Theil verfallen, in dieser Form nur dazu dienen konnten, das unbehagliche Gefühl der Enttäuschung zu vermenren, welches sich meiner bemächtigte. Ich schlug meine Wohnung in dem am Markt befindlichen guten Hotel de France auf.

Angelegt wie alle übrigen ursprünglich spanischen Städte in gleichgroßen Quadraten, deren Seiten 400 französische Fuß lang sind und von graden Straßen getrennt werden, die 24 Fuß Breite und einen 4 Fuß breiten Bürgersteig an jeder Seite haben, bildet die Stadt ein langgezogenes, etwas verschobenes Rechteck, worin 6 Straßen der Länge nach und 19 der Quere nach verlaufen. Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt zwischen den beiden Brücken, die über den Zanjon führen, der Hauptplatz der Stadt, die Plaza, mit der Hauptkirche und einigen recht guten Häusern. Von dieser Plaza, ursprünglich ganz kahl, ohne Schmuck und selbst ohne Pflaster, gehen die Hauptstraßen aus. Die Calla de S. Martin und de la Constitucion, letztere wohl die beste von allen Straßen Mendoza's, entsprechen den beiden Brücken über den Zanjon und führen quer durch die Stadt auf die Alameda, ein mit zwei Reihen hoher Pappeln bepflanzter und mit steinernen Sitzen zum Ausruhen versehener öffentlicher Spaziergang. Diese beiden Querstraßen und die meisten der der Plaza zunächst liegenden, durch die das Trinkwasser in offenen Gossen fließt und häufig sehr unreinlich ist, sind gepflastert, auch mit guten, von Ziegeln bedeckten Trottoirs versehen. Man sieht hier reinlich geweißte, wenn auch einstöckige Häuser mit alten eleganten Portalen und Dachgesimsen, die mit Vasen und ähnlichem Schmuck geziert sind. Die größeren und namentlich die neueren Häuser sind aus gebrannten Ziegeln gebaut. Alle übrigen bilden staubige Wege, neben denen nur ganz unordentliche, hohe, häufig ungepflasterte Bürgersteige verlaufen. Die entlegenen Stadttheile zeigen dagegen viel graue, aus Erde oder Luftziegeln aufgeführte, kleine, zum Theil verfallene Gebäude.

Was Mendoza vorzugsweise ein großstädtisches Ansehen und eine gewisse Würde verleiht, sind die vielen Kirchen (sieben), Klöster und Kapellen, womit die Stadt versehen ist. Außerdem sind wenig nennenswerthe öffentliche Gebäude in Mendoza vorhanden und hier nur das Regierungsgebäude (Casa de Gubernio), das Theater und das Collegium, die Gelehrtenschule, anzuführen. Das erstere Gebäude, zwar in der Anlage von einem geräumigen Wohnhause nicht verschieden, aber imponirend durch seine Größe und die nobeln Verhältnisse seines Innern, ist als ein würdiges Denkmal spanischer Prachtliebe zu betrachten. Das im Jahre 1850 vollendete Theater, das einzige bemerkenswerthe Bauwerk neuerer Zeit außer dem Collegio de la Trinidad, hat eine gefällige, mit einem Balcon gezierte Fronte. Sein Inneres ist geräumig, für tausend Personen eingerichtet; aber ganz einfach aus Holz gebaut, ohne alle Decoration und mit Leimfarbe überstrichen.

Die Bevölkerung Mendozas erreicht nicht ganz 10,000 Seelen; die Zählung vom Jahre 1858 ergab für die Provinz 47,478 und für die Stadt 9765 Köpfe; sie besteht vorzugsweise aus den mittlern und untern Schichten der Gesellschaft, deren Aeußeres nicht wesentlich von dem des gemeinen Mannes im Lande abweicht, als etwa durch die Anwesenheit großer Kröpfe, womit viele Personen, namentlich ältere Frauenzimmer behaftet sind.

Abgesehen von dem durchgängigen Mangel einer soliden wissenschaftlichen Grundlage der Einwohner hat die Umgangsweise in Mendoza, wie in ganz Südamerika

etwas Gefälliges und Ansprechendes. In der Unterhaltung wird nicht viel auf den Inhalt gesehen, die Hauptsache ist, daß sie fließend sei und Stoff zum Amüsement biete; recht viel und recht laut lachen zu können, das gilt als Beweis für die passende Wahl des Stoffes.

Besonders auffallend ist in Mendoza, wie in den meisten Städten des Binnenlandes, die Bigotterie der weiblichen und die kirchliche Apathie der männlichen Bevölkerung; es giebt Frauen, welche den größten Theil des Tages in der Kirche zubringen, und Männer, welche nie anders als bei äußeren Veranlassungen hineingehen. Das beständige Kirchengehen, die vielen Beichten und der daraus folgende häufige Verkehr bringt die Frauen dieser Länder in eine große Abhängigkeit von der Geistlichkeit, welche verderblich wirkt auf das häusliche Leben der Familie, indem er die laxe Moral der Männer begünstigt und den Frieden in der Ehe dadurch untergräbt, daß die Frau mehr dem Geistlichen, ihrem Beichtvater folgt, als den Wünschen ihres Mannes. Es ist eine leider nur zu wahre und von allen ächten Patrioten daselbst anerkannte Thatsache, daß die Abhängigkeit der Frauen von der Kirche, ihre große Bigotterie, die Selbstsucht der Geistlichkeit, die Dummheit, woran sie selber leidet, und die sie im Volke unterhält, die Hauptursachen des inneren zerrütteten Zustandes der dortigen Gesellschaft abgeben und einen fortfressenden Krebsschaden bilden, den nur eine geläuterte wissenschaftliche Erziehung der Jugend heilen kann, wozu aber bei der Machtstellung, in welcher sich der Klerus zur Zeit noch befindet, sehr wenig Aussicht vorhanden ist. — So weit Burmeister.

Das Erdbeben von Mendoza fand am 20. März Abends 8 Uhr 40 Minuten statt, und nach dem, was man darüber erfahren, scheint es eins der schlimmsten gewesen zu sein, welche jemals vorgekommen sind. Die ersten Erschütterungen sind der Art gewesen, daß Niemandem Zeit geblieben war, ins Freie zu flüchten, und alle Einwohner, welche in ihren Wohnungen waren, sind erschlagen oder verschüttet worden. Sämmtliche Häuser ohne Ausnahme, sowie alle Kirchen sind eingestürzt und in letzteren sollen viele Menschen verunglückt sein, da gerade während der Zeit des Erdbebens Gottesdienst abgehalten wurde. Von 100 Personen, welche im Gefängniß waren, sollen 92, von 132 Nonnen im Kloster 110 umgekommen und von Geistlichen nur 4 übrig geblieben sein. Man kann sich danach einen Begriff von dem Umfange des Unglücks machen. Die speciellen Nachrichten lauten immer grauenvoller; anfangs hieß es, daß von den 12- bis 14,000 Einwohnern etwa zwei Drittel, später drei Viertel und jetzt sicherlich 10- bis 12,000 Menschen umgekommen seien, und letzteres scheint leider das Richtigste zu sein. Ganze Familien sind verschüttet, von anderen nur wenige Glieder übrig geblieben. Dieser große Verlust an Menschenleben ist nur dadurch erklärlich, daß der Stoß gleich anfangs so heftig gewesen und Alles hat fallen müssen. In den Zeitungen werden unter den Verunglückten auch zwei deutsche Namen genannt, Bergmann und Schubert; letzterer ist aber jedenfalls gerettet. Das Elend muß schrecklich gewesen sein und es ist kaum möglich, sich einen Begriff davon zu machen; zudem sollen die Gauchos noch plündernd eingebrochen sein und Raub und Mord wird die Lage der unglünlichen Mendozinos noch trauriger gemacht haben.

Der argentinische Viceconsul in Aconcagna berichtet, daß die Erschütterung so plötzlich und heftig eintrat, daß die furchtbare Katastrophe das Werk kaum einer Minute war. Die Erde gerieth in eine solche Schwingung, daß die Menschen in den Straßen niederfielen; dazu trat durch den aufwirbelnden Staub eine plötzliche Verfinsterung des Mondlichtes ein, so daß Niemand den andern erkennen konnte; an Hülfe und Rettung war aus diesem Grunde nicht zu denken. Die Erschütterung dauerte nur 5—6 Sekunden; der erste Stoß ging von Süden nach Osten, und ein zweiter Gegenstoß folgte unmittelbar von Norden nach Westen.

Alles ist ein Trümmerhaufen; nur eine Säule von Santo Domingo und die Façade von San Augustin und San Francisco stehen noch aufrecht. Ueberall hörte man das unterirdische Rufen der Verschütteten, die um Hülfe flehten, das Schreien der durch den Schrecken ihres Beistandes Beraubten, die um Eltern, Geschwister und Kinder wehklagten; Weiber und Kinder hingen sich an die Soutanen der Priester und flehten um Absolution; dazu das Stöhnen der Verstümmelten; und beleuchtet wurde dieses grausige Bild durch die Flammen der in Brand gerathenen Passage Soto. Die Menschen sind in der größten Verzweiflung. Alle Kleidung, alles Geld liegt unter den Trümmern, wir kampiren unter freiem Himmel, Lebensmittel beginnen zu mangeln. Die Landleute, anstatt zu helfen, räumen nur die Trümmer hinweg um zu plündern. Wir müssen Gewalt sie zwingen, die Leichen fortzuschaffen, welche durch Fäulniß mit schon die Luft verpesten.

Notizen.

Unter Heine's Briefen, die F. Steinmann in Amsterdam herausgegeben hat, ist einer aus dem Jahr 1850 an Dieffenbach in Berlin, einen Jugendfreund des Dichters, gerichtet, den er über seine langwierige Krankheit um Rath fragt. In seinem Krankenzimmer hatte Heine nicht erfahren, daß der berühmte Operateur schon drei Jahre vorher verstorben war. — Die Nachricht von seiner Vermählung mit „Mathilde“ begleitet Heine mit den Worten: „Dieses eheliche Duell, welches nicht aufhören wird bis Einer von uns getödtet, ist gefährlicher als der kurze Holmgang mit Salomon Strauß.“ — Für Studenten von einer sehr verbreiteten Gattung könnte folgender Heine'sche Vers aus Bonn ein Stammbuchblatt werden:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich:
Reite deine Schwänze nach!
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast versäumet manchen Tag.

Cotta'scher Pärsschub von Klassikern. — Der Cotta'sche Verlag läßt bekanntlich zu Zeiten eine Anzahl von Schriftstellern unter der Bezeichnung „Deutsche Volksbibliothek, erste, zweite, dritte Reihe“ in einer dicht und unlöslich verschlungenen Folge von Lieferungen erscheinen. Diese Gesammtpublicationen lassen sich mit den „Pärsschubs“ in constitutionellen Staaten vergleichen; unter der Bedeckung großer Namen schlüpfen auch Thümmel und Iffland in das literarische Oberhaus. Bei der dritten Folge, die eben im Gang ist, erhält man mit einigen ächten Lords, wie Herder und Humboldt, auch Jünger's „komisches Theater“ und den ganz veralteten Ossian von Ahlwardt mit in den Kauf.

Arndts Denkmal. Der Vorschlag, das Wohnhaus des alten Arndt einzureißen um an dessen Stelle das Denkmal des Bewohners zu errichten, ist zwar im betreffenden Ausschuß mit elf Stimmen gegen zehn angenommen worden, hat aber geradezu gesagt, etwas Barbarisches. Diejenigen, die Bonn besucht haben, werden gewiß einmüthig bei der ersten Anfrage einen Platz als den passendsten bezeichnen: den Alten Zoll am Koblenzer Thor mit seiner unvergleichlichen Aussicht auf den belebten Strom und die jenseitigen Höhen. Welche Hindernisse sich dieser Wahl entgegenstellen mögen, das kann freilich nur der Ortskundige ermessen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 29. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 174.) **Lucia von Lammermoor.** Große Oper in 3 Akten von Salvator Cammarano. Musik von Donizetti. Lucia: Fräulein Preiß. Asthon: Herr Simon. Edgar: Herr Zottmayr als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 48. Donnerstag, 30. Mai 1861.

Wie Einer zu Grunde geht.

Eine Künstlernovelle von Heinrich Erbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Jedes Kunstwerk hat seine Geschichte, weil es eine kleine Welt ist. Anfangs diese wogenden, irrenden Massen, mit denen die Phantasie auf der weiten Fläche des Künstlerwillens umherrast. — Dann allmälige Sichtung, Ordnung, Erleuchtung, Eintracht, Verbindung. Kraft ist die große allgemeine Gewalt. Die Hauptsache der künstlerischen Aufgabe aber ist, sie ohne Beeinträchtigung ihrer selbst in die Form der Individualität zu gießen, nicht zu viel, nicht zu wenig aus dem Hahnen.“

„Zuweilen kann ich mich der Besorgniß nicht entschlagen, alltäglich zu werden. Aber bin ich nicht wahr? Und bieten sie uns etwas Anderes als Gespreiztes und Unwahres?“

„Eine ungeheure Kluft trennt die Kunst von der Natur“, sagt Goethe. „Das Genie selbst vermag sie ohne eine Menge äußerer Hülfsmittel nicht auszufüllen.“ Das ist der große Angelpunkt, um den sich das künstlerische Jahrhundert streitet. Talent und Wille vermögen Alles, so sage ich, und nur ein Künstler darf so sagen.

„Verfluchte Stimmungen! Tage und Wochen kein tüchtiger Gedanke! Alles im Geiste ruhend, aber wo ist der Hebel, der mir die ächten Perlen heraufholt? Ich werfe das Netz aus: der Schatz ist in Kohle verwandelt.

Aufregung! Champagner!“

Angefangener Brief, ohne Unterschrift und ohne Adresse zusammengefaltet in dem Buche liegend.

„Paris.

„Liebster Freund!

„Hülfe thut dringend noth, der Cadaver will wanken, selbst das Nöthigste zum Leben wird mir erschwert, das Athmen. Ich hoffe Alles von meiner Arbeit — und werde mich am Ende täuschen. Die Welt ist scheuslich! Ein bischen Solidität, Spießbürgerlichkeit und Klugheit, Dinge, die ich, Gott sei's geklagt, nicht besitze, pflastern den Boden. Alles Uebrige, alles Geistige, der edelste Schmerz ist für das bestialische Gesindel der Menschheit eine terra incognita. Ich bin manchmal wüthend, tigerartig. Mit Hohn und so ganz unaussprechlicher Verachtung blicke ich auf das Getriebe der Menschen, dieser elenden Heuchler und Sophisten, dieser Schlächter und Würger — man sollte sie alle miteinander an einen Spieß stecken.

„Nach dieser höchst trostreichen Bemerkung will ich das Fell der Geduld um mich schlagen und Dir eröffnen, daß ich Schulden habe und seit einiger Zeit wieder leiblich

verliebt bin in eine schöne Baronesse, deren schöne Augen sich von meiner Blässe und deren schönes Herz von meiner Geige sich hat rühren lassen. Es hilft aber auch nichts mehr. Einmal war ich doch wirklich verliebt als sentimentaler Junge. Die Erinnerung liegt so tief in mir begraben, daß nur zuweilen ein leiser Ton heraufdringt, wie aus der im Meere versunkenen Märchenstadt.

„Ich kann heute nicht weiter schreiben: Vielleicht morgen, oder später, oder auch gar nicht. Komme wenn Du kannst. Es ist hübsch des Abends von Montmartre auf die Stadt herabzusehen, auf das brausende, wogende Häuser- und Lichtermeer. Das verweht und verflimmert am Horizont, als ginge das so fort in alle Ewigkeit. Paris ist die einzige Stadt, in der man leben kann. Wisse das. Die feinste Küche hat man da und die hübschesten Grisetten —"

Fortsetzung des Tagebuchs.

„Und all diese Kämpfe um nichts! Todte Asche all dieser Begeisterungssturm, all diese Schmerzensgluth — Staubwolken, vom Wind verweht. Wieder bin ein ich Bettler und das Werk meines Geistes liegt in Fetzen. Die Buben meines Hauswirthes könnten einen Papierdrachen daraus verfertigen, wenn Notenpapier nicht so schwer wäre!"

„Die Natur hat mich ausgestoßen, meine Mutter hat mich verlassen; die mich auferzogen, wendet mir den Rücken: die Kunst. Was bleibt übrig, als Dir anheim zu fallen, allverschlingende, allgebärende, allesvermögende Göttin Gemeinheit?"

Nach einer Reihe unbeschriebener Blätter, auf einer der letzten Seiten:

„Die Menschen in ihrer affenmäßigen Geschäftigkeit widern mich an. Mein Geist ist manchmal sehr müde und ich kann mich zuweilen mit einer Innigkeit hinaussehnen aus dem Schmutz in das Land der ewigen Freiheit. Es sind das meine besten Stunden. Krank bin ich auch. Das gewaltsam in der Brust eingeengte Blut strebt nach Freiheit."

„Warte nur, balde
Ruhest du auch!"

„Als ich vor zehn Jahren (ich denke es ist heute derselbe Monatstag) aus meiner Erstarrung erwachte, von fremden Menschen umgeben, die sich hülfreich um mich bemühten, da fiel mein Blick zuerst auf das blasse Kind mit seinen großen dunkeln Augen, die mich so unergründlich tief, ängstlich und rührend anschauten. Und als ich vor zwei Jahren das sinkende Mädchen in meinen Armen auffing, da war es derselbe Blick, mit dem sie Abschied von mir nahm. Wie kommt es, daß nach langer Zeit mir heute dieser Blick wieder auftaucht, wie aus einem finsteren, sturmdurchwühlten Meere sternenklar aufsteigend am nächtlichen Horizont?"

Walter saß tief über das Buch gebeugt. Seine Seele arbeitete heftig. Es war ihm zu Muthe wie einem Nachtwandler, der an dem Rande des Abgrundes erwacht, in welchen er zu stürzen im Begriff war.

„Wie Einer zu Grunde geht!" sagte er zu sich, und ein helles Bewußtsein tauchte in ihm auf, daß es so kommen mußte und warum es so kommen mußte. Er sah in dieser einen zum Opfer gefallenen Persönlichkeit eine ganze Zeitrichtung und stand im Geiste vor einem mächtigen offenen Grabe, in welchem er das Schönste und Heiligste des Lebens versinken sah. Die Worte des Freundes „daß die Zeit der Kunst vorüber sei", und „von dem Elend der Künstler, die vor lauter Individualität zu Grunde gehen", stiegen hell in seinem Sinne auf; er glaubte sie erst jetzt richtig zu verstehen.

„Die Gefahr ist gemeinsam", sagte er dann wieder in tiefem Sinne, „— aber — der Tüchtige rettet sich durch den Character, setzte sein gesundes Gefühl hinzu. Ein frommer Spruch kam ihm in's Gedächtniß, den er in seiner Knabenzeit gelernt. „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat", sprach er laut mit männlich kräftiger Ueberzeugung. Er stand auf. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und der ungewohnten Erschütterung nachgebend, warf er sich laut und heftig schluchzend auf das Bette. Bald war der Sturm vorüber und wie ein Kind weinte sich die unschuldige Seele in den Schlaf hinüber.

Walter ward durch das Geräusch eines anfahrenden Wagens geweckt. Gleich darauf hörte er langsame Schritte und flüsternde Stimmen auf der Treppe vor seiner Thüre. Rasch sprang er auf, aber es war zu spät. Der Wagen setzte sich abermals in Bewegung und Walter horchte gespannt bis das letzte Geräusch in der Ferne verhallt war, dann kleidete er sich vollends an und ging die Treppe hinab in die Wohnstube. Die Wirthin räumte den kaum berührten Frühstückstisch ab; der alte Mann trat ihm ernsthaft entgegen. „Die Damen sind soeben weggefahren", sagte er; „wir haben das Fräulein in Tücher und Schleier gewickelt in den Wagen getragen. Sie war sehr schwach, und wird, hoffe ich, wohl nicht lange mehr leiden. Die Mutter aber hat mir aufgetragen, Ihnen, lieber, junger Herr, zu sagen, daß Sie sich mit keinem weitern Besuche bemühen möchten, indem die Abreise nach der Heimath auf heute Nachmittags anberaumt sei."

Ueber Walters Antlitz flog ein bitteres Lächeln. Er nahm nun auch seinerseits mit einem ernsten und herzlichen „Auf Wiedersehen" von den guten Leuten Abschied und trat tiefaufathmend in's Freie.

Der prächtigste Herbstmorgen lag über der Landschaft ausgebreitet. Licht und Duft kämpften im lieblichen Streite und leichte Nebelschleier flogen, vom frischen Morgenwind getragen, über die Waldsenkung hin, nach dem Flusse hinab, welcher seine Hülle gar bald lichtschimmernd zu durchbrechen drohte. Nun trat auch der Himmel in voller Klarheit hervor, und wie Walters Blick zu der tiefen, glanzvollen Bläue sich erhob und in den wunderbaren Farbenschmelz der Morgenlandschaft sich versenkte, da ward es auch licht und hell in seinem Innern. Mit den Nebelwollen senkten sich die düstern Bilder, welche seit wenig Tagen seine sonst so heitere Seele verwirrt und unruhig gemacht hatten. Raschen und fröhlichen Schrittes schlug er den Weg zur Stadt ein, begrüßte bald die epheubedeckten Mauern des Schlosses und stand, in heiteren Träumereien verloren, auf der Brücke, ehe er selbst es noch dachte.

Als er das wohlbekannte Haus jenseits des Flusses erblickte, ward sein Gang gemäßigt. Langsam, fast ängstlich, schritt er weiter, betrat den kleinen Hofraum und wandte sich nach dem Garten. Dort saß Luise allein auf einer Bank, einen Blumenstrauß ordnend. Sie schien in sich versenkt, fast verstimmt, so weit auf dieser klaren Stirn eine leichte Wolke des Verdrusses Raum gewinnen konnte.

Walter trat näher, sein Ausbleiben entschuldigend. Er setzte sich neben sie auf die Bank und begann die Geschichte der letzten Tage nach der Reihenfolge zu erzählen.

Luise erhob die gesenkten Augen und sah alsbald in ängstlicher Spannung unverwandt den Erzähler an. Dann aber verschleierte sich ihr Blick mit feuchtem Schimmer. Sie begann leise zu weinen im Verlaufe der Erzählung, und als Walter, nachdem die Geschichte zu Ende, ihre Hand fassend, tröstliche Worte zu ihr redete, mit einer Stimme, die so weich war, daß sie fast wie Gesang tönte, da weinte Luise noch heftiger in wundersamer Erregung. Den Kopf tief geneigt und das Gesicht von Thränen überströmt sah sie aus wie eine Blume, die sich zu Boden neigt, von silbernen Thautropfen lieblich beschwert.

Eine Stunde mochte vergangen sein, da sah man das junge Paar Hand in Hand durch den Garten wandeln. Walters Schritt war leicht und elastisch, seine Gestalt

hob sich im Vollgefühl jugendlich-männlicher Freudigkeit. Das junge Mädchen an seiner Seite erschien vom feuchten Schimmer der vergangenen Thränen wie von einem seligen Verklärungsschein übergossen.

Sie gingen gegen das Haus zu, wo die Eltern, noch beim Frühstück sitzend, ihrer warteten.

Zwei Tage nach den erzählten Begebenheiten versammelten sich die wandernden Künstler zu dem Leichenbegängniß des fremden Musikers im Forsthause. Den Bemühungen Walters und des guten Hauswirthes war es gelungen, von den Behörden die Erfüllung des letzten Wunsches zu erhalten, welchen der Verstorbene schriftlich hinterließ. Auf seinem Schreibtische hatte man einen Papierstreifen gefunden mit den Worten: „Ich wünsche im Walde, unter der großen Eiche am Mühlbach begraben zu werden.“

Es war fünf Uhr Nachmittags. Der Himmel war mit weichen Wolken bedeckt und rings im Grün lag heimliche Waldesstille ausgegossen. Aus dem einsamen Hause setzte sich der Zug in Bewegung. Die Sänger gingen voraus, Lorbeerzweige in den Händen tragend und ein frommes Begräbnißlied anstimmend. Dann kam, von den Dienstleuten des Wirthes getragen, der Sarg mit dichten Epheugewinden geschmückt. Hinter ihm schritt ein alter Geistlicher aus der Nachbarschaft mit schneeweißem Haupte und ehrwürdig-freundlichen Zügen. Die Familie des Wirthes und Walter schlossen sich an als Leidtragende. Ueber den weichen Wiesenpfad zogen sie langsam nach dem Walde, wo, fünf Minuten vom Wege links, ein kleiner Wiesenfleck liegt, rings von hohen Bäumen umgeben. Am Fuß einer mächtigen Eiche, ihre Wurzeln mit seinen klaren Wellen bespülend, quillt der kleine Bach hervor, welcher am Forsthause vorüber in weiten Bogen den Bergabhang hinabströmt, um sich thalwärts in den Fluß zu ergießen.

Tiefe, freundliche Ruhe athmet an dieser Stelle, wo die Bäume des Waldes wie schlanke Säulen aufsteigen und ihre Zweige zum schöngewölbten Tempeldach verflechten, wo dichtes Moos den Boden mit weichem Sammet polstert und Kränze von Vergißmeinnicht die Ufer des Baches einfassen. Kein Laut ist hier hörbar als Vogelgesang und sanftes Rauschen des Wassers und der Bäume.

An diesem friedlichen Platze hatte man das Grab bereitet, welches den heimatlosen Wanderer nach seinem Verlangen aufnehmen sollte. Unter frommem Gesang und frommen Worten ward er eingesenkt. Der Wald rauschte leise, vom Winde bewegt, als der Geistliche die Ruhestätte einsegnete. Die Freunde aber senkten ihre Zweige auf den Sarg nieder und an dem einsamen Grabe ertönte jetzt im dämmernden Waldesdunkel wunderbar ergreifend der Chor, welcher vor wenig Tagen von Tausenden der Zuhörer mit lautem Beifallssturm begrüßt worden war:

„Ueber deinem Grabe sei
Süßer Fried' und hoher Ruhm;
Von so schwerer Leiden Last
Ruhe sanft, o Freund, nun aus.“

Am späten Abend kehrten die Freunde nach der Stadt zurück.

„Du hast dich sehr verändert, lieber Walter“, sagte der ihm am nächsten Befreundete der Gefährten, welchen wir im Verlauf der Erzählung als gediegenen Kunstkritiker kennen gelernt haben. „Du erscheinst älter und doch jugendkräftiger, ernster und doch glücklicher. Gönne dem Freunde ein Wort der Theilnahme. Ich liebe dich, wie man die Jugend und die Gesundheit liebt und ich getröste mich deiner als einer ächten Künstlernatur in dieser wunderlichen Zeit, in welcher der Geist, zwischen Handwerk und

Phantasterei wie in einer Schaukel hin- und hergetrieben, so schwer ein sicheres Gleichgewicht zu finden vermag."

„Ich bin glücklich" sagte Walter einfach, ich bin ein Mann geworden und jetzt will ich ein Künstler werden. Das ist das ganze Geheimniß. Heute noch nehme ich von den Freunden Abschied, und morgen ziehe ich die Straße nach dem gelobten Land, nach Italien. In zwei Jahren gedenke ich wiederzukehren."

„Und wie steht es mit Numero Eins über der Brücke, mein feiner Ritter?" fragte der Muthwillige, der eben hinzugetreten war.

„Numero Eins", sagte Walter in froher Begeisterung — „Numero Eins und Null in infinitum für alle Ewigkeit."

Sylvester Jordan.

II.

Berufsleben; Kämpfe und Leiden.

(Fortsetzung.)

Man hatte sich seit lange dazu vorbereitet. Schon seit seiner Rückkehr nach Marburg hatte man Jordan unter polizeiliche Aufsicht gestellt und jeden seiner Schritte beobachtet, jedes seiner Worte belauscht, und sich bemüht ihn mit einem Netze zu umstricken. Ihm selbst war dies keineswegs unbekannt. Weiteres Material sammelte man aus dem Attentate zu Frankfurt.

Von der Bundesversammlung war eine Centralbehörde niedergesetzt worden, um dessen Fäden zu verfolgen. In einem Berichte derselben legte diese Behörde auf die Einleitung einer Untersuchung gegen einen der höheren Leiter des Unternehmens großes Gewicht. Von einer solchen, mit Erfolg durchgeführt, hoffte sie die ersprießlichsten Resultate. Auch auf Jordan kam der Bericht zu sprechen. Beim Hambacher Feste sollten Jordan, Welker, Rotteck und Closen als Männer des Vertrauens und als geeignet bezeichnet worden sein, in einem Nationalconvente dem Bundestage gegenüber zu stehen. In ähnlicher Weise sollte man Jordan 1832 in einem Centralconvente des Preßvereins zu Frankfurt genannt haben. Buchhändler Frankh aus Stuttgart hatte ihn bald nachher besucht. Koseritz war glaubend gemacht worden Jordan auf einer Versammlung zu Großbarbach zu finden. Auch ein französischer Emissär sollte Jordan aufgesucht haben. Weiter gab der Kramer Kuhl aus Butzbach an, der von Weidig als Bote benutzt worden, zugleich aber auch den darmstädtischen und würtembergischen Behörden gegen Belohnung Angaben über politische Umtriebe machte, daß er in Gegenwart Jordan's mit dem Apotheker Döring, in dessen Hause zu Marburg Jordan wohnte, über eine Revolution gesprochen habe. Die Centralbehörde schloß aus alle dem, daß die Verdachtsgründe gegen Jordan sich in hohem Grade gehäuft hätten und daß nur noch ein wenig hinzuzutreten brauche, um mit gesichertem Erfolge gegen ihn ein Verfahren einleiten zu können. Nun fand sich Kuhl bereit gegen Geldbelohnung auch Aussagen über Jordan zu machen.

Einen anderen Zeugen fand man in Döring, einem durchweg entsittlichten Menschen, dessen edle Frau sich der hinsiechenden ersten Frau Jordans und seiner Kinder wie eine Freundin und Mutter angenommen hatte. Döring war wegen eines Todtschlags in Preußen zu sechsjähriger Haft verurtheilt worden, denen sich noch weitere 15 Jahre wegen Hochverraths zugesellten. Dieser Nichtswürdige versprach für den Fall seiner Begnadigung Enthüllungen von höchster Wichtigkeit, und man trug keine Scheu durch eine königliche Kabinetsordre ihm je nach Maßgabe seiner Angaben über die Leiter der

revolutionären Umtriebe und der Stärke der von ihm gebotenen Beweismittel eine theilweise oder völlige Begnadigung zuzusichern. So zog sich um den arglosen Mann ein immer drohenderes Wetter zusammen, wenn auch aus Trug und Lüge hervorgegangen, dennoch bei dem damals noch bestehenden Inquisitionsprozesse von der höchsten Gefahr.

War auch der Bundescentralbehörde Jordan's Verhaftung unerwartet gekommen, so erschien ihr doch nach Einsicht der Döring'schen Aussagen Jordan's Schuld kaum noch irgend einem Zweifel unterworfen. Und doch erkannte sie an, daß Döring's Aussagen bei Weitem die bedeutendsten Eröffnungen darböten, welche gegen Jordan gewonnen worden seien. Auch noch andere Personen machten gegen Jordan Aussagen, alle waren aber so unsicherer Art, daß sie jeden Unbefangenen nicht hätten bestechen können. Viele dieser Mittheilungen erinnern uns an ein Geständniß, welches uns im Jahr 1834 ein Privatdocent zu Heidelberg machte. Er theilte uns nämlich in einem traulichen Gespräche mit, daß auch er Mitwisser des Frankfurter Attentates gewesen sei, und auf unsere Frage: wie man von einem so unsinnigen Unternehmen einen Erfolg habe erwarten können? antwortete er: „Die Verbundenen hätten sich gegenseitig versichert, daß die bedeutendsten Persönlichkeiten eingeweiht seien, von denen jeder eine Zahl von Namen zu nennen gewußt; es bedürfe nur, hätten sie geglaubt, eines Signals und Alles werde sich erheben. So habe man sich Vieles gegenseitig vorgeschwindelt, und es darum auch gar nicht für nöthig erachtet, eine größere Zahl nach Frankfurt zu senden, denn es sei sehr leicht gewesen diese zu verzehnfachen". Da kann es unmöglich befremden, wenn in solchen erhitzten Gemüthern auch hin und wieder Irrlichter zu festen Gestaltungen gelangten und selbst in den edlern Naturen leere Hirngespinnste zu Thatsachen wurden.

Aber was für Menschen stellte man gegen Jordan als Zeugen hin! Man betrachte nur eben jenen Döring, den man schon durch die Art der Zusagen, welche man ihm machte, selbst zu den größtmöglichen Lügen anspornte, und über den seine eigene Frau den Stab zu brechen sich nicht enthalten konnte. In einem Briefe vom 2. März 1841 schrieb dieselbe an Jordan's Schwägerin: „An Ihre gute Schwester werde ich erst dann schreiben, wenn ich von demjenigen auf immer geschieden bin, welcher, wie ich zu meinem unaussprechlichen Kummer gehört habe, durch seine lügenhaften Aussagen so verderblich auf das Schicksal Ihres Schwagers gewirkt hat. Ich kann Ihnen nicht aussprechen wie schrecklich mir diese Nachricht war, und wenn ich nicht schon früher bestimmt gewesen wäre, mich scheiden zu lassen, so würde diese Handlung meinen Entschluß bestimmt haben. Ich hoffe, die Zeit wird nun bald kommen, wo ich einmal frei aufathmen kann, indem ich nicht mehr an einen Mann gekettet bin, den ich so sehr verachten und verabscheuen muß." — Zu dem Streben Döring's, seine Begnadigung durch Jordan's Verderben zu erlangen, gesellte sich aber auch noch Rache. Jordan hatte ihm nicht nur eine Unterstützung verweigert, sondern es auch zurückgewiesen, Döring's Frau zu bewegen, von der Scheidung abzustehen *).

Jordan's Schuldlosigkeit spricht sich überzeugend auch in den Gefühlen aus, welche er in dieser Zeit schwerer Trübsal bald in Prosa, bald in Versen zu Worten zu gestalten suchte und aus denen immer das lebendigste Gottvertrauen hervorleuchtet. So

---

*) Döring ging nachher nach Amerika, aber der Fluch seiner Thaten folgte ihm auch über das Meer; man mied ihn wie einen Pestkranken, und schließlich, so erzählt man, sollen ihn Deutsche erschlagen haben. Einen andern Zeugen gegen Jordan, der auch in dem Prozesse gegen Weidig eine Rolle gespielt, traf die Nemesis in anderer Weise. Wir meinen Gustav Clemm. Derselbe wurde wegen mancherlei Ungehörigkeiten seiner hohen Stellung an einem großartigen Privatunternehmen in Oesterreich an demselben Tage enthoben, an welchem Jordan verschied.

heißt es in einem am 29. Juni 1839 geschriebenen Gedichte an seine Gattin unter anderem:

„Doch, theu'res Weib! sei nicht verzagt,
Vertrau auf Gottes Walten!
Bin ich auch vor der Welt verklagt,
Gott wird dich mir erhalten."

„Wer stets, wie ich, auf Gott vertraut,
Darf froh sein Haupt erheben;
Denn der hat nicht auf Sand gebaut;
Gott ist sein Stern und Leben."

„Du kennst ja, Weib! seit langer Zeit
Mein Treiben and mein Sinnen;
Sahst du mich je in Dunkelheit
Verruchte Ränke spinnen?"

„Du weißt, mein Herz war immer rein,
Du sahst's im Auge strahlen.
Sag, könnt das Auge heiter sein
Litt ich Gewissens Qualen?"

Und weiter:

„Ich wies dich auf den Vater hin,
Der über Sternen thronet,
Und unser Leiden, unser Müh'n
Dereinst mit Freuden lohnet."

„Ich sucht zu zeigen dir, wie man
Die Schmerzen soll ertragen,
Und daß kein Mensch ganz frei sein kann
Von Kummer und von Plagen."

— — — — — — — — — —

„Recht thun und edel sein und gut,
Das ist die wahre Ehre;
Da fehlet nie der frohe Muth
Im menschlichen Verkehre."

Dieser Lebensmuth, diese Ergebenheit, dieses Gottesvertrauen, sowie seine Liebe zu Weib und Kind verließen ihn niemals und auch in den dunkelsten Stunden richtete er sich an ihnen wieder auf. So schrieb er einige Wochen später, am 18. Juli:

„O, guter Gott! verleih mir Kraft,
Zu kämpfen gegen Leidenschaft,
Mit Muth mich selbst emporzuringen
Zur wandellosen Geistesruh',
O sei mein Trost, mein Anker du,
Der gibt das Wollen und Vollbringen."

— — — — — — — — — — —

„In meinen Adern kocht zur Gluth,
Das aufgeregte heiße Blut,
Es droht das Herz in Schmerz zu brechen.
Gib Stärke mir, o güt'ger Gott!
Daß ich ertrage Hohn und Spott
Geduldig, ohne mich zu rächen."

„Sieh, leidend sitz' ich hier allein,
Der Schmerz durchzuckt mir Mark und Bein,
Es zittern krampfhaft meine Glieder,
Kein Auge gibt's, das theilend weint,
Es nahet sich kein warmer Freund,
Es drückt die Einsamkeit mich nieder."

— — — — — — — — — —

„Sieh' Gott! auf meinen Knien hier,
Ring' ich die Hand' empor zu dir,
Erhör' mein Flehen und mein Weinen.
Ich will ertragen jede Last,
Die du mir auserſehen hast:
Erhalt mir nur die Lieb der Meinen."

Doch die schwersten Prüfungen sollten noch folgen. Am 28. August 1839 wurde sein bisheriger Stadtarrest in Kerkerhaft verwandelt. Man wies ihm eine Zelle hoch oben im Schlosse zu Marburg an. Das Licht derselben gaben zwei kleine in einem vorspringenden Erkerthürmchen befindliche Fenster. Bot sich aus diesen auch eine prachtvolle Aussicht über das südliche Gelände dar, so war das Innere des Raumes doch um so düsterer. Es war derselbe sogar voller Ungeziefer und so beschränkt, daß nicht einmal ein Bett hineingestellt und das Bettzeug nur auf der Holzpritsche ausgebreitet werden konnte. Wie ein solcher Aufenthalt auf den feurigen Mann einwirken mußte, bedarf wohl kaum einer besondern Schilderung.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Schloßkapelle zu Hannover birgt eine Sammlung kunstvoller mittelalterlicher Kirchengeräthe mit Reliquien, welche zum Theil von Herzog Heinrich dem Löwen im Jahre 1172 aus Byzanz nach Braunschweig gebracht wurden, zum Theil sogar von Heinrichs Großmutter Gertrud herrühren. Nach der Eroberung Braunschweigs durch die welfischen Herzoge im Jahre 1671 wurde der Schatz durch den katholischen Johann Friedrich von Hannover aus dem Braunschweiger Dom nach Hannover gebracht. König Georg V. interessirt sich lebhaft für kirchliche Alterthümer, und ist eben so sehr auf kunsthistorische Ermittelungen der Merkwürdigkeiten der Schloßkapelle bedacht, wie auf Vermehrung der Sammlung. Jetzt ist auch ein kostbares Evangeliarium, welches aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt, und im 14. Jahrhundert durch Kaiser Karl IV. aus Braunschweig nach Prag gebracht wurde, für die hannoverische Kapelle erworben worden. Das Domcapitel zu Prag hat dasselbe um den Preis von 10,000 Thlrn. abgetreten.

Ernst von Lasaulx erhält in einem poetischen Nachrufe von Oskar von Redwitz folgendes verdiente Lob:

Wo Mancher sich verkrochen in klug bedachter Scheu,
Hast du stets gleich gesprochen, ein unerschrockner Leu!
War auch dein Wort oft bitter und schlug dein Schwert auch fehl,
Warst allzeit doch ein Ritter ohn' Angst und ohne Hehl.

Der erste Stipendiat der Frankfurter Mozartstiftung, der Meiningensche Hofkapellmeister Jean Bott, verweilt gegenwärtig in Berlin, um auf Einladung der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele einer Conferenz zur Inscenirung der von ihm componirten und von Julius Rodenberg gedichteten Oper „Das Mädchen von Corinth" beizuwohnen, welche bekanntlich zu Anfang der nächsten Saison im Opernhaus aufgeführt werden soll.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 30. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 175.) Neu einstudirt: **Dornen und Lorbeeren,** oder: **Das ungekannte Meisterwerk.** Drama in 2 Akten, nach C. Lafont von W. Friedrich. Rolla: Herr Friedrich Dettmer als Gast. Hierauf: **Der bengalische Tiger.** Posse in 1 Akt, nach dem Französischen von Friedrich.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 49. Freitag, 31. Mai 1861.

Elise Reimarus, die Freundin Lessings.

Daß die Tochter des berühmten H. S. Reimarus mit Lessing nicht nur befreundet, sondern mit seinen Ansichten und seinem späteren Lebensgang vertrauter war als selbst ein Mendelsohn und andere Größen jener Zeit, ist schon vielfach angenommen worden. Doch kannte man bisher nur einen Theil von Lessings Briefen an Elise sammt einigen biographischen Angaben, die von Stahr in seinem Leben Lessings zusammengestellt sind. Daher entsprang der Wunsch, Näheres über sie zu erfahren, keineswegs aus dem gegenwärtig so verbreiteten Interesse an anekdotischen Nebendingen im Leben großer Männer; es war vielmehr mit Sicherheit zu erwarten, daß die Kenntniß ihres stillen Wirkens auch über den wichtigsten Kampf, den unser großer Vorkämpfer je geführt, Aufschluß geben würde.

Vor Kurzem sind nun aus den Briefen von Elise Reimarus an ihren Schwager, den dänischen Kammerrath von Hennings, alle Stellen, die sich auf Lessing beziehen, von einem Enkel des letzteren, dem Archivar W. Wattenbach in Breslau (Verfasser der vorzüglichen Preisschrift: Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter), herausgegeben worden. Leider ist die Zeitschrift, in welcher diese höchst merkwürdigen Mittheilungen erschienen sind — das Neue Lausitzer Magazin, Bd. 38 — außerhalb ihres provinziellen Wirkungskreises nicht Vielen zugänglich. Um so mehr wird es unseren Lesern willkommen sein, einstweilen durch wenige Proben auf den Werth dieses neueröffneten Schatzes aufmerksam gemacht zu werden.

Der jüngere dänische Adel zeichnete sich in den Zeiten des großen Bernstorff bekanntlich durch regen Antheil an jedem geistigen Fortschritt und besonders durch die edle Wärme aus, womit er die Werke der deutschen Dichter begrüßte. Von der Zeit an, da Klopstock in Kopenhagen eine zweite Heimat fand, bis zu dem Tag da zwei großmüthige Holsteiner Schillern eine sorgenfreie Existenz bereiteten, waren die strebenden Geister im Lande nördlich der Elbe unseren Dichtern zugewandt. Etwas von der schönen idealen Begeisterung, die einen Stolberg zum Schüler Klopstocks, einen Baggesen zum Apostel der kantischen Philosophie machte, scheint auch in Hennings gelebt zu haben. Seine Verehrung für Lessing mußte wohl im Umgang mit Elise Reimarus noch mehr angeregt werden. Im Anfang des Jahres 1776 lebte Hennings als dänischer Geschäftsträger in Dresden. Lessing, gerade von der italienischen Reise zurückkehrend, die er in Begleitung des Prinzen Leopold von Braunschweig unternommen, besuchte in Dresden den jungen Staatsmann, und dieser erstattete alsbald seiner Schwägerin Bericht über den Besuch. Aus Elisens Antwort ersehen wir, daß Lessing in vollem Anzug, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm bei Hennings erschienen war und mehr vom Wesen des feinen Weltmannes gezeigt hatte, als dem feurigen Bewunderer lieb war. Das Gerücht hatte sich verbreitet, Lessing wolle, wie früher Winckelmann gethan, für die Zukunft seinen Aufenthalt in Italien wählen; Hennings bat ihn inständigst, „ein Deutscher zu bleiben und kein Italiener zu werden.“

Auf seinen Bericht von diesem Gespräch antwortete Elise am 8. Februar 1776: „Und wenn er nur eine halbe Stunde dauerte so beneide ich Ihnen doch Lessings Besuch, dieses Mannes, der trotz dem Grafen Stollberg, „Gottlob ganz Verstand ist" *) und dessen Geistestriebwerk mit der mehrsten Menschen ihrem wie sein Pulsschlag in Verhältniß steht; ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einst hiervon in unserm Hause die Probe machte, wo sich's dann fand, daß sein Puls bei völliger körperlicher Gesundheit die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte. Möchten Sie in diesem seltenen Manne doch auch einmal, außer dem Philosophen, den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach Allem was Witz und Schein heißt ebenso erbsündemäßig haßt, als seine ungesuchte Laune die geschmackvolle Freude der Geselligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhalten weiß. Daß wir ihn diesmal nicht hier sehen sollen, wußte ich schon durch seine hiesige Correspondentin, Madame König, eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande, der vermuthlich alles, was Herz an Lessing ist, gehört. Glücklich genug indeß, daß wir ihn in Deutschland behalten."

Nachdem Lessing im August 1776 in Hamburg gewesen, meldet sie darüber: „Lessing war bei uns, und zwar allein, denn sonst kann man dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch an seinem überschwenglichen Geistesfeuer wärmen und muß, — um von einem Bilde zum andern überzugehen — hart an der Quelle Durst leiden." Und bei einem späteren Besuch desselben in Hamburg (September 1778): „Mehr gesunden, gleich dem Blitz gerade durchfahrenden Menschenverstand glaub' ich giebt's nicht unter dieser Erde Bewohnern. Und daher gesteht er auch, daß er Klopstock nicht nur blos in seinen Epigrammen, sondern in seinen alltäglichsten Reden, die den Epigrammen gleichen, nicht allemal verstehe, — und daher schläft er auch so oft in einem Zirkel von Schöngeistern, umtönt von Bonmots à la . . . . . ein, und schwatzte doch bei uns bis Mitternacht von den trockensten Materien ohne müde zu werden, blos weil echte Vernunft zum Grunde lag." — Die obigen Punkte stehen wahrscheinlich für den Namen eines tonangebenden Hamburger Witzlings; es könnte möglicher Weise J. Mathias Dreyer oder Daniel Schiebeler gemeint sein, obwohl im Jahr 1778 beide schon verstorben waren.

Auch mit Basedow, der gleichzeitig in Hamburg war, traf Lessing zusammen; er war dem ganzen Treiben dieses Mannes, der, seit jener rheinischen Prophetenreise mit Goethe und Lavater, ein Orthodoxer geworden war, von jeher abgeneigt.

Die Streitigkeiten wegen der von Lessing herausgegebenen „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Ungenannten" erregten zumal in Hamburg eine vorher nicht in diesem Umfang geahnte heftige Aufregung. Auf Elise Reimarus mußten diese Kämpfe den tiefsten Eindruck machen; sie war innerlich stolz darauf, die Tochter des Mannes zu sein, der jene Fragmente geschrieben; doch konnte sie aus leicht begreiflichen Gründen das Geheimniß nicht preisgeben. (Literarisch ist erst im Jahr 1827 durch Gurlitt in Hamburg unumstößlich dargethan worden, daß Reimarus der Verfasser jener Schriften sei). Es kam ihr zu Ohren, daß ein orthodoxer Pastor (nicht Goeze) in einer Predigt die Hamburgische Obrigkeit aufgefordert habe, den Urheber der Fragmente zu erforschen und zur Verantwortung zu ziehen. Schon vorher, am 30. December 1778, hatte Elise an Hennings geschrieben: „Wäre es nicht um der Ruhe einiger theuren Personen willen, ich hätte mich längst von dem verhaßten Zwange los gemacht, der mir täglich mehr zur Last wird. Denn was können wir auch in der That Besseres für die Religion thun, als wenn wir durch unser Beispiel der Welt zeigen, daß es außer dem (dogmatisch orthodoxen) Christenthum nicht nur ebenso gute, sondern auch etwas bessere Menschen gibt, als in demselben!"

---

*) Stollberg hatte seine Freude darüber ausgesprochen, daß Lavater erkannt habe, der Mensch sei „Gottlob!!! nicht ganz Verstand."

Elise Reimarus mißbilligte Lessing's Vermählung mit Eva König, die ihrem Gemahl fünf Kinder aus ihrer ersten Ehe zubrachte. Diese Verbindung bezeichnet jedoch einen der glücklichsten Zeiträume in Lessings Leben; leider wurde sie schon im Anfang des Jahres 1778 durch den Tod der trefflichen Frau zerrissen. Man kennt die zwei Briefe an Eschenburg *), in welchen der edle Dulder das Hinscheiden erst seines neugebornen Sohns, dann seiner Gattin mittheilt. Kein Dichter könnte so ergreifende Ausdrücke der Trauer erfinden, wie sie hier in wortkargem, verhaltenem Schmerz der festen Mannesbrust entquillen. Am 18. Januar schrieb Elise Reimarus darüber, anscheinend nicht ohne eine gewisse Härte: „Lessing, der arme Lessing, hat die Thorheit, eine Frau für diese Welt genommen zu haben, theuer bezahlen müssen. Kaum ein Jahr, und sie stirbt ihm im ersten Wochenbette und ohne ihm einen eigenen Sohn zu hinterlassen, läßt sie ihm die Sorge für fünf fremde Kinder."

Die von Wattenbach mitgetheilten Briefe umfassen den Zeitraum von 1776 bis 1781. Einer der letzten ist sechzehn Tage nach Lessings Tod geschrieben; in diesem heißt es: „So hab ich Sie mir gedacht bei dem Tode unseres Lessing, liebster Hennings, und es ist mir wohl gewesen, Einen zu wissen, auf den ich meine Gedanken bei dieser Gelegenheit heften könnte! Denn außer unserem und dem Campe'schen Hause darf ich's hier auf keinen. — Es soll Finsterniß bleiben! Ja Hennings, das schreckliche Wort sollten wir uns täglich wiederholen, damit wir uns an den Gedanken gewöhnten und nicht über dem, was wir sehen, über jede bitter getäuschte Hoffnung rasend würden."

In Hamburg beschloß die Theaterverwaltung, für den Mann, der das nationale deutsche Drama geschaffen und von Hamburg aus kritisch begründet hatte, eine Todtenfeier zu veranstalten. Der Rath wußte nicht, wie er sich dabei benehmen sollte. Geradezu die Feier verbieten, schien nicht rathsam; ein Rathsmitglied übernahm demnach den wenig ehrenvollen Auftrag, die Direction von ihrem Vorsatz abzumahnen. Aber man erwiderte: die Trauerfeier würde unbedingt stattfinden, wenn kein Verbot erfolge; im letzteren Fall aber werde man den Grund der Unterlassung in den Zeitungen bekannt machen. So ließ man denn geschehen, was man zu hindern sich nicht getraute. Auch das Predigerministerium berathschlagte darüber, ob man nicht gegen die Abhaltung einer Theaterfeier Protest einlegen sollte; aber Goeze gab sein Votum dahin ab: „Man möchte Lessingen die elende Ehre nicht rauben, von Komödianten gelobt zu werden." So trivial hat der Mann, dessen gute Eigenschaften man neuerdings mit großem Nachdruck hervorhebt, gesprochen und gedacht! Elise Reimarus nennt übrigens seinen Ausspruch einen „Beweis, daß dieser Schurke wenigstens noch mehr Verstand hat, als der ganze Haufe der Schwarzröcke zusammen." Die Trauervorstellung fand statt. Man gab Emilia Galotti; ein Epilog, gedichtet von dem bekannten Freidenker J. Christoph Unzer, damals Professor in Altona, und gesprochen von Schröder, beschloß die Feier. In den öffentlichen Blättern von Hamburg durfte jedoch derselben in keiner Weise Erwähnung gethan, auch kein Trauergedicht zu Ehren Lessings veröffentlicht werden.

Elise selbst dichtete einen allegorischen Nachruf an den verewigten Freund; sie führt in demselben die Wahrheit redend ein:

Ich bin die Wahrheit! Hier ist Lessings Grab.
Wie Sonnen untergehn, so sank er hin
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten.

*) Die Bibliothek zu Wolffenbüttel hat kürzlich Eschenburgs handschriftlichen Nachlaß angekauft, in welchem sich viele noch ungedruck e Briefe Lessing's befinden.

Den Feinden der Geistesfreiheit ruft sie zu:

Ich wach' an seiner Urne hier, und sammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und, wißt es! Tausende und abertausend
Sind schon verstreut in alle alle Welten,
Sich wider Euch und Eure Macht zu rüsten.

Den Geistesverwandten des Todten widmet sie die Mahnung:

Doch Ihr, die Ihr um Lessings Asche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimasse sein,
So schwört an seiner Urne, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heilges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen,
So lang mit unerschrocknem Muth zu kämpfen
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft!

Die Briefe Elisens bezeugen vor Allem die mächtige Anziehungskraft, welche die Persönlichkeit Lessing's übte. Doch läßt sich erkennen, daß auch ihre Auffassung des schlichten und hohen Mannes, der nach Schillers Ausdruck „alles Aechte vorahnte," nicht frei von Einseitigkeit, vom Sturm und Drang der Aufklärungs-Epoche war. Sie nimmt das Positive, das bei Lessing noch im lebhaftesten Meinungskampfe sich aussprach, für Maske der Mäßigung. Offenbar aber würde unser Heros unter anderen Verhältnissen ebenso glorreich gegen Verflachung religiöser Motive gekämpft haben, wie in Goeze's Zeit gegen ihre Festbannung in Form und Buchstaben. Immer und immer bewährt sich Rückert's Lobspruch auf ihn:

Er hat unser deutsches Wesen jeder Fessel frei gemacht,
Und zu Ehren vor Europa's Augen unser Land gebracht.
Drum so lang in deutschen Seelen Sinn für Ehr' und Freiheit wacht,
Als Befreiers, Ehrenwächters, sei o Lessing dein gedacht.

Sylvester Jordan.

II.

Berufsleben; Kämpfe und Leiden.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die Einzelheiten der Untersuchungs-Geschichte, sowie die zahllosen Quälereien, mit welchen der fremden Einflüssen sich hingebende Inquirent Wangemann den Gefangenen heimsuchte, Quälereien, welche nicht selten die Natur einer moralischen Tortur annahmen, wir übergehen alles das, weil es auch anderwärts schon geschildert worden ist.

Ein volles Jahr hatte Jordan bereits in seiner Haft verlebt, als endlich (Aug. 1840) die General-Inquisition geschlossen wurde. Es folgte nun die Hauptuntersuchung, welche von dem Obergerichtsrath Eggena geführt wurde, einem Manne, von dem Jordan selbst sagt, daß er „Ernst, Ruhe und Würde mit Humanität" verband und der auch Sorge trug, das Gefängniß durch Ueberweisung eines zweiten anstoßenden Gemaches wohnlicher zu machen. Nach 40 Verhören wurde endlich am 14. Juli 1841 die Hauptuntersuchung geschlossen. Es war also wiederum ein Jahr verstrichen. Jor-

dan's Gesundheit war tief erschüttert; es hatte sich insbesondere ein gefährliches Fistelübel entwickelt. Bei dieser Sachlage hoffte er deshalb auf Freilassung gegen Caution, aber sein Gesuch wurde zurückgewiesen und erst auf ein zweites durch die dringendsten ärztlichen Zeugnisse unterstütztes seine Freilassung gegen eine Bürgschaft von 3000 Gulden erkannt. So trat er am 10. October 1841 wieder in den Kreis der Seinigen. Diese Freigebung fand jedoch höhern Orts entschiedene Mißbilligung, und da das Gericht seine Selbständigkeit zu wahren suchte, wurde dessen Vorstand (Director Arnold) versetzt und seine Stelle durch den Oberappellationsgerichtsrath Dr. Bikall ausgefüllt. Am 10. October kam derselbe nach Marburg und schon am 12. October wurde trotz der Caution, wenn auch nicht die Gefängnißhaft, doch eine strenge Bewachung durch Gensdarmen hergestellt und eine neue Untersuchung des Gesundheitszustandes Jordan's verfügt, welche jedoch kein anderes Ergebniß lieferte, als die frühern. Diese Bewachung war nur eine polizeiliche und wurde erst später nach Zurückgabe der gestellten Bürgschaft (Febr. 1842) in eine von Seiten des Gerichts angeordnete verändert. Jordan hatte bereits am 18. October 1841 seine Vertheidigung übergeben, aber erst am 14. Juli 1843, also nach Verlauf von 22 Monaten, erfolgte das Urtheil. Durch dasselbe wurde Jordan hinsichtlich der auf Theilnahme an dem Versuche des Hochverrathes gerichteten Anklage von der Instanz entbunden, hinsichtlich der Anklage auf Mitwissenschaft wegen Nichtverhinderung des Komplotts aber zu fünfjähriger Festung (wobei die Untersuchungshaft nur mit 6 Monaten in Zurechnung gebracht wurde) und zur Bezahlung des auf ihn fallenden Theils der Kosten verurtheilt.

Gleich vom Beginne der Untersuchung an hatte Jordan's Geschick die allgemeinste Theilnahme erregt. Wohl nur Wenige glaubten ihn schuldig, vielmehr war man im Allgemeinen davon überzeugt, daß in ihm nur seine politischen Grundsätze verfolgt wurden. Darum wurde ihm und seiner Familie auch aus der Nähe und Ferne Muth zugesprochen und Trost und Hülfe geboten, und sogar durch reiche Spenden die Sorge um die Zukunft gemildert. Und nicht blos diesseits des Meeres, sondern auch jenseits desselben nahm man den thätigsten Antheil an dem Geschicke des schwer heimgesuchten Mannes. Selbst eine dem hessischen Volke unvergeßliche hohe Frau bot ihre helfende Hand.

Diese warme Theilnahme steigerte sich noch als nun das Urtheil durch den Druck bekannt wurde. Es erschienen in rascher Folge eine Reihe von Schriften, in welchen dasselbe geprüft und in seinen Schlüssen bekämpft wurde.

Gleich nach der Fällung des Urtheils wurde die Frage wieder aufgegriffen, ob Jordan's Gesundheit eine Wiederhaftnahme gestatte, und da der Arzt dies verneinte, fand die Polizei sich bewogen, die Bewachung zu verstärken. Jordan war bei seinen Ausgängen bisher von einem Gensdarmen mit geladenem Gewehre begleitet worden; jetzt aber wurde die Wache auf sechs Mann erhöht; sogar am Tage stand ein Posten vor dem Hause, der Niemand in's Haus ließ, nicht einmal Jordan's Anwalt, bis man am 2. August Jordan wieder aufs Schloß führte. Erst hier war er im Stande seine 250 enge Druckseiten umfassende Appellationsschrift zu vollenden. Sie trägt als Datum den 29. September 1843. Er hatte sie in 6 Wochen ausgearbeitet. „Ich trete — schließt dieselbe — nicht als ein um Gnade, sondern blos um strenges Recht Bittender vor die Schranken des K. Oberappellationsgerichtes, von dessen Gerechtigkeitsliebe ich mit Zuversicht und festem Vertrauen ein gerechtes Erkenntniß erwarte."

Während nun wieder eine lange Zeit des Harrens für Jordan begann, brachen auch noch andere schwere Leiden über den viel geprüften Mann herein. Schon im Frühjahr 1842 war ihm eine Tochter durch den Tod entrissen worden. Am Ende des Jahres 1843 trat eine lebensgefährliche Krankheit seiner Frau ein. Nur auf das entschiedene Verlangen der Aerzte gestattete man Jordan's Gegenwart am Kranken-

bett, aber selbst unter diesen Umständen wurde die Bewachung soweit ausgedehnt, daß man sogar vor das Krankenzimmer einen bewaffneten Wachtposten stellte, der von 10 zu 10 Minuten die Thür zu öffnen und von Jordan's Gegenwart sich zu überzeugen verpflichtet war. Und noch war die Gefahr für die Kranke nicht vorüber, als man Jordan wieder in sein Gefängniß zurückführte. Auch Jordan's älteste zwanzigjährige Tochter siechte damals bereits dem Tode entgegen, und verschied am 22. Februar 1844, ohne daß sie des geliebten Vaters Pflege genossen.

Auch sein ältester Sohn erkrankte, ein hoffnungsreicher Jüngling von 22 Jahren, der die Rechte studirte, und der in dem schweren Leide der Mutter Stütze und des Vaters Lust und Freude war. Es war im November 1844 als man Jordan gestattete, an's Sterbebett zu treten und bei dem Scheidenden die letzten Tage zu verleben. Aber auch selbst da wieder verließ die Wache ihn nicht, sogar während der Nacht saß ein Gensdarm vor seinem Bette. Schon trug auch der zweite Sohn, 19 Jahr alt und höchst talentvoll, den Todeskeim in der Brust. Langsam siechte dessen Leben hin, und er verschied am 23. Juni 1845. Es war als ob das Schicksal nicht ermüdete den armen Mann mit den schwersten Prüfungen heimzusuchen. Aber auch diese Schläge nahm er alle mit demselben kindlichen Gottvertrauen, mit derselben Ergebung in Gottes Willen hin, wie er das Gefängniß mit all' seinen Leiden und Qualen ertragen hatte.

Bei dem letzten Todesfalle befand sich Jordan wieder im Kreise seiner Familie. Sobald sich bei dem obersten Gerichtshofe die Mehrheit für seine Schuldlosigkeit entschieden hatte, hatte derselbe seine Haft aufgehoben und seine Freilassung gegen Kaution verfügt. Seitdem (Frühjahr 1845) lebte er, von keinerlei Bewachung ferner behelligt, wieder im eigenen Hause und konnte ruhiger der zu erwartenden Entscheidung seines Schicksals entgegen sehen.

Dennoch verstrichen noch Frühjahr und Sommer und auch der Herbst eilte schon seinem Ende zu, und noch immer dauerte das Schweigen des hohen Gerichtshofs. Erst am 17. October 1845 erfolgte endlich der Ausspruch desselben, nachdem derselbe durch ein einzelnes Mitglied noch Monate lang zurückgehalten worden war. Jordan wurde dadurch von der Anschuldigung des versuchten Hochverraths freigesprochen, in Ansehung der Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen aus der Untersuchung entlassen, die auf ihn fallenden Kosten aber wurden niedergeschlagen.

So hatte sein nie wankendes Vertrauen zu Gott ihn nicht betrogen, dieses Vertrauen, welches aus allen seinen Handlungen leuchtend hervortritt. Schon im October 1840, wo seine Frau ihm einen Brief voll Sorgen auf heimlichem Wege hatte zugehen lassen, antwortete er ihr auf demselben, sie zugleich vor dessen Wiederbenutzung warnend: „Es ist Klugheit und Christenpflicht, sich der Prüfung, die Gott auferlegt, mit heiterm Muthe und kindlicher Gottergebenheit zu unterwerfen, und seinen Willen, der Alles zu unserm Besten lenkt, wenn wir es auch nicht immer sogleich einsehen, mit frommer Demuth verehren. Du wirst dich einst überzeugen, wozu unser Leiden gut war, und warum Gott, der bisher mein väterlicher Führer durchs Leben war, mich dieser harten Prüfung unterzogen hat. Unerschütterlich ist mein Vertrauen auf Gott und ich habe noch nie gegen die harte Prüfung gemurrt. Ich habe zu oft schon in meinem Leben erfahren, daß er durch Prüfungen immer wohlthätige Absichten mit mir hatte. So lange es ihm gefällt, wird auch diese Prüfung dauern, bei welcher die Menschen, welche dabei thätig sind, nur als die Werkzeuge zu seinen höheren Absichten erscheinen." Und ein andermal schrieb er: „Was unsterblich dort leben soll, muß hier im Leben untergehen, und der Mensch wird wiedergeboren für ein reineres Bestehen durch den Tod."

Jordan war frei. Aber, welche Kräfte waren aufgeboten, welche Summen verschwendet und welchen Leiden und Qualen er unterworfen worden, und das alles zu

welchem Zwecke! Und wie ging Jordan aus diesen Stürmen hervor? Der einst so kräftige Mann war zum Greis geworden; sein Körper war siech. Drei schwere Andenken an sein Gefängniß begleiteten ihn durch sein übriges Leben und zernagten dasselbe. Nicht nur das schon erwähnte Fistelübel blieb, es hatte sich auch eine Lähmung des linken Arms eingestellt und ein Husten entwickelt, welcher ihm weder Tag noch Nacht Ruhe gönnte. Wer vermochte für alles das und für die geraubten Jahre irgend einen Ersatz zu bieten? Nur sein Bewußtsein, und nur die Liebe und die Verehrung welche man ihm von allen Seiten entgegentrug, vermochten die herben Erinnerungen daran zu mildern.

Ungeachtet der Freisprechung ließ man doch die Suspension vom Amte fortbestehen.

Seine Kraft zu einer größern literarischen Thätigkeit war freilich auch gebrochen. Noch während seiner Untersuchung hatte er eine Geschichte der Jesuiten und „Wanderungen aus seinem Gefängnisse am Ende des Sommers und im Herbste 1839" geschrieben. In dem letztern schilderte er mit heiterer Laune, aber zum Theil mit geißelndem Spotte, die Gebrechen unserer Zustände. Später erschienen von ihm auch noch Gespräche über Staat und Kirche.

(Schluß folgt.)

Vaterlandslied,

componirt und dem Nürnberger Sängerfeste gewidmet von Herzog Ernst von Sachsen-Koburg. *)

Altes Banner deutscher Größe,
Fühlst du deines Ruhmes Blöße?
Trägst du Flore, Tricolore?
Warum schlägt der Aar,
Der einst Herrscher war,
Trauernd dich um sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Kennst du nicht den Ruf, den schönen,
Dich dem Ruhme zu versöhnen?
Warum starben deine Farben?
Sank dein Vaterland
Nicht durch Zwietracht Hand
In das Reich der Träume nieder?
Eintracht, Eintracht schaffe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

Fühlst du nicht mit sel'gem Lauschen
Bei dem Worte schon entrauschen
Deine Flore, Tricolore?
Breitet nicht der Aar
Ueber uns'rer Schaar
Neuverjüngt schon sein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrscherpracht!

---

*) Der Verfasser dieses Liedes ist der herzogl. koburgische geh. Herr Secretär v. Meyern.

Notizen.

Autographe von Friedrich dem Großen. — Am 27. Mai begann in Paris die Versteigerung einer höchst merkwürdigen Sammlung von Büchern und Handschriften, die auf das Theaterwesen Bezug haben. Besondern Werth legt der Eigenthümer, Herr von Filippi, auf die folgenden zwei werthvolle Handbillets von Friedrich dem Großen:

1) Il faut un théâtre *amusan, c'est l'écentiel.* Les balets sont trop tristes, il faut quelque chose qui réjouisse et qui ne coûte pas, je ne dépense rien qu'un habit pour la nouvelle acctrisse, rien pour les ballets je ne sai qui est La Bournonvelle, elle peut danssér, mais comme elle n'a aucune cellebrité certes je ne la garderai pas. F.

2) Définitivement, pour les opéras nouveaux, j'accorde à peu près 3000 écus pour les habits des acteurs. Un nouveau corps de ballet 1,200 écus. Chaque représentation d'opéra est évaluée à 500 écus, mais on me volle sur l'illumination, et leur tailleur volle ce qu'il peut, chaque représentation de comédie me coûte 100 écus. L'intermetzo de même; et pour le comédie, ou il faut avoir un nouvel entrepreneur, ou bien je tâcherai de me contenter d'une troupe à moy qui pourra jouer devant le public, pourvû qu'on paye asés pour défrayér ces gens des frais de repressentation. Potsdam, ce 26 juillet 1771.

P. v. Cornelius war Samstag den 18. Mai von den deutschen Künstlern nach der Villa Malta in Rom zu einem Abschiedsmahl geladen. Etwa fünfzig Gäste waren zugegen. Fr. Overbeck, sein ältester Freund, las eine Festrede, nach welcher ein vereinigtes Hoch für Cornelius und ihn aus aller Munde ertönte, Beide sich umarmten und Overbeck den Freund für den größten Künstler der jetzigen Zeit erklärte. Es erinnert dies an einen Ausspruch, den Cornelius vor vielen Jahren that und der in pikanter Weise ihn und den Anderen charakterisirt. Er sagte: „Overbeck kann nur Engel malen, ich male Engel und — Teufel.“ Gestern trat Cornelius die Reise nach Berlin an. Zwei italienische Meilen vor Porta del Popolo erwarteten ihn noch einmal die jüngeren Künstler am „Ponte Molle“. Er trank eine Flasche Orvieto auf das Wohl Aller und ermahnte beim Abschiede zum Ernst in der Kunst.

Das Theatermanuscript, nach welchem Coleridge den Wallenstein ins Englische übersetzte, hat sich bis auf diesen Tag erhalten; es befindet sich unversehrt im Besitz eines Herrn Gillman in South Kensington, dessen Vater es von Coleridge erhalten hat. Am Schlusse liest man folgende Bemerkung von Schillers Hand: „Dieses Schauspiel ist nach meiner eigenen Handschrift copirt und von mir selbst durchgelesen, welches ich hiermit attestire. Friedrich Schiller.“ — Wahrscheinlich hat Blumenbach in Göttingen den Verkehr zwischen Schiller und Coleridge vermittelt.

Belesenheit. Das „Volksblatt für Stadt und Land“ von dem bekannten Nathusius liefert jeden Monat geschichtliche Uebersichten. In der letzten (für April 1861) heißt es: „Als geistige Größen sind einige mehr oder weniger mittelmäßige Dichter, Anastasius Grün, Halm und sogar der alte Grillparzer ins österreichische Herrenhaus berufen.“ Hierzu bemerkt Nathusius als Redacteur: „Ich gestehe meine Unwissenheit, von Halm und Grillparzer keine Zeile gelesen zu haben.“ Das ist für Halm und Grillparzer keine Schande.

Lord Palmerston ist an Stelle des verstorbenen Herzogs von Bedford zum High Steward der Stadt Cambridge ernannt worden. Es ist bemerkenswerth, daß er in seiner parlamentarischen Laufbahn einmal auch Mitglied des Unterhauses für die Universität Cambridge war; doch verlor er seinen Sitz damals in Folge allzu liberaler, einer altenglischen Akademie nicht anstehender Aeußerungen.

Der zoologische Garten in London (Regentspark) wird am Pfingstmontag von der Bürgerklasse schaarenweise besucht. Am vergangenen 20. Mai verweilten dort 25,979 Personen; dies ist die höchste Ziffer von Besuchern, die seit der Eröffnung des Gartens im Jahr 1828 erreicht wurde.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 31. Mai. (Abonnement-Vorstellung Nro. 177.) **Die Zauberflöte.** Große Oper in 2 Akten von Schikaneder. Musik von W. A. Mozart. Tamino: Herr Zottmayr. Königin der Nacht: Fräulein Preiß. Papageno: Herr Simon als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 50. Samstag, 1. Juni 1861.

Sylvester Jordan.

II.

Berufsleben; Kämpfe und Leiden.

(Schluß.)

Der Becher seiner Leiden war indeß noch keineswegs geleert. Die Folgen der durchlebten Stürme dauerten noch fort und er selbst verfiel noch in eine schwere mit einem Blutsturze verbundene Krankheit, aus der er sich zwar, aber im hohen Grade geschwächt, endlich wieder erhob. Die Aerzte drangen auf eine Veränderung seines Wohnorts zur Stärkung seiner Gesundheit. Er begab sich zu diesem Zwecke im Jahre 1846 nach Frankfurt a. M. So sehr aber, wie auch Jedermann einsah, so sehr Ruhe und Erholung ihm nothwendig war, so hielt es doch außerordentlich schwer, ihm die erforderliche Verlängerung seines Urlaubs zu verschaffen. Die Aerzte verlangten eine Traubenkur in der Pfalz und es erfolgten von dort die eindringlichsten Einladungen. Endlich brach er dahin auf. Schon in Mannheim empfingen ihn seine Pfälzer Freunde und Verehrer und übergaben ihm die von Weiß bearbeitete „Malerische und romantische Pfalz.“ Als er das Buch nachher öffnete, fand er darin außer einem Schreiben eine ansehnliche Summe zur Bestreitung seiner Bedürfnisse. Im Triumphe führte man ihn und seine Familie nach Dürkheim, und hier, umgeben von der wärmsten Liebe und der zartesten Sorgfalt, verlebte Jordan als der „Gast der Pfalz“ eine Reihe von Wochen, an die er auch später noch immer mit den wärmsten Gefühlen des Dankes zurückdachte. Erst nach dem Ablaufe von mehr als zwei Monaten kehrte er nach Marburg wunderbar gekräftigt wieder zurück. So ängstlich anfänglich auch die bayerische Polizei seine Gegenwart betrachtete, so wurde sie doch bald durch sein Verhalten so sehr beruhigt, daß sie sich vor seiner Abreise bewogen fand, ihm dafür in anerkennendster Weise schriftlich zu danken, ein Zeugniß, was ihn ungemein erheiterte. Auch im Herbste 1847 verlebte er sieben Wochen in dem schönen Lande.

Erst der Frühling 1848 brachte auch für Jordan eine völlige Wandlung seines Geschickes. Hätte Jemand noch an Jordan's Schuldlosigkeit einen Zweifel hegen können, in dem jetzt aufbrausenden Sturme hätte derselbe schwinden müssen. Dieser Sturm berührte ihn nicht. Er war noch derselbe wie vor 18 Jahren; auch jetzt wie damals war seine Mahnung Gesetzlichkeit. Als er am 6. März zu Marburg in einer Volksversammlung auftrat, griff er sofort in die Zügel und bändigte die aufgeregten Leidenschaften. Sogar Wangemann, der ihm doch so vielfach wehe gethan, nahm er in seinen Schutz. Er habe vergeben und vergessen und dasselbe fordere er auch von Andern. So lange er in Marburg weilte, erhielt sein Einfluß Ordnung und Ruhe aufrecht. Es erkannte dies selbst nachher auch der Kurfürst an und drückte ihm dafür dankend die Hand. Am 18. März wurde Jordan wieder als Professor reactivirt, und

da ihn die Städte des Schwalmstroms zu ihrem Abgeordneten gewählt hatten, erhielt er zugleich auch den erforderlichen Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung.

Am 20. März langte er von Marburg in Kassel an, von einer zahlreichen Menge mit Jubel begrüßt. Vom Balkon des Gasthauses zum König von Preußen redete er zu dem versammelten Volke. Die zwischen Fürst und Volk bestandene Scheidewand sei gefallen und es seien nunmehr bessere Zeiten zu erwarten. Am Volke sei es nun, sich der Freiheit durch Gesetzlichkeit würdig zu zeigen, denn ohne diese sei jene nur ein leerer Klang. Das Volk müsse alle Rechte achten und dadurch seine politische Mündigkeit beweisen und seine Feinde beschämen. Vor allem thue Gemeinsinn Noth, das Wohl des Vaterlandes müsse Allen der höchste Zweck sein, alle Sonderinteressen müßten schweigen. Nur durch die Einheit der Gesinnungen vermöge das große gemeinsame Vaterland zu erstarken und die Kraft zu gewinnen, die von Ost und West ihm drohenden Gefahren zu bestehen. Er mahnte zu dieser Einheit und Einigkeit und zum Aufgeben allen Haders und allen Hasses, er warnte vor den Sendlingen des Auslandes und forderte schließlich zur Vereinigung in dem von Christus ausgegangenen großen Gebote allgemeiner Menschenliebe auf. Seine Worte waren Worte des Vergebens und Vergessens und gerade aus Jordans Munde mußten dieselben ein ganz besonderes Gewicht erlangen. Wenn er, der schwer Verfolgte, nur von Versöhnung sprach, wenn er, den man zum Opfer ausersehen gehabt, alles Leid, alles Wehe vergaß, so mußte dieß in jeder noch eines edlen Gefühles fähigen Seele einen Eindruck hinterlassen, tiefer und nachhaltiger, als dies irgend eines Andern Mahnungen im Stande gewesen wären.

Als nun Jordan am 24. März den Ständesaal betrat, von dem er seit 1833 ausgeschlossen war, begrüßte ihn auch hier ein endloser Beifallssturm. Indeß war hier nicht der Ort seines Verweilens. Die Regierung hatte ihn zum Vertrauensmann bei der Bundesversammlung bestimmt und er eilte darum sofort nach Frankfurt. Als er am 28. März daselbst eintraf, empfing ihn am s. g. Heiligenstock eine unübersehbare Menge mit dem lautesten Jubelruf. Er erwiderte denselben mit Worten, aus denen seine ganze Seele tönte, voll jener Milde und Liebe, die auch dem Feinde Verzeihung gewährt. „Diese Luft, die uns umweht, ist die Luft des Freiheitsfrühlings“, sagte er unter anderm, „diese Luft hat mich gestärkt, so sehr ich auch gelitten, daß ich mich kräftig genug fühle, an dem Werke mitzubauen, dessen Grundplan jetzt zu Frankfurt berathen werden soll.“ — „Vergessen wir“, so schloß er, „die schwarze Nacht des Drucks, die hinter uns liegt; laßt uns nicht durch das Roth des Blutkampfes, sondern durch das Roth des tagenden Freiheitsmorgens zu dem Golde gesicherter Rechtszustände hinübergehen; das wahre Recht, das natürliche Rechtsgefühl wurzelt aber in der Liebe, nicht blos gegen die Völker, sondern ebenso auch gegen jeden Einzelnen. Die Bruderliebe hoch!“

Am 31. März versammelten sich die Abgeordneten zur Berathung über die Schaffung eines verfassunggebenden Reichstags. Jordan wurde dritter Vicepräsident und trat am 11. April als Bundestags-Gesandter in die Bundesversammlung ein, und einen Monat später wurde er zum Geheimen Legationsrath ernannt. Mit der Aufhebung des Bundestages und der Errichtung der Bundes-Centralgewalt hörte auch Jordans Wirksamkeit als Bundesgesandter auf, bis ihm am 18. Juli die Ernennung zum Bevollmächtigten bei jener eine neue Thätigkeit anwies. Als solcher genoß er das besondere Vertrauen des Reichsverwesers, der ihn als seinen Landsmann betrachtete. Kurz vor dieser Ernennung (20. Juli) hatte ihn der vierte kurhessische Wahlbezirk mit großer Stimmenmehrheit zum Abgeordneten in's Parlament gewählt, in welches er am 21. Mai desselben Monats eintrat.

Auch in seiner jetzigen Thätigkeit blieb er seinen alten Grundsätzen unwandelbar treu. Er stand fest in den nach allen Seiten überströmenden Fluthen und erschien

deshalb den Heißspornen bald um so mehr nur noch als Reaktionär, als sie sich in ihm ein bereitwilliges Haupt der Revolution gedacht. Er wurde nun sogar mit Drohbriefen, die ihn des Volksverraths ziehen, überhäuft. Wie ihn aber ehedem nicht das Gefängniß erschüttert, so vermochten ihn auch jetzt diese Drohungen nicht zu schrecken, und alle derartigen Briefe wanderten unbeachtet sofort in den Papierkorb.

Leider scheiterte das große Einigungswerk in Frankfurt. Jordan blieb indeß noch in seiner seitherigen Stellung, und wurde, nachdem durch Vertrag vom 26. Mai 1849 die Gründung eines Bundesschiedsgerichts bestimmt worden war, am 12. November zu dessen Mitgliede für beide Hessen, Nassau und Schaumburg-Lippe ernannt. Obwohl er die Befürchtung aussprach, daß seine „durch Mißgeschick und Krankheit geschwächten Geisteskräfte" für diesen neuen Beruf nicht ausreichend sein würden, so nahm er denselben doch an und wohnte auch drei Sitzungen des Gerichts zu Erfurt bei, bis die kurhessische Regierung am 19. Juli 1850 den ihm ertheilten Auftrag zurückzog. Da schon im Januar d. J. seine amtliche Stellung zu Frankfurt aufgehört, hatte er schon im Frühjahr seinen Wohnsitz von da nach Kassel verlegt.

Hier lebte er seitdem in gänzlicher Zurückgezogenheit, wenigstens vor Nahrungssorgen geschützt, da ihn die Regierung in dem unverkürzten Bezug seines vollen Gehaltes ließ.

Doch war das Schicksal noch nicht müde ihn mit seinen Prüfungen heimzusuchen. Am 15. Februar 1851 starb ihm auch ein Kind seiner zweiten Ehe, eine sechszehnjährige Tochter, an welcher er mit unendlicher Zärtlichkeit hing.

Er lebte so still und zurückgezogen, daß gar viele Bewohner kaum von seinem Dasein etwas wußten. Auch sein Umgang war sehr beschränkt und verminderte sich von Jahr zu Jahr. Ganz vertraut waren nur sehr wenige mit ihm, mit andern verkehrte er nur des Schachspiels wegen, welches er ausnehmend liebte. Dieses Zurückziehen, welches keineswegs in seinem Charakter begründet lag, war eine Folge seiner fortwährenden körperlichen Leiden. Sein Geist behielt indeß immer noch seine Frische. Unverändert folgte er mit dem regsten Interesse allen öffentlichen Fragen, und nicht bloß den politischen, sondern ebenso auch den kirchlichen, und hielt dabei unverändert seinen alten jedem Ausschreiten abholden Standpunkt bei. Nur trat er damit nicht vor die Oeffentlichkeit, der er durchweg entsagt hatte. Er hatte überhaupt alles literarische Schaffen eingestellt, obwohl er viel las, vorzüglich englische Werke. Wie seine Anschauung der Dinge immer von denselben Grundlagen zeugte, welche er in seinem politischen Wirken als die seinigen bekannt hatte, ebenso unverändert blieb auch sein versöhnlicher Sinn. Auch in der größten Pein seiner Leiden gedachte er nie deren Quellen, kam niemals ein Wort des Grolles oder gar des Hasses über seine Lippen. Er hatte im vollsten und weitesten Sinne des Wortes vergessen und vergeben. Darum wies er auch jede Erinnerung an seine früher wiederholt in Aussicht gestellten Denkwürdigkeiten seines Lebens zurück. „Es würde eine Schrift von Anklagen werden, wozu das? Es ist ist ja vorüber", pflegte er auf solche Mahnungen zu entgegnen.

Seine Leiden nahmen von Jahr zu Jahr zu und seine Kräfte schwanden in gleichem Maße. Er konnte zuletzt nur noch bei sehr günstigen Sommertagen, und auch dann nur eine sehr kurze Wanderung in's Freie unternehmen. Im vorigen Jahre war ihm dies kaum zehnmal vergönnt. Zu seinen Leiden, der Fistel und dem Husten, die ihm auch die nächtliche Ruhe raubten, gesellte sich noch ein drittes. Es hatte sich zwar die im Gefängnisse gebildete Lähmung seines linken Armes wieder verzogen, es war aber eine schmerzhafte Stelle am Unterarm geblieben, und an dieser hatte sich ein Absceß entwickelt, der ihm die größten Schmerzen bereitete. Aber noch nicht genug. Die immer fließende Wunde fraß auch nach Innen und erzeugte einen Knochenfraß. Dieselben Folgen hatte auch die Fistel, und die dadurch erzeugten Schmerzen steigerten sich von Tage zu Tage. Doch auch unter diesen Schmerzen blieb der Friede seiner

Seele und sein Gottvertrauen ungestört. Ja, wenn oft der Schmerz am heftigsten in ihm wüthete, brach sein frischer Lebensmuth mit neuer Kraft hervor, gleichsam über seine körperliche Hinfälligkeit triumphirend. Indeß konnte der aufmerksame Beobachter nur mit banger Sorge seinen Zustand betrachten. Jene Wunden zehrten immer gewaltsamer an seiner Lebenskraft, und schon am letzten Sylvestertage konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß er den nächsten nicht mehr erleben werde. Ja man mußte dies selbst wünschen, mußte wünschen, daß ihm der Erlösungsmorgen bald tagen möge. Seine Lunge war zerstört und schließlich stellte sich auch eine Nierenkrankheit ein. In seinen Füßen wurde die Wassersucht bemerklich und verbreitete sich immer weiter. Schon seit dem Beginne des Jahres wurde die Abnahme seines Gedächtnisses immer auffälliger und auch seine geistige Kraft begann rasch abzunehmen. Er versank so allmälig in ein Traumleben, das insofern wenigstens wohlthätig war, als es das Gefühl für den Schmerz abstumpfte. Auch ihm selbst war sein nahendes Ende deutlich und klar und er sah ihm mit Ruhe und selbst mit Freude entgegen. Er freute sich namentlich auf die Wiedervereinigung mit den ihm vorausgegangenen Seinigen. Oft gedachte er seiner zuletzt gestorbenen geliebten Tochter Pauline. Sonst waren es die Erinnerungen der Jugend, welche vorzugsweise in seinem Geiste auftauchten. Er lebte in seinen heimischen Bergen, hörte den Kuhreihen durch dieselben tönen, verkehrte mit den Freunden seiner Jugend, vor allen mit Franz Hirn. Dabei fehlte es übrigens keineswegs an lichten Augenblicken, an Augenblicken, wo die trübe Nebeldecke, welche seines Geistes Himmel umhüllte, sich öffnete und einige helle Sonnenstrahlen durchbrachen. In einem solchen Momente war es, wo er seines an seinem Lager sitzenden trautesten Freundes Hand ergriff und die bedeutungsvollen Worte sprach: „Lieber Freund! Die zweite Geburt ist doch viel schwerer, als die erste; sie geschicht mit Bewußtsein.“ Wie im Genusse des Lebens, so war auch jetzt vor den Pforten des Grabes sein Gedanke Vergebung. Auch nach seinem Tode sollte sein Leiden vergessen werden und darum hatte er schon früher die Vernichtung seiner Papiere verlangt, um jedes Zeugniß, das noch gegen seine Widersacher gebraucht werden könnte, vernichtet zu wissen, und leider wurde dieser schon in seinem geistig getrübten Zustande gestellten Forderung, zu deren Ausführung er selbst die Kraft nicht mehr besessen hätte, in einem nur zu buchstäblichen Sinne entsprochen. Habet Friede unter einander, war die Mahnung, welche er oft den Seinigen zurief, und noch in der letzten Nacht seines Hierseins forderte er dieselben auf, den großen Becher, welchen man ihm einst verehrt, mit Wein zu füllen und daraus gemeinsam zu trinken.

So voll Frieden und Versöhnung, voll kindlicher Ergebenheit in den Willen des Allmächtigen, voll Vertrauen in dessen Vatergüte und voll des beseligendsten Glaubens an ein Jenseits nahte er sich der Stunde seiner Erlösung. Es war am 15. April Nachmittags, wenige Minuten vor drei Viertel nach vier Uhr, als schmerz- und kampflos sein Geist sich seiner Hülle entwand. Den letzten Dienst, die Schließung seiner sonst so klaren und nun erloschenen Augen, leistete ihm eines treuen Freundes Hand.

Um ihn trauert eine Wittwe und zwei Töchter, von denen die ältere im fernen Mexiko weilt.

Aber nicht bloß der Seinigen Thränen flossen an seiner Bahre; auch das hessische Volk trauert tief um den Geschiedenen. Es hatte nicht vergessen, was er für es gethan und was er dafür gelitten. Es war kein Triumphzug, welchen man ihm, wie 1832, bereitete, als man seine Leiche der Ruhestätte zuführte, und doch war es ein Triumphzug, nur ernst und still und durch das stille Schweigen so bedeutungsvoll. Es galt ja dem Baumeister seines Verfassungsrechtes. Bürger hatten den Sarg mit Lorbeerkränzen geschmückt, von denen hell und frisch Bänder in den deutschen Farben herabfielen. Vierundzwanzig der angesehnsten Bürger trugen den Sarg aus dem Hause zum Wagen und vom Wagen zum Grabe, und viele Hunderte von Bürgern folgten in

langem Zuge zu dem seiner harrenden Grabe, wo ein vielstimmiger Männerchor dem vollendeten Dulder den letzten Abschiedsgruß brachte. Jetzt sammelt das hessische Volk zu einem einfachen Denksteine, der sich über seinem Haupte erheben soll.

Doch auch ohne solchen Stein ist sein Andenken festgegründet. Es steht fest in dem Herzen des hessischen und selbst des deutschen Volkes. Ja, sein Wirken wie sein Leiden füllt eine Reihe der inhaltvollsten Blätter der hessischen Geschichte.

Wir schließen unsere Mittheilungen mit dem Wunsche, daß alle mit derselben Ruhe und mit derselben Befriedigung auf ihr Wirken und ihr Leben zurückblicken und mit demselben Frieden auch ihrem Todesengel in's Antlitz sehen möchten.

Custine's Auftreten in Frankfurt *).

Während Custine versäumte, was Zeit und Umstände verlangten, ließ er durch seine Generale das rechte Rheinufer plündern. Vorerst lag ihm daran, Geld zu erhalten, denn die Kriegskasse seines Heeres war erschöpft; er hoffte dieselbe in Frankfurt schneller und leichter zu füllen, als in Koblenz oder Trier. Schon am Abend des 21. Oktober schickte Custine einen Theil seiner Truppen von Mainz aus nach Frankfurt. Als Houchard, der Anführer derselben, am andern Morgen vor dem Bockenheimer Thore ankam, schickte der Senat der Stadt ihm eine Deputation zu, welche sich nach der Ursache seines Erscheinens erkundigte. Er antwortete: „er warte hier auf Verstärkung, und wünsche Speise und Trank gegen baare Zahlung", was ihm auch gereicht wurde.

Als Nachmittags Neuvinger, der von Oppenheim aus nach Frankfurt geschickt worden war, vor Sachsenhausen erschien, fragte eine Deputation des Senats auch bei ihm an, warum er das Gebiet der Stadt betreten habe. Er antwortete, er habe ein Schreiben des Generals Custine dem Senat persönlich zu überbringen. Da die Deputation deswegen Verhaltungsbefehle einholen wollte, verlangten die Franzosen sofort die Oeffnung der Thore, und da sie nicht sogleich erfolgte, ließen sie die Kanonen auffahren, worauf die Zugbrücken in Eile niedergelassen wurden. Denn wenn auch Frankfurt damals mit Mauern und Gräben umgeben war, so konnte man doch bei dem Mangel jeglicher militärischer Vertheidigungsmittel an Widerstand nicht denken. Sofort zogen ungefähr 3000 Franzosen in die Stadt und quartierten sich bei den Bürgern ein, doch durften sie keine Lebensmittel oder andere Bedürfnisse unentgeltlich begehren. Jetzt übergab Neuvinger ein Schreiben des Generals an den Magistrat der Stadt Frankfurt, worin es hieß:

„Ich bin benachrichtigt worden, daß in euerer Stadt Gelder verwahrt liegen, welche dem Kaiser und dem Könige von Preußen zugehören, und ich habe daher den General Neuvinger befehligt, sich derselben zu bemächtigen."

Neuvinger verlangte sofort zwei Millionen Gulden als Contribution. Der Senat war sich der strengsten Neutralität, ja einer gewissen Vorliebe für die republikanischen Einrichtungen in Frankreich bewußt, und remonstrirte daher gegen die Klagen und die Strafe. Allein da Neuvinger den Befehl des Generals Custine vorhielt und von jener

---

*) Aus dem dritten Heft der „Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation im Jahre 1792—93, mit sämmtlichen Aktenstücken; von Karl Klein, Professor in Mainz." Mainz, v. Zabern, 1861. Vergl. diese Blätter Nr. 37. — Das von uns Ausgezogene ist im Buch mit Aktenstücken und anderen, besonders für Frankfurt höchst werthvollen Belegen begleitet.

Forderung nicht abgehen zu können erklärte, so schickte der Senat eine Deputation (von Humbracht, Seeger und Moers) nach Mainz, welche einen Auszug aus den Senatsprotokollen überreichten, woraus der Ungrund der Beschuldigungen klar hervorging. Custine antwortete derselben unter Anderem:

„Ohnerachtet der erwiesenen Vergehungen des Magistrats der Stadt Frankfurt, sollt ihr nicht umsonst bei mir eingekommen sein. Die Franken-Nation erläßt euch durch mich 500,000 fl. an eurer Brandschatzung. Ich setze sie auf 1,500,000 fl. herunter, ertheile deshalb meine Befehle dem General Neuvinger. Ich fordere euch auf, mit der Bezahlung nicht zu zögern."

So zahlte der Magistrat abschläglich 300,000 Liv., wobei er erklärte, daß er diese Summe als ein der französischen Nation anvertrautes Gut betrachte.

Am 26. October wurden noch 150,000 Livres bezahlt, wobei aber erklärt wurde, daß man keine weitere Zahlung mehr leiste, bevor man nicht zur Sicherheit und Erleichterung der Stadt eine Uebereinkunft mit Custine getroffen habe.

Am 27. begab sich die Deputation (von Humbracht, Seeger, Friedr. Schmid und Wenner) nach Mainz, um dem General die Bedingungen vorzulegen, unter denen die Stadt die Contribution zahlen werde. Allein während sie nach Mainz reisten, war Custine mit etlichen tausend Mann und einem Artilleriezuge nach Frankfurt gerückt, um seine Forderungen mit Nachdruck durchzusetzen. Nachmittags kam er mit denselben und einem großen Gefolge, darunter Böhmer im rothen Rocke, in die Stadt; er stieg vor dem Rothen Hause ab und hielt auf dem Roßmarkte eine Revue über die französischen Truppen. Eine große Zahl Frankfurter hatte sich ringsum versammelt; manche fürchteten den augenblicklichen Befehl zur Plünderung. Einige 40 junge Metzger, jeder von einem großen Hunde begleitet, hielten sich in der Nähe von Custine; sie sollen entschlossen gewesen sein, wenn er Gewalt befehle, mit ihren Hunden über ihn und den Generalstab herzufallen und alle zu zerreißen. Custine aber war nicht unfreundlich; er fragte: „Nicht wahr, ihr habt neulich einen deutschen Kaiser gekrönt?" Prophetisch setzte er bei: „Ihr werdet keinen mehr krönen."

Bald nach seiner Ankunft ließ Custine mehrere Personen aus den angesehensten Handelshäusern durch Offiziere vor sich fordern und, als sie gekommen waren, ihnen anzeigen, daß sie als Geißeln betrachtet würden; ihre Namen sind: J. J. Willemer *), Bethmann-Hollweg, Heinr. Gontard, Franz Schweizer, J. Cl. Ehrmann, Brentano Sohn und Isaak Mich. Speyer.

Inzwischen war die Deputation, die nach Mainz abgegangen war, auf halbem Wege umgekehrt; sie begab sich sofort zu Custine, der ihr erklärte: er habe jetzt Geißeln und begehre nun die zwei Millionen vollständig. Auch am andern Morgen, an welchem er der Deputation nochmals Gehör schenkte, blieb er bei seiner Forderung; außerdem verlangte er wiederholt die 24pfündigen Kanonen der Stadt und erklärte, daß, wenn er in vier Stunden die zwei Millionen nicht habe, die Geißeln abgeführt würden. Hiergegen gab die Stadt eine Erklärung ab, daß sie, um die Geißeln zu befreien, im äußersten Nothfall alle Mittel zur Zahlung einschlagen wolle, aber in Betreff des Geschützes bei ihrer neulichen Entschließung verharren müsse. Die Deputation, welche das Schreiben überreichen sollte, nahm Custine nicht an; er ließ ihr durch seinen Secretär sagen: „Ich verlange kein Schreiben, ich will Geld haben." Doch hatte das Schreiben zur Folge, daß die Geißeln nicht sofort abgeführt wurden, und Abends ließ Custine die Deputirten vor sich kommen, erklärte ihnen, daß Zögern bei ihm die Sache nur verschlimmere, und daß er, wenn die zwei Millionen nicht bald bezahlt würden,

*) Statt seiner wurde am anderen Morgen Catoir geholt, weil Willemer's junge Frau vor Schrecken plötzlich gestorben war.

seine Forderungen noch höher treiben werde; dann entließ er sie mit folgendem Schreiben an den Magistrat:

„In dem Hauptquartier zu Frankfurt, den 28. Okt. 1792,
im ersten Jahre der französischen Republik.

„Meine Herren! Es hat nie meine Absicht sein können, daß die Geißeln, die sich nun in meinen Händen befinden, die Contribution für ihre Person allein tragen sollen. Ich höre aber, daß Sie in diesem Wahne stehen und begreife nicht, wie Sie sich darin haben bestärken lassen können.

„Ich verlange, daß die Contribution den Reichen treffe und daß ein jeder nach Verhältniß seines Vermögens bezahle; meine Gesinnungen über diesen Punkt sollten Ihnen doch nicht mehr unbekannt sein. Ich werde mich aber wohl hüten, mich darüber in einige Erörterung einzulassen.

„Die französische Republik denkt nicht daran, Deutschland zu erobern; fern von ihr ist eine solche Chimäre. Aber sie will ihre eigene Ruhe befestigen und den stolzen Despoten, der dieses Reich beherrscht, überzeugen, daß sein wahres Interesse es erheischt, seine Staaten mit Weisheit zu regieren und die so lange verkannten Grundsätze der Vernunft und Philosophie einmal anzunehmen.

„Das ist der Kriegsplan, den die französische Republik sich vorgezeichnet hat. Fünf und zwanzig Millionen Menschen müssen umkommen und ihre Städte und Felder müssen in Staub und Asche verwandelt werden, ehe dieser Vorsatz von ihr aufgegeben wird.

„Lassen Sie also einmal Ihre lächerlichen Einbildungen fahren, meine Herren; willigen Sie dagegen in meine letzte Forderung von zwei Millionen und schließen Sie mit uns von heute an ein Bündniß, das nichts auf der Welt trennen soll.

Der französische Bürger-General der Armee
Custine."

Wiewohl die Geißeln erklärten, daß sie sich, wenn es der Stadt zum Besten gereiche, die Abführung gefallen lassen wollten, so wurde dennoch, in der Hoffnung, eine Aenderung bei Custine hervorzubringen, an demselben Abend eine dritte Zahlung von 560,500 Liv. geleistet. Auch ein neues Schreiben des Magistrats vom andern Tag bewirkte weiter nichts, als daß, wenn die eine Million abgetragen sei, für die andere zwei Ziele, auf 6 und 10 Monate, bewilligt wurden.

Am 30. Oktober wurden zwei Zahlungen von 216,000 und 400,000 Liv. und am 31. ebenfalls zwei 360,000 und 205,818 Liv. 4 Sols geleistet, womit die erste Million abgetragen war, worauf Custine, der bereits am 29. Oktober mit den Geißeln nach Mainz zurückgekehrt war, sie entließ, eine sauve garde für Frankfurt ausstellte und sogar erklärte, daß er sich bei dem Nationalconvent für die Nachlassung der andern Million verwenden wolle. Zu diesem Zwecke reisten in den nächsten Tagen fünf Frankfurter (Syndikus Seeger, Schöff von Günderode, die Handelsleute Gottl. Engelbach, Pet. Clem. Müller und Joh. Heinr. Jordis) nach Paris. Diese baten jedoch zugleich auch um die Rückzahlung der bereits bezahlten Million, worauf der Nationalconvent am 14. November beschloß, das Gesuch der Frankfurter Deputirten zu prüfen, um vor den Augen Europas einen Beweis der Unparteilichkeit des Convents abzulegen.

Custine hatte in Frankfurt solche Härte angenommen, weil die Bürger, wiewohl selbst Republikaner, von dem Glück, das die französischen Republikaner ihnen anboten, nichts wissen wollten. Ihre Versprechungen fanden kein Gehör. Die Frankfurter Bürger schlossen sich fest an ihre Obrigkeit an. Vergebens hetzten die Franzosen sie gegen dieselbe auf; kein Frankfurter nahm eine Kokarde von ihnen; einen Freiheitsbaum zu setzen wagten die Franzosen weder in Frankfurt noch in Sachsenhausen.

Ja noch mehr! Die Frankfurter Bürger haben am 5. November, also während die Stadt noch vom Feinde besetzt und bereits eine Million bezahlt war, eine energische Adresse an Custine erlassen, worin sie den Vorwurf seiner Manifeste, daß sie unterdrückt seien, zurückwiesen und, nachdem sie ihre freie Verfassung kurz geschildert, die Erwartung aussprachen, „daß der General sie bei ihrer bisherigen Verfassung unverrückt belassen werde." Die Schlosser- und die Buchbinderzunft genehmigten zuerst dies Schreiben und ihnen folgten alle Zünfte. Solches Benehmen hatte ihre baldige Befreiung zur Folge.

Auch die Soldaten mißfielen in mehrfacher Hinsicht: in der stillen Stadt störten die kriegerischen Aufzüge; die Soldaten lärmten, prahlten und erregten durch Unreinlichkeit bei den Frankfurtern Ekel und Verzweiflung. Custine wechselte deshalb zwar mit der Garnison, aber es wurde nicht viel besser. Das Benehmen der Frankfurter erregte in ganz Deutschland Aufsehen und freudigen Anklang; hatte man bisher aus Mainz wenig oder fast nur den Franzosen günstige Nachrichten vernommen, so erfreute die würdige Haltung der Reichsstadt um so mehr. Zugleich hatte die Brandschatzung Frankfurts den General Custine in den übelsten Ruf gebracht, indem man einsah, daß er nur aus Habgier wegen nichtssagender Vorwände eine neutrale Stadt so ungeheuer besteuerte.

So endete der erste Akt der Franzosen in Frankfurt.

Notizen.

Jacob Grimm in Diensten König Jerome's. — Im Jahr 1808 wurde Jacob Grimm auf Empfehlung Johannes von Müllers mit einem Gehalt von 2000, bald 3000 Francs Privatbibliothekar des Königs Jerome von Westphalen auf Wilhelmshöhe, damals Napoleonshöhe. Die ganze Instruction, die er erhielt, lautete: „Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du roi." Kaum ein Jahr darauf kündigte ihm der König selbst an, daß er ihn auch noch zum Auditor im Staatsrath ernannt habe; sein Gehalt betrug nun 4000 Francs, so daß Jacob den Studien leben und für seine Geschwister väterlich sorgen konnte. — Vergl. die schon 1860 in Hanau erschienene, viel zu wenig bekannt gewordne Schrift: „Jacob und Wilhelm Grimm", von Dr. B. Denhard.

Ueber den Heller-Dawison'schen Streit bemerkt die Badische Landeszeitung unter Anderem: „Der ganze Vorgang ist eine herbe und gerechte Strafe für die deutsche Theaterkritik und ihre Führer. Es ist die Strafe der gebräuchlichen Lobhudelei. Dem Schauspieler allein von allen Künstlern hat man das zweifelhafte Privilegium gewährt, als Götze behandelt zu werden: ein Privilegium, welches den Darsteller zur maßlosesten Selbstüberhebung und damit allzu häufig zur künstlerischen Selbstvernichtung fast mit Nothwendigkeit führen muß. Und dieses Privilegium hat man zumeist noch den Gastspielvirtuosen gewährt, welche die Kunst zum Credit mobilier erniedrigen."

Das Bonner Comité für das Arndts-Denkmal hat neuerdings beschlossen, die Wahl des Platzes für dasselbe dem Bildhauer Heidel, der das Modell zur Statue liefern wird, zu überlassen. Derselbe wird demnächst von Berlin nach Bonn kommen, um an Ort und Stelle die Entscheidung zu treffen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 1. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 177.) **Kabale und Liebe.** Bürgerliches Trauerspiel in 5 Akten von Schiller. Ferdinand: Herr Friedrich Dettmer als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

N: 51. Sonntag, 2. Juni 1861.

Leben Michel Angelo's von Hermann Grimm.

Um dem Namen eines ästhetischen Schriftstellers der modernen Welt Ehre zu machen, bedarf ein junger Gelehrter in unsern Tagen gar mancher Dinge, die schwer in's Gewicht fallen: großen Fleiß, unermüdliche Strebsamkeit und einen nicht unbedeutenden Grad von ausgedehnten und ausdehnbaren Kenntnissen; dabei darf es an einem gewissen Schwung der Ideen nicht fehlen, an der Begeisterung, die mehr der Arbeit selbst als dem Gegenstand derselben angehört. Ein charakteristisches Merkzeichen der jüngsten Literatur ist zugleich die angeborne Selbständigkeit des Urtheils, welche es liebt die Lanze einzulegen gegen Alles was ihr als althergebrachtes Vorurtheil erscheint, und nicht minder ein liebenswürdig-naives Vertrauen auf die Gunst der Musen, welches den ersten zaghaften Schritten auf der Bahn des literarischen Ruhmes die nöthige Sicherheit gibt.

Hermann Grimm erfreut sich aller dieser Gaben in vollem Sinne des Wortes und mag als Repräsentant der genannten Gattung wohl mit Recht gelten. Er besitzt indessen auch andere Eigenschaften, die ihm persönlich eigen sind und vielleicht zu größerer Ehre gereichen: eine wirkliche innerliche Wärme und in manchen Beziehungen jene gute Art von gewissenhafter Gründlichkeit, die nicht verschmäht das Wahre zu sagen, auch wenn es nicht geistreich ist; ein Vorzug, welcher an einem jungen Dichter und Kunstkritiker nicht genug gepriesen werden kann. Daß auf der andern Seite mancher Zug mit unterläuft, der sich weder der einen noch der andern dieser vier gegensätzlichen Eigenschaften zu rühmen hat, darf uns an der allgemeinen Schätzung des Buches, das wir nun prüfend durchblättern wollen, wenigstens nicht völlig irre machen.

„Es ist nicht die Folge einseitiger Vorliebe", heißt es S. 68, „wenn dies Buch, das sich mit der Blüthe der Florentinischen Kunst beschäftigt, Michel Angelo's Namen auf der Stirne trägt. Ein Leben Leonardo's oder Rafael's würde nur ein Bruchstück von dem Michel Angelo's bedeuten. Seine Kraft überbietet die ihre. Er allein betheiligte sich an der Arbeit des Volkes."

Diese Worte scheinen den Standpunkt anzugeben, von welchem der Verfasser in seinem Werke ausgeht. Es ist nicht seine Absicht, sich vorzugsweise durch das künstlerische Interesse leiten zu lassen, sonst würde er in Sachen der Kunst die Kraft nicht über die Schönheit stellen. Man muß diesen Widerspruch um so sicherer annehmen, da die künstlerische Würdigung Rafael's an einer anderen Stelle des Buches mit schönen und wahrhaftigen Worten sich ausgesprochen findet:

„Wie ein vertrauter Freund erscheint er uns, der unsere Gedanken kennt," lesen wir S. 481, „wie eine milde, freundliche Macht, die sich der Farbe und Formen nur bediente, um eine grenzenlose Fülle von Schönheit den Menschen mitzutheilen. Es gibt Naturen, denen Michel Angelo nicht zusagt; es gibt keinen Künstler, glaube ich, der nicht irgendwo auf Widerstand stieße. Rafael überwindet jeden; kein Mensch der sich der beglückenden Gewalt seiner Werke verschließen könnte."

Wenn nichtsdestoweniger Michel Angelo hoch über Leonardo und Rafael gestellt wird (eine von allen Seiten der Betrachtung freigegebene Statue einseitigen Bildern gegenüber), so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Verfasser die geschichtliche Größe Michel Angelo's nicht vorherrschend in seiner künstlerischen Bedeutung suchen will.

Von diesem Punkt aus erklärt sich denn auch der ganze Plan des Werkes.

„Das Leben Michel Angelo's läßt sich nicht ohne die Geschichte seines Vaterlandes erzählen, wie dies bei Leonardo und Rafael möglich wäre," sagt Hermann Grimm. In diesem Sinne hat er seinen Helden gewählt, welcher ihm Gelegenheit gibt, die ganze Fülle des Reichthums einer mächtig bewegten Zeit und eines hochbegabten leidenschaftlichen Volkes zur Darstellung zu bringen. Die Lebensbeschreibung eines zu hohem Alter und zu unsterblichem Ruhme gelangten großen Mannes sollte der feste Faden sein, an welchem die Reihe der Begebenheiten sich aufrollte.

Es ist dies eine der schönsten, aber auch der schwierigsten Aufgaben für einen Schriftsteller; um so schwerer in dem gegenwärtigen Falle, als dem Verfasser zur Vollendung seines Werkes das Material letzter Hand fehlte, welches erst durch die bevorstehende Herausgabe der bisher noch immer unter Familienverschluß gehaltenen Papiere Michel Angelo's ergänzt werden kann; ein Schatz, dessen Benützung dem zweiten Band der vorliegenden Arbeit zu Gute kommen wird.

Der Mangel an vollständiger Uebersicht des Materials kann vielleicht theilweise die Eigenthümlichkeit dieses ersten Bandes erklären, dessen leitende Gedanken gleich selbständigen Strömen durch das Buch ziehen, ohne zur Vereinigung zu kommen. Es sind gar mächtige Gewalten, die sich hier den Rang streitig machen: Geschichte und Kunst. Daß keine der andern sich fügen, keine dem Ganzen sich unterordnen will, ist im Interesse des Buches nicht wenig zu beklagen. Die alte Regel von der Einheit des Kunstwerkes rächt sich an dem modernen Schriftsteller, der ihrer entbehren zu können glaubt.

„Während Michel Angelo seinen Entwürfen sich hingab, oder in den Marmorbrüchen zu Carrara saß, trat diese oder jene politische Wendung ein." So ohngefähr oder ähnlich lauten gewöhnlich die Uebergänge der geschichtlichen und biographischen Theile der Erzählung. Oder:

„Während diese staatliche Begebenheit sich ereignete, hielt der Künstler sich in seiner Werkstatt, tief in die Arbeit versenkt."

Es will uns bedünken, als hätte der alte Meister darin freilich sehr Recht gehabt. Hätte er es nicht gethan, er würde nicht der geworden sein, dem die Mit- und Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit auf das Haupt gesetzt hat. Wer würde von Michel Angelo, dem Staatsmann, dem Politiker viel zu erzählen wissen?

Wir mögen uns in solchem Gedankengange noch mehr als durch den Mangel an neuem Material die innerliche Zwietracht erklären, die der gegenwärtigen Schrift an dem künstlerischen Theil ihres Werthes Eintrag thut.

Vielleicht wäre es erlaubt zu sagen: Der Verfasser hat das Zauberwort, das die Geister versöhnt, nicht gefunden, weil er sich anstatt des einen mehrere Zwecke vorgesetzt hatte, deren Erfüllung verschiedener, unter sich unverträglicher Mittel bedurfte, und von welchen der eine immer dem andern zum Vorwand dienen sollte. Oder:

„Er ging daran seine Brücken zu wölben, ehe das feste unterirdische Fundament aus philosophischen Quadern auferbaut war."

Die Zusammenstellung der Schicksale und bürgerlichen Kämpfe des florentinischen Staates mit denen des alten Athen konnte die Lücken nicht ausfüllen. Sie machte sie um so fühlbarer.

„Wir sehen die Völker kochen," ruft der Verfasser aus, „wie die Lava im Krater eines feuerspeienden Berges sich in sich selbst empört, und aus dem Kessel klingt das

zauberhafte Lied, an das wir uns erinnern, wenn Athen oder Florenz ausgesprochen wird."

Das Lied aus dem Kessel! Weder die Poeten des Alterthums noch der göttliche Dante würden dem modernen Dichter in der Kühnheit dieses Bildes gleichgekommen sein.

Doch genug der übersichtlichen Anmerkungen! Gehen wir zu dem Inhalt der Erzählung über.

In dem ersten Kapitel, welches als eine Art Einleitung gelten kann, entrollt sich das Bild des alten Florenz mit seiner eifersüchtigen Freiheitsliebe und seinen hartnäckigen inneren Kämpfen. In dem wilden Streit der Guelfen und Ghibelinen erscheint Dante's mächtige Gestalt auf dem Gipfel seiner Zeit, und Casimir von Medici tritt auf, der kluge Bürgerkönig, unter dessen vorsichtigem und festem Regiment die schönste Blume des italienischen Geistes sich zu erschließen begann.

Die Thüren zu St. Giovanni, Ghiberti's Meisterwerk, eröffnen den neuen Aufschwung der bildenden Kunst nicht nur für Florenz, sondern für ganz Italien. Bald auch stehen wir vor den wunderbaren Schöpfungen Leonardo da Vinci's. Die „grübelnde Neugier", welche uns vor Leonardo's Gestalten ergreift, „der Wunsch ihre Beziehung zu dem Maler zu enträthseln," welche der Verfasser als charakteristische Wirkung der Gemälde dieses Meisters angibt, dürfte wohl auf einfache Weise zu erklären sein, wenn man es ausspricht, daß Leonardo der Schöpfer des vollendeten Portraits geworden ist.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn wir nach solchen geschichtlichen und kunsthistorischen Betrachtungen mit dem Beginne des zweiten Kapitels auf die Urmythen der Völker zurückgeführt werden, und wenn der Verfasser, um die Verwandtschaft und Gleichberechtigung der großen Männer aller Zeiten und Völker zu beweisen, nicht nur Vorstellungen über die Entstehung des Menschengeschlechtes, sondern sogar eine kurze Betrachtung über die Bedeutung unserer Erde zu Hülfe nimmt.

Der Eingang dieses Abschnittes ist von zu überraschender Neuheit, als daß wir den Verfasser nicht mit seinen eigenen Worten sprechen lassen sollten.

„Es wäre als Resultat der vergleichenden Wissenschaften vielleicht natürlich," heißt es S. 63, „die Schöpfungsfrage ganz bei Seite zu lassen und ein in unabsehbare Jahre rückwärts sich verlierendes Menschengewimmel anzunehmen, dessen Entstehen einstweilen nichts erklärt. Das aber widerspricht dem allgemeinen Geiste. Die Leute verlangen zu hören, daß ein Paar geschaffen sei, plötzlich, durch einen Willensact Gottes, daß von ihm die Völker abstammen, die heute leben. Je weiter wir zurückschauen, um so leerer und lichter erscheinen die Länder. Stärkere, schönere, einsamere Menschen wohnten in ihnen. Immer volkreicher werden dann die Erdtheile und gewöhnlicher ihre Bewohner, immer seltener die großen Männer, und diese selbst geringer der Qualität nach. Endlich kommen wir so auf die eigene Zeit, die keine Helden mehr gebiert, wo der erbärmlichste Kerl, der lebt, ißt und trinkt, wie der edelste seinen Namen hat, dem er mit gemeinen Mitteln ein Echo aus den vier Enden der Welt verschaffen könnte."

Nach dieser, für Uneingeweihte etwas schwer verständlichen Anschauung (der Schreiber dieser Zeilen muß mit Beschämung eingestehen, daß er zu diesen Unglücklichen gehört) gelangt der Verfasser zu der Ueberzeugung, daß, „als bewegende Kraft der Weltentwickelung von Zeit zu Zeit große Männer erscheinen, die mit der ungeheuern Einwirkung ihres Geistes die übrigen Millionen lenken," und daß, „wenn wir die großen Männer anschauen, es ist, als sähen wir eine siegreiche Armee als die Blüthe eines Volkes einherziehen, die alle derselbige Lorbeer schmückt und die, trotz der verschiedenen Sprachen, Zeiten, Länder, Sitten, doch alle in einer höheren Gemeinschaft stehen."

Von dieser Armee nun gehören drei mächtige Helden der schönen Firenze an: Dante, Leonardo und Michel Angelo. Rafael, zwar aus Urbino gebürtig, wird den Florentinern beigezählt; ob als Vierter in diesem Vereine ist an der angegebenen Stelle nicht zu ermitteln. Der später ausgedrückten Ansicht nach dürfte man es jedoch annehmen.

Nachdem das geängstete und zerschlagenene ästhetische Gewissen des bescheidenen Recensenten durch die obigen Andeutungen einigen Frieden errungen hat, zögert er, leichteren Herzens, keinen Augenblick, die Anerkennung auszusprechen, welche dem Verfasser für sein fleißiges Quellenstudium und die Lebendigkeit der Darstellung in einzelnen Partien mit vollem Rechte gebührt. Der Ununterrichtete kann in der That durch die Lektüre dieses Buches einen Vorrath von schätzenswerthen Kenntnissen über jene Zeit, und zwar auf die leichteste Weise, gewinnen, dem Unterrichteten wird eine gedrängte Wiederholung des schon Bekannten, durch manches neue Licht bereichert, nicht uninteressant sein.

Mit dem Beginn von Michel Angelo's Lebensgeschichte befinden wir uns, den Gefahren und Untiefen der allgemeinen Betrachtungen glücklich entronnen, auf geebneter Straße und freuen uns nun mit einiger Ruhe und Sicherheit den Reichthum überblicken zu können, der sich rings vor unseren Augen aufthut.

Mitten unter dem streitenden Gewühle der florentinischen Adelsgeschlechter sehen wir den Knaben Michel Angelo, von der Macht des Genius getrieben, der Grammatik entfliehen, um in der Werkstatt des Dominico Ghirlandajo die ersten Schritte auf der Bahn der Kunst zu versuchen. Daß einzelne Blätter von unserem Albrecht Dürer ihm in jener Zeit mächtige Anregung gaben, mag der vaterländische Stolz nicht gerne verschweigen.

In des florentinischen Perikles, des Lorenzo von Medici Hause aufgenommen, welches damals der Mittelpunkt des gelehrten und künstlerischen Strebens, wie der feinsten geselligen Bildung war, betrat Michel Angelo alsbald das Kunstparadies des Gartens von St. Marco, wo seinem leidenschaftlichen Streben der reine Geist des klassischen Alterthums entgegenkam. So war seiner Jugend die reichste Entwickelung geboten.

Doch auch die Stürme ließen nicht auf sich warten. Dem gewaltigen Eindrucke, welchen die wunderbare Erscheinung des kühnen Predigers Savonarola hervorrief, mochte Michel Angelo nicht entgangen sein. Der Tod Lorenzo's stürzte ihn in tiefe Betrübniß.

Bald nahte der Sturm von allen Seiten. Neapel und Mailand im offenen Kriege; französische Heere auf italischem Boden; Florenz in vollem Aufruhr; die Fantasie des Volkes erhitzt von grauenvollen Wunderzeichen: Träume und Visionen, nächtliche Sonnen, blutschwitzende Heiligenbilder!

Das war dem jungen Künstler doch zu viel der Schrecken. Er macht sich mit zwei Freunden auf und flüchtet nach Venedig. Auf dem Rückweg findet er in dem Hause des Rathsherrn Aldobrandi zu Bologna eine sichere Freistatt, um bald darauf zu Rom und Florenz die Glanzperiode seines reichen Künstlerdaseins zu beginnen.

Durch seine Jugendarbeiten in Florenz und Bologna hatte er sich einen bedeutenden Namen errungen. In Rom machte ihn seine Pietà zum ersten Bildhauer Italiens, das hieß in der damaligen Zeit, der ganzen Welt.

Nachdem das blutige Trauerspiel in Florenz zu Ende gegangen, des Märtyrers Asche von dem Scheiterhaufen herab in die Fluthen des Arno versenkt war, kehrte Michel Angelo nach der Heimat zurück. Mit Interesse folgen wir der Geschichte der Kolossalstatue seines David, und erblicken ihn selbst im Wettkampf mit Leonardo ein Wandgemälde für den großen Rathsaal entwerfen.

Damals trat Rafael, ein achtzehnjähriger Jüngling, zum erstenmal in Florenz auf. „Die Liebenswürdigkeit selbst", la gentilezza stessa, sagt Vasari. Welch eine Zeit war das!

Ein abermaliger Ruf nach Rom eröffnete unserem Meister den großen Schauplatz seiner Thaten. Nach Alexander Borgia's Tode, der an dem Gifte, das er für einen Andern mischte, sein Leben ließ, bestieg Julius II. den päbstlichen Thron. Das war der Mann der Michel Angelo bedurfte, den Michel Angelo bedurfte. Als der Künstler ihn einst fragte, ob er seiner Statue die Schlüssel oder ein Buch in die Hand geben sollte, sprach der kriegerische Herr der Christenheit: „Gieb mir ein Schwert!"

Die beiden gewaltigen Geister berührten sich in Liebe und Haß. Ihr Verkehr wechselte in herzlichem Einverständniß und bitterem Zorn. Doch mußte der Papst der gewaltigen Natur des Künstlers nachgeben.

Der Triumph der mittelalterlichen Bildhauerkunst, das wunderbare Grabdenkmal mit seinem Moses und die Deckengemälde in der sixtinischen Kapelle sind die Frucht dieses in der Geschichte kaum seines Gleichen findenden Verhältnisses.

Als Michel Angelo in der Sixtina arbeitete, einsam auf dem Gerüste liegend, mit Qualen und Anstrengung ringend, die nur seine eiserne Natur bewältigen konnte, malte Rafael, umgeben von einer bewundernden Schülerschaar in den Gemächern des Vatikan. Er war wie die Sonne, die mit ihren Strahlen Alles, was sie umgibt, belebt und erwärmt.

Das Verhältniß der beiden Künstler, sowie die Beschreibung ihrer Werke aus dieser Epoche, bildet den interessantesten Theil des Buches. So wenig der Verfasser die Art des künstlerischen Schaffens in sich aufgenommen zu haben scheint, wenn er Leonardo's Thierliebhaberei für unterdrücktes Gelüsten nach Herrschaft erklärt, oder das Armband von Rafaels sogenannter Fornarina als Zeichen des Besitzes deutet, wie man etwa einem schönen Thier ein Halsband anlegt, so eingehend, klar und anschaulich schilderte er die fertigen Meisterwerke, die aus dem Meißel und Pinsel der beiden großen Künstler hervorgegangen sind.

So möge denn das Buch um seiner Vorzüge willen und trotz seiner Mängel der freundlichen Aufnahme des Lesepublikums empfohlen sein. Dem unbefangenen Beobachter wird trotz der hemmenden aufsteigenden Wolken die Blüthe der Kunst in dem edlen Dreigestirn Leonardo, Michel Angelo und Rafael mit ungeschwächtem Glanze daraus entgegenleuchten. Leonardo in der wunderbaren Feinheit seines Individualisirens, Michel Angelo mit der siegenden Allgewalt der Massen, die seine Geistesgröße beherrscht, Rafael endlich, die Richtung Beider in sich verschmelzend, in der abgeschlossenen Schönheit seiner vollendeten Gruppen.

Der Schluß des Buches zeigt uns Michel Angelo, nach dem Tode Leonardo's und Rafael's auf dem Gipfel seines Ruhmes in einsamer Größe stehend.

Vincenz Fettmilch

in der Geschichte und in poetischer Behandlung.

Die bürgerlichen Unruhen, welche Frankfurt in den Jahren 1612 bis 1614 bewegten, haben bis jetzt noch keine eingehende Untersuchung und Darstellung gefunden, wie sie es bei ihrer Bedeutung für die städtische Verfassungs-Geschichte wohl verdienten. Es ist auch die Frage, ob überhaupt noch über manche damalige Vorgänge volle Aufklärung erlangt werden könne, da die Untersuchungsacten gerade an wichtigen Stellen lückenhaft sind. So viel aber läßt sich schon längst nicht bezweifeln, daß diese Bewe-

gung und ihre Führer bei einer solchen Darstellung in einem ganz andern Lichte erscheinen müssen, als wie dies in den gleichzeitigen im Interesse der siegenden Partei geschriebenen Berichten der Fall ist. Die Beschwerden der Bürgerschaft gegen den Rath hinsichtlich der Verwaltung des gemeinen Wesens und gegen die Anmaßungen der Geschlechter waren gegründet und gingen nicht blos von einigen unruhigen Köpfen aus, sondern wurden von der Mehrzahl der Bürger erhoben. Durch den Bürgervertrag vom 24. December 1612 wurde nun diesen Beschwerden zum Theil abgeholfen und man wird wohl annehmen dürfen, daß der Rath und die Geschlechter, die sich nun einmal zum Nachgeben genöthigt sahen, doch mit genugsamer politischer Klugheit hierbei zu Werke gingen, um eine Spaltung der ihnen feindlichen Partei zu veranlassen. Die gemäßigte Opposition wurde zufrieden gestellt, ihre Führer, darunter Johann Martin Baur, wurden Mitglieder des Raths und traten nunmehr selbst denjenigen ihrer früheren Genossen entgegen, welche in Durchsetzung ihrer Forderungen nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollten. Dies waren hauptsächlich die Zünfte, und an der Spitze dieser „vorgeschrittenen" Partei stand der Lebküchler Vincenz Fettmilch.

Daß die Partei unterliegen mußte, nachdem der Rath sich durch die Einigung mit dem gemäßigten Theil der Bürgerschaft wieder gestärkt fand, war natürlich. Dazu kam, daß die Zünfte und ihre Anhänger sich zu Gewaltthätigkeiten und Freveln hinreißen ließen, vor welchen die etwaige Berechtigung zu den gestellten Forderungen verschwinden mußte. Wenn auch Fettmilch und die andern Häupter der Unzufriedenen diese Gewaltthaten und namentlich die Verfolgung der Juden vielleicht nicht billigen mochten, so waren sie doch nicht im Stande, den Ausbrüchen der Volkswuth entgegenzutreten; es traf sie die kaiserliche Acht: gerade Johann Martin Baur, nunmehr Zeughen, bald darauf Stadtschultheiß und geadelt als Baur von Eyssenеck, war es, durch dessen kräftiges Einschreiten der Aufruhr unterdrückt wurde und der persönlich seinen früheren Gesinnungsgenossen Fettmilch gefangen nahm; am 28. Februar 1616 zahlte dieser und seine Hauptanhänger ihren Ungehorsam gegen den kaiserlichen Befehl mit dem Kopf. Er endete als Aufrührer, nachdem er als Mann des Volks, als Vertreter der Rechte desselben gegen die Regierungsgewalt, begonnen hatte — ein Hergang, wie deren die Geschichte vor und nach seiner Zeit noch gar manche zeigt. Gerade dieser Wandel seines Schicksals aber und das Interesse, welches dadurch für ihn erweckt wird, lassen ihn als eine der Persönlichkeiten erscheinen, mit denen sich die Dichtung gerne beschäftigen mag, so wenig Genaueres auch sonsten von seinen Verhältnissen bekannt ist.

Schon vor mehreren Jahren hat ihn Karl Feldmann von Gotha zum Helden eines Trauspielses (Vincenz Fettmilch, der Lebküchler von Frankfurt) gemacht, das immerhin nicht ohne Verdienst ist. Einzelne Stellen, z. B. die Erzählung von Fettmilchs erster Begegnung mit dem alten Herrn von Holzhausen, sind recht gelungen; der Buchhändler Sauer, der den Zünften gelehrten Rath gibt, ist gut gezeichnet, die unentbehrliche Liebesgeschichte freilich, die hier zwischen einem Junker von Geißelbach und einer schönen Jüdin spielt, eine schwache Zuthat. Entschieden unter diesem Trauerspiele aber steht „Vincenz Fettmilch, eine historische Erzählung aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. (1612—1616) von Rudolf Frank", die so eben in Leipzig erschienen ist und uns die Veranlassung zu diesen Zeilen gegeben hat. Der Verfasser spricht zwar auch die Ueberzeugung aus, daß Fettmilch's Andenken in Schutz genommen zu werden verdiene und stellt ihn hin als einen Helden, der im Kampfe für die Volksrechte gegen die Macht der Reaction unterliegt. Aber er befleckt dessen Character von vorne herein, indem er ihm eine persönliche Feindschaft gegen den Schöffen von Uffstein andichtet, der ihm das „theure Erbe seiner Väter", einen Garten vor dem Bockenheimer Thore, mit Unrecht abgestritten habe, um seine dortige „Villa" zu erweitern, wodurch dann Fettmilch nicht nur zu einem feigen Mordversuch

gegen den Uffsteiner verleitet, sondern auch an die Spitze der Unzufriedenen getrieben wird. Daß außderdem eine große Unkenntniß der Geschichte und Verhältnisse jener Zeit an den Tag tritt, darf nach einem solchen Eingang nicht befremden. So war Fettmilch kein eingeborener Bürger Frankfurts, sondern — wie man gewöhnlich annimmt, — aus den Niederlanden eingewandert; so wird unter der vornehmen Gesellschaft, die im Herbste 1612 in einer Reihe von Kutschen in die mit Camelien geschmückte Villa des Junkers von Uffstein sich begibt, auch schon der Stadtschultheiß Martin Bauer von Eyseneck aufgeführt, so tritt der Schulrector Magister Lorenz Bull mit den lateinischen Redensarten auf, die Feldmann besser dem Buchhändler Sauer in den Mund legte u. s. w. Wenn auch der Verfasser es mit Recht bedauert, daß Kirchners Geschichte nur bis an die Zeit des Fettmilch'schen Aufruhrs reicht, so hätte er doch aus Dr. Römer's Entwicklung der Frankfurter Stadtverfassung (1855) und den Mittheilungen des Vereins für Frankf. Geschichte (I. 27) hinreichende Belehrung schöpfen können, um ein getreues Bild dieser Volksbewegung und ihres Hauptes zu geben. Mehr über diese Novelle zu sagen, wäre überflüssig; auch in Beziehung auf das übrige Beiwerk solcher Dichtungen erhebt sie sich nicht über das Allergewöhnlichste.

Die Entstehung der „Zeit“

wird von einem ziemlich unschuldigen Teufel, dem Verfasser der „Diplomatischen Aktenstücke aus der Hölle“, in seinem „vierten und letzten Fascikel“ folgendermaßen geschildert:

Für Zeitungsactien zeichnen Professoren
Und wer in ihren Dunstkreis sich verloren
Im Weinrausch wohl auch manchen Obolus;
Das Zahlen wahrlich gibt nicht viel Verdruß.
So mancher denkt in Darmstadt, Nassau, Baden:
Minister, Souveräne, fort mit Schaden!
Was liegt daran, wenn unser Heimathsgau
Verduftet gänzlich in Berlinerblau?

Doch hin und wieder fehlts am rechten Willen,
Die aufgelegte Quittung auszufüllen;
Da hülfreich, wie man sie noch immer sah,
Springt ein sofort die Providentia.
Den Deutschen hat sie niemals ja verlassen
Und weiß ihn hier auch unterm Arm zu fassen;
Sie tauscht für Concession auf Ewigkeit
Die Subvention selbst auf fünf Jahre — Zeit.

Wer sich doch einmal als Mephistopheles geberdet, sollte wenigstens im Lügen etwas Neues erfinden, statt nur dasjenige aufzutischen, womit sich bereits die Zeitungsbasen lächerlich gemacht haben. Was die Form betrifft, gehören die obigen Strophen noch zu den besseren im Heftchen, das im Ganzen sehr arm an guten Wendungen ist und den Witz durch Grobheit ersetzt. Als Verfasser wird nun von der Kreuzzeitung der „rheinische Antiquarius," Herr von Stramberg, genannt, dem man in der Prosa, um des Guten willen, das er bringt, seine Ausdrucksweise nachsieht.

Notizen.

Denkmäler. Unter dieser Rubrik ist gegenwärtig fortwährend so viel zu berichten, daß eine Denkmalzeitung in ihrem Dasein mindestens ebenso gerechtfertigt wäre als manches bestehende Blatt für Specialitäten. In Bretten soll am 25. Juni 1861 ein Denkmal Melanchthons, das nach einem Entwurf des Bildhauers Friedrich gearbeitet ist, enthüllt werden. Der gewählte Tag ist der 331ste Jahrestag seit Uebergabe der Augsburgischen Confession. Nun aber wird Bretten auch von dem Comité für Melanchthons Denkmal in Wittenberg eine Nachbildung des letzteren zum Geschenk erhalten, also in Zukunft gar zwei Melanchthondenkmäler besitzen. — In Altdorf ist bestimmt worden, daß das Denkmal Wilhelm Tells an der Stelle, wo jetzt der Tellbrunnen steht, errichtet werden soll. — In Zittau ist ein Pescheck-Denkmal enthüllt worden; Dr. Pescheck war ein gelehrter und bescheidener Pfarrer, der um die Erforschung der Geschichte Zittau's und des Oybin große Verdienste hat. — In Traubenau ist ein Denkmal für Uffo Horn errichtet und kürzlich enthüllt worden. Wenn jedem Dichter von Uffo Horn's Bedeutung gleiche Ehre geschehen sollte, so würde mancher Fleck in Deutschland wie ein Kegelspiel aussehen. Die außerordentliche Ehrenbezeigung hängt wohl damit zusammen, daß Horn, obwohl deutscher Dichter, sich den Czechen zuwandte; sein Trauerspiel „König Ottokar" ist auf Kosten der Stadt Prag gedruckt worden. — In Wien endlich sollen zur Aufstellung auf der Elisabeth-Brücke, für welche bereits die Standbilder der beiden Vertheidiger der Hauptstadt im Türkenkriege von 1683, der Graf Salm und Rüdiger von Stahremberg bestimmt sind, noch weitere zwei Denkmäler in Aussicht genommen werden, wahrscheinlich des Herzogs Karl von Lothringen und des Königs Johann Sobiesky.

Der Name Garibaldi. Ein Bewohner von Leipzig wollte in der Taufe seinem Sohne die Namen „Victor Emanuel Garibaldi" geben; Herr Superintendent Lechler jedoch erklärte, er könne nur die zwei ersteren Namen gestatten, nicht aber den dritten, der blos ein Familienname sei. Dies ist jedoch unrichtig; Garibaldi ist ein deutscher Name, den bayrische und longobardische Fürsten trugen und der als „der Speerkühne" oder „der rasche Kämpfer" gedeutet werden kann. Jeder Familienvater hat das Recht, diesen Namen, so gut wie etwa „Gisbert, Uffo, Adelgis" und andere, die selten geworden sind, wieder aufzunehmen. Die italienische Endung ist alsdann ebensowenig polizeiwidrig, als wenn ich meinen Sohn Louis oder meine Tochter Fanny nenne. Die sächsische Behörde ist vielleicht supra grammaticos.

Manuscript von Platen. Im Katalog der Bibliothek des Philologen Stallbaum, die am 26. Juni in Leipzig zur Versteigerung kommt, findet sich als letzte Nummer (8015) verzeichnet: „Das Original-Manuscript von Platen's verhängnißvoller Gabel. Ganz von des Dichters eigener Hand geschrieben, mit dem Datum: 19. März 1826;—63 auf beiden Seiten beschriebene Blätter in Oktav, durchgängig corrigirt, vieles ausgestrichen. Auf der Rückseite des grünen Deckels sechs Zeilen in arabischen Schriftzügen. Die Echtheit ist documentirt."

Die vierzig Unsterblichen. Diese Bezeichnung für die Mitglieder der französischen Akademie ist nicht, wie deutsche Leser meinen, ein Spott über den angemaßten Ruhm derselben. Sie kommt zuerst bei Fontenelle vor, der dabei an die zehntausend persischen Krieger dachte, die man die Unsterblichen nannte, weil sobald Einer von ihnen mit Tod abging, ein neuer an dessen Stelle trat.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 2. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 178.) **Maurer und Schlosser.** Komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des Scribe von Fr. Elmenreich. Musik von Auber. Hierauf: **Herrn Hampelmann's Landparthie nach Königstein.** Lokal-Skizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Montag, 3. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 179.) **Der letzte Brief.** Lustspiel in 3 Akten, nach dem Französischen des Sardou.

Für nächste Woche in Aussicht.

Maurer und Schlosser. — Norma. — Zampa. — Der letzte Brief. — Der Kaufmann. — Minister und Seidehändler. — Des Maler's Meisterstück; des Königs Befehl (Gast Herr Marr.)

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 52. Dienstag, 4. Juni 1861.

Die Arbeiterinnen in Lyon.

„Arbeiterin! ein schreckliches, gottloses Wort!" ruft Michelet in einem seiner neuen social-philosophischen Werke aus; „ein Wort, das keine Sprache früher hatte, das kein Volk verstand bis auf diese eiserne Zeit, und das all unserem eingebildeten Fortschritt seinen Werth raubt!"

Weniger leidenschaftlich, aber mit nicht minder warmem Gefühl für das Loos der unteren Klassen, faßt Jules Simon in seinem trefflichen Werke „L'ouvrière" *) die Frage auf. Von großem Interesse ist sein Bericht über die ungemeine Entwickelung der Frauen-Arbeit in Lyon und über die Einrichtungen, durch welche man dort jungen und älteren Arbeiterinnen die Anstrengung zu erleichtern und sie geistig und sittlich zu heben sucht. Was hier geleistet wird, ist noch bei Weitem nicht das Wünschenswerthe; doch erkennt Simon darin den Anfang einer besseren Zeit für die Tausend und Tausende, die aus ihrem Geschlecht zum Loose des harten Dienens erkoren sind.

Die Socialisten, die vor 1848 auftraten, waren meist in der verkehrten Ansicht befangen, der Staat könne seinen Angehörigen eine Bürgschaft für Arbeit und Erwerb leisten. Während sie sich in dieser Weise für ungemein vorgeschritten hielten, standen sie gerade mit den wirksamsten und höchsten Ideen der Neuzeit in Widerspruch, indem sie die freie Verkehrsthätigkeit nicht anerkannten, sogar anfeindeten. Dieser Irrthum konnte am leichtesten in Frankreich um sich greifen, wo das System der Handelsfreiheit noch heute nicht national ist, wo noch im Jahr 1850 Thiers eine weitläufige Rede gegen dasselbe hielt und Cavaignac ihm mit den Worten die Hand drückte: „Noch eine solche Rede, und Frankreich ist gerettet."

Diese falsche Richtung wird allmälig verdrängt und Simon gehört zu den Trefflichsten unter denjenigen, die dem Arbeiter nach seinem Bedürfniß „Wohlstand, Freiheit und Bildung" verschaffen wollen, ohne ihn zu wahnhaftem Begehren aufzustacheln; die ihm vor Allem die Segnungen des natürlichen Lebensganges im Familienkreis wieder verleihen wollen, der ihm in seinem bisherigen verkümmerten Dasein verloren ging.

Er spricht zuerst von den „Muster-Anstalten" in und bei Lyon, in welchen angehende Arbeiterinnen während ihrer Lehrzeit beaufsichtigt werden, und geht dann zu dem von ihm weit mehr gebilligten System der Arbeit im Haus über, das durch Vertheilung einzelner Webstühle in bäuerliche Wohnungen hergestellt werden soll und das als système rural bezeichnet wird.

---

*) Paris, bei Hachette. — Wir haben kürzlich gemeldet, daß Simon um dieses Werkes willen für den zehnjährigen Preis vorgeschlagen war. Bekanntlich hat denselben weder er noch Martin oder George Sand, sondern Thiers erhalten, und zwar mit 18 Stimmen, auf Grund der neuen Bände seiner Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs.

Die Muster-Anstalten verdanken nach Simon folgenden Umständen ihre Entstehung. Obwohl das Geschäft einer Schneiderin, oder selbst einer Putzmacherin, kaum lucrativ ist, haben doch Lyoner Familien stets eine gewisse Abneigung dagegen gezeigt, ihre Töchter in Fabriken unterzubringen. Man war genöthigt, in größerer Entfernung nach weiblichen Lehrlingen zu suchen. Als die Vorstädte deren nicht genug lieferten, wandte man sich nach dem Dauphiné, der Provence und Auvergne. Im Lauf der Zeit wurden die Väter bedenklich und fragten sich selbst, was in der großen Stadt aus ihren Töchtern werden sollte. Sie machten ausfindig, daß junge Arbeiterinnen, die ihre Lehrlingszeit außer dem elterlichen Hause zubrachten, später nicht leicht Ehemänner fanden. Als ein theilweise genügendes Gegenmittel gegen diese Uebelstände und zur Beschwichtigung der gegründeten Befürchtungen kam ein Fabrikant, der selbst als Arbeiter begonnen und sich durch bewundernswerthe Sparsamkeit in die Höhe gebracht hatte, auf den Gedanken, wenige Lieues von Lyon eine große Anstalt oder Manufactur zu gründen, um das Lehrlingwesen in eine Art von Schule zu verwandeln. Der Gedanke machte Glück und es gibt bereits mehrere Häuser dieser Art. Das eine zu Jujurieux, wo Seide gewoben wird, ist das älteste; in einem anderen zu La Sauve werden Bänder verfertigt, und das dritte, zu Tarare, ist nur eine Anstalt für Putzmacherei, verbunden mit einer Plüschfabrik.

Wenn junge Mädchen in diese Anstalten eintreten, unterzeichnen sie einen Vertrag auf drei Jahre, ungerechnet einen Prüfungsmonat. Die Arbeiterinnen nach der Lehrzeit (die ouvrières-apprenties) werden auch mittelst eines Vertrags auf anderthalb Jahre aufgenommen. Die Hausordnung ist in beiden Fällen sehr genau. In einem dieser Häuser zum Beispiel dauern die Arbeitsstunden von ein Viertel nach Fünf Morgens bis ein Viertel nach Acht Abends. Während dieser Zeit werden Morgens fünfzig Minuten freigegeben, um zu frühstücken und die Schlafzimmer in Ordnung zu bringen; ferner eine Stunde zum Mittagessen. So bleiben noch immer reichlich dreizehn Stunden für die Arbeit. Ist diese vorüber, so kommt das Abendessen, dann Gebet, und um neun Uhr ist Jede zu Bett. Das einzige Mittel, um den Mädchen elementare Kenntnisse beizubringen, scheint die Sonntagsschule zu sein. Diese Art von Unterricht, sagt Simon, den man Kindern ertheilt, die von der Wochenarbeit ermattet sind, ist nichts weniger als genügend; in Deutschland oder England würde man die Sache anders eingerichtet haben. Es ist jedoch zu bemerken, daß Kinder unter dreizehn Jahren nicht zugelassen werden.

Kapitel V. der Hausordnung setzt für den Sonntag Folgendes fest: „Sonntag ist ein Ausnahmstag und wir wünschen, daß er würdig beobachtet werde, indem man ihn der Religion und der Ruhe weiht. Damit jedoch nicht Langeweile den Sonntag ermüdender mache als einen Wochentag, sollen die Beschäftigungen in der Weise abwechseln, daß der Tag nicht minder heiter als fromm verbracht werde." Das sind ohne Zweifel vortreffliche Grundsätze! Um sie anzuwenden, wird der Vormittag getheilt in Andachtsübungen, in eine Schreib- und Lesestunde, und eine etwas längere Erholungspause als die wochentägliche. Von Zwei bis Drei werden die Lehrlinge katechisirt; nachher hören sie den Abendgottesdienst und dann findet unter Leitung der Schwestern der Abendspaziergang Statt. Dies ist das große Vergnügen des Tages, das Ziel und Ende aller Hoffnungen der Woche. Im Sommer darf der Spaziergang bis sieben Uhr ausgedehnt werden; aber im Winter steht er entweder überhaupt in Frage oder beginnt bei sinkendem Tag und dauert nur kurze Zeit. Ist das Wetter ungünstig, so tritt an die Stelle der Bewegung im Freien das Vorlesen im Saal; immer aber wird das Ganze, Gebet, Mahlzeit, Vergnügungen, Arbeit, von den Schwestern angeordnet und geleitet. Die Lehrlinge sind niemals allein, weder im Schlafzimmer, noch im Speisesaal, noch in den Arbeitsräumen. Die ouvrières-ap-

prenties sind ebenfalls gehalten, nach diesen Regeln zu leben, und haben den Schwestern völlig den gleichen Gehorsam zu erweisen.

In der That werden die Zöglinge dieses Hauses eben so streng beaufsichtigt als junge Mädchen in einer Pension. Die Schwestern von Sanct Joseph übernehmen diese Sorge in den Anstalten von Jujurieux, Tarare und La Séauve; in Bourg-Argental ist sie den Schwestern von Sanct Vincenz de Paul anvertraut, die sehr nachsichtig sein sollen; aber in sämmtlichen Anstalten wird die Hausordnung sorgfältig beobachtet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bewohnerinnen bessere Kost, bessere Schlafstätten und in Krankheiten bessere Pflege haben, als die Anfängerinnen und Arbeiterinnen in Lyon selbst; aber diese dreizehn Arbeitstunden, diese Beaufsichtigung, der zwischen Kirche und Schule getheilte Sonntag, der bei schönem Wetter durch einen Spaziergang von frühestens vier Uhr Nachmittags an belebt wird, die fast vollständige Abgeschlossenheit von jedem Verkehr mit der Außenwelt — dies Alles bildet eine Lebensregel, die zu betrachten nicht erfreulich ist. Andere Mädchen haben jedenfalls den Sonntag frei, auch verhältnißmäßig etwas Freiheit in den Arbeitsräumen und einen kleinen Ausgang oder gegen Abend ein Plauderstündchen. In diesen Anstalten dagegen ist das Leben sehr streng und ernst für junge Mädchen von dreizehn bis achtzehn Jahren. Es ist schlimmer als das Kloster; denn es ist das Kloster mit der Zugabe von dreizehn Arbeitstunden. Ist dieses Tagewerk vom Tagewerk in einem Besserungshause so sehr verschieden?

Gleichwohl fand der erste Aufruf einen herzlichen Anklang bei Familien und Eltern, die auf diese Weise kundgaben, sie seien mit den Gefahren nicht unbekannt, welchen junge weibliche Lehrlinge fern von Haus in Lyon ausgesetzt sind. Obwohl das Bestehen dieser Häuser nicht von altem Datum ist, hat sich doch schon gezeigt, daß junge Mädchen, die Jujurieux verließen, leichter als andere ihres Standes zur Ehe begehrt wurden. — Die Absicht ist vortrefflich; aber die Stränge sind zu stark angezogen. Vom Januar bis zum December in einer Rinne hin- und herlaufen, jeden Tag ganz nach dem Muster des gestrigen zugeschnitten zu sehen, sich auf dem Zifferblatte der Zeit wie ein Zeiger bewegen müssen, ist hart.

Das Rural-System, wie Simons es befürwortet, ist in der Umgebung von Lyon im Keim bereits vorhanden. Ihm verdankt es Lyon hauptsächlich, daß es wohlfeile Arbeit erhält und seine Preise auf gleichen Fuß mit fremden Märkten setzen kann. Es besteht wesentlich darin, daß einzelne Webstühle in die Vorstädte und benachbarten Ortschaften vertheilt werden. Hierdurch bleiben die Fabriken im Betrieb; hierdurch vor Allem erhalten die Frauen selbständige, ruhige Beschäftigung, was zur Rettung des Familienlebens dienen und vielleicht der Entvölkerung der ländlichen Bezirke steuern mag, zum Heil des Staates und der Arbeiter selbst. Dieses System ist den Fabriken ebenso vortheilhaft wie dem Bauernstand, und Alle, welche die Erhaltung häuslicher Tugenden wünschen, sollten ihm die wärmste Theilnahme zuwenden. Frauen müssen in den Stand gesetzt werden, heirathen und in der Ehe ihre Zeit im Hause verbringen zu können; die Frau soll die Pflegerin, ja die Personification des Hausstandes sein. In Lyon wird der Eintritt in den Ehestand den Arbeiterinnen erschwert; die Männer sind meist sittenlos, und da Frauen kaum genügenden Erwerb finden um sich selbst zu unterhalten, so fällt die Sorge für die Kinder dem Manne zu. Sind sie nun verheirathet und haben die Mittel nicht, einen Webstuhl zu kaufen, so müssen sie weiter dreizehn Stunden des Tages in der Fabrik arbeiten; ihre Kinder sind verwaist, während beide Eltern noch am Leben und in den besten Jahren sind. All dies ändert sich, wenn die Fabrikarbeit, statt sich in Lyon zu concentriren, über die Umgegend ausgebreitet wird. Die Frauen schließen regelmäßige Ehen; sie tragen in doppelter Weise zum Wohlstand bei, durch den erzielten Lohn und durch ihre Sorge für das Haus; sie leben dauernd inmitten ihrer Kinder, welches ihre Lebens-Atmosphäre

ist und bleiben sollte. Und nebenbei hat der Handel von Lyon unter dieser Veränderung nicht nur nicht zu leiden, sondern macht Ersparnisse, die ihn befähigen, die fremde Concurrenz auszuhalten.

Simon erinnert daran, daß der Landmann für seine Kost nur halb so viel zahlt als der städtische Arbeiter, daß er also das Webschiff um ein Billiges werfen und noch Vortheil davon haben kann. Seine Vorschläge näher zu prüfen, gehört specielleren Ausführungen an; überall zeugen sie von Wärme wie von Sachkenntniß und sind in jedem Lande zu beherzigen.

Ein Morgen in der Prairie.*)

Der Morgen brach an, — und welch ein Morgen! — Vor mir lag die offene Prairie; das zarte Grün des jungen Grases bildete einen endlosen, weichen Teppich, auf dem Flora ihre wilden Kinder placirt und festlich geschmückt hatte. — Und wie funkelten und glitzerten die Thautropfen, die jeden Grashalm, jedes Blättchen, jede Blume mit einem Perlendiadem umgaben, indem sich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne tausendfach brachen und in den lebhaften Farben des Regenbogens dem Auge des Beobachters entgegen glänzten! Die ganze Vegetation war neu belebt, der erfrischende Duft der Blumen verband sich mit dem reinen Aether und die angenehme Kühle des Morgens erstarkte die Nerven jedes lebenden Geschöpfes. — Auf den grünen Fluren weiden Rudel von Hirschen, um sich am zarten Grase der Prairien zu sättigen; sie weiden ruhig und unbesorgt in Gesellschaft von Kühen und Ochsen, von Maulthieren und Pferden, — und die kleinen Hirschkälbchen, noch mit den weißen Flecken auf dem gelblichten braunen Fell, hüpfen fröhlich und munter um die Thiere, und kehren zur Mutter zurück, um zu untersuchen, ob die Brust schon wieder ernährende Milch secernirte. — Wilde Bienen durchsummen die Luft oder sitzen in den Kelchen der Blumen, um den Honig derselben zu sammeln, während die Herolde des Frühjahrs, die bunten Falter, lustig und zwecklos umhergaukeln, oder auf einer Blume sitzend diese verlassen um sich auf eine andere zu setzen. — Auf den Bäumen zeigt sich ein außergewöhnliches Leben; die befiederten Sänger begrüßen mit ihren melodischen Stimmen den schönen Morgen, sie hüpfen und flattern von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum und freuen sich ihres Daseins, während schon die großen und kleinen Becassinen und die Rebhühner in Schaaren, das Prairiehuhn vereinzelt, sorgsam zwischen dem Grase herumlaufen uud Insekten und Würmer und den Samen von Pflanzen zur Nahrung sich suchen.

Zehn bis zwölf Schritte vor mir erblickte ich unter einem prächtig blühenden Exemplare von Erethryna herbacea einen bunten Knäul, gebildet von einer ziemlich großen Klapperschlange. Die Schlange hatte mich bemerkt, denn sie drehte den Kopf und richtete ihre Augen auf mich, blieb aber so ruhig liegen, als hätte sie gewußt, daß ich nicht aus Schnepfenthal! — Das Schwirren eines Kolibris, jenes lebenden Edelsteins, der das Auge des Europäers jederzeit erfreut, zog jetzt meine Aufmerksamkeit auf sich. Das kleine, nette Vögelchen schwirrte vor der Blüthe einer Cassia (Cassia orientalis), verließ dieselbe aber plötzlich mit einer derartigen Geschwindigkeit, daß es mir unmöglich war, das Thierchen mit den Augen zu verfolgen. Es hatte jedenfalls, wie gewöhnlich, einen Kreis in der Luft beschrieben, denn sehr bald hörte ich das Summen wieder und sah das lebhafte Vögelchen vor einer Bignonia. Der flüchtige Kleine hatte keine

*) Aus „Reisebilder" von D. Benno Matthes; erstes Bändchen „Bilder aus Texas."

Zeit zum Setzen, er hielt sich schwebend auf ein und derselben Stelle in der Luft, observirte die vor ihm hängende Blume, steckte schnell den dünnen, langen Schnabel in den rothen, röhrenförmigen Blumenkelch und glich so täuschend einem schwärmenden Dämmerungsfalter. Von der Bignonia flog der kleine Vogel nach der Erethryna herbacea, anfangs nur die höchsten Blüthen untersuchend. Er schlug mit den Flügeln so schnell, daß diese nicht mehr sichtbar, eben jenes Summen hervorbringen. — Doch indem er von einer Blüthe zur andern naschend, nur dem Genuß des Nectars sich hingab, regte es sich unten am Boden der Pflanze; das verlangende Auge der Klapperschlange ruhte auf dem kleinen Schwärmer, die länglich verticale Pupille veränderte ihre Dimension; der Glanz des Auges erschien lebhafter, der Rachen öffnete sich, um sich wieder zu schließen, — es geschah nur zur Probe, doch schon drängte das durch die Bewegung der Kaumuskeln unwillkürlich hervorgepreßte tödtende Gift aus dem Zahnkanal und sammelte sich an der scharfen Spitze, grünlich gelbe Tropfen bildend. Dann kam eine ganz außergewöhnliche Lebhaftigkeit in die sonst so träge Schlange, der Kopf und ein großer Theil des Vorderkörpers wurden zurückgezogen, der Schwanz in eine fibrirende Bewegung gesetzt, — es erfolgte deutlich das Reibungsgeräusch der Glieder der hornigen Schwanzklapper und beinahe in demselben Augenblicke schnellte die Schlange ihren zurückgezogenen Vorderkörper plötzlich vor, um das unglückliche, sorglose Opfer mit den scharfen Giftzähnen zu verletzen. Zu spät; denn mit der Schnelligkeit des Gedankens entfloh das kleine Thier, als es die wohlbekannten, warnenden Töne hörte, aber kaum 25 Schritte davon lockten die gelben Blüthen von Baptisia leucophaea den Flüchtling, der kaum der Gefahr entronnen; er untersuchte schon wieder mit seinem Schnabel die Blüthen und war so sorglos und munter, als wäre nichts geschehen*) Ein zweites herbeigeflogenes Männchen, welches sich ebenfalls der Baptisia näherte, veranlaßte das erstere, augenblicklich einen wüthenden Angriff auf dasselbe zu machen, und mit der größten Erbitterung flogen die kleinen, aber äußerst zanksüchtigen Vögel, sich beißend und schreiend so hoch in die Luft, daß sie dem Auge entschwanden.

Novellistische Kunstgeschichte.

Ein Pferd des Phidias. Plaudereien aus Athen von Victor Cherbuliez. Aus dem Französischen von Ida Steinmetz.

In der Vorrede, welche Professor Göttling aus Jena der obengenannten kleinen Schrift beigegeben hat, heißt es wie folgt:

„Die Veranlassung zu diesem kleinen Roman, an welchen eine Menge der feinsten archäologischen, ästhetischen und topographischen Bemerkungen wie an den Faden eines Kranzes gereiht sind, hat dem Verfasser ein noch auf der Akropolis von Athen erhaltenes Stück des inneren Frieses an der Westseite des Parthenon gegeben, welches zwei Reiter darstellt, einen sehr verletzten und einen noch wohl erhaltenen, melancholisch unter arkadischem Schlapphut hervorschauenden, auf einem geistsprühenden Pferde der edelsten Abkunft.

Erst dem Ideal eines solchen Pferdes, dann dem Ideal in der bildenden Kunst überhaupt, gelten die Reden, welche hier in platonischer Weise ineinander verflochten

---

*) Die Zauberkraft der Klapperschlange existirt nur in den Köpfen abergläubischer Menschen, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden.

sind. Das Ganze selbst aber ist eine der anmuthigsten Erscheinungen in der neuen französischen schönen Literatur, aus welcher es wie eine grüne Oase aus dem Sande poetischer Liederlichkeit hervortritt."

Die Kritik kann nicht umhin diesem Urtheil vollkommen beizustimmen. Es liegt hier eine kleine Neuigkeit vor, die ein ziemlich bedeutendes Stück Alterthum in sich faßt, eine Tagesnovelle voll gelehrter Kenntnisse, die sich aus dem Bereiche eines klassischen Stallmeisters über den ganzen Kreis der alten Kunst ausdehnen. Französische Eleganz und kunstmäßige Einfachheit, Salonleben und Alterthumsstudien, Leichtfertigkeit und Tiefe, Ironie und Gefühlswärme im engsten Rahmen zusammengefaßt, vereinigen sich hier zu einem seltsamen, man darf auch wohl sagen seltenen Erzeugniß der Mußestunden eines feinen, geistreichen und heitern Kunstkenners und Schriftstellers.

Wir erblicken tagtäglich so viele mittelmäßige Kräfte an den größten Aufgaben der Literatur sich versuchen, daß es wirklich eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist, ein bedeutenderes Talent in der Ueberlegenheit seines Wissens mit solch harmlos zierlicher Spielerei sich beschäftigen zu sehen. Die feine Kokettcrie, die hinter diesem Spiele liegt und die ganz ächt modern, ächt französisch ist, müssen wir um ihrer Grazie willen entschuldigen. Tritt das Ganze in ihr doch nur wie ein anspruchloser Einfall, wie das Ergebniß einer plötzlichen Laune auf.

„Seit Kurzem war er aus Athen zurückgekehrt und wir hörten ihn gerne von seinen Reisen plaudern." Mit diesen einfachen Worten beginnt, pikant genug, die kleine Erzählung. Niemand, der in den Kreis der handelnden Personen zuerst eingeführt wird, vermag zu errathen, welch gewichtigen Gehalt die folgenden Blätter mit sich führen.

Eine elegante junge Wittwe, die ihre Unbefriedigung in der Leidenschaft für die alte Kunst zu vergessen sucht, ein stets gähnender, gutmüthiger Lord, ein ernster schweigsamer Abbé, der tiefer und klüger ist als die Uebrigen, ein armer Chevalier, ein heirathsfähiger Graf, ein verliebter Maler und endlich der unbekannte „Er", der Erzähler der Novelle, der sich selbst sehr ironisch behandelt, dies ist das Personal, welches der Verfasser auf seine Bühne führt und dessen Charakterzeichnung von ergötzlicher Wahrheit und Feinheit erscheint. Athen mit seiner alten Akropolis ist die Scene der Darstellung. — Das moderne Leben in seinen ausgesuchtesten Vertretern dem Heiligthum der Vergangenheit gegenüber.

So etwas kann nur einem Franzosen einfallen!

Ein deutscher Romandichter würde vielleicht versucht haben, die Phantasie seiner Leser in die Zeit zurückzuführen, in welcher diese Werke religiöses Gemeingut eines lebenden Volkes waren; der Franzose bleibt bei der strengen Wirklichkeit. Angesichts des Parthenon erspart er uns weder Fächer noch Sonnenschirm, keine der liebenswürdigen und unbequemen Launen seiner Heldin, während der Ernst und die Gründlichkeit der gelehrten Erläuterungen mit spielenden Scherzen überkleidet wird.

Auf der Schwelle einer neuen Verwickelung entläßt der Verfasser seine Gesellschaft. Die stillen Geister der alten Herrlichkeit bleiben einsam und vergessen im Sternenschimmer zurück.

„Ich neige mich in religiöser Ehrfurcht vor dem großen Bildhauer, der, indem er auf dem Fries eines Tempels das panathenäische Fest darstellte, wie es seinen begeisterten Blicken erschienen war, das ewige Gedicht göttlichen Lebens in Marmor grub."

Dieser Ausspruch und das ächt französische Wort: „die Launen einer hübschen Frau sind heilig,“ scheint die Quintessenz dieser wunderlichen kleinen Schrift zu sein, aus der sich, trotz der uns fremden Behandlungsweise, Inhalt und Darstellung gar manches Nützliche lernen läßt.

Die Uebersetzung ist vortrefflich und verdient unbedingtes Lob.

Notizen.

Friedrich Fröbel. Die neuerdings geführten Verhandlungen über den Stifter der Kindergärten rufen uns die Vorträge wieder ins Gedächtniß, die derselbe vor zwanzig Jahren hier in Frankfurt zur Empfehlung seines Systems hielt. Sie bezeugten den reinen Willen des Mannes, hinterließen aber sonst bei jedem Sachverständigen einen ungünstigen Eindruck. Sie ermangelten der Klarheit und wimmelten von grillenhaften Einfällen, namentlich Wortspielereien; so erschien der Apfel als „Abfall“ vom Baum, der Ball war ein „Bild des All“ und Aehnliches. Noch verkehrter erschienen die von Fröbel verfaßten Kinderlieder und Reime, die in den ersten zu Frankfurt errichteten Anstalten gesungen wurden. Da stellten sich die vier- bis fünfjährigen Kinder Brust gegen Rücken in einer langen Reihe von rechten Winkeln auf und sangen dazu:

Brust an Rücken halb gestellt;
Solch ein Zickzack mir gefällt.

Sodann reihten sie sich mit ihren Seitenflächen in stumpfen Winkeln aneinander, worauf das Lied erklang:

Kanten sich an Kanten bau'n;
Seht, hier ist ein Zaun zu schau'n.

Wir waren gewohnt, unsere Kinder das Schützenlied aus dem Tell oder „der gute Kamerad“ von Uhland singen zu hören und sind wohl zu entschuldigen, wenn uns die hochvernünftige neumodische Schulpoesie nicht erbaute.

Griechische Dichtungen von Deutschen. In dem kürzlich ausgegebenen Schiller-Album findet sich eine griechische Uebersetzung von Schillers „Nänie“, wie das Original im elegischen Versmaß, eine Jugendarbeit von Friedrich Rückert. Ein größeres Wagniß hat der Conrector Hermann Schulze in Stralsund vollbracht; derselbe ließ im vorigen Jahr ein heroisches Lustspiel in griechischer Sprache „Die Freier der Penelope“ zum Jubiläum des Gymnasiums von den Schülern aufführen. Das kleine Drama ist jetzt im Druck erschienen; der Stoff ist dem ersten Gesang der Odyssee entnommen und den Hauptinhalt bildet eine Streitigkeit zwischen Telemachos und Antinoos, dem schlimmsten der Freier, die ziemlich heftig zu werden droht, sich jedoch endlich in allgemeines Wohlgefallen auflöst. Die Freier singen als Finale das für ihr Treiben sehr passende Lied: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage (οὕτω ζῶμεν, οὕτω ζῶμεν, ἐς αἰὲν οὕτω ζῶμεν).“

In der Macdonald-Angelegenheit bringt das Londoner deutsche Wochenblatt „Hermann“ die Erklärung eines Engländers und darin folgende Stellen: „Am herrlichen Rhein und anderwärts habe ich leider viel von der Anmaßung mancher meiner Landsleute sehen und bedauern müssen. Vorläufigen Trost fand ich darin, daß diese guten Seelen dem „höheren Stande“ angehörten. Gerade solche finden jetzt Vergnügen am Unheil, was Mylord Palmerston zu stiften versucht. Es gibt aber in der Welt auch vernünftige Engländer, wovon ich viele auch am Rhein und anderwärts gesehen habe. Gerade dieser Theil Engländer hat eine ganz andere Meinung, als Mylord und die Anhänger seiner Frevelthaten, vom freundlichen Deutschland und seinen herrlichen Söhnen. Trotz Palmerston und seiner Partei stimme ich dem Jubelruf „Vivat Borussia“ bei, und wünsche auf's innigste, daß ich wenigstens den Tag nie sehen werde, wo Britannia seinen einzigen Bruder von sich stößt.“

Marie von Solms, eine Enkelin Lucian Bonaparte's, die ihr Vetter Napoleon III. vor einigen Jahren aus Paris verbannt, ist wieder zurückgekehrt, und schon umgibt sie ein ganzer Hofstaat. Der Kaiser hat ihr aus seiner Kasse eine Rente von 40,000 Francs angewiesen. Sie ist Schriftstellerin, schreibt Lustspiele und Feuilletons, componirt und musi-

cirt, ist schön, war die Freundin mehrerer bedeutender Männer, wie Lamennais' und Eugène Sue's, und ist jetzt die Freundin Ponsard's. Sie spielt auch Theater, und hat ihren Salon mit einer dramatischen Vorstellung eröffnet. Man gab: „Horace et Lydie" von Ponsard, und ein Proverbe von Frau v. Solms: „Quand on n'aime plus trop, l'on n'aime plus assez." So gibt es nun einen bonapartistischen Salon mehr.

Hofsitten in Irland um 1389. Ueber den irländischen Königshof berichtet der catalanische Ritter Perellos, der im Jahre 1389 eine Reise nach der grünen Insel machte: „Große Herren tragen am Hofe einen ungefütterten Rock, der oben weit wie ein Frauenkleid ausgeschnitten ist, darüber haben sie eine enge Kapuze, die bis zum Gürtel herabfällt. Von Strümpfen, Schuhen, Hosen wissen sie nichts. Den nackten Fersen werden die Sporen angeheftet, und ich habe in dergleichem Aufzug am Weihnachtsfest den König, die Geistlichen und Ritter, Bischöfe, Aebte und Barone gesehen. Der gemeine Mann kleidet sich nach eines Jedem Vermögen. Die Ansehnlichsten werfen wollene Mäntel um, zeigen darunter alle Theile bloß, so Fraueu wie Männer; arme Leute gehen nackend. Der Mantel, wie schlecht er auch sein mag, wird als Ueberwurf gebraucht. Nach derselben Mode waren die Damen, die Königin, ihre Tochter und ihre Schwester gekleidet, nur daß ein Gürtel den Anzug vervollständigte. Sogar nicht eine von den zwanzig Hoffräulein der Königin trug Schuhe an den Füßen. und sie ließen Alles, was sie hatten, so unbefangen sehen, wie das Gesicht. Am Hauptfesttag hielt der König großen Hof, statt eines Tisches dienten ihm Binsen auf dem Boden ausgestreut. Als eine Auszeichnung hatte er neben sich ein Bündel zarteren Heues, um sich damit den Mund abzuwischen. Das Fleisch wurde ihm auf Stöcken, zu einer Tragbahre eingerichtet, dargebracht. Gott weiß, wie die aufwartenden Pagen gekleidet waren.

Ladislaus Teleki. „Es war", erzählt Gutzkow, „in Frankfurt a. M. und vor dem Jahre 1848, als ich den Grafen Ladislaus Teleki kennen lernte. Sein damaliger Begleiter war Fürst Felix Lichnowski. Lichnowski galt für einen Legitimisten, war touristischer Schriftsteller und theilweise gern gesehener, theilweise gefürchteter Matador der Gesellschaft; seine Affairen mit dem Fürsten Metternich beruhten auf einem Verlangen nach Erfolgen, die in Lord Byron's „Don Juan" paßten. Teleki schien damals eine schwärmerische, zunächst nur der Poesie und Musik zugewendete Natur. Wir erinnern uns seines „Albums", das Erinnerungen an Pest, Wien, Paris, London enthielt. Die geistige Richtung der damaligen Zeit, die Junges Europa oder Jeune France oder Junges Deutschland genannt wurde, war in diesen Blättern vertreten; Liszt, Chopin, die französischen Socialisten fehlten nicht. Teleki's Tod sagt: „Unsere Bewegung ist mehr oder weniger doch nur eine künstliche Selbstaufstachelung!"

Das Museum und die Bibliothek der Stadt Mainz hat kürzlich von Napoleon III. unter den allerverbindlichsten Formen sehr werthvolle Geschenke erhalten: die bedeutendsten S ücke sind ein antiker Candelaber, den der Kaiser kurz vorher für 6000 Franken gekauft hatte, und fünf höchst werthvolle Prachtwerke philosophischen und archäologischen Inhalts, darunter die Inscriptions romaines de l'Algérie.

Photographische Bildnisse in Lebensgröße werden jetzt in der Werkstätte von Albert in München (dessen Photographien nach Kaulbachs Goethe-Bildern hier allbekannt sind) angefertigt, und zwar nach einer einzigen Sitzung. Der Künstler wird demnächst die vier ersten gelungenen Proben davon öffentlich ausstellen, und zwar die Bildnisse des Königs und der Königin von Bayern, ferner Liebigs und Kaulbachs.

Erzherzog Ferdinand Maximilian hat ein Werk in drei Bänden über Brasilien drucken lassen und „seiner Lebensgefährtin Charlotte" gewidmet. Das Werk kommt nicht in den Buchhandel, sondern wird nur in befreundeten Kreisen vertheilt. Die, welche es gelesen haben, rühmen das Talent und den glücklichen Humor des prinzlichen Verfassers.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 4. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 180.) **Norma.** Große Oper in 2 Akten, nach dem Italienischen von J. R. v. Seyfried. Musik von Bellini. Adalgisa: Fräulein Braun als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N: 53. Mittwoch, 5. Juni 1861.

Goethe's Wanderungen nach Darmstadt *).

Die seit Monaten angekündigte Schrift über Goethe's Jünglingsjahre von dem greisen Professor Abeken in Osnabrück ist nun erschienen. Abeken war bereits im Jahr 1799 Student der Theologie in Jena und ein jugendlicher Zeuge der größten Epoche unserer Literatur. Die Jahre 1808 bis 10 verlebte er als Erzieher der Söhne Schillers in Weimar. Obwohl dem Beruf nach vorzugsweise der klassischen Philologie zugewandt, hat er doch seine gründliche Kenntniß der Poesie neuerer Culturvölker mehrfach bekundet, namentlich auch in Studien über Dante. Es ließ sich erwarten, daß sein Werk über Goethe einen Hauch der klassischen Zeit haben werde. Diese Erwartung wird nicht getäuscht; das biographische Bruchstück zeichnet sich vor ähnlichen Arbeiten, wo nicht durch Neuheit des Stoffes, doch durch Sorgfalt des Studiums, durch Klarheit und Vollständigkeit, vor Allem durch die liebevolle Wärme aus, womit Abeken uns nicht nur die Größe des Dichters, sondern die freudige Herzensgüte, die sprudelnde Liebenswürdigkeit des Mannes zeigt. Es ist fast beschämend, wie das große Publikum in Deutschland sich erst durch Lewes über Goethe's Menschenliebe und Charaktertreue belehren ließ, während wir hier sehen, daß aus dem ein und achtzigjährigen Biographen, wenn er dasselbe ausführt, nur die vor mehr als einem halben Jahrhundert gewonnene Ueberzeugung spricht. — Goethe's eigene Irrthümer und Vergeßlichkeiten in Bezug auf Einzelheiten aus seinem Jugendleben, noch mehr in Bezug auf seine damals gehegten Gesinnungen und Stimmungen werden von Abeken nachgewiesen und mit Feinheit erklärt. — Das Folgende ist die Darstellung eines der nicht allzu häufig behandelten Motive aus der Geniezeit.

Von Goethe's Wanderungen nach Darmstadt haben wir Documente in dem Briefwechsel zwischen Herder und dessen Braut, Caroline Flachsland, in den Briefen aus den ersten Monaten des Jahres 1772, das in dem Leben Goethe's so bedeutend werden sollte. Nach Darmstadt zog ihn vor Allem Merck, dessen reiche und gründliche Bildung ihn am Ende des vorigen Jahres in Frankfurt angezogen hatte, der ihn nun in den interessanten, sich um den Geheimrath Heß, den Schwager Carolinens, schließenden Kreis brachte, welchem er ohne Zweifel schon von Straßburg aus durch Herder empfohlen war. Jene Briefe ersetzen uns einigermaßen, was wir in dem allzu knappen Berichte Goethe's vermissen.

Drei Mal finden wir Goethe, ehe er nach Wetzlar ging, in Darmstadt. Das erste Mal im März, wo er mit Georg Schlosser einige Tage bei Merck verweilte; welchem Besuche jene die Frankfurter Anzeigen betreffenden Verhandlungen vorangegangen sein mögen, dem Besuche, der uns Goethe'n in seiner jugendlichen Liebenswürdigkeit, seine den Augenblick ergreifende „Frohnatur" vor die Seele bringt. „Er ist", schreibt

*) Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover, Rümpler. 1861.

Caroline Flachsland, die, weil er mit Begeisterung von Herder spricht und weil er eine gewisse Aehnlichkeit in Ton oder Sprache oder sonst irgend was mit dem Geliebten zu haben scheint, sehr von ihm eingenommen ist, „er ist so ein gutherziger, muntrer Mensch, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht.“ Das Volkslied, für das Herder die Liebe geweckt, die Goethe belebte und in das Leben einführte, ist ein poetisches Element in der Gesellschaft; Goethe trägt eine von Herder übersetzte altenglische Ballade vor; von Gewicht, in Betracht der damaligen Zeit, ist das Wort Carolinens: „Wir waren (nach einem Spaziergang, im Hause des Geheimraths, bei einer Schale Punsch) nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten.“ Welchen Zauber Goethe's Nähe ausübte, verrathen auch die Worte der von Liebe zu Herder erfüllten, worin sie beklagt, daß Schlosser sie mehr liebe als Goethe; was ihr doch leid sei. Er hatte ihr vom Tage nach seiner Rückkehr nach Frankfurt jene Ballade geschickt, aber ohne Brief; wogegen Schlosser in einem an Merck „sechs Zeilen lang von ihr gesprochen, er, der ein guter, sehr guter Mann sei, aber ein wenig zu viel Weltfirniß habe.“ Goethe vermied damals, in seiner Reue über die an Friederike begangene Untreue, gewissenhaft jedes nähere Verhältniß zu Frauenzimmern.

Im Anfang des April ist er wieder in Darmstadt bei Merck, und zwar zu Fuß dahin gewandert. Da ist er mit Carolinen und ihrem Kreise alle Tage zusammen; es werden Wasserfahrten und Waldpartieen gemacht, selbst einmal in heftigem Regen, wo sie unter einen Baum flüchten. „Das zusammen ausgestandene Leid macht sie recht vertraut“; Goethe stimmt den Waldgesang aus Shakespeare's „Wie es euch gefällt“ an, und die Gesellschaft fällt im Refrain ein. „Goethe steckt voller Lieder“, schreibt Caroline; auch das wunderliebliche Gedicht „der Wandrer“, trägt er vor; so liest er auch der Gesellschaft einige der schönsten Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen“, und Carolinens Liebling ist „der kleine Georg, wie er um einen weißen Schimmel und einen Harnisch bittet.“ Wenn dieselbe dann berichtet, wie Goethe ihr und ihrer Schwester, der Geheimräthin Heß, von einer früheren Liebe erzählt habe, so können wir wohl nur an Katharine Schönkopf denken *); daß aber das Lied, welches er „an einem schönen Frühlingsmorgen allein im Tannenwald spazierend“ dichtete, wenn es, wie wir mit Bergk gern annehmen möchten, das „An die Entfernte“ überschriebene ist, Friederiken zum Gegenstande hat, scheint wahrscheinlich. Gewiß ist dieses Lied, wie es in dem Briefe heißt, „Etwas aus dem Herzen des Dichters“; etwas Vorzügliches, setzen wir hinzu; denn welches seiner Lieder wäre nicht aus dem Herzen gequollen?

Merck begleitete den nach Frankfurt zurückkehrenden Freund, um von da Sophie la Roche abzuholen, die, von einer Reise über Darmstadt nach Haus zuückkehrend, von ihm als Gast aufgenommen werden sollte. Die Freunde machten bei dieser Gelegenheit einen Besuch in Homburg, wo Merck mit großer Achtung aufgenommen wurde. In seiner Begleitung lernte Goethe auch die Fürstlichkeiten kennen, die jenem den Aufenthalt in Homburg angenehm zu machen suchten; in einer Hof-Equipage wurden die geschmackvollen Anlagen, die Merck ein Feenland nennt, besucht und genossen; und Goethe lernte wahrscheinlich damals die Fräulein Ziegler und Roussilion kennen, jene Hofdame der Landgräfin von Homburg, diese, der verwittweten Herzogin von Zweibrücken.

Die bald nach diesem Besuche an die beiden Hofdamen gerichteten Gedichte sagen uns, wie Göthe von der die damalige Jugend erfüllenden Empfindsamkeit, bei aller jugendlichen Kraft, bei seiner Frohnatur, keineswegs ganz frei war. In dem einen

*) „Er mochte Scheu tragen, den noch frischen Schmerz um Friederikens Verlust den neuen Freundinnen zu enthüllen.“ Bergk, Acht Lieder von Goethe, S. 65.

Elysium, an Uranien (Fräulein von Roussillon) überschriebenen, stellt er die neugewonnene Freundin dar, „die liebeathmend dem Fremdling entgegentritt", „den liebenden Arm um den Freund schlingt, dem Lila's (Fräulein Ziegler) Brust entgegen bebt"; wie die drei „sich rings umfassend in heiliger Wonne schweben." Er selbst ist sofort der vierte in dem Kreise; er erinnert sich lebhaft,

Wie durch heilige Thäler sie,
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch versiegelte;
Daß du (Uranie) dem liebenden
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß.

Es freut uns, in dem zweiten, wahrscheinlich auf der Reise von Frankfurt nach Wetzlar gedichteten Liede (Pilgers Morgenlied, an Lila) in dessen Mitte von ew'gen Flammen die Rede ist, welche die Freundin ihm (Goethe'n) in die Seele warf, am Schluß die Worte zu lesen:

Allgegenwärtige Liebe!
Durchglühst mich,
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust,
Hast mir gegossen
In's früh welkende Herz
Doppeltes Leben,
Freude zu leben
Und Muth.

Nach einigen Jahren lächelte der Dichter selbst ohne Zweifel über solche Ergüsse, die damals einen Theil des jugendlichen Glückes machten. Daß aber auch Tiefe und Wahrheit in Goethe's Gefühl waren, sagt uns seine Trauer über dem Grabe, welches schon im nächsten Jahre Uranien aufnahm.

Mit solchen Ergießungen that man nicht geheim. Im Mai waren jene Gedichte, „diese Empfindungsstücke von unserm großen Freunde Goethe", in Carolinens Händen, die sie nebst der Felsweihe dem Geliebten sendet, der, wie seine Antwort auf den Bericht Carolinens sagt, gern sich in den liebeseligen Kreis gemischt hätte; wie sie ja auch Lila'n von dem Verfasser „zum Austheilen" geschickt waren.

In Frankfurt trafen die Freunde Sophien, die Goethe's Neigung nicht gewann; weshalb er auch nicht in ihrer Gesellschaft nach Darmstadt zurückkehren wollte. „Er ist aufgebracht wie ein Löwe gegen sie", schreibt die Flachsland; und Merck macht eine Beschreibung von ihr, die erkennen läßt, weshalb sie dem, der nicht längst sich des Umgangs mit Friederiken, in gegenseitiger leidenschaftlicher Liebe, freute, der bald für Lotte glühen sollte, nicht gefallen konnte *). Die Natur auch im Menschen ging ihm

*) Er sagt von ihr in einem von Frankfurt an seine Frau gerichteten Briefe: C'est une tête forte, et je sais par expérience, qu'il ne fait pas bon se frotter contre — au moins quand on la voit, elle est toute autre chose que ses lettres. Elle est une femme du grand monde, qui a les manières les plus nobles. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe u. s. w. S. 23.

über Alles; und wo fand er diese reiner, schöner, anziehender als in Friederike und Lotte!

Wenn wir bedauern müssen, daß wir neben den Briefen Carolinens an Herder, die uns den jugendlichen Goethe im geselligen Leben vor Aug' und Seele bringen, nicht auch andere Documente besitzen für den Verkehr mit den Darmstädtern Wenck, Petersen — und vielleicht lernte er auch den edlen Schrautenbach kennen — so entschädigt uns einigermaßen das, was Goethe zu den Frankfurter Anzeigen lieferte; und das ist gewiß, daß das Verhältniß zu Merck immer ernster und bedeutender wurde. Er erkannte mehr und mehr, was er an diesem kenntnißreichen, gewandten, im Urtheil über Menschen und Dinge scharfen und treffenden habe. Und Merck war, bei aller seiner sonstigen Kälte, so eingenommen von dem geist- und talentvollen jungen Manne, in welchem er den künftigen großen voraus sah, daß er (von Frankfurt aus) der Gattin schrieb: „er fange an sich ernstlich in ihn zu verlieben; Goethe sei ein Mensch, wie er sehr wenige für sein Herz gefunden." Das ganze Goethe'sche Haus gefiel ihm, „Goethe's Schwester, schreibt er, ist ein artiges Wesen, die ganze Familie sehr gute Menschen."

Goethe kam, wahrscheinlich nach der Abreise der la Roche, abermals, noch in demselben Monate, nach Darmstadt, wo sich eben auch jene Lila aufhielt. Mit ihr und Carolinen ist er in Gesellschaft bei Merck. Jene ist ganz entzückt von dem Mädchen, „einem Engel von Empfindung"; sie wünscht, Goethe möge von Adel sein, um sie heirathen zu können. Das konnte zum Glück nicht geschehen; sie war, wenn auch sonst achtbar und von Goethe geachtet, ein Wesen, mehr für einen Leuchsenring. *)

In der Gesellschaft bei Merck, deren wir oben gedachten, las Goethe aus dem „Tristram Shandy" die Geschichte Le Fevers vor; wir können uns vorstellen, welche Sensation diese, von diesem Vorleser vorgetragen, machen mußte, sie, die, wenn irgend etwas, der echte, reichste und reinste Erguß der Sentimentalität genannt zu werden verdient. Man halte dagegen eine Scene aus irgend einem die Empfindsamkeit der damaligen Zeit aussprechenden Producte, vor allem aus dem Siegwart. Man wird aber auch fühlen und erkennen, daß Goethe, wo es auf die wahre Sentimentalität ankommt, sich dem gefeierten Sterne getrost an die Seite stellen kann. Gewiß, der Brief Werthers, in welchem dessen Losreißen von Wetzlar, von Lotte, der Tod der Mutter Lottens geschildert wird, darf neben die Geschichte Le Fevers gestellt werden. Und wir irren wohl nicht bei der Annahme, daß Goethe, von der einen Seite Sterne's, der Sentimentalität, absehend, und uns an das erinnernd, was er in der Recension jener Magdeburger empfindsamen Reisen sagt, daß Goethe damals schon, wenn auch noch nicht in voller Klarheit, empfand, was er später aussprach, da er „Yoric-Sterne den schönsten Geist nannte, der je gewirkt hat", da er das inhaltreiche Wort sprach, „daß jeder, der ihn liest, sich sogleich frei und schön fühle." Auch das erfuhr er an sich, „daß eine freie Seele wie Sterne in Gefahr komme, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstelle." Noch wenige Jahre vor seinem Tode gestand Goethe, „daß wir Sterne'n die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen auf literarische und humane Bildung schuldig seien, ihm, der die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zuerst anregte und verbreitete."

---

*) S. die Briefe F. H. Jacobi's. Dieser schreibt am 17. Juni 1771 an Sophie la Roche: „Wahrscheinlich geht unser Lieber (Leuchsenring) jetzt zu Bergzabern an einem rosenfarbenen seidnen Bande hinter der elysischen Zieglerin und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter. Si je me moque un peu de ces bonnes gens, c'est que je me sens une aversion invincible contre toutes les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles."

Wie empfänglich Goethe, wenn auch nicht ganz frei von der After-Schwester, für die echte Sentimentalität, wie erfüllt von ihr er war, das geht auch aus seinem Enthusiasmus für Goldsmith's „allerliebstes Gedicht", „das verödete Dörfchen" hervor. Er wetteiferte in einer leider nicht auf uns gekommenen Uebersetzung desselben mit Gotter; er fand in dem Gedichte „seinen ehrlichen Wakefield wieder, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne."

Es war in der Zeit dieses dritten Besuchs, daß Goethe bei Gelegenheit einer Waldpartie sich, wie Caroline sich ausdrückt, „einen großen, prächtigen Fels zueignete", in der Nähe eines andern, der ihr in Bezug auf Herder ein geweihter war. „Er geht heute hin", schreibt sie am Ende Aprils, „seinen Namen hineinzuhauen; es kann aber Niemand hinauf als er allein." Auf diesen Fels bezieht sich das Goethe'sche Gedicht „Felsweihgesang an Psyche", in welchem jener Partie gedacht und Caroline (Psyche) trauernd um den abwesenden Geliebten geschildert wird; was der ewig grämelnde Herder, der doch durch seine Briefe Jahre hindurch der Verlobten das Leben trübte, so übel nahm, daß er dieser eine „Antwort auf die Felsweihe an Psyche" sandte, worin er Goethe'n einen Götzenpriester nennt,

Der diesen Fels erstieg, und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang,
Und traurig Opfer dir (der Geliebten) befahl.

Charakteristisch in Hinsicht auf beide Männer und ihr Verhältniß zu einander ist dieses Gedicht und Goethe's Erwiderung. Herdern finden wir das Grämeln und die momentane Bitterkeit gegen Goethe von Straßburg her fortsetzend, Goethe'n, der nun schon mehr sich fühlt, diese mit Offenheit und derb erwidernd. Er ist aufgebracht über die Benennung „Götzenpriester". „Ich weiß wohl," schreibt er an Herder, „Ihr werdet nicht davon lassen; gut — künftig soll Euch in dem Recht Eurem Mädchen melancholische Stunden zu machen, kein Eingriff geschehen; und so hätt' ich auch das vom Herzen."

Uebrigens blieb in Goethe, wie scharf er auch Herders bitteres Wesen und dessen ewige Unzufriedenheit mit sich und Anderen empfand, die Achtung vor des Mannes hohem Geist und dessen Einsicht sich immer gleich; und Herder, mochte er ihm auch eine „Spatzen-Natur" zuschreiben, ihn „einen jungen übermüthigen Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen" nennen, erkannte doch des jüngeren Freundes gute Natur und das ausgezeichnete Talent. Wenn er an seine Verlobte schreibt: „Goethe ist ein guter Junge, und wird euch mit seinen Wanderschaften wenigstens ein Bild vortragen, das Lust zu leben hat, in Felsen zu hauen, zu hüpfen und närrisch Zeug zu machen, und bei einem kleinen Vorfall laut zu krähen", so heißt es doch in einem späteren Briefe an dieselbe: „Goethe ist ein guter edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl. — Seine Liebe und Freundschaft ist mir ein schönes Bild der Seele, daß ich's um keinen Schattenzug möchte geschwächt haben"; und in einem am Ende des Jahres geschriebenen; „Goethe liebe ich wie meine Seele; nur, soll und darf ich's ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn thun können; sonst wüßte ich nicht, was ich für ihn thun wollte"; ein Wort, das, wie es von Herders redlichem Sinne zeugt, uns, die das Leben beider Männer übersehen, zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaß gibt.

Anders als Herder erschien Goethe'n Leuchsenring, den er auch in Darmstadt kennen lernte, „einer der zarten und weichen Zunftgenossen, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten; dabei unter anderer Leute Waizen

Unkraut säeten", die sich besonders an die Weiber machten, diese durch Weckung und Nährung des Gefühls zu gewinnen wußten, von Empfindsamkeit überflossen; wie denn Leuchsenring einen Orden derselben zu stiften beabsichtigt haben soll. Auch in Darmstadt hatte er Einfluß gewonnen; und Goethe's Pater Brey zeigt, wie er selbst und Merck (der Würzkrämer) über dieses Gezücht urtheilten.

Wir wiederholen: Es ist zu bedauern, daß wir neben Carolinens nicht noch andre Berichte über Goethe's Leben und Treiben in Darmstadt haben. Der Kreis, in welchem er sich bewegte, der Geschäfts- und Staatsmann Heß, die Gelehrten und Gebildeten Wenck und Petersen, die wackere Gattin des Geheimraths mit der geistvollen, zartfühlenden Schwester, die, in jugendlicher Munterkeit die Freuden der Geselligkeit genießend, an dem aus der Ferne mächtig, wenn auch manchmal die Heiterkeit des Augenblicks trübend, einwirkenden Herder mit ganzer Seele hing; dazwischen der empfindsame, sich überall einschmeichelnde Leuchsenring, ihm gegenüber der alle Verhältnisse des Lebens scharf durchspähende, einem Lessing verwandte, von mephistophelischer Laune erfüllte Merck; und unter diesen allen der in lebendigster Jugendkraft und Fülle sich bewegende, an Allem Theil nehmende, sich dem Augenblick hingebende und denselben genießende Dichter — es müßte, nach der Wahrheit geschildert, ein herrliches, reizendes Bild geben, ein Bild, das in voller Wahrheit und kunstgemäßer Fülle freilich nur ein Goethe zu geben vermöchte.

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. D. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

I.

Eine Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik, die den berechtigten Anforderungen einigermaßen entspräche, ist zur Zeit bekanntlich, auch wenn sich die Forderung zunächst auf Deutschland beschränkte, ein unerfülltes Postulat. Alles, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden, ist nur unter dem Gesichtspunkt der Vorarbeit zu betrachten, ja es scheint sogar räthlich, sich zuvörderst noch geraume Zeit auf das Gebiet der Monographie zu beschränken und durch Aufsuchen, Sammeln und Ordnen des unendlich reichen Stoffes dem künftigen Historiker der deutschen Schule ein reichhaltiges und kritisch gesichtetes Material zu bereiten. Daß die Biographie hervorragender Gelehrten und Schulmänner der historisch-pädagogischen Einzelforschung und monographischen Darstellung besonders günstige Anknüpfungspunkte bietet, liegt ebenso auf der Hand, nur daß unsre Tage die biographische Form mit einer nicht selten das rechte Maß überschreitenden Vorliebe pflegen. Indeß wir haben hier dieser Vorliebe nicht weiter nachzugehen, so interessant es an sich wäre, ihren Gründen nachzuforschen und neben ihren günstigen Erfolgen auch ihren Irrungen und Mißbräuchen einmal ins Gesicht zu schauen — wir haben es hier mit einer literarischen Erscheinung zu thun, deren Inhalt anziehend und lehrreich genug ist, um von einer literarhistorischen Vorfrage völlig abzusehen.

Denn zweierlei ist ja wohl unbestritten: einmal, daß Fr. August Wolf eine in der Geschichte der Wissenschaften wie des Schulwesens hervorragende Persönlichkeit ist, deren lebendigstes Andenken der Nachwelt erhalten werden muß; und dann, daß wir eine seiner Bedeutung entsprechende Lebensbeschreibung des Verfassers der Prolegomena

noch nicht besaßen. Was uns Wolf's Schwiegersohn, Wilhelm Körte, 1833 in seiner zweibändigen Biographie geboten hatte, war doch mehr die Gabe des Schwiegersohnes als des befähigten Biographen. So sind wir dem Verfasser des oben erwähnten Werkes schon darum Dank schuldig, daß er seinen vieljährigen Fleiß auf einen Punkt gewendet hat, der in der That einer Ergänzung bedarf. Mehr aber noch deshalb, daß er bei dieser Ergänzung die wirklich der Vervollständigung bedürftige Seite ins Auge gefaßt hat und nicht der Versuchung anheimgefallen ist, den biographischen Kehricht zusammenzufegen. Denn mag auch eine Fülle der das äußere und häusliche Leben bedeutender Männer bis in das kleinste Detail erhellender Notizen ihren Werth und ihr Interesse haben, im Allgemeinen wird das Gesammtbild der Persönlichkeit dadurch doch eher verdunkelt. Herr Professor Arnoldt hat vielmehr die Darstellung des Pädagogen und Schulmannes Wolf sich zur Aufgabe gesetzt. Wieweit ihm diese jedenfalls sehr schwierige Aufgabe gelungen, läßt sich, da nur der erste Theil des Werkes vorliegt, noch nicht beurtheilen. Er hat seine Arbeit nämlich in zwei Theile zerlegt, einen biographischen und einen technischen, „von denen der erstere in lebensgeschichtlichen Schilderungen die praktische Seite jenes Verhältnisses zur Anschauung bringen oder die Lebensumstände behandeln soll, durch welche der große Philolog mit dem Schulwesen und der Pädagogik in nähere Berührung gekommen ist, der zweite eine möglichst vollständige und geordnete Zusammenstellung alles dessen beabsichtigt, was wir an Wolfs pädagogischen Grundsätzen und Ansichten noch übrig haben.“ Man mag wohl fragen dürfen, ob diese Eintheilung des Stoffes die richtige sei, ob nicht eine andere, etwa um die Hauptlebensabschnitte Wolfs auch das pädagogisch-technische Material gruppirende Anordnung vorzuziehen gewesen wäre: sicher wird das Urtheil auch hierüber so lange suspendirt werden müssen, bis uns auch der zweite Theil vorliegt, dessen baldigste Nachfolge schon im Interesse des Werkes dringend gewünscht werden muß. Inzwischen möge es gestattet sein, den Inhalt des ersten Theiles durch einige Mittheilungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und auch für diese die Erinnerung an den großen Gelehrten, dessen hundertjähriges Jubelfest vor zwei Jahren durch das seines berühmteren und volksthümlicheren Jahresgenossen, Schiller's, leider verdunkelt wurde, neu zu beleben.

Christian Wilhelm Friedrich August Wolf wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode, einem Dorfe unweit der damaligen freien Reichsstadt Nordhausen, geboren, wo sein Vater Organist und Schulmeister war; seine Mutter war des Cantors und Stadtschreibers Henrici zu Neustadt Tochter. War der Vater cholerischen Temperaments, dabei gutherzig und weichmüthig (irasci celer tamen ut placabilis esset), ein Freund praktischer Lebensweisheit, in religiöser Beziehung ziemlich freidenkend, so wird uns seine Mutter als eine wirthschaftlich thätige, geistig regsame und fromme Frau geschildert. Doch verlangte auch sie Bethätigung des frommen Sinnes und sagte wohl gelegentlich: „Nachbars Kuh hat auch ein gut Gemüth, gibt aber keine Milch.“ Der Vater, der in alten Sprachen und im Französischen wohl bewandert war, ohne daß er es zu einer vollständigen gelehrten Bildung hatte bringen können, wollte, was ihm selbst versagt geblieben war, bei seinem Sohne möglichst zeitig ins Werk setzen. Die pädagogischen Weltverbesserer damaliger Zeit waren nicht ohne Einfluß auf ihn, so daß er in der That versuchte, dem zweijährigen Knaben das Latein als zweite Muttersprache beizubringen. Unser Wolf wurde auf diese Weise ein frühreifes Kind, der nicht nur an seinem fünften Geburtstage den Hubertusburger Frieden in der Dorfkirche durch Deklamation eines Festgedichtes feiern half, sondern — was einigermaßen ins Fabelhafte geht — in seinem sechsten Jahre für den Vater beim Gottesdienste Predigten ablas. Als die Familie 1767 nach Nordhausen zog, wo der Vater zweiter Mädchenschullehrer geworden war, kam der Knabe auf das Gymnasium, und zwar in die Tertia aus der er 1768 nach Secunda, 1770 nach Prima, 11½ Jahr alt, aufrückte. Von

den Lehrern des Nordhäuser Gymnasiums scheinen namentlich der Konrektor und spätere Rektor Hake, sowie der Kantor Frankenstein einen bedeutenden Einfluß auf den talentvollen Schüler ausgeübt zu haben. Nach Hake's schon 1771 erfolgtem Tode kam die Schule unter dem schwachen Nachfolger Albert in Verfall, und in dieser selben Zeit soll Wolf, vorher ein Wunderkind von Fleiß und Ernst, „einer der wildesten Jungen seines Alters“ geworden sein, vermuthlich in natürlicher Reaction gegen das vorherige Uebermaß angestrengter Lernthätigkeit. Der junge Wolf fing an, seine eigene Studienwege zu gehen, wobei ihm besonders Kantor Frankenstein an die Hand ging, als „Saufaus“, doch auch als kenntnißreicher mit großer Originalität begabter Autodidakt in neuern Sprachen geschildert. Wolf lernte bei ihm und mit ihm französisch, italienisch, spanisch, englisch, holländisch. Dagegen wurde der Schulbesuch gründlich vernachlässigt, wobei man sich freilich nicht wundern kann, wenn man liest, daß für die öffentliche Prüfung den Schülern vom Rektor die Antworten vorher diktirt wurden; Wolf soll sich den Spaß erlaubt haben, einige saubere Abschriften dieser Diktate unter die Zuhörer zu vertheilen. Der Rektor Albert wußte die römischen Aedilen nicht besser zu schildern, als indem er sie mit den Nordhäuser Bauherren verglich, was ihm ein ποῦ κεῖται; des kundigeren Wolf einbrachte, und der Konrektor Pöppe bedauerte alles Ernstes, daß der „moralische Autor“ Euripides nur drei Tragödien hinterlassen habe. Solchen Ignoranzen gegenüber faßte Wolf den Entschluß, für seine Bildung selbst zu sorgen, und sich überall durch Zurückgehen auf die Quellen sicher zu stellen, daß man ihm nicht Märchen nnd Unsinn aufbürde. Es wird wohl namentlich von der Eigenthümlichkeit seines Studienganges gelten, wenn er sagt: „Im dreizehnten Jahre war ich als Mensch ziemlich fertig, d. i. die charakteristischen Züge waren alle da fürs ganze Leben; der Knabe war offenbar der Mann im Kleinen.“

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Macdonald-Verhandlung der preußischen Stände ist jetzt bei Springer in Berlin in englischer Uebersetzung erschienen (the debates on the Macdonald affair in the Prussian house of deputies). Hoffentlich wird sie recht vielen reisenden Engländern bekannt; sie werden darin freilich nicht so starke Sachen in Bezug auf ihre Unarten hören, als ihnen ihr Landsmann Thackeray gesagt hat.

Ein handschriftliches Meßbuch wurde dieser Tage in Paris versteigert. Dasselbe rührt vom 15. Jahrhundert her und stammt aus der alten Abtei von Saint-Leu in Rouen; es enthält 58 Miniaturen und 1100 Briefe, welche merkwürdig gezeichnet und ausgemalt sind. Der Versteigerungspreis belief sich auf 24,850 Francs.

Delius, Ausgabe des Shakespeare. Dieses sehr wichtige Werk ist mit dem siebenten Bande, der auch die Biographie enthält, zum Abschluß gekommen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 5. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 181.) Erste Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr, großherzogl. weimarischer Hoftheater-Director a. D., zur Zeit Oberregisseur des Thalia-Theaters in Hamburg. Neu einstudirt: **Der Kaufmann.** Familiengemälde in 5 Akten von R. Benedix. Menzinger: Herr Marr.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
N: 54. Donnerstag, 6. Juni 1861.

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. D. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

I.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit begann er bereits Unterricht zu ertheilen, namentlich in Geschichte und alten Sprachen, eine Thätigkeit, die nicht bloß von äußerem Erfolge begleitet war, sondern ihn auch innerlich förderte, so daß er in seinen Lebensnotizen sagen konnte: „ab anno quinto ad duodevicesimum docendo plurimum didici." Auch Musik trieb er eifrig, Generalbaß bei dem Erfinder des Pianofortes, Christian Gottlieb Schröter, einem tüchtigen Kontrapunktisten. Wenig oder nichts leistete er dagegen in der Mathematik, in Bezug auf welche Wissenschaft ihm das Vorurtheil eigen blieb, daß je fähiger Jemand für Mathematik wäre, er um so unfähiger für die übrigen Wissenschaften sein müsse. Am wenigsten scheint für seine körperliche Ausbildung geschehen zu sein, so daß er noch in späten Jahren über den Mangel an Hand- und Fußgeschick klagte, den seine Eltern bei ihm verschuldet hätten. Eine Tanzstunde, die er als sechzehnjähriger Jüngling eine Zeit lang besuchte, trug ihm nichts ein als einen ziemlichen ernsthaften Liebeshandel, der dadurch sein Ende fand, daß der Gegenstand seiner Neigung, eine junge Kaufmannswittwe, an einer auszehrenden Krankheit starb.

1777 bezog Wolf die Universität Göttingen, mit dem damals noch seltenen, aber bestimmt ausgesprochenen Vorsatz, Philologie und nur Philologie zu studiren, „indem hier niemand wie bei der Theologie um abweichender Meinungen willen verklagt werde." Es kostete dem jungen Studiosus einige Mühe, den damaligen Göttinger Prorektor zu bewegen, daß er ihn wirklich als philologiae studiosus einzeichnete, da bisher dieses Studium nur als ein Appendix der Theologie gegolten hatte. Stipendien, welche ihm der Rath der Stadt Nordhausen bewilligt hatte, schützten ihn hinreichend vor äußeren Sorgen. Die Methode, nach der er in den letzten Jahren in Nordhausen gearbeitet hatte, gab er in Göttingen nicht auf. Die reiche Universitätsbibliothek, sowie die ansehnlichen Sammlungen des Professors Kulenkamp zogen ihn mehr an als die Vorlesungen. In der Regel besuchte er die Collegien, welche er angenommen, nur so lange, bis er sich über die Quellen und Hilfsmittel orientirt, und betrieb dann die Disciplin selbständig; nur bei einzelnen ihn besonders anziehenden Kapiteln erschien er wohl noch im Auditorium. Selbst Heyne machte hiebei für ihn keine Ausnahme, vielmehr hat er während seiner fünf Göttinger Semester sich nur zu zwei Collegien Heyne's gemeldet, zu einem dritten, einem Privatissimum über Pindar, nur eine Anmeldung versucht, und, durch eine unfreundliche Aufnahme zurückgeschreckt, sich fortan

so sehr zurückgezogen, daß er nicht einmal um Aufnahme in das philologische Seminar nachsuchte. Dagegen sehen wir ihn für Vorlesungen Interesse zeigen, die außerhalb der philologischen Studien liegen: er hört — freilich nach seiner Weise — Philosodhie, Kirchengeschichte, alttestamentliche Exegesen, Naturgeschichte, ja sogar Literaturgeschichte der Medicin.

Auch als Student setzte er seine lehrende Thätigkeit fort, indem er zunächst im Lateinischen und Englischen Privatunterricht ertheilte, dann auch in der griechischen Sprache unterrichtete. Bald erlangte er darin einen solchen Ruf, daß sich ein zahlreicher Zuhörerkreis um ihn bildete, vor dem er insbesondere griechische Schriftsteller erklärte. So lag der Gedanke nahe genug, sich in Göttingen zu habilitiren, und wenn dieser Plan in Folge eines Anerbietens von Heyne nicht zur Ausführung kam, so darf man, obschon bestimmtere Beweise nicht vorliegen, wohl vermuthen, daß der Wunsch, eine gefährliche Concurrenz zu beseitigen, mit im Spiele war. Heyne bot nämlich plötzlich Wolf eine Collaboratur an dem Pädagogium in Ilfeld an, für die sich dieser auch entschied und eine andere Offerte nach Wien, wo er Hauslehrer werden sollte, ablehnte. Anfangs September 1779 hielt er die übliche Probelektion und wurde am 21. October zum Collaborator ernannt, am 26. October in sein Amt eingeführt.

Das Pädagogium in Ilfeld war und ist noch gegenwärtig ein Obergymnasium, dessen Schüler zugleich Alumnen sind, d. h. in der Schule wohnen; zu jener Zeit nur auf zwei Klassen oder Ordnungen beschränkt, unterrichtet sie ihre stiftungsmäßig die Zahl 52 nicht überschreitenden Zöglinge auch jetzt nur in 3 Abtheilungen, die somit den 3 oberen Gymnasialklassen entsprechen würden. Das Lehrercollegium bestand aus einem Rector (Director), einem Conrector (Rector), Subconrector und den Collaboratoren, denen neben einer mäßigen Anzahl von Lehrstunden (ungefähr 10) zugleich die Tagesinspection übertragen war. Wolf trat als erster Collaborator ein, während der unsern Lesern wohl nicht unbekannte Verfasser der Anmerkungen zur Ilias, Köppen, die zweite Collaboratur bekleidete. Dem jungen Collaborator — Wolf war zwanzig Jahre alt — ging es anfangs nicht sonderlich, vielleicht nicht ohne seine Schuld, indem er sich zuerst zu vertraulich zu den Schülern gestellt haben mag. Besonders waren es die Angelegenheiten der Disciplin, die manchen Aerger und selbst Zwiespalt hervorriefen, indem der Director Meisner einerseits eifersüchtig auf seine Autorität war, anderseits es oft an der nöthigen Unterstützung der jüngeren Lehrer fehlen ließ. Indeß es glückte ihm bald die richtige Position zu gewinnen, wobei ihm der ungewöhnliche Eindruck, den seine Lehrstunden vermöge der Sicherheit, mit der er seine Aufgaben beherrschte, und die sich in seiner Behandlungsweise der Schriftsteller offenbarende hervorragende pädagogische Begabung nicht wenig zu Statten kam. Freunde des Unterrichts und Erziehungswesens machen wir auf die von dem Verfasser beigebrachten den Akten des Pädogogiums entnommenen Gutachten Wolfs aufmerksam, die noch heute, bei dem weit vorgerückten Stande des Schulwesens, einem älteren und erfahreneren Schulmanne Ehre machen würden.

In die letzte Zeit seines Aufenthaltes zu Ilfeld fällt die Bearbeitung des Platonischen Symposion, wozu er durch ein Schreiben Friedrichs II. an den Minister von Zedlitz angeregt worden zu sein scheint, in welchem der König eine Verbesserung des gelehrten Schulunterrichts durch eine mehr auf den Inhalt der Autoren gerichtete Interpretationsmethode bewirkt zu sehen wünschte. Wolf mag schon damals an eine Uebersiedelung nach Preußen gedacht haben, nachdem er sich mit Sophie Hupeden, der Tochter des Justizamtmanns Hupeden in Neustadt verlobt hatte; denn in Ilfeld war an eine Verheirathung nicht zu denken, da schon die Bestallung der Collaboratoren „dergleichen Veränderung" untersagte. Nun erfuhr er im November 1781, daß das Rectorat zu Osterode vom Magistrate ausgeschrieben sei, und obwohl das schon vor 3 Monaten geschehen war, reiste er doch noch an dem Abend des Tages, da ihm das Zeitungsblatt

in die Hand gekommen, nach Osterode ab. Dort wurde ihm bei seiner Ankunft zwar eröffnet, daß die Stelle so gut wie vergeben sei, allein Wolf trat von der Bewerbung nicht zurück und imponirte durch die von ihm über eine Ode des Horaz und zwei Kapitel des Thukydides, wie es scheint, nicht ohne alle Ostentation, genial improvisirten Probelectionen dem Rathskollegium in solchem Grade, daß er am 13. December einstimmig zum Rector erwählt wurde. Im März des folgenden Jahres feierte er seine Hochzeit und trat sein neues Amt an. Die Stadtschule zu Osterode war eine sechsklassige Anstalt, in welcher sich Bürgerschule und Gymnasium vereinigten, indem die vier unteren Klassen ein in sich abgeschlossenes Ganze als Bürgerschule bildeten und die beiden obersten Klassen durch fast ausschließlichen Unterricht in Geschichte und Sprachen zum Universitätsstudium vorbereiteten. Das war wenigstens die Einrichtung, welche Wolf seiner Schule gab. Er selbst ertheilte wöchentlich an 18 Stunden Unterricht und blieb der schon in Ilfeld angewendeten Methode treu, vorzugsweise die Selbstthätigkeit der Schüler zu wecken, ihnen Anleitung zum Studiren zu geben. Es ward in seinen Lehrstunden recht eigentlich gearbeitet, und nicht sowohl Lehre und Regel mitgetheilt, als vielmehr beides durch eigene Arbeit gefunden. Man braucht sich nur zu erinnern, daß dieses Urübel des Schulunterrichts, dem Schüler eine wirre Masse von Kenntnissen einzutrichtern, damals an den Schulen noch weit mehr zu Hause war als es jetzt im Ganzen der Fall ist, um zu ermessen, von welcher Wirkung ein völlig entgegengesetztes und von einer so bedeutenden Persönlichkeit gestütztes Verfahren sein müsse.

Indeß nur kurze Zeit sollte sich Osterode seines genialen Rectors erfreuen; noch vor Ablauf des ersten Jahres warben Hildesheim und Gera um ihn, und die an letzterem Orte eröffnete Aussicht — Wolf sollte zugleich Consistorialrath werden — war nicht wenig lockend. Da ließ der Minister von Zedlitz, welcher ihn nicht aus den Augen verloren hatte, ihm am 4. Januar 1783 durch Biester eine ordentliche Professur in Halle antragen, und Wolf ging, obwohl mit dieser Stelle zunächst nur ein Gehalt von 300 Thalern verbunden war, er sich also um mehr als das Doppelte (er hatte in Osterode an 800 Thlr. gehabt) verschlechterte, auf diesen Ruf ein. Im August 1783 siedelte er nach Halle über, um als Professor der Philologie und „in specie der Pädagogik" zu wirken und die Inspektion über das mit dem theologischen Seminar verbundene Erziehungsinstitut zu führen.

Wolfs Eintritt in die akademische Wirksamkeit fällt in die Zeit des Philanthropinismus. Zwar war das bekannte Institut in Dessau seit Campe's Abgang im Jahre 1777 in Verfall gekommen, aber gerade dieser Rückgang des Philanthropinums war von der größten Bedeutung für das Unterrichtswesen Deutschlands, indem die Dessauer Lehrer sich in die verschiedensten Gegenden zerstreuten und die Grundsätze Basedows zur Anwendung brachten. Nach Halle war 1779 Ernst Christian Trapp gekommen, um eine Professur der Pädagogik und die Leitung der schon erwähnten Erziehungsanstalt zu übernehmen, die seit 1778 mit dem theologischen Seminar verbunden war und nach den Absichten des Ministers von Zedlitz ein neues Philanthropinum werden sollte. Die theologische Abtheilung des Seminars stand nach Sanders unfreiwilligem Rücktritt (1779) unter Nössell, die seit 1765 durch Schütz zu einer Pflanzschule für Lehrer erweiterte philologische Abtheilung unter A. H. Niemeyer, zu denen sich nun Trapp gesellte, um insbesondere die pädagogische Unterweisung der Seminaristen zu besorgen. Die Oberaufsicht war in den Händen des Hofraths Karsten und der Professoren Eberhard und Sprengel. Trapp hatte den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen und war 1782 nach Holstein, seiner Heimath, zurückgekehrt, Wolf sollte ihn ersetzen. Gethan hat er dies allerdings in höchstem Maße, aber in anderer Weise, als es nach dem Vorstehenden erwartet werden sollte. Er erkannte nämlich sofort, daß mit dem Institut nichts anzufangen war, wie es denn auch bald genug einging. Auch um das

Seminar kümmerte er sich nicht, sondern begann im Herbste 1783 seine Vorlesungen, in denen er sich auf die Philologie beschränkte, was er um so mehr konnte, als er bald seiner pädagogischen Professur enthoben wurde. Mit der Philologie stand es aber in Halle damals so übel, daß er nur sehr wenige Zuhörer fand und schon daran dachte, sich auf philosophische Kollegien zu verlegen. Glücklicherweise erhielt er noch gegen Ende 1783 eine Gehaltszulage von 100 Thalern und zu Anfang des folgenden Jahres eine weitere von 300 Thalern, sowie zugleich die Professur der Beredtsamkeit. „Leben Sie nun ganz Ihrer Wissenschaft, werther Herr Professor," — schrieb ihm Zedlitz — „und helfen Sie den einen Vorwurf, der noch immer Halle traf, abwälzen, daß man dort keine Philologen bildet." Wolf, nunmehr der ängstlichen Rücksicht auf eine Einnahme durch Honorare überhoben, vermochte dies und hat es in einer Wei gethan, die die kühnsten Erwartungen übertraf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zimmer mit 1/4 Million der schönsten Bilder.

Dieser Titel mag etwas sonderbar klingen, aber er hat doch seine Berechtigung. Das Zimmer befindet sich in einem einfach schönen Hause des idyllisch gelegenen Wabern bei Bern: es ist das Atelier des berühmten mikroskopischen Institutes von Engel und Comp., aus dem schon seit Jahren Tausende und Tausende der vorzüglichsten mikroskopischen Objecte nach allen Theilen der gebildeten Welt versendet wurden; dem Männer wie Ehrenberg, Escher von d. Lindh, Heer, Mousson, Oken, Vogt &c. ehrenvolle Anerkennung zollten, dem sie theilweise ihre wissenschaftlichen Kräfte widmeten.

Nach Wabern kommend, fand ich den Begründer und Besitzer des Institutes, Herrn Conrad von Rapperd, vor Kurzem angelangt von einer Entdeckungsreise nach neuen und merkwürdigen Gebilden für seine Objecte. Namentlich hatte er die italienischen, englischen und französischen Küsten des Mittelmeers bereist; war mit Taucherglocken in die Tiefen des Meeres, mit Stricken und Leitern an die Wände und auf die Höhen der umbrausten Felsen gestiegen und hatte dort, wie aus dem Meerwasser selbst, viel bedeutsames für seine — eine neue Welt umfassende — Sammlungen gewonnen. Er hatte mit vielen anderen Forschern und Sammlern Verbindungen für Einsendung neuer Funde angeknüpft und von einigen großen Museen reiche und seltene Stoffe zu Präparationen erhalten. Er lebte und webte mit rührender Liebe und Freude, mit bewundernswerthem Ernst und Fleiß in dieser seiner Welt und erschloß sie mit liebenswürdiger und rasch orientirender Belehrung.

Da sah ich denn auf langen Tischen und hohen Repositorien, in Schränken und an den Wänden, in Koffern und Schachteln, in allen möglichen Flaschen und Fläschchen, theils schon präparirt als fertige Objecte, theils in Vorbereitung dazu, theils in spirituösen Flüssigkeiten und in verschiedenen Solutionen, die herrlichsten, wunderbarsten, ungeahntesten Gebilde aus dem Thier- und Pflanzenreich. Aus dem Thierreich in aufsteigender Linie: Protozoen, Polythalamien, Schwämme, Strahlthiere, Polypencolonien, Würmer, Bryozoen aus den Tiefen, Höhen und Tropfen naher und ferner Meere, von Helgoland an bis zu den Ost- und Westküsten Südamerikas. Aus dem Gebiet der Weichthiere Zungen von Schnecken aus unseren Gärten, aus dem mittelländischen Meere, der Nordsee, dem indischen und atlantischen Ocean. Die Arthropoden sind vertreten durch Krustaceen aus deutschen Flüssen und von deutschen Meeresküsten. Nun folgen die erstaunenswerthen Organe und Theile, — Füße, Beine, Fühlhörner, Ober- und Unterkiefer, Augen und Hornhaut, Flügeldecken,

Schuppen ꝛc. von Spinnen, Bienen, Fliegen, Schmetterlingen, Käfern, von Insecten aller Art. — Dann Haut und Schuppen von vielerlei Fischen, Haare und Haarquerschnitte verschiedener naher und ferner Säugethiere; Schliffe von Menschenknochen, Blutkörperchen verschiedenster Art und Aderinjectionen von Nieren, Lebern, Lungen und Verdauungskanälen.

Des Pflanzenreichs Kryptogame beginnen mit Diatomaceen in Erde aus Santafiora, von den Hebriden, dem mittelländischen Meere, aus Berlin, Eger und Franzensbad; ihnen folgen Längs- und Querschnitte, Zweige, Blätter, beblätterte Spitzen, Sporen, Schleuderer, Oberhäute von Pilzen, Flechten, Florideen, Moosen, Farren und Schachtelhalmen aus vielen Ländern der Erde. Des Pflanzenreichs Phanerogamen sind repräsentirt durch Spiralgefäße, Gefäßbündel, Querschnitte, Längsschnitte, Haare, Krystalle, Epidermen von Blättern, Blüthen, Stengeln, Wurzeln und Schaften nächster und fernster Gewächse. Alle genannten Gattungen sind in 40—200 Species vertreten und von jeder Specialität sind eine Menge gleicher und variirender Exemplare vorhanden. — Außerdem noch eine reiche und mannigfache Serie gemeinnütziger Präparate für Haus und Gewerbe, besonders zur Prüfung von leicht zu verfälschenden Stoffen und Fabrikaten und eine zweite zur Beobachtung mit Polarisationsapparat. So dürfte denn wohl leicht 1/4 Million einzelner Exemplare herauskommen, und um sie als Bilder schönster Art zu bezeichnen, lege man sie nur unter das Mikroskop. Was sind alle Farben und Gewebe, alle Constructionen und Mechanismen, ja was sind alle Kunstwerke der Menschen gegen Das, was aus dieser Welt unter dem Zauberschlüssel des Mikroskopes uns entgegentritt! — Die kühnste Phantasie und die genialste Hand eines Menschen kann nicht erdenken und nicht fertigen, was hier an Pracht, Schönheit, Grazie, feenhafter Feinheit der Structur und einfachem, großartigem Organismus vor dem erstaunenden Blicke des Auges und Geistes liegt. Ganz andere Standpunkte der Natur und Menschenbetrachtung erschließen sich ihm; alle früheren Begriffe von Groß und Klein verrücken sich, und eintretend in den ungeahnten Organismus der Natur, ist man zweifelhaft: soll man mehr seine Wunder oder seine Einfachheit oder die Einfachheit dieser Wunder anstaunen? Jedenfalls fühlt man heraus: das Mikroskop hat, wie das Fernrohr, neue Welten entdeckt, und ist seine Erfindung, in all ihren unendlich mannigfachen, weiten und tiefen Wirkungen und in ihren noch unberechenbaren Consequenzen, gleichzustellen den Erfindungen der Buchdruckerkunst, Dampfkraft und Electricität.

Doch um wieder zurückzukommen auf das Eigentliche unserer Skizze, so dürfte ihr Titel nun wohl als berechtigt erscheinen. — Aus dieser 1/4 Million der schönsten Bilder hat das mikroskopische Institut letzterer Zeit eine neue Serie von hundert der vortrefflichsten Objecte zu einem praktisch systematischen Ganzen zusammengestellt, in zwei Theilen erscheinend: I. Theil: Fünfzig Präparate aus dem Thierreich; davon gehören fünfundzwanzig den Weichthieren, Gliederthieren und Wirbelthieren an. II. Theil: Fünfundzwanzig aus dem Gebiete der Kryptogamen und fünfundzwanzig aus dem Gebiete der Phanerogamen. Jeder Theil ist auch einzeln zu haben. Eine klare und gründliche allgemeine Einleitung und specielle Beschreibung mit Abbildungen ist jedem Theile in zwei Heften beigegeben. Jeder Theil erscheint in Form eines geschmackvollen Albums mit Etui, darin die Objecte eben so bequem als elegant in Bettchen von Sammet ausgelegt sind. So eignen sie sich vortrefflich zu den schönsten und sinnvollsten Festgeschenken für Alt und Jung beider Geschlechter und aller nur einigermaßer gebildeten Stände. Dazu kommt ihr unverhältnißmäßig geringer Preis und der Umstand, daß sie derartig ausgewählt sind, um auch schon bei billigem und doch ausreichendem Mikroskop für 12—20 Gulden, in circa 40—95maliger Vergrößerung, den strebsamen Laien zu unterrichten, den nur anschauenden Naturfreund erfreuen und den Forscher anregen zu können. Auf diese Weise wird am besten die Absicht des Insti-

tutes erreicht: das Mikroskop stets allgemeiner, auch den Aermeren und vor allem den Schülern, Lehrern und Lehrerinnen zugänglich, kurz das zu Wahrheit zu machen, was schon vor 150 Jahren der große Isaac Newton voraussagte: „Das Vergrößerungsglas wird nach wenigen Jahrzehnten auf dem Tische eines jeden gebildeten Mannes stehen und bald wird es keine Familie mehr entbehren wollen, in der noch etwas Edleres getrieben wird als Broderwerb; setzen wir hinzu, auch noch etwas Edleres, als das allergewöhnlichste Clavierspiel, das Lesen der allergewöhnlichsten Leihbibliotheks-werke und das Abhalten der trivialsten Thee- und Kaffeeklatsche mit obligatem Karten und Dominospiel.

Zu einem richtigen Gebrauche des Mikroskops gibt eine Broschüre zu den Objecten leicht faßbare Andeutungen. Das Object selbst, wie es zwischen seinen feinen Deckgläsern liegt, mag vielen als sehr leicht herzustellen erscheinen; anders aber wird das aussehen, wenn man allein schon bedenkt, was ich eben oben andeutete: woher und wie mühsam, ja zum Theil gefährlich, viele der Gegenstände herbeigeholt und errungen wurden; noch weit mehr, wenn man in dem Atelier der unermessenen Bilderwelt die Objecte präpariren sieht: mit kaum geahnter Mühe und Sorgfalt wird jedes Präparat unter dem Mikroskop bereitet; das geringste und leichteste kommt bis zur völligen Herstellung wohl achtzehn verschiedene Male in die Hände des Künstlers; manches wohl fünfundzwanzigmal. Große Uebung und genauste Detailkenntnisse bei scharfem, ruhigen Auge, starkem Nervensystem und festen, sicheren Händen und Fingerspitzen sind durchaus erforderlich, namentlich bei den schwierigsten. Oft verdirbt auch noch ein großer Theil der vorbereiteten Präparate beim Einschmelzen in Kanadabalsam; ist dieses glücklich vorübergegangen, entsteht neue Gefahr bei dem Ueberziehen mit Deckgläsern, zuletzt bei der Verpackung. Oft werden auch noch bei letzter Revision ganze Kisten voll ausgestoßen. — Trotzdem ist die eigene Herstellung vieler Präparate für den Augenblick und für den Hausgebrauch dem warmen und fleißigen Naturfreund bald möglich und geläufig, auch ohne wissenschaftliche Kenntniß. Auch dazu werden praktisch instruirende Andeutungen in jener Broschüre gegeben.

In dem Atelier des Institutes waren — unter specieller Anleitung des Directors — für die meisten und nicht allzuschwierigen Objecte Frauenhände thätig. Dies könnte ein Wink sein für sonst gutgeartete Frauenzimmer, die aber aus Langeweile, verschrobener Bildung und ungesunder Gefühligkeit sich in allen möglichen unnöthigen, fruchtlosen und immer ungesünder machenden Allotrias versuchen, sogar oft schlechte Verse und noch schlechtere Romane begehen; zuletzt aber könnte es auch ein Wink sein für solche fleißige uud strebsame Mädchen und Frauen, die gerne noch eine besondere nützliche und anregende Thätigkeit haben, oder auch einen Theil ihres Unterhalts selbst verdienen möchten: diese würden gewiß, wenn sie es praktisch, gescheidt und consequent durchführten, ihre Rechnung dabei finden, und zwar immer mehr und mehr, je weiter Newtons Wort zur Wahrheit, je mehr der Menschen Sinn der Natur zugewandt, je mehr diese demselben erschlossen würde. Es würde dann Tausende von Zimmern geben, in denen zwar nicht ¼ Million, doch viele hundert der schönsten Bilder versammelt wären.

Arnold Schluenbach.

Du Chaillu und seine Entdeckungen.

Die fabelhaften Entdeckungen dieses Reisenden, welche eben im Auszuge die Runde durch die Blätter machen, erleiden durch die englische Presse harte Schläge. In der That scheint der Reisende, der mit schönen Farben zu malen versteht, eine zu lebhafte

Phantasie zu besitzen, um für die Wissenschaft Beträchtliches leisten zu können. Sein Werk schmilzt nach den Zurechtweisungen, welche es durch wissenschaftlich gebildete Männer erleidet, mehr und mehr zu einem Reiseroman zusammen. John Edward Gray wirft dem Reisenden geradezu Fälschungen der Thatsachen und der Daten vor. Er fragt begreiflicherweise, wie es möglech sei, daß bisher unbeschriebene und unbekannte Species von Vögeln rc. im Jahre 1855 hundert und fünfzig Meilen von der Küste, an den drei Gebirgszügen, wo sich de Quellen des Flusses Moonda nach dem Reisenden befinden sollen, von ihm konnten gesammelt werden, während er selbst in seinem Buche angibt, daß er seine Reise erst zu Ende des Jahres 1856 begonnen habe. Gray führt ferner an, daß Du Chaillu längst bekannte Thiergattungen als neu beschrieben habe, allerdings so mangelhaft, daß sie kaum zu erkennen seien, wie Ogilby's Antilope (A. curyceros Ogilby). Eigenthümliche Irrthümer begeht Du Chailly aber, wenn er sich zu ein und derselben Zeit an zwei verschiedenen und entfernten Orten aufhält, wenn er vom Januar 1856 bis Januar 1857 vier Monate Juli aufzählt, wenn er die Quellen des Flusses Mouni im Jahre 1855 und im Jahre 1857 entdeckt rc. Das Londoner Athenäum erinnert an Douville's wunderbare afrikanische Reisen und räumt Du Chaillu ein, auf demselben Wege zu sein. Als Curiosum für die Leser gelte folgendes Münchhausen-Stückchen des modernen Reisenden. „Als wir langsam entlang (des Flusses?) segelten, erspähte ich zwei Adler in der Entfernung von etwa 80 Yards auf einigen hohen Bäumen. Da mich gelüstete meinen Gefährten eine Probe meiner Geschicklichkeit zu geben, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf die Vögel und schoß beide mit meiner Doppelflinte herunter!" Professor Owen, der allerdings in naturgeschichtlichen Fragen als Autorität gelten kann, hat sich auf das Entschiedenste für die Glaubwürdigkeit Du Chaillu's ausgesprochen, aber bis jetzt noch nicht vermocht, die Angriffe gegen den Reisenden, namentlich die Gray's, die wie oben bemerkt ihm Fälschungen vorwerfen, zu entkräften.

An die wackern Hessen

zum 6. Juni 1861.

Frisch auf, du wackres Hessenvolk!
Du streitest für uns alle.
Den guten Kampf hast du gewagt;
Frisch auf, frisch auf, bis daß es tagt,
Bis Satans Trug zerfalle!

Noch fand im großen deutschen Reich
Die Freiheit keine Stätte.
O Deutschland, hehres Heldenweib!
Noch schändet deinen stolzen Leib
Der Knechtschaft garst'ge Kette.

Frisch auf, du wackres Hessenvolk!
Fahr fort, wie du begonnen,
An unsrer Fesseln Eisenband
Zu rütteln kühn mit fester Hand!
Bald ist der Sieg gewonnen.

Halt tapfer Stand! Trau nicht der List!
Man will dir Schein verheißen.

Die Eide bricht man heut wie Rohr;
Die Schlange zischt, leih ihr kein Ohr!
Siehst du ihr Fell nicht gleißen?

Wir beten jetzt und flehen all:
Gott schirme deine Rechte!
Doch wirst du länger noch entehrt,
So schwingen wir das Racheschwert;
Denn Gott will keine Knechte!

Otto Rentsch.

Notizen.

Lelewel †. Der berühmte polnische Historiker Joachim Lelewel, der sich seit fast 30 Jahren in Brüssel aufhält, ist am 29. v. M. in Paris, wohin er sich begeben hatte, plötzlich gestorben. Geboren war L. am 20. März 1786 zu Warschau und begann seine Wirksamkeit als Geschichtsprofessor im Jahre 1809 in Wilna, setzte diese mit einigen Unterbrechungen in der genannten Stadt und in Warschau bis zum Jahre 1824 fort, bis er, politischer Umtriebe verdächtig, seiner Stelle entsetzt wurde. Man wählte ihn dafür in den Warschauer Landtag, von wo ihn die Ereignisse der 30er Jahre rasch an die Spitze seiner Nation stellten. Er war Mitglied der provisorischen und später der National-Regierung, bis er; nachdem alle Mitglieder des Reichstages und der Regierung aus Polen geflohen waren, ebenfalls zu Fuß durch Deutschland, Belgien nach Frankreich den Weg ins Exil antrat. In Paris blieb er an der Spitze der polnischen Emigranten, bis man ihn aus der Stadt und im Jahre 1833 sogar aus dem Lande verwies. Seit dieser Zeit hatte er sich in Brüssel aufgehalten, wo er an der Universität Vorträge hielt und sich vielfach mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß. Er genoß nicht blos die Verehrung seiner Landsleute, sondern auch die Achtung Aller, die ihn nach seinem Wirken und Streben kannten. Die jüngsten Vorgänge in Polen gaben noch vor Kurzem Anlaß, ihn in Brüssel zum Gegenstand einer enthusiastischen Ovation von Seite der dort weilenden Polen zu machen.

Aus der Wiener Akademie der Wissenschaften. — In der letzten feierlichen Jahressitzung hielt Karajan einen Vortrag „Aus Metastasio's Hofleben“. Metastasio und Haydn, so begann Karajan, haben bis jetzt keine Schilderung ihres Lebens gefunden; „die Zeitgenossen, entzückt von dem, was sie schufen, versäumten uns zu erzählen, wie sie schufen.“ Es wurde hierauf nach den mehr als 2000 in der Hofbibliothek vorgefundenen Briefen Metastasio's eine Schilderung von dessen Leben und Wirken am Hofe Karl's VI. und Maria Theresia's entworfen. Die bei Gelegenheit von Schiller's Geburtsfest ausgeschriebene Preisfrage: „Würdigung Schiller's in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, namentlich zu ihren philosophischen und historischen Gebieten“ ist auf eine erschöpfende, lichtvolle Weise gelöst worden, wie Freiherr v. Baumgarten sich äußerte, der die Devise öffnete und den Namen: Karl Tomaschek, Professor am Theresianum in Wien, verlas. — Der General-Secretär bedauerte die Verluste der Akademie; er verlas die Nekrologe des Ehrenmitgliedes Grafen Kolowrat-Liebsteinsky, dann der Mitglieder: Firnhaber, Hanka, Dahlmann, Belli, Wilson, Vincenz Kollar und Wilhelm Wertheim, und gab die Namen der neuen Mitglieder: Pfeiffer, Kner, Hauer als wirklicher, und Eitelberger, Ficker, Lott, Hörnes, Sueß, Ott, Wüllerstorf, Hlasewitz und Czermak alscorrespondirender Mitglieder bekannt.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 6. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 182.) **Einer von unsere Leut'.** Posse mit Gesang in 3 Akten und 8 Bildern von O. F. Berg und Kalisch. Musik von A. Conradi und C. Stolz.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
N: 55. Freitag, 7. Juni 1861.

Jacob Philipp Fallmerayer. *)

Von Ludwig Steub.

II.

Es war also die Zeit gekommen, da den deutschen Fürsten bange ward und Furcht wie Reue durch ihre einst verschlossenen Herzen zog. In der Verlegenheit des Augenblicks suchte man viel Verletzendes, was einst geschehen war, schnell wieder gut zu machen und durch edle Handlungen sich dem unmuthigen Volke neuerdings zu empfehlen. So dachte man damals in Bayern auch an den Professor Fallmerayer, den man seit achtzehn Jahren vergessen hatte und schickte ihm geschwind ein Decret des Inhalts, „daß er an des verstorbenen Görres Stelle zum Professor der Geschichte an der Universität zu München ernannt sei." Es traf ihn am 20. März 1848 zu Smyrna, als er eben den Hafendamm lustwandelnd auf und nieder ging.

Vier Wochen darauf fuhr er mit dem Salzburger Postwagen wieder in München ein. Kaum ausgestiegen wurde er von der Nachricht überrascht, daß man ihn als Candidaten für das Parlament zu Frankfurt in's Auge gefaßt und daß die Wähler der Vorstadt Au und von Haidhausen ihm ihr ganzes Vertrauen zugewendet hätten. In der That wurde er auch bald der Auserkorene dieses Wahlbezirks und zog zum vielversprechenden Reichstag an den Main.

Es war damals das allgemeine Streben der deutschen Nation, in ihre constituirende Versammlung nicht so sehr die politischen Capacitäten, als vielmehr die literarischen Celebritäten zu senden, und insoferne mag auch die Wahl, die auf den Fragmentisten gefallen, gar wohl zu entschuldigen sein. In Wahrheit aber darf man sagen, daß er für diese Aufgabe weder geboren noch erzogen war. Nicht als ob seine Vaterlandsliebe weniger warm gewesen wäre, als die der anderen, aber die Frankfurter Art ein Deutschland zu creiren war ihm innerlich widerstrebend und erdrückte ihn. Er hätte sich gewiß sehr gerne an einer ästhetisch-schönen Volksbewegung betheiligt, wenn diese über Nacht ein freies, einiges Vaterland nett und reinlich herbeigeführt, aber es entsprach seinem ungeduldigen Temperamente nicht, durch Broschüren, Denkschriften, Commissionsberichte, Constitutionsentwürfe und Organisationsprojecte, Präjudicialanträge, Amendements und Superamendements, durch endlose und oft langweilige Debattten, zumal auf dem tödtlichen Umwege der Grundrechte, nach dem erwünschten Ziele zu streben. Die tobenden, wilden Verhandlungen ohne Rücksicht und Höflichkeit empörten ihn, der an das Flüstern der Salons, an leichtes Witzspiel und urbanen Scherz gewohnt war. Auch hatte er sich für solche Dinge niemals vorbereitet, da er geistig immer mehr zu Byzanz und im Orient, im Mittelalter und im Alterthum, als im

*) Jacob Philipp ist die richtige Stellung der Taufnamen; im ersten Theile des Nekrologs sagten wir unrichtig Philipp Jacob.

Occident und in der neuen Zeit verweilt hatte. Die freie Anatomie verwesender Reichskörper, die Kritik der auflösenden Elemente, die er in Trapezunt, in Byzanz, in Stambul walten sah, sie war ihm stets viel geläufiger gewesen, als die Wege und Mittel, um ein neues Reich auf die Beine zu bringen. So mochten ihm denn auch die meisten der Fragen, die jetzt auftauchten, gleichgiltig geblieben sein, und eine Rede zu halten, hätte er sich vielleicht nur über Religionsfreiheit bewogen gefühlt, über denselben Gegenstand, den jetzt seine Landsleute in Tyrol so ganz zum Entsetzen des übrigen Deutschlands besprochen haben. Immerhin kam es auch dazu nicht — eine beständige Heiserkeit entschuldigte es, wenn er den gefährlichen Versuch, sich mit seinem schwachen Organ und seinen reizbaren Nerven der wild brandenden Versammlung gegenüberzustellen, auch nicht ein einziges Mal unternommen hat.

Er selbst ist sich über das Unzuträgliche seiner Stellung auch sehr bald klar geworden. Er fühlte schon in den allerersten Wochen, daß er hier nichts leisten könne und daheim nur Ansehen und Credit verliere. Dazu kam noch, daß er, wie in einem Schreiben aus dem Juni zu ersehen, schon sehr frühe „von dem Thun und Tagen am Maine für das gemeinsame Heil nichts erwartete und die Catastrophe für unvermeidlich hielt.“ Er wurde unwirsch, tiefsinnig, schwermüthig, eine Stimmung, der er, wie wir bald hören werden, ohnedem sehr leicht verfiel, und sehnte sich aus ganzem Herzen nach Urlaub oder Abschied. Zwei Male kam er in jener Zeit nach München, um sich von diesem ermüdenden Leben nur einigermaßen zu erholen, vielleicht auch um ganz und gar wegzubleiben. Von manchen Gesinnungsgenossen ermahnt, seinen Posten nicht zu verlassen, ging er gleichwohl auch das zweite Mal wieder nach Frankfurt zurück, wo der jüngste Tag des Parlaments schon in ziemlich sicherer Aussicht stand. Er folgte dem Rumpf der deutschen Nationalversammlung sogar nach Stuttgart, gewiß nicht um die Republik zu proclamiren und Könige zu entthronen, sondern, weil er es als Sache des Anstandes betrachtete, bis zum letzten auszuharren dies ist scheinbar die nächstliegende, aber vielleicht doch nicht die richtige Erklärung für einen Entschluß von bedenklicher Verwegenheit und lebenslänglicher Tragweite, der mit seinem sonstigen Thun und Lassen schwer in Einklang zu bringen ist und in seinem Erdenwallen einzig dasteht, wie ein kolossaler Granitfindling in einer reichen Wiesenflur. Und als auch die letzte Stunde der deutschen Nationalversammlung hereingebrochen war, verließ er Stuttgart und begab sich nach St. Gallen, wo er zunächst als Gegenstand und Inhaber eines bayrischen Steckbriefes fast in noch schwereren Tiefsinn verfiel, als dazumal in Frankfurt — pauvre, vieux, malade, fugitif nannte er sich in einem Briefe an deutsche Freunde — aber gleichwohl durch die gesunde Schweizerluft und die Appenzeller Bäder bald wieder in die Höhe und zu leiblicher Rüstigkeit gedieh. Ferner gereichte ihm zur Stärkung, daß er von den wohlwollenden und gebildeten Bewohnern seiner Freistätte auf manichfache Weise ausgezeichnet und gehoben wurde. Dagegen verschaffte er den dortigen Freunden und Freundinnen auch ein angemessenes Vergnügen, als er ihnen den türkischen Orden des Verdienstes, den Nischan-Iftichar (Zeichen des Ruhms) vorwies, das schöne Geschmeide, an dem rothen Bande, so reich an Edelsteinen, mit der Handfeste des Sultans, welche ihn als tiefen Erforscher des Orients und als „Gebietiger des Scharfsinns“ anerkennt und rühmt. Er hatte dieses Prämium nicht lange nach seiner Heimkunft aus Stambul übersendet erhalten. Zum sonnigen Gipfel des bayrischen, des vaterländischen Schriftstellerordens emporzuklimmen, war ihm leider nicht vergönnt; doch tröstete er sich mit der Freude jenes alten Spartaners, und wünschte sich Glück, daß es daheim noch so viele Autoren gebe, die dessen würdiger seien als er.

Endlich, im April 1850, nach neunmonatlichem Aufenthalt im helvetischen Exile, kehrte er zurück nach München, wo er durch das Amnestiegesetz, das mittlerweile ergangen, aller weitern Verfolgung enthoben war.

Von da an lebte er stille dahin. Er blieb den Winter über in der Stadt, ging aber in der schönen Jahreszeit noch immer gerne in die Fremde. Dreimale noch besuchte er den alten Grafen Ostermann zu Genf und unterwegs die Freunde, die er sich während der Selbstverbannung in der Schweiz erworben. Auch andere kleine Reisen nach verschiedenen Himmelsgegenden unterbrachen zuweilen die Eintönigkeit seiner letzten Jahre. Für die körperlichen Gebrechen, welche immer fühlbarer wurden, suchte er in Wildbad, in Adelholzen, in Steben, in Aibling Heilung oder Milderung. In den letzten Monaten seines Lebens nahm er die Revision seiner kleineren Schriften vor, die er, soweit seine Tage reichten, mannichfach kürzte, erweiterte, ergänzte, abrundete und druckfertig machte. Niemand in seiner Umgebung, und er selbst wohl am wenigsten, dachte an ein so nahes Ende. Von Mitte April an stellten sich freilich hie und da kleine Ohnmachten ein, allein sie schienen nicht viel zu bedeuten. Endlich am 26. desselben Monats wurde er nach einem heitern, in kleiner Gesellschaft verbrachten Abend des Morgens leblos im Bette gefunden. Die Aorta war gerissen und sein Scheiden wohl schmerzlos gewesen. Professor Dr. Müller, der Orientalist, früher, als der Verblichene noch Studienlehrer zu Augsburg gewesen, sein Schüler, hielt die geistvolle Grabrede.

Dies ist in kurzen Zügen der Lebenslauf Philipp Jacob Fallmerayers, wie er ihn als armer Hirtenjunge zu Tschötsch in Tyrol begonnen und als einer der bedeutendsten Männer der deutschen Wissenschaft, berühmt und hochgeachtet, zu München in Bayern beschlossen hat.

Dieser Sohn der rhätischen Alpen war nicht allein eine poetische, sondern auch, was Solche, die ihn nur von ferne kannten, ungern glauben werden, eine weiche sensitive, leicht verstimmbare, mehr zu Excessen in der Traurigkeit als in der Freude geneigte Natur.

Er fühlte sie oft und tief, die Sehnsucht nach dem Glück vergangener Tage, nach den Träumen der Kinderjahre, die Sehnsucht nach der Palme auf der brennenden Felsenwand, wenn er kühl und frostig zu München in die Falkenau spazierte, und wieder die Sehnsucht nach dem nordischen Fichtenbaum, wenn er in den heißen syrischen Thälern auf holprigen Dromedaren dahinzog. Auch in den schönsten Ländern der alten Erde war er der grünen Hügel von Tschötsch wohl eingedenk, nicht minder des lieblichen Nachbarthals „mit dem rauschenden Forellenbach, der tiefen Waldöde, sommerlichen Lüften und ziehendem Gewölke“ — des Thals von Schalders nämlich, dem er selbst von der Höhe des Athos aus einen begeisterten Zuruf widmete. *) Wenn er am Neujahrstage auf dem heiligen Berge Karmel, freundlich aufgenommen, mit den Mönchen in's Hochamt ging und Orgel mit Choralgesang festlich über den occidentalischen Gast dahinströmten, so dachte dieser mit kaum verhüllter Wehmuth an den Dom zu Brixen und an die Knabenzeit, da er selbst noch in dem Chore mitgesungen. „Dulces reminiscitur Argos“ sind die symbolischen Worte, mit denen er in seinen Tagebuchslättern solchen erinnerungsseligen Momenten ein Denkmal setzt, und sie finden sich getreulich an jeder Stelle, wo eine schöne Vergangenheit zurückzurufen war.

Obschon die Jugend auf dem Mittelgebirge am Eisack im Allgemeinen ein gutes Gedeihen findet und sich nach den gewöhnlichen Kinderkrankheiten leicht zu alpenfester Gesundheit emporarbeitet, so mag es daran doch auch manche Ausnahmen geben; auch eine solche war jedenfalls der berühmteste unter den Tschötschern. Sein Aussehen war zwar noch bis in die letzten Jahre sehr beruhigend, sein Gesicht voll und roth, seine Gestalt kräftig und gedrungen, allein sein durchschnittliches Befinden entsprach diesem Aeußeren keineswegs. Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen übten erheblichen Einfluß auf Wohlsein, gute Laune und Lebensfreude. Nicht ohne Grund hat er daher

*) Fragmente, II. 72.

in seinem Tagebuche seit zwanzig Jahren an jedem Tag genau notirt, wie es eigentlich damit beschaffen gewesen. Seine Reizbarkeit gegen solche Eindrücke mahnt fast an die empfindsamen Berliner Seelen aus Rachels Zeit, die an sich selbst, an Gegenwart und Zukunft zu verzweifeln pflegten, wenn eine schattige Regenwolke am Himmel stand. Obwohl es aber bei Fallmerayer selten oder nie zu einem längeren bedenklichen Siechthum kam, so hatte er doch beständig mit kleineren Uebeln, mit Catarrh, Husten, Heiserkeit, mit Beschwerden der Verdauung und Schlaflosigkeit zu kämpfen. Ein kühler Zephyr, dem er sich unverwahrt entgegengestellt, brachte ihm leicht mehrere Tage häuslicher Haft zuwege, ein Tasse zu starken Thees am Abend verdarb den kommenden Morgen und ein kleiner Bissen zu viel bei Tisch behelligte den Abend. Trotz seines langen Aufenthalts im Orient hatte er doch den Gebrauch des Tschöbekis niemals angenommen und der Rauch der abendländischen Cigarren pflegte ihm bald beschwerlich zu fallen. Es traten Monate ein, wo er sich jeden Tropfen Wein oder Bier versagte und wie einer jener Anachoraten lebte, deren kärgliche Tafelfreuden er im Orient so oft getheilt. In solchen Zeiten körperlicher Verstimmung fühlte er dann auch einen starken Widerwillen gegen geistige Beschäftigung und eine bange Leere, suchte sich durch Promenaden, durch Besuche zu zerstreuen, was nicht immer gelang, saß dann am späten Abend mißmuthig über die verlorne Zeit einsam auf seiner Stube und schlich betrübt auf's Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. D. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

I.

(Fortsetzung.)

Es galt zunächst, den Geist der Universität zu heben und in gehobener Stimmung zu erhalten. Dazu bediente sich Wolf auch der Vorreden zu den Lektionskatalogen, deren Abfassung ihm als professor eloquentiae oblag. Von den 43 Programmen, die er von 1784—1806 verfaßt hat, behandelt der größere Theil die Methodik des akademischen Studiums. Als Grundbedingung aller höheren Ausbildung erschien ihm der ideale Sinn, der beim Lernen und Forschen von jedem äußeren Vortheil abstrahirt, und der sich von dem banausischen Treiben derjenigen fern hält, denen die Wissenschaft nur eine „tüchtige Kuh ist, die sie mit Butter versorgt." Er hielt an dem Satze des Aristoteles fest (Politik 8, 3): „Die Jugend wird im Zeichnen unterrichtet, nicht um sich beim Kaufe und Verkaufe von Hausgeräthen und anderen Kunstsachen nicht hintergehen zu lassen, sondern um Einsichten in das Wesen der körperlichen Schönheit zu gewinnen; denn überall auf das Vortheilhafte zu sehen, ist des Freien und Edelsinnigen unwürdig." Der Studirende sollte sich denn nach seiner Meinung vor Zersplitterung hüten, sowie vor verfrühter Speculation: er verlangte scharf umgrenzte Beschränkung auf ein bestimmtes Feld, indem der Geist so am Besondern für das Allgemeine erstarken werde. Die Selbstthätigkeit an einzelnen Objecten, die eigene Forschung sei die Mutter solider Gelehrsamkeit und des wissenschaftlichen Muthes, der sich von keinem Dogma und keiner Autorität imponiren lasse. Auch die Aufgabe des Universitätslehrers faßte Wolf in seinen Proömien ins Auge; jedoch ohne eine absolut giltige

Methode vorzuschreiben, da diese nach den Eigenthümlichkeiten der Lehrenden und Lernenden, der Wissenschaften und ihrer Theile, der nächsten Zwecke und Absichten eine unendlich verschiedene sein könne. „Ein Herz für die Jugend besitzen", das ist ihm Grundforderung, an die sich die andere, Streben nach Wahrheit, sachgemäßem Vortrage und nach einer „Mittellage des Tones" anschließen. So schreibt er denn auch an W. v. Humboldt: „Einem Manne von Ihrer Einsicht brauche ich nicht zu sagen, wie verschieden in Form und Ton und Bezweckungen eine Vorlesung von einem Buche sein müsse; daher es eine gar schlechte Sitte von Anfängern, ist dem Zuhörer eigene Schriften anzuprobiren, und ganz und gar nicht ungewöhnlich, den guten Autor mit dem mittelmäßigen Docenten in einer Person vereinigt zu finden, oder auch umgekehrt." Wissenschaftliche Anregung, darauf kam es an; doch sollte sie frei sein von jeder Schönrednerei, der er selbst die „leidigen Dictate" vorzog, vorausgesetzt, daß sie mit holländischer Gründlichkeit ausgearbeitet wären.

Um die Zeit, als Wolf zu lehren anfing, genossen die Alterthumsstudien in Deutschland noch nicht das Ansehen einer eigenen Wissenschaft, sondern galten als Hülfswissenschaft, namentlich der Theologie. Auch war in der That der Versuch noch nicht gemacht worden, das Gebiet des philologischen Wissens als Ganzes in der Alterthumswissenschaft zusammenzufassen, so viel auch für einzelne Zweige, insbesondere von Gesner, Ernesti, Winckelmann und Heyne geschehen war. Auf diesen Uebelstand richtete Wolf seine Aufmerksamkeit und trat schon im Sommersemester 1785 mit einer Vorlesung über „encyclopaedia philologica" hervor, die er innerhalb 13 Semester neun Mal wiederholte, das darin niedergelegte System weiter ausbildend und 1807 in seiner „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth" abschließend. Unter dieser Wissenschaft verstand er „den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt, daß wir geschickt werden die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen." Das letzte Ziel dieser Alterthumswissenschaft, die er in sechs instrumentale, vorbereitende und in achtzehn reale oder materielle Disciplinen zerlegte, war ihm kein anderes als „die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgehe". Er blieb somit nicht, wie seine Vorgänger, auf halbem Wege stehen. Es handelte sich für ihn nicht um die materiellen und wissenschaftlichen Vortheile philologischer Kenntnisse, nicht um den Nutzen einseitiger Linguistik, nicht um das Interesse, das die frühere Geschichte von Wissenschaften insofern hat, als in den wissenschaftlichen Grundsätzen neuerer Zeit hie und da Dunkelheiten lägen, die blos durch den Zusammenhang und die Analogie älterer Vorstellungen gehoben werden könnten — sondern um eine „höhere Kenntniß der Menschheit" und um „die Wirkung aller jener Kenntnisse und Beschäftigungen auf harmonische Bildung unseres Geistes und Gemüthes." Es waren nur Grundzüge, die er in seinem Systeme der Alterthumswissenschaft bot, Grundzüge, die noch bis heute nicht bis zur Darstellung eines systematischen Organismus weiter entwickelt sind; aber wer erkannte nicht die geniale Tiefe der Gedanken und die in ihnen liegende nach allen Seiten hin anregende und befruchtende Kraft? Ihnen ist es zu verdanken, daß sich die Philologie das Ansehen einer eigenen Wissenschaft erworben hat, nur daß die unsterblichen Werke der Klassiker, um mit Varnhagen von Ense zu sprechen, aus dem verjährten Staube der Schule in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt wurden. Denn wie streng-philologisch Wolf in seinem

Lehren nnd Schaffen auch war, er hat doch auch seine Wissenschaft dem modernen Zeitbewußtsein nicht entrückt, sondern vielmehr nahe gestellt, wie das ein französischer Kritiker nicht unpassend, mit den Worten ausdrückt: Wolf a fait passer à travers l'antiquité le souffle de l'esprit moderne. Dem Philanthropinismus, dessen verflachende Wirkungen ihm in Halle nur zu lebhaft entgegentraten, warf er eine Macht entgegen, die das deutsche Unterrichtswesen, man darf wohl sagen, zur rechten Zeit noch gerettet hat.

II.

Es kam nunmehr darauf an, die wichtigeren Theile der Alterthumswissenschaft der akademischen Jugend selbst vorzuführen. Das hat Wolf in Halle mit staunenswerthem Fleiße gethan, zugleich damit seinem innersten Triebe entsprechend, der ihn vor Allem zum mündlichen Lehrer seiner Wissenschaft berief. In einem auf 3 Jahre berechneten Cyclus pflegte er 28 Vorlesungen zu halten, so daß er im Sommer 14, im Winter 17 Stunden zu lesen hatte und somit fast die Grenze berührte, jenseits welcher nach seiner Meinung die „gemeinen Heftleser" standen. Die später an ihm gerügte Unpünktlichkeit und Unregelmäßigkeit war ihm in Halle noch so wenig eigen, daß gewissenhafte Berichterstatter vielmehr das Gegentheil zu rühmen wissen. Seine Vorlesungen sollten eine Anleitung geben, den weiteren Weg selbst zu finden; er wollte den Schülern, „den Charakter seines Geistes einhauchen, der in andern Mischungen neuer Persönlichkeiten die Wissenschaft mannigfacher und reicher gestalten sollte"; die Jünglinge sollten schnell zu dem Unterrichte hinauf, nicht der Unterricht zu ihnen heruntergezogen werden. Dabei stellte er stets die Mahnung an die Spitze, daß man für sich und das Leben, nicht für die Prüfungen studiren müsse; wer liberale Studien illiberal behandele, gleiche dem Lehrjungen, der mehr den Tag des Gesellewerdens im Auge habe als das ganze übrige Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes Drama von Redwitz.

„Der Doge von Venedig", die neue „historische Tragödie" von Oskar v. Redwitz, ging am 31. Mai in dem Münchener Hoftheater über die Bretter. An äußerem Erfolg ließ die Tragödie kaum etwas zu wünschen übrig. Nach jedem Akt erschien der Dichter auf der Bühne — ungerechnet den Beifall, der bei offener Scene zahlreichen einzelnen Momenten des Stücks zu Theil ward.

Der Kritiker der Süddeutschen Zeitung berichtet darüber:

Der Dichter hat den Weg eines gesunden Realismus, den er in seinen letzten Dramen einschlug, wieder verlassen und kehrt in die Regionen der Amaranth, der Sieglinde, des Thomas Morus zurück.

Den Inhalt der Tragödie bildet die Geschichte Francesco Foscari's, des Dogen von Venedig. Auf dem Gipfel seines Ansehens und Glückes und zugleich am Rande seines achtzigjährigen Lebens, entschließt er sich, um des Staatswohls willen, seinem alten Todfeind Loredano völlige Versöhnung und als Pfand derselben dem jungen Jacopo Loredano die Hand seiner Tochter anzubieten. Der alte Loredano weist den Antrag schnöde zurück; Francesco Foscari — nach Allem, was wir hören, ein guter

Republikaner, starrer Mann des Rechts, für den abstrakten Selbstzweck des Staats mit einer gewissen Brutatität begeistert — greift jetzt auf einmal kurzer Hand zum Mord und läßt seinen Feind vergiften. Der junge Loredano, bis dahin ganz Liebe zu Foscari's Tochter, der ihm bestimmten Braut, vernimmt seines Vaters Tod und lenkt sofort den Verdacht auf den wirklichen Urheber der Mordthat. Auf diesen Verdacht hin, der ihm vollkommen genügt, beschließt dieser Mann, der nichts weniger als ein gemeiner Wicht sein soll, an dem Vater seiner Geliebten die fürchterlichste Rache zu üben. Den Mörder zu tödten, wäre ihm viel zu gering; er will ihn langsam von innen heraus ermorden. Jacopo Foscari, des Dogen Sohn, ist sein liebster Freund; an diesem beginnt er sein Rachewerk. Er verhaftet ihn, als Mitglied des Raths der Zehn, „auf Hochverrath", läßt falsches Zeugniß wider ihn aussagen und bewirkt seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Verbannung. Dem Unglücklichen hat aber zuvor die Folter des Inquisitionsgerichts nicht blos die Glieder, sondern auch den Geist gebrochen. Unter irrsinnigen Phantasien vernimmt er den Spruch, den ihm sein eigener Vater verkünden muß. Mutter und Schwester erscheinen ebenfalls — man weiß nicht wie — im heimlichen Gericht der Zehn, und Jacopo Loredano hat nun Zeit genug, sich unter wechselnden Eindrücken von Mitleid und Befriedigung an dieser langen Jammerscene seiner Opfer zu weiden.

So bricht denn auch schließlich der alte Doge, so herb er sich gegen die Gefühle seines Herzens wehrt, zermalmt zusammen. Vielleicht könnte es der Rache jetzt genug sein. Jacopo Loredano ist anderer Meinung; am Anfang des 5. Actes tritt er auf und erzählt uns, daß er nach langen Mühen seinen Hauptzweck erreicht hat: der große und der kleine Rath haben den Dogen entsetzt. Warum, erfahren wir nicht. Noch einmal erscheint der alte Mann im Festsaal seines Palastes, der Senat vor ihm, sein Gefolge zu seinen Seiten, und zeigt sich uns nun verwandelt, durch sein Schicksal zu einem anderen Mann gemacht. Er findet den Zweck des Staats nicht mehr in dessen abstraktem Selbst (so, scheint es, hat er ihn bisher sich ausgelegt), sondern im Glück aller seiner Glieder und so vor Allem in einem menschlichen Regiment. Die Antwort des Senats ist Schweigen und Gehn; auch des Dogen Gefolge geht, Alles geht, Niemand weiß, warum; nur ein treuer Freund und der triumphirende Todfeind bleiben übrig. Endlich erfährt der Doge, daß er aufgehört hat, Doge zu sein. Ihn verletzt das nun nicht mehr, er ist verklärt und versöhnt, auch mit dem Todfeind, und in dieser Stimmung stirbt er hin. Jacopo Loredano erlebt noch mehr: er erlebt auch, daß des Dogen Gattin, die als das milde, weibliche Prinzip den starren, tyrannischen Politiker in ihrem Gemahl bekämpft hat, dem ruchlosen Vernichter ihres Sohnes, ihres Gatten, ihrer Familie für das alles dankt — mit Rührung dankt, weil diese Schicksale ihren Gatten auf den rechten Weg gebracht haben. Der alte Mann schließt die Augen, und das Stück ist zu Ende.

Man sieht, der Dichter hat aus seiner „historischen Tragödie" mehr als eine gewöhnliche Mord- und Rachegeschichte machen wollen, er hat die Weltgeschichte und die Rechtsphilosophie hineingebracht. Darüber hat er denn leider die Menschen hinausgebracht. Alle diese wohlklingenden Namen, die wir auf dem Zettel lesen und in venezianischen Gewändern an uns vorüber wandeln sehen, sind Marionetten am Draht der Vorsehung, des Dichters oder der Phrase, wie man will; es sind Abstraktionen, die der Verfasser mit ihrem Stichwort auf die Bühne schickt. Was ist uns ein junger Mann, den ein Verdacht so zum abstrakten Prinzip der Rache macht, daß Liebe, Freundschaft, jedes gute und natürliche Gefühl nur pikante Ingredienzien in dem Gebräu sind, das er Befriedigung seiner Rache nennt; was ein alter Staatsmann, der seinen Feind aus theoretischer Abstraktion vergiftet, seinem Sohn in gleicher Abstraktion den Stab bricht, und in dem gleichen Gefühl — wenn man es Gefühl heißen kann — dem elenden pathetischen Schurken Jacopo Loredano versöhnt die Hand reicht?

Wohin gerathen wir, wenn seine Tochter im Anblick ihres durch die scheußlichste Folterqual zum Blödsinn verzerrten Bruders dem Urheber erklärt, kein unfreundliches Gefühl gegen ihn zu haben, weil dergleichen Schicksale ja im Grunde vom Himmel kommen; oder wenn die Dogaressa demselben Schurken innigen Dank sagt, weil er ihren Sohn und ihren Gemahl zu Tode gemartert hat? Man fragt sich unwillkürlich, ob man sich in einem Irrenhaus befindet?

Nein, in einem Irrenhause nun eben nicht. Sondern in der Hand eines Dichters, der mit seinen Menschen umgeht wie ein Opernkomponist mit seinen musikalischen Thematen und Motiven. Redwitz hat in keinem seiner Stücke so sehr wie in diesem nach Schwung der Sprache, farbigem Bilderreichthum und gedankenhaftem Pathos gesucht; aber wem die Phrase nicht imponirt, der vermißt hier Alles, was ihn erwärmen und gewinnen kann. Mag man die Phrase einbalsamiren wie man will, ihre Körperlosigkeit wird stets ihr Tod sein. Und daran macht uns der seltsame Erfolg des ersten Abends nicht irre, den wir einfach konstatiren, ohne seinen Ursachen weiter nachzugehen.

Notizen.

Die österreichische Westbahn ist die erste, welche die Beleuchtung der Waggons mittelst Gaslicht bewerkstelligt. In jedem Waggon wird nämlich ein Kautschukschlauch angebracht, in welchem eine bestimmte Quantität Gas enthalten ist, die für einen genau berechneten Zeitraum Brennstoff liefert. In den Hauptstationen Linz und Salzburg werden dann die leeren Gassäcke während des Aufenthalts wieder gefüllt. Die Proben, welche mit dieser neuen Beleuchtungsart angestellt wurden, sind sehr befriedigend ausgefallen. Das Ersparniß, welches hierdurch bezweckt und erreicht wird, soll ein bedeutendes sein.

National-Lotterie. Von den neuerdings versandten Gewinnen sind drei an Soldaten der Garnison in Dresden gekommen, nämlich ein aus Rußland eingesandter Malachitschmuck, die neue Goethe-Ausgabe in dreißig Bänden und ein Ring mit Haaren von Theodor Körner. Der letztere ist für einen deutschen Kriegsmann, wenn er „der Rechte" ist, gewiß ein passender Gewinn.

(**Eingesandt.**) Nachdem Goethe's Geburtshaus nicht einem öffentlichen Zweck bestimmt worden, sondern in die Hände eines Privat-Eigenthümers übergegangen ist, erscheint wenigstens Eines als Pflicht der Pietät: daß des Dichters Zimmer im dritten Stock in seinem jetzigen Zustand bleiben und nach wie vor seinen Verehrern zugänglich sein möge. Hierzu ist vor Allem nöthig, daß mit dem jetzigen Besitzer des Hauses in Verhandlung getreten werde. Da dieses jedoch schwerlich zum Ressort einer bestehenden Behörde zu rechnen ist, so hätte nach der Ansicht Vieler der hiesige Geschichts- und Alterthumsverein die Initiative zu ergreifen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 7. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 183.) Zweite Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. Neu einstudirt: **Der Minister und der Seidenhändler** oder: **Die Kunst Verschwörungen zu leiten.** Lustspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Scribe; für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Marr. Graf Ranzau: Herr Marr.

Druckfehler.

In Nro. 51 („Leben Michel Angelo's von Hermann Grimm") bitten wir den Casimir von Medici (S. 399, Z. 11) in einen Cosimo zu verwandeln.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 56. Samstag, 8. Juni 1861.

Jacob Philipp Fallmerayer.

Von Ludwig Steub.

II.

(Fortsetzung.)

Zu solchen Verstimmungen mögen aber auch die Nachwirkungen seines Wanderlebens manches beigetragen haben. Der reiche Wechsel der Erscheinungen zu Land und Meer, der colchische Buschwald, die Herrlichkeiten von Stambul, die kühlen Sommerlüfte auf den griechischen Inseln, die Pyramiden und der Wüstensand, Balbek und Damaskus, der Umgang mit den vornehmen und feinen Diplomaten zu Pera, mit halbfranzösischen Weziren in Thessalien, mit den Würdenträgern der griechischen Kirche, den Primaten der neuerstandenen Hellenen und den reichen Handelsherren zu Alexandria, welche alle dem wohlempfohlenen und geistreichen Touristen auf's freundlichste entgegenkamen, der nicht minder belehrende Verkehr mit trapezuntischen Krämern, mit den ernsten Osmanlis am Bosporus, mit griechischen Schiffern und Mönchen, mit den wlachischen Hirten am Olympus, mit den Fellahs in Egypten — dieses pikante, reizende Chaos der Erlebnisse hatte ihn verwöhnt und seine Ansichten über das Unterhaltende des menschlichen Daseins vielleicht zu hoch gespannt. Wohl sehnte er sich immer, zumal wenn die Wanderung in die Länge zu gehen begann, nach der bayerischen Hauptstadt, nach unserm München, wo ihn Ruhe und Bequemlichkeit erwarteten, gar herzlich zurück, allein wenn die ersten Wochen vorübergegangen, trat doch wieder ein unbestimmtes Verlangen nach andern Zonen, nach andern Lebenskreisen, nach einem Dasein mit schärferer Würze ein. Den eisernen, nie ermüdenden Fleiß des deutschen Gelehrten hatte er auf seinen langen Fahrten verlernt. Die Geschichte des byzantinischen Reichs, mit der er sich mitunter trug, schien eine vielversprechende Aufgabe, aber wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine unüberwindliche Wanderlust und auf seine hinfällige Gesundheit, welche beide mit zu häufigen Unterbrechungen drohten — auch wenn ihn diese nicht zurückgehalten hätten, so that es doch in reiferen Jahren die Scheu vor dem Ungeschmack und der Langweile, die er allmälig an den Byzantinern und ihren Zeitgenossen gefunden. Er las zwar in gesunden Tagen mit Fleiß und Eifer, aber naschend in allen Literaturen und in allen Zeiten (am liebsten in den Alten), ohne bestimmten Zweck und sichere Absicht. Die Hauptsache war, daß die Lecture elegant, belehrend, geistreich sei. Außerdem trat bald und unausbleiblich ein sehr gereiztes „Tädium“ ein, welches kaum mehr zu überwinden war.

Diese scheinbar heitere Eclectik ließ aber doch auch ihren Stachel zurück. Da er einmal, wenn er sich hervorthun wollte, auf schriftstellerische Thaten hingewiesen war, so mochte er bald herausfinden, daß in diesem Fache eine große Leistung gewöhnlich schwerer wiegt, als hundert kleine. Obgleich er in letzterer Gattung, wie wir bald besprechen werden, ziemlich fruchtbar war, so grämte ihn doch wieder, daß er sich nichts Großes, nichts Unsterbliches vor-

setzen konnte. Er verfiel in trübselige Zweifel über sein Talent, seine Kraft, seine Bedeutung. Auch war er allmälig fünfzig Jahre alt geworden, aber in seinen staatlichen Würden und Ehren immer nur erst ein königl. Lycealprofessor außer Diensten. Es mochte ihm wohl oft bedünken, daß er es unter günstigeren Umständen hätte weiter bringen können, und das bayrische „System“, welches damals herrschte, gewann dadurch nicht in seiner Werthschätzung und Liebe, daß es ihm alle Hoffnungen eines erklärlichen Ehrgeizes abschnitt. Seine Wiederherstellung als Lehrer an der Hochschule konnte diese Beschwerde vielleicht beseitigen, allein damals trat nur zu bald seine Wahl nach Frankfurt ein und die Folgezeit führte abermals seine Quiescirung und wieder so viel Widerwärtiges und Angreifendes herbei, daß sich sein Zustand nicht mehr dauernd bessern konnte. So wirkten denn körperliche Gebrechen, hochgespannte Forderungen an das occidentalische Leben, Unzufriedenheit mit sich selbst, politische Verstimmung und unbefriedigter Ehrgeiz rüstig zusammen, um auf das Gemüth des begabten Mannes zu drücken, und der Grundzug seines Wesens, das man nach dem petulanten, witzigen und kaustischen Geiste seiner späteren Schriften um seine urgesunde Laune und unzerstörbare Heiterkeit beneiden zu dürfen schien, war wenigstens in der zweiten Hälfte seines Lebens vielmehr ein trüber und melancholischer.

Kein Wunder, daß sich solche Gemüther nach Aufrichtung, Ermunteruug und Anerkennung sehnen, und so war auch dem Fragmentisten viel zu thun um ein gut Gesicht bei den Menschen und um ihre wohlgewogene Meinung. Drum kam er auch allen, mit denen ihn sein Lebensgang zusammenführte, freundlich entgegen. Wer sich nur nach seinen herben, schneidenden Artikeln ein Bild von ihm gezeichnet, der wird sich wundern, wenn er hört, daß er im Umgang zu den mildesten und rücksichtsvollsten Persönlichkeiten der Welt gehörte. Er nahm es dankbar auf, wenn man sein oft kränkelndes Selbstgefühl schmeichelnd zu stärken suchte, zeigte sich aber auch stets zu jedem Gegendienste bereit. So streitlustig mit der Feder, so friedfertig war er mit der Zunge. Hitzigen Wortkampf machte er nicht und wußte ihm immer auszuweichen. Man weiß sich kaum zu erinnern, daß er jemand im Gespräche verletzt oder beleidigt hätte. So wurde es ihm leicht, mit einer großen Zahl von Menschen sich auf freundschaftlichen Fuß zu setzen; er liebte es, neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ging ihnen gerne einen Schritt entgegen. In fröhlicher Gesellschaft vergaß er unschwer seinen innern Gram, ließ sich in die Heiterkeit hereinziehen, stellte, wenn hinlänglich angeregt, die seltsamsten Behauptungen, die drolligsten Paradoxa auf und perorirte in übermüthigster Laune dahin, daß oft ein homerisches Gelächter um ihn entstand. Diese Offenheit bei geselligem Umgang oder vielmehr das Nachsichtige seiner Weise brachte es mit sich, daß er sich mit Männern aller Parteien zu vertragen wußte, daß er z. B. bei Ignaz Döllinger eben so unbefangen zusprach als bei Karl Vogt. Er besaß nur die Gabe anzuziehen, aber er konnte Niemanden abstoßen. Indessen er fühlte sich behaglich in diesem „Atticismus“ und hielt solche allen gleiche Höflichkeit für eine der werthesten Errungenschaften, die er nebst den Damen auf dem Schloß bei Orleans dem Studium der Alten zu verdanken glaubte. Präcise und militärisch geordnet in Allem, war er's nicht minder in der Politesse. Wie er keinen Brief je unbeantwortet ließ, so sah man ihn auch, wenn ihn das verkommenste Literätchen mit einem Besuch behelligt hatte, schon des andern Tages keuchend die vier Treppen hinaufsteigen, um ihm in seinem Dachstübchen die Ehre zurückzugeben und ihn zu versichern, wie hoch er seine Bekanntschaft schätze.

Zu diesen kleinen Verrichtungen der Höflichkeit, die ihn seinem Trübsinn stellenweise entzogen, trat in den letzten zwanzig Jahren noch ein anderes, allerdings zweischneidiges Element, das ihm viele genußreiche Aufregung, viele Freude, aber auch mitunter manche bittere Stunden verschaffte — die Journalistik.

Fallmerayer war fünfzig Jahre alt geworden und hatte noch keine Zeile in die Zeitungen geschrieben. Er saß im Wintermonat 1840 zu Stambul, als ihn seine dortigen Freunde mahnten, er möchte doch auf den „Verstorbenen", der damals am Nil herumzog, ein scharfes Auge werfen. Die reizenden Schilderungen, welche der Prinz aus der Lausitz über das glückliche Idyllenleben der ägyptischen Fellah's in die Welt gehen ließ, erbitterten das gebildete Konstantinopel, welches jene Zustände von ganz anderer Seite kennen wollte. Fallmerayer schrieb auch damals gegen den Fürsten in die Allgemeine Zeitung ein paar satirische Artikel, welche in Deutschland großes Aufsehen, am Bosporus aber Jubel erregten. Dieser Erfolg ließ ihn solche Arbeiten lieb gewinnen, und da sich der Beifall nicht verminderte, so setzte er die Beschäftigung bis an's Ende seines Lebens fort. Sie ging allmälig in's Große und es sind wohl über hundert solche Stücke, die meisten in der Allgemeinen Zeitung, doch auch nicht wenige in verschiedenen anderen Journalen zu finden. Außer vielen Artikeln über den Orient schrieb er auch Anzeigen über neu erschienene Bücher. Obgleich seine Anerkennung selten ohne Ironie an's Licht trat, so fanden es doch gar viele Autoren sehr schmeichelhaft von ihm besprochen zu werden. In der literarischen Antichambre zu seinem Recensentenstübchen begegneten sich mitunter die hervorragendsten Namen.

Styl und Vortrag war immer originell, so daß man, wie die Leute sagten, jedes Mal schon an den ersten drei Zeilen den Verfasser erkannte. Doch wollen wir nicht läugnen, daß uns öfter die Meinung beschlich, es gehe von Johannes v. Müller anfangend durch Hormayr, Beda Weber und den Fragmentisten eine eigene Ader hindurch, welche ihnen, so verschieden sie auch sonst in ihrem Character gewesen, als Schriftsteller doch eine gewisse, leicht erkennbare Aehnlichkeit verleihe. Man könnte sie nach ihrer Heimath die Stylistiker der Alpen nennen. Sie alle schrieben, wenn sie sich Mühe gaben — und dies war bei Fallmerayer stets der Fall — eine sehr musikalische Prosa, sind schöpferisch in neuen, glücklich in der Anwendung alterthümelnder Wortformen und lieben den Pomp und die Pracht der Sprache. Es ist als ob diese wie am Frohnleichnamstage in langem goldbrocatenem Talar und goldgestickter Inful, von Weihrauchwolken umspielt, über sanftgebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengebläse und Schalmeienklang, dahinziehe.

Man pflegt da freilich gerne über „Manier" zu eifern und es wäre wohl kein Vortheil, wenn diese Schreibart die herrschende würde, andererseits scheint es aber auch kein Verderbniß, wenn sich einzelne Autoren finden, welche es sich zur Aufgabe machen, die Sprache mitunter in ihrer höchsten Gala paradiren zu lassen — vielleicht zum Gegengift gegen die dürre und abgestandene Manier, die uns jetzt in so manchen Zeitungen entgegenkommt und wegen der Leichtigkeit ihrer Handhabung allerdings der ausübenden Freunde viel mehrere findet. Eines schickt sich nicht für alle!

Bei all diesen Alpenautoren kann man sich aber auch an den Spruch erinnern, welchen Paul Louis Courier einmal über Plutarch gethan, nämlich er sey ein Schriftsteller, der die Schlacht von Pharsalus unbedenklich nach Actium versetzen würde, wenn dies seine Phrase nur um ein kleines sonorer machen sollte. Von dem Fragmentisten wollen wir nun nicht im Allgemeinen behaupten, daß er die Wahrheit gering geschätzt habe, denn in seinen ernsten Werken über das Kaiserthum zu Trapezunt und über den Peloponnes im Mittelalter war sie ihm sicherlich erstes Gesetz — aber dieses wollen wir doch einräumen, daß ihm in seinen Journalartikeln die Politesse und der Atticismus oft über der Gerechtigkeit zu stehen schien. Während er manchen unschädlichen Autor, manchen harmlosen „Reisenden", die er sich ungebeten selbst zum Opfer ausersehen, auf blutiger Hürde zum Richtplatz schleppte, drückte er mitunter seine Lorbeerkronen auf sehr unwürdige Häupter. Wenn er da zuweilen die seltsamsten Träumereien als wunderbare Entdeckungen des deutschen Scharfsinns anpries, so konnte

man ganz vergessen, daß der Geschichtsforscher eigentlich ein geborner Kritiker sein sollte.

Manchmal schlug er freilich auch einen andern Weg ein — manchmal las sich der Leser, von der sanften Melodie der Sentenzen fortgezogen, ohne umzusehen hinein in seine Lieblingsgedanken „von den bösen Instincten der öffentlichen Gewalt und daß sie von Natur uferlos und unersättlich nur durch Gewalt zu dämpfen sei, daß sie, so lange alles unter ihr käuflich und unterthänig seine Dienste biete, ihrer Natur Böses zu thun, menschlicher Weise unmöglich entsagen könne, daß sie nicht Muster und Vorbild, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit sei u. s. w.", und wenn er dann, der Leser nämlich, um Athem zu holen, wieder zurückblickte und den anfangs übersehenen Titel betrachtete, so fand er nicht ohne Ueberraschung, daß dies eigentlich die Anzeige einer Schrift über eine neu eingerichtete Badeanstalt oder über den Gesundheitszustand auf Kriegsschiffen bilden sollte. So suchte der Fragmentist die Nöthigungen der Freundschaft, denen er sich nicht entziehen wollte, mit seinem Amte als Kritiker zu versöhnen. Er ließ seine Muse Moral predigend durch die Spalten wandeln und melodische Sinnsprüche in die Welt hinausrufen, setzte dann aber den Titel eines beliebigen Buchs darüber, um dessen Recension ihn ein heimlicher Verehrer gebeten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. D. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

II.

(Fortsetzung.)

Bezeichnend war, daß nur Lessings Büste in Wolfs Auditorium stand; war doch der Geist einer nicht bloß verneinenden, sondern auch schaffenden Kritik in diesem Lehrsaale mit Wolf eingezogen. Der Eindruck, den seine Vorlesungen machten, muß ein gewaltiger gewesen sein. Goethe, der 1805 in Halle war und hinter einer Tapetenthür mehrere Stunden anwesend war, berichtet in seinen Tag- und Jahresheften über diese Vorlesungen als „eine aus der Fülle der Kenntnisse hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung". Eine ausführliche Schilderung gibt uns J. G. C. Fölisch in seinen Schulschriften, aus der wir die von unserem Verfasser ausgehobenen Stellen unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. „Sein Vortrag war frei, und nur selten dictirte er einige Paragraphen, welchen er mündliche Erläuterungen beifügte. Er theilte seinen Zuhörern nicht sowohl eine Masse schon fertiger Kenntnisse mit, nicht schon ausgeprägte Münze zum Umtausch gegen allerlei nützlichen Lebensbedarf von Hand zu Hand, sondern nur edeln Stoff zu selbstthätiger Verarbeitung. Er regte nur an, gab Ideen und begeisterte seine Schüler durch die Liebe zur Wissenschaft, welche ihn selbst erfüllte. Daher die gespannte Aufmerksamkeit seiner zahlreichen Zuhörer und ihr reger Eifer, seinem raschen Gedankengange, welcher nicht selten blitzartig auf verwandte Gegenstände übersprang, zu folgen. — Mit Andeutung des Endzieles und des sichern Anfangspunktes bezeichnete er zugleich den kürzesten Weg oder die Methode zu jenem zu gelangen, gab daher gewöhnlich die besten Schrif-

ten und Hilfsmittel aus der Geschichte der betreffenden Wissenschaft in chronologischer Folge an und bestimmte mit wenigen und treffenden Worten ihren Werth und ihr Verhältniß zur Wissenschaft. Er verweilte hier mit Vorliebe in der Vergangenheit, machte auf die verdienstvollen Arbeiten und manche verschollene Abhandlung aus früherer Zeit aufmerksam und hob gerne das vergessene Verdienst aus der Dunkelheit hervor. Bei dem Vortrage einer Wissenschaft bezeichnete er zugleich die Lücken und die noch wenig berücksichtigten Fehler derselben und forderte zur Anregung des aufstrebenden Talentes zu ihrer Bearbeitung auf, indem er immer die Hilfsmittel dazu andeutete. Ueberall empfahl er dabei ein historisch-wissenschaftliches Quellenstudium als sicherste Grundlage. Alle seine Vorträge waren gewürzt durch heitere Laune und Witz; aber nicht zur schaalen Belustigung seiner Zuhörer, sondern um die wichtigsten Wahrheiten daran anzuknüpfen. — Wolf besaß eine seltene Combinationsgabe. Aus leisen Andeutungen in den alten Schriftstellern und ihrer Verbindung leitete er oft die überraschendsten Wahrheiten für Sprachkunde und Geschichte ab. Mit einem ungemeinen Scharfblicke in der Auffassung und Entwicklung des Kleinsten verband er zugleich die Gabe, das große Ganze der Wissenschaft in seinen Grundgedanken und ihrer wechselseitigen Beziehungen zu überschauen und mit der sorgfältigsten Zergliederung des Einzelnen den übersichtlichen Zusammenhang des Ganzen zu verbinden. Musterhaft war seine methodische Kunst, wissenschaftliche Ergebnisse im Geiste seiner Zuhörer zu entwickeln. Er übergab wichtige Wahrheiten der Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Kritik nicht als etwas schon Gefundenes dem Gedächtnisse, sondern ging von einem gegründeten Anfangspunkte aus, ordnete den Stoff, verglich und wog die Gründe gegen einander ab, stellte ein förmliches Zeugenverhör an, und ließ das Ergebniß vor dem geistigen Auge seiner Zuhörer entstehen. Oder er verfuhr regressiv, ging von dem angeblichen Ergebuiß aus, führte es auf anerkannte Wahrheiten zurück und gab damit die Probe zum Exempel. Solche genetische Entwickelungen sicherten nicht blos dem Bewußtsein den Gewinn für immer, sondern bewirkten auch durch die deutliche Anschauung der erworbenen Erkenntniß die festeste Ueberzeugung und enthielten zugleich eine praktische Anweisung zu dem Verfahren in ähnlichen Fällen. — Bei dem Erklären der klassischen Schriftsteller las er gemeiniglich anfangs sehr langsam, ließ sich auch zu den Anfängern herab und verbreitete sich mit ausführlicher Sorgfalt über Grammatik und Sacherklärung, ohne die Kritik zu übersehen, wodurch er zuvörderst eine sichere Grundlage für die übrigen Erörterungen auszumitteln suchte. Allmälig las er schneller, bezog sich auf die früheren Bemerkungen und empfahl das Uebrige dem Privatfleiße, welchen er gerne mit Rath und That unterstützte. Seine Methode in der Erklärung der Schriftsteller war im Allgemeinen eine historisch-kritische. Ueberall bemühte er sich zuerst die Thatsachen, den Sprachgebrauch, die wahre Lesart, wobei er gerne die vulgata schützte, kritisch zu begründen, woran er dann die weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen anschloß. Auf diesem Wege legte er den sichern Grund sowohl zu einer historischen als wissenschaftlichen Grammatik, indem er zugleich den Sprachgebrauch der Dichter und Prosaisten nach Gattungen und Zeitaltern sorgfältig unterschied und die Sprachregeln genetisch entwickelte. Die Erklärung der Schriftsteller aus sich selbst und ihrem Zeitalter empfahl er als eine Hauptregel. Die Uebersetzung machte er zu einem besondern Geschäfte und suchte ihr erst nach genauer Bestimmung des Grundgedankens die Selbständigkeit zu geben, welche aus der Beachtung der einer jeden Sprache eigenthümlichen Gesetze hervorgeht. Dazu legte er zunächst eine wörtliche Uebersetzung zu Grunde, welche er allmälig zu einem schönen Ganzen abrundete."

Den Mittel- und Glanzpunkt von Wolf's Thätigkeit in Halle bildete das philologische Seminar, das nach seinen Vorschlägen am 15. October 1787 ins Leben trat. Er hatte den wundesten Fleck des Schulwesens, den Mangel an brauchbaren Lehrern

für die Gymnasien, richtig erkannt, nicht minder die andere Wahrheit, daß gute Lehrer das sicherste Mittel sind, Schulen zu verbessern, während was man sonst Schulverbesserungen nennt, gewöhnlich nur Palliative sind. Daß „honos et praemium“ hiebei mitwirken müßten, redete er nicht ab, vor Allem aber meinte er, daß Theologie und Philologie geschieden werden müßten. Nicht eher könne jenes Bedürfniß befriedigt werden, als bis die Schulmänner aufgehört haben würden, „professionsmäßige Theologen zu sein, die die Schule für einen Durchgang in ein ruhiges oder fettes geistliches Amt ansehen.“ Ihre theologischen Studien, die so selten auf Sprachgelehrsamkeit gebaut sind, helfen ihnen als Schulmännern dann oft nicht viel mehr, als ihnen das Studium des Feudalrechts helfen würde. Die Erfahrung bestätigt diese Gedanken. Auch kamen unsere vorzüglichsten und größten Schulmänner entweder mit Sprachkenntnissen schon gut versehen zur Theologie, der sie sich anfangs widmeten, oder sie nannten sich auf der Universität nur studiosi theologiae und trieben da schon sogenannte Schulwissenschaften für sich oder bei einigen Lehrern; oder geriethen, was begreiflich das Beste ist, durch eigene Neigung auf dieses Fach und diesen Stand.“ Er wünschte eine nach und nach unbemerkt vorgenommene Trennung des Schulstandes vom Predigerstande, und zu diesem Zwecke eine besondere Vorbildung zum Schulamte. Dazu sollte das mit Stipendien für die ordentlichen Mitglieder dotirte Seminar dienen, in welchem dreierlei Uebungen vorgenommen wurden: Interpretiren, Disputiren und Unterrichten, von denen die erste bei weitem überwog, während die praktischen Uebungen niemals zu rechter Ausbildung gekommen zu sein scheinen. Die an den deutschen Universitäten bestehenden philologischen Seminare bestehen noch immer wesentlich auf den von Wolf in Halle gelegten Grundlagen.

(Schluß folgt.)

Vom Straßburger Münster.

Seht Ihr im Thal den grünen Rhein?
Der muß ein schlechter Deutscher sein,
Dem Nichts die Aussicht hier vergällt
Und den kein Zürnen überfällt.

Ein Fluch des Zorns auf jenen Tag,
Als Deutschland auf den Knieen lag,
So oft erließ ein Machtgebot
Des Louvres tückischer Despot.

Noch immer geht dem Lande nach
Des Adels und der Fürsten Schmach,
Daß den man in die Thore ließ,
Daß ihn der Pfaff *) willkommen hieß.

Vor solchem Diplomatenstreich
In Stücke sank das alte Reich,
Längst eh' noch Franz des Namens Trug
Getilgt mit einem Federzug.

Als fränkisch war die edle Stadt,
Wo Gottfried einst gesungen hat:

---

*) Der damalige Bischof von Straßburg, von Fürstenberg.

Ob wohl zum alten Heimatland
Noch Sehnsucht unser Dom empfand?

Als von Eugenius Thatendrang,
Von Ludwigs *) Ruhm die Welt erklang:
Ob wohl ein Echo tief und voll
Von seiner Steinbrust wiederscholl?

Ach! in der trüben Schläfrigkeit
Von Leopolds Perückenzeit
War wohl der Thurm in gutem Fug,
Daß er kein großes Heimweh trug:

Da unser ganzer Fürstenchor
Auf Trianon's Decrete schwor,
Und selbst auf deutschem Kunstaltar
Die Flamm' ein fränkisch Lehen war.

Erst Friedrich Wilhelms rauhe Kraft
Schwang drohend wiederum den Schaft;
Erst Klopstocks freier Seherblick
Erspähte beſſ'rer Zeit Geschick;

In jenen Tagen, da Paris
Man als der Geister Hauptstadt pries
Und Frankreich sammelt', ohne Wahl,
In diesen Brennpunkt jeden Strahl;

Bis daß aus ungeheurem Brand
Kein Phönix, doch ein Aar entstand,
Der mit den Krallen keck und scharf
Den Doppeladler niederwarf. —

O bester Adler, deutscher Geist,
Der längst in lichter Höhe kreis't:
Bald rufst du wohl, zum Heil der Welt,
Dein freies Volk ins Kriegeszelt.

Und schlägt es erst mit Kraft und Glück
Den innern bösen Feind kühn zurück,
Dann wird nach gutem Siegesbrauch
Das Pfand gelös't im Westen auch. —

Drum, sieht man hier die holde Flur
Des Vaterlands von ferne nur,
Doch, deutscher Stern, vielleicht erscheinst
Ob dieser Zinne du dereinst!

Notizen.

Irische Trunksucht. Das Athenäum bespricht in seiner letzten Nummer das Werk Julius Rodenbergs „Die Harfe von Erin", dessen wir in Nummer 27 dieser Blätter erwähnten. Bei dieser Gelegenheit führt das englische Blatt an, daß Rodenberg mit Renau in „La Poësie des Races Celtiques" den Genuß der geistigen Getränke bei den Irländern weniger der Lust zur Berauschung zuschreibt, als um ein Mittel zu haben zu Visionen aus der unsichtbaren Welt zu gelangen. Doch spielt der Whisky eine zu bedeutende Rolle

*) Markgraf Ludwig von Baden.

in der irischen Volkspoesie und die Anzahl der Balladen, die dem nationalen Getränke gewidmet sind, ist außerordentlich. Die Statistik, die sich um die Poesie wenig kümmert, dokumentirt den Genuß von der realen Seite; so schreibt Sir W. Petty, daß im Jahre 1682, als Dublin nur 6025 Häuser zählte, 1200 davon Wirthshäuser gewesen seien, in denen berauschende Getränke verabreicht wurden. Im Jahre 1798 hatte fast jedes dritte Haus in Thomas Street Schenkgerechtigkeit für Bier und Spirituosen. In den höheren Klassen der Gesellschaft wurde rother Wein getrunken und der Consum war so groß, daß im Jahre 1763 einige acht Tausend Fässer (barrels) eingeführt wurden und der Werth der Flaschen allein 67,000 Pfund Sterling betrug.

Racine's Athalie in ihrer politischen Bedeutung. Daß Racine's Esther einem tief angelegten Plan zum Sturze des mächtigen Louvois dienen sollte, daß dieser Verfolger hier als Haman erschien, ist schon von Mehreren angedeutet worden. Nun weist Michelet, der Historiker, nach, daß die „Athalie" desselben Dichters mit ebenso großer Bestimmtheit gegen Wilhelm III. gerichtet war. Das düstere Drama ruft allen Unwillen gegen die Usurpation auf, die zugleich den alten Glauben umgestoßen; sie nimmt die innigste Theilnahme für einen entthronten Knaben in Anspruch, wie man sie am Hof zu Versailles für den Sohn Jacobs II. empfand. Diesen Gefühlen zu Liebe werden Abners Verrätherei wie die Ermordung der Königin verherrlicht. Das Stück wurde zuerst am 5. Januar 1691 aufgeführt, aber bei verschlossenen Thüren, einzig für die beiden Könige, für Ludwig XIV. und den vertriebenen Jacob Stuart, der damals, bessere Zeiten erwartend, als Gast in St. Germain lebte.

Denkschrift über Leibnitz Nachlaß. Herr Nourrisson, der von der französischen Akademie einen der Preise erhalten hat, die für Schriften über Leibnitz ausgesetzt waren, berichtet in einer Denkschrift über seine Nachforschungen auf der Bibliothek in Hannover. Das wichtigste von den noch nicht herausgegebenen Stücken scheint ihm eine Reihe von Aufzeichnungen über die Gründung einer Akademie zu Wien, die namentlich vom Prinzen Eugen befürwortet wurde, gleichwohl aber damals nicht zu Stande kam. Bei Nourrisson erscheint Leibnitz „se promenant dans les jardins de Herrnhause parmi les bosquets en fleurs, au bruit de tant de jets d'eau qui ne se taisent ni jour ni nuit, conversant avec sa noble amie Sophie Charlotte."

Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens. Unter dieser Aufschrift ist eine Abhandlung mit urkundlichen Belegen von Dr. L. Ennen, Vorsteher des Archivs in Köln, erschienen, in welchem der Verfasser zu dem Ergebniß gelangt: „Dasjenige was gewöhnlich für genügendes Beweismittel gehalten wird, das Zeugniß der Verwandten und die feierliche Behauptung auf der Grabesstätte, muß auch in unserem Falle als ein über allen Trug erhabener historischer Beweis aufrecht erhalten werden, und wir glauben, daß die Annahme, Peter Paul Rubens sei in Köln geboren, der strengsten historischen Kritik gegenüber recht wohl aufrecht erhalten werden kann."

Courbet's Bilder im Salon für 1861. — Courbet hat nach dem Urtheil der Pariser Kritik endlich eingesehen, daß er zuviel Talent hat um immer nur nach seinen Grillen zu arbeiten; er hat diesmal solide, vortreffliche Malerei geliefert. Besonderes Lob findet der „Kampf zweier Hirsche" im Vordergrund einer Frühlings-Waldlandschaft und ein „Fuchs im Schnee." Weniger wird „Der Piqueur" gerühmt; Gautier fordert den Meister auf, das Pferd von Pappe und den Reiter von Holz wegzuwischen und nur die köstlich gemalte Trompete übrig zu lassen.

Literaturgeschichtliche Schriften. Von Moriz Rapp in Tübingen, — bekannt als Dichter und Uebersetzer, namentlich des Plautus, — erscheint eine Geschichte des goldenen Alters der deutschen Literatur. — Der Vortrag „Schiller als Komiker" von Kuno Fischer in Jena, ist bereits im Druck vollendet; er reiht sich den älteren Abhandlungen „Schiller's Selbstbekenntnisse" und „Schiller als Philosoph" an, die beide zuerst im früheren Frankfurter Museum erschienen sind.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 8. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 184.) **Dinorah,** oder: **Die Wallfahrt nach Ploërmel.** Romantisch-komische Oper in 3 Akten, nach dem Französischen des M. Caré und J. Barbier von J. C. Grünbaum. Musik von Meyerbeer. Hoël: Herr Simon. Dinorah: Fräulein Mandt vom Hoftheater zu Dessau als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

N: 57. Sonntag, 9. Juni 1861.

J. M. Jost, der Geschichtschreiber der Israeliten *)

Von Dr. G. E. Steitz.

Unsere Stadt hat im verflossenen Jahre einen Verlust erfahren, der zwar zunächst und am empfindlichsten die israelitische Gemeinde, im weiteren Umfange aber die Wissenschaft traf und insofern, wie in Deutschland überhaupt, so auch in Frankfurt von der ganzen Bürgerschaft und besonders von den Gelehrten mitgefühlt wurde. Dr. Jost, der gelehrte und geistreiche Erforscher und Darsteller der Geschichte des israelitischen Volkes und des Judenthums und seiner Secten, ist am 20. November nach kurzem Krankenlager verschieden. Bei der großen Bedeutung, welche seine geschichtlichen Werke auch für den christlichen Theologen haben, halte ich es für gerechtfertigt, den Lebens- und Entwicklungsgang meines verewigten Freundes in einigen übersichtlichen Zügen in diesem Blatte darzulegen, mit Benutzung der in Kleins „Israelitischer Schul- und Jugendbibliothek“, 1. Jahrgang S. 28 ff. gegebenen, meist auf eigenen Mittheilungen des damals noch in voller Kraft unter uns stehenden Mannes beruhenden biographischen Skizze.

Isaak Marcus Jost ist am 22. Februar 1793 zu Bernburg geboren; sein blinder Vater, dem er bis zu seinem 10. Jahre als Führer diente, war Inhaber eines kleinen Handels, mit dem er seine Familie nur dürftig ernährte; dem entsprach auch die erste Erziehung des Knaben: in einem engen Stübchen saß er mit etwa 20 Knaben und Mädchen eingepferchт und lernte bei dem Vorsänger der Gemeinde hebräisch lesen und schreiben und das alte Testament übersetzen; grobe Worte und der Stock, welche an der Tagesordnung waren, sollten dem unter der Langeweile stockenden Fleiße den Aufschwung geben. Nebenbei ertheilte ihm der jüdische Arzt in wöchentlich drei Stunden einen nothdürftigen Unterricht in den ersten Elementen der hebräischen Grammatik. Da durch die Arbeitsunfähigkeit des Vaters die Familie immer tiefer in Armuth versank, so war das Leben des Knaben eine Kette von Entbehrungen und Demüthigungen. Unter diesen Umständen war es eine Wohlthat, daß ihn der mütterliche Großvater zu sich nach Wolfenbüttel berief, um ihn hier in einer von der Familie Samson gegründeten talmudistischen Studienanstalt unterzubringen. Im April 1803 langte er dort Morgens um 5 Uhr an und mußte mit einer Anzahl jüdischer Bettler, die mit ihren Familien auf Almosen harrend vor der Stadt lagen, warten, bis um 9 Uhr der Schlagbaum aufgezogen und er, von dem Vorsänger recognoscirt, in die Stadt geführt wurde. Die Anstalt bestand aus zwei Klassen, in denen die Zöglinge sechs Jahre hindurch von zwei Lehrern gebildet wurden; das Schulzimmer war eine schmutzige Dachkammer, die Kost so dürftig, daß sie nicht zum Stillen des Hungers ausreichte;

*) Aus der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift“ herausgegeben von Dr. Daniel Schenkel; II. Jahrgang, 5. Heft.

zwei Tage in der Woche waren zur Lektüre des Pentateuch und zum Studium rabbinischer Commentatoren bestimmt; die übrige Zeit wurde mit praktischer Einübung der Ritual- und Ceremonialvorschriften ausgefüllt; vier Knaben befanden sich in einer Klasse; der rohe Lehrer nannte den Einen Ochs, den Andern Esel, den Dritten Fresser und redete sie mit diesen Titeln an, ihre eigenen Namen vergaßen sie beinahe; der Ochsenziemer that auch hier das Beste, besonders in der Morgenstunde; erst nach 11 Uhr wurde der Lehrer auf ein Glas Schnaps, womit er sich erquickte, milder und äußerte seine Freundlichkeit in schmutzigen Geschichten, die er mit besonderem Behagen erzählte. Die Schüler gewannen die Ueberzeugung, daß jeder richtig ausgesprochene Laut im hebräischen Gebete einen Engel erzeuge und jede Pflichterfüllung einen Fürsprecher verschaffe, daß beides die bösen Geister in der Luft verscheuche und den Satan entkräfte, der sie vor dem Throne Gottes verklage. Die Ankunft fremder Rabbiner gab ihnen stets das Schauspiel einer Disputation mit seiner haarspaltender Dialectik; der Anblick von Chasidim (Frommen), eine Art von Heiligen, die sich nur von Vegetabilien nährten, erregte ihre fromme Phantasie. Die Spiele waren Lotto und Kreisel auf dem Tisch, und insbesondere ein lexicalisches Spiel: der eine nannte ein zweiconsonantiges hebräisches Wort, worauf der andere ein solches angab, das mit dem letzten Consonanten des vorigen anfing; alle Wörter die mit Vav endigten, mußten gemieden werden, weil nur das einzige Wort Vav (Haken) mit einem solchen beginnt.

Der Tod des Stifters Samson änderte den Charakter der Anstalt und wurde entscheidend für Jost's Zukunft. Die talmudische Schule wurde durch den Neffen des Stifters in eine israelitische Freischule umgewandelt und unter Ehrenbergs Leitung gestellt. Erst jetzt genoß unser Jost einen zeitgemäßen Unterricht. Da der erwähnte Neffe, der in Braunschweig wohnte, 1808 aus der Stiftung einen Hülfslehrer für seine Kinder zu gewinnen wünschte, wurden die beiden befähigtsten Knaben Jost und Zunz dazu in Aussicht genommen und für die Prima des Braunschweig'schen Gymnasiums vorbereitet: im April 1809 traf Jost, für den sich die Wahl entschied, dort ein; er besuchte vier Jahre hindurch die Gelehrtenschule und half in den Freistunden den Kindern seines Gönners in ihren Arbeiten nach. In dieser Stelle wurde er mit dem Consistorialpräsidenten Jacobson bekannt, erhielt durch dessen Vermittlung Stipendien und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Universität Göttingen im Frühjahr 1813 zu beziehen, wo er anderthalb Jahre bei Eichhorn, Pott, Steudlin, Plank, Heren, Lüder, Mitscherlich, Wunderlich, Dicken, Thibaut u. A. hörte. Bei Eichhorn nahm er, anfangs der einzige unter den Göttinger Studenten, ein Privatissimum in der arabischen Sprache. Der Gedanke, eine Geschichte des israelitischen Volkes zu schreiben, entstand unter den Anregungen, die er in Göttingen empfing. 1814 zog er mit der Familie seines Gönners Jacobson nach Berlin, wo sich Phil. Buttmann, Fried. Aug. Wolf und Boeckh seiner mit besonderer Liebe annahmen. Auch das Leben öffnete dem strebsamen Jünglinge seine Kreise und erhob ihn in freiere Sphären der Anschauung: mit David Friedländer, der schon in höherem Alter stehend sich von der Welt zurückgezogen hatte, aber von allen Gebildeten hochverehrt wurde, mit Ben David, dem von Witz und Geist sprudelnden Cyniker, mit Simon Veit, dem früheren Gatten der Tochter Moses Mendelsohns, der Frau von Schlegel, und dem Vater des berühmten Malers, dem hochherzigen Freund und Unterstützer der studirenden Jugend, wurde er bekannt; diese Einflüsse, die er von allen Seiten empfing, klärten seinen Standpunkt und machten ihn einer Reformbestrebung geneigt, die nicht mit dem Hergebrachten, geschichtlich Gewordenen, brechen, sondern es reinigen und mit pflegender Liebe die in ihm verborgenen lebensfähigen Keime zur Entfaltung bringen sollte. In dieser Richtung lag es begründet, daß er trotz seiner Freisinnigkeit nur mit vorsichtiger Besonnenheit verbesserte und sich einer jeden Parteistellung ferne hielt; dadurch hat er nicht selten den Tadel seiner liberalen

Freunde erfahren, während selbst die orthodoxen Juden ihm trotz der Differenz der Ansichten achtungsvoll gewogen blieben.

Im Jahre 1816 trat er an der Stelle des verstorbenen Bock die Direction einer höheren Privatbürgerschule an, die in 5 Classen 120—130 Schüler, zur Hälfte Christen, unterrichtete; allein zu seinem großen Kummer gebot ihm eine Ministerialverfügung drei Jahre später die Christen zu entlassen. Auch in dem kleineren Wirkungskreise war er mit Erfolg thätig. In dieser Stellung arbeitete er die Geschichte der Israeliten aus; trotz David Friedländers Ankündigung und warmer Empfehlung fand er kaum 80 Subscribenten; nur allmälig erweiterte sich der Kreis des Interesses und erst für den dritten Band gewann ihm die steigende Theilnahme einen Verleger: 1827 wurde der letzte Band vollendet und erschien im folgenden Jahre; die philosophische Facultät in Göttingen ehrte den Verfasser durch das Geschenk ihrer Doctorwürde. Die Mängel des Buches in dieser ersten Gestalt hat er selbst nie geläugnet; sie waren um so schwerer zu vermeiden, da ihm alle Vorarbeiten fehlten; trotz derselben hat er damit eine bis dahin unbekannte Welt aufgeschlossen: dem Historiker wurde es eine unentbehrliche Fundgrube. In England erschien bald nachher eine Umarbeitung und Auszug in christlichem Sinne. Durch dieses Werk trat Jost mit vielen Gelehrten des In- und Auslandes in regen Verkehr und in eine lebhafte Correspondenz, die er bis zu seinem Tode pflegte. Auch für die Emancipation seiner Glaubensgenossen trat er, obgleich er diese Frage keiner besonderen Erörterung werth hielt, weil er sie als nothwendiges, sich von selbst ergebendes Resultat der geschichtlichen Entwicklung ansah, dennoch in so weit auf, daß er Angriffe gegen sie mit Würde und Umsicht in Schriften zurückwies. 1832 arbeitete er die „Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes“ in zwei Bänden neu aus und berichtigte schon hier viele Mängel des älteren Werkes. 1832—34 erschien von ihm die Mischna mit dem punktirten Urtext und einem älteren Commentare und einer Uebersetzung.

Diese Thätigkeit erwirkte ihm die Berufung an die israelitische Realschule in Frankfurt a. M., der er 1835 mit Freuden folgte. Hier wirkte er besonders für die deutsche Sprache und schrieb für diesen Unterrichtszweig bedeutende Lehrbücher, wie sein „Lehrbuch des hochdeutschen Ausdrucks in Rede und Schrift“, Braunschweig 1852, und „Die Schule des freien Gedankenausdrucks“, Leipzig 1853. Ueberhaupt besaß Jost ein seltenes Sprachtalent; fast aller neueren Sprachen war er mächtig: er hat selbst ein Lehrbuch der englischen Sprache ausgearbeitet, das vier Auflagen erlebte, und ein Wörterbuch zu Shakespeare's Plays; aus dem Russischen hat er Manches übersetzt; seine Hauptstudien aber galten den semitischen Sprachen. In dem Andachtssaale der israelischen Gemeinde hat er an Sabbathen gesprochen: ein wesentliches Verdienst um diese Gemeinde hat er sich durch die Stiftung des israelitischen Frauenvereins zur Erziehung armer verwaister Mädchen erworben; ihm hat er mit Liebe bis zu seinem Tode vorgestanden; oft fand ich ihn, wenn ich ihn Abends besuchte, von einigen Zögling desselben umgeben und beschäftigt, ihnen französischen Sprachunterricht zu geben.

Jost's bedeutendstes und reifstes Werk ist die Geschichte des Judenthums und seiner Secten, Leipzig 1857—59; ein ungeheures Material liegt darin in klarer Uebersicht verarbeitet; welche Quellen hat er sich zu verschaffen gewußt: die Karäer auf der Krim übersandten ihm ihre handschriftlichen Bücher in Abschrift und über sie verdanken wir ihm die erste sichere geschichtliche Kunde. Für den christlichen Theologen ist es ein unentbehrliches Hilfsmittel und ich gestehe dankbar, daß es mir Winke gegeben hat, deren Verfolgung mir das Verständniß einiger dunkler Fragen der ältesten Kirchengeschichte zuerst erschloß.

Jost war von kleiner Gestalt; seine Züge zeigten den orientalischen Typus in edeln Formen, sein Ausdruck und sein Blick verriethen warmes Wohlwollen und Offenheit; sein ganzes Wesen athmete Milde und Freundlichkeit; sein Benehmen Feinheit und

achtungsvolle Rücksicht. Manche Beurtheiler seiner Schriften fragten sich, ob er eigentlich noch Israelite sei; so unparteiisch ist die Darstellung, die er den Anfängen des Christenthums gewidmet hat: dennoch sah er sich von dem Christenthum als solchem durch eine bestimmte Schranke geschieden, die er I., 402 seiner letzten Bearbeitung andeutet. Auch Bekehrungsversuche hat er sich müssen gefallen lassen: ein anglicanischer Bischof veranstaltete ihm zu Ehren in England ein Diner und legte ihm in feierlicher Ansprache seine Absicht unverhüllt nahe: Jost lehnte sie mit Feinheit und Würde ab. Schwerer verständlich dürfte es sein, daß ihm ein bekannter, streng confessioneller, alttestamentlicher, deutscher Exeget vor einiger Zeit bei einem Besuche ein Paquet Tractätlein zur Bekehrung Israels zurückließ: er hat es mir unter Lächeln damals erzählt. Gern verkehrte er mit christlichen Gelehrten und war unter ihnen gern gesehen und geliebt. Durch meine Vermittlung übernahm er für meines Freundes Herzog Realencyclopädie die Artikel Maimonides und Talmud, an der Ausarbeitung des letzteren hat ihn der Tod verhindert.

Schon im Jahre 1842 verlor er seine Gattin nach glücklicher 24jähriger, aber kinderloser Ehe. Am 10. November des vorigen Jahres wurde er von heftigem Schwindel befallen, dem bald eine ernstliche Krankheit mit Fieberdelirien folgte: es war eine ihre Folgen plötzlich manifestirende Hirnerweichung. In seinen Phantasien beschäftigte ihn besonders ein Lehrer, den er für eine mährische Gemeinde gewonnen hatte; da vernimmt er, derselbe sei hier angekommen; trotz des Verbotes des Arztes befiehlt er ihn eintreten zu lassen: mit bewundernswürdiger Energie nimmt er alle seine geistige Kraft zusammen, belehrt den Mann über seine Stellung und die Verhältnisse, die ihn erwarten, gibt ihm umsichtigen Rath und als er ihn verläßt, umflort wieder die Nacht des Traumes die Klarheit seines Geistes: nur auf Augenblicke kehrte diese zurück und dann äußerte sich sein Humor in der liebenswürdigsten Weise gegen seine Umgebung. Am 20. November entschlief er sanft; das schöne Bild seines reifen, sittlich durchgebildeten Characters und seines für alles Gute und Edle aufopfernd thätigen Lebens lebt als ein liebes Vermächtniß in den Herzen aller seiner zahlreichen Freunde.

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt von Professor Dr. D. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

II.

(Schluß.)

Daß Wolf Schulmann im eminenten Sinne, das ist theils aus seinen in der Fakultät gegebenen Gutachten, theils aus den verschiedenen noch vorhandenen Berichten an den Staatsminister von Massow ersichtlich, der wiederholt Wolfs Rath in Angelegenheiten der Verbesserung des Schulwesens in Anspruch nahm. Hieher gehört in erster Linie ein Aufsatz „Grenzbestimmung zwischen dem Unterrichte auf den Schulen und auf den Universitäten und zwischen der Bildung in den nachherigen praktischen Bildungsanstalten", die Wolf 1803 für die philosophische Fakultät entwarf. Die darin vertretenen Ansichten, die namentlich gegen Oberflächlichkeit und Vielwisserei gerichtet sind, haben noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, ihre unbestreitbare Bedeutung. Zwei andere Gutachten, die der frühere Biograph Körte nicht bei-

gebracht hat, (über Verbesserung der Bürgerschulen aus dem Jahre 1798 und über die mit dem Halle'schen Weisenhause zu verbindenden Seminarien für Lehrer an Bürger- und Landschulen vom Jahre 1799) zeigen deutlich, wie umfassend die Stellung Wolfs zum Unterrichtswesen war und lassen nur allzusehr bedauern, daß die darin niedergelegten Gedanken nicht zu voller Ausführung gelangten. Auch dürfen diejenigen, welche wähnen, gewisse Klagen über einseitige intellectuelle Bildung auf Kosten der Charakterentwickelung, über Weichlichkeit und Arbeitsscheu und dergleichen mehr, seien Produkte neuester Zeit, einigen Trost aus ihnen schöpfen, denn gar Vieles von dem, was man heute dem Schulwesen, und oft wohl mit Recht, vorhält, hat ihm in der That schon damals Wolf mit eindringlicher Schärfe vorgehalten.

Während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Halle wurden Wolf (ein noch in Osterode geborner Sohn war kurz vor dem Umzuge nach Halle gestorben) drei Töchter geboren. Später trat ein häuslicher Zwiespalt ein, der im Jahre 1802 zu einer Auflösung der Ehe führte. Was Wolfs äußere Stellung betrifft, so hatte diese sich allmälig so verbessert, daß seine Gesammteinnahme als Professor, Seminardirector und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1805, das ihm auch den Titel eines geheimen Rathes einbrachte, sich auf 3150 Thaler belief.

Die Schlacht von Jena wurde, wie K. v. Raumer (Gesch. d. Pädag. II., 364) sich ausdrückt, der verhängnißvolle Wendepunkt seines Lebens. Am 17. October 1806 fiel Halle nach kurzer Gegenwehr in die Hände der Franzosen, die Universität wurde auf Napoleons Befehl aufgelöst, die Studenten mit französischen Pässen heimgeschickt. Wolf war gezwungen, Goethes Rath zu folgen und sich zunächst in gelehrte Arbeiten — per otia gallica, sagt er — zu vertiefen, bis ihn Johann v. Müller im April 1807 aufforderte, „für die Zeit, bis etwas entschieden wäre", nach Berlin überzusiedlen. Bald nahm man hier den Gedanken an die Gründung einer neuen Universität in großem Maßstabe auf. Humboldt, Hufeland, Vincke, der „im Innern wieder erobern wollte, was dem Staate an äußerem Umfange genommen worden", nahmen sich der Sache an; Wolf selbst war für sie thätig, und als die neue Universität im Jahre 1810 erstand, war er der Ersten einer, von denen man eine große ruhmvolle Wirksamkeit erwartete. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht — der princeps philologorum, wie er namentlich seit 1795, nach der Veröffentlichung der Prolegomena, genannt wurde, schien in Halle geblieben zu sein. Die Leute sagten wohl, der Halle'sche Wolf sei vom Berliner Wolf aufgefressen worden.

Und in Wahrheit, je mehr Licht in Wolfs Hallescher Lebensperiode, desto mehr Schatten in der Berliner. Ein Unmuth und eine Reizbarkeit nicht ohne selbstisches Wesen, unruhige, unstäte Thätigkeit, Reibungen und Fehden aller Art — es ist, als ob mit dem Jahre 1807 eine neue Zeit begonnen, in der sich Wolf nicht mehr zu rechtfinden konnte. Wenn er Goethes Ausdruck, der alles vor der Schlacht bei Jena liegende antediluvianisch zu nennen pflegte, für sich adoptirte, so hat er wohl kaum geahnt, in welcher Weise dies auf ihn selbst Anwendung finden würde. Aber eine Darstellung, die es vorzugsweise mit dem Lehrer und Pädagogen Wolf zu thun hat, darf über diese letzten, freilich noch 17 Jahre seines Lebens rascher hinweggehen. Was er in den Jahren 1782—1806 geschaffen, hat er in den folgenden ja nicht eingerissen, sondern es ist wirksam geblieben bis auf unsere Tage.

Wolf starb bekanntlich auf einer von dem Arzte angeordneten Reise nach Nizza in Marseille am 8. August 1824, woselbst er auch bestattet wurde. Leider ist es nicht gelungen, die Stätte genauer zu ermitteln, wo seine Gebeine ruhen, und der Wunsch seiner deutschen Fach- und Berufsgenossen, der auf der Philologenversammlung des Jahres 1850 Ausdruck fand, das Grab mit einem Denkmal zu schmücken, mußte unerfüllt bleiben. Es muß uns trösten, was Perikles bei Thukydides ausspricht: ἀνδρῶν ἐπιφανῶν πᾶσα γῆ τάφος.

Vielleicht bietet uns später der zweite Theil des interessanten und reichhaltigen Buches, welches wir hiermit den Freunden der Wissenschaft und insbesondere des Studienwesens angelegentlich empfohlen haben wollen, den einen und andern Anlaß, auf Wolfs pädagogische Ansichten und Absichten zurückzukommen.

Redwitz' Doge von Venedig. *)

II.

§ München, 5. Juni.

Von keinem neuen Stücke ist hier noch, lange vor der Aufführung, soviel Wesens gemacht worden, wie von Oscar v. Redwitzens Tragödie „Der Doge von Venedig", die heute zum zweitenmale über die Bretter ging. Wir erfuhren vor bald einem Jahre durch alle Localblätter sowohl wie durch die „Allg. Ztg.", daß der Dichter mit umfassenden Vorstudien zum Dogen beschäftigt sei; es fehlte auch später nicht an Mittheilungen über den glücklichen Fortgang des frisch begonnenen Werkes und als es endlich — d. h. nach des Dichters eigener Aussage: im Verlauf eines Monats vollendet war, verkündeten die Zeitungen, daß es bei der Leseprobe einen wahrhaft gewaltigen Eindruck auf die Schauspieler gemacht habe. Die Aufführung sollte schon vor längerer Zeit stattfinden, wurde aber verzögert durch die umfassenden Vorbereitungen, welche die Intendanz zu Ehren des Dichters traf; Decorationen, Costüme, Alles war funkelneu, prachtvoll und kostspielig. Vertheilung der Rollen, Einstudiren der Schauspieler, Leitung der Leseproben wurde dem Dichter ganz überlassen, so daß diesem nichts zu wünschen übrig blieb, als ein glänzender Erfolg, woran es denn auch in gewissem Sinne nicht fehlte. In gewissem Sinne, sage ich, weil der Erfolg keineswegs derart war, daß der Dichter Ursache hätte, stolz darauf zu sein. Die Thatsache muß konstatirt werden, daß Redwitz nach jedem Actschlusse mit den Schauspielern gerufen wurde, aber man muß hinzufügen, daß außerhalb des Theaters Niemand meines Wissens gewagt hat das Stück gut zu finden, abgesehen von einem Correspondenten der „Allg. Ztg.", der die höchsten menschlichen und staatlichen Probleme darin gelöst fand.

Es verhielt sich mit dem Theatererfolg des „Dogen von Venedig" genau wie mit dem eines kürzlich aufgeführten kleinen Singspiels „Der Hans ist da" von Franz Fory: der Componist, seines Amtes Bürgermeister von Donauwörth, zur Zeit als Landtagsabgeordneter hier weilend, wurde herausgerufen (wie sehr alle Kenner der Wissenschaft auch den Kopf schüttelten) weil anderthalbhundert collegialisch gesinnte Landtagsabgeordnete Hände und Zungen in Bewegung setzten. Redwitz ist auch Landtagsabgeordneter. Hätte ein Wiener oder Berliner Poet den Dogen geschrieben, man würde gepfiffen haben statt zu applaudiren. Der Inhalt des Stücks ist kurz gefaßt dieser: Francesco Foscari, der greise Doge von Venedig, ist im Begriff seinen Herrscherstab niederzulegen, den er dreißig Jahre so glorreich geführt hat, läßt sich aber durch das Zureden der Senatoren leicht bewegen seinen Entschluß zu ändern. Bei dieser Gelegenheit thut sich ein Intrigant, Marko Saffis als der Mephisto des Stücks hervor. Saffi hat vor 20 oder noch mehr Jahren vergebens darauf gerechnet, Admiral zu werden und ist seit der Zeit, zugleich mit dem alten Loredano, ein Todfeind des Dogen

---

*) Diese directe Mittheilung, die uns von sehr geehrter Seite zugeht, mögen wir unseren Lesern, wenn sie auch das Urtheil der „Süddeutschen Zeitung" schon kennen, nicht vorenthalten. Das neue Drama bringt in bayrischen Blättern in Lob und Tadel eine Bewegung hervor, die an die weiland Amarath erinnert.

geworden, den er nur deswegen am Regiment erhalten will, um ihm desto schlimmere Demüthigungen zu bereiten. Gelegenheit dazu findet sich bald.

Der junge Loredano liebt die Tochter des Dogen und wird von dieser glühend wieder geliebt. Der Doge, den der Dichter uns als einen Mann von strengstem Rechtsgefühl und unbeugsamem Charakter vorführt, will, dem Gemeinwohl zu lieb, sich mit dem alten Loredano versöhnen und durch Verbindung der Kinder die hadernden Häuser vereinen. Als aber Loredano eine abweichende Antwort schickt, läßt er ihn heimlich durch Gift aus dem Wege räumen. Saffi, ohne zu wissen wer der Mörder ist, lenkt den Verdacht des jungen Loredano auf den Dogen, mit dessen Tochter jener dann eine glühende Liebesscene hat, die uns erwarten läßt, daß den Bund dieser Herzen nichts zu zerreißen vermöge. Allein die Rache zerreißt ihn, und der zärtliche Loredano ist im Rachegenuß ein Feinschmecker. Er hat einen Freund, Jacopo Foscari, den Sohn Francesco's, und er versichert uns, daß dieser Freund, ein treuherziges, unschuldiges Blut, seinem Herzen der nächste sei. Das hält ihn jedoch nicht ab, den ehrlichen Jacopo im Rathe der Zehn fälschlich des Hochverraths anzuklagen und ihn durch einen erkauften falschen Zeugen beschuldigen zu lassen, daß er mit dem Feinde ein heimliches Einverständniß unterhalte. Hand in Hand mit Saffi läßt Loredano den armen Jacopo foltern bis ihm Knochen und Verstand gebrochen sind und man aus ihm herauspressen kann was man will, jedes krampfhafte Zucken des Kopfes für ein zustimmendes Nicken nehmend. Das muß der alte Vater Alles mit ansehen (so gut wie das gute Publikum, das dadurch gerührt werden soll), denn die Marter des Sohnes ist nur ein Mittel, um das Herz des Vaters langsam zu brechen, der, von der Unschuld Jacopo's vollkommen überzeugt, doch den Stab über ihn brechen muß. Um die Qual zu verlängern, wird Jacopo nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Aber mit alledem ist der liebenswürdige Loredano, der „Busenfreund Jacopo's“ noch nicht zufrieden, denn dieser erliegt bald seinen Qualen, so daß er nicht in die Verbannung gehen kann, und nun muß das Martergeschäft an dem alten Foscari fortgesetzt werden, den man durch heimlich betriebene, schimpfliche Absetzung und Niederträchtigkeiten aller Art so lange quält, bis er endlich vor unsern Augen stirbt, wodurch das Stück seinen tragischen (?) Abschluß erhält.

Da haben wir also einen Herrscher, der uns dadurch interessiren soll, daß er, mit Verleugnung aller Privatinteressen, ganz als das konkrete Bewußtsein des Staats erscheint, dessen einzige freiwillige Handlung aber im Stücke die heimliche Vergiftung eines Feindes aus Privatrache ist. Wir sehen seinen Sohn unschuldig leiden und den Vater über den Unschuldigen den Stab brechen. Diese Folterscene füllt fast den ganzen vierten Akt aus und bewirkte, daß eine Menge feinfühlender Leute schon vor Schluß des Aktes das Theater verließen. Wir sehen Loredano aus einem schwärmerischen Liebhaber in eine rachsüchtige Katze sich verwandeln und seine verlassene, unschuldige Geliebte das ganz in der Ordnung finden und ihm verzeihen. Sogar der alte Doge verzeiht ihm sterbend und bittet selbst um seine Verzeihung. Kurz, alle diesen Verrenkungen des Herzens und des Verstandes wird zuletzt eine christliche Versöhnungskrone aufgesetzt. Ich hätte noch Marina, die Frau des jungen Foscari erwähnen sollen, aber ich weiß wirklich nicht was sie im Stücke zu thun hat außer Händeringen, Schluchzen und Ausstoßen schwülstiger Phrasen. Ich darf nicht schließen, ohne zu bemerken, daß im Stücke viel Staatsweisheit gepredigt wird, die zu einigen starkbellatschten Kraftstellen Anlaß gab, und deren Moral ist: wenn man den Bogen zu straff spannt, so reißt er; eine Moral die sich auf die Tragödie selbst anwenden läßt, deren Bogen wirklich zu straff gespannt ist. Auf die Sprache hat der Dichter diesmal besondere Sorgfalt verwendet, aber sie ist pomphaft und unnatürlich wie die Helden des Stückes selbst.

Notizen.

Aus dem Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthumskunde. — In der am 7. Juni gehaltenen Zusammenkunft berichtete Herr Dr. theol. Steitz über seine Bemühungen, die Oertlichkeit in der Friedbergergasse, wo das Haus des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor stand, genau festzustellen. Die sicherste Grundlage hierfür boten die dankenswerthen Mittheilungen, die der Vortragende ganz kürzlich von der Tochter des Schöffen Jost Textor († 1791), der selbst ein Sohn des Stadtschultheißen war, erhalten hat. Auswärtige Leser werden mit Interesse vernehmen, daß diese Dame — nicht, wie wir einmal lasen, eine weitläufige Verwandte Goethe's, sondern mit demselben „leiblich Geschwisterkind" — noch am Leben ist und sich des trefflichen Großvaters und ihrer bedeutungsvollen Jugendzeit klar erinnert. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit den Vorschlag, daß der beziehungslose und bis jetzt nicht in den Volksgebrauch übergegangene Name „Kleine Friedberger Straße" in den schöneren „Textorstraße" umgewandelt werden möge. Was die Frage vom Schultheißenhause selbst anbetrifft, so denken wir darüber Näheres mitzutheilen, sobald die Untersuchung abgeschlossen sein wird. — Herr L. F. Finger berichtete ausführlich über das in der vorigen Sitzung dem Verein von Herrn Binge zugekommene Geschenk an römischen Münzen, das er als ein sehr dankenswerthes bezeichet und dessen Werth er selbst durch sorgfältige Anordnung und Anschaffung des Apparates noch bedeutend erhöht hat.

Die goldene Repetiruhr, welche Napoleon in seinen wichtigsten Schlachten trug, wurde nebst anderen Gegenständen geringeren Werthes im Juni 1815 vom Lieutenant von Rosen, späteren Platzmajor in Köln, bei Jemappes in dem damals erbeuteten kaiserlichen Wagen vorgefunden und ist jetzt im Besitze des Herrn Dr. Friedr. Thesmar in Köln. Dieselbe hat 4 Loth Goldgewicht; selbst die Räder des Werkes, zehn an der Zahl, sind von französischem rothen Golde; sie ist auch abgesehen vom geschichtlichen Werth ein Prachtstück. Herr Dr. Thesmar hat diese Uhr König Wilhelm I. als Geschenk angeboten, der laut einem Kabinetschreiben vom 3. Juni das Anerbieten wohlgefällig aufnahm, jedoch ohne dem jetzigen Eigenthümer den Besitz einer solchen geschichtlichen Merkwürdigkeit entziehen zu wollen.

F. W. Rühl, der Director des nach ihm benannten großen Gesangvereins, hat einen Ruf nach Mainz, zur Leitung der dortigen Liedertafel, erhalten und wird demselben, wie die hiesigen Kunstfreunde mit Bedauern vernehmen, wahrscheinlich Folge leisten. Frühere Directoren der Mainzer Liedertafel waren Esser, Franz Messer und Kapellmeister Karl Reiß.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 9. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 185.) Dritte Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. Neu einstudirt: **Des Malers Meisterstück.** Lustspiel in 2 Akten von J. Fr. v. Weißenthurn. Girolamo: Herr Marr. Hierauf: **Des Königs Befehl.** Lustspiel in 4 Akten von Dr. Carl Töpfer. Der König: Herr Marr.

Montag, 10. Juni. (Abonnementvorstellung Nro. 186.) Vierte Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. **Der Minister und der Seidenhändler** oder: **Die Kunst Verschwörungen zu leiten.** Lustspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Scribe: für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Marr. Graf Ranzau: Herr Marr.

Für nächste Woche in Aussicht.

Des Malers Meisterstück; Des Königs Befehl. — Minister und Seidenhändler. — Der Jude. — Helene von Deigliére (Gast: Herr Marr.) — Der Ball zu Ellerbronn (Gast: Fräulein Krauß) — Der fliegende Holländer. — Martha (Gäste: Fräulein Mandl, Herr Ander). — Orpheus in der Unterwelt.

Frankfurter Kunstverein.

Neu ausgestellte Kunstwerke.

A. Schreyer in Frankfurt a. M., Türkische Pferdehändler. — W. Wendelstadt in Frankfurt a. M., Aquarellgemälde.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N: 58. Dienstag, 11. Juni 1861.

Jacob Philipp Fallmerayer.

Von Ludwig Steub.

II.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen", schrieb er einst einem Bekannten, „daß ich am Liebsten und Leichtesten auf Bestellung und Commando arbeite." Und so fehlte es denn auch einerseits nie an Bestellungen und anderseits nahm der Fragmentist fast jede freundlich auf. Diese kleinen Aufgaben schmiegten sich am Besten in sein geistiges Wesen, welches, nachdem das erste Mannesalter in den mühsamsten und ernstesten Studien vergangen war, sich nach leichterer Beschäftigung, nach näheren Zielen sehnte. Es freute ihn, gute Menschen sich verbinden und dem Publikum ein edles Vergnügen bereiten zu können. Ihm selber gewährte es am meisten Ergötzlichkeit, wenn ihm etwas Türkisches, ein Leitfaden zur Kenntniß der Sprache u. dergl. geboten wurde. Er unterließ es dann nicht, die altaischen Sentenzen in reichlicher Fülle mit deutschen Buchstaben drucken zu lassen, und die Geheimnisse des türkischen Idioms in so eleganter Weise und so ansprechend darzulegen, daß sie sogar den Münchner Damen genießbar wurden. Uebrigens arbeitete er langsam, oft auch unterbrochen von melancholischen Zweifeln, ob noch die alte Kraft vorhanden, ob es überhaupt noch der Mühe werth, sich für literarische Erzeugnisse anzustrengen. Jeden Abend notirte er fleißig in sein Tagebuch außer dem, was er gelesen, auch was und wie viel er geschrieben hatte. Manchmal ging's nicht über fünfzehn, zwanzig, oder dreißig Zeilen, was dann meist einen abendlichen Trübsinn herbeiführte — hin und wieder, wenn die Ader flüssig war, kam aber auch eine Folioseite oder noch mehr zu Stande, und solches Zeichen der annoch regen Potenz wurde dann mit großer Befriedigung begrüßt. In der Ueberarbeitung und Correctur seiner Aufsätze zeigte der Fragmentist eine Ausdauer, wie vielleicht kein anderer so in unserem Menschenalter. Meist schrieb er sie nach oftmaliger Durchlesung selber ab, besserte dann wieder an der Abschrift und copirte diese endlich auf's Neue. Gedanken waren ihm zwar stets zur Hand, oder flossen ungezwungen zu aber der rechte Rythmus war nicht immer so leicht zu beschaffen und veranlaßte mitunter erheblichen Aufenthalt; Stunden lang saß er oft über einer spröden Stelle und hämmerte daran wie ein Klempner, bis sie endlich in den richtigen Fluß gerieth und Cadenz annahm. Ueber einen Absatz in der Darstellung der Schlacht von Culm berieth er sich einst drei Tage mit sich selbst ohne allen Erfolg und klagte beweglich: die Stelle will nicht musikalisch werden! — bis sich endlich am vierten die gesuchte Melodie zum Glücke einfand. So machte auch er wieder wahr, was Schiller einst gesagt: der Fleiß ist das Genie! Endlich, wenn alles in Ordnung war, traten die Tage holder Erwartung ein, die aber nicht zu lange währen durften, denn wenn der gewöhnliche Termin vorüber und der Artikel nicht erschienen war, regte sich oft der ziemlichste

Mißmuth. Dann aber, wenn jener und zwar primo loco in der Zeitung stand, erhoben sich die Lebensgeister wieder, die Lobeserhebungen wurden bescheiden aber mit innigster Freude entgegengenommen, für spätere Erinnerungen notirt und das Dasein hatte wieder seinen Reiz. Wie sich jene frommen mestatischen Mädchen in seinem Land Tyrol, wenn wir ihren Beichtvätern glauben dürfen, den Lebensfaden von Zeit zu Zeit nur durch eine Traubenbeere, durch eine Pflaume fristeten, so fristete er sein geistiges Leben mit dem zarten Duft seiner Aufsätze und dem erquickenden Weihrauchwölkchen, die von diesem Altare sich erhoben.

Am besten unter jenen Aufsätzen haben dem Publikum natürlich jene behagt, in denen sich ein Sarkasmus an den andern drängte. Der Fragmentist hatte diesen Schlüssel zu den Herzen der Leser bald gefunden, benützte ihn gerne und wiegte sich behaglich (κύδεϊ γαίων) in der Fülle seiner Epigramme. Man könnte übrigens fast fragen, ob er je einmal verletzend sein wollte. Er selbst gab sich wenigstens den Anschein, als glaube er nicht an solche Möglichkeit. Er schien alles nur für eine harmlose „Gymnastik des Geistes", für einen „lusus ingenii" zu halten, für ein Spiel von unschädlichem Belang. Die Betroffenen waren freilich oft ganz anderer Ansicht und er hatte manche herbe Erwiderung, manche peinliche Retorsion zu erfahren. In seinen Repliken — man darf es wohl zugeben — wußte er das Gleichgewicht nicht immer zu bewahren und es kam hie und da zu Expectorationen, die nicht allen Freude machten, deren Nachwirkungen ihn selbst verstimmten und die er dann wieder gerne hätte ungeschehen wissen mögen.

Wenn nun aber auch unter jenen Geistesübungen sich einige finden, die der Autor besser nicht geschrieben hätte, so liegen dafür andere vor, die sicherlich zu den Prachtstücken der deutschen Literatur zu zählen sind. Jetzt, wo die meisten, bis sie wieder gesammelt werden, halbvergessen, jedenfalls außer dem gewöhnlichen Verkehr noch in den Journalen begraben liegen, genüge es, die Fragmente aus dem Oriente zu erwähnen, die aus solchen Einzelstücken zusammengesetzt sind. Dort finden sich Abschnitte, wo sich harmonischer Redefluß, glückliche Wahl des Ausdrucks und Reichthum ansprechender Gedanken zum schönsten Ganzen, zu wahren Musterbeispielen eines getragenen, edlen Styls vereinigen, während sich andere wieder durch heitere Ironie und treffende Satyre auszeichnen. Dies ist wenigstens die allgemeine Meinung in Süddeutschland, wobei man allerdings zugeben kann, daß der Thüringerwald, die große Bücherscheide, über welche zwar jede literarische Waare ungehindert südwärts strömt, die aber den diesseitigen Producten und unserm schüchternen Ehrgeiz immer etwas hinderlich und winterkölt entgegensteht, daß diese auch bei seinem Ruf und Ruhm nicht ohne Einfluß blieb. Man scheint ihn jenseits entweder nicht kennen oder nicht gelten lassen zu wollen. Wenn man zu Leipzig jeweils in literarhistorischen Uebersichten die deutschen Humoristen mühsam zusammenhascht und sich bitter über Mangel an solchen beschweret, so ist es gleichwohl nicht üblich, des Fragmentisten auch nur mit einem Worte zu gedenken. Wenn man in Norddeutschland Literaturgeschichten, Blumenlesen, Mustersammlungen aufstellt, so wird er weder „primo loco", noch in einer Note, noch in einem spätvergeltenden Nachtrag genannt. *) Er hat bei vielen Büchern Ammendienste geleistet, vielmehr ihren Eintritt in die Welt als schmetternder Herold angekündigt, den gleichen Gegendienst aber nie verlangt und nie erhalten. Er war in keine Kameradschaft aufgenommen und wurde daher auch nie zünftig.

---

*) Auch in „süddeutschen" Anthologien haben wir erst einmal ein Stück von Fallmerayer gefunden. Uns scheint das geflissentliche Ignoriren der süddeutschen Leistungen im Norden weit seltener vorzukommen als die tendenziösen Klagen darüber im Süden. In Norddeutschen Zeitschriften ist Fallmerayers Hinscheiden mit unverkennbarer Theilnahme besprochen] A. d. R.

Eine nähere Erörterung verdient endlich auch die Stellung des Fragmentisten zu dem neuen Griechenland, vielmehr zur orientalischen Frage.

Man weiß, wie das Herz der Germanen vor vierzig Jahren den „Hellenen" entgegenschlug, als diese für ihre Freiheit aufgestanden. Es war die einzige Freiheit, für welche in den Blüthetagen der heiligen Allianz das occidentalische Festland ein Mitgefühl bekennen durfte. Auch ist kein Zweifel, daß selbst der Geschichtschreiber von Trapezunt die allgemeine Stimmung damals getheilt hat. Leider, möchte man fast sagen, wollte er aber in der Sache klarer sehen, als die „enthusiastischen Grammatiker," welche in trunkenem Hellenenjubel den Reigen führten. Er nahm daher die Geschichte von Morea im Mittelalter vor und fand, daß die Griechen der Befreiungskämpfe eigentlich keine Hellenen, sondern theils gräcisirte Slaven, theils Albanesen seien.

Was nun diese Entdeckung betrifft, so sind die Albanesen als Bestandtheil der Bevölkerung des Königreichs Griechenland bereitwilligst oder wenigstens ohne Widerspruch entgegengenommen worden, zumal da schon frühere Reisende von ihnen gesprochen hatten. Es ist eine Einwanderung von ziemlich jungem Datum, welche sich auf dem Festland und im Peloponnes, den Acker zu bauen, oder wie auf Hydra und Spezia Seefahrt zu treiben, niedergelassen hat — ein robustes Völklein, das noch allenthalben seine Sprache bewahrt und daher unmöglich zu verkennen ist. Ihre Zahl ist unbedeutend, doch können wir die Ziffer nicht angeben.

Destomehr hat man aber über die Slaven gestritten. Zu den kärglichen Stellen der byzantinischen Historiker, welche von einer Slavisirung des Peloponneses sprechen, fand Fallmerayer auch noch, daß die Ortsnamen im heutigen Griechenland, vielleicht zum größeren Theile, ungriechisch seien. Er fand dort ein Krakowa und Warsowa, ein Kammitzi und Woligosti und stellte den unwiderleglichen Satz auf, daß das Volk, welches hier im Land des Pelops jene Namen ausgestreut, dasselbe sein müsse, welches auf der nordischen Heide sein Krakau und Warschau, sein Kamenz und Wolgast erbaut. War damit allerdings ein slavisches Element bewiesen, so war aber doch noch der Zweifel erlaubt, ob es denn wirklich, wie der Forscher behauptete, Jahrhunderte gegeben habe, wo im Peloponnes nur slavisch gesprochen worden und das Griechische ganz verschollen gewesen, ob dieses wirklich erst nach der byzantinischen Zurückeroberung durch Kriegsleute und Mönche wieder eingeführt worden sei? Ist das behauptete Phänomen ein wahrscheinliches oder nicht eben so leicht anzunehmen, daß sich bei der slavischen Ueberflutung in den vielen befestigten Bergstädtchen und Burgflecken gleichwohl noch griechische Gemeinwesen in ziemlicher Zahl, wenn auch unter slavischer Botmäßigkeit erhalten und diese dann später im Verein mit den byzantinischen Eroberern die Gräcisirung der peloponnesischen Slaven übernommen und besorgt haben? Um diese Fragen etwa kann sich der Streit noch drehen, — in der Hauptsache ist die Aufstellung Fallmerayers durchgedrungen; es handelt sich nur noch um das Procentmaß des slavischen Bluts in neugriechischen Adern — gerade dieses aber wird sich nie genau bestimmen lassen.

Beachtenswerth ist nun aber der Eindruck, den die eigene Entdeckung auf den Forscher machte. Er glaubte, nicht er habe sich in seinem früheren Schulenthusiasmus selber, sondern die Griechen hätten absichtlich ihn getäuscht, und er konnte ihnen dieses Gaukelspiel nie mehr verzeihen. Da die Freiheitskämpfer keine Hellenen seien, so sollten sie lieber gar nicht sein. Die Vernichtung des hellenischen Reichs schien ihm eine welthistorische Aufgabe, welche die Vorsehung vertrauensvoll in seine Hände gelegt. Schon in der Geschichte von Moreae, wo sie gegen den Schluß geht, findet sich, und zwar in schönster Sprache, eine Würdigung der Griechen, die nicht leicht herber sein könnte, wogegen das Volk der Osmanli mit seinen einfach strengen Sitten hoch gepriesen

wird, da es Lüge, Betrug und Diebstahl hasse, in Handel und Wandel ehrlich sei und Erbarmen wie Mitgefühl kenne. Ueber der Vorrede zu diesem Buche, die wie alle seine Vorreden classisch ist, liegt aber eine sanfte Wehmuth und edle Trauer über den Untergang der Hellenen, welche „Haufe an Haufe, von den Keulen der Scythen fortgetrieben, während der tiefsten Geisternacht (des frühen Mittelalters) in den Schlund der Vernichtung hinabstiegen." Auch spricht er den Wunsch aus, an dessen Aufrichtigkeit freilich auch ein Zweifel gestattet ist, daß man ihn in Betreff seiner Slaventhese eines vollständigen Irrthums überführen möchte. Mit einem so elegischen Feinde hätte wohl, wie man denken sollte, noch eine Verständigung möglich sein können.

Die Reisen in den Orient scheinen auf die Werthschätzung der türkischen Tugenden einen abkühlenden Rückschlag geübt zu haben. Obgleich den Griechen in den Fragmenten aus dem Orient nur eine zwar begabte, aber leichtfertige Nichtswürdigkeit zugestanden wird, so erhält doch auch der „stupide Fanatismus" der Türken die verdiente Anerkennung. Und daß die Aufrechthaltung des mohamedanischen Sultanats in Stambul als Steindamm gegen die Moskowiter aus politischen Beweggründen noch aufrecht erhalten werden müsse, wird fast beklagt, den Türken und den Griechen aber von jenseits des Borysthenes her eine nahe bevorstehende neue Weltordnung prophezeiht — eine politische Einheit der morgenländischen Kirche und ihrer goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin.

(Schluß folgt.)

Goethe's Bildnisse in der Goetheausstellung zu Berlin. *)

Von Goethe's Bildnissen sind die aus den späteren Jahren typisch geworden, und erst jetzt — hundert Jahre fast nach der Geburt des Dichters — fangen wir an, dem Typus seiner spätern Epoche die Bilder aus der Blüthe des Lebens gegenüber zu stellen. So steht Goethe der Greis sogar in Frankfurt, das doch wohl Ursache gehabt hätte, ihn so darzustellen, wie er dort war, als er Götz und Werther und Fragmente des Faust dichtete. (Wie lange wird es dauern, bis gegenüber dem Typus Friedrich des Großen aus seinem absteigenden Alter der des Mannes ebenfalls zu seinem Rechte kommt, aus der Zeit, in der er seine großen Schlachten schlug und seine großen Gedanken faßte?) Da ist es uns nun von großem Werthe gewesen, die Bilder Goethes aus der ersten Hälfte seines Lebens hier zusammen zu sehen. Die geistvolle Skizze Oesers aus Goethe's Studienzeit ist neuerdings und durch einen wohlgelungenen Stich dem Publikum bekannt geworden. In der Fülle der Kraft, in den frühesten Weimarischen Tagen, stellt ihn das Bild von May dar: obwohl ein Profilbild, das nie des vollen Ausdrucks mächtig ist, neben dem Gemälde Tischbeins die vollendetste Darstellung, die wir aus dieser ersten Lebenshälfte besitzen. Aus der römischen Zeit — zehn Jahre später — liegen dann drei Darstellungen davon, sehr verschieden in der Auffassung, alle drei in ihrer Weise bedeutend; leider standen von zweien von ihnen nur Kopien der Ausstellung zu Gebote. So gerade von dem besten unter ihnen, dem Gemälde Tischbeins. Goethe, im Mantel und breiten Reisehut, mit ruhig und fest umblickendem Auge unter Trümmern der Römerzeit ausruhend: im Hintergrunde breitet sich die weite Campagne aus und darüber ruhend das Sabinergebirge. Kein anderes

---

*) Aus der Preußischen Zeitung.

Bild von ihm hat so den vollen markigen Ausdruck auf sich selber ruhender Männlichkeit; Tischbeins feste und kräftige Manier war in der That höchst geeignet, diesen zu erfassen. Wie ganz anders tritt er uns aus dem Bilde entgegen, das seine Freundin Angelica zur selben Zeit von ihm machte! Wir möchten den Ausdruck spiritualistisch nennen: der sinnende Geist und das leidenschaftliche Feuer in diesem Gesicht, dazu ein eigenthümlich vergeistigendes Kolorit, sind ganz ohne das Gegengewicht kräftiger, klarer Form, das uns aus Tischbein's Bild so männlich anmuthet. Noch idealistischer ist die Büste von Trippel behandelt, deren Abguß hier freilich weitaus nicht die tiefe Wirkung auf uns machte, als das Original auf der Weimarischen Bibliothek; es ist geradezu Goethe als Apoll. Goethe selbst äußert sich in diesem Sinne darüber: „Gewiß, sie ist in einem schönen edlen Stil gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet." Wir gedenken noch einer liebenswürdigen Aquarellskizze Tischbein's aus dem römischen Aufenthalt: aus dem Zimmer, dessen Dunkelheit uns kühl anmuthet, lehnt sich Goethe, dem Beschauer den Rücken zuwendend, behaglich hinaus in den heißen Nachmittag, dessen Licht im Zimmer fällt. Eine scherzhafte Erinnerung an Tischbein's Zusammenleben mit Goethe zu Rom im selben Hause, wie das uns Goethe mit solchem Behagen beschrieben hat.

Dann folgen spätere Bilder und Büsten. Zwei Bilder Kolbe's und das berühmte in Copien vielfach verbreitete Bild Stielers aus 1828. Dazu dann die bekannten Büsten von Tieck (1801) und Rauch (1820), andere von Klauer, Fischer; alle überragend der ungeheure Kopf des Steinhäuser'schen Goethe, der für das Arnim'sche Monument bestimmt war und nun in Weimar in einem Häuschen im Parke steht: ein Zeusartiger Kopf, wie er sich für den triumphirenden König der Poesie ziemt, als welchen ihn Bettina in ihrem poetisch empfundenen Entwurf des Denkmals sich dachte.

Dieser Entwurf, im Besitz der Arnim'schen Familie, tritt dem Eintretenden im ersten Zimmer entgegen. Das Schicksal des Lieblingsgedankens der geistvollen undt ief-poetischen Frau ist merkwürdig. Von ihr selbst ist zuerst die Gruppe modellirt, welche die Spitze bildet: Goethe, in ruhiger, königlicher Haltung dasitzend, zwischen seinen Knieen ein Genius, der an die Saiten seiner Leier schlägt. Zum Neujahr 1824 übersandte Bettina Goethe diese Gruppe. Er bemerkt darüber brieflich: „Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art von Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen; wenn man das kleine nette Schooßkind des alten impassibeln Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre trockene Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen, hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben." Die Gruppe sollte nun, und diesen Gedanken finden wir wahrhaft poetisch und schön, auf einem Postamente ruhen, das einen von zwei Seiten zum König der Poesie heranziehenden Triumphzug in Basreliefs darstellt. Diese Basreliefs sind von Steinhäuser, der damals aus Rom hierherkam, modellirt. Es war Aussicht, daß der hochselige König das Monument ausführen ließe. Und, wie es scheint auf diese unbestimmte Aussicht hin, begann Steinhäuser die Ausführung des Monuments zu Rom. Da sich jene Aussicht nun zerschlug, kaufte der Großherzog von Weimar die vollendete Gruppe an; und nun steht sie zu Weimar im Park — an einem höchst ungünstigen Orte, als Fragment eines ohne Zweifel sehr poetisch gedachten Plans, über dessen Ausführbarkeit es allerdings interessant wäre, kompetente Stimmen zu vernehmen.

Metastasio.

In Nr. 54 dieser Blätter erwähnten wir Karajan's Vortrag über Metastasio und Haydn in der Jahressitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften am 30. Mai.

Metastasio's Lebensschicksale waren bis zur Stunde wenig bekannt, selbst sein Name war bereits der Vergessenheit anheim gefallen und wurde erst vor einigen Jahren, als seinem Angedenken in der Wiener italienischen Kirche ein Denkmal gesetzt wurde, wieder geweckt. Die Skizze die Herr v. Karajan bot, war weniger geeignet, eine ausführliche Biographie und Schilderung dieses stets schlagfertigen Improvisators und Hofpoeten Maria Theresia's zu liefern, als vielmehr interessant durch einige Streiflichter und Schlagschatten, welche der gelehrte Forscher auf die damaligen Hof- und Staatsverhältnisse warf; selbst einige pikante Analogien fehlten dem Vortrage nicht.

So theilte er die beißende Kritik mit, welche Metastasio in einem Briefe über den schleppenden Gang der Staatsgeschäfte, wo durch lauter Bedächtigkeit alles versäumt werde, aussprach. Metastasio hatte Gelegenheit, dieses gewohnte Zögern an sich selbst zu erfahren. Volle eilf Monate verstrichen von dem Tage an, an welchem Metastasio durch einen Brief des kaiserlichen Hofmusikgrafen Prinz Pius von Savoyen an den Hof Karl's VI. berufen wurde, bis zu dem Tage, da seine Anstellung mit dem Jahresgehalte von 3000 fl. erfolgte. Später erhielt er als eine Sinekure die Stelle eines Einnehmers oder Schatzmeisters in Neapel, welche, wenn sie auch nicht persönlich versehen wurde, einen Jahresgehalt von 1500 fl. abwarf, so daß Metastasio, wenn man die Verhältnisse der damaligen Zeit in Anschlag bringt — pekuniär jedenfalls glänzender gestellt war, als mancher Dichter und Gelehrte von ungleich größerer Bedeutung in unseren Tagen. Freilich mußte Metastasio auch jedesmal den Pegasus besteigen, so oft es seinem allerhöchsten Gebieter gefiel, und er befand sich deßhalb oft in einer nichts weniger als freudig erregten Stimmung. So schrieb er einst an den Fürsten Trivulzi in Venedig: „Wie glücklich sind Sie doch, kein Dichter zu sein u. s. w." Was die dichterische Wirksamkeit Metastasio's selbst anbelangt, so scheint er damit den Wirkungskreis eines Hofpoeten nicht überschritten zu haben, denn, wie wir aus dem Vortrage erfahren, waren es nur Gelegenheitsgedichte, geistliche Spiele, Namenstags-Ovationen u. dgl., mit deren Abfassung er betraut wurde. In seinen Briefen spricht sich nicht selten große Ueberschwänglichkeit aus und das leidenschaftliche Element des Italieners verleugnet sich nur selten. Ueber die Erfolge seiner Operetten spricht er in einer selbstvergötternden Weise, die fast komisch erscheint. Häufig begegnen wir enthusiastischen Aussprüchen, wie z. B. „das anbetungswürdige Benehmen dieser Prinzessinen" — wenn er von dem Einstudiren eines seiner Singspiele zum kais. Namensfeste und von den Töchtern Karl's VI. spricht, eben so wenn er erzählt, wie er sich geehrt fühlte, der Sonne so nahezustehen (Karl VI.), wenn er letzteren die „höchste Persönlichkeit der Erde" nennt u. s. w. Für Geschenke schien Metastasio keineswegs unempfänglich. Es kann ihn begeistern, wenn Maria Theresia den Grafen Chotek, Kaunitz und Wilczek Häuser zum Geschenke macht: „Wie schön ist's" — schreibt er — „dieser Monarchin zu dienen, die ihren Dienern nicht blos gibt, was sie bedürfen, sondern auch, was ihnen Freude gewährt u. s. w.."

Metastasio schlug mehrere ihm gemachte Anerbietungen von Seite anderer Höfe aus und blieb seiner Gebieterin standhaft getreu. Er zählte 82 Jahre, als diese starb, und er, dessen Feder stets so schnell bereit gewesen, seinen Gefühlen Ausdrücke zu geben, fand, wie er selbst sagte, kein Wort, das was sein Inneres bewegte in Versen wieder zu geben. „Die größte Wohlthat", schrieb er später, „die sie uns hinterließ, ist ihr Nachfolger Joseph II."

Hätte er länger gelebt, so schloß Herr v. Karajan seinen dreiviertelstündigen Vortrag, er würde alle großen Eigenschaften Joseph's II., welche sich später erst entwickelten, anerkannt und gepriesen haben.

Notizen.

Aus Lasaulx' letzter Vorlesung. Als Lasaulx am 15. März zum letztenmale auf dem Lehrstuhle stand, sprach er merkwürdiger Weise über Schlaf und Traum und über den Tod. Er hatte den Schlaf, „der die Wurzel des Lebens restaurirt", seit sieben Wochen nicht mehr genossen, er schilderte aus peinlicher Erfahrung die krankhaften Zustände der Schlaflosigkeit und sprach: „Wer den Schlaf gehörig erfaßt und erkennt und würdigt, hat den Dingen so ziemlich auf den Grund geschaut." Dann definirte er die drei verschiedenen Ansichten über den Tod, die materialistische, die wohl eine ganz respectable Kraft verlange, um mit ihr das Leben zu schließen; die spiritualistische, welche auf ganz bedeutende Geister einen großen Reiz auszuüben im Stande gewesen; zuletzt die sogenannte christliche, daß die Seele vom Leibe sich trenne und speciell fortdauere, eine Ansicht, die nicht geradezu specifisch-christlich genannt werden könne, da sie große Männer längst vor dem Christenthume zuversichtlich geglaubt und gelehrt und die des Menschen so eigentlich erst würdig wäre. Darauf schloß er wörtlich: „Mag Jeder von diesen drei Ansichten wählen welche er immer will, er möge aber bedenken und überlegen, ehe er wählt; und sollte Einer thöricht wählen, so wird er doch noch vor seinem Lebensende so viel Muth und Charakter besitzen, daß er zur richtigen Ansicht zurücktritt." — Lasaulx brach darauf früher ab, weil er zur Kammer ging. So berichtet Dr. H. Holland im Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung.

Eisenhart'sche Kupferstichsammlung. — Bei der zu Ende vergangenen Monats in München gehaltenen Versteigerung der herrlichen Kupferstichsammlung des Oberappellraths Eisenhart waren außer den Einheimischen viele fremde Liebhaber und Kunsthändler zugegen, wie Dr. Roth aus Paris und Brockhaus aus Leipzig, dann Prestel aus Frankfurt, Börner aus Leipzig, Link und Heubel aus Berlin, Rochoux aus Paris, Siegfried aus Zürich, Herdegen aus Nürnberg u. s. w. Das erzielte Resultat ist ein wahrhaft glänzendes zu nennen: so wurden für die deutsche Schule 9025 fl. gelöst, darunter für die Blätter von A. Dürer allein 3507 fl., von welchen auf den heil. Hieronymus im Zimmer 150 fl., auf die große Holzschnittpassion 110 fl. und auf die Apokalypse 146 fl. (für Holzschnitte noch nie dagewesene Preise) treffen: Martin Schön, von dem 18 Originalblätter vorlagen, erzielte 1835 fl., darunter die große Kreuzschleppung 362 fl., der Tod der Maria 310 fl., und Christus erscheint der Magdalena 321 fl. Die Niederländische Schule, die umfangreichste, brachte 15,410 fl., das Werk Rembrandts allein 3878 fl., für das unter dem Namen „der Diamant" bekannte Blatt von N. Berghem wurden 301 fl. bezahlt — der Gesammterlös der 2340 umfassenden Sammlung entziffert sich auf 26,872 fl.

Imperialistische Lobhudelei. Edmund About, der Famulus des Prinzen Napoleon, verfällt bei Besprechung des Porträts desselben (gemalt von Flandrin) in folgenden Dithyrambus: „Da sehen wir ihn, diesen ausrangirten Cäsar (César déclassé), den die Natur in die Gußform der römischen Kaiser geworfen, und den das Schicksal bis heute dazu verurtheilt hat, auf den Stufen eines Thrones die Arme zu kreuzen; stolz auf den Namen, den er trägt, und auf die Talente, die er enthüllt hat, aber an einer sichtbaren Herzwunde leidend und erfüllt mit edler Entrüstung gegen ein Schicksal, welches ohne Zweifel nicht immer auf ihm lasten wird; Aristokrat durch Erziehung, Demokrat aus Instinct; legitimer und nicht Bastardsohn der französischen Revolution. Das ist er, welcher im Senate sich mit Einem Sprunge auf den Rang unserer berühmtesten Redner geschwungen hat, das Papstthum zermalmend, wie ein Löwe in der Wüste mit einem Griffe ein zitterndes Opfer zermalmt. Wenn der Künstler eine Seite dieser edlen und seltsamen Erscheinung im Schatten gelassen hat, so ist es die künstlerische, feine, florentinische Art, durch welche der Prinz sich den Medicäern anschließt."

Robert Zimmermann, Professor der Philosophie an der Universität zu Wien, entwickelt in seiner am 15. April gehaltenen Antrittsrede folgende bemerkenswerthe Ansicht: „Das Forschen, von der zerstreuenden Fülle empirischer Einzelthatsachen ermüdet, beginnt nach Principien und innerem logischen Zusammenhalt sich zu sehnen. Wie im Anfang unseres Jahrhunderts Philosophen zur Naturforschung hin-, so sehen wir jetzt geistig be-

deutende gefeierte Naturforscher sich zur Philosophie zurückwenden. Die philosophische Aufgabe der Gegenwart ist die Kritik aller gegebenen Erfahrung." Das ist der Schlußsatz des Verfassers, der bescheiden klingen mag, aber eine gewaltige und große Aufgabe stellt. Eine klare richtige Anschauung und ein ernster männlicher Geist spricht aus der Rede Zimmermann's und sie wird, wie die Vorlesungen, welche ihr folgen, der Wiener Hochschule zur Ehre gereichen.

Uhland ein Jugenddichter. Johannes Minckwitz hat in seinem „neu hochdeutschen Parnaß" Ludwig Uhland als einen Jugenddichter bezeichnet und oberdeutsche Kritiker ereifern sich gegen diesen Ausdruck mit erkünstelter Erhitzung, als könne man sich gar nicht denken, was unter ihm zu verstehen sei. Gleichwohl scheint uns nichts leichter, als jene Bezeichnung als eine ganz richtige und passende zu verstehen. Daß Uhland die meisten der Gedichte, welche seinen Ton am reinsten haben, in der ersten Lebenshälfte verfaßt hat, ist hier Nebensache. Aber das weiß doch wohl auch Jeder, der nicht so befangen ist, ein abgegrenztes Lob für eine Anfeindung zu halten. Uhlands Lieder, voll gediegenen, ächten Goldklanges wie sie sind, enthüllen selten die tieferen, eingreifenden Conflicte des Denkens und Fühlens, für deren Lösung man der Weltkenntniß, der Erfahrung, der unter Schmerzen errungenen Lebensweisheit bedarf. Die Ursache, warum sie es nicht thun, darf man allerdings am wenigsten im Mangel an Tiefe bei ihrem Urheber suchen; eher in der schlichten, harmonischen Einheit seines Wesens. Aus ihm spricht „der Einklang, der aus dem Busen dringt und in sich selbst die Welt zurückeschlingt." Gerade deßhalb vermag Uhland die Jugendstimmung, den Nachklang des rothgoldenen Maimorgens wohl auch bei den Alten wachzurufen; doch liegt sein höchster Ruhm darin, daß er ein Jugenddichter ist.

Moriz von Schwind zeichnet jetzt Compositionen zu Glasmalereien für den Dom von Glasgow. Die Art, wie er seine Aufgabe zu lösen im Begriffe steht, ist um so bewundernswerther, als einige ganz besondere Hindernisse jede freie und ansprechende Composition erschweren; vor Allem die breiten Fensterschalter, die es fast unmöglich machen, die Figuren miteinander in Beziehung zu bringen. Dazu kommen ganz eigenthümliche Vorschriften; so darf der auferstandene Christus nicht den typischen runden Heiligenschein um das Haupt haben, „weil der schottische Bauer denselben für einen runden Strohhut halten könnte."

Neuentdeckte Jan van Eycks. Zwei von den zwölf Tafeln des van Eyck'schen Bildes „Anbetung des Lammes" standen bisher, für Niemanden sichtbar, in der Sakristei der Domkirche von Gent. Mit großen Kosten und größerer Mühe ist es der belgischen Regierung gelungen, sie für den Staat zu erwerben. Die beiden Tafeln, jetzt im Brüsseler Museum dem Publikum zugängig, stellen Adam und Eva im Naturzustande dar und gehören zu derselben Bilderreihe, von welcher das Berliner Museum sechs Tafeln besitzt.

In den gräflich Giech'schen Familiensammlungen zu Thurnau, fünf Stunden von Bayreuth, befindet sich unter Anderen (im Ahnensaal) eine in drei Glaskästen und sechs Mappen eingereihte Autographensammlung von etwa 2000 Exemplaren; die Bibliothek enthält außerdem das Handexemplar von Schillers Geisterseher mit den von des Dichters Hand beigeschriebenen Verbesserungen.

Die vier Kategorien des kaiserlichen Armee-Personals werden in den „Memoiren eines Feldapothekers" also angegeben: 1) Gloire et richesse: Marschäle und Generale; 2) Gloire sans richesse: Offiziere und Mannschaft; 3) Richesse sans gloire: Armee-Verwaltung; 4) Ni gloire, ni richesse: Aerzte, Feldapotheker.

— Das Haus in der Oranienburger Straße in Berlin, in welchem Alexander v. Humboldt lebte und starb, ist jetzt neu ausgebaut worden. An der Vorderfronte desselben wird eine Gedenktafel von Marmor angebracht.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 11. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 187.) **Der fliegende Holländer.** Romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
N: 59. Mittwoch, 12. Juni 1861.

Shakespear'sche Sonette

in verschiedenen Uebertragungen.

II.

Sonett 59.

If there be nothing new, but that, which is,
Hath been before, how are our brains beguil'd,
Which, labouring for invention, bear amiss
The second burden of a former child?

O that record could with a backward look,
Even of five hundred courses of the sun,
Shew me your image in some antique book,
Since mind at first in character was done!

That I might see what the old world could say
To this composed wonder of your frame;
Whether we are mended, or whe'r better they,
Or whether revolution be the same.

O! sure I am, the wits of former days
To subjects worse have given admiring praise.

F. Bodenstedt.

Gibt's gar nichts Neues unter'm Licht der Sonnen,
Wozu sich thöricht immer neu beschweren,
Qualvoll das Alter wiederzugebären?
Was ist mit solcher Neugeburt gewonnen?

O wollte, bis zur Zeit da man begonnen,
Schönheit durch Bild und Worte zu verklären,
Zurückzuschau'n der Himmel mir gewähren,
Daß ich dein Bild säh' in der Sage Bronnen,

Und forschte, wie die alte Welt gepriesen
Solch wundervollen Schönheitsbau wie diesen —
Ob's immer war wie's heute ist auf Erden,

Die Menschen besser oder schlechter werden?
Doch nein, ich weiß: kein früheres Jahrhundert
Hat, was sich dir vergleichen mag, bewundert.

W. Jordan.

Wenn Alles das, was ist, schon einmal war,
Wie müßig sind des Hirns Erfindungswehen!
Ein Kind nur, das die Vorzeit schon gebar,
Muß nun in ihm zum zweitenmal entstehen.

O daß fünfhundertmal den Zirkelflug
Der Sonne rückwärts meine Kunde reichte,
Daß mir ein Blatt in einem alten Buch
Voll Runenschrift das Bild des Freundes zeigte!

Da läs' ich, was das Alterthum geschrieben
Vom Wunderwerke seiner Huldgestalt,
Ob es, ob wir darin zurückgeblieben,
Ob heut nur wieder gilt, was damals galt.

Doch nein. Der Dichterwitz des Alterthumes
Fand Minderwerthes würdig seines Ruhmes.

Sonett 60.

Like as the waves make towards the pebbled shore,
So do our minutes hasten to their end;
Each changing place with that which goes before;
In sequent toil all forwards do contend.

Nativity once in the main of light,
Crawls to maturity, wherewith beeing crown'd,
Crooked eclipses 'gainst his glory fight,
And time that gave, doth now his gift confound.

Time doth transfix the flourish set on youth,
And delves the parallels in beauty's brow;
Feeds on the rarities of nature's truth,
And nothing stands but for his scythe to mow:

And yet, to times in hope, my verse shall stand,
Praising thy worth, despite his cruel hand.

F. Bodenstedt.

Wie Wellen, die zum stein'gen Ufer fluten,
Daß jede, die nun anschwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war:
So drängen sich die flüchtigen Minuten.

Nur langsam reift der Mensch heran — dann sputen
Sich seine Tage plötzlich wunderbar,
Die Zeit zerstört was sie an's Licht gebar
Und nichts als Asche läßt sie von den Gluten.

Die Zeit schlägt Falten in die reinste Stirne,
Entstellt die schönste Wahrheit der Natur
Und prägt auf Alles der Vernichtung Spur.

Die Schöpfung aber, die aus meinem Hirne
Und Herzen sprang, dir, deinem Ruhm geweiht,
Wird nicht vergehn trotz aller Macht der Zeit.

W. Jordan.

Gleichwie zum Kiesgestade hin die Wellen,
So drängen unsre Stunden hin zum Ziel;
Sogleich erfüllt sind die verlassnen Stellen
Und rastlos vorwärts ringt dies Folgespiel.

Geburt begrüßt des Lebens volles Licht
Und kriecht zur Reife; kaum hinaufgehoben
Erkennt sie, finstre Falten im Gesicht,
Wie bald die Zeit zertrennt was sie gewoben.

Der Jugend holde Haltung knickt ihr Druck,
Sie furcht die glatte Stirn mit scharfem Stichel,
Ihr gilt als Heu der schönste Blüthenschmuck
Und alles Wachsthum wächst für ihre Sichel.

Doch deinen Werth trotz ihrer Grausamkeiten
Erhält mein Lied für ferne Hoffnungszeiten.

Sonett 55.

Not marble, nor the gilded monuments
Of princes, shall out-live this powerful rhyme;
But you shall shine more bright in these contents
Than unswept stone, besmear'd with sluttish time.

When wasteful war shall statues overturn,
And broils root out the work of masonry,
Nor Mars his sword nor war's quick fire shall burn
The living record of your memory.

'Gainst death and all-oblivious enmity,
Shall you pace forth; your praise shall still find room
Even in the eyes of all posterity,
That wear this world out to the ending doom.

So, till the judgement that yourself arise,
You live in this, and dwell in lover's eyes.

F. Bodenstedt.

Kein Marmorbild, kein fürstlich Monument
Soll diese mächtigen Reime überleben,
Die größern Ruhm und höhern Glanz dir geben
Als was erzeugt aus irdischem Element.

Wenn Kriegsgestürm Denkmale niederrennt,
Zerstörend Feuersäulen sich erheben
Und Alles wankt: sollst du im Liede leben,
Das Stahl nicht tödtet, Feuer nicht verbrennt.

Trotz Tod und feindlicher Vergessenheit
Sollst du fortleben in Unsterblichkeit,
Gerühmt vor den Geschlechtern, die in's Nichts

Hinsinken bis zum Tage des Gerichts, —
Denn meine Liebe und mein Lied besteht,
Bis was da lebt auf Erden, untergeht. *)

---

*) Das Shakespearische Sonett besteht aus drei Vierzeilen mit von einander unabhängigen Wechselreimen und einer Zweizeile, welche allemal die Pointe enthält. An Stelle

W. Jordan.

Kein goldgeschmückter Fürstenmarmor soll
Das Leben meiner Lieder überdauern.
Hier bleibt dein Bildniß stehn, mehr strahlenvoll
Als altersgraue moosbedeckte Mauern.

Ein Steinbild wird der Krieg in Schutt versenken,
Der Aufruhr sprengt das festeste Gemäuer;
Doch ewig leben soll dein Angedenken
Und hier geborgen sein vor Schwert und Feuer.

Tod und Vergessenheit sollst du durchschreiten
Mit deinem Ruhm; dein Name klinge laut
Hinüber zu der Nachwelt fernsten Zeiten
Bis einst der Erde jüngster Morgen graut.

Bis dann auch du dich wirst vom Schlaf erheben
Sollst du den Liebenden im Liede leben.

Jacob Philipp Fallmerayer.

Von Ludwig Steub.

II.

(Schluß.)

Nach der letzten Reise schien die Neigung zu den Türken in der Ferne wieder zu wachsen — den rechten und eigentlichen Schwung aber erhielt sie, als der letzte Krieg mit den Russen ausbrach und die Osmanen anfangs siegreich waren. Die Stimmung der deutschen Zeitungsleser hatte damals manche Aehnlichkeit mit ihren Sympathien für die Griechen, als sich diese 1821 ihrer Freiheit wegen erhoben hatten. Wie sich der Germane damals für den innern Druck, den er auszustehen hatte, an den Moraiten und Rumelioten erbaute als lauten Protagonisten in dem sonst so stillen Kampfe gegen die Metternich'sche Weltweisheit, so begeisterten ihn ein Menschenalter später die Osmanen als Vorfechter gegen den widerwärtigen Nicolaus, der die Fäden der Reaction bis zu den Ufern des Rheins hin in den Händen hielt und mit dessen Demüthigung wohl auch die Bach, die Manteuffel und die Pfordten erliegen zu müssen schienen. Beide Male suchte man den Trost für die inneren Schäden in der Levante — das eine Mal bei den Griechen, das andre Mal bei den Türken. Die Sachlage wurde aber durch die Stellung, welche die Neuhellenen einnahmen, sehr unangenehm und verdrießlich. Sie fielen nämlich in's heilige türkische Reich ein und suchten das christliche Thessalien zu gewinnen. Nach der Theorie von den Nationalitäten, welche seitdem zum Durchbruch gekommen, schiene ein solches Unternehmen wohl ganz löblich und jeder

---

desselben setzt Bodenstedt, indem er sich die Aufgabe freiwillig erschwert, die neuere Sonettenform, erst eine Achtzeile mit Vierlingsreimen, dann eine Sechszeile die jedoch nicht aus zwei Drillingen sondern aus drei Zwillingen besteht. - - Wir bemerken, daß uns Bodenstedt seine hier folgenden Sonetten nicht aus seiner Sammlung mitgetheilt hat, sondern daß dieselben so abgedruckt werden wie sie uns für das alte Frankfurter Museum übergeben wurden, daß sie also in der angekündigten Gesammtausgabe möglicherweise in ganz anderer Form erscheinen werden. Zwei dieser Gedichte sind besonders darum anziehend, weil Shakespeare, der aus dem Vorhang der dramatischen Objectivität nie mit seinen persönlichen Dichteransprüchen hervorlauscht, sich hier ausdrücklich und in hohem lyrischem Ton die Unsterblichkeit verheißt.

Aufmunterung würdig, allein damals war die politische Unbefangenheit noch nicht so vorgeschritten und die Indignation über jene revolutionäre Bewegung vielmehr allgemein. Ihr lieh der Fragmentist die beredtesten Worte, rasch fortgerissen von dem Beifall, den seine ersten schriftlichen Kraftsprüche damals ernteten. Unter allgemeinem Gelächter wurden die Griechen auf's Witzigste verspottet. Wie der Kirchenvater einst von den Heidenphilosophen gesagt, ihre Tugenden seien nur glänzende Laster, so behauptete dieser hellenisch gebildete Türkenfreund, die europäischen Einrichtungen, die Humanität der Gesetze, Geschwornengerichte, Preßfreiheit, die wiedererstehenden Städte, die wachsende Bildung in Neugriechenland seien eigentlich nur glänzende Auswüchse eines schon im Mutterleib verfaulten Staatskörpers, und das ärmliche Schicksal der griechischen Particularisten nicht zu vergleichen mit dem Glücke, dem centralisirten Osmanenreiche anzugehören und durch die kräftigeren Garantien der Bastonade und der Pfählung in Besitz und Freiheit der Person geschützt zu sein. — Die Tapferkeit und Redlichkeit der Türken, welche jetzt erst recht und mehr als er selbst erwartete an den Tag getreten, befähige sie zu den größten Dingen. Hegel und Strauß, die europäische Skepsis und die Doctrinen des Liberalismus seien einmal nicht für den Orient geeignet, da dieser vielmehr an eine für alle gleiche, aber mitunter brutale und sogar tyrannische Oberleitung gewohnt sei. Da man sich nun in dieser Richtung auf die Türken vollkommen verlassen könne, so seien sie eigentlich doch die providentiellen Gewalthaber und Herrn des Orients. Gegenüber den schauderhaften Berichten, welche damals die Zeitungen über die von seinen Lieblingen verübten Gräuelthaten, als Schändung, Verstümmelung, Marter und Mord, verbreiteten, hielt er immer lächelnd die Behauptung aufrecht, *τὸ φιλάνθρωπον καὶ τὸ εὔσπλαγχνον*, Menschenliebe und Barmherzigkeit seien ja von Alters her die Eigenschaft der Osmanen gewesen und daher alles nur Humbug, was man zur Allarmirung des leichtgläubigen Europa's in die Welt schleudre. Als später das Mirès'sche Anlehen in Gang zu kommen schien, schwelgte sein Seherblick in dem Glück der künftigen Generationen, halcyonische Zeiten verkündend.

Diesen Anschauungen blieb er auch getreu bis an seinen Tod. Die Griechen als Volk und Staat wurden ihm von Uhr zur Uhr ungelegener, da sie nicht untergehen wollten. Schlechte Nachrichten aus Griechenland machten ihm einen guten Tag und erheiterten oft die düstersten Stunden seines Alters. Im Gespräche freilich gab er manches zu, namentlich gebildeten Griechen gegenüber, welche er immer gerne bei sich sah. Es komme z. B. in der That nicht viel auf die hellenische Abstammung an, und da die Griechen, wenn auch Slaven, sich mit Opfern aller Art die Freiheit erkämpft, so seien sie immerhin achtungswerth. Auch sei ihnen zu gönnen, wenn sie sich als Hellenen fühlten. *) Ferner gab er gerne zu, daß es etwas zu viel gefordert sei, wenn er in der Vorrede zur Geschichte Morea's den Neugriechen sofort schon die Auferstehung ihrer Sophoklesse und Platone abverlangt, zumal da ja auch in dem erleuchteten Germanien seit dem Jahre 1833, wo die Griechen ihre neue Literatur begannen, eben auch kein Ueberfluß an solchen Genien wahrzunehmen gewesen, obwohl wir uns auf 50 Millionen beziffern und die Griechen nur auf eine. Endlich imponirten ihm auch jene ungeheuern Summen, welche die Hellenen ohne Unterlaß für Stiftungen der Wohlthätigkeit und des Unterrichts widmen, und diese Leichtigkeit, sich für einen edlen

---

*) Es war übrigens anziehend und fast spaßhaft, daß er sich selbst in ähnlicher Lage befand, wie irgend ein starkgemischter Graecoslave. Die Gegend am Eisack (wie überhaupt nahezu das ganze Deutschtyrol) ist nämlich früher eine romanische gewesen und ihre Germanisirung fällt ungefähr in denselben Zeitraum, in welchen nach Fallmerayers Ansicht die Gräcisirung des den Slaven wieder abgewonnenen Morea's fällt. Noch bewahrt, wie viele hundert andere, der bei Tschötsch gelegene Hof zu Valmarei (Val Maria), von dem die Fallmerayer stammen, den Typus der alten Landessprache und der Fragmentist zeigte, obwohl er sich als Deutscher fühlte, im Antlitz doch verrätherische Züge latinischer Abstammung.

Zweck von Hab und Gut zu trennen, schien ihm selbst fast unerreichbar. Wie gesagt, im Gespräche ließ er sich gerne zu manchem Zugeständnisse herbei, aber wenn er dann die Feder in die Hand genommen, so kam er doch immer wieder auf Krakowa und Warsowa zurück und stimmte über die Griechen dieselben Todtengesänge und Leichenlieder an wie früher, auch in dieser Beziehung ganz den befehdeten Grammatikern und Magistern vergleichbar, welche, um die Ehre einer Etymologie zu retten, gerne ein Reich im Rauche aufgehen ließen.

Wenn nun aber auch die Weissagungen des Fragmentisten über Griechen und Türken eben so wenig sich zu erwahren scheinen, als die mehrfach wiederholte Prophezeihung von bald bevorstehenden Entscheidungsschlachten zwischen dem byzantinischen Moskowien und der lateinischen Christenheit, so ist es doch sein von allen Seiten anerkanntes Verdienst, einige der wichtigsten Fragen orientalisch-griechischer Geschichtsforschungen gelöst, „das byzantinische Wesen mit seinem veralteten Absolutismus und seiner theologisch-orthodoxen Politik in furchtbarer Nähe vor uns hingerückt", unsere Anschauungen über das jetzige Morgenland wesentlich gereinigt und corrigirt, die Typen der dortigen Racen eigentlich erst aufgestellt und, einige Befangenheit und Uebertreibung abgerechnet, wahr und glücklich gezeichnet zu haben — und zwar alles dies mit einer Anmuth und Kraft der Sprache, wie wir sie auf solchem Felde selten treffen. Und damit schließen wir denn die Besprechung einer geistigen Größe, welcher wir bei ihrer übergroßen Weichheit und Nachgiebigkeit gegen äußere Einflüsse zwar einen paradigmatischen Character nicht beilegen können, welche aber doch durch ihre ausgezeichnete und wohlverwendete Begabung eine der bevorzugten Stellen in unserer Literatur für immer einzunehmen vollkommen berechtigt ist.

Graf Camillo Cavour

wurde am 10. August 1809 in Turin geboren. Er wandte sich fruhzeitig dem Studium der Nationalökonomie zu und bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Frankreich und England. Nach Sardinien zurückgekehrt, wurde er ein Mitbegründer der Associazione Agraria, welche nationale Tendenzen nährte, und entschloß sich dann gemeinschaftlich mit dem Grafen Balbo zur Herausgabe des „Risorgimento", eines constitutionellen Blattes, in welchem er die nationalökonomischen Artikel schrieb: auch unterzeichnete er 1847 die Adresse an den König, welche um Gewährung einer Verfassung bat. Als das Statut erschien, wurde Cavour in die Kammer gewählt, konnte sich aber bei seinem der damals vorherrschenden demokratischen Richtung widerstrebenden gemäßigten Liberalismus wenig Popularität erwerben. Dennoch wurde er nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Oesterreich 1849 auch Mitglied der neuen Kammer und erlangte darin durch seine Talente solchen Einfluß, daß d'Azeglio, den Victor Emanuel bei seiner Thronbesteigung zum Minister-Präsidenten ernannt hatte, ihn an des austretenden Santa Rosa's Stelle in's Ministerium berief und mit dem Portefeuille des Handels betraute; dazu erhielt er Anfang 1851 das der Finanzen. In dieser Stelle hatte er die schwierige Aufgabe zu lösen, einerseits die durch einen unglücklichen Krieg zerrütteten Finanzen zu ordnen, andererseits die Mittel herbeizuschaffen, welche die Reorganisation eines Staates, der seit einem Menschenalter alle politischen und wirthschaftlichen Fortschritte vernachlässigt hatte, unumgänglich nothwendig machte. Er bahnte eine neue volkswirthschaftliche Politik im Sinne des Freihandels an, schloß Handelsverträge mit Oesterreich, England, Frankreich, Belgien rc. ab, stattete Sardinien mit Straßen und Eisenbahnen aus und verlieh dadurch dem Verkehr einen großen Aufschwung.

Als Marquis d'Azeglio den Grafen Cavour dem König als Handelsminister vorschlug, hatte dieser gegen den Minister-Präsidenten geäußert: „Aber sehen Sie nicht, daß dieser Mann schließlich Sie alle ausstechen wird?" Daß diese Worte zur Wahrheit geworden, bewies die ganze ministerielle Laufbahn Cavour's. Sie liegt so offen vor Jedermann's Augen und ist so allgemein bekannt, daß wir sie hier übergehen können. Interessanter werden die folgenden Details, die Persönlichkeit des Verstorbenen betreffend, sein. Wir nehmen sie aus einem größeren Aufsatz von „Unsere Zeit", in dem der Graf einen warmen Lobredner gefunden hat.

Graf Cavour war ohne Zweifel ein Mann von großen Geistesgaben, von seltener und höchst energischer Willens- und unermüdlicher Arbeitskraft. Neben seinen Ministerportefeuilles führte er bisweilen noch eine ganze Reihe von Aemtern, wie das eines Notars der Krone, eines Generalpostintendanten, eines Vicepräsidenten der königlichen Feuerversicherungscompagnie, eines Mitglieds des Turiner Municipalraths und der königlichen Handelskammer, und alle diese Aemter nahmen seine Aufmerksamkeit oft in hohem Grade in Anspruch. Noch erstaunlicher erscheint aber seine Thätigkeit, wenn man weiß, daß auf dem Grafen Cavour die Verwaltung eines riesigen Privatvermögens (gegen 20 Millionen) lastete, welches zum großen Theil in industriellen und agricolen Unternehmungen angelegt ist, deren Oberleitung er selbst mit entschiedenem Erfolge führte. So hatte er z. B. auf seinen ausgedehnten Grundbesitzungen bedeutende Verbesserungen und neue Wirthschaftsmethoden eingeführt, die diese Güter zu wahren landwirthschaftlichen Musterschulen machen. Man dürfte vielleicht meinen, daß eine solche Sorgfalt für Privatangelegenheiten überhaupt unvereinbar wäre mit den öffentlichen Pflichten, und zwar schon deshalb, weil letztere die volle Kraft und Zeit des Mannes in Anspruch nehmen müssen. Man kann dagegen bemerken, daß der Graf eine ungemeine Geschäftspraxis besaß, die ihn in seltener Weise förderte, und daß er mit der Zeit zu geizen wußte, wie kaum jemand. Dann aber sind seine Privatangelegenheiten kaum als solche zu betrachten, da er es hierin nicht auf persönliche Bereicherung abgesehen hatte, sondern auf die Hebung und Unterstützung der vaterländischen Erwerbthätigkeit. Niemand, der den Grafen Cavour näher kannte, verweigerte ihm das Zeugniß, daß die Anlegung und Verwendung seiner Glücksgüter wesentlich von dem Sinne eines ebenso warmen als praktischen Patriotismus bestimmt wurde, der mit seiner schlichten Lebensweise und seiner unbegrenzten Liberalität in vollem Einklange stand.

Nichts erschien dem Grafen kostbarer als die Zeit. Er gönnte sich nur vier Stunden Nachtruhe und hatte sich überhaupt daran gewöhnt, auf Bedürfnisse und Genüsse, welche Zeit rauben, Verzicht zu leisten. In den Audienzen, welche er ertheilte, war er in den ersten Augenblicken affabel, gefällig, entgegenkommend, doch wurde er ernst und zurückhaltend, wenn der Besucher unnöthige Worte verlor oder von dem Gegenstande der Audienz abwich. Durch unruhige Bewegung gab er zu erkennen, daß er alles wohl verstanden, daß die Angelegenheit, die man ihm empfahl, besorgt werden würde. Eine Art Erkenntlichkeit drückte sich dagegen auf seinem Gesicht aus, wenn der Empfangene sich rasch nach kurzgefaßter, gedrängter Auseinandersetzung seiner Mittheilungen oder Begehren verabschiedete. Zu leeren Complimenten ließ er niemand Zeit: sein scharfer Blick und das ironische Lächeln, welches seinen Mund umspielte, wirkten lähmend auf Bücklinge und fade Höflichkeitsphrasen. So erschien Graf Cavour im Cabinet, in seiner Amtswirksamkeit; begegnete man ihm aber in geselligem Kreise, so konnte man sich einer leichten Verwunderung nicht erwehren, wie derselbe Mann, auf dessen Stirn den ganzen Tag über geschäftliche Sorgen lagern, den brillantesten Humor entwickelte und sich mit der Ungezwungenheit eines vollkommenen Weltmanns bewegte. Die natürliche Lebhaftigkeit und Unruhe seines Geistes verrieth sich aber auch bei solchen Gelegenheiten. Er widmete rasch bald dieser, bald jener Person einen Augen-

blick und wechselte fast ebenso oft in der Conversation die Sprache. Man hörte ihn bald Italienisch und selbst im piemontesischen Dialect, bald Französisch, Englisch oder Deutsch sprechen, welche Sprachen er, mit Ausnahme des Deutschen, rein und geläufig sprach.

Auf der Straße und unter den Säulengängen am Po sah man den Minister-Präsidenten gewöhnlich zu Fuß, in Begleitung einiger Collegen oder parlamentarischer Freunde, mit welchen er eher zu discutiren oder wichtige Angelegenheiten zu berathen als sich zu unterhalten schien. Seine Kleidung, gewöhnlich schwarz, war sehr einfach, bald elegant, bald vernachlässigt. Obwohl Inhaber vieler Orden, ließ er nie ein Kreuz oder ein Ordensband erblicken, wie er überhaupt große Gleichgiltigkeit für Titel und Ehrenzeichen an den Tag legte.

Besonders scharf prägte sich das eigenthümliche Wesen des Grafen Cavour aus in der Kammer, am Ministertische, zumal bei Gelegenheiten, wo es galt, mit der Opposition eine Lanze zu brechen. Zurückgebeugt, den Gegner streng in's Auge fassend, folgte er der Rede, bisweilen ein kaustisches Wort dazwischenwerfend, oft aber auch, wenn ihm die Argumentation des Opponenten unangemessen schien und verletzte, die Rede mit einem ironischen Lächeln begleitend, das nicht selten den Redner befangen machte und die Heiterkeit der Kammer erregte. Selten antwortete Graf Cavour auf die Angriffe eines einzelnen Sprechers. Erst nachdem alle eingeschriebenen Redner der Opposition ihr Wort gesprochen, erhob er sich zur Vertheidigung seiner Entwürfe und bekämpfte er alle Einwände und Angriffe der Opposition in Masse. Obschon es ihm gänzlich an Schwung fehlte und selbst an Redegeläufigkeit, beherrschte er doch das Auditorium durch seine Gedankenenergie, durch den Reichthum der Belege und die seltene Klarheit seines Wortes, welches abwechselnd von humoristischem oder ernstem Tone getragen wurde, aber immer von treffender Wirkung war. Seine Rede riß nie die Versammlung fort, vor welcher er sprach, aber sie gewann Anhänger oder zwang wenigstens, ihm mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Schlusse zu folgen. Mit einem bewunderswürdigen Gedächtnisse begabt, hat man ihn oft in drei- bis vierstündiger Rede die schwierigsten ökonomischen und finanziellen Fragen entwickeln, Massen von Ziffern und statistischen Daten mit der größten Sicherheit citiren hören, ohne daß er sich der Aufzeichnung bediente.

Graf Cavour war von mittlerer, aber kräftiger Gestalt, rasch und sicher in seinen Bewegungen, lebhaft im Gespräch, von leicht erregbarem, selbst ungestümem Temperamente. Die Ruhe und Kälte des Diplomaten besaß er nicht, aber seine südliche Heißblütigkeit wurde in jeder Situation beherrscht durch geistigen Scharfblick und kluge Abwägung der Mittel. In seinem ganzen Aeußern mischte sich merkwürdig der Aristokrat mit dem unabhängigen Bürger, und diese Mischung war nichts Zufälliges; sie war der Ausdruck seines innern Wesens, seines Denkens und Trachtens. Er hat seine Tage im Cölibat verbracht. Ein Neffe, der die diplomatische Laufbahn betreten, wird der Erbe seiner Reichthümer sein.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 12. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 188.) Fünfte Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. **Des Malers Meisterstück.** Lustspiel in 2 Akten von J. Fr. v. Weißenthurn. Girolamo: Herr Marr. Hierauf: **Der Jude.** Schauspiel in 3 Akten von Cumberland. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Seidelmann. Schewa: Herr Marr.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

№ 60. Donnerstag, 13. Juni 1861.

Carl Friedrich Zelter.

Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilhelm Rintel. Berlin, Janke, 1861.

Seit dem Tode Zelters, des kernhaften Mannes von alter Art, sind fast dreißig Jahre vorübergegangen. Er hätte als Künstler, als eine für Berlin wichtige Persönlichkeit und als Goethe's vieljähriger Freund wohl schon längst eine eingehende Charakteristik verdient; doch lag der Stoff zur Beschreibung seines Lebens nur mangelhaft vor. Erst vor wenigen Jahren fand der Herausgeber des vorliegenden Buches, ein Enkel Zelters, auf der Bodenkammer eines Gutes in Pommern das Material zur Biographie seines Großvaters, nämlich dessen Jugendgeschichte, von ihm selbst niedergeschrieben. Dieselbe füllt hier 191 Octavseiten und reicht bis zur Stiftung der Singakademie im Jahr 1792. Die übrigen 115 Seiten enthalten die Erzählung des Herausgebers bis zu Zelters Tod am 15. Mai 1832; sie stützt sich auf Briefe, auf zerstreute Notizen, Annalen der Singakademie und persönliche Erinnerungen der Ueberlebenden.

Die Selbstbiographie gewinnt vielleicht noch an Werth durch die verzögerte Herausgabe. Sie zeigt uns einen Lebenslauf und eine Persönlichkeit, wie sie in den Verhältnissen der Neuzeit selten werden. „Selbst ist der Mann“ könnte man als Motto darübersetzen. Die gesunde Derbheit, der gerade, seines Zweckes bewußte Sinn bilden bei Zelter gleichsam eine feste Schale, in deren Schutz der ideale Keim, den er in sich trug, unverletzt durch die Bedrängnisse und Stöße des wechselvollen Lebens gelangte. Dem Trieb seines Inneren stellt sich der elterliche Wille, dem Kunstbestreben die Berufsthätigkeit hemmend entgegen; er zagt nicht, er verzärtelt sich nicht, er spielt nicht das verkannte Genie; er läßt im guten Muthe nicht nach, und wie zum Lohne gelangt er endlich dennoch durch Kraft und Reinheit des Willens zu einem höheren Ziel.

Zelter sagt in einem kurzen vom 2. September 1806 datirten Vorworte: „Schon in sehr früher Jugend hat das Lesen der Bibel und alter Chroniken die Lust in mir erweckt, etwas zu thun, das der Aufzeichnung würdig wäre. Besondere Veranlassung manches aus meinem Leben niederzuschreiben ward mir durch die Frau Herzogin Mutter, Amalie von Weimar, indem ich im Jahre 1802 dieser verehrten Fürstin manches aus früheren Jahren hatte erzählen sollen, da sie behauptete: Jedermann sei verbunden, sein Leben schriftlich, wenn auch nur für sich selbst, zu rekapituliren; das Papier sei eigentlich nur dazu erfunden. Wie ich nun Gesehenes und Geschehenes niederzuschreiben gedenke, nimmt es eine phantastische Gestalt an, die Umrisse verlieren sich in Raum und Zeit, ich selber erscheine als ein Anderer, und doch will es gethan sein.“

Zelter hat demnach, schon lange bevor Goethe sein Leben beschrieb, gar wohl eingesehen, daß eine Selbstschau, die man in vorgerücktem Alter anstellt, Wahrheit und Dichtung (nicht Erdichtung) geben müsse. Der für derb gehaltene Mann zeigt hierin

mehr Feinheit als Jean Paul, der in absichtlichem Gegensatze zu Goethe „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ schrieb.

Carl Friedrich Zelter wurde während des siebenjährigen Krieges, am 11. December 1758 zu Berlin in demselben Hause (Münzstraße Nr. 1) geboren, wo er später seine Biographie schrieb. Sein Vater war Sohn eines Schanzgräbers aus Großröhrsdorf bei Dresden; im Dienst eines Advokaten lernte er lesen und schreiben, wurde dann Maurergesell und kam als solcher nach Berlin, wo er Meister wurde und sich verheirathete. Karl Friedrich war der letzte Sohn aus dieser Ehe; die Mutter lehrte ihn schöne Bibelsprüche und drei Hauslehrer nach einander hatten ihre Noth, den lebhaften Jungen am Tisch festzuhalten, der wohl gern im Garten aus Latten und Brettern eine Orgel baute, aber zum Lernen keine besondere Neigung hatte, selbst zur Musikstunde vom Spielplatz herbeigeholt werden mußte, und gegen das Handwerk noch größeren Widerwillen empfand. Daher mußte er sich oft belehren lassen „daß nur Handwerk goldnen Boden habe; daß Handwerk über alles gehe; besonders über hohen Stand und herrschaftliche Abhängigkeit. Handwerk könne wohl sinken, niemals aber ertrinken; der Handwerker sei der wahre Bürger; das Gesetz, was ihn binde, beschütze ihn; die Mitte, wo er stehe, bewahre ihn; da er überall gebraucht werde, sei er frei; Ehre und Werth stehen im genauesten Verhältniß; Schande und Erniedrigung seien ihm ganz fremd.“ (Ob wohl noch jetzt in Handwerkerfamilien der angestammte Beruf noch so sehr angepriesen wird?) Oft begleitete er den Vater nach Potsdam, wo derselbe einige Ziegelscheunen gepachtet hatte; auf dem Wagen lassen sie manchmal Musiker der königlichen Kammer mit hin und zurückfahren, und zum Dank führen diese Leute den elfjährigen Knaben im Januar 1770 in die italienische Oper, wo Fetonte (Phaëton) von Graun aufgeführt wird. Die großen Tonmassen erregten weit mehr als das Melodische und Formelle der Arien seine Aufmerksamkeit. Ueber das Ceremonielle der Aufführung berichtet er: „Das Orchester versammelte sich still; jeder stimmte leise sein Instrument und legte es unterdessen vor sich; die Bühne ward noch einmal gefegt. Die Generalität erschien im Parquet und der Hof nebst dem Adel im ersten Range der Logen. Um sechs Uhr kam der König; sein Kommen ward dadurch kund, daß ein Kammerhusar mit zwei Armleuchtern neben dem Orchester in's Parterre trat, und Trompeten ertönten. Diese Trompeter, sechszehn an Zahl, waren in zwei Chören einander gegenüber in den obersten Ranglogen dicht am Proscenium aufgestellt; auf jeder Seite acht Trompeten und ein Paar Pauken. Erst ließen sie sich wechselweise durch Fanfaren und zuletzt alle zusammen hören. Unterdessen trat der Konig in's Parterre, verneigte sich zuerst gegen den ersten Rang, wo die Königin und der hohe Adel war, nahm ein Fernglas und sah überall umher, dann verneigte er sich gegen die Generalität um ihn her und setzte sich endlich auf einen gepolsterten Stuhl hinter dem Capellmeister, etwa sechs Schritte vom Orchester.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Freiligrath's Biographie des Dichters Coleridge.

Ferdinand Freiligrath, dessen pittoresker Styl und energische Darstellungskraft in den dreißiger Jahren so erfrischend wirkte, nachdem wir durch hohle, redselige Tendenzlyrik erschlafft waren, dessen sausender Löwenritt unsere Jugend begeisterte, ist seit dem Niedergang der Revolution verstummt, wenn auch nicht vergessen. Eines seiner letzten Gedichte, die uns bekannt geworden, geleitete die Leiche der Johanna Kinkel zur Schlummerstätte im frischen Rasen von Alt-England; es zeigte keine Abnahme der

poetischen Kraft, ja es übertraf durch Reinheit der Empfindung und des Ausdrucks viele seiner Jugendlieder. Später noch, am Schillertag 1859, hat Freiligrath die Festlichkeiten in England und in Amerika durch Dichtergrüße verherrlicht.

Vor einem Jahr ist der in England lebende Poet ganz unbeachtet als Prosa-Schriftsteller aufgetreten, und zwar mit einem Aufsatz in englischer Sprache. Die Tauchnitz-Ausgabe von Coleridge's Dichtungen finden wir durch ein „Biographical Memoir" von Freiligrath eingeleitet, das, soweit wir urtheilen können, an sorgfältiger Benutzung der Quellen, an lichtvoller, gedrängter Darstellung Nichts zu wünschen übrig läßt. Zudem enthält es in Hinsicht auf Coleridge's Beziehungen zu Deutschland auch einige literarische Nachweise, die für discrete und gewissenhafte Behandlung des Stoffes ein schönes Zeugniß geben.

Coleridge hatte als Mitbegründer der „Seeschule" im Alter von vierundzwanzig Jahren schon einen unbestrittenen Ruhm gewonnen. „Christabel" und „der alte Seefahrer" brachten ihm selbst von Lord Byron, der sonst alle Lakists mit schnödem Uebermuth behandelte, manchen Lobspruch ein; und Walter Scott gestand, daß die freie Tonart des erstgenannten Gedichtes ihm vorgeschwebt habe, als er „das Lied des letzten Minstrel" dichtete.

In diesem Zeitraum seines Lebens, erzählt Freiligrath, scheint er zuerst ein mehr als gewöhnliches Interesse an deutscher Literatur genommen zu haben. Schiller und Kant, Poesie und Philosophie, fesselten vorzugsweise seine Aufmerksamkeit. Sein Sonnett „An den Verfasser der Räuber" hat er, wie es scheint, im Lauf des Jahres 1796 gedichtet, und am 6. Mai desselben Jahres schrieb er seinem Freund Poole, indem er sich mit ihm über mehrere Pläne für die Zukunft aussprach: „Plan I. Ich lerne deutsch und werde in etwa sechs Wochen im Stande sein, diese Sprache mit erträglicher Geläufigkeit zu lesen. Nun habe ich einige Lust zu einem Vorschlag an Robinson, den großen Londoner Buchhändler, ihm alle Werke von Schiller zu übersetzen, was einen stattlichen Quartband ausmachen würde, unter der Bedingung, daß er für mich und meine Frau die Reise hin und zurück nach Jena zahle (dies ist eine wohlfeile deutsche Universität wo Schiller wohnt) und mir zwei Pfund für jedes Blatt in Quart zugestehe, was zu meinem Unterhalt ausreichend wäre. Wenn ich diesen Plan verwirklichen könnte, so würde ich dort Chemie und Anatomie studiren und sämmtliche Werke von Semler und Michaelis, den deutschen Theologen, und von Kant, dem großen deutschen Philosophen, mit heimbringen; nach meiner Rückkehr würde ich dann eine Schule errichten."

Dieser Plan jedoch, den er selbst unausführbar nennt, glückte zu dieser Zeit nicht. Erst zwei Jahre später setzte ihn der großmüthige Schutz der Herren Josias und Thomas Wedgwood — der reichen Steingutfabrikanten von Staffordshire — in den Stand, Deutschland zu besuchen, um allda, wie er sich ausdrückt, seine Erziehung zu vollenden. Er ließ seine Frau und seinen kleinen Sohn (jenen Hartley Coleridge, den er in dem Gedicht „Frost um Mitternacht" als „mein Knab' so schön" bezeichnet) in ihrer friedlichen Einsamkeit zu Stowey und fuhr am 16. September 1798 mit Wordsworth und dessen Schwester von Great Yarmouth nach Hamburg ab. Die Reise an Bord des Schiffes, seine ersten Eindrücke auf dem Festland, seine und Wordsworth's Unterhaltungen mit Klopstock, sein Aufenthalt in Ratzeburg im Haus des würdigen Pastors mit der lieblichen Aussicht auf die Stadt und den See: alles dies ist heiter dargestellt in einer Reihe von Briefen an seine englischen Freunde, welche später unter der Aufschrift „Satyrane's Briefe" in der Biographia Literaria veröffentlicht wurden.

Für den deutschen Leser sind seine Gespräche mit Klopstock interessant. Coleridge war in Bezug auf des Dichters ganze Haltung enttäuscht, empfand aber von seiner Lebhaftigkeit und freundlichen, gewandten Höflichkeit einen guten Eindruck. „Ich sah

auf ihn," sagt er, „mit großer Bewegung; ich betrachtete ihn als den ehrwürdigen Vater der deutschen Dichtung, als einen guten Mann, einen Christen. Er war vier und siebzig Jahr alt, mit ungeheuer geschwollenen Beinen, doch thätig, lebendig, heiter, gütig und mittheilend. Meine Augen fühlte ich, wie wenn eine Thräne aus ihnen dränge." Als das Gespräch sich auf die englische Uebersetzung der Messiade wandte, sprach Klopstock darüber mit großer Entrüstung. Alle Uebersetzungen seien schlecht gewesen, sehr schlecht; aber die englische sei gar keine Uebersetzung; da seien ganze Seiten, die sich nicht in der Urschrift befinden, und die halbe Urschrift finde sich nicht in der Uebersetzung. Wordsworth erzählte ihm, ich beabsichtige einige seiner Oden als Proben deutscher Lyrik zu übersetzen; darauf sagte er zu mir auf Englisch: „Ich wollte, Sie übersetzten einige ausgewählten Stellen aus der Messiade und rächten mich an Ihren Landsleuten." Das war das Lebhafteste was er in der ganzen Unterhaltung vorbrachte." Aber Coleridge rächte ihn nicht. — Kant und Schiller standen, wie es scheint, bei Klopstock nicht in Gunst. Von Kant sprach er obenhin; Schiller, fürchten wir, war ihm wenig bekannt. „Schillers Räuber nannte er so extravagant, daß er sie nicht lesen könne. Ich sprach über die Scene, von der untergehenden Sonne; er kannte sie nicht. Er meinte, Schiller könne nicht dauern. Er hielt den Don Carlos für das beste von seinen Dramen, aber sagte, der Knoten des Stücks sei unauflösbar. Es war deutlich, daß er wenig von Schillers Werken kannte: in der That sagte er, er könne sie nicht lesen. Bürger, erklärte er, sei ein wahrer Dichter und werde dauern; Schiller müsse dagegen bald vergessen sein."

Von Hamburg und Ratzeburg (am letzteren Ort nahm er seinen Aufenthalt nur für kurze Zeit, um einige Geläufigkeit in der deutschen Sprache zu erlangen, bevor er sich weiter wagte) ging er nach Göttingen, wo er sich auf Physiologie und unter Blumenbachs Leitung auf Naturgeschichte verlegte und sich von einem Studenten aus Ratzeburg Eichhorns Vorlesungen über das neue Testament repetiren ließ. „Aber meine Hauptanstrengungen," erzählt er, „waren einer gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur zugewandt. Von Professor Tychsen erhielt ich so viele Stunden im Gothischen des Ulfilas als genügten mich mit seiner Grammatik und den am meisten vorkommenden Wurzelwörtern bekannt zu machen, und mit dem gelegentlichen Beistande desselben philosophischen Sprachkenners durchlese ich Otfrieds metrische Bearbeitung des Evangeliums und die wichtigsten Ueberreste des Althochdeutschen, das heißt der Uebergangssprache von der gothischen zur mittelhochdeutschen, der schwäbischen Zeit. Aus diesem Zeitraum las ich mit emsiger Genauigkeit die Minnesänger und die gereimten Erzählungen und durcharbeitete dann ausreichende Proben aus ihren entarteten Nachfolgern, den Meistersängern, nicht ohne mitunter Genuß zu haben an den rohen, aber anziehenden Versen des Hans Sachs, des Schuhmachers von Nürnberg." Eine kühne Entdeckungsreise, muß man gestehen, für einen Engländer jener Zeit. Coleridge, denken wir, war unter all seinen Landsleuten der Erste, der je in diesen stillen See gefahren. Die späteren Dichter bis zu „der glänzenden Zeit, welche mit Gellert, Klopstock, Ramler, Lessing und ihren Freunden begann", wurde natürlich nicht vernachlässigt; und was die deutschen Philosophen betrifft, so machte er sich zwar erst in einer viel späteren Zeit mit ihren Werken bekannt, erhielt aber ohne Zweifel schon in Göttingen eine vorläufige Kenntniß von ihren Schriften.

Andere Ausflüge, scheint es, machte er nicht. Der alte Plan auf Jena wurde in den Plan zu einer Ferienreise verwandelt, die gerade ausreichen könnte um Schillers Hand zu drücken; ein Leichtes für den Göttinger Studenten; auch von diesem verkleinerten Plan ist nicht mehr die Rede. Gleichwohl wurde Schiller nicht vergessen; Klopstocks rauhe Worte waren nicht im Stande gewesen, den jungen Engländer gegen den Verfasser der Räuber einzunehmen. Als Coleridge im November 1799 (in den Tagen des 18. Brumaire) nach England zurückkam, war seine erste literarische Be-

schäftigung eine poetische Uebertragung von „die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“. Sie erschien im Jahr 1800, in demselben Jahr also in welchem das Original im Druck veröffentlicht wurde, und ist im Ganzen durch Geist und Treue bemerkenswerth. Einige falsche Constructionen laufen freilich mitunter. Uns überrascht besonders die falsche Auslegung der Worte Thekla's:

Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude;

und noch mehr die sonderbare Anmerkung, mit welcher der Uebersetzer die Stelle erläutert und eben damit bezeugt, daß er sie nicht verstanden.

James Gillman sagt in seinem Leben Coleridge's: „Die Handschrift (der Uebersetzung) wurde von der Firma Longman unter der Bedingung angekauft, daß die englische Uebersetzung und Schillers deutsches Stück gleichzeitig erschienen“. Ob jedoch diese Bedingung pünktlich erfüllt wurde, erfahren wir nicht. Auf jeden Fall sollte man glauben, daß Coleridge aus einer Handschrift, nicht aus der ersten gedruckten Ausgabe übersetzt hat; eine Ansicht, welche noch Boden gewinnt durch die Thatsache, daß die Eintheilung beider Stücke, wie sie in der Uebersetzung angenommen ist, nicht mit dem gedruckten Original (in der ersten Ausgabe wie in den folgenden) übereinstimmt, während sie in vollem Einklang mit Schillers früherer Anordnung zu stehen scheint. (Vergl. Schillers Briefwechsel mit Körner, IV., 175.) Es wäre interessant zu erfahren, wie Coleridge sich die Handschrift verschaffte aus der er übersetzt hat. Eine directe Verbindung zwischen ihm und Schiller läßt sich nicht nachweisen; in den Briefwechseln des Letzteren wird nicht einmal Coleridge's Namen erwähnt. Die Uebersetzung selbst wird erwähnt in der (Jenaischen) Allgemeinen Literaturzeitung, und zwar im Jahr 1802, Intelligenzblatt pag. 1342.

Im Jahr 1816 nahm Coleridge seine Wohnung im Hause des Wundarztes Gillman in Highgate. Er hatte sich, um gegen körperlichen Schmerz Linderung zu finden, den Gebrauch des Opiums früh angewöhnt und hierdurch seine Gesundheit noch mehr zerrüttet. Nun beschloß er, sich völlig einer ärztlichen Hausordnung zu unterwerfen und blieb standhaft bei diesem Vorsatz. Er arbeitete noch recht fleißig, doch erfrischte er sich hauptsächlich in persönlichem Verkehr, in welchem er eine ungemeine Liebenswürdigkeit entwickelte. Durch ihn wurde das einfache Haus des Wundarztes ein Sammelplatz erlesener Geister aus der Nähe und Ferne. Auch Ludwig Tieck traf dort ein und setzte in einer Unterhaltung, die bis Mitternacht dauerte, seine Ansichten über Shakespeare auseinander, die von denjenigen der englischen Erklärer vielfach abwichen. Coleridge mußte dem deutschen Gast im Wesentlichen beistimmen; „dennoch“, rief er aus, „kann ich Ihre Ansichten nicht annehmen.“ — „Warum nicht?“ fragte Tieck erstaunt. — „Weil ich sie nicht annehmen will; denn sie widersprechen Allem was bisher in England über Shakespeare gedacht und geschrieben worden ist.“ (Vgl. Köpke „Ludwig Tieck“, I. 376).

Coleridge hat nicht bloß Schiller übersetzt; er war auch der Erste, der den Engländern einen Begriff von Kant, von Fichte und Schelling gab. Obwohl er ihre Systeme nicht einzuführen gedachte, obwohl er sie gegen sein Lebensende sogar verleugnete und in den Schooß der englischen Hochkirche zurückkehrte: bildet doch, was er geschrieben, eine wichtige Grundlage für später aufgetretene untersuchende Geister. Gar manches von dem bewegenden Element in Theologie und Philosophie, das gegenwärtig in England oder Amerika wirksam erscheint, ist diesen Ländern zuerst von Coleridge zugeführt worden.

Coleridge hat in seinem Christabel das Versmaß, wie er angibt, auf ein neues Princip zurückgeführt, welches darin besteht, daß in jeder Zeile nicht die Silben, son-

dern die Hebungen gezählt werden: ein Gesetz übrigens, das bereits bei Chaucer und den Minstrels erkennbar ist, das jedoch in Deutschland zuerst als Grundsatz der mittelhochdeutschen Verslehre nachgewiesen wurde. Wahrscheinlich hat Coleridge sein „neues Princip" von Deutschland und nicht von englischen Mustern entlehnt. Im Ganzen ist er oft beschuldigt worden, daß er seine Entlehnungen aus fremden Werken nicht immer bekannte. Doch hat seine Tochter in der Einleitung zur neuen Ausgabe der Biographia Literaria diesen Vorwurf mit Glück zurückgewiesen. In seinen „Bekenntnissen eines untersuchenden Geistes" ist die Entlehnung einiger wichtigen Punkte aus Lessings Schrift gegen Goeze: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt," unläugbar. Die Tochter des Dichters, welche ihres Vaters Leben in der Biographia Literaria mit einer Einleitung versehen hat, nimmt ihn gegen den Vorwurf des Plagiats in Schutz, Freiligrath stimmt ihr im Allgemeinen bei, doch weist er nach, daß zwei Gedichte Coleridge's aus Originalen von Stollberg („Hymne an die Erde" und „an das Meer") entnommen, ein drittes aber lediglich eine Nachbildung des deutschen „Wenn ich ein Vöglein wär" ist; im Englischen trägt es die sonderbare Aufschrift: „Something Childish, but very Natural.

Königin Elisabeth von England und Lord Robert Dudley.

Froude, welcher die Archive von Simancas fleißig studirt hat, erzählt in der Juni-Nummer von „Fraser's Magazine" die folgenden Vorfälle, die er aus Briefen des Alvarez de Quadra entnommen hat. Letzterer war Bischof von Aquila, in den ersten fünf Jahren der Regierung Elisabeths Gesandter Philipps II. am englischen Hofe. Wenn auch die Wahrheit dieser brieflichen Mittheilungen in Bezug auf Elisabeth heute schwer nachzuweisen ist, so ist es doch allbekannt, daß am damaligen englischen Hofe Dinge geschahen, die den Berichten Quadra's nicht geradezu widersprechen, und der Charakter Elisabeths sowohl als die ganze sittliche Anschauung jener Zeit lassen derartige Vorfälle als möglich erscheinen.

Von dem Tage ihrer Thronbesteigung an zog Elisabeth die Blicke auf sich wegen der besonderen Gunst, welche sie Lord Robert Dudley, dem nachmaligen Grafen von Leicester, bezeigte. Ihr Name erlitt vielfache Schmähungen und diese wurden am Ende so laut, daß de Quadra sorgsam ihren früheren Verhältnissen nachforschte. Das Resultat war im Ganzen günstig. Es waren viele Geschichten zu ihrem Nachtheil im Umlauf, welchen der Gesandte jedoch wenig Glauben schenkte. Sie war seinen Worten nach ein sehr eigensinniges Weib und eine leichtfertige Ketzerin, doch war dies das Schlimmste was er von ihr sagen konnte. Ihre Gewogenheit für Dudley aber war so handgreiflich, daß sie sowohl bei Protestanten als Katholiken allgemeine Beachtung erregte. Er war verheirathet, aber seine Frau erschien nie bei Hof, und obwohl man sagte sie sei kränklich, so mochte doch die Krankheit andere Gründe haben. Dudley selbst war unvorsichtig in seinen Reden und ließ von Zeit zu Zeit Andeutungen über allerlei mögliche Aussichten fallen. Die Königin selbst war zuletzt so blosgestellt, daß Cecil Warnungen versuchte, aber trotzdem waren, als Elisabeth mit dem spanischen Gesandten verhandelte, es Dudley und seine Schwester durch welche sie ihre Wünsche verkündete, von welchen der Graf von Faria schrieb, er zweifle daß man ihnen ehrliche Handlungen zutrauen könne. Die Zeit verging jedoch, der schottische Krieg lenkte die Aufmerksamkeit ab; Army Robsart starb nicht und schon waren die Nachreden fast verhallt, als in einer Herbstnacht des Jahres 1560 Cecil geheimnißvoll in de Quadra's Haus kam und ihm erzählte, alle seine Anstrengungen seien fruchtlos gewesen,

die Königin stürze ihrem Verderben entgegen und jetzt könne er sie nicht mehr retten. Sie hatte Lord Robert Dudley die Macht über die Regierung und über sich selbst eingeräumt (made Lord R. D. master of the Government and of her own person). Dudley's Weib sollte ermordet werden und nur mit Mühe wahre sie sich gegen Vergiftung. Todt für die Ehre, blind gegen die Gefahr und sorglos gegen alles, außer die Befriedigung ihrer eigenen Leidenschaft, gehe Elisabeth mit nichts weniger um, als Dudley zum Throne zu erheben und die unglückliche Amy Robsart solle nicht lange mehr ein Hinderniß sein. Er selbst als kluger Schiffer wolle sich vor dem Sturm von den öffentlichen Geschäften zurückziehen. Seine Vermittlung hätte nichts genutzt und er wolle nun fern bleiben und die Revolution beachten, welche die unabweisliche Folge des Wahnsinns der Königin sei. Während der Gesandte diese außergewöhnliche Information seinem Herrn überbrachte, kam die Nachricht nach London, daß Amy Robsart wirklich todt sei. Sie hatte ihren Aufenthalt (wie alle Leser des Kenilworth wissen) in Cumnorhall, einem Platze etwa 3 Meilen von Oxford. Aus welchem Grunde sie dorthin geschafft war, kann nicht genügend nachgewiesen werden; aber sie war dort, und durch Zufall, wie Elisabeth de Quadra versicherte, fiel sie das Treppenhaus herab und starb. Ein Cabinetsrath wurde augenblicklich abgehalten. Wer zugegen war, sagt de Quadra nicht, aber der Hauptleiter war doch Cecil, dessen Entrüstung alle Schranken der Klugheit überschritt. Es wurde der Vorschlag gemacht, Elisabeth zu entthronen und sie zugleich mit Dudley in den Tower zu schicken. Die Protestanten waren zufrieden mit der erklärten Beschuldigung der Königin und aus der Menge der Bewerber um den erledigten Thron würde man wohl Einen finden, dem das Land zustimmen würde. Aber wer sollte der Eine sein? Viele Tage war es unbestimmt, wohin die Wagschale sich neigte. Elisabeth kannte wahrscheinlich ihre Gefahr, aber that keine Schritte zur Selbstvertheidigung. Darnley, dem Ernannten der Katholiken, stimmte Cecil nicht zu, er wäre mehr ein Spielzeug in den Händen der Reactionäre gewesen. Cecil schlug vor die Dynastie zu wechseln und die Tudors als Usurpatoren und den Grafen von Huntingdon als den Repräsentanten des Hauses York zu erklären; aber der Graf von Huntingdon, als Protestant, würde eben so gut von der einen Hälfte des Landes als Darnley von der andern verworfen worden sein. Philipp obendrein, welcher ruhig Elisabeths Entthronung zugesehen hätte, würde nicht der Erhebung eines Ketzers zugestimmt haben. Viele Pläne wurden vorgelegt und wieder verworfen, und unter andern Vorschlägen, die in der Verwirrung gemacht wurden, war die geheime Heirath zwischen Lady Catherine Grey und dem Grafen von Hertford, als das Werk Cecils hingestellt. Doch zuletzt schien jedes Verständniß unmöglich. Ein Bürgerkrieg, eine französische Invasion und Maria Stuart schienen die gewissen Folgen der Entthronung Elisabeths; und so war man entschlossen, daß wenn man die Königin von dem Gedanken an die Heirath abbringen könne, so wolle man sie für den Augenblick halten. (So wenigstens, scheint die Entschließung zu lauten; denn über diesen Punkt scheint einer der Briefe de Quadra's zu fehlen und nur ein kurzer Auszug ist übrig geblieben). Auf jeden Fall fand keine öffentliche Störung statt; und wenn Elisabeth auf dem Throne blieb, so war es nothwendig ihre Ehre zu schützen und den Mord zu vertuschen." Derselbe de Quadra schrieb auch, daß zuerst Sir Henry Sidney, dann Dudley und dann Königin Elisabeth selbst ihm angeboten Philipp zu heirathen, und indem man die Reformation in England vernichten wolle, die „Religion wieder einzuführen". Cecil allein rettete die Königin.

Notizen.

Chronogramm. Die Kreuzzeitung schreibt: Im Zuschauer unserer Nummer vom 30. Januar findet sich ein Chronogramm abgedruckt, das zu Beginn des Jahres in Rom circulirte, und dessen beide erste Zeilen jetzt so merkwürdig schon in Erfüllung gegangen sind. Sie lauteten:

CaVe, CaVoVr, nVnC MInister
annVs hIC tIbI sInIster.

Es wurde damals übersetzt:

Graf Cavour, Minister heute,
Diesem Jahr fällst Du zur Beute!

Argwöhnischen Leuten wird dies Chronogramm, in Rom circulirend, allerlei Verdacht erwecken.

Die „Grammaire Moderne des Ecrivains français par Henry Aubertin" will die ganze Sprache von Racine und Voltaire, ganz besonders aber von Mad. de Staël, Chateaubriand, Lamennais, V. Hugo, Lamartine, G. Sand, Michelet, Mérimée, A. Karr, A. Dumas, Thiers, Berger, J. Favre, Dufaure ꝛc. gramatikalisch nachweisen. (Brüssel, A. Lacroix, Verboeckoven u. Comp., Paris, Jung-Treutel, Rue de Lille 19.) Der Verfasser gesteht in der Vorrede, daß er hauptsächlich aus Grimm gegen die „officielle Grammatik von Noël und Chapsal die Feder ergriffen habe; diese Grammatik nämlich sei im Auslande so verbreitet und als Autorität geschätzt, daß, wenn er in Deutschland die heillosesten Verstöße gegen die moderne französische Sprache gehört habe, man sich stets mit jenen Altmeistern gerechtfertigt habe, die doch voll von Sünden wider den wahren Geist der französischen Sprache seien. Schon aus diesem Grunde verdient Aubertin's Grammaire Moderne bei uns Beachtung.

Dr. W. F. A. Zimmermann. Von diesem Vielschreiber ist gegenwärtig eine neue Fabrik-Arbeit angekündigt „Magnetismus und Mesmerismus", die mit circa 15 Lieferungen, jede zu 18 Kreuzer, abgeschlossen sein wird. Der ausgegebene Prospectus übertrifft an Plattheit und Ruhmredigkeit sogar alles dasjenige, was früher von Zimmermann ausgegangen oder in seinem Interessen veröffentlicht worden ist. Mit besonderem Ingrimm äußert sich der Autor (des Prospectus) gegen die Sprachstudien, denen er freilich nicht allzusehr obgelegen, wie folgende Stelle beweist: „Er wußte seine Erfahrungen in ein neues Gewand — dem der romantischen Unterhaltungslectüre — zu kleiden und wird so diese dem Publikum in leicht verständlichen Abhandlungen vorlegen. Durch seine bereits erschienenen Werke Vielen ein angenehmer Bekannter, können wir auch die neueste Arbeit desselben nur willkommen heißen." Wen dieser Prospectus und die Salonscene, die denselben als Illustration schmücken soll, nicht von der Anschaffung des Buches abschreckt, dem gönnen wir das Vergnügen, für vier bis fünf Gulden Maculatur zu kaufen.

Cimarosa's „heimliche Ehe." In Dresden und anderen Städten hat eine italienische Operngesellschaft „il matrimonio segreto" wieder auf die Bühne gebracht und vermittelst jenes musterhaften, in Deutschland unbekannten Ensemblespiels, das ihren Hauptvorzug ausmacht, eine gewaltige Wirkung erzielt. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieses typische Meisterwerk der Opera buffa schon bei des Künstlers Lebzeiten einen größeren Beifall errang als vielleicht jemals eine dramatische Schöpfung; in Neapel wurde es 57 Mal nach einander aufgeführt und in Wien widerfuhr ihm eine Ehre, deren kein anderes Stück sich rühmen kann; es wurde auf Kaiser Leopolds Befehl an einem Abend zweimal hinter einander aufgeführt. Für das eine Jahr, welches Cimarosa — gleichzeitig mit Mozart — in Wien zubrachte, erhielt er vom Kaiser zwölftausend Gulden, also eine größere Summe, als alles zusammen was Mozart je von der Regierung seines Vaterlandes bezog.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 13. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 189.) **Der Ball zu Ellerbrunn.** Lustspiel in 4 Akten von C. Blum. Hedwig: Fräulein Knauff vom Stadttheater zu Königsberg als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit.“

Nr. 61. Freitag, 14. Juni 1861.

Dante und die italienischen Fragen.

Dante und die italienische Fragen. Ein Vortrag von Karl Witte. Halle 1861.

λ Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß diejenigen unserer Gelehrten, welche sich am eindringendsten mit italienischer Geschichte und Literatur beschäftigt haben und auf diesen Gebieten in Italien selbst als unbestrittene Autoritäten gelten, eine merkwürdige Neigung zu einem gesteigerten Conservatismus zeigen, der ihnen, wie verschieden auch sonst ihre Individualitäten sind, fast einen gemeinsamen Familientypus aufdrückt. Wir erinnern nur an Heinrich Leo, den wunderlichen Reactionsdoktrinär, dem wir die einzige Geschichte Italiens verdanken, an Göschel, den tiefsinnigen Danteforscher, der kürzlich in der Kreuzzeitung den Freunden ein wehmüthiges Addio zurief, an Alfred v. Reumont, den unermüdlichen Detailforscher in italienischen Geschichten und preußischen Diplomaten der alten Aera, an Karl Witte, dessen Ruhm als größten Kenners der göttlichen Komödie unbestritten ist und dem wir heute nicht zum erstenmal auf einem Streifzug in das politische Gebiet begegnen, und auch den königlichen Uebersetzer des Danteschen Gedichts werden wir unbedenklich in dieselbe Reihe stellen dürfen. Ist dieses Zusammentreffen vielleicht kein ganz zufälliges? Ist es eine gewisse innere Nothwendigkeit, daß durch anhaltende Vertiefung in die Geschichte und Denkmäler der Vergangenheit, wenigstens auf einem Boden wo sie lauter als irgendwo redet, der Geist von ihrem geheimnißvollen Reize überwältigt und gefangen genommen wird, so daß er von den fortschreitenden Strebungen der Völker sich mehr und mehr abwendet, und der Blick, je heller er der Vergangenheit zugewandt ist, um so düsterer und befangener auf Gegenwart und Zukunft ruht? Oder sollte es zum Theil wohl nur das unbequeme Gefühl sein, in den friedlichen Studien unsanft gestört zu werden durch den Lärm der politischen Tagesfragen, was bei ihnen unwillkürlich reagirt, um so mehr als das Gedächtniß der Zeit, in der sie ihre Studien auf dem klassischen Boden gemacht, zusammenfällt mit der Erinnerung an das regsame literarische Treiben, wie es sich in der Restaurationsepoche an einzelnen Mittelpunkten des geistigen Lebens in Italien erzeugt hatte, während jetzt die literarische Beschäftigung vom Waffenlärm übertönt, die Höfe verschwunden, jene Hauptstädte zu glanzlosen Provinzialstädten geworden sind? In jedem Fall bildet es zu dieser Erscheinung einen bezeichnenden Gegensatz, daß es eben das Studium deutscher Geschichte und Poesie war, an welchem nicht wenige unserer besten und bedeutendsten Patrioten die nationalen Hoffnungen gekräftigt, ihre Ueberzeugung von dem endlichen Sieg der Fortschrittsideen gewonnen und den Glauben an eine bessere Zukunft sich und Anderen gerettet haben.

Karl Witte kann es sich in seiner neuesten Schrift nicht verhehlen, daß es aller geschichtlichen Erfahrung widerspräche, die eigentliche Wurzel einer so tiefgreifenden Bewegung, wie das italienische Einigungswerk ist, in zufälligen Umständen zu suchen, wie in den diplomatischen Künsten eines Ministers oder dem Gold eines ländergierigen Königs. Er gibt zu, daß die Wurzel einer Bewegung, die Millionen Herzen zugleich

ergriffen hat, wenn auch eine noch so irrige und verkehrte, doch eine geistige sein muß. Allein unreine Elemente haben diese geistige Bewegung zu eigennützigen Zwecken mißleitet; Rechtsbruch und Gewaltthat sind es, durch welche jetzt die Einigung Italiens durchgeführt werden soll, und eben um dieses Charakters willen, den die jetzige Bewegung genommen, kann es der begeisterte Dantefreund nicht dulden, daß der Name des Sängers der göttlichen Komödie mit ihr in Verbindung gebracht wird. So wird es ihm ein persönliches Bedürfniß, Dante von dem Verdachte zu reinigen, der geistige Urheber der jetzigen Revolutionsgreuel zu sein. Es ist ein bekannter Glaubenssatz des jungen Italiens, in Dante den ersten Herold der nationalen Ideen, den Vater der Bewegung zu sehen, welche die Herstellung eines freien und einigen Italiens, das Ende der Fremdherrschaft und das der weltlichen Herrschaft des Pabstes bezweckt. Aber eben daß nicht blos die gemäßigten Geister, wie Cesare Balbo, Gino Capponi, Carlo Troya, an der göttlichen Komödie mit glühender Begeisterung hängen, sondern nicht minder auch die demokratischen Weltstürmer, die Ugo Foscole, die Rossetti, die Niccolo Tommaseo, daß mit „einem der edelsten deutschen Fürsten" zugleich ein Giuseppe Mazzini aus derselben Quelle schöpfen wollte, das ist dem deutschen Gelehrten das Unerhörte, was ihm den apologetischen Versuch abnöthigt, von Dante jede Verantwortlichkeit für die revolutionären Elemente in der neuesten Geschichte Italiens feierlich abzuwälzen.

Allein erstaunt wird Jedermann fragen: wer hat denn in der That den Dichter des 14. Jahrhunderts verantwortlich gemacht für die Handlungen des neunzehnten, wer die Solidarität der göttlichen Komödie mit den Dolchen der Vantez oder der Annexionspolitik Cavours behauptet? Wenn Dante der Vater der geistigen Bewegung Italiens ist, muß er darum auch der Urheber der mannigfachen Versuche sein, die Idee in die praktische Wirklichkeit umzusetzen? Und wenn ihm den Verhältnissen seiner Zeit gemäß andere Wege, das Ziel zu erreichen, vorschwebten, als in späteren Epochen realisirbar war, bleibt er nicht dennoch der Vater der Idee selbst wenn er sie zum erstenmal aussprach, die Geister der Nation für sie zu gewinnen suchte, und fort und fort in diesem Sinne wirksam war, ja seine eigentliche Wirksamkeit erst nach Jahrhunderten in ihrer vollen Stärke zu Tage trat? Erwähnt es doch Witte selbst, daß die Jahrhunderte in welchen Dante den Italienern verstummt war, die Zeiten weibischer Gesinnungslosigkeit waren, wo statt Manneswort und Mannesthat der Cicisbeo seiner Angebeteten arkadische Sonette zuflüsterte, daß aber, seit Dante's mächtige Terzinen auf's Neue von den Alpen bis zur Meerenge, vom Po bis zur Tiber ertönen, Selbstvertrauen und Opferfreudigkeit wieder eingekehrt sind in die Brust der Italiener. Daß Dante in Wahrheit der Vater der italienischen Bewegung genannt zu werden verdient, hat Witte durch seine Darstellung nur bestätigt und umständlich nachgewiesen, und wenn er von der geistigen Urheberschaft die Mittel der praktischen Verwirklichung unterscheidet, so macht er damit eine Unterscheidung, die sich von selbst versteht, nur daß er vergißt anzuerkennen, daß die Idee wirkendes Prinzip bleibt, auch wenn je nach den verschiedenen Zeitumständen verschiedene Wege sie in die Wirklichkeit einzuführen, eingeschlagen werden, daß aber die Idee gar nicht wahrhaft Idee wäre, wenn sie nicht immer neue Versuche der Verwirklichung aus sich gebären würde, Versuche die sich so lange wiederholen, andere Formen annehmen, andere Mittel wählen, bis sie erfüllt ist.

Bis ins 13. Jahrhundert herab, zeigt Witte, sucht man vergeblich ein Zeugniß, daß die Italiener sich der gesammten Halbinsel als ihres gemeinsamen Vaterlandes, für das sie Gut und Blut einzusetzen hätten, bewußt geworden wären. Das in so vielfache Reiche und Freistaaten gespaltene, von Parteien zerrissene Land, das nicht einmal auf eine entschwundene staatliche Einheit früherer Zeiten zurückzublicken hatte, konnte nur auf einem Wege dahin kommen, sich als ein zusammengehöriges Ganze zu er-

kennen: auf dem der gemeinsamen Sprache, Gesittung und Poesie, ein Weg, dessen Ausgangspunkt bekanntlich der sicilische Hof Friedrichs II. von Hohenstaufen bildet. Die Sprache ist das nächste Band das uns mit der Familie, und weiterhin mit der Heimath verknüpft. So ist denn die Liebe zur Sprache der nächste Ausdruck für die Liebe zum Vaterland. Sehr schön sagt in diesem Sinne Dante in einer seiner Schriften: „Wenn die helle Flamme aus den Fenstern eines Hauses schlüge, und der Eine früge alsdann, ob da innen wohl Feuer sei: der Andere antwortete ihm: ja, so weiß ich nicht, welcher von beiden alberner zu nennen wäre. Nicht anders aber würden Frage und Antwort sich verhalten, wenn mich Jemand früge ob ich meine Muttersprache lieb habe, und ich würde: Ja darauf sagen." Wo deßhalb Dante zuerst das gemeinsame Vaterland Italien bezeichnen will, da nimmt er den Ausdruck von der Sprache her: „das schöne Land in dem das si erklingt." Mit glühender Liebe hängt er an dieser Heimath, die berufen wäre eine Königin zu sein, und doch eine Sklavin ist:

„Italien, Sklavin, voller Weh und Ach,
Schiff ohne Steuer auf durchstürmten Meeren,
Nicht Länderkönigin, nein Haus der Schmach . . . .
Sind deine Lebenden doch nimmer satt,
Im Bruderkampf sich wechselweis zu morden,
Selbst die umschlossen eine Mauer hat."

Wie aber hier in strafenden Worten, so klingt anderwärts in Hoffnung, und dann wieder in verzweifelnder Trauer, doch stets mit gleicher Innigkeit, das eine Gefühl der glühenden Liebe für das Vaterland Italien, und wie Dante der erste ist der ihm Worte geliehen, so hat an Wärme des Ausdrucks kaum je ein späterer ihn übertroffen.

Nirgends erhebt sich der Ausdruck dieses Gefühls, dem wir bei Dante zum erstenmale begegnen, zu begeisterterem Schwunge, als in dem berühmten Briefe, welchen er aus Anlaß der Römerfahrt Heinrichs des Luxemburgers „an alle Könige Italiens, an die Senatoren von Rom, die Herzoge, Markgrafen, Grafen und das ganze Volk" richtete und der gleichsam als das ghibellinische Programm dieser Kaiserfahrt gelten kann. Die Form in welcher Dante die Erfüllung seiner nationalen Hoffnungen anstrebte, war ebenso den damaligen politischen Verhältnissen entsprechend, oder wenigstens der idealen Anschauung derselben entnommen, als ihre Anwendung in der Gegenwart monströs wäre. Er hofft nämlich das Heil von der machtvollen Wiederaufrichtung des römischen Kaiserthums deutscher Nation, von der wirklichen Ausübung der Rechte, welche dem Rothbart einst auf den roncalischen Feldern waren zugestanden worden. Darum führt er bittere Klage über Rudolf, der Italiens Wunden zu heilen vermocht hätte, aber sie nicht geheilt, und nur die deutschen Gaue pflegend des Reiches Garten versäumt habe, und des Himmels Strafgericht ruft er zürnend auf Albrechts Blut herab, der das wilde Thier Italien, statt mit kräftiger Hand zu zügeln, verlassen habe, so daß es nun keinen Zügel mehr spürend in ungezähmter Wuth tobe. Als aber Heinrich VII. über die Alpen heranzog, begrüßte er „gleich der ersehnten Morgensonne neue Hoffnung glücklicherer Zeiten", und in dem erwähnten Briefe rief er seinem Volke zu: „Seht die günstigste Zeit, in welcher die Zeichen des Trostes und des Friedens aufgehen! Wir werden die erwartete Freude sehen, die wir lange in der Wüste geblieben, da nun die Friedenssonne sich erhebt und die Gerechtigkeit, die ohne Licht war, beim Erscheinen des Glanzes sogleich wieder grünen wird. Freue dich jetzo, Italien, das bisher selbst den Saracenen Mitleid erweckte; freue dich, denn von nun an wirst du von der ganzen Welt beneidet werden. Dein Bräutigam, welcher ist die Freude des Weltalls und der Preis deines Volks, der gnädige Heinrich, eilt zu deiner Hochzeit. Trockne deine Thränen, o Schönste, und tilge die Spuren deiner Trauer; denn der dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen ist nahe."

Schon aus dieser Grundanschauung ergibt sich von selbst, daß bei Dante nicht von Fremdenhaß, als einem Moment seiner patriotischen Grundsätze die Rede sein kann. Witte bemüht sich dies noch im Einzelnen näher nachzuweisen, wobei sich freilich zunächst die Frage erhebt, ob „Fremdenhaß“ überhaupt die richtige Bezeichnung ist für den Drang der Italiener ihre fremden Unterdrücker los zu werden. Allein abgesehen hievon, geht Witte viel zu weit, wenn er von Dante nur die Unterordnung Italiens unter das römisch-deutsche Kaiserthum betont sieht, ohne zugleich hervorzuheben, daß nach der Ansicht des Dichters Italien nur als ein in seinen eigenen Angelegenheiten unabhängiges, unter sich aber geeinigtes Reich in den weiteren Verband des universalen Kaiserthums eintreten sollte. Das Kaiserthum hatte überhaupt bei ihm mehr eine ideale Bedeutung. Der Kaiser sollte nichts weniger als eine unumschränkte Gewalt besitzen, er sollte nur Haupt und Beschützer der vielen verbündeten Staaten sein. „Wenn ich behaupte,“ sagt er im Buch von der Monarchie, „das menschliche Geschlecht könne und solle von einem Fürsten regiert werden, so ist das nicht so zu verstehen, daß von diesem Einzigen alle besonderen Gesetze und Einrichtungen der besonderen Staaten herfließen können. Jedes Volk, jeder Staat, jede Stadt hat ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, welche durch besondere Gesetze geordnet werden müssen.“ Aber des gemeinsamen Besten willen sollten sie unter einem Fürsten stehen, welcher Ordnung und Eintracht auf gleiche Weise in den verschiedenen Staaten erhalte. Das Kaiserthum war somit für Dante mehr die Form, in welcher er sich die Verwirklichung eines allgemeinen Friedensideals dachte, als daß dadurch die Aufhebung der nationalen Besonderheiten oder gar die Unterdrückung einer Nation durch die andere herbeigeführt werden sollte. Er wollte, wie ein italienischer Schriftsteller sagt, seine Landsleute überreden, daß das Bemühen jeder einzelnen Landschaft, ihre Freiheit zu erhalten, ohne daß sie von einer oberen Gewalt, die über allen sei, abhänge, Zwietracht zwischen den Städten veranlasse und Ursache der unaufhörlichen Kriege sei, welche die Italiener und ihre Kriegsmacht zu Grunde richteten, daß hingegen vermöge einer Regierungsgewalt, welcher Alle unterworfen seien, und einer eigentlich italienischen, bürgerlichen und militärischen Macht, Italien gegen fremden Einfall und zugleich gegen innere Unruhen gesichert würde.

Wie sehr Dante gerade die Vereinigung der zerrissenen Gebiete seines Vaterlandes wünschte, ist namentlich aus zahlreichen Stellen des Buchs von der Monarchie ersichtlich, und in einem Versuch über das Verhältniß Dante's zu den gegenwärtigen italienischen Fragen sollte gerade diese nachdrückliche Betonung des Einheitsmoments am wenigsten fehlen. Mit bitteren Worten klagt er, wie in der göttlichen Komödie, Constantin an, weil er durch die (vorgebliche) Schenkung weltlichen Besitzes an den Papst das Reich zerrissen. „O wie glückselig,“ ruft er aus, „wäre dein Volk, wie hochberühmt, Ausonia, wärest du selbst, wäre dieser infirmator imperii tui nie geboren worden!“ Und wie goldene Sprüche über der Pforte des Tempels der italienischen Einheit lauten die Worte: „Jedes Reich, das in sich selbst getheilt ist, muß untergehen*).... Alles Gute ist nur dadurch gut, daß es Eins ist. Die Eintracht selbst ist also offenbar nur insofern ein Gut, als sie aus einer gewissen realen Einheit, als ihrer eigenthümlichen Wurzel, entspringt. Jede Eintracht hängt daher von einer Einheit ab.... Dieses meinte der Philosoph, wenn er sagte: Die Dinge dürfen nicht schlecht geordnet werden; schlecht aber ist die Vielheit der Herrschaften; Einer also sei Fürst!... O wie gut und lieblich ist es, wenn Brüder in einem Hause zusammenwohnen!...“

---

*) Das Bibelwort „Omne regnum in se divisum desolabitur“, welches (fünfundbreißig Jahre nach Dante's Tod) an die Spitze der goldenen Bulle gestellt wurde.

A. d. R.

So tief war schon bei Dante die Idee von der Einheit seines Vaterlandes gewurzelt! Ist es ein Wunder, wenn in einer Zeit, da das lange vergessene Wort des Dichters wieder wirksam wurde in den Geistern seines Volks, diese darauf sannen, die Idee des Dichters, den Traum der Einheit zur Wirklichkeit zu machen? Und konnte dies schließlich anders geschehen als durch die gemeinsame Erhebung, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, welche vor Allem die Einheit bisher unmöglich gemacht hatte?

Wenn aber Witte noch besonders darauf aufmerksam macht, daß bei Dante noch eher von einem principiellen Haß gegen die Franzosen die Rede sein könnte als gegen die Deutschen, so liegt auch hierin durchaus nichts Auffallendes, nichts worin Dante im Widerspruch stände mit den Strebungen der Gegenwart. Denn nicht nur galt zu allen Zeiten, wie nicht blos das Sonett Filicaja's, sondern auch die Werke Alfieri's und Foscolo's beweisen, Frankreich den italienischen Patrioten als der gefährlichste und eigentliche Feind Italiens, sondern wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht auch heute dies Gefühl unvermindert dasselbe wäre, trotzdem daß man sich endlich — und sicher mit schwerem Herzen — zu dem Wagniß entschloß, französische Hilfe anzurufen um den seit den Verträgen von 1815 auf der Halbinsel lastenden Druck der österreichischen Herrschaft zu brechen, der denn doch auch von den Italienern nicht auf die Rechnung Deutschlands gesetzt wird.

Wenn nun schließlich Witte noch das Verhältniß Dante's zur weltlichen Herrschaft des Papstthums erörtert, so brauchen wir über diesen Punkt um so weniger etwas hinzuzufügen, als auch er, wie sich von selbst versteht, zu dem Ergebniß gelangt, daß Dante die Entartung der Kirche, das Unglück Italiens, ja die Zerrüttung der ganzen Welt (avvegnachè sia 'l mondo indi distrutto Par. XX. v. 60) vom weltlichen Besitz der Päpste herleitet, dessen Aufhebung ein Grunddogma des Dante'schen Systems bildet. Hier weiß der Verfasser seine Dante-Begeisterung und seinen Abscheu vor der Revolution nicht anders mehr zu vereinigen, als durch die Bemerkung, daß es Unrecht wäre, die Anschauungen des vierzehnten Jahrhunderts ohne weiteres als maßgebend noch für die Gegenwart ansehen zu wollen. Diese Andeutung aber, daß das Verlangen nach Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstthums im vierzehnten Jahrhundert wohl berechtigt sein mochte, heute aber unberechtigt sei, ernsthaft widerlegen zu wollen, dürfte eine überflüssige Mühe sein, seitdem selbst katholische Kirchenlehrer, sich ins Unvermeidliche fügend, es als ein geschichtliches Ergebniß der letzten Jahrhunderte anerkennen, daß überall die weltliche Gewalt in weltliche Hände überzugehen strebt. Die unbefangene Forschung wird gerade darin einen der glänzendsten Seherblicke des Sängers der göttlichen Komödie bewundern, daß er den principiellen Grund allen Unglücks Italiens richtig erkannte: nämlich in dem Länderbesitz des päpstlichen Stuhls. Der Prophet des vierzehnten Jahrhunderts steht mit dieser Erkenntniß mitten im Brennpunkt der gegenwärtigen Fragen.

H. Heine und F. Steinmann.

In Bezug auf den von F. Steinmann herausgegebenen Heine'schen Nachlaß hat Alfred Meißner folgende Erklärung an die Redaction der Hamburger „Reform" gerichtet: „Sie haben, werther Herr Redakteur, in Ihrem Blatte der Prüfung und Beurtheilung der von H. Steinmann in Münster herausgegebenen „Dichtungen von Heinrich Heine" schon so viel Platz geschenkt und dadurch soviel Interesse für die Sache

bekundet, daß ich wohl wagen darf, Sie noch mit einer Notiz in dieser Angelegenheit zu behelligen.

Meine Aufgabe ist es hier nicht, die Authenticität dieses Nachlasses zu prüfen. Ich meines Theils habe freilich die volle Ueberzeugung, daß diese Gedichtsammlung, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger Gedichte, die aus Heine's Jugendzeit stammen und durch einen Zufall in Herrn Steinmann's Hände gekommen sein mögen, unecht ist. Diese ordinären, witzlos platten, form- und haltlosen Verseleien sind des großen Lyrikers und Satyrikers völlig unwürdig und sind nimmermehr seiner Feder entsprossen. Diese, auf den inneren Werth oder vielmehr Unwerth basirten Zweifel werden aber auch durch äußere Kriterien vermehrt. Es ist nicht denkbar, daß Heine, von dem es bekannt ist, mit welcher ängstlichen Sorgfalt er seine Produkte überwachte, in seiner ganzen Nachlassenschaft auch nicht ein einziges der von Herrn Steinmann veröffentlichten Gedichte im Original oder abschriftlich bei sich zurückbehalten haben sollte. Nun habe aber ich selbst diesen Nachlaß auf den Wunsch seiner Wittwe Blatt für Blatt durchgesehen, gesichtet, wenige Wochen nach seinem Tode, als der ganze Haufen Papiere wahrscheinlich noch in demselben Zustande war, wie sie von Heine selbst das letzte Mal geordnet wurden. Ich habe in den von Herrn Steinmann herausgegebenen Dichtungen keine einzige Piece gefunden, die mir aus diesem Nachlasse bereits bekannt gewesen wäre. Ebenso habe ich nie von Heine oder von Solchen, mit denen er unbestreitbar in vertraulichem Verkehr stand, gehört, daß er Herrn Steinmann's als eines Freundes mündlich oder schriftlich erwähnt habe. Dagegen erhalte ich soeben einen Beleg, der meiner eben ausgesprochenen Skepsis eine neue, und zwar dokumentarische Unterlage gibt. Es ist eine Stelle aus einem an Heinrich Laube gerichteten Brief Heine's, die ihrer Zeit in der „Zeitung für die elegante Welt“ abgedruckt war, und die auf die freundschaftlichen Beziehungen, deren sich Herr Steinmann Heine'n gegenüber rühmt, ein eigenthümliches Licht wirft.

Die Stelle in der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 6 vom 8. Februar 1843 S. 150 und 151 lautet:

Aus Paris. „— — — — — Was Sie mir von dem Musenalmanach des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsiren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisire Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Componiren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen, von dem anderen Gedichte habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstpersifflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floß. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datirt und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubniß und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ. Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs Bestimmteste protestiren, und Sie können, lieb-

ster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mittheilen".

Nach jenem Briefe H. Heine's, der wie ein anticipirter Protest gegen den Herausgeber seines Nachlasses klingt, muß es wahrlich befremden, wenn wir in den von Hrn. Steinmann herausgegebenen „Dichtungen von H. Heine" nun noch allerhand Piecen finden, die dieser ihm „aus seiner Matrazzengruft" zusendet und in den „Briefen" die alte Freundschaft bis in den letzten Todestagen Heine's fortglühen sehen, eine Freundschaft, die sich soweit steigert, daß er, um seinen Freund in Münster zu erfreuen, ihm wohl ein Schock Epigramme über das Frankfurter Parlament einschickt. . . . . .

Ich würde über den ganzen Handel vielleicht kein Wort verloren haben, wenn ich nicht von Herrn Steinmann persönlich herausgefordert worden wäre. Er zeiht mich in der Vorrede seiner mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen „Briefe von H. Heine" der Feigheit und Engherzigkeit, weil ich Heine's an mich gerichtete Briefe wegen darin enthaltenen Personalien und wegen darin vorkommenden Angriffen auf lebende Zeitgenossen nicht veröffentlicht habe. Ich antworte ihm mit der Beziehung auf obige Stelle in welcher Heine selbst sich gegen die rücksichtslose Veröffentlichung von Briefen verwahrt. Ich habe die betreffende Correspondenz nicht aus zager Bedenklichkeit, sondern aus schuldiger Rücksicht auf Lebende und zugleich aus Pietät gegen den Verewigten unterdrückt.

Tegernsee, am 8. Juni 1861.

Alfred Meißner."

Montalembert's Reden.

Der kühne Redner, der mit strenger Achtung vor dem parlementarischen System innerhalb der Schranken desselben die katholische Partei ehrenvoll führte, hat seine sämmtlichen in den alten Kammern gehaltenen Reden zusammengestellt und wird sie in wenigen Tagen erscheinen lassen. Bereits kennt man die Widmung des Buches; sie ist an den ältesten Staatsmann Frankreichs, ja an den ältesten aller lebenden Menschen, die noch an öffentlichen Dingen theilnehmen, gerichtet, nämlich an den Kanzler Herzog Pasquier, der zwei Jahre vor Napoleon I. geboren ist. Diese Dedication scheint die Versöhnung der von Montalembert vertretenen Richtung mit den repräsentativen Freiheiten besiegeln zu sollen. Sie lautet also:

Herr Kanzler! Sie sind von allen denen unter uns, die den Schiffbruch des verfassungsmäßigen Königthums überlebt haben, der erste an Alter und an Würde. Sie haben während der vierunddreißig Jahre der Dauer jenes Königthums einen bedeuten Antheil an allen großen Verhandlungen dieses ruhmwürdigen Zeitraumes genommen. Sie haben den Vorsitz in der edlen Versammlung geführt, in der ich die Ehre hatte während der größeren Hälfte meines öffentlichen Lebens zn sitzen. Sie haben in ihren politischen Verhandlungen die unverletzliche Unabhängigkeit aufrecht erhalten, von der ich mehr als irgend Jemand Gebrauch gemacht habe. Sie vor Allen haben ihren gerichtlichen Berathungen jenes Gepräge der höchsten Billigkeit, der unüberwindlichen Mäßigung, der tiefen Achtung vor dem freien Vertheidigungsrechte der Angeklagten verliehen, welche einst die vor dem französischen Pairshof geführten Processe zu einer der schönsten Seiten unserer bürgerlichen Geschichte machen werden. In dieser Weise haben Sie die Kette der Zeiten wieder angeknüpft, indem Sie im Schooß einer ganz neuen Gesellschaft die alte Majestät jenes berühmten Pariser Parlaments wieder aufleben ließen, von welchem Sie der erlauchte, einzige Ueberlebende sind.

Sie haben allein unter denen die an Alter und Würde über mir standen, demjenigen eine Freundeshand gereicht, der sich am Ausgang des Jünglingsalters mit der gefährlichen Ehre des öffentlichen Wortes betraut fand, und der, fast immer im Widerspruch mit der Mehrzahl seiner Collegen wie mit Ihren eigenen Meinungen, nichts destoweniger bei Ihnen immer den Schutz fand den die Freiheit seiner Redeweise erforderlich machte; dazu jene großmüthige Unparteilichkeit, welche selbst unter dem lebhaftesten und hartnäckigsten Widerspruch bei ehrlichen Leuten in einer freien Regierungsform unverletzt bleibt.

Sie haben bereits vor zwanzig Jahren, indem Sie bei Lebzeiten Ihre wichtigsten Reden sammelten, zuerst ein Beispiel gegeben, welchem ich heute zu folgen wage. Aus allen diesen Gründen glaube ich die vorliegenden Trümmer unserer gemeinsamen Vergangenheit unter den Schutz Ihres Namens und Ansehens stellen zu dürfen. Ich will in dieser Weise das Siegel einer öffentlichen Huldigung verleihen jener Dankbarkeit und Achtung, mit welcher ich bin Ihr alter Mitbruder und College, Graf von Montalembert.

Notizen.

Der Gorilla. Ueber diese von Du Chaillu angeblich wieder aufgefunde Affenart empfing die Wiener „Presse" folgenden Brief:

„Herr Redacteur! Anläßlich des von Ihnen mitgetheilten Feuilletons über den Gorilla erlaube ich mir, Sie aufmerksam zu machen, daß sich im k. k. zoologischen Cabinet am Josephsplatze ein vollkommen schönes Exemplar eines ausgewachsenen Gorilla-Männchens — in einem andern Schranke ist dessen mächtiges Knochengerüste aufgestellt — befindet.

Dieser große Affe wurde bereits vor vier Jahren dortselbst aufgestellt und erregte gleich nach seiner Ankunft (das ausgestopfte Thier sammt präparirtem Skelette wurde in Frankreich gekauft) das Staunen aller Naturforscher, und unser großer Anatom Hyrtl bemerkte schon damals bei Besichtigung des Skeletts, eine einzige Handbewegung des Gorilla reiche hin, einem starken Manne das Genick zu brechen. —

Wenn sich also das Publikum Londons um einige Abbildungen und ein Sklett drängt, wie würde es erst unser schönes Exemplar, welches meisterhaft ausgestopft und aufgestellt ist, bewundern!

Bei uns aber ist leider kein Sinn für derlei Dinge — nur wenige Menschen wissen um das Dasein dieses Affen im Wiener zoologischen Cabinete, und diese machen wenig Wesen daraus — in England wird alles Neue bewundert und angestaunt und sogleich in den Zeitungen davon geschrieben, geschrien und gelärmt — bei uns ergötzt sich ein kleines Häufchen Naturforscher an den prachtvollen Sammlungen in der kaiserlichen Burg, der große Haufen rennt lieber — ins Kaitheater! H. J. W."

Untersuchungen über den Montblanc. Dr. Pitschner aus Berlin, der vor einigen Jahren den Montblanc erstiegen und auf demselben werthvolle Beobachtungen angestellt hat, ist nunmehr abermals dorthin abgereist, um auf dem „Grand Mulet" am Fuß des Gipfels drei Wochen lang in einem für diesen Zweck angefertigten Zelte zu wohnen. Den Hauptbeitrag für die Kosten des Unternehmens erhält er aus König Wilhelms Schatulle.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 14. Juni. (Außer Abonnement.) Erste Gastdarstellung des Herrn Ander vom k. k. Hofoperntheater in Wien. **Martha, oder: Der Markt zu Richmond.** Oper in 4 Akten von W. Friedrich. Musik von Friedrich v. Flotow. Lady: Fräulein Mandl. Lyonell: Herr Ander.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

N^r 62. Samstag, 15. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

„Sie lieben die Blumen? — Nun, ich habe ein Bouquet für Sie, das ist Klein-Trianon," hatte König Ludwig XVI. bald nach seiner Thronbesteigung zu seiner neunzehnjährigen, liebreizenden Gemahlin gesagt, und Marie Antoinette hatte mit schelmischem Lächeln erwidert: „Ich nehme Ihr Geschenk dankbar an, aber nur unter einer Bedingung, daß ich nämlich unumschränkte Herrscherin in diesem kleinen Reiche bleibe und daß selbst der König meine Erlaubniß, es zu betreten, nachsuchen muß."

War Klein-Trianon mit seinen duftigen und farbenprächtigen Blumengärten bis dahin ein wahrhaftes Bouquet gewesen, so wurde Klein-Wien, wie die junge Königin es zur Erinnerung an ihre Vaterstadt umtaufte, nun bald ein Zauberkreis, innerhalb dessen Natur- und Kunstschöpfungen sich gegenseitig zu überbieten strebten.

Am äußersten Ende des Parkes von Groß-Trianon zu Versailles erhob sich mitten im üppigsten Grün ein weißes, viereckiges Palais, in romanischem Style von dem Architekten Gabriel erbaut und von Guibert mit Bildhauerarbeiten geschmückt. Es war nur ein Miniaturschloß, denn die Seiten seines Grundrisses maßen nicht mehr als fünfzig Schritte; drei Stockwerke erhoben sich übereinander, und das platte Dach umgab ein reich verziertes Geländer, das auf den Kapitälern von vier cannelirten korinthischen Säulen, die sich an der Façade bis auf den Boden erstreckten, ruhte. Von der Vorderfront, die sich gegen Groß-Trianon wandte, führten Terrassen zu dem sogenannten französischen Garten hinab, einer etwas steifen, dennoch aber prächtigen Anlage, in dem sämmtliche Gewächse und Blumen in weiß und blauen, mit Thierköpfen verzierten Töpfen an einander gereiht standen. Links schloß sich der sogenannte „kühle Saal" an das Palais, ein Arkadengewölbe mit Frescomalereien und einer schönen Orangerie, rechts der englische Garten, ein wunderbares Gemisch von künstlichen Felsen und Rasenebenen, Alleen und Bächen, Wasserfällen und Seen, Blumenbeeten und Waldgruppen. Im Hintergrunde hatte die junge Königin in dem sogenannten chinesischen Garten ihrer phantastischen Laune ganz freien Lauf gelassen; da wölbten sich schlanke Brücken über wild daherbrausende Gewässer, die Spitzen chinesischer Glockenthürmchen ragten aus dichtverschlungenem exotischem Pflanzenwuchse hervor, und die schmalen Wege schlängelten sich wie in einem Labyrinthe über Höhen und durch Thäler. Dann kam am Ende die Meierei, kleine niedliche Bauerhütten, von Gärten und wogenden Kornfeldern umgeben, am Wasser die Milchkammer, ganz aus weißem Marmor erbaut, die Mühle mit dem Silberfunken sprühenden Rade und dabei der stattliche Marlborough-Thurm.

Das war die Herrschaft der „Oesterreicherin", wie das Volk von Paris um das Jahr 1778, mit dem unsere Erzählung beginnt, schon die Königin nannte, die es bei ihrem Einzuge als Dauphine beinahe mehr als vergöttert hatte und die von allzu strenger Kritik und Verläumdung jetzt mit bitteren Anklagen überhäuft wurde.

An einem Nachmittage des Spätsommers genannten Jahres belebte, wie es stets zu geschehen pflegte, wenn Marie Antoinette in ihrem Klein-Wien residirte, eine glänzende Gesellschaft den Park des Schlosses. Nicht die Costüme waren es, die diesen Glanz ausstrahlten, denn die Damen trugen sämmtlich einfache Kleider von leichtem, weißem Stoffe und als Schmuck höchstens ein Paar frische Blumen im Haar, und die Herren waren zum großen Theile in ländlichen Anzügen, sondern jener ruhte auf den Namen der Anwesenden, den edelsten, die der französischen Nation angehörten. Man fand da den Grafen von Artois, den Herzog und Grafen von Coigny, den Prinzen d'Hénin mit ihren Gemahlinnen, den Herzog von Guiche und von Guines, die Gräfinnen von Châlons und Polastron, die Prinzessin Lamballe und die Polignacs, mehrere weniger durch Geburt als Geist ausgezeichnete Männer, wie die Herren von Bésenval, Vaudreuil und Adhémar, aller übrigen Herren und Damen nicht zu gedenken, die damals an der Spitze der Gesellschaft von Paris standen und sich die Gunst und das Vertrauen der Königin zu erwerben gewußt hatten. Ohne Ausnahme waren es junge und schöne Leute, die sich mit der vollendetsten Grazie unbefangen bewegten und von deren Gesichtern die sorglose Heiterkeit strahlte, die eine ganz den Neigungen entsprechende Vergnügung hervorzurufen pflegt.

Die Königin verlangte von ihrem vertrauten Cirkel, daß ihm die lästige Etikette, der sie sich am Hofe von Versailles zu ihrem großen Mißvergnügen unterwerfen mußte, gänzlich fremd bleibe, daß jeder Rangunterschied fortfalle und daß nur Schönheit und Geist die oberste Stelle einnehmen solle; sie wollte in dieser heiteren, lebenslustigen Umgebung wieder das fröhliche, glückliche Kind sein, als das sie nach Frankreich gekommen war, das Gefühl der Unbefriedigung, das ihr eheliches Verhältniß noch immer zuweilen hervorrief, und die Bitterkeit übertäuben, die bei den mannigfach gegen sie gespielten Intriguen, ihr die Liebe des Königs und des französischen Volkes zu rauben, in ihr das Haupt erhoben hatte.

Marie Antoinette Josephe Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, geboren am 2. November 1755, war von ihrer Mutter, der großen Kaiserin Maria Theresia, ausersehen worden, ein freundschaftliches Band zwischen Oesterreich und Frankreich zu knüpfen und dem Dauphin, späteren König Ludwig XVI., vermählt zu werden. In diesem Sinne wurde die junge Prinzessin von dem französischen Abbé de Vermond erzogen, das Interesse an Frankreich und dem etwas leichtfertigen, vergnügungssüchtigen französischen Wesen in ihr erweckt und genährt, und als durch Herrn von Choiseul, Minister Ludwigs XV., der mit der Kaiserin im Einverständniß handelte, ihre Verlobung mit dem Dauphin zu Stande kam, fühlte sie selbst sich sehr glücklich, obgleich sie den ihr bestimmten Gemahl noch nie gesehen hatte, und eilte Frankreich mit Sehnsucht und schönen Zukunftsträumen entgegen. Im Mai 1770 kam die junge Erzherzogin an die französische Grenze; ihre seltenen körperlichen Reize befanden sich damals in der entzückendsten Blüthe, ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit waren hinreißend, ihr Wesen voll königlicher Würde und gleichzeitig voll kindlicher Unschuld. So konnte es nicht fehlen, daß das Volk sie in enthusiastischer Begeisterung vergötterte und daß ihre Reise durch das neue Vaterland ein Triumphzug wurde, der sie überaus glücklich machte, denn sie kam mit einem Herzen voll Liebe zu diesem Volke, dessen Königin sie einst werden sollte. Leider vermochte der Dauphin sie weniger zu befriedigen, denn er kam ihr kalt und gemessen entgegen, sein Aeußeres war nicht anziehend, seine Haltung nicht königlich, sondern einfach bürgerlich, — sie hatte sich ihn anders vorgestellt; dennoch wollte sie ihn lieben, denn für ihn war sie ja unwiderruflich bestimmt.

Am 16. Mai fand die Vermählung statt; vierzehn Tage später trug sich bei den Feierlichkeiten des Hochzeitsfestes das schreckliche Unglück zu, daß mehrere Hundert

Personen im Gedränge erdrückt wurden, eine böse Vorbedeutung für das Schicksal der Neuvermählten, die traurige Erfüllung finden sollte.

Des Dauphins Abneigung gegen seine Gemahlin zeigte sich vom ersten Tage ihrer Ehe nur zu deutlich; sie galt nicht gerade ihrer Persönlichkeit, sondern dem weiblichen Geschlechte insgemein, denn der Prinz war auf bigotte Weise erzogen worden und sein ruhiges Temperament schien keiner Leidenschaft fähig zu sein; dazu kam noch, daß er, von Natur mißtrauisch, Marie Antoinette als ein Werkzeug der Politik ihrer Mutter und Choiseuls beargwöhnte. Die junge Dauphine führte nur den Namen seiner Gattin, und es läßt sich leicht begreifen, wie unglücklich ein solches Verhältniß ihr liebeglühendes und liebebedürftiges Herz machen mußte. Zum Ueberfluß fand sie noch eine Menge politischer Feinde, die ihr die natürliche Liebe zu ihrem Geburtslande auf das Schlimmste auslegten, und andere machte sie sich wieder selbst durch ihr unbefangen kindliches Wesen, das die strenge und steife Etikette des Hofes verschmähte und gar zu lästig fand, so wie unschuldige, aber unbedachte satyrische Aeußerungen darüber; zu dieser letzteren Klasse von erbitterten Gegnern, die sie auf jede Weise angriffen und ihr durch Spöttereien und üble Nachreden die Liebe des Volkes und des Dauphins zu entziehen suchten, gehörten vor Allem die Damen von königlichem Geblüte.

So überall zurückgestoßen und erbittert, schuf sich Marie Antoinette ihre eigene Partei, die freilich der Politik auch nicht ganz fern blieb, deren hauptsächlichstes Verbindungsmittel aber nur die Lust an freien, ungezwungenen Vergnügungen, wie sie eine lebensfrische, übersprudelnde Jugend liebt, war. Die Verläumdungen bekämpfte man mit Satyre und witzigen Wortspielen, den Verdruß mit Scherz, Tanz und Zerstreuungen, wie sie die immer rege Phantasie der Königin und ihrer Lieblinge stets von Neuem erfand. So blieb es auch nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI., und selbst als der König zu Ende d. J. 1777 seiner Gemahlin, über deren Reize sich ihm plötzlich die Augen öffneten, sein Herz zuzuwenden anfing und ein zärtlicheres Einverständniß zwischen ihnen begann, blieben doch der übrigen Gründe noch genug, die Maria Antoinette sich in ihrem Klein-Wien am ungezwungensten und glücklichsten fühlen ließen, wenn ihr Gemahl, der einmal an leichten Zerstreuungen kein Vergnügen fand, sich mit eisernem Fleiße den Regierungsgeschäften und seinen Privatliebhabereien, zu denen vorzüglich die Schlosserkunst zählte, widmete.

An jenem Nachmittage warf die Sonne, die sich schon dem Sinken zuneigte, ihre Strahlen in unzähligen glänzenden Reflexen durch die dichtverschlungenen Laubkronen des englischen Parkes auf die mit Kies belegten Wege und vergoldete hier und da eine antike Marmorstatue oder eines der mit kunstreicher Bildhauerarbeit verzierten weißen Marmorbecken, in dem sanfte Kühle ausströmende Gewässer in den verschiedenartigsten Formen sprudelten. Fröhliches Gelächter, laute scherzende Worte, hin und wieder ein lustiger Gesang, dem Worte eines zärtlichen Madrigals oder eines jener satyrischen Chansons, die Paris damals noch mehr wie heute liebte, untergelegt waren, tönten durch den kleinen Wald, und hier und da tauchten weibliche und männliche Gestalten in dem vorher genannten Costüme, bald in Gruppen, bald zu Zweien, auf und verschwanden wieder zwischen den Rosen- und Myrthengebüschen der Promenaden; Jeder suchte sein Vergnügen, wie es ihm beliebte, man fand und trennte sich wieder, man wandelte, sich der Unterhaltung hingebend, umher, spielte mit bunten Federbällen oder trieb andere Ergötzlichkeiten der sorglosen Jugend.

Den Weg nach dem prächtigen kleinen Belvedere hinauf schritten zwei Personen, in lebhafter Unterhaltung begriffen, die sie theilnahmlos an dem allgemeinen Jubel zu machen schien. Die Dame zur Rechten war eine der imposantesten und gleichzeitig lieblichsten Erscheinungen, die Klein-Wien wohl je gesehen haben mochte. Ihre Toilette war ebenso einfach als die der übrigen Damen, aber man konnte wohl behaupten, daß sie ihr noch besser kleide als allen anderen. Ihre hohe und schlanke Figur, die

das vollendetste Ebenmaß aller Formen besaß, trug sich stolz und würdevoll, dem unbeschadet aber mit einer Grazie, daß sie eher über dem Boden zu schweben, als ihn mit den zierlichen Füßen, die das kurze Kleid ebenso verrätherisch enthüllte, wie die blendenden Arme und den stolzen Nacken, zu berühren schien. Diesen Reizen entsprachen vollkommen Zeichnung und Ausdruck des Antlitzes; sein Teint war ungemein zart und weich, fast durchsichtig und von lebhafter Farbe, die dunkeln Augen blitzten unter langen schweren Wimpern in schnellem Wechselspiele bald feurig und verlangend hervor, bald schienen sie sich, wie ein unwiderstehlicher Zauber, mit sanftem Ernste in die Seele dessen, auf dem ihr Blick ruhte, tief hineinsenken zu wollen; die feine Nase war ein wenig gebogen, das Kinn voll und rund, die edle Stirn umschloß das reiche, blonde Haar, das durch den Puder eine goldene Färbung erhielt und als Schmuck eine einzelne rothe Rose trug. Hätte man daran gedacht, eine Unvollkommenheit in diesem herrlichen Gesichte suchen zu wollen, so konnte dazu höchstens die etwas hervortretende Unterlippe Veranlassung geben, aber auch dieser kleine Mangel hatte seinen eigenthümlichen Reiz, einen gewissen liebenswürdigen Trotz, eine stolze Hoheit, die der ganzen Erscheinung wohl anstand.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Friedrich Zelter.

Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilhelm Rintel. Berlin, Janke, 1861.

(Fortsetzung.)

Im vierzehnten Jahr kommt Zelter ins Gymnasium, das ihm weit besser behagt als das Lernen daheim, wo er im grünen kalmankenen Schlafrock in den bekannten Stuben gesessen. Das Gymnasium hatte sieben Klassen; Quarta war die unterste, Groß-Suprema die oberste. Bald vergeht er sich gegen das Verbot, Stöcke zu tragen; er prügelt den Mitschüler, der ihm den Stock entreißen will, bringt den Klassenlehrer in die höchste Aufregung und wird am Censurtag feierlich aus der Schule gestoßen, wobei der Rector ausrief: „Est petulans, petulantior, petulantissimus!“ (er ist unartig, unartiger, der unartigste). In dumpfer Betäubung schleicht er nach Hause, an einem Mühlenwehr vorbei; es ergreift ihn der Wunsch, sich aller schlimmen Folgen durch einen Sprung zu entledigen. Aber eine sanfte Hand zog ihn zurück; es war die jenes Mitschülers, mit dem er in Streit gewesen. Der Vater empfing ihn ernsthaft, die Mutter schwamm in Thränen. Durch Vermittlung eines befreundeten Organisten, Roßkämmer, wird er später wieder aufgenommen und schlägt sich im eigentlichsten Wortsinne durch die Klassen, bis er im Sommer 1774 in die Profession eintritt und mauern lernt.

Gerade damals wurde er von den Blattern befallen und hatte besonders an den Augen noch lange zu leiden. Während der Genesung betrieb er mit Eifer das Klavierspiel und lernte noch daneben Violin bei einem Regimentsmusikus.

Zelters Großoheim war Georg Friedrich Schmidt, der berühmteste Kupferstecher seiner Zeit, geboren am 24. Januar 1712, in Einer Stunde mit Friedrich dem Großen. Als seine Mutter die Kanonen um die Geburt des Kronprinzen donnern gehört, hatte sie ausgerufen: „Ich habe ein großes Glück geboren, mein Sohn wird die Ehre seines Stammes sein.“ Schmidt stand in Berlin in hohem Ansehen; doch scheint Zelter des Künstlers Haus erst nach dessen Tod (1775) gesehen zu haben, als Erben und Verwandte das Mobiliar in Augenschein nahmen. Der Anblick dieses Hauses mit seinem

Inhalt an Kunstwerken und musikalischen Instrumenten von den besten Meistern scheint den Jüngling mächtig ergriffen zu haben; wenigstens hielt es ein Verwandter, der Geheimrath Troschel, nöthig ihn zu warnen: „die Kunst sei eine Sirene, die von ernsthaften Wissenschaften ablenke; auch er habe in seiner Jugend an der Poesie gehangen und damit viel Zeit verschwendet, was ihn jetzt noch reue.“

Die Erbtheilung ging vorüber, der Frühling kam und nun mußte das Versäumte nachgeholt und ernstlich an die Maurerei gegangen werden. Aber in der Mußezeit hatte Zelter sich so sehr an musikalische Uebungen gewöhnt, daß er ungern sah, wie seine Hände durch Kalk, Steine und grobe Arbeit unförmlich wurden. Im Hause des Stadtmusikus George setzte er seine Studien fort; dieser wunderliche Mann, der sehr ergötzlich geschildert wird, war zugleich Feuerwerker, und nannte das Losbrennen sein Augenconcert. Der junge Maurer blies mit auf den Stadtthürmen, ging mit auf Hochzeiten und zu Serenaden, doch mußte dies den Eltern verschwiegen bleiben. Sein Vater warnte ihn ohnedies mit der Bemerkung, er habe dem Sohn die Musik blos als ein Bildungsmittel gestattet; er hoffte, der Sohn werde einsehen, „daß jedes Gewerbe seine Uebung in Handgriffen, besonders aber ununterbrochene Thätigkeit erfordere; die Jahre vergingen und ehe man sich versehe, sei man Bürger, Vater und hätte höhere Pflichten, als die bloße Selbsterhaltung.“

Mit Zelter arbeitete Georg Hackert auf der Zeichenakademie und war zugleich sein Schüler auf der Violine; auch führte er den Freund in einen Kreis von jungen Schöngeistern ein, wo Tabak geraucht, Bier getrunken und über Literatur gesprochen wurde. Auch Zelter, der bisher außer der Bibel nur Gellert, Zachariä und Klopstocks Messias kannte, sollte Etwas vorlesen; um dies zu können, arbeitete er selbst eine Abhandlung voll phantastischer Ansichten über den Tod Jesu und den Charakter des Judas Ischariot aus, die ihm die dauernde Freundschaft des bekannten Schriftstellers Moritz (Anton Reiser) erwarb.

Im Frühling 1776 mauerte er wieder, und zwar an dem königlichen Kadettenhaus. Das Kastenwesen in den Gewerben war damals so stark, daß das bischen Bildung, welches man ihm abmerkte, ihm nur schaden konnte. „Wenn ein Handwerker mehr verstand, als sein Handwerk, so war man sehr geneigt, ihm dies von seiner Gewerbsthätigkeit zu subtrahiren, indem es auf der andern Seite keinem Handwerker schimpflich war, nicht schreiben zu können, weil dem Handwerke selber alles andere nachstehen mußte, und daher schreibt sich wahrscheinlich die große Virtuosität der Vorfahren in allem, was mit Menschenhänden gemacht werden kann. Nur bei öffentlichen Aufzügen thaten sich die Gesellen in Kleidung und Anstand hervor, trugen Degen und beiferten sich, ihrem Stande Ehre zu machen. Wer gut focht, die Fahne spielte, tanzte, galant war gegen das Frauenzimmer, ward angesehen; dagegen ein Gesell, der Sonntag und Werkeltag arbeitete und sich nicht sauber zu kleiden wußte, weniger geachtet war. „Unter dem Wühlen in Schutt und Steinen verlor Zelter Witz und Heiterkeit und betete oft zu Gott, er möge sein musikalisches Talent in ein architecktonisches verwandeln.

Endlich, im Februar 1777, war seine Lehrzeit um und er dachte daran, in der Wanderschaft allmälig zu seiner Lieblingskunst überzugehen. Einst, als er mit Kalklöschen beschäftigt war, kam Hackert zu ihm und theilte ihm mit, er sei im Begriff, zu seinem Bruder Philipp (dem Freund Goethe's) nach Neapel zu ziehen. Dieser Abschied und später die Briefe des Freundes aus Neapel fachten die Sehnsucht nach fernen Landen und nach der Kunst mächtig an, doch vergebens. Das Einzige, was er beim Vater durchsetzte, war, daß er sich, statt der gewöhnlichen Maurerei, dem Wasserbau widmen durfte. Doch betrieb er die Studien dazu nur kurze Zeit, indem der Vater behauptete, soviel müsse Jeder vom Wasserbau verstehen, um sich das Wasser vom Leibe zu halten; er ging zur bürgerlichen Baukunst über und kam daher im Jahr 1779 zum Geheimen Oberbaurath Riedel. „Hier“, erzählt er in frohem Ton, „kam ich an

die Luft, lernte, was man Praxis nennt, die Häuser guter Domänenbeamten kennen und meine Musik ließ es mir nie an Freunden fehlen". Es gibt Personen von offener und zuthulicher Weise, denen überall Abenteuer begegnen; auch Zelter gehörte zu ihnen. Einst, als er sich mit dem Oberbaurath zur Revision neuer Bauten bei einem Amtmann befindet, hört er dort den Nachtwächter mit einer anmuthigen Tenorstimme geistliche Abendlieder singen. In demselben Dorfe ist man mit dem Küster sehr unzufrieden und der junge Baugehülfe gibt den Rath, man solle dem Nachtwächter die Stelle desselben geben. Dies wurde denn auch beschlossen; doch bald fand Zelter heraus, daß der Tenorsänger ein ehemaliger Student war, der wegen Todtschlags im Duell hatte flüchtig werden müssen und sich in dieser dunklen Stellung verborgen hielt. In dem Amtmannshause trägt sich denn auch ziemlich spät (im 21. Lebensjahr des Erzählers) die erste Liebe zu, deren der beinahe Fünfzigjährige noch mit aller Lebendigkeit gedenkt. „Ich sah die älteste Tochter des Hauses wie eine Sonne an mir vorübergehen. Sie mochte 16 Jahre alt sein; es war als wenn das Licht aller Planeten in mir aufging." Ferner: „Noch heute habe ich keinen Ausdruck für die Wirkung dieser Küsse"; und doch waren es höchst verständige Abschiedsküsse, welche ihm die bereits mit einem braven Landwirth verlobte Bertha gestattete, als sie ihn zur Hochzeit einlud.

In bürgerlichen Kreisen in Berlin wurde Zelter bald bei jedem Concert unentbehrlich, da er Klavier, Violin und Bratsche zu spielen verstand. In zwei Häusern namentlich kamen Wochenconcerte zu Stande: bei Radicke, einem Destillateur, der sich nebenbei Orgeln und einen Flügel baute, und bei Bouvill, einem Müller, der sich selbst eine Violine nach schönem italienischem Muster gemacht hatte. Namentlich in dem letztgenannten Lokal, unter dem Dach der Werder'schen Mühle, bildete sich allmälig ein musikalisches Ensemble aus, das endlich die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog; der Concertmeister Joseph Benda und der Hoforganist Schale waren zuletzt immer gegenwärtig.

Endlich wurde Zelter mit einem Musikus vom Orchester beim Döbbein'schen Theater bekannt, den er mitunter in der ersten Violin ersetzte; er half den Sängern ihre Rollen einlernen, wurde ihnen bald unentbehrlich und kam völlig in das Theaterleben hinein. Seine Lust zum Componiren erwachte; da ihm kein anderer Text bekannt war, wählte er die Oper „Das Orakel" von Gellert, womit er natürlich Nichts ausführen konnte. Bei den Opern von Georg Benda vergoß er im Orchester, während er Violin spielte, Thränen bitteren Antheils und konnte namentlich den Anblick an Julia im Sarg nicht wieder los werden. „Noch erinnere ich mich der Sorgsamkeit, mit welcher ich den sanftesten Ton aus meiner Violine zu ziehen suchte, um nur die heilige Ruhe dieser Nacht nicht zu stören, in welcher Romeo zu seiner Julie schleichen sollte." Um Benda's dirigirende Winke besser zu verstehen, gewöhnte er sich das Tragen jener Brille an, die noch vierzig Jahre später Goethe'n so zuwider an dem Freunde war. Er verschaffte sich die Partitur von Ariadne auf Naxos und empfand beim Abschreiben derselben ein solches Vergnügen, daß er sich vornahm, ein ähnliches Stück zu componiren, bei dem es an Löwen und Ungeheuern nicht fehlen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung in Köln, das Künstlerfest und der artistische Congreß in Antwerpen.

Die Kölner Zeitung enthielt vor Kurzem einen auf die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung bezüglichen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen:

„Als die deutsche Kunstgenossenschaft vor drei Jahren die erste allgemeine deutsche Kunstausstellung unternahm, ahnten wohl nur Wenige, ein wie reiches und in jeder Hinsicht großartiges Gesammtbild unserer bisherigen Kunstthätigkeit der Münchener Glaspalast der Welt vor Augen stellen würde; am wenigsten wurde wohl daran gedacht, daß eines der Hauptergebnisse jener Ausstellung für die Künstler in dem klaren Sichbewußtsein des Weges bestehen sollte, auf welchem die deutsche Kunst ihrer ferneren Entwicklung, getreu ihren Anfängen und als ein ungefälschter Spiegel der unserem Volksstamme eigenthümlichen Gedankentiefe und Gemüthsinnigkeit, entgegenzuführen sei. Mit welcher unwiderstehlichen Gewalt jene Ausstellung ihre Wirkung auf alle die Tausende der Besucher derselben ausgeübt, wie sie in dem Busen der Künstler aus allen Gauen des großen Vaterlandes dieselbe Begeisterung für die Bewahrung und Pflege der Keime entzündet hat, welche man der Mehrzahl der ausgestellten Werke unabsichtlich, und ohne von einer maßgebenden Autorität oder durch Verabredung eingegeben zu sein, von Carstens an bis zu den Meistern unserer Tage herab, in Nord und Süd, in Ost und West, eingepflanzt erkennen mußte — darüber haben zahlreiche Berichte, und insbesondere die Mittheilungen von Künstlern, die selbst Zeugen und Theilnehmer des damaligen nationalen Triumphes gewesen, uns nicht im Zweifel gelassen.

Solche Erfahrung konnte die deutsche Kunstgenossenschaft nur in dem Vorsatze, ähnliche Ausstellungen von Zeit zu Zeit auch in anderen Städten zu veranstalten, um so mehr bestärken, als diese je nach den verschiedenen Gegenden natürlich auch eine mehr oder weniger verschiedene Physiognomie und ein anderes Wirkungsgebiet haben würden. Schon auf dem Künstlertage zu Braunschweig wurde beschlossen, daß im Jahre 1861 die zweite allgemeine Kunstausstellung stattfinden solle, und auf dem nach Braunschweig folgenden Künstlertag zu Düsseldorf bestimmt, daß von den sich darum bewerbenden drei Städten Köln, Berlin und Dresden für diesmal der ersteren der Vorzug zu geben sei.

Wohl mußte man sich sagen, daß die erste Ausstellung unter ganz besonders günstigen Umständen stattgefunden habe, indem sie nicht allein mit dem Jubiläum der bayerischen Akademie zusammentraf, sondern auch gerade in München in allen Richtungen, und vorzugsweise im Anschlusse an die dortigen bedeutenden monumentalen Kunstschöpfungen, eine Vollständigkeit erlangen konnte, wie sie schwerlich in einer anderen Stadt wieder zu ermöglichen sein werde. Außerdem stand für jene Ausstellung der ganze Reichthum an Kunstwerken zu Gebote, die seit einem halben Jahrhundert in Deutschland geschaffen worden waren, aus welchen man das Beste und Interessanteste wählen konnte.

Aber dessen ungeachtet durfte man an dem günstigen Erfolge einer zweiten allgemeinen deutschen Kunstausstellung nicht zweifeln. Dem Münchener Jubiläum steht in Köln die Einweihung des durch einen seiner Bürger gegründeten, den übrigen Baudenkmälern dieser ruhmreichen Stadt ebenbürtigen Kunsttempels zur Seite. Und wenn die erste Ausstellung in der bayerischen Hauptstadt einen besonders reichen Sammelpunkt der Erzeugnisse neuerer Kunst fand, so durfte für Köln die benachbarte, so fruchtbare Düsseldorfer Schule kaum von geringerer Bedeutung scheinen. Was vollends die Werke der deutschen Kunst aus früheren Epochen betrifft, so war in München nur ein so geringer Bruchtheil derselben ausgestellt, daß glücklicher Weise noch eine überaus reiche Nachlese für Köln in Aussicht steht.

Die auf diese Umstände gegründeten Voraussetzungen bestätigen sich denn auch von Tag zu Tag mehr, und die aus allen Gegenden unseres Vaterlandes eingegangenen Anmeldungen stellen es außer Zweifel, daß die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung sowohl der Zahl als auch dem Gehalte nach der ersten würdig sich anreihen und dem Beschauer zwar ein anderes, aber nicht minder imposantes Bild von unserer

Kunst vor Augen stellen wird. Die in den verschiedenen Theilen Deutschlands bestehenden Local-Comité's sind aus allen Kräften bemüht gewesen, außer den in allerjüngster Zeit geschaffenen auch möglichst viele der älteren Meisterwerke, deren Existenz meistens nur in kleineren Kreisen bekannt ist, für die Ausstellung zu gewinnen. Schon treffen von allen Seiten die erwarteten Sendungen ein, und die Ausstellungs-Commission ist im Begriffe, mit der Aufstellung der Kunstwerke in den trefflich beleuchteten Sälen des Museums Wallraf-Richartz, deren gänzliche Vollendung und Ausstattung inzwischen bewirkt worden, vorzugehen, so daß die Eröffnung der Ausstellung, zu welcher die hohen Behörden der Provinz und der Stadt Einladungen erhalten werden, am 1. Juli d. J. in solenner Weise durch des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Herrn v. Bethmann-Hollweg Excellenz wird erfolgen können."

(Schluß folgt.)

Notizen.

Frau Ristori hat in Paris an einem Theaterabend, der zum Vortheil der Frau Viardot veranstaltet war, den fünften Gesang aus Dante's göttlicher Komödie recitirt; es ist derjenige, der die Qualen der Liebenden, die auf der Oberwelt gefrevelt haben, schildert. Der Vortrag erregte stürmischen Beifall, besonders die Anrede der Francesca von Rimini an den Dichter, und in dieser die Worte:

Ed ella a me: Nessum maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria; e cio sa il tuo dottore.

Nach Streckfuß:

Und sie zu mir: „Wer fühlt wohl größ'res Leiden,
Als Der, dem schöner Zeiten Bild erscheint
Im Mißgeschick? Dein Lehrer mag's entscheiden."

Nebenbei gesagt war es uns immer unbegreiflich, daß die Commentare in diesem Lehrer bald den Boëthius, bald den Plato nachzuweisen sich bemühen; der dottore kann gar wohl Virgil selbst sein; der wohlbekannte Anfang des zweiten Gesanges der Aeneis klingt hinlänglich an die Worte der Francesca an, um ein dichterisches, wenn auch nicht ein philologisches Citat zu motiviren.

Die neuen Bücher des Livius. Die Nachricht, man habe in Padua fünf Dekaden (fünfzig Bücher) aus dem großen Geschichtswerke des Livius aufgefunden, geht noch immer als vereinzelte Notiz durch die Blätter. Unserer Ansicht nach müßten, wenn es mit einem so wichtigen Fund seine Richtigkeit hätte, die italienischen Zeitungen, trotz Cavours Tod und aller politischen Aufregung, schon Genaueres darüber gebracht haben. Wir glauben demnach vorerst das Nähere abwarten zu sollen; es sind schon manche apokryphe Nachrichten von Mantua aus über Virgil, von Como über Plinius, von Padua über Livius ausgegangen. Die bisher aufgefundenen Ergänzungen zu Livius sind nicht in seiner Vaterstadt, sondern im Kloster Lorsch bei Worms, in Bamberg und in Rom entdeckt worden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 15. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 190.) Vorletzte Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. Neu einstudirt: **Helene von Seiglière.** Intriguen-Stück in 4 Akten von Jules Sandeau, für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Friedrich. Marquis: Herr Marr.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 63. Sonntag, 16. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Begleiter dieser Dame, in dessen ganzem Wesen gegen sie sich eine, wenn auch durch Vertraulichkeit gemilderte Ehrerbietung kundgab, trug, auffälligerweise an diesem Orte, eine militärische Uniform, obgleich er nicht den Degen an der Seite führte. Es war die des französischen Infanterieregiments Royal Suédois, ein hellblauer Rockfrack mit silberner Stickerei und gelben Aufschlägen; daran befanden sich die Abzeichen hohen Militärranges. Dieser Mann, der, seinem ganzen Aussehen nach zu schließen, wohl kaum das dreißigste Jahr erreicht hatte, war groß und von der regelmäßigsten, anmuthvollsten Körperbildung; seine Haltung war frei und militärisch stolz, jede seiner Bewegungen so edel und ungezwungen, daß es in die Augen fallen mußte. Sein Gesicht war ebenso schön als männlich, ein wenig gebräunt, wie es dem Krieger kleidet, seine blauen Augen unter den etwas starken Brauen blickten fest und wohlwollend, leuchteten aber auf in jenem Glanze, der bei dem ruhigsten Gesichtsausdrucke die Leidenschaftlichkeit in der Tiefe ahnen läßt; wenn er sprach oder lächelte, zeigte sein stolzer Mund die schönsten Zähne. An die hohe und kluge Stirn legten sich sorglich gebrannte dunkelblonde Locken, deren reiche Fülle sich jetzt ganz verrieth, da er den kleinen dreieckigen, mit feinen Straußfedern bordirten Hut unter dem Arme trug.

„Sie schwärmen noch immer für Ihr kaltes Vaterland, Fersen," sagte die Dame gerade, indem sie die Rede des jungen Mannes unterbrach und ihn mit einem Blicke ansah, dessen Güte den leichten Vorwurf, den sie in ihre Worte zu legen beabsichtigte, Lügen strafte. „Kann das glänzende Paris, kann mein blühendes Klein-Wien denn nicht endlich Ihre Sehnsucht nach dem starren und todten Norden verscheuchen? — Mich friert inmitten dieser Rosen und Myrthen, die unsere Sonne jetzt eben zum Abschiede küßt, wenn ich an Ihr eisiges Stockholm denke!"

„Die Rosen Klein-Wiens," erwiderte Axel Fersen lächelnd, „haben mich mit ihrem süßen Dufte und ihrer Farbenpracht so bezaubert, daß ich mein Vaterland fast zu vergessen fürchte, wenn ich mir seine Vorzüge nicht öfter wieder in das Gedächtniß zurückrufe. Majestät wissen das recht gut und mögen daher dem Schwärmer verzeihen, der Sie durch seine Schilderungen aus diesem Paradiese des Südens einige Augenblicke in die Region des ewigen Eises zu versetzen wagte."

„Wohlan, Graf Fersen, ich verzeihe," erwiderte Marie Antoinette lebhaft, ihm die Hand zum Kusse reichend, — „aber nur unter einer Bedingung, mein Herr."

„Meine Königin knüpft Bedingungen an die Ertheilung ihrer Gnade?" fragte Fersen scherzend, während er die schöne weiße Hand wieder ließ.

„Ich bin hier in Klein-Wien nicht Königin für meine Freunde," antwortete die Königin in demselben vertraulichen Tone; — „meine Bedingung verlangt auch nur einen Ritterdienst von Ihnen."

„Dann gebieten Majestät über meinen letzten Blutstropfen!“ sagte Fersen feurig. „Welch’ höheres Glück könnte für mich noch aufbewahrt sein, als für Sie —“

„Sterben zu dürfen?“ unterbrach ihn Marie Antoinette lachend. „Nein, so anspruchsvoll bin ich nicht, Ihren König Gustav des Lebens eines seiner tapfersten Offiziere und besten Unterthanen berauben zu wollen. Ich verlange nur, daß Sie, der Mann des Nordens, meinen Cavalier abgeben sollen, wenn wir im nächsten Winter hier auch unsere Eisbahn haben und uns in kleinen Schlitten darauf umhertummeln; wessen erprobter Geschicklichkeit könnte ich mich denn besser anvertrauen als der Ihrigen?“

Fersens Augen blitzten freudig auf, in demselben Augenblicke aber nahmen sie einen beinahe trüben Ausdruck an. Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, fuhr die Königin in ihrer Lebendigkeit fort:

„Diese Schlittenfahrten sind mir immer ein köstliches Vergnügen gewesen, — nur schade, daß der kurze Winter es hier so beschränkt. Ich träume mich dabei wohl wieder nach meinem Wien zurück, meinem schönen Wien, wo wir Kinder uns in unseren Spielen so glücklich fühlten, wo noch kein Anflug von dem Ernste des Lebens —“

Sie brach, leise seufzend, ab und fuhr dann wieder heiter fort:

„Ja, wir haben hier auch unsere Eisbahn, wenn das Wetter es erlaubt, Graf Fersen, — freilich nur ein schwaches Abbild der großartigen winterlichen Pracht Ihrer Heimath. Wenn der lange Kanal und das Neptunsbassin zufrieren, dann entbiete ich alle meine Freunde nach Klein-Wien, und dann leben wir hier ebenso froh und heiter, wie in diesen schönen Sommertagen und amüsiren uns trotz Kälte und Schneegestöber auf dem Eise. Man fand das anfangs sehr unpassend, Mesdames *) meinten, ein solches Vergnügen gebühre nur dem gewöhnlichen Volke und laufe aller Etikette zuwider; wir haben uns darum nicht gekümmert. Beinahe hätten sie aber dennoch triumphirt, denn als ich mich vor zwei Jahren in einem einspännigen Schlitten von meinem Stallmeister fahren ließ, fiel der Arme bei einer schnellen Wendung herab, und das zügellose Pferd stürzte sich in rasender Carriere gerade auf eine offene Stelle zu. Alles schrie laut auf vor Angst, denn der Tod oder wenigstens ein eiskaltes Bad schien mir gewiß, aber Niemand wagte, sich dem rasenden Thiere entgegenzuwerfen. Gott sei Dank verlor ich allein die Geistesgegenwart nicht; es gelang mir, die Zügel zu ergreifen, und sollten Sie glauben, Fersen, daß meine Hand stark genug war, das Thier zu bändigen? — Warum blicken Sie aber so düster vor sich hin, Graf? Sie haben mir ja auch noch nicht einmal, wie mir einfällt, Antwort ertheilt, ob ich auf Ihren Cavalierdienst rechnen darf, damit ich nicht wieder eine ähnliche Gefahr laufe?“

Die Königin blickte augenscheinlich besorgt auf Fersen, dessen Mienen wirklich verriethen, daß er sich Gedanken sehr ernster Art hingegeben haben müsse.

„Majestät erschließen mir ein Glück,“ erwiderte er stockend, — „das mich zum Beneidetsten und Stolzesten aller Menschen machen würde, hätte ich nur nicht den Schmerz, seine Verwirklichung bezweifeln zu müssen.“

„Nun, weshalb zweifeln Sie an meinen Worten?“ fragte die Königin, leicht verstimmt.

„Ich zweifle nicht an Ihrer Huld, Majestät, aber ich weiß, daß der Winter mich nicht mehr in Klein-Wien sehen wird.“

„Was sagen Sie da, Fersen? fragte Marie Antoinette, die so betroffen war, daß sie es nicht gut genug verbergen konnte. „Sie denken doch nicht allen Ernstes daran, jetzt schon nach Stockholm zurückzukehren?“

---

*) Die Tanten Ludwig’s XVI.

„Nein, Majestät," erwiderte Fersen, — „mein Weg ist ein anderer; er führt zu dem edlen Volke jenseits des Oceans, das die Fesseln drückender Tyrannei abzuwerfen sich bemüht, aber trotz seines bewundernswerthen Heldenmuthes zu schwach ist, sich seines überlegenen Feindes zu erwehren. Eure Majestät selbst werden zweifellos die Sympathien empfinden, die Ihren erhabenen Gemahl und alle Edlen auf dem europäischen Continent an die Sache des Menschenrechts und der Freiheit fesseln, und demnach werden Sie begreifen, daß auch ich fühle, wie mir die Ehre und der stürmische Drang meines Herzens gebieten, meine Kräfte an den Zweck zu setzen, den die Herrscher von Frankreich und Schweden billigen."

Die Königin entfärbte sich ein wenig, aber sie schwieg nachdenklich.

Beide hatten die Höhe des Belvedere inzwischen erstiegen, ohne auf ihren Weg zu achten. Der kleine Tempel, der das Plateau krönte und seinen Namen von der prächtigen Aussicht erhalten hatte, die sich nach allen Seiten hin auf die Schlösser und Anlagen von Versailles und weit darüber hinaus eröffnete, war ein Meisterwerk der Kunst und eleganter Spielerei. Er war achteckig, und jede seiner Fronten enthielt abwechselnd eine Thür oder ein Fenster, die mit ihren venetianischen Scheiben bis zum Boden reichten. Eine Marmortreppe, auf deren Stufen acht Sphinxe mit Frauenköpfen lagen, führte zu ihm hinauf, über den Thüren waren kunstvoll die Statuen der Jahreszeiten gemeißelt. Schweigend betrat die Königin den inneren Raum und Fersen folgte ihr.

Die Wände des einzigen Gemaches, das dieses Belvedere enthielt, waren mit Stuck bekleidet, der die verschlungenen Arabesken bildete, darüber befanden sich Freskomalereien, eine Kette von Guirlanden, Köchern und Bogen und dazwischen springenden Affen und Eichhörnchen; den Boden bedeckte ein Parquet von getäfelt eingelegtem rothen, weißen und blauen Marmor. In der Mitte stand ein Marmortisch, mit drei goldbronzirten Füßen, an den Fensterwänden kleine seidenüberzogene Divans und Lehnsessel.

„Steht Ihr Entschluß fest, Fersen?" fragte sie nach einer Pause, indem sie ihre Augen mit jenem Ausdrucke von zum Herzen dringender Weichheit, dessen wir vorher erwähnten, zu ihm aufschlug.

„So fest, Majestät, daß ich alle schmerzlichen Bedenken, die mich noch an diesen Ort zu fesseln suchten, überwunden zu haben glaubte und daß Sie mich jetzt nicht wieder schwach gesehen haben würden, hätte der hohe Beweis von Gnade, den Sie mir zugedacht, mich den ganzen schweren Kampf nicht noch einmal durchkosten lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse in Frankfurt

im Mai 1861.

Die Witterung des Monats Mai kehrte wesentlich mehr zu den dieser Jahreszeit entsprechenden Normalverhältnissen zurück, während der April, wie wir früher dargethan, in jeder Beziehung ein sehr abnormer gewesen war.

Das Jahresmittel des Luftdrucks in Frankfurt ist = 333,6 Pariser Linien und das Mittel für den Monat Mai = 333,0'''; im Mai 1861 aber war der mittlere Barometerstand 330,9''', mithin $^9/_{10}$ Linien über dem gewöhnlichen Stand, während derjenige des April 1861 noch $2^1/_5$ Linien über dem durchschnittlichen Aprilstand gewesen war. Auch die Schwankungen waren geringer, im Mai zwischen 337,69 und 330,10''', also = 7,59''', im April dagegen zwischen 339,83 und 330,62''', also = 9,21'''. — Im April hatte der Wind während 18 auf einanderfolgenden Tagen

aus der Richtung von Nord bis Ost geweht; nur an 7 Tagen hatte es etwas geregnet, die Niederschläge hatten nicht mehr als $3^1/_6$ Linie betragen. Im Mai dagegen zeigten bei dreimaligen Beobachtungen des Tags

50	24 Westwind 14 Südwestwind 12 Nordwestwind	32	21 Nordwind 8 Nordostwind 3 Ostwind

Im Mai regnete es an 17 Tagen, an einem Tage zeigte sich Reif. Die Menge der Niederschläge betrug 17,83 Linien, also mehr als 5mal so viel als im April, aber doch noch immer um $^1/_3$ unter der Normalmenge des Mai, der nebst dem Juni durchschnittlich die stärkste Menge liefert. Es betrug nämlich die Regenmenge

im Mai 1848—57	27,63‴
„ „ 1858	30,5 „
„ „ 1859	25,8 „
„ „ 1860	28,2 „
„ „ 1861	17,83 „

Die Temperatur des Mai 1861 näherte sich der normalen: diese ist nach 20jährigem Durchschnitt 11,3 bis 11,4 ° R., im Mai 1861 war sie 11,2 °; am 9. Mai fiel sie auf 0, ihr Maximum erreichte sie am 27. mit 24,2 °.

Wenn somit die Witterungsverhältnisse des Mai in jeder Beziehung normalere waren als im April, so zeigt sich in Betreff der Gesundheit eine diesen Verhältnissen entsprechende Minderung der Sterbefälle noch nicht. Es darf dies nicht überraschen, denn es findet sich darin nur abermals ein stets sich kundgebender Satz bestätigt. Die Witterungseinflüsse, selbst die stärksten Schwankungen, bedürfen nämlich sämmtlich erst einer längeren Zeit der Einwirkung, bis ihr Einfluß auf die Gesundheit in vermehrter Krankheit und Sterblichkeit offenbar wird. Wenn zu ungewohnter Zeit Minderung der Temperatur, Trockenheit der Luft, nördlicher oder östlicher Wind und höherer Barometerstand eintritt und 1—2 Wochen anhält, um dann plötzlich feucht-warmer Witterung Platz zu machen, so werden z. B. fast unabänderlich erst nach 10—14tägiger Einwirkung der rauhen trocknen Luft die dadurch begünstigten Lungenentzündungen auftreten, d. h. zu einer Zeit, wo die Witterung schon wieder günstig geworden ist. So gibt sich denn auch im Gesundheitszustande des einzelnen Monats in vieler Beziehung immer noch die Einwirkung der Witterung des vorhergehenden kund. Der Monat Mai 1861 raubte in Frankfurt 155 Personen das Leben, immer noch eine sehr hohe Zahl, wenn auch nicht ganz so hoch als im Monat April, der mit 163 Todesfällen eine seit fast 50 Jahren unerhörte Höhe gezeigt hatte. Die 155 Todesfälle betrafen 82 Personen männlichen und 73 weiblichen Geschlechts, worunter 4 todtgeborene Knaben und 4 todtgeborene Mädchen. Diese Sterblichkeit des Mai 1861 ist noch um mehr als 30 % höher als während der Monate Mai der letzten zehn Jahre. Auch im Mai litten ähnlich wie im April vorzugsweise die Athmungswerkzeuge. An Lungenschwindsucht starben 27 (im April 40), darunter 2 unter 5 Jahren, 6 im Alter von 20—30 Jahren, 6 von 30—40 Jahren, 3 von 40—50, 8 von 50—60 Jahren und 1 im Alter von 70—80 Jahren. — An Luftröhrenentzündung starben 5 Personen, an Croup Niemand, an Lungenentzündung wie im vorigen Monat 12, worunter 9 weiblichen Geschlechts, darunter 3 unter 5 Jahren alte, und 5 älter als 50 Jahre. An Masern starben 5 Kinder unter 5 Jahren (gegen 10 im April), und an Scharlach 7 (2 unter 5 Jahren, 5 im Alter von 5—10 Jahren) gegen 3 im April. An Schlagflüssen starben 5, an Kindbettfieber 3 Personen, an Typhus 2 Männer von 30—40 Jahren. Kinder unter 5 Jahren starben überhaupt 45 (8 todtgeborene nicht mitgerechnet); dem Greisenalter angehörig starben 18 von 60—70 Jahren, 12 von 70—80 Jahren und 7 älter als 80 Jahren, darunter 11 an Altersschwäche und 3 an Altersbrand der Zehen u. s. w. 1 Unglücksfall durch Verbrennung kam vor, ein

29jähriger Tagelöhner starb an Rotzkrankheit durch Ansteckung von kranken Pferden. Drei Männer von 23, 27 und 38 Jahren entleibten sich selbst mittelst Feuerwaffen.

In das Heilige-Geist-Hospital wurden im Mai 230 Kranke (darunter 137 an innern Krankheiten leidende) aufgenommen, in das Bürgerhospital 68, worunter 47 innere. Im heiligen Geisthospital starben 12, worunter 7 an Schwindsucht, 2 an Knochenfraß, 1 an Krebs und die 2 oben erwähnten Unglücksfälle; — im Bürgerhospital 6 und zwar je 1 an Typhus, Schlagfluß, Leberkrankheit, Knochenfraß, Lungenentzündung und Lungenödem. Von den im Hospital zum heiligen Geist aufgenommenen inneren Krankheiten litten u. a. 18 an gastrischen, 21 an rheumatischen Beschwerden, darunter 4 Männer mit akuter Gelenkgicht, 19 an Katarrhen, 9 an Lungenentzündung (sämmtlich wie im vorigen Monat sehr leicht und rasch verlaufend), 5 an Luftröhrenentzündung, 5 an Halsentzündung, 3 an Masern, 7 an Wechselfieber, 1 an Gesichtsrose. Während des ganzen Monats ward kein an Typhus Leidender aufgenommen, was sehr selten ist.

In der Vegetation hat der Mai bereits vieles wieder gebessert, was der kalte rauhe April verdorben hatte. So läßt auch im animalischen Leben der gegenwärtige Juni wesentlich günstigere Resultate erwarten als seine beiden Vorgänger.

Dr. G. B.

Die zweite allgemeine deutsche Kunstausstellung in Köln, das Künstlerfest und der artistische Congreß in Antwerpen.

(Schluß.)

Die allgemeine deutsche Künstlerversammlung wird am 14., 15. und 16. August in Köln tagen. Nach dem Programm für die Festlichkeiten dieser Tage, welches durch das aus Mitgliedern des Stadtraths und anderen angesehenen Männern aus der Bürgerschaft bestehende Comité festgesetzt ist, wird am 14. nach Begrüßung der Künstlerversammlung durch den Oberbürgermeister das Richartz'sche Museum durch Rede und Musik eingeweiht werden. Abends ist großes Concert im Gürzenich, von der Stadt und der Bürgerschaft gegeben. Am 16. Fahrt nach Rolandseck und ländliches Fest daselbst. Bei der Rückkunft von da Beleuchtung des Domes und der Kirchen. Am 17. Abreise zum Künstlercongreß nach Antwerpen. Hier werden nach dem festgestellten Programm der Feier die Künstler an den Eisenbahnstationen feierlich empfangen, nach dem Locale des Cercle artistique, littéraire et scientifique geführt, und von hier in einem Festzuge nach dem Rathhause geleitet, wo der feierliche Empfang von Seiten der Stadt stattfindet und den Gästen, nach vlämischer Sitte, der Ehrenwein zum Willkomm gereicht wird. Sonntag, 18. August, 1 Uhr: Vereinigung sämmtlicher Künstler im Locale des Cercle, Besuch der Ausstellung. Um 4 Uhr: Gala-Bankett, von den Bewohnern der Stadt den fremden Künstlern zu Ehren veranstaltet. Abends 8 Uhr: Beginn des großen Gartenfestes zu Ehren der Künstler unter Mitwirkung der Société Royale d'Harmonie in den prachtvollsten Gartenanlagen, welche die Stadt besitzt. Montag, 19. August: Nach einer feierlichen öffentlichen Sitzung der Akademie Besuch des Museums; um 1 Uhr: Eröffnung des Künstlercongresses, auf dem Gegenstände des allgemeinen Interesses, speciellere auf die Kunst bezügliche und rein kunstphilosophische Fragen verhandelt werden sollen. Eine große musikalische Feier schließt diesen Tag. Dienstag, 20. August, 9 Uhr: Fortsetzung des Congresses; um 1 Uhr: Vereinigung sämmtlicher Künstler zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt, und um 7 Uhr großes Concert im zoologischen Garten. Um 9 Uhr das Fest der Stadt zu

Ehren ihrer Gäste, und nach 12 Uhr die Abschiedsversammlung aller Künstler im Cercle artistique.

Zu dem Congresse in Antwerpen sind die Einladungen an die Kunstgenossen aller Nationen ergangen. Aus dem zu diesem Zwecke erlassenen Rundschreiben entnehmen wir in Bezug auf die Frage wegen Schutz des künstlerischen Eigenthums das Folgende:

„Während die Regierung das Eigenthum angelegentlichst zu schützen bemüht ist, geschieht nichts, um zu verhüten, daß Kunstwerke dem öffentlichen Schacher anheimfallen, ja, man geht so weit, den Künstler seines unveräußerlichen Rechtes zu berauben. Die Früchte seiner Arbeit verschlingt begangener Diebstahl an derselben, die unbarmherzige Nachbildung, die ein Erwerbszweig geworden, Comptoire aufrichtet und öffentlich zu Markte sitzt."

Der Congreß will den „Entwurf eines internationalen Gesetzes, eine völlige Unterdrückung der unerlaubten Nachbildung von Kunstwerken betreffend", zur Berathung bringen und hat deßhalb zu dem Zwecke folgende Fragen gestellt: 1) Hat der Künstler, als der Schöpfer irgend eines Kunstwerks, allein das Recht, dessen Nachbildung zu gestatten, sei es auf die Weise, wie er es gefertigt, sei es durch andere Hülfsmittel? 2) Welche Mittel gibt es, um den Künstler gegen die betrügerische Nachbildung seiner Werke zu schützen? 3) Welche Maßregeln sind gegen die Nachahmung eines Künstlerzeichens zu ergreifen? 4) Ist das gegen derartige Eigenthumsverletzung zu erlassende Gesetz auch auf die Industrie, wenn diese zur Erreichung ihrer Zwecke borgt, anwendbar? 5) Auf welche Art ließe sich ein Einverständniß zwischen den Regierungen zum Behufe des Schutzes des artistischen Eigenthums erzielen?

Außer diesem Punkte, der uns die Hauptsache des Congresses zu sein scheint, sollen auch noch andere Fragen behandelt werden, welche auf künstlerischen und philosophischen Anschauungen beruhen. Zu den artistischen gehören: Steht der Ausdruck der monumentalen Kunst im Einklang mit den übrigen Kunstgebungen unseres Zeitgeistes? Ist in der monumentalen Kunst das Bündniß der Architektur, Sculptur und Malerei nicht unerläßlich? Welche Reformen wären in dem Unterrichte der schönen Künste vorzunehmen, um dieses Bündniß zu Stande zu bringen? Könnte die monumentale Kunst aus obigem Bündnisse die Elemente eines neuen Styles schöpfen, der unser Zeitalter charakterisirte? Was die philosophischen Fragen angeht, so heißen diese: In welcher Beziehung stehen Kunst und Philosophie? Uebt die Kunst nicht einen gewissen Einfluß auf die geistige und moralische Entwicklung eines Volkes aus? Welchen Einfluß auf die heutige Kunst muß man dem modernen Zeitgeiste zuschreiben? Besitzt unsere Epoche kein neues Grundprincip, das den plastischen Künsten neuen Ausdruck und Richtung verleihen kann? Wenn die Kunst durch ihre Erzeugnisse den Augen Aller ein Symbol unserer jetzigen Denkweise vorhalten soll, welcher Art müssen die Werke sein, um diesen Zweck am besten zu erreichen?

Es ist von der Künstlergenossenschaft anerkennenswerth, daß sie mit Ernst dahin strebt die wichtigen Fragen der Kunst, wenn auch nicht zur endlichen Lösung, doch zur Besprechung zu bringen.

Die hiesigen Mitglieder der deutschen Kunstgenossenschaft wählten die Herren Professor Schäffer, Professor Oppenheim, W. Lindenschmid, sowie Herren Professor Becker und von der Launitz als eine Jury, welche die für die Ausstellung bestimmten Werke der Prüfung unterzogen und dem Localcomité zur Absendung nach Köln übergeben hat. Es haben sich von der hiesigen Künstlerschaft etwa zwanzig Aussteller mit über hundert Werken betheiligt. Darunter ist Professor Steinle mit einem Oelbild, eine Madonna darstellend, und einer Zeichnung aus dem Kaufmann von Venedig, beide im Besitz des Herrn Senator Bernus; Hausmann mit einem collossalen Oelbild: „Galilei", den großen Mann in dem Augenblick darstellend, da er sein berühmtes E pur si

muove aussprach. Lindenschmid sandte seine „Waldbilder“, eine Kreidezeichnung: „Die Reformatoren in Marburg“, und ein Oelbild: „Tod des Franz von Sickingen“ mit lebensgroßen Figuren. Adolph Schreyer sandte drei Oelbilder; Cornill zwei Oelbilder und 12 Aquarelle; Bode zwei Cartons und ein Oelbild; Jacob Hoff „Eine Bauernkirchweih.“ Auch Pose, Metz, P. Burnitz, Ph. Winterwerb, Beer u. A. haben sich betheiligt und repräsentiren theils das landschaftliche Fach, theils das Portrait und das Genre. Die Kupferstechkunst ist durch Professor Schäffer vertreten, welcher fünf Kupferstiche, darunter seine bekannte Madonna della Sedia, und außerdem drei in Italien gefertigte Zeichnungen eingesandt hat. Von den Architekten hat sich O. Pichler und von den Bildhauern v. Nordheim und Schierholz betheiligt. Von verstorbenen hiesigen Künstlern ist Dr. Fellner durch acht Zeichnungen, im Besitze des Herrn Wirsing, und Karl Ballenberger durch ein Oelbild und mehrere Zeichnungen vertreten.

Peter Cornelius in München.

δ München, 13. Juni. Wir haben einen hochgefeierten Gast in unserer Mitte: Peter Cornelius aus Rom, dem zu Ehren gestern und vorgestern großartige Feste, in geschlossenen Räumen, wie im Freien, gegeben wurden, und der uns leider schon morgen früh wieder verlassen wird, um über Nürnberg, wo er ein paar Tage zu verweilen gedenkt, nach Berlin zu gehen und dort seine Camposantobilder zu vollenden. Cornelius ist für die neuere deutsche Kunst, was Goethe für die Poesie: ihr Bahnbrecher und bis jetzt unerreichter Meister; ihr Herold und ihr König zugleich. Er ist nicht blos der größte lebende Künstler in Deutschland, sondern der größte lebende Künstler überhaupt, und unter seinen zahlreichen Schülern findet sich keiner, der dazu angethan wäre ihn zu erreichen, oder ihm auch nur nahe zu kommen. Er gehört zu den seltenen Künstlern, die auch außerhalb ihrer Sphäre einen bedeutenden Eindruck machen; er spricht so gut, wie er malt. Womit nicht gesagt sein, daß soll, er glänzende Reden hält, sondern daß seinem Munde in Stunden der Begeisterung oder guter Anregung goldene Worte enttönen, die mehr werth sind als glänzende Reden — delphische Worte von inhaltschwerem Sinn. Sieht man das Adlergesicht dieses von Wuchs kleinen Mannes, der trotz seiner 76 Jahre noch kein graues Haar hat, so begreift man den kühnen Flug des Gedankens und der Phantasie, der sich in seinen Werken offenbart und dem er immer durch eine fast überreiche Fülle erhabener Gestalten den gewaltigsten Ausdruck gibt.

Er hat immer nur der wahren Kunst gedient und sie hat ihn hoch getragen. Andere Künstler haben Freunde und Gegner, Bewunderer und Neider: Cornelius hat nur Bewunderer. Solche Feste, wie sie hier gefeiert wurden, konnten nur ihn zum Mittelpunkte haben, solche begeisterte Vereinigung aller Parteien konnte nur ihm gelten! Oder wo wäre ein Anderer in Deutschland zu finden, fähig der Gegenstand so allgemeiner Huldigung zu werden?

Der alte Herr hat sich erst vor Kurzem wieder mit einer jungen Römerin verheirathet, hoch von Wuchs, schön von Antlitz und von so anmuthigen weichen Formen der Bewegung, wie man sie nur bei den Töchtern des Südens findet. Sie strahlt vor Freude, wenn sie ihren Gemahl so gefeiert sieht, während dieser sich sehr ruhig und gemüthlich dabei verhält. „Wenn ich gefeiert werde“ — sagt er — „fällt mir immer ein, was mir Alles noch fehlt, und ich komme mir dann zuweilen sehr klein vor; aber ich fühle mich, wenn ich in meinem ehrlichen Streben und Können angegriffen

werde; dann stelle ich mich auf die Hinterbeine und denke und sage: Was seid Ihr doch für dumme Kerle!"

Bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl hat Cornelius auf König Ludwig einen Toast ausgebracht, als auf den Fürsten„ „dem er Alles verdanke."

Notizen.

Katte's Tod. - - Aus dem Familienarchive derer von Schulenburg sind die vollständigen Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts über Kronprinz Friedrich, Katte und seine Mitschuldigen veröffentlicht worden (Berlin, Decker, 1861). Wir erfahren daraus mit Bestimmtheit, daß Katte vom Kriegsgericht zu ewigem Festungs-Arrest verurtheilt, dieses Urtheil aber kraft einer königlichen Kabinets-Ordre verschärft wurde, deren Schluß also lautet: „S. K. M. seynd in dero Jugend auch die Schule durchgelauffen und haben das lateinsche Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundes. Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechtswegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangne crimen laesae Majestatis mit glüenden Zangen gerissen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration seiner familie mit dem Schwerdt von leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz puplicirt, soll ihm gesagt werden, daß es S. K. M. leydt thäte, es wäre aber beßer er, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt kähme. Wusterhausen den 1. November 1730. F. Wilhelm."

Aus Rahel's Briefen an Veit. — Rahel schreibt ihrem Freunde David Veit folgendes Urtheil über sich selbst: „Ich habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin so einzig, als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element; im selben Rang und gehören zusammen. Und der den Andern ausschließen wollte, schließt nur sich aus." Soll man derartige Aeußerungen nicht einfach für Schwindel erklären? Sie sind wohl nur dadurch möglich geworden, daß in solchen Kreisen voll sublimirter geistiger Existenz Niemand einen derben Widerspruch wagt, um sich nicht selbst aus der Reihe der vornehmen Subjectivitäten auszuschließen. Das Selbstlob der Rahel erinnert übrigens auffallend an gewisse Epigramme ihres Lieblings Angelus Silesius, in welchen ähnliche Ansprüche der Gleichheit an Gott gestellt werden, wie hier an die großen Genies.

Das Aderlaß-System der italienischen Aerzte. — Die englischen Blätter enthalten fortwährend Einsendungen, aus welchen hervorgeht, wie voreilig die Aerzte in Italien mit wiederholten Aderläßen bei der Hand sind. Sehr zahlreich sind die Fälle (fast jeder italienische Reisende kann Beispiele nennen), in welchen Kranke durch dies kopflose Verfahren dem Tode nahe gebracht worden, mitunter nur durch Dazwischenkunft eines fremden Arztes gerettet worden sind. Der Turiner Berichterstatter der „Times" bewahrt die Namen der Heilkünstler, die Cavours Tod mit verschuldet, für die Nachwelt auf: Dr. Rossi, Dr. Mattoni und zuletzt der Leibarzt des Königs, Dr. Riberi, derselbe, unter dessen Händen die Mutter, die Gattin und der Bruder Victor Emanuels nach einander zu Anfang des Unglücksjahres 1855 starben.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 16. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 191.) **Orpheus in der Unterwelt.** Burleske Oper in 4 Tableaux von Hector Cremieux. Musik von J. Offenbach.

Montag, 17. Juni. (Außer Abonnement.) Letzte Gastdarstellung des Herrn Heinrich Marr. **Helene von Seiglière.** Intriguen-Stück in 4 Akten von Jules Sandeau, für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Friedrich. Marquis: Herr Marr.

Für nächste Woche in Aussicht.

Die Hugenotten (Gäste: Fräulein Mandl, Herr Ander.) — Lohengrin (Gast: Herr Ander.) — Zampa. — Helene von Seiglière. — (Gäste: Fräulein Knauf, Herr Hallenstein.) — Viel Lärm um Nichts (Gast: Herr Hallenstein.)

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“
Nr. 64. Dienstag, 18. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Fersen sprach diese Worte wieder ganz fest, und während Marie Antoinette befangen die Augen auf das Parquet des Fußbodens gesenkt hielt, heftete er die seinigen mit offenbarer Bewunderung, in der etwas Wehmüthiges lag, auf sie.

So verging wieder eine kleine Pause, deren Peinlichkeit die Königin fühlen mußte, dann plötzlich sagte sie, sich bezwingend, in einem Tone, der halb unwillig, halb scherzhaft klang:

„Ich weiß, daß Sie uns verlassen werden, Graf, denn ihr Nordländer habt einen Eisenkopf und ich getraue mir nicht so viel Einfluß auf Sie zu, Sie in Ihrem Entschlusse wankend zu machen, — ich habe auch kein Recht dazu, Ihre jugendliche Kraft dem großen Wohle der Menschheit zu entziehen, um sie in die engen Grenzen Klein-Wiens einzuschließen. Sagen Sie mir aber doch, wer Sie eigentlich auf diesen Gedanken gebracht hat.“

„Aufrichtig gesagt,“ erwiderte Fersen, — „zunächst das Beispiel des edlen Marquis de Lafayette.“

„Ach, dieser Lafayette?“ meinte die Königin halblaut, und der Ausdruck ihres Gesichts verrieth, daß sie dem Genannten nicht sehr wohlgewogen sein müsse.

„Ferner,“ fuhr Fersen fort, — „der Entschluß meines Freundes, des Herzogs von Lauzun, dem ich meine Begleitung zugesichert habe, und vor Allem die Ueberzeugung, daß ich in diesem Wettkampfe so vieler junger edler Männer, die sich der Sache der unterdrückten Freiheit weihen, nicht fehlen darf, zumal die augenblicklich friedlichen Verhältnisse Europa's keine Gelegenheit darbieten, den Mannesmuth zu erproben und einen jungen Soldaten zu bilden.“

Schon seit einer Weile hatten sich die näher kommenden Tritte mehrerer Personen und ihre Stimmen vernehmen lassen, sowohl die Königin aber, wie Fersen waren von ihrer Unterredung, die augenscheinlich auf beide einen tieferen Eindruck machte, als sie gestehen wollten, zu sehr in Anspruch genommen worden, um darauf zu achten. Erst als die Ankömmlinge, mehrere Damen und Herren der Gesellschaft, die Glasthür des Pavillons erreicht hatten, blickten beide überrascht auf und sahen sich jenen dicht gegenüber. Auf allen Seiten konnte sich eine kleine Betroffenheit nicht ganz verleugnen, besonders schoß der Königin das Blut verrätherisch in die Wangen, Fersen war wohl der Einzige, der seine Ruhe vollkommen bewahrte. Es konnte Marie Antoinette allerdings nicht angenehm sein, daß ihr vertrauliches Zusammensein unter vier Augen mit einem Manne, den man selbst in diesem durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Cirkel

nur „le beau Fersen“ nannte, Zeugen gefunden hatte, denn sie wußte recht gut, auch diese ihr so nahestehende Gesellschaft schließe Verräther in sich, durch deren Böswilligkeit oder Leichtsinn ihr nachtheilige Gerüchte unter das Volk getragen wurden. Indessen hatte sie schnell ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt und, ohne sich zu erheben, rief sie heiter den Kommenden zu:

„Unser Freund, Graf Fersen, gedenkt uns untreu zu werden und sich nach Amerika einzuschiffen, — wollen Sie es wohl glauben? — Helfen Sie mir, ihn von diesem abscheulichen Vorsatze abzubringen!“

Mit scherzhaften und ernsten Vorstellungen drängte man sich um den Grafen, während die Königin sich den ihr befreundetsten Damen zuwandte und ganz unbefangen mit ihnen plauderte.

Axel Fersen war im Jahr 1750 als ältester Sohn des schwedischen Reichsmarschalls Graf Fersen geboren worden. Sein Vater war ein edler, sehr reicher und dadurch daß er an der Spitze der Partei der Hüte stand, in seinem Vaterlande wichtiger Mann; er war es, der in seinem strengen Gerechtigkeitsgefühle hauptsächlich zu der Hinrichtung des Grafen Erik Brahe und Baron Horn beitrug, die 1756 eine Verschwörung gegen die Reichsverfassung zu Gunsten Königs Adolph Friedrichs und seiner herrschsüchtigen Gemahlin Louise Ulrike gebildet hatten; vor dem Staatsstreiche König Gustavs III., der dieselbe Verfassung umstieß, trat er von seinem Amte ab, blieb aber noch immer eine der gewichtigsten Persönlichkeiten Schwedens. Eine Schwester Axels, die schöne und stolze Sophie, war es, die im Einverständniß mit ihrem Vater, die Hand des Herzogs von Ostergothland, Bruder König Gustavs, trotz des letzteren Verwendung ausschlug und später den Baron Taube, dann Reichsrath Piper heirathete.

Axel, ein schöner Knabe von vielen geistigen Anlagen, erhielt die sorgfältigste Erziehung, zuerst auf dem Stammsitze seiner Familie, dem Gute Mälsåker, dann wurde er, zum Jünglinge herangewachsen, zu seiner Weiterbildung nach Turin auf die Akademie geschickt. Mit seiner Schönheit vereinigten sich die einnehmendsten Sitten, ein edles Herz, das sich leicht verrieth, und sein ungezwungenes, selbstbewußtes Auftreten; so konnte es nicht fehlen, daß er überall die willkommenste Aufnahme fand und daß sich ihm besonders das weibliche Geschlecht sehr gewogen zeigte. Schon in Turin, wo er bis zum Jahre 1770 blieb und den Hof Karl Emanuel's I. besuchte, knüpfte sich ein innigeres Verhältniß zwischen ihm und einer der edelsten Damen, deren Namen die Geschichte verschweigt, und von da ging er, außer um die Wissenschaften, auch um eine Erfahrung auf dem Felde der Galanterie bereichert, nach Paris und abwechselnd wieder nach Schweden. Eine Uebereinkunft des letzteren Landes und Frankreichs, deren Herrscher im freundschaftlichsten Verhältnisse zu einander standen, gestattete, daß die Offiziere beider Armeen ihrer Ausbildung halber zuweilen wechseln durften; auf diese Weise war Axel Fersen gleichzeitig Rittmeister der schwedischen leichten Reiterei und Oberst-Inhaber des französischen Fremdenregimentes Royal-Suédois. Gustav III. hatte damals den Grafen Creutz, später den Baron von Staël-Holstein, den Gatten der berühmten Tochter Neckers, als Gesandten am Hofe von Versailles; es lag ihm daran, junge vermögende Edle aus den ersten Familien seines Landes ihnen zu attachiren, und seine Wahl hatte auch Axel Fersen getroffen, der Schweden dort würdig zu repräsentiren helfen konnte. Axel erfüllte dies in vollem Maße durch seinen Reichthum und die Eleganz seines Auftretens.

Sein ritterlicher Sinn würde ihn von Anfang an die schwächere und verläumdete Partei, die der Königin gefesselt haben, wenn auch Marie Antoinette mit ihrer wunderbaren Schönheit und liebreizendem Wesen sein feuriges Herz nicht ganz in Anspruch genommen hätte, seitdem er sie zum ersten Male erblickte. Ihre Gesellschaft zog ihn durch ihre Aehnlichkeit mit seinem eigenen Wesen an und öffnete sich ihm leicht, sobald

er nur den Wunsch zu erkennen gab, ihm anzugehören. Von den Herren geachtet und mit ihnen befreundet, von den Damen bewundert, fühlte er sich bald in diesem Cirkel zu Hause und spielte eine bedeutende Rolle in ihm; aber er fühlte sich auch unwiderstehlich an ihn gefesselt. Durch sein Aeußeres schon hatte er der besonderen Aufmerksamkeit Marie Antoinettes nicht entgehen können: als sie ihn näher kennen lernte, wurde ihr Wohlwollen unverkennbar und bei verschiedenen Gelegenheiten zeichnete sie ihn aus.

Das feurige Herz des jungen Mannes schwoll bei dieser Bemerkung vor Freude und Stolz; seine Verehrung für die liebreizende und nach seiner Meinung doch so unglückliche Königin wurde eine unbegrenzte, und diesen Empfindungen entrang sich bald ein noch viel innigeres und leidenschaftlicheres Gefühl, die Liebe. Axel Fersen liebte Marie Antoinette mit einer Gluth, die er bis dahin noch nie empfunden hatte, aber er sagte sich auch mit seinem klaren Verstande, den die Leidenschaft nie ganz zu unterdrücken vermochte, daß sie unerreichbar hoch über seinen Wünschen stehe, und er würde es mit der Reinheit seiner Liebe für unvereinbar gehalten haben, an Erwiederung seiner Gefühle zu glauben und dieselben offen auszusprechen. Ohne Zweifel hatte ihn Marie Antoinette dennoch errathen und zürnte ihm nicht, denn sie blieb gleich gütig gegen ihn, — vielleicht mochte die Huldigung des schönen Mannes ihrer Eitelkeit, von der sie nur zu wenig frei war, auch schmeicheln, — wie dem aber auch sei, ihr Benehmen ihm gegenüber überschritt nie die Grenzen ihrer Pflicht. Durch seine Anhänglichkeit war er ihr theuer geworden, das bewies sie oft mit der ihrem Naturel eigenen Lebhaftigkeit und Unvorsichtigkeit, die sie so oft der bittersten Beurtheilung aussetzte, — eine leidenschaftliche Erklärung seinerseits würde sie aber gewiß zurückgewiesen, wenn auch entschuldigt haben.

Fersen glaubte nicht an die Gerüchte, die von den Feinden der Königin über deren Charakter verbreitet wurden und verkannte sie deshalb auch nicht; er wußte in wie hohem Grade er sich ihrer Gunst erfreue, aber er baute darauf auch nicht Hoffnungen, die sich nie verwirklichen durften. Dieser Zustand mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden, und darum hatte er sich entschlossen, Frankreich zu verlassen und der Wunde seines Herzens in der Ferne und im Geräusche des Kampfes Zeit zur Heilung zu geben. Richtig war es, daß Lafayettes Beispiel ihn reizte, sich Ruhm zu erwerben, daß sein Herz für Amerikas Sache laut sprach und daß er sich dem Herzog von Lauzum verpflichtet hatte, ihn zu begleiten. — Alles dies war aber nur geschehen, weil er eine Befriedigung für sein eigenes Herz suchte, das die Gefahr seiner hoffnungslosen Leidenschaft klar begriff.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Friedrich Zelter.

Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilhelm Rintel. Berlin, Janke, 1861.

(Fortsetzung.)

Bald glückte es Zeltern, für die St. Georgenkirche zur Einweihung einer neuen Orgel eine Composition einreichen zu dürfen. Sie wurde angenommen, aber beim Einstudiren hatte er alle die bekannten Launen der musikalischen Welt zu erproben; der Organist weigerte sich zu spielen und er mußte die Orgel selbst übernehmen; die erste Sängerin wurde krank; dennoch ging noch am Ende Alles gut, der gelehrte Musiker

Marpurg beehrte ihn mit einem lobenden Schreiben, des Kantors Frau lud ihn zu Tisch und er war glücklich; das Sonderbarste bei der Geschichte war, daß der Vater von allen diesen Dingen nichts wußte. Endlich wurde Zelters erster Clavierversuch in den Zeitungen angekündigt und die Ankündigung in einer Gesellschaft, deren Mitglied der Vater war, vorgelesen. Dieser fragte erstaunt, wer der Zelter sei, und erhielt Auskunft von Schmehling, dem Vater der berühmten Mara. *) Im Ganzen doch erfreut, gesteht ihm der Vater drei Monate italienischen Unterricht bei dem Professor Sanseverino zu, der auch Dichter war. Nun erst lernte er auch die Composition bei Fasch und besuchte nebenbei den als Theoretiker hoch verehrten, aber auch barschen und viel angefochtenen Kirnberger, der gegen jeden Anfänger um so gröber war, je mehr er im Grund auf ihn hielt. Unseren Zelter fuhr er mit den Worten an: „Noch habe ich Keinen gesehen, der nicht seine ersten Aufwallungen für Beruf, ja Genie gehalten hätte. Ich habe noch keinen gesehen, der glücklich um die Schule herumgekommen ist; sie brechen Alle den Hals. Sie wollen ein Handwerk treiben, und eine Kunst auch, wissen Sie, was das heißt? — Ich habe mein Lebelang nichts, als Musik gemacht und glaube was zu können, und Lebenslang gepfuscht, denn wenn ich große Meister betrachte, komme ich mir vor, wie ein verlorener Mensch; ich weiß mich vor Traurigkeit nicht zu lassen. Sie wollen Häuser bauen und nebenher componiren, oder wollen Sie componiren, und nebenher Häuser bauen?“ Als Zelter einmal vor Kirnbergers Schülerin, der Prinzessin Amalia (Schwester Friedrichs des Großen) spielte, rief diese lange bevor er fertig war: „Hör Er mal! Hör Er man uf! Er kann ja nischt! da reden die Menschen von Genie! das ist ja nischt! Geh' Er man zu Kirnbergern, der wird Ihm schon sagen, wo's Ihm sitzt! denn was Er da macht, is alles nischt nutze.“ —

Im Frühjahr 1782 kündigte Zelters Vater ihm eines Sonntags nach Tisch unter feierlicher Ueberreichung eines Zollstocks an, daß er am nächsten Tag vor das Gewerk treten und sich für die Meisterprüfung melden solle; er setzte die gute Lehre hinzu, mit der Meisterschaft fingen die eigentlichen Lehrjahre an, die Verlegenheit, die Noth seien die wahren Lehrmeister. Der Candidat, der den Winter über wieder mehr musicirt als gemauert hatte, **) erhielt vom Gewerk den Auftrag, ein Haus zu bauen und selbst als Polier daran zu arbeiten. Während der Bau vorrückte, wird er in einer ästhetisch gebildeten jüdischen Familie bekannt, bei welcher Mendelsohn, Ramler, Engel und Andere verkehren. Die ältere Tochter unterrichtet er im Singen, mit der jüngeren, Janny, entwickelt sich ein gefühlvolles Verhältniß; sie sahen sich täglich, fanden es jedoch auch für gut, Briefe zu wechseln, in welchen von der Kunst und von Italien die Rede war.

Mit merkbarem Vergnügen beschreibt unser Selbstbiograph das eigentliche Meisterstück, das er nach Vollendung jenes Hauses zu liefern hatte, nämlich den durchgeführten Grundriß und Plan zu einem Wohngebäude für zwei fürstliche Familien. Nachdem auch dies geleistet ist, kommt die dritte Probe; Zelter soll an dem Hause, das der Banquier Itzig gerade damals auf seiner Meierei am Schlesischen Thor aufführen ließ, einen Eckpfeiler, einen Rauchfang und ein Kreuzgewölbe mit eigenen Händen bauen. Er übernimmt aus kindlicher Pflicht auch diese Arbeit; jeden Abend besucht er Janny, deren Eltern am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnen, und jeden Freitag geht er zu seinem Contrapunkt-Lehrer Fasch nach Potsdam zu Fuße hin und zurück,

---

*) Nicht des berühmten Mara wie S. 112, Z. 12 steht.

**) W. H. Riehl sagt in seinem soeben erschienenen Buch „Die deutsche Arbeit“: „In der Stadt lagen vordem höchstens die Maurer und Tüncher in bäuerlichem Winterschlaf, und der Maurermeister Zelter hätte vielleicht seine schönen Lieder niemals gesungen, wenn man vor sechzig Jahren schon, wie heute, mitten im Winter neue Häuser gebaut hätte.“

wobei er Morgens um drei Uhr aufbricht. Auf diesen einsamen Wanderungen kamen ihm Ideen, die sich zu Melodien, dann zu neuen analogen Idee entwickelten; er merkte, daß der Contrapunkt für ein gutes Naturell ein zuverlässiges Medium des Interessanten, Schönen und Tiefen, besonders aber eines reinen Styles sei. In Potsdam hörte er auch zum erstenmal Händels Messias und äußerte seine Freude und schmerzliche Rührung so laut, daß er Aufmerksamkeit erregte und vom Kronprinzen die Erlaubniß erhielt, seinen Sonntagsconcerten jedesmal beizuwohnen. Inzwischen arbeitet Janny an seiner literarischen Bildung; sie macht ihn mit den Schriften Lessings, Wielands und „seines nachherigen göttlichen Freundes" Goethe bekannt; der angehende Maurermeister wird von Werthers Leiden ganz hingerissen, aber in den Verhandlungen, in die er über dies Buch mit seiner Geliebten geräth, gibt sich eine tief begründete Meinungsverschiedenheit zwischen beiden kund. Unter stürmischen Scenen, wobei er einmal einen eisernen Nagel ergreift und ihn so tief in das Fensterbrett schlägt, daß er nicht mehr herauszuziehen ist, löst sich das Verhältniß und er verfällt darüber in einen solchen Trübsinn, daß der Vater selbst ihm den Rath gibt, einige Monate bei seiner Schwester im Magdeburgischen zuzubringen.

In der Provinzstadt, unter Kaufleuten und Friesmachern, ging es eine Zeitlang so gut, daß die Schwester schon daran dachte, ihren Bruder mit der hübschen Tochter des Bürgermeisters zu verheirathen; aber durch seine Weigerung und durch Geniestreiche bringt er sich in Mißcredit und seine Eltern in Besorgniß, so daß diese zu einem Mittel greifen, das wir aus Lessing's Leben kennen; sie melden dem von Italien träumenden Sohn, die Mutter sei todtkrank und bringen ihn so nach Berlin zurück, wo er in des Vaters schwunghaftes Geschäft als gleichberechtigter Theilnehmer eintrat.

Im October 1768 kam eine Trauercantate von Zelter, zu Ehren des zwei Monate vorher verstorbenen großen Königs in der Garnisonkirche zur Aufführung; der Vater wohnte derselben bei, zwischen Professor Engel und Geheimrath Hymen sitzend und ihre Lobsprüche auf den Componisten vernehmend, ohne von ihnen gekannt zu sein. Am folgenden Tag hält er an den Sohn eine Anrede, worin es hieß: „Ich habe zum erstenmale erfahren, was eine Musik wirken kann; ich gestehe es, deine Musik hat mich bewegen müssen, da ich doppelten Antheil daran nehme, insofern es deine Arbeit ist und den großen König beklagt, den dies armselige Land lange genug zu beweinen haben wird. Ich kann sagen, ich freue mich, daß ich alt bin und gesehen habe, was ich sah, denn seines Gleichen werde ich nicht wiedersehen. Ich werde ihm nachfolgen und finde Trost in dem Gedanken, ihn vor mir zu wissen. Denn Mutter wird wahrscheinlich vor mir dahin gehen, das wird mir den Rest geben, ich fürchte mich, allein zu bleiben, darum bitte ich dich, verlaß mich nicht in meinem Alter." Gerührt bekennt ihm der Sohn, daß er an eine Reise nach Italien zwar gedacht habe, nun aber, so lang die Eltern lebten, dem Gedanken keinen Raum geben werde.

Trefflich schildert Zelter in wenigen Worten die Hoffnungen und Aussichten, mit denen man der neuen Regierung entgegen sah, da Friedrich in der letzten Zeit für verdrießlich und mißtrauisch gegolten hatte; man erwartete, die Dinge würden nun nach dem Geist der Zeit zugeschnitten werden.

Die sonderbarste Stelle in der Selbstbiographie ist wohl diejenige, in welcher der Erzähler uns von seiner Verheirathung spricht. Im Jahr 1787 war sein Vater gestorben; gern hätte er das Andenken des wackeren Mannes durch eine Trauermusik verherrlicht, aber „der Schmerz der Seele lag in der Tiefe auf einem Punkt und was er niederschrieb, schien dagegen nach Außen kalt, ja unmelodisch." Bald beginnen die lebhaften Ermahnungen der Mutter, er möge sich verheirathen. Er selbst ist um so weniger dazu geneigt, als erst neuerdings erschütternde Erfahrungen ihn zur Vorsicht gestimmt haben. Um diese Zeit hat er für die Kaufmannswittwe Flöricke ein Haus zu bauen; sie hatte drei angenehme Kinder, darunter einen kleinen Sohn von unendlicher

Schönheit. Der Maurermeister besuchte mit ihr und einigen Freunden ihren Vater, einen Förster, der mit seiner trefflichen Frau das Bild einer Jägerfamilie gibt, „wie es nachher Iffland so wahr und lebendig gezeichnet hat.“ Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß dieser Förster kein anderer war als jener Kappel, der einst Friedrich den Großen aus den Schlingen eines gefährlichen Complots (des Barons Warkotsch) gerettet hatte. Die Wittwe wird von Freiern belästigt und findet manchmal Trost im Gespräch mit Zelter, der sie bittet, auch seine leidende Mutter zu sehen. Nun heißt es wörtlich: „Meine Mutter hatte jetzt einige heitere Tage, welche ich benutzte und die Wittwe bat, sie zu besuchen. Meine Mutter hatte ihre Freude an dem sanften Wesen der jungen Frau und sagte mir: „solch' eine Schwiegertochter möchte ich wohl um mich haben.“ Um ihr eine Freundin und Vertraute zu geben, heirathete ich sie, die ich liebte, weil sie von meiner Mutter geliebt wurde, und als meine Mutter die Welt verließ war ich schon zum zweiten Male mit der jüngsten Tochter des Geheimen Finanzrath Pappritz verheirathet und hatte ein rundes Dutzend gesunder Kinder. Von hier an lebte ich mein bürgerliches Leben ruhig fort und da meine zweite Frau eine edle Sängerin war, so bestanden jetzt die meisten meiner Compositionen in Singstücken für ihre schöne Stimme.“

Das Letzte, was uns Zelter selbst erzählt, ist die Gründung der Sing-Akademie durch Fasch, in die er als der Jüngste und „Geringste“ von dessen Schülern eintritt, aber als dreißigjähriger munterer, doch ernsthafter Mann nicht immer zufrieden ist, wenn Fasch aus Höflichkeit und Nachsicht lobt, um zu ermuntern; denn auch das Gelungene „kam doch nur zärtlich, ja ängstlich und gebunden an den Tag.“ Die Versammlungen fanden „wie noch heute“, jeden Dienstag in einem Privathause statt; auf Zelters Antrieb versammeln sich Einige regelmäßig am Montag zur Einübung der Stücke; so gewöhnte er sich daran, am Flügel zu dirigiren „und so ging seine Regierung an.“ Nach etlichen Jahren wurde ein anderes Lokal gewählt, der runde Saal der königlichen Akademie, der bisher ein bloßer Durchgang gewesen und der sich im ersten Winter so kalt und unwirthlich zeigte, daß viele Mitglieder sich abschrecken ließen. Die Mädchen waren die Tapfersten. Eines Tages, als die Kälte unerträglich war, wollten die Meisten wieder von dannen gehen. Eine unter ihnen legte ihre Muffe auf die Erde, kniete darauf, und wickelte ihre Füße in ihr langes Kleid, dies ahmten mehrere nach und zuletzt sang die ganze Versammlung in dieser rührenden Stellung einen Choral, daß Fasch darüber in Thränen ausbrach. „Das Bild dieses Abends schwebt mir noch heute vor Augen; es war ein so rührender Anblick, daß ich diese kleine Begebenheit auf immer dem Gedächtnisse aufzubewahren wünschte.“ „Die Benennung Sing-Akademie entstand nach und nach daher, weil sich singende Stimmen in den Mauern einer wirklichen Akademie versammelten. Am 3. August des Jahres 1800 als der edle Stifter Fasch starb, war die Anzahl der Mitglieder seit 8 Jahren von 30 bis auf 148 angewachsen.“ Zelter übernahm nun selbständig die Leitung. Herr Dr. Rintel übernimmt selbständig die Erzählung des weiteren Lebenslaufes.

(Schluß folgt.)

Eine literarische Mystification ohne Gleichen.

Paris, 11. Juni. Erlauben Sie mir, Sie heute mit der Darstellung einer Farce zu belustigen, die in den literarischen Annalen der Archäologie und Epigraphie ihres Gleichen nicht hat. Ich bin glücklich, der Erste zu sein, der auf diese kolossale

Burleske öffentlich aufmerksam macht. Voriges Jahr erschien bei Gide, 5 rue Bonaparte, ein prachtvoll ausgestattetes Werk in groß Octav, 119 Seiten Text „und zweihundert und achtundzwanzig Kupfertafeln" unter dem Titel: Manuscript pictographique américain précédé d'une notice sur l'idéographie des Peaux-Rouges par Em. Domenech. Ouvrage „publié sous les auspices de M. le ministre d'état et de la maison de l'Empereur." Die Geschichte dieses Manuscripts, das hier in so prachtvoller Ausgabe publicirt wird, gibt der Herausgeber in der Vorrede, S. 37. „Die bibliothèque de l'arsenal" besitzt seit einem Jahrhundert eine Handschrift, die in einer Pappkapsel liegt und in den Katalogen den Titel „Buch der Wilden" führt. Und in der That wurde dieses Heft von Wilden in Neufrankreich beschrieben. Der Marquis von Paulmy, aus dessen reicher, jetzt im Besitz der bibliothèque de l'arsenal befindlicher Büchersammlung es stammt, hatte es wahrscheinlich von einigen Reisenden zum Geschenk erhalten. Uebrigens konnten wir die Herkunft dieses „Buches der Wilden" auf sichere Art nicht ermitteln. Es besteht aus einer Sammlung von Figuren und Hieroglyphen, die mit sehr roh und naiv gehaltenen Buchstaben und Chiffern abwechseln, mit grobem Bleistift und Röthel auf einem dicken Papier kanadischen Fabricats gezeichnet.

Der bekannte Vielschreiber Paul Lacroix machte den Herausgeber auf dieses kostbare Denkmal des mexicanischen Alterthums aufmerksam; der Minister des Innern bewilligte die erforderlichen Summen, um Frankreich der Ehre der Herausgabe dieses merkwürdigen Monumentes nicht zu berauben. Am Schlusse der Vorrede heißt es: „Wir prätendiren keine Uebersetzung; diese ist bei unserer geringen Kenntniß der Pictographie der Rothhäute nicht möglich. Nichts destoweniger gedenken wir, nicht allein den Gegenstand der Handschrift, sondern auch eine große Anzahl der darin befindlichen Hieroglyphen zu erklären. Ich hatte schon viele Facsimiles und Photographien amerikanischer, autochthoner Kunst gesehen und war auf diese Erscheinung nicht wenig neugierig. Wie soll ich mein, gering gesagt, Erstaunen beschreiben, als ich von Kupfertafel zu Kupfertafel weiter nichts sah, als die bekannten Figuren, wie sie unsere Knaben mit einem kleinen Kreis und zwei Punkten als Kopf, einem großen Kreis als Brust und Unterleib und vier geraden Strichen als Arme und Füße schmieren. Augenblicklich ersieht man, daß man hier nichts mehr und nichts weniger vor sich hat, als das Schmierheft eines circa 5—7jährigen Kindes, das seine Umgebungen, so gut es geht, abconterfeit. Daß dieses Kind das eines deutschen Colonisten war, ergibt sich, und das ist das komischste an der Sache, aus den vielen deutschen Wörtern, die in roher deutscher „Currentschrift" unter den Figuren stehen, oder auch allein ganze Seiten ausfüllen. Von allem diesem hat der gelehrte Herausgeber keine Ahnung. So steht — immer in ungeschlachter deutscher Schulknaben-Currentschrift — auf Tafel 47 unter einer durch zwei Kreise vorgestellten weiblichen Figur „Anna"; auf Tafel 144 unter einem Paar roher Linien, die der Herausgeber „Emblem des Blitzes, Symbol der göttlichen Züchtigung" nennt, das Wort „Wurßd"; auf Tafel 145 halten ein paar Figuren ein Brod, eine Art Bretzel, dabei steht Faßdtag. Auf Tafel 119 sind Waben abgebildet — natürlich auf die einfachste Weise, nur durch Kreis und Punkte — daneben und mitten drin steht dreimal „honig". Tafel 148 steht zwischen mehreren Figuren, die ihre Liniearme gegen Himmel strecken, „gott mein zeuge". Auf fast allen Tafeln finden sich neben Figuren, Gewehren, Kirchthürmen, Monstranzen oder dergleichen, die der Herausgeber alle symbolisch deutet, viele Wörter aus dem römischen Katechismus, so auf Tafel 105, 149, 164, 180, 198 „Johannes, vater unser, gnatreich Gottes, so wohr als Gott, Feiertag, heilig sache, unschuldig (ge)wißen" und so weiter. Thränen erpreßt das Lachen über die Deutung, welche der illustre Gelehrte diesen Wörtern, die er für aztekische hält und den Schulbubenfiguren und allen ange-

deuteten Ungezogenheiten und Unfläthigkeiten zu geben versteht. Schrift und Zeichnung sind augenscheinlich von ein und derselben Hand.

Es ist nicht daran zu denken, daß die angeführten Wörter etwa in ein bereits fertiges, mit Figuren angefülltes Heft nachgetragen worden seien. Aus der Gruppirung des ganzen Geschmiers, aus der Aufeinanderfolge der Linien und Figuren, aus den barbarischen Strichen, Ringen, Knäueln und Klecksen, die dieses alte Heft bedecken, ist es auf den allerersten Blick ersichtlich, daß das große opus der Kinderstube einer Hinterwäldler Farm sein Dasein verdankt. Hätte während des Drucks nur zufällig einmal ein deutscher Setzer einen Blick auf die Tafeln geworfen, sein Gelächter hätte dem Ministre de la maison de l'Empereur die Schande erspart. Wer die Gegenstände der Kunstthätigkeit in diesem Blüthealter kennt, wird dem Herausgeber gern glauben, wenn er sagt: La plupart des figures se rapportent aux turpitudes phalliques, excrémentielles, si communes aux anciennes populations des deux mondes. Quelques traits d'histoire (d. h. hie und da legt eine Figur auf die andere ein Gewehr an) viennent se mêler à ces coutumes barbares dont l'origine est souvent réligieuse, d. h. hie und da steht das Bild einer Hostie neben einer Röthelfigur. Ich bedauere nur, nicht einige Facsimiles des Manuscripts geben zu können; mir hat der Anblick der kostbaren Zeilen jenes deutschen Fratzen die heitersten Stunden seit langer Zeit gemacht. (Augsb. Postzeitung.)

Notizen.

Die gezogenen Kanonen. Die Ehre, die gezogenen Kanonen der Vergessenheit entrissen zu haben, gebührt einem bayerischen Artillerie-Offizier, v. Reichenbach. Seine ersten Versuche fanden bereits 1809 statt und wurden zu dem Zweck angestellt, für den Gebirgskrieg in Tyrol ein leichtes und wirksames Geschütz ausfindig zu machen. Von einer Verwirklichung seiner Idee war freilich keine Rede; ebensowenig 1816, wo er seine Versuche wieder aufnahm. Man staunte freilich über die Tragweite und die außerordentliche Wirksamkeit dieses Geschützes; aber das war auch Alles. Zu einer Verwirklichung dieser auf deutschem Boden entsprossenen Idee kam es nicht. — Vergl. „Aus der Natur, neue Folge.“ Leipzig, Abel, 1860.

Zur Geschichte der Nationallotterie. Der Advokat Dr. Pappermann in Dresden ist für einen dortigen Gürtlermeister klagbar aufgetreten, weil dessen Gewinn nicht den Werth von einem Thaler (dem Preis eines Looses) habe, aber vom Gericht vorerst abgewiesen worden. Hierüber entspinnt sich in Dresdener Blättern eine Fehde, deren Eindruck um so peinlicher sein muß, als Dr. Pappermann der Erbe Elisens v. d. Recke, der langjährigen Freundin Tiedge's, ist und schon seit Jahr und Tag mit Major Serre in Streit lebt, obgleich letzterer durch die von ihm ausgegangene Begründung der Tiedgestiftung Tiedge's Namen vor jener Vergessenheit bewahrte, die über die Literaturheroen der spätern Zeit wie Eberhard, Kosegarten 2c., nur zu zeitig hereinbrach.

Neue Zeitschrift. Der ungarische Volksschriftsteller Vas Gereben beabsichtigt eine politisch-belletristische Wochenschrift unter dem Titel „Nepbarát“ (der Volksfreund) herauszugeben, deren Tendenz die mittlern und untersten Volksklassen unterhaltend zu belehren, durch den populären Namen des Redakteurs zur Genüge gesichert scheint.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 18. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 192.) **Czaar und Zimmermann.** Komische Oper in 3 Akten. Musik von A. Lortzing.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

№ 65. Mittwoch, 19. Juni 1861.

Romantischer Unsinn.

☽ Es wandert jetzt wieder durch verschiedene Unterhaltungsblätter eine romanhafte Geschichte aus Beethoven's Leben unter dem Titel: „Beethoven und die Mondscheinsonate, von Ernst Hellmuth", welche, wenn sie sich für das ausgäbe, was sie wirklich ist, nämlich eine pure Erfindung, weiter keine Berücksichtigung verdiente, aber es soll „die interessante Geschichte aus den Mittheilungen eines Musikus, des einzigen intimen Freundes Beethoven's in jener Zeit und eines Verehrers desselben" herstammen. Der Fluch solcher leichtsinnig und zum bloßen Zeitvertreib erfundenen Fabeleien ist es, daß sie unter das leselustige Publikum eine Menge falscher Notizen ausstreuen, die dann nur zu lange als ächte Münze umlaufen.

Unsere „interessante Geschichte" wimmelt von Unrichtigkeiten. So heißt es denn gleich anfangs: „Beethoven wurde 1770 zu Bonn in einem Hause der Rheingasse geboren und wohnte später in einer Gasse unweit des Römerplatzes", während Wegeler und Schindler längst die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung dargethan haben. Wegeler sagt in seinem Nachtrag zu den biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven (Coblenz, 1845) S. 7 und 8 darüber Folgendes: „Durch die nähere von Herrn Lehrer Dr. Hennes würdig herbeigeführte Untersuchung: welches Haus als die Geburtsstätte des großen Meisters bezeichnet werden müsse, hat sich zuletzt herausgestellt, daß es das von mir früher angegebene Graus'sche, jetzt dem Herrn Dr. Schildt gehörige, in der Bonngasse gelegene Haus Nro. 515 ist. Die ausführlichen Verhandlungen darüber finden sich in der Kölnischen Zeitung, besonders in der Beilage zu Nro. 240 derselben vom 30. August 1838. In dieser setzt der in Bonn rühmlichst bekannte Lehrer Kneisel die Gründe für und wider die Behauptung: das Graus'sche Haus sei Beethoven's Geburtsstätte, mit überzeugender Klarheit auseinander und beweist die Richtigkeit derselben. Später bewohnten die Eltern das Haus des Bäckers Fischer in der Rheingasse, Nro. 934, welches oft irrig für sein Geburtshaus gehalten wurde."

Auch der bald folgende Satz: „Als er Bonn verließ, um 1792 mit dem Charakter eines Hoforganisten nach Wien zu gehen *), lebte er in der drückendsten Armuth" — enthält eine zwiefache Unwahrheit. Laut dem „Kurkölnischen Hofkalender auf das Jahr 1790" war Beethoven in Bonn, neben Christian Neefe, gleichsam als dessen Stellvertreter, Organist. Dr. Wegeler, dessen biographische Notizen immer noch die Hauptquelle in Betreff der Jugendjahre Beethoven's sind, erwähnt der großmüthigen

---

*) Schindler sagt darüber (Beethoven's Biographie, 3te Auflage, I. S. 19): „Der nächste Zweck von Beethoven's Reise nach Wien war: unter Leitung von Joseph Haydn sich in der Kunst weiter fortzubilden. Zur Förderung dieses Zweckes beließ ihm der Kurfürst Max Franz den vollen Bezug seiner Emolumente an der Kapelle, die, wenn auch nicht bedeutend, dennoch einen gesicherten Fonds zu seiner Subsistenz dort abgeben konnten."

Geldgeschenke, welche dieser vom Grafen Waldstein erhielt, er erwähnt seiner Ernennung zum Kammermusikus des Kurfürsten, allein nichtsdestoweniger muß der unglückliche Beethoven „an einem wundervollen Winterabende in seinem ärmlichen Zimmer, in das der Vollmond schien“, und zwar noch dazu „am offenen Fenster sitzen, das Gesicht in beide Hände gestützt und bei der starken Kälte am ganzen Leibe zitternd.“ —*) Das klingt romantischer als die Wahrheit, und erscheint darum vielleicht auch vielen romantisch-empfindsamen Seelen um so glaubwürdiger. Beethoven wird vom „einzigen intimen Freunde, abgeholt — zum Spaziergange, denn „es fehlte ihm oft am Unentbehrlichsten und aus einer gewissen Scham, auch aus frühzeitig ihn überkommener Misanthropie, pflegte er nur Nachts seine Spaziergänge zu machen.“ Dieses Letztere paßt nicht einmal auf die eigentliche Periode der Schwermuth des großen Mannes, als er des Gehöres beraubt war, gehört vielmehr in das Bereich der Fabeln, z. B. derjenigen über seine angebliche Abstammung von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, und des Märchens von der Spinne, die — „so oft der kleine Ludwig in seinem Kämmerlein Violine spielte, sich von der Decke herabließ und auf die Violine setzte, und welche die Mutter, als sie die Gesellschafterin ihres Söhnchens wahrnahm, todtschlug, worauf der kleine Ludwig seine Violine zertrümmerte.“ — Aber zurück zu unserer Erzählung, die den Unglücklichen ausrufen läßt: „Ich hasse die Welt, ja ich hasse mich selbst! Niemand versteht und kümmert sich um mich (sic!). Mein Gott, das ist unerträglich, und ich wünschte es wäre vorbei mit mir, aus für immer! Ich möchte ruhig in den Fluten des Rheines da drüben schlummern rc.“ — Es verlohnt sich kaum der Mühe, ein solches Gefasel zu widerlegen, wir verweisen auf Wegeler's Darstellung, wie sehr sich in dieser Periode der jugendliche Komponist in der Familie von Breuning wohlfühlte, wie derselbe sogar muthwillige Streiche verübte, wie er eine heitere Reise mit dem kurkölnischen Orchester den Rhein und Main hinauf in der schönsten Jahreszeit machte rc. — Nun soll Beethoven auf seinem winternächtlichen Spaziergang „in der Nähe des Koblenzerthores, aus einem alten winzigen Hause“ schallend, seine F-dur-Symphonie von einem blinden Mädchen haben spielen hören, seine F-dur-Symphonie, die achte, Op. 93, die 1814 zuerst aufgeführt wurde und 1817 bei Steiner und Comp. erschien! **) Ein eben so komischer Anachronismus ist es, daß Beethoven Anno 1792 die Schwester eines armen Schusters mit „Mein Fräulein“ anredet — der Erzähler hat es ja dabei doch nicht auf eine Scene à la Faust abgesehen! Beethoven ist mit seinem Freunde, dem langlebigen, aber unbekannten Musikus, der Alles in treuem Gedächtniß bewahrt, um es der Nachwelt zu überliefern, in „das alte, winzige Häuschen“ eingedrungen; nach wenig Worten setzt er sich an den „verstimmten, altersschwachen Flügel“, der sogar durch des Künstlers Spiel seine Stimmung wieder erhält, und phantasirt nun dem blinden Mädchen, dem die poetische Ausstaffirung mit „einer Fülle herrlicher blonder Haare“ nicht fehlt, und deren „ironischem“ Bruder, dem Schuster, wundervolle Tondichtungen vor. Nachdem „der Lichtstumpf roth und knisternd aufgeflackert und erloschen“, wird vom ironischen Schuster der Fensterladen —

*) Selbst Wegeler's folgende Erzählung (Biogr. Notizen, S. 18) gibt doch wahrhaftig keine Veranlassung zu einer solchen Uebertreibung: „Von seiner ersten Jugend an hatte Beethoven eine außerordentliche Abneigung gegen jede Ertheilung von Unterricht. Frau von Breuning wollte ihn zuweilen zwingen, in das ihrem Hause gegenüberstehende des österreichischen Gesandten, Grafen von Westphal, zu gehen, um seine Lectionen fortzusetzen. Dann ging er, ut iniquae mentis asellus (Horat.), da er sich beobachtet wußte, fort, kehrte aber oft am Hause selbst noch um, lief zurück und versprach dann: er wolle am folgenden Tage zwei Stunden Unterricht geben, heute aber sei es ihm unmöglich. Seine eigene bedrängte Lage trieb ihn nicht an, wohl aber der Gedanke an seine Familie, vorzüglich der an seine liebe Mutter.“

**) Vergl. Schindler's Beethoven, 3te Aufl., 1860, Bd. I, S. 207.

geöffnet, und „voll und prächtig strömte das Silberlicht herein und gerade auf die Tasten des Flügels." Was bleibt da andres übrig, als daß Beethoven, nachdem er in tiefes Sinnen versunken, nachdem er sich als Beethoven zu erkennen gegeben (Beethoven den Niemand kennt?), nachdem das blinde Mädchen auf ihn zugestürzt, nachdem er endlich einige Augenblicke den gestirnten, blau durch das Silberlicht herniederblickenden Himmel betrachtet hat — was bleibt da anders übrig, als daß Beethoven — die Cis-moll- oder Mondscheinsonate improvisirt! — Ach! diese arme Sonate ist nur zu oft schon zu romantischem Unsinn mißbraucht worden; man lese darüber in Schindler's Beethoven, 3. Aufl., Bd. I., S. 93 das Betreffende nach. Nur dies sei hier erwähnt, daß nämlich Beethoven diese Sonate für die Gräfin Giulietta Guicciardi, spätere Gräfin Gallenberg, zu der er eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt hatte, in Wien componirte und sie ihr widmete. Schindler sagt in der 2. Auflage der Biographie Beethoven's in einer Anmerkung: „Diese Sonata quasi Fantasia, op. 27 ist auch unter dem uneigentlichen Namen „Mondschein-Sonate" in Oesterreich bekannt, wodurch nichts anderes als jene schwärmerische Liebesperiode Beethovens bezeichnet werden soll."

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Armand Louis de Biron, Herzog von Lauzun, den Fersen seinen Freund genannt hatte, war ein eben so schöner und liebenswürdiger, als leichtsinniger junger Mann; mit letzterem großem Fehler versöhnte aber bei näherer Bekanntschaft sein ehrenwerther Charakter und sein ritterlicher Sinn. Von Jugend auf Soldat, hatte er als solcher einige Erfahrung auf dem Schlachtfelde gesammelt, desto mehr aber für das gewöhnliche Leben verloren; durch seine unbeschränkte Freigebigkeit hatte er sich ruinirt, wenigstens sein ansehnliches Vermögen gegen Bezahlung seiner Schulden an den Herzog von Guémené für eine jährliche Rente von 800,000 Franks verkaufen müssen. Auch er gehörte zu den Anhängern der Königin, hatte auf diese Weise Fersens Bekanntschaft gemacht und sich durch seine Liebenswürdigkeit dessen Freundschaft gewonnen, die freilich nur selten mit ihrem sanften Tadel Einfluß auf ihn gewann. Er wollte nach Amerika gehen, weil er dort Abenteuer und militärischen Ruhm zu ernten hoffte, und seine mächtigen Verbindungen öffneten ihm die vortheilhaftesten Wege dazu.

Vergebens bestürmten die Damen, die reizende Lamballe und Gabriele von Polignac, die stets heitere Prinzessin d'Hénin, die sanfte Gräfin Montesson und Andere, Fersen, ihnen nicht seine Gesellschaft zu entziehen und sein kostbares Leben den Gefahren des Krieges auszusetzen; die Herren unterstützten seine Absicht zum Theil. Die Königin warf nur hin und wieder ein scherzendes Wort dazwischen, damit es den Anschein gewinnen solle, als lege sie nicht allzuviel Gewicht auf Fersens Abreise; dessen ungeachtet trafen sich aber doch heimliche Blicke Mancher, die ihr Verhältniß zu dem schönen Schweden bedeutsam zu finden begannen.

„Es ist nun hohe Zeit, daß wir uns nach unserem Theater begeben," meinte die Königin, während die lebhafteste Unterhaltung noch durch den Pavillon rauschte.

Damit nahm sie den Arm ihres schönen jungen Schwagers, des Grafen von Artois, damals noch des einzigen der Prinzen von königlichem Blute, der es aufrichtig mit ihr meinte, und schritt voraus nach dem Palais zu; die ganze Gesellschaft folgte in

langem Zuge, dem sich noch viele aus den Seitengängen Kommende anschlossen, denn bereits riefen von Lakayen geblasene Muschelhörner durch den ganzen Park hindurch zur Wiedervereinigung der zerstreuten Gäste.

Fersen hatte seinen Arm der Herzogin von Fitz-James geboten und diese ihn angenommen; er hatte sie gewählt, weil er sich gerade in ihrer Nähe befand und weil die junge Wittwe ihren Cavalier gewöhnlich in dem Herzoge von Lauzun fand, seinem Freunde, der an diesem Tage gerade nicht in Klein-Trianon anwesend war.

Die Herzogin stammte aus einer der angesehensten französischen Familien, war geborene Französin und sehr jung schon an Fitz-James Berwick, der von dem natürlichen Sohne Jacob's II. von England und Arabella Churchill abstammte und in Frankreich lebte, verheirathet worden, weil ihre Familie sich von dessen großen Reichthümern Vortheile versprach. Als ihr der Tod den Gemahl raubte, den sie nicht geliebt hatte, spielte sie ihre nicht unbedeutende Rolle an dem glänzenden Hof von Versailles fort, stand aber bei Marie Antoinette in dem Verdachte, sich ihr nicht aus Anhänglichkeit, sondern um zu spioniren, angeschlossen zu haben. Sie stand damals in ihrer besten Blüthezeit, war schön, nicht ohne Geist, von der gewandtesten Hofturnüre unn mit Rücksicht auf ihre Galanterieen nicht allzu ängstlich auf ihren Ruf, was an einem Hofe wie dem von Versailles aber keineswegs befrembete oder der Achtung, die ihr Stand beanspruchen konnte, Eintrag that. Fersen hatte noch nicht viel Gelegenheit gehabt, sie richtig beurtheilen zu können, und erwies ihr nur als der Vertrauten seines Freundes besondere Aufmerksamkeit.

Der Dame, die mit ihrem stolzen, üppigen Wuchse und ihren brennenden dunkeln Augen, die ein fortwährendes Spiel der Koketterie trieben, Eroberungen zu machen liebte, war der schöne Fersen weniger gleichgültig; sie wagte es ihres erklärten Anbeters, des Herzogs von Lauzun wegen nicht, dessen Freunde unaufgeforderi offene Beweise ihres Wohlwollens zu geben, aber sie würde wohl nicht unterlassen haben, Fersens Huldigungen günstig aufzunehmen. Daß er sie ihr darzubringen gar keine Lust bezeigte, kränkte sie ein wenig und hatte in ihr den Verdacht erweckt, irgend eine andere Dame des Hofes müsse ihn in ihren Banden gefangen halten, — und dieser Verdacht hatte jetzt plötzlich einen Boden gefunden. Der Herzogin war es aus doppeltem Grunde eine köstliche Entdeckung, die sie gemacht zu haben glaubte, als sie mit den Ersten aus der Gesellschaft die Königin und Fersen in dem Belvedere gefunden hatte. Sie wußte, daß sie ihm sein Geheimniß, wenn ein solches vorhanden war, nicht entlocken werde, aber sie wollte scharf beobachten; deshalb verschonte sie ihn mit unbescheidenen Fragen und Anspielungen und begnügte sich, ihm ihre Liebenswürdigkeit in unbefangener Unterhaltung von der glänzendsten Seite zu zeigen.

Das Theater, in dem sich die Gesellschft nun vereinigte, lag auf der Seite des französischen Gartens und war ebenso kunstvoll und elegant hergestellt, wie Alles, was zu dem kleinen Lustschlosse gehörte. Der Zuhörerraum, nur für ein gewähltes Publikum bestimmt, war klein, aber prächtig dekorirt, die Wände und Bogen weiß mit goldenen Verzierungen, von Pilastern mit Löwenhäuptern getragen, die Sitze und Brüstungen mit blauem Sammet überzogen; über den Logen hielten vergoldete Amouretten Blumenguirlanden; Freskomalereien von olympischen Gestalten zierten das Deckengemälde. Zwei jonische Säulen mit einem Giebel, der Amor mit Leyer und Lorbeerkranz trug, eröffneten die Bühne, zu ihren Füßen ruhten Nymphen als Fackelhalter, und über dem Vorhange hielten zwei andere Nymphen das Wappen Marie Antoinette's.

Man erwartete an diesem Abende auch den König, der sich nur selten aus Gefälligkeit für seine Gemahlin geneigt zeigte, derartigen Vergnügen beizuwohnen. Bei seinem Eintritte in die für ihn bestimmte Loge begrüßte man ihn mit tiefster Ehrerbietung, und obgleich er auf das leutseligste und Anspruchloseste nach allen Seiten

hin dankte, schien jetzt doch ein gewisser Zwang über die ganze Gesellschaft zu kommen, der auch erst wieder mit seiner Entfernung nach Beendigung der Vorstellung wich. Ludwig war ein Mann von wohlgebauter und kräftiger Gestalt, aber diese wußte sich nicht würdig zu tragen, und das einfache bürgerliche Costüm stellte diesen Mangel noch deutlicher heraus; sein Gesicht war milde und Vertrauen erweckend, aber keineswegs schön, die matten hellblauen Augen gaben ihm keinen energischen Ausdruck; er zählte damals erst vier und zwanzig Jahre, sah aber viel älter aus.

Die Herzogin von Fitz-James unterließ nicht, einen scharf kritisirenden Vergleich zwischen diesem bürgerlichen Könige und seiner königlichen Gemahlin anzustellen, um Fersen ähnliche Aeußerungen zu entlocken. Axels Herz zog sich bei ihren Worten leicht schmerzlich zusammen, denn in der That glaubte er auch nicht daran, daß das Wesen Ludwigs Marie Antoinette befriedigen könne, aber er hütete sich wohl, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, und begnügte sich, die vortrefflichen Eigenschaften des Königs, seine Herzensgüte, seinen Fleiß und seine Sorgfalt für das Wohl des Volkes zu loben.

Man gab den „Barbier von Sevilla“, — Marie Antoinette spielte die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil, der die Leitung des Theaters übernommen hatte, den Almaviva, der Herzog von Guiche den Bartolo, Herr von Crussol den Basilio *). Die Königin war unvergleichlich und verdiente den rauschenden Beifall, der ihr natürlich auch ohnedem gespendet worden wäre; Alle waren von ihr hingerissen, nur König Ludwig — gähnte ein über das andere Mal, obgleich er seiner hohen Gemahlin die Spenden seines Beifalls auch nicht versagte.

Fersen hatte eine zu scharfe Beobachterin an seiner Seite, als daß dieselbe sein ungetheiltes Interesse an Marie Antoinette, das lebhafte Entzücken, das zuweilen, ihm unbewußt, aus seinen Augen strahlte, dann wieder sein düsteres Stirnfalten nicht bemerkt und sich gedeutet haben sollte; der Herzogin entging es sogar nicht, daß die Königin mehrere Male von der Bühne auf ihren Cavalier blickte und daß dessen Wangen dann noch höher erglühten und sein Auge leuchtender wurde; — sie glaubte jetzt genug zu wissen, um behaupten zu können, hier walte ein sehr inniges Einverständniß ob, das sich nach manchen Seiten hin ausbeuten ließe.

Als das Theater geschlossen war, strömte Alles nach dem Speisesaal und den Salons; die Galanterie verpflichtete Fersen, der Cavalier der Herzogin zu bleiben. Der König erschien nicht mehr, nach einer kurzen Unterredung mit seiner Gemahlin hatte er sich nach Versailles zurückgezogen, um sich, wie stets, zu früher, pünktlich bestimmter Stunde zur Ruhe zu begeben und mit Anbruch des Tages sich wieder Regierungsgeschäften zu widmen. In den Salons herrschte wieder die oft in lauten Jubel übergehende ungezwungene Heiterkeit.

„Begeben Sie sich zur Königin, lieber Fersen, — sie wünscht, Sie zu sprechen,“ redete der dicke und lustige Graf von Coigny Fersen an; — „die Frau Herzogin wird mir erlauben, ihr Ihre Gegenwart einigermaßen zu ersetzen zu versuchen.“

Fersen, wenngleich etwas betroffen, verabschiedete sich ohne Verzug von seiner Dame und eilte zu Marie Antoinette, die ihn, heiter lächelnd, empfing.

„Habe ich gut gesungen?“ fragte sie. „Keine übertriebenen Lobeserhebungen, — sie gelten nicht der Königin, sondern der Rosine!“

Fersen entledigte sich der Antwort mit der sicheren Gewandtheit eines Welt- und Hofmannes.

„Sie schmeicheln viel zu viel,“ lachte die Königin, — „das hätte ich von Graf Fersen nicht erwartet. Meine Stimme war nicht ganz rein, ich weiß es wohl, — ich war auch ein wenig zerstreut, denn ich hatte andere Dinge im Kopfe. Aber deswegen

---

*) Historisch.

ließ ich Sie nicht rufen. Hüten Sie sich vor der Fitz-James, Fersen, — ich weiß, daß nur der Zufall Sie zu ihrem Cavalier gemacht hat. Sie hat eine spitze, verläumderische Zunge, — sie ist nicht meine Freundin, wie sie es zu sein vorgibt, und ich weiß daß sie insgeheim häufig mit Madame Louise *) und meinen Schwägerinnen verkehrt. Sehen Sie, wie ihr Falkenblick Sie noch immer verfolgt, obgleich der dicke Coigny sich alle mögliche Mühe gibt, sie mit schlechten Bonmots zu fesseln!"

Es war in der That so, wie die Königin sagte.

„Sie werden uns nun wirklich bald verlassen," fuhr sie dann ernster fort, — „da ist es billig, daß ich von Ihrer Gegenwart noch die möglichsten Vortheile ziehe. Der Graf von Artois führt mich an diesem Abende zur Tafel, nehmen Sie den Platz neben mir ein, Gabriele von Polignac wird Ihre Dame sein; suchen Sie sich deshalb der Herzogin zu entledigen."

(Fortsetzung folgt.)

Kathinka Friedberg.

(Aus München.)

„Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib."

♂ Selbst in den Metropolen der Bildung hat man heute nur selten Gelegenheit, diese Verse des Dichters bewahrheitet zu sehen durch das, was uns vom Ballete geboten wird. Gemeiniglich gehen die Gliederverrenkungen und Luftsprünge der Tänzerinnen weit über das Maß der Schönheit hinaus, oder ihre ohnmächtige Kunst bleibt weit dahinter zurück. Die Meisten zeigen uns nur die Schwierigkeiten ihrer Kunst, ohne sie zu überwinden, und suchen durch krampfhafte Anstrengungen die ruhige Harmonie der Bewegung, das stille Gesetz das im bunten Wechsel waltet, zu ersetzen. Anderer Verirrungen schlimmerer Art, welche die Säulen der Anmuth zu Trägern der Lüsternheit machen, will ich hier gar nicht gedenken, weil sie in München seit langem nicht mehr vorgekommen sind. Das Ballet hat hier überhaupt, so lange ich das Theater kenne, immer eine sehr untergeordnete Rolle gespielt; es war weder durch gute noch durch schlechte Mittel verführerisch, und so ist es gekommen, daß ich es seit Jahren gar nicht mehr besucht habe, bis ganz vor Kurzem, wo uns ein neues glänzendes Gestirn aufging, aber leider für uns nur ein Wandelstern, der uns bald wieder verlassen hat, um auf seiner Schönheitsbahn weiter zu ziehen. Dieser Wandelstern ist Fräulein Kathinka Friedberg aus Petersburg, wohin sie bereits zurückgekehrt ist. In London, Paris und Berlin, wo sie längere Zeit gastirte, hat das Lob der Journale mit dem Enthusiasmus des Publikums gleichen Schritt gehalten. Auch hier waren alle Künstler und Freunde der Kunst von ihr bezaubert und das Publikum enthusiastisch in seinen Beifallsbezeugungen, während die Kritik sich kühl und abweisend verhielt; die besseren Blätter, weil sie nicht recht wußten was sie aus der ungewöhnlichen Erscheinung machen sollten, deren Leistungen man nur ganz würdigen kann, wenn man die ältere Taglioni und Fanny Elßler noch frisch im Gedächtnisse hat, — und die andern Blätter, weil Fräulein Friedberg die unsauberen Mittel verschmähte, welche hier nöthig sind um die

---

*) Tochter Ludwigs XV., war Priorin des Karmeliterklosters zu St. Denis, mischt sich aber noch allzugern in die Politik und die Intriguen des Hofes.

Gunst der Winkelkritiker zu gewinnen. Zu tadeln wagte Niemand, aber man lobte nur etwa so wie man jede beliebige Luftspringerin lobt, die sich das Lob ein paar Gulden kosten läßt. Die Süddeutsche Zeitung, welche gemeiniglich die besten und unparteiischsten Kunstberichte bringt, schwieg ganz, vermuthlich weil sie überhaupt kein Ballet aufkommen lassen und die dazu erforderlichen Summen lieber dem tiefgesunkenen Schauspiel zugewendet sehen will; — ein Grund der sich hören läßt, der mich aber nicht abhalten kann, dem Fräulein Friedberg, als einer ächten Priesterin ihrer Kunst, eine glänzende Zukunft zu prophezeihen. Sie ist noch sehr jung und, wenn auch nicht eben schön von Gesicht, doch prächtig von Wuchs und in ihrem Auftreten jedesmal eine wahre Schönheitsoffenbarung, die eben dadurch eine große Wirkung macht, daß sie alle kleinlichen Mittel und lüsternen Künste verschmäht.

Kaum hat diese anmuthige Erscheinung uns verlassen und schon glänzt eine andere Künstlerin ersten Ranges auf unserer Bühne: Fräulein La Grua, die berühmte Sängerin aus Petersburg. Ihre Stimme ist nicht von großem Umfang und hat auch den Zauber jugendlicher Frische schon verloren; aber sie weiß, eine ächte, geistvolle Künstlerin wie sie ist, mit ihren Mitteln Großes zu erreichen und zeigt sich in Spiel und Gesang immer voll Adel und Hoheit. Nur wenn solche Sterne vorübergehend hier glänzen, sieht man recht, wie dunkel es in unserer seit lange verwahrlosten Theaterwelt ist, was eigentlich in München, einer deutschen Hauptstadt der Kunst, nicht so sein sollte.

Peter Cornelius der edle Ritter.

Von Clemens Brentano.*)

Peter Cornelius, der edle Ritter,
Wollt' dem König wiederum kriegen
Stadt und Festung am Parnaß.
Er thät schlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus dem Rücken,
Steckt den Krahnen in das Faß.

Als die Perücken nun waren geschlagen,
Daß man konnte Herz und Magen
Laben im Begeistrungsfluß;
Schlug bei München er das Lager,
Die Philister zu verjagen
Ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Und alle Tage kam so eben
Ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Meister, und zeigt's ihm an,
Die Philister fouragiren
So viel als man kunnt verspüren,
Goliath und Urian.

Als Cornelius Dies vernommen,
Ließ er Niebeljungen kommen
Macht auch nicht im Sack den Faust,
Er thät sie recht instruiren,
Wie man soll den Pinsel führen,
Daß es den Philistern graus't.

---

*) Wahrscheinlich das Letzte was der berühmte Dichter (gest. 1842) in Versen abgefaßt hat. Das Lied wurde beim Corneliusfest in München, am 12. Juni, von der Festversammlung mit feuriger Begeisterung angestimmt.

Alles saß gleich zur Staffleie,
Mit Kohle, Pinsel, Kreid' und Bleie
Rückt man fleißig an der Schanz.
Freskotier und auch Oelmaler
Faßten Löhnung manchen Thaler,
'S war fürwahr ein schöner Tanz.

Peter Cornelius auf der Rechten,
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall.
König Ludwig schritt auf und nieder,
„Halt't Euch brav, Ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst nur herzhaft an!"

König Ludwig, Du kannst erheben
Jede Kunst zum neuen Leben,
Bleigetroffen liegt der Schein.
Hoch dem Meister, der Dich liebet,
Hoch dem König, der ihn übet,
Ludwig hoch, der Peter ward Dein!

Notizen.

Galilei. — Während in Frankfurt Galilei in einem kolossal angelegten Kunstwerk (von Hausmann) verherrlicht wurde, sind gleichzeitig zwei dramatische Dichtungen erschienen, welche den großen Entdecker und Martyr der Wissenschaft zum Helden haben; die eine von Adolf Glaser (dem Herausgeber der Westermann'schen Monatschrift), die andere von Heinrich Bolze (Cottbus, Heine, 1861). Letzterer hat sich von der Verpflichtung, eine obligate Liebesgeschichte zu erfinden, völlig losgemacht; sein Drama hat keine weibliche Rolle. Im Ganzen ist es gut, wenn man auf Galilei's großartige Erscheinung wieder aufmerksam wird; nirgendwo haben die Anhänger der „Umkehr der Wissenschaft" so unverschämt sophistisirt, als in der Frage von der Unterdrückung des Kopernikanischen Systems durch die römische Kirche. Die kürzeste und herrlichste Dichtung, die sich an Galilei anknüpft, bleibt allerdings das „E pur si muove."

Ein Vorschlag zur Güte. Beim Durchblättern der weiland so berühmten „blauen Monatschrift" (Berlin 1787) finden wir einen im Tone des reinsten Wohlwollens und aufrichtiger Menschenliebe gemachten Vorschlag, den der Verfasser (wahrscheinlich Biester) unter dem Titel „Ein neuer Weg zur Unsterblichkeit der Fürsten" entwickelt. Er wirft einen Blick auf die im vorhergehenden Jahr vollendete weise und glänzende Regierung Friedrichs und meint, durch einen solchen Herrscher sei der fürstliche Ruhm erschöpft und es bleibe den Regenten nur noch Eines übrig: „ihre Völker zur vollständigsten Selbstregierung, zu republikanischen Einrichtungen zu erziehen, dann ihrer Herrschaft zu entsagen und die Republik zu proklamiren."

Sir William Don. Gewiß erinnern sich noch Viele des phantastischen Engländers, der vor vier bis fünf Jahren im Saal des Wolfsecks Vorlesungen biographischer und monodramatischer Art hielt und von einem Secretär begleitet war, der sich durch eine bedeutende wissenschaftliche Bildung auszeichnete. Sir William hat inzwischen eine achtungswerthe deutsche Künstlerin, Fräulein Antonie Lebrun in Weimar, geheirathet und beide geben Gastrollen auf der Bühne zu Melbourne in Australien.

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 19. Juni. Heute bleibt das Theater geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

№ 66. Donnerstag, 20. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Die Königin plauderte noch eine Weile, bis eine Trompetenfanfare die Eröffnung der Tafel ankündigte. Fersen befand sich in einiger Verlegenheit, wie er sich bei der Herzogin entschuldigen solle, aber er sah bereits, wie der Graf von Coigny, der von der Königin ohne Zweifel ebenfalls einen Wink erhalten hatte, den Arm der Herzogin nahm. Es geschah, wie Marie Antoinette es gewünscht hatte. Sie unterhielt sich viel und angelegentlich mit ihrem Nachbar Fersen, aber so unbefangen, daß es kein großes Aufsehen erregen konnte, nur die Herzogin entsandte ärgerliche und spöttische Blicke auf Fersen; sie war tief gekränkt und gedachte sich an ihm und der Königin zu rächen, denn sie begriff wohl, daß die letztere diese Veranstaltung getroffen habe.

Der Tafel folgten noch verschiedene Spiele in den Salons, die bei jungen Leuten dieses gereiften Alters und hohen Standes vor einer strengen Kritik wohl nicht ganz passend erscheinen mochten, wie z. B. das bekannte Blindekuhspiel oder Colin-maillard, und erst spät in der Nacht gab Marie Antoinette das Zeichen zum Aufbruche. Die Equipagen rollten vor dem Schlosse, bis sich ihr Geräusch auf dem Wege nach der Stadt Versailles verlor, denn in dem großen Schlosse konnten nur wenige Bevorzugte Aufnahme finden, die Meisten hatten ihre Quartiere in der Stadt genommen oder besaßen daselbst eigene Hotels.

Auch Fersen begab sich dahin nach dem prächtigen Hause seines Freundes Biron, das ihm immer zur Disposition stand. Er war lebhaft erregt nach den Erlebnissen dieses Tages, denn noch nie hätte ihm die Königin ihre Huld so offen gezeigt, daß er selbst fürchtete, dies könne ärgerliches Aufsehen erregen, andererseits fühlte er sich auch unbeschreiblich glücklich darüber. Marie Antoinette sah ihn ungern scheiden, das war gewiß, — sie hatte bei der Ankündigung seiner Reise kaum Herrin ihrer Bewegung bleiben können; mußten sich daran nicht die schönsten Hoffnungsträume eines feurig liebenden Herzens knüpfen? — Und doch fand er kein bestimmtes Ziel für Das, was er wünschte und hoffte; das einzige Resultat seines Nachdenkens war: „Ich muß schleunigst fort von hier, wenn ich mich nicht elend machen will und — vielleicht auch sie.“

Aber Fersen sollte noch länger in Paris bleiben, als er es gedacht hatte. Die Ausrüstung der französischen Flotte, die, um den Amerikanern Hülfe zu bringen, bereits im Spätherbst auslaufen sollte, wurde durch mancherlei Umstände aufgehalten, und endlich hieß es, sie werde nicht vor dem Frühjahr in See gehen, zumal drüben jenseits des Oceans im Winter alle Hauptoperationen ruhen mußte. Der Herzog von Lauzun gedachte aber nicht ohne ein Kommando in der Armee, das ihm ver-

sprochen worden, seinen Abenteurerzug in das Blaue hinein anzutreten, und darin stimmte ihm Fersen um so lieber ganz bei, weil es ihm selbst, bei den immer neuen Beweisen von Marie Antoinettens Huld, nur allzu schwer wurde, den Versailler Hof zu verlassen. Die Königin begrüßte diesen Entschluß der beiden Herren mit augenscheinlicher Freude; als wenn sie aber durch den ihr drohenden Verlust sich erst ganz klar geworden wäre, daß Fersen ihr werth sei, zog sie ihn jetzt immer mehr in ihre Nähe und bewies ihm die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit.

„So werden Sie also doch meinen Schlitten auf der Eisbahn führen," hatte sie mit leuchtendem Auge zu ihm gesagt, und dieses Mal hatte Fersen keine Einwendungen zu machen, sondern sein Herz klopfte laut vor Entzücken.

Der Herbst verging unter steten Vergnügungen zu Klein-Wien und Versailles; auf den Terrassen der Schlösser spielten Abends die Musikcorps der Garderegimenter, das gute Volk von Paris zog in Strömen hinaus, sich in der Nähe seiner Herrscher, die ihnen die Gärten geöffnet hatten, zu belustigen und dabei die Verschwendung der „Oesterreicherin" zu tadeln, von der ihm doch ein hübsches Theil zu Gute kam. Mit Einbruch des Winters wurde es aber still zu Versailles, denn die Königin lag krank zu Marly. Es war die Zeit ihrer Entbindung, und das getäuschte Frankreich, das einem Thronerben entgegenjubelte, wurde mit einer Tochter beschenkt. Von da ab begannen noch bitterere Kränkungen für die hohe Frau, die vorzüglich das zweideutige Benehmen ihres feindlichen Schwagers, des Grafen von Provence, bei der Taufe des Kindes hervorgerufen hatte; man häufte schwere Anschuldigungen auf sie, bei denen auch Fersens Name genannt wurde; zum Glück erfuhr sie noch bei Weitem nicht Alles, obgleich viele ihrer Feinde mit der Maske der Ergebenheit vor dem Gesichte ihr hinterbrachten, was ihr weibliches Gefühl tief verletzen mußte.

War es das Gefühl vollkommener Unschuld, Leichtfertigkeit oder bitterer Trotz, — Marie Antoinette begab sich nach ihrer Genesung wieder nach Klein-Trianon und versprach ihren Freunden, daß dieser Winter noch brillantere Festlichkeiten sehen solle, als die früheren. Fersen, der sich, um seine unbehaglichen Empfindungen zu übertäuben, inzwischen in den reißendsten Strudel gesellschaftlicher Vergnügungen gestürzt hatte, wurde von ihr mit derselben Herzlichkeit und Freundschaft wieder begrüßt.

Nun kamen bei milderem Wetter die sogenannten Saturnalien, maskirte Aufzüge des Volkes, auf den Terrassen von Klein-Trianon, worein sich die Königin und ihre Gesellschaft oft, durch graue Dominos unkenntlich gemacht, mischten, und die Schlittenfahrten, auf die man sich so lange gefreut hatte, wenn die Kälte es gestattete, den langen Kanal und das Bassin des Neptuns, das von einer prächtigen Statue des Meergottes auf einer kleinen Insel so genannt wurde, zu befahren.

Ein unbeschreiblicher Glanz entfaltete sich bei letzterer Gelegenheit; die vornehmen Herren und Damen sparten weder Kosten noch Mühe, sich durch neue phantastische Erfindungen gegenseitig den Rang abzulaufen, und dennoch überstrahlte die Königin gewöhnlich alle. Es war eine feenhafte Erscheinung, wenn sie mit ihrem von der Kälte frisch angehauchten schönen Antlitze, mit einem rothen, hermelinverbrämten Sammetpelze bekleidet, auf dem muschelförmigen Schlitten, dessen hellblaue Grundfarbe der reiche Schmuck von Gold und edlen Steinen fast verschwinden ließ, gezogen von einem milchweißen, reich aufgeschirrten Pferde der edelsten Race, den ritterlichen schönen Fersen als Cavalier und Rosselenker hinter sich, auf der Eisbahn erschien und pfeilgeschwind über dieselbe fortbrauste; ihr Antlitz strahlte dann von seliger Lust und Zufriedenheit; oft wandte sie sich zu dem vielbeneideten schwedischen Grafen um, und man behauptete dann, recht wohl bemerkt zu haben, wie auch seine Wangen erglühten und die ruhige Gemessenheit von ihm wich, die er Andern gegenüber stets zu bewahren pflegte.

Das beliebte Vergnügen der Maskeraden sollte auf der Königin Vorschlag nun auch einmal auf die Eisbahn übertragen werden; das sollte an einem der letzten Tage des Februar zur Ausführung kommen. Schon vierzehn Tage vorher beschäftigte das Fest alle Putzmacher und andere Gewerbtreibende von Paris; das übrige Volk der Hauptstadt nahm auch keinen geringen Antheil daran, denn das Zuschauen war ihm freigestellt worden, und in den höheren Cirkeln sprach man fast nur von derselben Sache, weil die Königin dieses Mal ungewöhnlich viel Einladungen zur Theilnahme hatte ergehen lassen; man versprach sich sehr Glänzendes. In der Gesellschaft von Klein-Trianon herrschte eine Geheimnißthuerei, die zu vielen Scherzen Veranlassung gab; Niemand wollte dem Andern gestehen, in welcher Maske er erscheinen werde, vorzüglich die zärtlichen Gattinnen nicht ihren Hälften, die sich dafür mit demselben Schleier des Geheimnisses umhüllten; Keiner wußte, wie sich die Paare, die sich heimlich verabredeten, zusammenfinden würden; — Alles sollte Ueberraschung bereiten. Marie Antoinette war ebenso schweigsam wie jeder Andere, man hatte nicht die geringste gewisse Vermuthung über ihre Pläne.

Die Herzogin von Fitz-James hatte zu ihrem großen Verdrusse noch immer nicht Gewißheit über die Art und Weise des Verhältnisses, in dem nach ihrer Meinung die Königin und Graf Fersen standen, erlangen können. Der Versuch, sie durch ihren Anbeter, den Herzog Biron-Lauzun, zu erhalten, war gänzlich gescheitert, denn so verliebt dieser auch sein mochte, würde er sich doch nie zu einem Verrathe der Freundschaft verstanden haben, und übrigens versicherte er mit der glaubwürdigsten Miene, Fersen hätte ihn nicht zum Vertrauten eines Herzensgeheimnisses gemacht, dessen Bestehen er überhaupt entschieden bezweifle. Diese maskirte Schlittenfahrt gab indessen der Herzogin neue Hoffnung; wie manche Andere dachten oder sich heimlich in die Ohren flüsterten, war auch sie fest überzeugt, Marie Antoinette habe dieses eigenthümliche Fest nicht ohne Grund arrangirt, sondern gedenke, durch ihre Maske geschützt, sich ganz ihrer Leidenschaft hinzugeben, zumal der König erklärt hatte, daß er nicht an diesem Vergnügen theilnehmen werde.

Vor allen Dingen lag es der beleidigten Dame daher daran, bei Zeiten in Erfahrung zu bringen, welches Costüm die Königin wählen würde; Fersen hoffte sie an seiner imposanten Gestalt ohnehin zu erkennen. Es gab nur eine Quelle, aus der sich schöpfen ließ, und dies war Madame Bertin, jene berühmte Pariser Putzmacherin, die sich zu rühmen pflegte, „sie arbeite mit Ihrer Majestät der Königin", und deren vertrauten Umgang mit der Monarchin das Pariser Volk bitter tadelte, bezog er sich auch auf nichts Anderes als die Erfindung phantastischer Moden.

Die Herzogin besaß Geist genug, ihre Netze so schlau zu stellen, wobei sie andererseits das Gold nicht sparte, daß Madame Bertin unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, die ihr mit den heiligsten Eiden zugesichert wurde, zur Verrätherin ward; die Königin hatte sich das einfache, aber sehr kleidsame Costüm einer schwedischen Skutsbäuerin bestellt, wollte dasselbe aber zu dem der Schlittenfahrt folgenden Balle mit der prächtigen Maske einer Mährchenfee vertauschen.

Die Herzogin triumphirte; nach der Wahl der ersteren Maske zu schließen, zweifelte sie nun keinen Augenblick mehr, daß Fersen der Cavalier Marie Antoinettes sein und daß es ihr gelingen werde, eine Gelegenheit zur Rache und zur Compromittirung des liebenden Pärchens zu finden.

Der lange und mit Sehnsucht erwartete Tag war gekommen. Trotz der ziemlich scharfen Kälte, die er bei heiterem Himmel und glänzendem Sonnenschein mit sich brachte, strömte das Volk von Paris schon am Vormittage nach dem Parke von Klein-Trianon und lagerte sich an den Ufern der Gewässer, wo zahlreiche Erfrischungsbuden aufgeschlagen waren und bald die ungebundenste Lust herrschte. Grüne Tannen-

bäumchen und dazwischen wehende Flaggen bezeichneten die Bahn, deren gefährliche Stellen man mit starken Barrieren abgeschlossen hatte; auf der Neptunsinsel erhob sich ein prächtiges, sehr geräumiges Zelt, das reich besetzte Büffets für die Hofgesellschaft enthielt, Diener in den königlichen Farben eilten geschäftig hin und her, und die rothen Schweizergardisten, die das Volk so sehr haßte, nahmen ihre Posten ein, um zudringliche Neugierige ernstlich zurückzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schöpfung Heinrich Zschokke's.

Das Gemeinwesen der Schweizer Städte zeitigt noch immer Unternehmungen, die durch Klarheit und praktische Bestimmtheit der Zwecke, durch sichere Ausdauer in der Durchführung bezeugen, daß der ächte Bürgersinn in dem ältesten größeren Freistaate der Welt noch lebendig ist. Wenn sie in den genannten Vorzügen an England erinnern, so bekunden doch die Schweizer in ihren gemeinnützigen Anstalten bei weitem mehr wahres Bildungsstreben und vorurtheilsfreien Sinn als unsere Stammverwandten in Großbritannien. Freie Besprechung statt des Meinungszwanges, Belebung der Thätigkeit statt Armensteuer, Schulen statt Kasernen — diese Losungsworte hat das übrige Europa zum Theil noch von der Schweiz anzunehmen.

Als ein Ergebniß der verständigen und gemeinnützigen Thätigkeit, die in der Schweiz zu Hause ist, stellt sich die Aargauer Culturgesellschaft dar, die vor einigen Wochen ihr fünfzigjähriges Jubiläum glänzend begangen hat. Uns liegt eine Geschichte dieser Gesellschaft vor, welche Emil Zschokke, der Sohn des ersten Stifters derselben, abgefaßt und dem Andenken seines Vaters gewidmet hat. Fünf Aargauer, Heinrich Zschokke, Hauptmann von Schmyl, Karl von Hallwill, Professor Heldmann und Buchhändler Sauerländer kamen im Jahre 1810 von einer Reise nach Freiburg im Breisgau zurück, wo sie in der Freimaurerloge den Meistergrad erhalten hatten. Noch von den philanthropischen Ideen des Ordens angeregt, faßten sie den Plan zur Gründung der Culturgesellschaft, die ebenso in wissenschaftlichem wie in gemeinnützigem Sinn thätig sein sollte. Der 27. Mai 1811 wird als ihr Stiftungstag betrachtet.

Die erste That der Gesellschaft war die Gründung der „Hülfsgesellschaft", welcher bald nachher die „zinstragende Ersparnißkasse für die Einwohner des Kantons Aargau", die im Jahr 1812 ein Gesammtvermögen von etwa 9000 Frs. gesammelt hatte, während es im Jahr 1860 nicht weniger als 2,360,000 Frs. betrug.

Die historische Klasse arbeitete unter Zschokke's Leitung in musterhafter Weise durch Zusammentragen von Material für die Kenntniß Aargauischer Mundarten, für eine Geschichte der Juden im Aargau, ferner durch Abfassung einer Geschichte des Kantons, die 1816 als Neujahrsblatt für die Jugend erschienen. Vom Jahr 1812 an wurde alljährlich am 29. Mai der Geburtstag Johann von Müllers festlich begangen. Wir finden es sehr natürlich, daß bei solcher Veranlassung von den Rednern „die Ausfälle eines Woltmann und Steigentesch gegen die Ehre des großen Mannes" bekämpft wurden, wenn auch schwerlich die Vorwürfe endgültig widerlegt worden sind. — Von den Leistungen der Gesammtgesellschaft erwähnen wir noch, daß dieselbe Arbeitschulen für Mädchen gründete und für Veredelung des Volksgesangs wirkte, Letzteres unter Mitwirkung Nägeli's von Zürich. — Bedenklicher wird es nach deutscher Denkungsart erscheinen, daß die Gesellschaft im Jahr 1815 sich auch politisch an den

Interessen des Kantons lebhaft betheiligte, nämlich als ein Freiheitskampf gegen Bern nothwendig erschien und man auf dem Schachen zu Aarau das Lied sang:

Zerklopfet dem Bären nur wacker das Fell,
Eh' wird es im Lande nicht heiter und hell.

Auch nicht-schweizerische Leser werden mit dem Erzähler gern durch die Reihe von Ereignissen folgen, an welchen die Gesellschaft im heimischen wie im europäischen Geschichtsleben theilnimmt. Sie lindert die Noth in den Hungerjahren, aber sie hilft auch mit Kraft bei den Sammlungen für Hellas in seinem Blutkampfe gegen die Osmanen, nicht mit deutscher Unparteilichkeit fragend, ob wohl etwa auch zu Gunsten der Unterdrücker Einiges gesagt werden könnte. Sie veranlaßt die Herausgabe eines Volkskalenders im Sinne der Aufklärung, aber auch die Errichtung einer Notendruckerei für die schönsten alten Kirchengesänge. Eine ihrer wohlthätigsten, aber auch am meisten angefochtenen Stiftungen war der „bürgerliche Lehrverein", welcher sich vorsetzte, die Lücken des öffentlichen Unterrichts durch unentgeldlichen Privatunterricht zu ergänzen. Unter den Namen der Männer, die sich bei diesem edlen Unternehmen zuerst betheiligten, finden wir zwei, deren nahes Zusammenstehen Manchem auffallen wird: Heinrich Zschokke und Wolfgang Menzel, damals Bezirksschullehrer in Aarau. Zur Zeit des Sonderbundes erließ die Gesellschaft einen Aufruf zur Unterstützung derer, die im Felde standen, mit dem Motto: „Sorgt für Weib und Kind". Um so ehrenvoller ist es für sie, daß sie nach glücklicher Beendigung des Kampfes eine „lebhafte Bitte" an die Aargauer richtete, sich an der Nationalsubscription zu betheiligen, durch welche die Leiden der sieben besiegten Kantone gelindert werden sollten. Durch die mit Wärme und Klarheit abgefaßte Geschichte der Culturgesellschaft hat Pfarrer Zschokke nicht blos das Andenken seines Vaters geehrt, sondern alle Freunde gemeinnützigen Wirkens zu Dank verpflichtet. In Frankfurt haben wir einen Verein — die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, — der Jahrzehende hindurch Gleiches geleistet hat, wie — mit Abrechnung der Theilnahme an politischen Ereignissen — der Aargauer Verein. Doch ist immerhin die Mahnung willkommen, wie Großes erreicht werden kann durch treues Ausharren bei Dem, was man für gut und heilsam erkannt hat.

Deutsche Gemäldeausstellung in London.

Seit Kurzem ist in London eine Ausstellung deutscher Gemälde eröffnet, richtiger gesagt: Berliner Gemälde, denn die Beiträge stammen vorerst fast ausschließlich aus Berliner Ateliers. Es ist dies in den letzten zehn Jahren der dritte Versuch, der deutschen Kunst in England Anerkennung und Verbreitung zu verschaffen, und von den dreien scheint dies entschieden der erfolgverheißendste, weil der Unternehmer (Dr. Strausberg aus Berlin) die Sache praktischer eingeleitet hat als seine Vorgänger. Das Ausstellungslokal (in der Egyptian Hall, Piccadilly) läßt nichts zu wünschen übrig, es hat die beste Lage, die Anordnung ist vortrefflich und der Ausstellungsraum kann je nach Bedürfniß erweitert werden. Auch die Auswahl der Gemälde war im Ganzen eine glückliche, zumal wenn man bedenkt, daß sich einem jungen Unternehmen nicht leicht die besten Kräfte zur Verfügung stellen. — Der Katalog zählt bis jetzt 120 Nummern. Aus ihnen erwähnen wir als das bedeutendste historische Bild „die Churfürstin Elisabeth von Brandenburg, die von ihrem Gemahle, Joachim I. überrascht wird, als sie im Geheim das Sakrament empfängt" von Professor Rosenfelder

in Königsberg; ein Bild das viel Schönes enthält, ohne eine entsprechend große Wirkung zu erzielen. — Ressel's „die Quitzows" finden hier lange nicht die Anerkennung, die ihnen in Berlin zu Theil geworden sein soll, und mit seinen steifgehaltenen Reiterporträts des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen sind weder die englischen Portrait- und Thier-, noch die Landschaftsmaler einverstanden. Dagegen findet ein Bild desselben Meisters — im Katalog „Sorrowing Maternity" betitelt — hier ungetheilte lebhafte Bewunderung. Eine öde, wüste, melancholische Steppe, darauf einsam eine braune Stute, die mit schreckensstarrem Auge auf ihr gefallenes Fohlen starrt. Dies das Sujet, und der Thiermutterschmerz gar wunderbar ergreifend erfaßt und dargestellt. Es ist dies Bild eine der Perlen der Ausstellung. — Ihm zunächst sei ein großes Gemälde von Schmitson erwähnt: ungarische Rosse auf der Pußta, die von ausgefahrenen Wagengeleisen durchkreuzt wird. Ein buntes, tolles Gewimmel von struppigen Pferden, die erschreckt durcheinander rennen, im Vordergrunde ein paar heulende Wölfe der ungarischen Steppe, mit offenem Rachen und eingekniffenem Schwanze vorüberjagend, das Ganze vom vollem Sonnenlichte prachtvoll beleuchtet. — H. Eschke hat 4 Bilder eingesandt, die neben den genannten am meisten beitragen werden, den deutschen Künstlern hier einen guten Namen und Markt zu erringen. Drei Seestücke und eine Landschaft, jedes einzelne ein vollendetes Kunststück in seiner Art, und um jedes derselben bewarben sich auch schon Käufer, was als ein gutes Omen hier nebenbei bemerkt sein mag, um das Vorurtheil zu widerlegen, daß deutsche Bilder in England keine Liebhaber finden. — Sehr gut vertreten ist Bennewitz von Loefen in mehreren kleinen Landschaften, die an die französische Schule erinnern. — Von Amberg finden wir Zartgefühltes aber weniger Durchgeführtes. — Ockel hat ein prachtvolles Thierstück, das, was Leben und Färbung betrifft, den besseren Werken englischer, in diesem Fache virtuoser, Maler nahe kömmt, und auch sonst findet sich unter vielem Mittelmäßigem, das besser zu Hause geblieben wäre, manches Bemerkenswerthe von H. Souderman, A. Ewald, Pape, P. Engelhardt, Prof. Stilke; zumeist Landschaftliches, während das Historien- und Genrefach nur sehr nothdürftig vertreten ist. Auch von Skulpturwerken sind vorerst nur wenige ausgestellt; ein schöner kleiner Bacchus von Professor Begas, dann eine italienische Frauenbüste und eine Gruppe „Hagar und Ismael" von demselben, nebst den bekannten Bronzestatuetten Rauch's und Humboldt's von Drake. — Die ganze Ausstellung ist, wie gesagt, erst im Entstehen begriffen. Da jedoch der Unternehmer die englischen Verhältnisse genau zu kennen scheint, den deutschen Künstlern vortheilhafte Bedingungen stellt, den rechten Weg eingeschlagen hat sie dem englischen Publikum vorzuführen, es an Mühe und Kosten nicht fehlen läßt und in kurzer Zeit bereits einige befriedigende Resultate erzielt hat, dürfte es unsern deutschen Künstlern auch außerhalb Berlin zum Vortheil gereichen, wenn sie sich an dieser Ausstellung betheiligen, die übrigens so angelegt ist, daß sie sich gewiß zu einer dauernden gestalten wird.

Wertheim, der Chemiker.

In der Reihe der Nekrologe, welche der General-Secretär der Wiener Akademie der Wissenschaften bei der feierlichen Sitzung am 31. Mai las, befand sich auch die Lebensskizze des berühmten Chemikers Wertheim, der sich bekanntlich in Frankreich selbst den Tod gegeben. Herr Professor Schrötter sprach bei dieser Gelegenheit folgende, ihn und die Akademie ehrende Worte:

„Im Jahre 1851, als Wertheim bereits einen bedeutenden Ruf als Physiker erlangt und unsere Akademie ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede gewählt hatte

(1848), kam er nach Wien und erklärte sich auf den dringenden Wunsch seiner Familie bereit, Schritte zu thun, um in ehrenvoller Weise eine seinen Talenten und Leistungen angemessene Stellung zu erhalten. Man hatte ihm aber damals in Oesterreich nichts Anderes als eine Docentur an der Universität in Wien anzubieten! Und selbst dies galt zu jener Zeit bei der Confession, der Wertheim angehörte, schon als eine große Concession.

An jede weitere Aussicht wurde die Bedingung seines Uebertrittes zur katholischen Kirche geknüpft. Daß Wertheim einen Glaubenswechsel um eines Vortheils willen zurückwies, war bei seinem Charakter vorauszusehen. Tief verstimmt kehrte er daher nach Paris zurück, um dort nicht nur seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, sondern sich auch als Franzose nationalisiren zu lassen.

Oesterreich und mit ihm Deutschland hatten auf diese Weise einen ausgezeichneten Forscher verloren, während seine Arbeiten nun mit dazu beitragen, den Ruhm der französischen Gelehrsamkeit zu vermehren, und dies leider mit Recht, da eben nur das Land, welches dem Genie den Boden zu seiner Entwicklung gewährt, dieses auch als das seine betrachten darf.

Schon im Jahre 1851 wurde er zum „examinateur d'entrée" an der mit Recht so berühmten Ecole Polytechnique angestellt, aus der so viele Männer, denen die Naturwissenschaft zum Theil ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, hervorgegangen sind. Bei der Pariser Industrie-Ausstellung 1855 war er zum Mitglied der Jury ernannt und erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion.

Seit dieser Zeit lebte er zurückgezogen und ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, denen er mit dem größten Eifer oblag, bis im Jahre 1860, wohl in Folge zu großer Anstrengung, sein sonst so freier, heiterer Geist zeitweise von einem tiefen Trübsinn befallen wurde. Die erschütternde Katastrophe, die am 20. Januar d. J. in Tours seinem Leben ein gewaltsames Ende machte, zeigte, daß das Uebel weiter vorgeschritten war, als selbst seine nächsten Freunde, zu denen auch mehrere Aerzte gehörten, vermuthet hatten.

So endete ein Mann von seltenem Talente in der vollen Blüthe seiner Kraft in einem fremden Lande, das ihn freudig aufgenommen, während seinem Vaterlande nur der Trost bleibt, daß die Zeiten wohl für immer vorüber sind, wo ein makelloser Charakter und auszeichnete wissenschaftliche Tüchtigkeit nicht die alleinigen Bestimmungsgründe für die Verwendbarkeit im Lehrfache bilden. Im Herzen war Wertheim niemals seiner Heimath entfremdet, wie alle Oesterreicher wissen, die mit ihm in Verkehr standen. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Wiedergeburt seines Vaterlandes zu erleben!"

Notizen.

Die Preisentscheidung der für das „**Allgemeine deutsche Commersbuch**" bestimmten und beim Heidelberger Preissingen vom Mannheimer Quartett theilweise vorgetragenen Compositionen der „Neuen Lieder aus dem Engern in Heidelberg" hat bei der außerordentlich großen Zahl der eingesandten Compositionen (über 400) erst jetzt erfolgen können. Einstimmig wurde von sämmtlichen Preisrichtern (Ausschuß des Badischen Sängerbundes) in Uebereinstimmung mit den studentischen Verbindungen den Compositionen des „Liedes fahrender Schüler: Wohlauf die Luft geht frisch und rein" mit dem Motto: „O quam bonum atque jucundum, poculis fraternis gaudere", sowie von „Ein ander Lied vom Rodenstein: Wer reit't mit zwanzig Knappen ein zu Heidelberg in Hirschen?" mit dem Motto: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder! Böse Menschen haben keine Lieder" Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Als Componisten ergaben sich beim Oeffnen der Couverts beim ersteren Herr **V. E. Becker**, Musikdirector in Würzburg, beim zweiten Herr **Karl Appel**,

herzogl. Concertmeister in Dessau. Fast einstimmig wurde den Compositionen der Lieder: „Perkeo. Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß“, Motto: „Frei ist der Bursch“, Componist: Herr Stephan Gruwe, Referendär in Burgsteinfurt, und „Rodenstein's Auszug: Es regt sich was im Odenwald“, Motto: „Feucht fröhlich und gescheut“, Componist: Herr C. Hering, Musikdirector in Berlin, ebenfalls Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Seitens der Verlagshandlung wurde sodann noch der nicht concurrirenden schönen Composition von Herrn Musikdirector Zimmermann in Mannheim zu dem Scheffel'schen Liede: „Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich“, sowie der mit unendlichem Jubel aufgenommenen Composition zu Hornfeck's „Trinke nie ein Glas zu wenig“ von Herrn Hofkapellmeister Lachner in Mannheim Preise von je 5 Dukaten bestimmt. Der Schluß der Redaktion der sechsten Auflage des Allgemeinen deutschen Commersbuches wird nunmehr sofort erfolgen und das Commersbuch in einigen Wochen wiederum in allen Buchhandlungen zu haben sein.

Philipp Spitta. Der in höchst einfachen Verhältnissen sich bewegende Lebensgang des frommen Dichters von „Psälter und Harfe“ ist neuerdings von Dr. theol. Münkel, Pastor zu Oiste bei Verden, dargestellt worden (Leipzig, Friese, 1861.) Spitta gehörte sein ganzes Leben durch dem Lande Hannover an; er starb 1859 in dem Flecken Burgdorf mit Hinterlassung von acht Kindern. Seinen Tod machte ein befreundeter Pastor mit den Worten bekannt: „Es ist ein Großer in Israel gestorben.“ Die Schilderung seines Lebens und seiner Geistesentwickelung hat gewiß für Gleichgesinnte viel Erfreuliches; die vorliegende Biographie ist in einem sauberen, gescheitelten, scheinbar anspruchlosen Ton abgefaßt. Man gönnt dem hoch begabten, frommen Manne herzlich gerne jede Seelenfreude; nur können wir das bischen Spott, das manchmal über ihn erging, noch kein Martyrium nennen. Die Selbstbeschränkung Spitta's ist nicht immer naiv. Als Candidat z. B. liest er manchmal Erzählungen aus Schubert vor, muß sich aber „zusammennehmen, um recht ehrbar zu bleiben“; ihn beunruhigt der Gedanke, „daß, wenn ihn Jemand fragen würde: „Was liesest du da, Candidat?“ — er antworten müßte: „eine Liebes- oder Rittergeschichte!“ Das ist doch recht klein gedacht.

Lißt bei Lamartine. Daß Lißt bei seinem jüngsten Aufenthalt in Paris am Tuilerienhof empfangen wurde und das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hat, wissen unsere Leser. Von größerem Interesse war jedoch eine Abendunterhaltung, welche Lamartine in seiner Wohnung in der Rue de la Ville d'Evêque dem berühmten Künstler zu Ehren veranstaltet hat. Lißt, sagt ein Berichterstatter, erschien mit dem Ernst eines Staatsraths; er spielte zuerst eine Tarantella von eigener Composition, sodann einige von ihm eingerichtete Stücke von Beethoven. Er hatte, sagt der Berichterstatter, das Ansehen eines Liebhabers, der sich unter Freunden hören läßt; sein Haar ist ergraut und er schüttelt es nicht mehr schwärmerisch, aber sein Geschmack ist reiner und einfacher geworden.

Reise der Novara. Von dem unter Fürsorge der österreichischen Regierung veranstalteten Prachtwerke „Reise der Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858 und 1859 unter den Befehlen des Commodore Baron von Müllerstorf-Urbair“ ist bereits der erste Band erschienen, der in äußerer Ausstattung, namentlich auch was Karten und Illustrationen betrifft, den berühmtesten Werken dieser Art gleich steht. Die Darstellung geht bis zur Ankunft der Fregatte auf den Nicobarischen Inseln im indischen Ocean am 23. Februar 1858. Auf der letzten Illustration sehen wir drei Insulaner in einem Kahn; der eine völlig nackt, jedoch auf dem Kopf einen alten Cylinderhut tragend, ist derjenige der den Ankommenden zurief: „No fear, good friend!“

Die Denkwürdigkeiten Carnot's, des berühmten Regierungsmitgliedes aus den Revolutionsjahren, werden jetzt von seinem Sohn, der ebenfalls als einer der achtungswerthesten Republikaner bekannt ist, herausgegeben. Den ersten Band widmet der Herausgeber seinen Kindern, unter welchen zwei Söhne als tüchtige Zöglinge auf der polytechnischen Schule ihre Studien machen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 20. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 193.) **Graf Essex.** Trauerspiel in 5 Akten von H. Laube. Elisabeth: Fräulein Knauff vom Stadttheater zu Königsberg. Essex: Herr Hallenstein vom ständ. Theater zu Prag als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 67. Freitag, 21. Juni **1861.**

Carl Friedrich Zelter.

Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilhelm Rintel. Berlin, Janke, 1861.

(Schluß.)

In dem sogenannten Präsensbuche der Singakademie findet sich folgende Bemerkung von Zelters Hand: „Sonntags den 3. August ist der rechtschaffene Fasch Nachmittags um halb vier Uhr gestorben und von hier an werde ich, sein Freund und Schüler, dieses Buch und die Singakademie fortsetzen."

Damals hatte er als Tonkünstler schon einen bedeutenden Ruf. Bereits im Jahr 1796 hatte er von Schiller einen Brief erhalten, in welchem es hieß: „Ihre schönen Melodien zu den Goethe'schen Liedern haben mir den Wunsch eingeflößt, die musikalischen Stücke meines diesjährigen Musenalmanachs von Ihnen gesetzt zu sehen. Vielleicht hat Ihnen Herr Geh.-Rath Goethe schon ein Wort davon geschrieben." Die Verbindung mit Goethe war schon früher durch die Familie Unger hergestellt worden, welche Compositionen Goethe'scher Lieder von Zelter dem Dichter übersandte; dieser hatte darauf erwiedert, „er habe der Musik kaum so herzliche Töne zugetraut." Sonderbarer Weise glaubte sich Zelter damals für Liedercomposition wenig begabt. Als Künstler befand er sich zur Zeit in einer Entwicklungsperiode; die Schule war noch nicht überwunden, die Form beherrschte den Geist.

Im Jahr 1800 hatte die Sing-Akademie beinahe die musikalische Alleinherrschaft in Berlin. Bei großen Gelegenheiten, z. B. bei der Aufstellung von Fasch's Brustbilde, trat Zelter auch als Redner auf, wie er denn auch an den Geburtstagen des Königs öfter sich als kräftiger und ausdrucksvoller Sprecher zeigte. Im Anfang des Jahrhunderts reiste er mehrmals nach Weimar; der Umgang mit Goethe und die Lectüre des Benvenuto Cellini fachten in ihm wieder mächtig jene Sehnsucht nach Italien an, die nie gestillt werden sollte. Am 15. Mai 1804 besuchte Schiller während seines Aufenthaltes in Berlin die Singakademie und hörte sein Lied an die Freude.

Sehr bezeichnend für Zelter ist sein Auftreten um diese Zeit, als der Curator der Akademie der Künste, Hardenberg, zur Einreichung von Gutachten über die Hebung der einzelnen Kunstzweige aufforderte. Der Director der Singakademie, dessen Zeit überdies durch seine Handwerksthätigkeit in Anspruch genommen war, arbeitete auf eigenen Antrieb eine Denkschrift aus, in welcher er für *seine* Kunst das Wort ergriff und namentlich hervorhob, wie dieselbe ein geeignetes Mittel sei, der Irreligiosität, die „selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen eine fürchterliche Macht gewonnen", entgegen zu wirken. Goethe und Schiller äußerten sich sehr günstig über diese Abhandlung, die zwar zunächst keinen weiteren Erfolg hatte, jedoch den Einfluß anbahnte, den Zelter später auf alle musikalischen Zustände in Preußen gewann. Goethe unterließ gleichwohl nicht, ihm „ans Herz zu legen, daß er wo möglich die Opposition, in der er mit der Zeit stehe, verbergen möge."

Das Jahr 1806 war für Zelter ein unglückliches; am 17. März wurde ihm seine zweite Gemahlin, die Mutter von elf lebenden Kinder, durch den Tod entrissen. In einem Brief an Goethe heißt es: „Was ich anfangen, wie ich es tragen werde, weiß ich noch nicht. — Sie verdiente von Ihnen gekannt zu sein, denn dies gehörte zu ihren Wünschen." Den schlaflosen Nächten dieses Jahres verdankt die Selbstbiographie ihre Entstehung. Bald folgte auf das häusliche Unglück jenes öffentliche, der Fall des Vaterlandes, den Zelter so schmerzlich als irgend ein Patriot empfand. Am lästigsten war es für ihn, daß er das Amt eines Mitgliedes des Comité administratif zwei Jahre lang führen mußte, ein Amt, das seinen Träger fast als ein Werkzeug des fremden Drucks erscheinen ließ. Dazu kamen bei seinem zahlreichen Hausstand und der allgemeinen Erwerblosigkeit allmälig drückende Sorgen, die erst leichter wurden, nachdem am 29. März 1807 seine Ostercantate „Auferstehung Christi, Text von Ramler" auch pecuniär mit günstigem Erfolg aufgeführt wurde. Am 13. October 1807 bereitete die Akademie ihrem Director eine wehmüthige Freude, indem sie eine von Schadow gearbeitete Büste seiner verstorbenen Gemahlin aufstellen ließ und die Feierlichkeit durch Aufführung des Alexanderfestes von Händel verherrlichte. Bald nachher wurde diese Musik zum Besten der Armen wiederholt und zwar ohne begleitendes Orchester, ein Unternehmen, zu dem sich Zelter nur schwer entschloß, durch dessen Gelingen aber auch „der Standpunkt des Instituts als des ersten der Welt fest bezeichnet war."

Im Jahr 1809 entschloß sich Zelter, damals 51 Jahre alt, das Maurerhandwerk, das ihn nicht mehr nährte, aufzugeben. Auch das Stundengeben war freilich ermüdend und hemmte die Production. Glücklicherweise war Wilhelm v. Humboldt Cultusminister geworden; ein bezügliches Gesuch an den König gewann durch ihn Erfolg, und im Juni 1809 wurde Zelter bei der Akademie der Künste zum Professor der Musik mit fixirtem Gehalt ernannt. Mit dieser Angelegenheit in einigem Zusammenhang steht seine Reise nach Königsberg im Sommer desselben Jahrs, über welche wir durch höchst originelle Briefe, die der Biograph mittheilt, nähere Auskunft erhalten. In der königl. Familie ist er sehr gut aufgenommen und führt „ein Herrenleben." Ueber den jüngstverstorbenen König schreibt er: „Der Kronprinz ist im Begriff ein recht wackerer ernsthafter Jüngling zu werden und ich kann sagen, daß ich mich darüber höchlich freue, auch Delbrücks wegen." Den König selbst versichert er auf Treu und Glauben, daß jeder Unterthan sich nach seiner Rückkehr sehne, und erhält die Antwort: „Freut mich; komme auch gern; Alle grüßen die mich lieb haben."

Von der Rückkehr nach Berlin an begann er seine neue äußerst umfassende amtliche Thätigkeit. „Seine Stellung war etwa die eines musikalischen Censors und sämmtliche Prüfungen von Organisten, welche Anstellung suchten, Prüfungen von Gesuchen um Aufnahme in das Orgelinstitut und Begünstigungen des Musikstudiums durch königliche Unterstützung, sämmtliche Orgelvisitationen, sowohl neuer als älterer Instrumente, alle Referate in Kunstsachen, die das Ministerium des Unterrichts bedurfte, namentlich in Beziehung auf akademischen Unterricht, gingen durch seine Hände." So sehen wir ihn denn als Componisten, Lehrer, Dirigenten, Kritiker, Schriftsteller und Ministerial-Referenten thätig. Vielleicht nirgendwo steht uns der ganze Mann so deutlich vor Augen, als in dem von Dr. Rintel mitgetheilten Bericht über eine seiner Inspectionsreisen. Von dem Maurergeschäft hatte er so zu sagen das Bureau beibehalten, seinem Stiefsohn aus erster Ehe zu Liebe, der als Geschäftsführer den halben Nutzen gewann. Dieser hatte bereits seine Aufgaben für Erwerbung des Meisterrechts erhalten, als er seinem Leben ein Ende machte. Den erschütternden Eindruck, den dieser Vorfall auf Zelter machte, kennt man aus dem Briefwechsel mit Goethe. Damals bot Goethe dem tiefgebeugten Freunde zuerst das brüdliche Du an; ein Zug, den Manche eher in einem Richardson'schen Roman suchen würden, als in dem Leben des angeblich so kal-

ten Weimarischen Ministers. Während der Freiheitskriege traten Zelters ältester und jüngster Sohn in die Reihen der Vaterlandskämpfer ein; letzterer machte unter Brandenburg-Husaren den Feldzug des Jahres 1815 unverletzt mit erlag, aber im Februar 1816 einem Nervenfieber in St. Michel sur l'Aisne.

Durch Zelter wurde das Studium der Musik in Preußen ein geregeltes, ein vom Staat unterstütztes; Prüfungen gingen den Anstellungen voran und so entstand die Schule vortrefflicher Künstler und Organisten, die der Staat noch besitzt. Seine letzten zwanzig Jahre bezeichnet ein stetiges an sich Arbeiten, ein Streben nach Erweiterung seines Wissens, Schärfung des Urtheils und Verfeinerung des Ausdrucks. Aus dem Manne der Thätigkeit wird ein Denker, der in genauem Verkehr mit jenen bedeutenden Geistern stand, welche die aufblühende neue Universität Berlin versammelt. Inzwischen wirkte er nach außen hin mächtig durch sein Beispiel. „Schon im Jahre 1815 gingen oftmals Anforderungen an Zelter ein, unter günstigsten Bedingungen Schüler zur Stiftung und Einrichtung von Singvereinen nach Außen zu senden. Fast noch allgemeiner entwickelte sich in Deutschland die Lust zur Begründung von Männergesang-Vereinen. Diese Liedertafeln wurden die Träger norddeutscher Kunst im Süden des Vaterlandes. Durch sie wurde am Rhein und Main Zelter bekannt und beliebt."

Im Jahr 1825 wurde der Grundstein zu dem neuen Gebäude der Singakademie gelegt; man gab hierbei dem Entwurf des Baumeisters Ottmer den Vorzug vor dem Schinkel'schen. Nachdem der Bau vollendet war, bezog Zelter den unteren Stock desselben und bewohnte ihn bis an sein Lebensende. Am 11. December 1828 wurde sein siebzigster Geburtstag durch eine Feier verherrlicht, zu welcher Goethe den Text, Rungenhagen die Musik geliefert hatte. Noch vier Lebensjahre waren dem geistesfrischen Manne beschieden; er führte damals einen umfangreichen Briefwechsel; sein letztes Schreiben an Goethe gelangte nicht mehr an den Freund, es trägt gerade das Datum seines Sterbetages. Dieser Todesfall brach Zelters Kraft; Stimmungen der wehmüthigen Rührung, der Ahnung seines baldigen Endes traten häufiger als zuvor ein. Am 1. Mai 1832 fand er sich noch einmal bei der gewöhnlichen Uebung der Akademie ein; er mußte sich bald zurückziehen und schrieb in das von ihm stets mit Eifer geführte Protokoll sein letztes Wort: „Heute Dienstag nach der ersten Nummer ging der Director ab." Mit der Morgensonne des 15. Mai verschied Zelter, zwei Monate nach Goethe.

Am 18. Mai versammelten sich seine Freunde und Verehrer in dem großen Saal der Singakademie. Schleiermacher sprach bei dieser Todtenfeier ergreifende Worte, worin er in kurzen Zügen das Wesen des Mannes trefflich zeichnete. Er sagt unter Anderem: „Welche kräftige Natur war nicht Der, mit dessen entseelter Hülle wir uns jetzt den letzten Weg anzutreten bereiten! Wie hat er sich seit seiner frühesten Jugend mühvoll mit unwiderstehlichem Treiben hindurchgedrängt in das Heiligthum der Kunst! Wie kräftig, wie unverändert ist er fortgeschritten auf dem gewählten ernsten Wege! Wie treu hat er die Einzelnen geleitet und gebildet zu dem gemeinsamen Zweck! Wie so umsichtig und sorgsam das Ganze gepflegt! Wie hat er sich nie entfernt aus dem edelsten Gebiete der Kunst! Wie hat er sich nie gekümmert um Anerkennung von Außen und um anders Gesinnte!"

Wie Schleiermacher andeutet, steht Zelter als das Musterbild eines ganzen Mannes, eines Deutschen von guter alter Art — hier einmal kann der Ausdruck angewandt werden — vor uns. Von Berlin ist Manches ausgegangen, das den unangenehmen Zug der Selbstüberschätzung, der wirklichen oder angenommenen großstädtischen Blasirtheit an sich trug, und süddeutsche Stimmen fanden sich immer bereit, solche Erscheinungen mehr als billig hervorzuheben und in ihnen das wahre Wesen von Berlin erkennen zu wollen. Solchen Tadlern könnte man das Charakterbild Zelters vorhalten.

Hier haben wir einen ächten Berliner in Bezug auf Herkunft, Sympathien und Lebensberuf, und doch einen Mann, so kernhaft, selbständig und gediegen, so bescheiden und begabt, so voll Geradheit, Grobheit und Herzensgüte, wie nur jemals ein Altbayer oder Tyroler gewesen sein kann.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Nachmittags um drei Uhr nahte sich durch die Alleen des Parkes der glänzende Zug, der mehrere Hundert Schlitten zählte. Da man unter den Masken den Rang ihrer Träger nicht zu erkennen vermochte, hatte auch keine bestimmte Reihenfolge beobachtet werden können; man wußte nicht, wer und wo die Königin sei, aber man vermuthete sie unter den glänzendsten Erscheinungen, denn ihr Bestreben, sich stets durch Pracht der Toilette auszuzeichnen, wenn sie öffentlich erschien, war bekannt. Vorauf kam ein mächtiges, mit acht reich aufgeputzten Schimmeln bespanntes Fuhrwerk, welches das als Mohren gekleidete Musikcorps des Regiments Garde-du-Corps enthielt; andere Musikbanden in den seltsamsten Costümen folgten von Zeit zu Zeit zwischen den übrigen Schlitten und ließen ihre lustigen Trompetenfanfaren schmettern. Die Pracht der einzelnen Aufzüge, die sich auf Personen, Schlitten und Pferde erstreckte, die barocken Erfindungen und den bunten Wechsel schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen, — genug, daß der Hof sich an diesem Tage in seinem vollen Glanze zeigte. Unter den Klängen der Musik umkreiste der lange Zug mit Windesschnelle ein paar Mal das Bassin, flog dann die lange Bahn des Canals hinab, von den Jubelrufen der Tausende von Zuschauern begleitet, und kehrte wieder zurück; dann löste sich die bisher innegehaltene Ordnung, die Schlitten kreuzten mit großer Geschicklichkeit ihre Bahnen, die darin Sitzenden bewarfen sich mit frischen Blumen, welche die Gewächshäuser hatten liefern müssen, und mit Confekt, riefen sich Scherzworte zu und neckten sich, wobei Einer den Andern unter seiner Maske zu errathen oder zu täuschen suchte, — kurz, es herrschte das bunteste, jeden Augenblick wechselnde Leben.

Die Herzogin von Fitz-James und ihr Cavalier, der Herzog von Lauzun, gaben ein glänzendes orientalisches Sultanspaar ab, und da sie, wie die Meisten der Gesellschaft, gegen vertraute Personen ihr Incognito nicht zu ängstlich bewahrten, fanden sie sich bald von einem großen Kreise umgeben. Die lebhafte Unterhaltung, die sich hier entspann, hielt die Herzogin aber keineswegs ab, scharf umherzuspähen, und bald hatte sie gefunden, was sie suchte, einen kleinen, von einem nach schwedischer ländlicher Sitte aufgeschirrten Pferde gezogenen Schlitten von gewöhnlichem braunem Holze, den die kostbarsten Bärenpelze bedeckten und in dem sich die Skutsbäuerin, in Pelze eingehüllt, und hinter ihr der hohe, muskelkräftige Bauer in dem entsprechenden Costüme befand. Dieser herrliche Wuchs, der den jedes Anderen überragte, konnte nur dem „schönen Fersen“ angehören, — er war also doch der von der Königin Bevorzugte; der Herzogin klopfte das Herz vor Freude.

„Welches mag die Königin sein?“ fragte man sich überall, sowohl in der Gesellschaft als unter dem Volke.

Es machten sich die verschiedenartigsten Vermuthungen geltend, aber keine einzige richtige, denn Aller Augen suchten den strahlendsten Glanzpunkt. Auch in der Umgebung der Herzogin wurde dieselbe Frage aufgeworfen.

„Ich vermag Ihre Majestät nicht zu erkennen, aber Niemand wird mir zu bestreiten versuchen, daß jener Skutsbauer dort Graf Fersen ist," erwiderte sie mit einem etwas boshaften Lächeln, denn sie hatte in der bekannten Umgebung ihre schwarze Sammetmaske gelüftet.

Ihr Ausspruch zündete, — Jeder mußte ihn verstehen. Alle Blicke wandten sich auf den bezeichneten Schlitten; Fersen war nicht zu verkennen, die Skutsbäuerin konnte allerdings noch manche andere Dame sein als Marie Antoinette; warum aber hätte man sich den Spaß durch Zweifel verderben sollen? — Von Mund zu Mund ging es über die ganze Eisbahn: „Dort ist die Königin und Graf Fersen ihr Cavalier. Welche Laune von ihr, die sich sonst im höchsten Glanze zu zeigen liebt, heute gerade dieses unscheinbare Costüm zu wählen?"

Man blickte sich an und lächelte bedeutungsvoll; die wahren Freunde der Königin erschracken, aber zum großen Theile glaubten sie nicht an das Gerücht, das sich verbreitet hatte und von dem Niemand wußte, woher es kam. Hatte die Königin übrigens für gut befunden, sich unter dieser Maske zu verstecken, so wollte sie ohne Zweifel nicht erkannt und belästigt sein, und das war für ihre Freunde und Feinde Veranlassung genug, sich ihr nicht zu nähern.

Die Herzogin ließ den kleinen schwedischen Schlitten keinen Augenblick aus den Augen; sie nöthigte ihren Führer wider seinen Willen, denn er mochte Fersen nicht in die mindeste Ungelegenheit bringen, jenem stets in einiger Entfernung zu folgen, und der Herzog von Lauzun mußte aus Galanterie nachgeben.

Sie hatte nicht falsch vermuthet, Fersen fuhr wirklich die Königin, die sich an diesem Tage in der heitersten Laune befand, denn der prächtige Aufzug, der Jubel des Volkes und die Fahrt an und für sich machten ihr großes Vergnügen, das durch ihr Incognito einen noch höheren Reiz erhielt; sie dachte nicht im Mindesten daran, daß man sie erkannt habe. Ihr Wesen gegen Fersen war noch leutseliger und ungezwungener als sonst, — vielleicht fühlte sie sich auch gerade durch seine Nähe und die Ungenirtheit dieses Zusammenseins so glücklich; ihre Heiterkeit hatte dann immer etwas Kindliches, wie die Wünsche, die ihr oft von plötzlicher Laune eingegeben wurden.

Ein solcher war es wohl nur, als sie plötzlich zu Fersen sagte:

„Fahren Sie noch einmal den Canal hinauf, Fersen, aber so schnell, wie unser Pferd zu laufen vermag, — ich liebe diese schnelle Bewegung so sehr."

„Schneller, schneller!" rief sie fröhlich, als der Graf ihrem Wunsche gehorcht hatte, und lehnte sich mit geschlossenen Augen weit zurück, so daß die Pelzkapuzze, die sie auf dem Haupte trug, seine Brust streifte.

Das kleine Gefährte brauste, wie vom Winde getrieben, dahin; einzelne Schlitten, die ihnen begegneten, vermied Fersens geschickte Leitung, aber ihre Insassen blickten der rasenden Fahrt verwundert nach und das Volk an den Ufern jubelte in beinahe ungemessener Weise.

„Weiter, weiter!" rief die Königin, als der Graf den Lauf des Pferdes zügelte, da man bereits das Ende der abgesteckten Bahn erreicht hatte.

Er machte sie darauf aufmerksam und äußerte die Befürchtung, daß der Schlitten beim Weiterfahren auf schwache oder offene Eisstellen treffen könne.

„Nein, der Canal ist sicher," erwiderte Marie Antoinette. „Und wenn wir auch ein wenig Gefahr laufen, so erhöht das nur den Reiz des Vergnügens; — ich möchte jetzt aus der Nähe dieses gaffenden und lärmenden Volkes kommen."

„Aber Majestät," wandte Fersen ein, — „ich kann eine so hohe Verantwortung nicht übernehmen, Ihr Leben in Gefahr zu bringen."

„Ach, Fersen, Sie betrachteten es ja als ein so großes Glück, für mich zu sterben," meinte die Königin leicht spöttisch, — „und Sie wollten nicht einmal mit mir sterben, wenn es gar so schlimm kommen sollte.

Der Schlitten brauste weiter und hatte bald die Tannen und Flaggen hinter sich gelassen; die Ufer des Kanals waren nicht mehr von Zuschauern besetzt, die Klänge der Trompetenmusik verrauschten in der Ferne, es war eine todtenähnliche Stille eingetreten, die nur von dem Schnauben des schäumenden Pferdes und dem Schleifen des Fuhrwerks auf dem Eise unterbrochen wurde. Fersens Gesicht glühte, seine Brust klopfte ungestüm und sein brennender Blick ruhte auf dem lieblichen Antlitze der vor ihm Sitzenden, die sich leicht an ihn lehnte und sich ihm halb zugewandt hatte. Er hatte noch nie eine so hoch beseligende Empfindung in sich getragen, sein Blut hatte noch nie so schnell und heiß gewallt; er fühlte sich unbeschreiblich glücklich, denn er dachte nicht mehr daran, daß er die Königin von Frankreich vor sich habe, sondern sah in ihr nur die Frau, die ihm theurer als Alles in der Welt war. Auch Marie Antoinette sprach kein Wort mehr; sie schien sich ganz dem glücklichen Eindrucke hinzugeben, den diese abenteuerliche Fahrt auf sie machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Thierwelt.

Die Thierwelt. Charakteristiken von Dr. Hermann Masius, Director der Realschule in Neustadt Dresden. Mit 169 Holzschnitten. Essen, 1861. Verlag von Bädecker.

Als Charakteristiken nennt der Verfasser des obigen neuen naturwissenschaftlichen Werkes die Bilder der Thiere die er zeichnet und mit diesem Worte beschränkt er schon bedeutend den Kreis lebender Wesen, den er seiner Betrachtung unterzieht. Dies ist jedoch keineswegs ein Mangel des Buchs. Von denjenigen, von deren Leben und Geschichte überhaupt charakteristische Merkmale genug bekannt sind, um einen Rahmen zu füllen, gibt Masius treffliche und unterhaltende Skizzen in schöner Sprache und oft mit schlagenden und geistreichen Ideen gewürzt. Mit besonderer Vorliebe sind die vaterländischen Thiere behandelt und bei den alten deutschen Jagdthieren finden wir manche interessante historische Notiz. Für ausländische wichtige Thiere sind die sprechendsten Stellen aus guten Reisebeschreibungen benutzt und — was bei einem populären Werke leider so selten ist — in der Regel auch der Autor als Beleg angeführt.

Die Ausstattung ist, wie sich's von der berühmten Officin von Bädecker erwarten läßt, geschmackvoll, die zahlreichen Holzschnitte, die das Werk zieren, aufs Eleganteste ausgeführt, der Preis im Vergleich zu dem, was geboten wird, aufs Billigste gestellt.

Eine Probe möge zeigen, daß Masius, seit er zuerst mit seinen anziehenden „Naturstudien" hervorgetreten, in der belehrender Darstellung nicht zurückgegangen ist. Wir wählen die Einleitung zu dem Abschnitt von den Vierhändern, obwohl der Verfasser auch an die untersten Ordnungen, an Krusten und Weichthiere, eine Fülle der anschaulichsten Schilderungen zu knüpfen weiß.

Die Hand, das wirkende und „handelnde" Glied, und deshalb schon von Anaxagoras als eigentliches Herrscherattribut des Menschen betrachtet, erscheint am Affen extremartig ausgebildet. An langen, schlotternden Armen hängen lange, krallenähnliche Finger herab; selbst die Füße sind zu Händen umgewandelt, und bei den Affen der neuen Welt gesellt sich hierzu gleichsam noch eine fünfte Hand in dem langen, gelenkigen und feinfühligen Schwanze. Mit diesen abenteuerlich ausgreifenden Gliedmaßen schwingt sich das behende Thier von Wipfel zu Wipfel, bricht es kletternd und springend die Frucht oder, wenn es angegriffen wird, den Ast zur Vertheidigung, flicht es

sein hüttenähnliches Lager u. s. w. Aber die Hand des Affen, wie geschickt immer, ist bei weitem noch keine menschliche, und die bewunderungswürdigen Bildungen, welche wir mit diesem „Werkzeug der Werkzeuge" (Aristoteles) hervorzaubern, würde jene niemals nachzuahmen vermögen.

Was dem Affen seine Menschenähnlichkeit gibt, ist vielmehr die Gestalt des Schädels und der Ausdruck des hier noch freien Gesichts. Der Affe ist ein Anthropomorphismus, aber ein erschreckend larvenhafter, ein Zerrbild, gleichsam nur geschaffen, um dem Menschen zu zeigen, was er sein würde, wenn den niederen Trieben seiner Natur die leitende, zügelnde Vernunft fehlte. Es spielt ein Licht um diesen Schädel, um diese Züge, aber es ist ein gespenstisches Irrlicht. Daher weicht das Behagen, mit dem man etwa zuerst die Gebärdungen dieses Thieres betrachtet, sehr bald einem Gefühle der Unheimlichkeit, ja des Entsetzens.

Dem peinigenden alpähnlichen Eindruck der Menschenverwandtschaft hat sich wohl kaum noch ein Beschauer entschlagen, und er blickt auch aus zahlreichen Sagen, Ueberlieferungen und Gebräuchen der Völker hervor, wenn schon mannigfach modificirt. So erzählen die Javanesen, die Orang-Utan seien ein Rest der Ureinwohner jener Inseln, und sie verleugneten die angeborene menschliche Sprache und Weise nur, um nicht in Sklaverei zu gerathen. Auch der Talmud hält die Affen für Halbmenschen, und ohne Zweifel aus eben jenem Gefühle hielten die alten Aegypter gewisse Affenarten heilig. Aber was ungleich mehr sagen will: selbst dasjenige Volk des Alterthums, welches den Geist schöner Menschlichkeit am reinsten darstellte, selbst Griechen haben sich im suchenden Drange der Religiosität bis zur Verehrung des widerwärtigsten aller Geschöpfe verirren können. Noch zu Diodors Zeiten wohnte ein affenverehrender griechischer Stamm an den Küsten von Afrika, und „in dem Palast der Conservatoren zu Rom sieht man die verstümmelte Abbildung eines langgeschwänzten Affen aus grauem Marmor". (Stahr.)

Betrachtet man Schädel und Gestalt des Affen genauer, so tritt jene Aehnlichkeit allerdings immer mehr zurück. Die ohnehin gedrückte Stirn verschwindet völlig unter dem tief herabhangenden Haar, ebenso andererseits das Kinn unter dem hervordringenden Gebiß; das Ohr ist widrig hochgereckt, die Nase, namentlich bei den amerikanischen Arten, auseinandergequetscht; die Oberlippe zieht sich zu stupider Länge, die Zähne gehen theilweis ins Raubthierartige über und die ganze Schädelform spitzt sich mit dem entschiedenen Ausdrucke der Tücke und der Bestialität fast dreieckig zu. Dazu nehme man die dichtbehaarte Haut, die nur an einzelnen Stellen nackt ist, die lange, haltlose Gestalt, die monströsen Gliedmaßen, denen doch das leichtbewegliche Spiel der Finger fast ganz abgeht.

Diejenigen, welche den Affen zum Menschen hinaufidealisiren möchten, heben den aufrechten Gang des Orang-Utan und des Tschimpanse hervor. Ein solcher ist diesen Thieren allerdings möglich, aber nur mittelst eines stützenden Stabes, und bleibt dann noch immer höchst unsicher. Ja der Orang-Utan kann sogar nicht anders als auf der geschlossenen Faust gehen, weil er die krummen Klammerfinger gar nicht gerade zu strecken, also mit ihnen auch nicht wirklich aufzutreten vermag. Die Verschmälerung der Brust und Hüfte, ganz besonders aber der handartige Fuß, dem keine Wadenmuskeln Tragkraft verleihen und dem die zum Gehen und Stehen unentbehrliche Sohle fehlt, zeigen hinreichend, daß jene Art der Bewegung dem Affen nicht natürlich ist. — Auch die Intelligenz des Affen hat man öfter überschätzt. Seine Anstelligkeit, seine Nachahmungssucht sind sprüchwörtlich, aber niemals zeugt sein Thun von Combinationen, deren z. B. Hund und Pferd in so überraschendem Grade fähig sind. Noch höher stehen diese Thiere über dem Affen durch ihre psychischen Anlagen. Jene tieferen Eigenschaften der Ergebenheit, Treue, Dankbarkeit u. s. w. fehlen dem Affen ganz. Er hat etwas Katzenartiges, ist diebisch, geizig, tückisch, und prahlt mit seinen

Obscönitäten. Jedermann hat in Menagerien diese frechen Lazzis gesehen, die um so ekelhafter werden, je mehr sie in Widerspruch zu stehen scheinen mit den greisenhaften Zügen des Affengesichts. Nur ihre bekannte Jungenliebe ist oft ergreifend. Von der Kugel des Jägers tödtlich getroffen, stürzt die Affenmutter aus dem Wipfel, aber mit ihrer letzten Kraft faßt und hält sie das Junge und stirbt weinend.

Nimmt man Alles zusammen, so kann man wohl sagen: der Affe stelle trotz oder vielmehr wegen jenes halbmenschlichen Widerscheins das Urbild thierischer Häßlichkeit dar. In dieser Weise gebraucht ihn auch unsere Dichtung. In den mittelalterlichen Mysterien, welche das Leiden Christi behandeln, erscheint Judas, den man nicht verabscheungswürdig genug costümiren zu können glaubte, zuweilen in Gestalt eines Affen, und Hamlet weiß von dem ehebrecherischen Oheim kein verächtlicheres Bild als dieses.

Notizen.

Der Musikmeister Miller in „Kabale und Liebe" spricht bekanntlich gegen den Präsidenten von Walter die Drohung aus: „Der Leibschneider lernt die Flöte bei mir; es kann mir nicht fehlen beim Herzog." Hierzu gibt Kuno Fischer in seinem Vortrage „Schiller als Komiker" folgende Erläuterung: „Man sagt, Schiller habe diese vortreffliche Wendung einem Meininger Pfarrer aus dem Munde genommen, dessen Bruder Leibschneider war und der mit dieser Connexion seine Bauern im Zaume hielt. An unserer Stelle ist die Wendung sehr gut angebracht und nach zwei Seiten charakteristisch. Man sieht aus dem Einfall des Musikus, den die Verzweiflung ihm eingiebt, daß sich der gute Mann niemals um Protectionen gekümmert hat, und aus der Antwort des Präsidenten leuchtet ein, daß dieser den Einfluß, den der flötenspielende Leibschneider haben könnte, gar nicht etwa verachtet, sondern Alles thun wird, die gefährliche Intervention zu verhindern.

Stephenson und Brunel, die beiden großen Ingenieurs, werden durch Ehrenstatuen verherrlicht werden, die man ihnen dem Parlamentsgebäude gegenüber vor der Westminster-Abtei errichten wird. Beide haben ihren Namen unsterblich gemacht, jedoch in verschiedener Weise: Stephenson als Hauptbegründer des Eisenbahnwesens macht Epoche in der Weltgeschichte, während Isambert Brunel — ein geborener Franzose — mit seinem berühmtesten Werke, dem Themse-Tunnel, nur ein großartiges Curiosum geschaffen hat. Beide haben Söhne hinterlassen, die den Namen der Väter aufs Neue verherrlichten; auch unter ihnen hat Robert Stephenson den Vorrang als Erbauer der Britannia Brücke (**Tubular Bridge**), die gleich dem Tunnel ein modernes Weltwunder, aber nützlicher als dieser ist.

Eine Mittheilung Freiligraths über das Manuscript, nach welchem Coleridge den „Wallenstein, d. h. Wallensteins Tod", übersetzte, findet sich im Athenäum, und da die englische Correspondenz sie übersetzt, so wird sie auch von den meisten Blättern gebracht; selbst von solchen, die über W. von Maltzahns Schrift völlig geschwiegen haben. Unsere Leser sind mit dem Stand der Frage genugsam bekannt; Freiligrath bringt noch einige Lesarten, die nur wenn man das Bisherige verfolgt hat, gewürdigt werden können. Er hofft, es möchten auch Coleridge's Manuscripte des Lagers und der Piccolomini aufgefunden werden; in Herrn Gilmanns Bibliothek befindet sich keins von beiden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 21. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 194.) **Die Nachtwandlerin.** Oper in 3 Akten Musik von Bellini. Amine: Fräulein Mandl als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 68. Samstag, 22. Juni 1861.

Cromwell und Menasse ben Israel.

Dr. M. Kayserling hat in seiner Biographie des jüdischen Gelehrten Menasse ben Israel *) nicht nur ein interessantes literarisches Lebensbild gegeben, sondern mitunter die öffentlichen Verhältnisse des siebzehnten Jahrhunderts in einem neuen Lichte gezeigt. Wie der jüdische Minnesänger Süskind von Trymberg uns ein Zeugniß gibt, wie weit in alle Schichten der Gesellschaft die Liebe zum Gesang eingedrungen war: so, und noch weit mehr, können wir an Menasse ben Israel die Ausbreitung der Polyhistorie erkennen, die auf den Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts folgte. In der That war Menasse ein holländischer Vielwisser jüdischen Stammes; er theilte mit den Vorzügen solcher Männer auch ihre Fehler und arbeitete offenbar mehr in die Breite als in die Tiefe. Was ihm aber vor den Anderen einen hohen Werth verleiht, ist die edle Haltung und der gemessene Ernst, den er aus dem Süden mitbrachte, und die innige Theilnahme für das Loos seiner Glaubensgenossen, als deren staatsmännischen Vertreter er sich betrachten durfte. Alles Ansehen, das ihm seine Verbindungen und gelehrten Bekanntschaften verliehen hatten, wandte er dazu an, das Recht der Juden geltend zu machen und die eben erwachenden Grundsätze der Duldung und Glaubensfreiheit für sie in Anspruch zu nehmen.

Menasse ben Israel war im Jahr 1604 in Lissabon geboren; mit vielen seiner Glaubensgenossen wanderte auch sein Vater Joseph ben Israel von Portugal aus, und so kam der Knabe nach Amsterdam. Sein erster Lehrer war ein afrikanischer Rabbi, Isaak Usiel aus Fez. Menasse war ein frühreifer Geist; schon zu fünfzehn Jahren hielt er Predigten, und zählte noch nicht zwanzig als er mit dem Amt eines Redners bei der Gemeinde betraut wurde. Die angesehensten Gelehrten wie der Dichter Barläus, die Brüder Vossius, der Pater Vieyra betraten die Synagoge, um seine Vorträge anzuhören. Später begründete Manasse eine hebräische Druckerei, in welcher am ersten Januar 1627 das erste Gebetbuch erschien.

Das Hauptwerk des Menasse, der Conciliador, zeigt seine Belesenheit und Gewandtheit im Ausdruck. Im Ganzen war er nicht ohne eine gewisse Gelehrten-Eitelkeit, die sich schon darin kundgibt, daß er sich gern einen Theologen, Philosophen und Doctor der Physik nannte. Unter seinen Freunden wird außer den beiden Vossius auch der berühmte Hugo Grotius genannt. Wenn er sich jedoch durch die Vermittlung solcher Männer den Weg zur Königin Christina von Schweden zu eröffnen strebte, so war dabei weder Eitelkeit noch Ruhmsucht im Spiel, sondern einzig der Wunsch, für die Seinen Etwas durchsetzen zu können.

Die merkwürdigste Unternehmung, die er in dieser Richtung begann, war sein Versuch, Oliver Cromwell, den Protector, für die Juden günstig zu stimmen und für die-

*) Menasse ben Israel. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Juden in England. Aus den Quellen dargestellt von Dr. M. Kayserling. Berlin, Springer, 1831.

selben dauernde, geregelte Rechtsverhältnisse in England zu gewinnen, aus welchem Reiche sie seit 1290 (unter Eduard I.) gesetzlich ausgeschlossen waren. Erst veranlaßte er die jüdische Gemeinde von Amsterdam zu einer Zuschrift an die englische Regierung; im October 1655 erschien er selbst mit seinem Sohne Samuel in London, überreichte eine unterthänige Vorstellung (humble adress) und veröffentlichte eine „Erklärung an die Republik." Schon das Barebone-Parlament hatte die Angelegenheit in Betracht gezogen; Cromwell, der hierbei im Sinne der Independenten handelte, nahm den Bittsteller freundlich an. In London veranlaßte dies jedoch die sonderbarsten Gerüchte und es fehlte nicht an Leuten, die die Meinung aussprachen, Cromwell möge wohl selbst ein Jude sein und sich für den Messias halten. Andere breiteten aus, die jüdische Gesandtschaft habe die Absicht, der englischen Nation zwei ihrer Kleinodien abzukaufen, die Paulskirche und die Bodleyanische Bibliothek. Letzteres mußte die Patrioten der Hochkirche in besondere Aufregung versetzen. Bodley, der wegen der Verfolgungen der katholischen Maria nach Genf entflohen war, hatte nach seiner Rückkehr unter Elisabeth alle Staatsämter ausgeschlagen, um seiner Lieblingsanstalt, der Universitätsbibliothek zu Oxford, seine Arbeit und sein Vermögen zu widmen. In Deutschland, Holland, Italien und Spanien ließ er seine Abgesandten umherreisen und scheute kein Geldopfer, so daß er, freilich mit dem Aufwand von 200,000 Pfund Sterling, der später nach ihm benannten Sammlung 24,000 werthvolle Werke schenken konnte; seit seinem Tode (1612) hörte man in Oxford sein Andenken alljährlich in einer Gedächtnißrede feiern.

Die Paulskirche, hätte man denken können, sollte in eine Synagoge umgewandelt werden; aber was wollten die Juden mit der Bodleyanischen Bibliothek anfangen? Es war unschwer zu erkennen, von welcher Seite das beunruhigende Gerücht angeregt worden war; es gewann jedoch Bestand und man nannte bereits den von der Amsterdamer Gesandtschaft für beide Nationalschätze gebotenen Preis, nämlich sechs Millionen Pfund; der Staatsrath aber, hieß es, wolle sie nicht unter acht Millionen hergeben. Andere waren besser unterrichtet und erklärten, die Juden wollten einen Hafenplatz in England erwerben.

Jeder Andere als Cromwell hätte sich von dem Gerede irre machen lassen; er aber setzte mit staatsmännischem Ernste die Verhandlungen fort. Er berief nach Whitehall einen durch Zuziehung angesehener Männer erweiterten Staatsrath, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Unter den Versammelten sprachen sich namentlich von den Theologen nur wenige in duldsamem Sinne aus; andere brachten gehässige Beschuldigungen vor. Cromwell lud den Menasse ben Israel ein, auf die Anklagen zu antworten; er selbst hielt zu Gunsten der Juden einen längeren Vortrag in seiner bündigen Weise, in welchem er erklärte: „Groß ist mein Mitleid mit diesem armen Volke, welches Gott ausgewählt und mit seinem Gesetze beschenkt hat. Können wir ihnen das Evangelium predigen, wenn wir sie nicht unter uns dulden wollen?"

Als der Kaufmannstand sich mit der Geistlichkeit zur Hintertreibung der vom Protector beabsichtigten Maßregeln vereinigte, beschränkte dieser sich vorerst darauf, einzelnen Juden die Ansässigkeit in London zu gestatten. Um ferner zu zeigen, daß er die von ihm in Angriff genommene Sache nicht aufgeben wolle, bestimmte er dem Führer der Gesandtschaft, Menasse ben Israel, ein Jahrgehalt von hundert Pfund.

Menasse sollte sich jedoch dieser Gunst nicht mehr erfreuen; kaum nach Holland zurückgekehrt starb er zu Middelburg 1657 im dreiundfünfzigsten Jahr ein Jahr vor Cromwells Tod; Benedikt Spinoza stand damals im Beginne des Mannesalters. Menasse ist wohl außerhalb der pyrenäischen Halbinsel der erste Jude, der in die Strömung der europäischen Cultur eintrat und mit ihren Häuptern ebenbürtig verkehrte.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Das Eis war wirklich sicher, obgleich die Königin im Voraus darüber ohne Zweifel keine Gewißheit gehabt hatte. Zu beiden Ufern des Kanals erstreckten sich die wellenförmigen, leicht mit Schnee bedeckten Felder, — endlich kam man, wohl schon eine halbe Stunde von dem Neptunsbassin entfernt und außerhalb des Bereiches der königlichen Gärten, an ein einzelnes Bauernhaus, das ziemlich ärmlich aussah.

„Ich danke Ihnen, Fersen," sagte die Königin, sich ihm ganz zuwendend, — „das war sehr schön, nun dürfen wir uns aber nicht weiter von unserer Gesellschaft entfernen. Was meinen Sie indessen dazu, wenn wir einmal in Eile diese armen Leute überraschten, die uns in unserem Costüm gewiß nicht erkennen?"

„Ja, das ist ein pikanter Scherz!" rief sie lebhaft, ohne die Antwort abzuwarten. „Hier ist ein Weg, der das Ufer hinaufführt; halten Sie an und lassen Sie uns das kleine Abenteuer versuchen."

Fersen gehorchte; er war kaum im Stande, ein Wort zu sprechen, so erregt fühlte er sich, aber auch er fand eine glückliche Befriedigung darin, dieses trauliche Zusammensein zu verlängern. Nachdem er unter manchen Scherzen der Königin, in die einzustimmen er allmälig Fassung gewann, das Pferd so gut, wie es anging, an einem Weidenstämmchen befestigt hatte, stiegen beide das Ufer zu dem kleinen Hause hinan, wobei Marie Antoinette ungenirt seinen Arm nahm und ohne jede Befangenheit fortplauderte.

Sie betraten das kleine Gehöft; ein Paar ärmlich gekleidete Kinder starrten sie erstaunt an und flohen dann schreiend in das Haus; ohne Aufenthalt folgten sie ihnen. In der Stube, deren Ausstattung großen Mangel verrieth, saßen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, am Spinnrade und betrachteten die Eintretenden mit verwunderten Blicken, die ihre Tracht allerdings hervorrufen konnte. Marie Antoinette trug einen kurzen wollenen Rock von dunkler Farbe und ein rothes, auf der Brust mit Silberfäden geschnürtes Sammetmieder, auf dem Kopfe die eigenthümliche nationale Haube der Dalekarlierinnen, die ihrem lieblichen Antlitze ganz besonders gut stand, Fersen die halblange Jacke mit Schnüren und großen Metallknöpfen und hohe Stiefel; dies Alles war aber natürlich so elegant, daß sich kaum gewöhnliche Bauersleute in ihnen vermuthen ließen; kostbare Pelze bedeckten diese Anzüge zum Theil, und die schwarzen Sammetmasken hielten beide in der Hand.

Ohne Zweifel erriethen die Bauerweiber sogleich, daß sie mit Herrschaften vom Hofe zu thun hatten; daß der letztere heute ein Fest feiere, mußte auch ihnen bekannt sein, denn, wie sich bald ergab, waren der Mann und die älteren Kinder ebenfalls nach Versailles gewandert, um „ihre schöne Königin" zu sehen. Das erzählte die junge Frau, die Mutter, den beiden Fremden auf ihre freundliche Fragen, während die alte Großmutter noch immer halb stumpfsinnig die kostbare Tracht beäugelte.

Marie Antoinette gefiel sich bei dieser Scene sehr gut, wie ihr öfteres lautes Auflachen bewies: sie tändelte mit den nicht gerade sauberen Kindern, erkundigte sich nach den häuslichen Verhältnissen der Familie, redete dazwischen wieder in deutscher Sprache zu Fersen, und als sie das Gespräch auf die Königin gelenkt und sich überzeugt hatte, daß diese einfachen Leute vom Lande sie noch liebten und verehrten, trat ihr eine Thräne in das klare Auge.

„Ich amüsire mich hier," sagte sie zu Fersen, — „und möchte noch länger verweilen, aber wir haben noch weiten Rückweg und müssen aufbrechen."

Mit einem freundlichen Glückwunsche reichte sie der Frau ihre gefüllte Börse und konnte sich ihres herzlichen Lachens über deren Ueberraschung nicht enthalten. Plötzlich aber wurde sie bleich und eilte ungestüm an eines der Fenster.

„Hören Sie, Graf?“ rief sie lebhaft. „Es kommen noch mehrere Schlitten, das ist fatal, man darf uns hier nicht finden.“

Wirklich ertönte der Klang von Schellen, und zwar in solcher Nähe, daß auch Fersen, unangenehm betroffen, zusammenfuhr. Welche Absicht konnte einen Theil der Hofgesellschaft — denn daß es ein solcher sei, hörte man an dem melodiereichen Geläute, — hierher führen? — und welche peinliche und gefährliche Lage, wenn man die Königin in seiner Begleitung an diesem entlegenen Orte erkannte?

Beide zögerten noch unentschlossen, ob es besser sei, sogleich aufzubrechen oder die anderen Schlitten vorüber zu lassen, denn es ließ sich kaum annehmen, daß ihre Insassen auch gerade dieses Haus betreten würden, — jedenfalls mußten sie aber den leeren Schlitten draußen bemerken, und dies konnte sie auf die Spur führen. In demselben Augenblicke schon öffnete sich hastig die Thür und eine einzelne Dame in glänzendem russischem Costüme, die Sammetmaske vor dem Gesichte tragend, trat ein. Fersen hatte noch die Geistesgegenwart, seine Maske vorzunehmen, die Königin stand erstarrt da und dachte nicht daran; sie war todtenbleich und ihre feinen Lippen zuckten krampfhaft.

Die Eintretende, die in allen ihren Bewegungen ängstliche Hast verrieth, nahm schnell ihre Maske ab, während sie auf die Königin zuging. Es war die schöne und sanfte Marie Therese von Lamballe, eine aufrichtige Freundin Marie Antoinettes; auch sie war außergewöhnlich bleich und erregt.

„Ich beschwöre Sie, Majestät,“ flüsterte sie der Königin zu, — „wechseln Sie in höchster Eile das Costüm mit mir. Ein Theil der Gesellschaft folgt mir auf dem Fuße, — man hat Sie ohne Zweifel erkannt. Mir gelang es nur einen kurzen Vorsprung zu gewinnen. Bedenken Sie sich nicht länger, ich werde mit Graf Fersen zurückkehren, und Sie mit meinem Cavalier, dem Grafen von Coigny, der ebenso besorgt um Sie ist als ich.“

Entschlossen öffnete sie die Thür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, und zog die widerstandslose Königin mit sich in das letztere. Fersen stand noch immer unbeweglich; er begriff die Gefahr, in der die Königin schwebte, auch den Plan der Prinzessin Lamballe, sie zu retten, aber er fühlte sich außer Stande, selbst zu handeln. Eine Minute später traten die beiden Damen, die wenigstens die Obergewänder gewechselt hatten, wieder ein, in demselben Augenblicke von der andern Seite auch der an seiner wohlbeleibten Gestalt leicht kenntliche Graf von Coigny und fast unmittelbar hinter ihm eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen, die eine laute Fröhlichkeit erheuchelte, während sie doch nur gekommen war, einen böswilligen Triumph zu ernten.

Die Prinzessin hatte der Königin in Eile mitgetheilt, daß der kleine schwedische Schlitten, der, wie wir wissen, schon vorher die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, bei seinem Forteilen aufgefallen war und daß sich sogleich mehrere andere in Bewegung setzten, ihm in gemessener Entfernung zu folgen, — die Prinzessin ahnte nicht, daß dies auf ausdrückliches Anstiften der Herzogin von Fitz-James geschehen war. Sie selbst hatte es noch zeitig genug bemerkt, und da sie ebenfalls glaubte, jener erste Schlitten trage Marie Antoinette und Fersen, dem Grafen von Coigny, dem sich vertrauen ließ, ihre Besorgniß mitgetheilt. Sie waren gefolgt und den Andern um ein Paar Minuten zuvorgekommen, denn sie scheuten in dieser Noth nicht die Unsicherheit der Bahn. Die Königin, der Thränen der Angst im Auge standen, drückte nur stumm die Hand der treuen Freundin, die sich für sie zu opfern gedachte. Wie schwer mußte Marie Antoinette für ihre Heiterkeit und ihren launenhaften Einfall büßen!

Der Graf von Coigny empfing die eintretende Gesellschaft mit vollem Lachen über das durch den Zufall und ohne Verabredung herbeigeführte Wettjagen auf der unsicheren Eisbahn. Man machte allerseits aus der Geschichte einen Scherz, zu dessen Anstifter sich natürlich Niemand bekennen wollte, heimlich aber näherte man sich der Skutsbäuerin und suchte sie in ein Gespräch zu verflechten, um ihre Stimme zu vernehmen, — die Prinzessin Lamballe aber schüttelte nur das Haupt und schien überhaupt etwas befangen.

„Es ist die Königin, ich will den heiligsten Eid darauf ablegen," flüsterte die Herzogin von Fitz-James ihren Freunden zu.

Marie Antoinette fand weniger Beachtung, denn die Böswilligen glaubten, sie sei von derselben Absicht wie sie selbst hierhergeführt worden.

Nun wurde aber auch an den Wiederaufbruch erinnert, und nachdem man die Bauersfrau noch weiter beschenkt und insgeheim manche Fragen über das zuerst angekommene Paar an sie gerichtet hatte, die sie nur der Wahrheit gemäß beantworten konnte und die keine Aufklärung gaben, wie man sie wünschte, bestiegen alle ihre Schlitten und fuhren zurück. Der Graf von Coigny führte die Königin zurück, Fersen die Prinzessin Lamballe, die ihm dieselbe Erklärung gab wie Marie Antoinetten; Niemand ahnte, welcher Tausch vorgegangen sei.

Die Königin hatte Zeit genug, auf der Rückfahrt ihre Geistesgegenwart wieder zu erlangen. Schlimm genug war es, daß ein unwürdiger Verdacht bei zwei Personen, dem Grafen von Coigny und der Prinzessin Lamballe, auf sie fallen mußte, aber diese Beiden waren ihre Freunde und kannten ihr unbedachtes und doch unschuldiges Thun von mancher anderen Gelegenheit her; — wie würde sie aber im Falle einer Entdeckung von den Uebrigen beurtheilt worden sein? welche schmählichen Gerüchte würde man unter dem Volke, selbst dem Könige gegenüber ausgesprengt haben?

Erst jetzt fiel es ihr auf, als sie das Neptunsbassin wieder erreicht hatte, welches Aufsehen der kleine schwedische Schlitten erregte; noch immer vermuthete man darin die Königin. Auf den Rath Coigny's ließ sie sich von diesem an die Büffete in dem großen Zelte führen; hier demaskirten sich die Meisten, und auch sie that es jetzt. Der Eindruck, den dies machte, war nicht zu verkennen; man starrte sie ungläubig an, wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund!

„Die Königin ist nicht im Schlitten des Grafen Fersen, — sie trägt russisches Costüm, und Graf Coigny ist ihr Begleiter." Die Herzogin von Fitz-James erbleichte; sie mußte sich mit eigenen Augen von dem Ungrunde ihrer Behauptung überzeugen, und man sparte keine Neckereien für sie. Ihr ganzer Zorn kehrte sich gegen Madame Bertin, die sie getäuscht haben mußte.

Marie Antoinette dachte nicht an sich allein, als sie sich demaskirte, sondern auch an ihre treue Freundin, die sie vor einem ihren Ruf gefährdenden Verdachte bewahren wollte; die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich eine Weile von der Begleiterin Fersens abgelenkt, denn man wußte ja jetzt bestimmt, daß sie nicht die Königin sei. Die Prinzessin Lamballe und Fersen benutzten dies; der schwedische Schlitten verschwand auf der Eisbahn, und Abends auf dem Balle in den Sälen des Schlosses erschien die Prinzessin in einem anderen Costüme, und Fersen mußte sich die lauten Neckereien Marie Antoinettens, der die Gefahr Muth genug dazu gab, und der übrigen Gesellschaft über seine geheimnißvolle Dame gefallen lassen, über deren Persönlichkeit sich noch Viele lange den Kopf zerbrachen und durch sein hartnäckiges Schweigen zu dem Glauben kamen, er habe leichtsinniger Weise eine gar nicht zum Hofe gehörige Dame eingeführt. Auch die Prinzessin Lamballe war gerettet, denn auf sie fiel am allerwenigsten ein Verdacht, da ihr unschuldvolles und sittenreines Leben am Hofe sprüchwörtlich geworden war.

Das gemeinsam bestandene Abenteuer hatte die Königin nur noch mehr an Fersen gefesselt, und als sie sich überzeugt hatte, daß die drohende Gefahr an ihr glücklich vorübergegangen sei, zeigte sie ihm ihre Gunst öffentlich fast noch deutlicher als bisher. Die Herzogin von Fitz-James wagte nicht weiter zu intriguiren, denn im Geheimen hatte sie nach der unerwarteten Entwickelung in der Bauernhütte bei Versailles und dem Zelte auf der Neptunsinsel große Befürchtungen gehegt, ihre Absichten möchten an das Tageslicht kommen, was ihr noch größeren Spott und wahrscheinlich die vollständige Ungnade der Königin zugezogen haben würde.

Fersen endlich fühlte mit dem Anwachsen seiner Leidenschaft, die jene Schlittenfahrt noch genährt hatte, immer überzeugender, daß seines Bleibens am Hofe von Versailles nicht länger sein dürfe; das Herz blutete ihm, wenn er an die Trennung dachte, aber sein Verstand siegte doch über alle verführerischen Lockungen seiner erhitzten Phantasie. Deshalb betrieb er, so weit es in seinen Kräften stand, die Abreist, und als diese bestimmt auf das Ende des Aprils festgesetzt war, sammelte er seinen ganzen Muth, von Marie Antoinetten zu scheiden, ohne sich ihr und Anderen ganz zu verrathen.

König Ludwig hatte sich endlich entschlossen, eine Flotte mit Truppen den Amerikanern, die immer härter bedrängt murden, zu Hülfe zu senden; der Admiral Chevalier du Ternay sollte sie befehligen, das Truppencorps der Generallieutenant Graf Rochambeau; der Herzog von Lauzun hatte ein Kommando unter Letzterem erhalten. Ein zweites noch ansehnlicheres Geschwader wurde in Brest ausgerüstet und sollte bald folgen.

Der Fersen zum Abschiede vom Hofe bestimmte Tag nahte schnell. Die ganze letzte Zeit über war die Königin eigenthümlich erregt erschienen, obgleich sie dies unter einer heiteren Miene zu verstecken suchte; auch Fersen ging ernst und düster umher; — die Hofgesellschaft war sehr gespannt auf das Lebewohl, denn einzelne vorsichtige Aeußerungen und Winke der Herzogin von Fitz-James hatten das Gerücht von einem heimlichen Liebeshandel der Königin doch zu erhalten gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter gemeinnützige Baugesellschaft.

Wenn man von der Darmstädter Landstraße her nach dem Affenthor zu geht, erblickt man über den vor dem Thor gelegenen runden freien Platz hin, rechts von dem Zollhause, ein im Bau begriffenes Gebäude von größeren Dimensionen als die Häuser in Sachsenhausen gewöhnlich bieten. Wir erkundigten uns nach der Bedeutung, und als wir hörten, daß es die ersten Zeugnisse der Thätigkeit der im vorigen Herbst gegründeten hiesigen gemeinnützigen Baugesellschaft seien, forschten wir weiter nach und können nunmehr aus guter Quelle Nachfolgendes über dies Unternehmen mittheilen, ein Unternehmen, welches gar viele wohldenkende und gar manche wohnungsbedürftige Personen lebhaft interessirt.

Der erwähnte Bau, den man sich östlich vom Affenthor erheben sieht, umfaßt nämlich drei Häuser von den vier, welche die genannte Gesellschaft daselbst vorerst erbauen läßt; das vierte wird in wenigen Tagen begonnen werden. Diese vier Häuser sind durch Brandmauern vollständig von einander getrennt. Jedes Haus hat ein Erdgeschoß und drei obere Stockwerke. Auf jedem Stockwerk befinden sich, ebenfalls vollständig von einander getrennt, Wohnungen für zwei Familien, wie denn überhaupt

die Bewohner nichts gemeinschaftlich haben als die Treppe, — ein Umstand, der gar manchen Grund zum Streit und sonstigen Unannehmlichkeiten zum Wegfall bringt. Diese Wohnungen für 32 Familien vertheilen sich ihrer Größe nach folgendermaßen: 3 Wohnungen haben je 4 Zimmer, 8 je 3 Zimmer, 16 je 2 und 5 je 1 Zimmer; außerdem hat eine jede Wohnung Küche und Abtritt, alles zusammen unter einem Verschluß. Es finden sich ferner 6 Mansardzimmer für einzelne Personen, oder auch je nach Bedürfniß zur Vergrößerung einiger Wohnungen benutzbar. Rechnen wir nur je 4 Personen auf die zwei größeren Arten von Wohnungen, 3 Personen auf die Wohnungen mit 2 Zimmern, 2 auf die mit 1 Zimmer und 1 Person auf jedes Mansardzimmer, so wird für 105 Personen ein gesundes freundliches Unterkommen geschaffen sein.

Auf Gesundheit und Freundlichkeit hat man möglichste Rücksicht genommen. Von den 73 Zimmern, welche sich in diesen Häusern befinden, gehen deßhalb, einer glücklichen Combination zufolge, nur 7 Zimmer (aus den zwei größeren Kategorien) nach Norden, 66 aber nach Süden. Jeder Winkel im Haus ist dem Zutritt von Licht und Luft offen, was für Reinlichkeit, Ordnung und Anstand nicht minder wichtig ist als für die Gesundheit.

Von den drei begonnenen Häusern ist bereits das Mauerwerk von drei Stockwerken beendet, das vierte Haus soll hoffentlich noch Ende August unter Dach kommen.

Der Zugang zu diesen Häusern wird vorerst noch von hinten her von der Klappergasse aus stattfinden, später von der neuen Straße aus, an welche sie zu liegen kommen. Es ist nämlich um Neujahr von der Behörde ein sehr sorgfältig und zweckentsprechend ausgearbeiteter Alignementsplan für den südöstlichen Theil von Sachsenhausen und dessen nächste Umgebung festgestellt worden, der, wenn ausgeführt, den Verkehr in diesen Gegenden sehr erleichtern wird. Die wichtigste Straße in diesem Plan ist die gerade Fortsetzung der Schul- und Wallstraße von dem Affenthor aus hinter dem Zollgebäude her in südöstlicher Richtung auf den Wasserweg. Diese 40 Fuß breite Straße ist es, an welche, nochmals 10 Fuß zurückgerückt, die Häuser der gemeinnützigen Baugesellschaft zu stehen kommen. Eine andere Straße geht aus diesem stumpfen Winkel der Klappergasse etwas südwestlich direkt auf das neu zu errichtende Bahnhofgebäude und eröffnet somit, jene erste Straße in rechtem Winkel schneidend, diesem ganz abgeschlossenen Theil einen freien Zugang. Zu dieser Straße gibt zum Theil die Baugesellschaft den Grund und Boden her. Die übrigen projectirten Verbindungsstraßen übergehen wir, da sie mit den besprochenen Familienhäusern nicht unmittelbar in Verbindung stehen. Wie wir vernehmen, denken bereits einige Nachbarn in Folge des neuen Alignementsplans ebenfalls an Bebauung ihrer Grundstücke; sobald die Acciselinie von der jetzigen Stadtmauer und von den Thoren wegverlegt ist, wird sich die Stadt sicherlich in dieser trockenen, gesunden und mit gutem Wasser reichlich versehenen Gegend rasch ausdehnen.

Die gemeinnützige Baugesellschaft hat, wie wir hören, als ihre nächste weitere Aufgabe nun ins Auge gefaßt, vor den Thoren Frankfurts billigen Grund zu erwerben und daselbst eine Reihe von kleinen Häusern, zumeist für je 1 Familie, zu erbauen, welche gegen entsprechende Anzahlung nach einiger Zeit an die Miether verkauft werden können. Möge es der Gesellschaft gelingen, recht bald geeigneten Grund und Boden und zwar zu solchem Preise zu finden, daß jene Häuschen sich nicht zu hoch in den Kosten stellen und deren käufliche Erwerbung den fleißigen Arbeitern nicht allzu schwer falle.

Notizen.

„Der Leopold hat 'n Bub'n.“ Mit diesem Ausruf soll bekanntlich Maria Theresia den Wienern im Theater die Geburt ihres Enkels Franz (des letzten römischen Kaisers) verkündet haben. Nachdem die Thatsache, daß sie selbst um dieser Verkündigung willen im Theater erschienen sei, aus Mangel an schriftlichen Ueberlieferungen bezweifelt worden, erhält sie genügende Beglaubigung durch einen von Karajan aufgefundenen Brief Metastasio's an seinen Freund Azzoni in Siena, vom Februar 1768, worin es heißt: „Unsere angebetete Monarchin erhielt zwischen 7 und 8 Uhr Abends mittelst Courier aus Toscana die ersehnte Nachricht von der glücklichen Entbindung der Großherzogin. Der Eindruck wirkte so mächtig auf die Kaiserin, daß sie, uneingedenk ihres Vorsatzes, kein Theater mehr zu besuchen, den sie auch seit dem tragischen Ereignisse zu Innsbruck gewissenhaft ausgeführt hatte, ihren Sohn am Arme, zur Erzherzogin Marianne lief, die gerade in der Hofloge des Burgtheaters war, um ihr und dem dort höchst zahlreich versammelten Volke ihren Jubel mitzutheilen. Dieses, schon von der unverhofften Freude hingerissen, sie endlich einmal aus ihrer düsteren Trauer heraustreten zu sehen, brach in einen Sturm von Beifall aus, der so lange währte, daß die Kaiserin Noth hatte, ihn soweit zu beschwichtigen, um dem Volke mit eigenem Munde und wiederholt die Geburt des neuen Großherzogs verkünden zu können.“

Carnot und Robespierre. In dem soeben erschienenen ersten Bande der Memoiren Carnots erzählt der Sohn desselben unter Anderen den sonderbaren Hergang, wie Carnot und Robespierre vier Jahre vor Beginn der Revolution einander kennen lernten. Carnot und sein jüngerer Bruder wohnten zusammen in einem Hause zu Calais, wo eine alte Magd ihnen die Haushaltung führte. Sie lasen in der Zeitung, daß in Artois eine Frau Duhamel ohne Erben verstorben sei, und da ihre Haushälterin denselben Namen führte, untersuchten sie ihre Papiere und fanden, daß sie verwandtschaftliche Ansprüche habe, die man jedoch gegen eine einflußreiche Familie geltend machen müsse. Sie erkundigten sich nach einem Advokaten in Arras und nahmen Herrn de Robespierre an; beide Brüder machten selbst die Reise von Calais aus, um die arme Frau zu unterstützen. Sie wohnten der Verhandlung bei, waren aber mit dem gewählten Vertheidiger so unzufrieden, daß der jüngere Carnot ihn trotz den Abmahnungen des Präsidenten mehrmals vom Zeugensitz aus zurechtwies. Der ältere Carnot wurde 1786 in die Akademie von Arras aufgenommen, wobei Robespierre als Präsident derselben ihn zu begrüßen hatte.

Thiers und George Sand. Die „Independance“ tadelt scharf das Urtheil der Akademie, welches den vielbesprochenen Preis von 20,000 Francs um der Moral willen der Frau Dudevant entzogen und dem Geschichtsschreiber des Kaiserthums zugesprochen hat. „Das gekrönte Werk von Thiers“, sagt der Berichterstatter, „hat gewiß als Compilation großen Werth, ist aber ebenso gewiß eines der wenigst moralischen Bücher unserer Zeit: eine Verherrlichung der Thatsache, eine Vergötterung des Erfolgs, eine Hintansetzung der heiligen Rechte des Individuums und der Staaten.“

Oper von Franz Schubert. Die Frankfurter Bühne wird den Ruhm haben, die erste zu sein, welche die hinterlassene Oper des berühmten Franz Schubert „Der häusliche Krieg“ zur theatralischen Aufführung bringt. Der Text derselben ist von Castelli und behandelt ein humoristisch erfundenes Thema aus der Zeit der Kreuzzüge. Die Musik, welche reizende Partien enthalten soll, ist bisher nur einmal concertweise aufgeführt worden, nämlich vor Kurzem von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

Des verstorbenen Königs von Preußen Todtenmaske ist von dem Bildhauer Alberty in carrarischem Marmor nachgebildet worden und wird auf Befehl der Königin Wittwe, welche dieselbe für 1000 Thaler angekauft hat, im Sterbezimmer Friedrich Wilhelm's IV. im Schloß von Sanssouci aufgestellt werden.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 22. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 195.) **Viel Lärm um Nichts.** Lustspiel in 3 Akten von W. Shakespeare. Für die deutsche Bühne eingerichtet von Karl v. Holtei. Benedict: Herr Hallenstein vom königl. Landestheater zu Prag als zweite Gastrolle.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
Nr. 69. Sonntag, 23. Juni 1861.

Du Chaillu's Reisen.

Das Reisewerk Du Chaillu's, des Wiederentdeckers der Gorilla's, hat bei seinem Erscheinen zuerst im „Athenäum" von J. Gray eine scharfe Kritik erfahren, mit deren Ergebniß wir unsere Leser bekannt gemacht haben. Inzwischen sind in England glänzende Demonstrationen bereitet worden, um darzuthun daß man an der Glaubwürdigkeit des kühnen Reisenden keinen Zweifel hege. Die „königliche geographische Gesellschaft" hielt am 27. Mai ihre Stiftungsfeier zu Burlington-House, Piccadilly, unter dem Vorsitze des berühmten Sir Roderich Murchison. Der Vorsitzende sprach sich über Du Chaillu weitläufig aus und bemerkte zunächst Folgendes: „Livingstone hat zuerst ausfindig gemacht, daß Mittel-Afrika im Norden des Caplandes bis zum 8. Grade S. Br. eine mit großen Seen bedeckte Hochfläche ist, deren Gewässer in tiefen Schluchten zwischen überaus hohen Bergketten dem Meere zuströmen. Du Chaillu seinerseits hat nun in fast gleicher Breite ein waldiges Hochgebirge entdeckt, welches wahrscheinlich sich tief ins Innere erstreckt und mit jenem Plateau einen Scheidewall zwischen Süd- und Mittel-Afrika bildet. Bis an die Nordwand dieses Gürtels scheint der Islam gedrungen zu sein, südwärts aber ist die Fahne des Propheten nicht mehr zu erblicken, dagegen haben sich eifrige amerikanische Missionäre am Gabuhnflusse niedergelassen und unter diesen machte erst der junge Du Chaillu sich mit den Landessprachen bekannt und rüstete sodann in seiner adoptiven Heimath (Newyork) eine der kühnsten Forscherreisen, die seit Menschengedenken unternommen worden. Vergebens widerriethen ihm die Missionäre, sich in die Gefahren dieser von den wildesten, zum Theil kannibalischen Stämmen und reißenden Thieren schlimmster Art bewohnten und mit undurchdringlichen Wäldern und Dschungles bedeckten Regionen zu begeben; eine wahre Leidenschaft für die Naturgeschichte ließ ihn allem diesem trotzen; bloß mit einigen schwarzen Begleitern, keinem einzigen Weißen, und einigen Canots wagte er sich in diese noch von keines Europäers Fuß beschrittenen Dickichte, gewann die Gunst mehr als eines Negerhäuptlings, welche wohl einen weißen Geist in ihm verehrten, bekam den furchtbaren Riesen-Affen, davon man früher schon an der Küste einige Gerippe von Jungen erhandelt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, lernte manche andere interessante Species kennen und konnte uns eine komplette Karte des vom Fuße jener Berge an seewärts sich erstreckenden Gewässernetzes mitbringen. Vom äußersten östlichen Punkte an, den er erreichte, war zu schließen, daß von hier aus diese dichten Waldhöhen Verbindungsketten nach dem Hochlande nördlich vom See Uniayembe senden, worin Burton und Speke das Mondgebirge der Alten erblickten. Herr Du Chaillu, dessen Erzählungen und Schilderungen, wenn auch eben so wunderbar als anziehend, das unverkennbare Gepräge jener Wahrhaftigkeit an sich tragen, welche die ersten Zoologen beider Welttheile ihm zuerkennen, ist auch auf Zweifler gerüstet, woran es keinem Reisenden jemals gefehlt hat. Doch ist sein Werk, zur Ehre der zeitgenössischen Presse, in allen Wochenblättern und auch in dem großen tonangebenden Blatte der „Times", mit verdientem Lobe begrüßt worden."

Nach der Sitzung versammelten sich die Mitglieder und Gäste, etwa 200 an der Zahl, zum Festmahl in der Free-Masons-Tavern. Hier brachte Professor Owen die Gesundheit des Herrn Du Chaillu aus, welchem man die seltensten, vollständigsten und interessantesten Illustrationen der niederen Schöpfung verdanke, die jemals nach Europa gekommen seien, und dessen ganze Präparation (meist arsenikalisch) ergiebt, daß die Thiere an dem Orte, wo sie getödtet wurden, präparirt sein müssen.

Du Chaillu, ein schmächtiger, junger Mann von außerordentlich jugendlichem, fast knabenhaftem Aussehen, dankte für die ihm widerfahrene Gerechtigkeit und Ehre mit großer Bescheidenheit und Freimüthigkeit; die Missionäre in Süd-Afrika, an die er geschrieben, würden ihm ein Zeugniß geben, welches seinen Gottlob fast einzigen Gegner (Hrn. Gray) beschäme, dem er darum nicht im mindesten gram sei.

Bei solcher Anerkennung erachten wir es für billig, aus dem Reisewerke selbst nicht bloß diejenigen Stellen, die sich auf den vielbesprochenen Gorilla beziehen, sondern überhaupt alle, die Gray's Mißtrauen vorzugsweise erregt, haben mitzutheilen.

Das Werk selbst führt den Titel: „Forschungen und Abenteuer im äquatorischen Afrika, sammt Berichten von den Sitten und Gewohnheiten des Volks, von der Jagd auf Gorilla's, Krokodile, Elephanten, Nilpferde und andere Thiere. Von Paul B. Du Chaillu. Mit einer Karte und Abbildungen. London, Murray, 1851."

Die Gegenden, die der Verfasser durchstreifte, liegen dicht am Aequator und sind nach seinem Berichte das Gebiet, in welchem der Gorilla Beherrscher der Wälder ist und in dessen Grenzen selbst der Löwe nicht gefunden wird. Jenes Thier zu jagen, die Lebensweise des nestbauenden Affen zu beobachten und gesunde Stationsplätze für nordamerikanische Missionen ausfindig zu machen, war der Zweck der Unternehmung. Zuerst fuhr er den Muni hinauf (1° nördlicher Breite), von Stamm zu Stamm wandernd, bis er die Bergkette der Sierra del Crystal erreichte; und nach einem angenehmen Aufenthalt unter den liebenswürdigen Fan-Kannibalen erreichte er die Westküste bei Balengas, einige Meilen südlich von der Mündung des Muni, von welcher er wenige Monate vorher aufgebrochen war. Er war nur von einigen gemietheten Negern begleitet. Die Könige, in deren Gebiet er kam, erscheinen als Leute die den Handel und seine Wichtigkeit zu schätzen wissen, und wenn man ihm glaubt, machte sichs Jeder derselben zur Pflicht, ihn mit heiler Haut an den nächsten König und so zurück an seinen Ausgangspunkt zu expediren. Auf einem großen Theil des Weges war er der erste Weiße, den die Eingebornen gesehen hatten. Einige hielten ihn für einen Gott, wie auch unserm Barth geschehen. Andere mieden ihn als ein Abscheu erregendes Wesen.

Gray hebt hervor, daß der Reisende überall von großen Feuern berichtet, die die Eingebornen anzündeten, entweder um sich zu wärmen oder um dem Gast eine Ehre zu erweisen, und findet es auffallend daß dieser Umstand nicht dem Reisenden auffallend war, obwohl er sich dem Aequator so nahe befand. Nicht minder macht er seine Glossen darüber, daß Du Chaillu die Männer als ganz artig und die Frauen sogar als empfindsam schildert, und allerdings heißt es in dem Buch: „Es ist sonderbar anzusehen, mit welcher Leichtigkeit die Afrikanerinnen das Thränenwasser aus den Augen pumpen, und zwar bei der kleinsten Veranlassung, oder auch ohne Veranlassung."

In Folgendem geben wir Du Chaillu's Schilderung einer Königswahl bei dem Stamm Mpongwih: „Wenn ein Herrscher stirbt, kommen die Aeltesten zusammen und berathen sich heimlich sieben Tage lang über die Wahl eines Nachfolgers. Zufällig traf dieselbe diesmal einen meiner Freunde, Namens Njogoni, der von guter Familie und beim Volk beliebt war. Ich habe nicht bemerkt, daß Njogoni die leiseste Ahnung von seiner Erhebung hatte; jedenfalls verstand er es vortrefflich, sich un-

kundig zu stellen. Als er am Morgen des siebenten Tages am Strand einherwandelte, fand er sich plötzlich von einer Volksmenge umgeben, die alsbald zu einer sonderbaren Ceremonie schritt, welche jeder Krönung vorhergeht, aber eigentlich selbst den ehrgeizigsten Mann davon abschrecken könnte, nach der Königswürde zu streben. Sie umgaben ihn in dichtem Gedräng und begannen dann jede Art von Schimpf auf ihn zu häufen, den der schlimmste Pöbel nur erdenken kann. Einige spieen ihm ins Gesicht, Andere schlugen ihn mit Fäusten; die Unglücklichen, die weiter entfernt standen und den armen Menschen nur mit der Stimme erreichen konnten, verfluchten mit lautem Zuruf ihn, seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, alle seine Vorfahren bis zum entferntesten Geschlecht. Ein Fremder hätte für das Leben dessen, der gekrönt werden sollte, keinen Pfennig gegeben. Unter all dem Lärm und Drängen verstand ich doch einige Worte, die mir das Ganze erklärten; denn von Zeit zu Zeit schrie Der und Jener, der ihm einen besonders tüchtigen Puff versetzte: „Noch bist Du nicht unser König; jetzt fangen wir noch mit Dir an was wir wollen; bald müssen wir ja doch Deinen Willen thun.“ Njogoni benahm sich wie ein Mann und künftiger König: er behielt seine Besinnung und ertrug alle Mißhandlungen mit lächelndem Gesicht. Nachdem dies Treiben etwa eine halbe Stunde gedauert hätte, führten sie ihn nach dem Hause des früheren Königs. Hier setzte man ihn nieder und nachdem man ihn noch eine Weile geschmäht hatte, entstand plötzlich eine allgemeine Stille. Die Aeltesten riefen feierlich: „Nun wählen wir Dich zu unserem König und verpflichten uns, Dir zu gehorchen.“ Alle Anwesenden sprachen es nach. Eine Pause erfolgte; dann wurde der Seidenhut, der bei den Mpongwih das Sinnbild der Königswürde ist, herbeigebracht und auf Njogoni's Haupt gesetzt. Man zog ihm ein rothes Gewand an und Alle erwiesen ihm die tiefste Ehrfurcht. Nun folgte eine Festlichkeit, die sechs Tage währte, während welcher der arme Mensch, der mit der Würde seines Vorgängers nun auch dessen Namen annahm, seine Unterthanen im eigenen Hause bewirthen mußte ohne sich entfernen zu dürfen; sechs Tage voll furchtbaren Lärmens bei unbeschreiblicher Thätigkeit im Essen und Trinken. Aus benachbarten Orten kamen Besuchende, um dem König ihre Achtung zu beweisen; sie brachten Vorräthe von Rum, Palmwein und Speisen mit.

Der oben genannte Seidenhut war von der Art wie man sie in London bei Hutmachern zweiten Ranges für fünf bis sechs Schillinge kauft; der Strohhut ist die Kopfbedeckung der Unterthanen.

(Fortsetzung folgt.)

Axel Fersen.

Historische Novelle.

I.

(Fortsetzung.)

Nach dem Hofceremoniell mußte der Abschied Fersens und des Herzogs von Lauzun gewissermaßen officiell werden, und es hatte sich dazu auf die Einladung der Königin ein kleiner Cirkel ihrer vertrautesten Freunde in dem großen Salon von Klein-Trianon versammelt; aber auch die Herzogin von Fitz-James war zugegen, da diese Rücksicht ihrer Stellung gebracht werden mußte.

Man nahm zuerst ein Dejeuner ein und plauderte in Gruppen. Jeder hatte Fersen, der augenscheinlich verstimmt war, schöne Dinge zu sagen, ihm Glück zu wünschen

und um Erhaltung seiner Freundschaft zu bitten, dies Alles vermochte ihn aber nicht zu zerstreuen, und man hörte dem Ton seines Scherzes den schweren Zwang an. Aehnlich schien es Marie Antoinetten zu ergehen; sie hielt sich absichtlich fern von dem schwedischen Grafen, weil sie zu ihrem Verdrusse fühlte, daß Aller Blicke auf ihr Benehmen an dem heutigen Tage gerichtet seien, aber dennoch suchten ihn ihre Augen oft und ihre geheime Unruhe war unverkennbar. Endlich mußte sie einen Entschluß gefaßt haben: ihr Blick wurde strenge, um ihren lieblichen Mund spielte ein Zug von kühnem Trotze, als wolle sie damit jede Beurtheilung ihrer Handlungsweise zurückscheuchen, und sie ging schnell auf Fersen zu, der mit einigen anderen Herren in einer Fensternische stand. Als die Königin sich an ihn wandte, machten die letzteren ihr ehrerbietig Platz und traten zurück.

„Ich mag nicht so kalt, wie es das steife Ceremoniell vorschreibt, von Ihnen scheiden," redete sie ihn mit weicher Stimme an, — „denn Sie wissen, daß Sie mir stets ein werther Freund gewesen sind. Sie werden es bleiben, Fersen, nicht wahr? — und mir den Beweis dadurch liefern, daß Sie so bald, als es Ihnen die Ehre und Ihre Pflicht erlauben, zu uns zurückkehren?"

Der Graf versicherte es tief bewegt und sprach von dem Stolze, mit dem ihn der ihm von der Königin beigelegte Name beseele.

„Es bedarf Ihrer Worte nicht, um mich in meinem Glauben und in meinen Gefühlen für Sie zu bestärken," unterbrach ihn die Königin. „Die wahre Freundschaft bedarf ebenso wenig der Worte als jede andere tiefe Empfindung des Herzens."

„Ich werde die Ihrige übrigens auf die Probe stellen," fuhr sie etwas zögernd fort; — „ich wünsche, daß Sie mir häufig schreiben, — ich meine nicht an die Königin, sondern an Ihre vertraute Freundin."

Man flüsterte sich im Saale leise zu; die Hämischen triumphirten, denn sie erwarteten jeden Augenblick einen sichtbaren Gefühlsausbruch Marie Antoinettens. Aber sie täuschten sich, die heimliche Unterhaltung dauerte nicht lange, so angelegentlich si auch zu sein schien, und als die Königin ebenso stolz wie vorher zurückkehrte, wagte Niemand sie oder Fersen offen zu beobachten.

Die förmliche Verabschiedung, bei der der Graf zum Handkusse zugelassen wurde, war keineswegs ganz kalt, aber sie gab auch zu keinen besonderen Bemerkungen Veranlassung, nur als Fersen entlassen war und die Königin sich schnell umwandte und gleich darauf die Gesellschaft verließ, glaubte man Thränen in ihren Augen zu bemerken.

„Sie bringen es über sich, Ihre Eroberung zu verlassen?" konnte sich die Herzogin von Fitz-James nicht enthalten, mit leichtem boshaftem Lächeln Fersen zu fragen.

„Wenn ich eine solche gemacht hätte," antwortete der Graf sehr ernst und mit zurückgehaltenem Unwillen, — „so würde ich sie nicht verlassen. Ich reise freien Herzens ab und leider werde ich kein tiefes Bedauern hinterlassen." *)

An demselben Tage verließen er und der Herzog von Lauzun mit vielen anderen jungen Edelleuten Paris und begaben sich auf die Flotte.

II.

Am 10. Juli 1779 näherte sich ein stattliches Geschwader von sieben Linienschiffen, zwei Fregatten, zwei Bombenschiffen und vielen Transportfahrzeugen der östlichen Seite der Stadt Newport auf Rhode-Island; von allen diesen Schiffen

*) Historisch.

wehte die weiße Flagge mit den goldenen Lilien Frankreichs, während die Stadt das Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika entfaltet hatte. Auf den Verdecken wimmelte es von Soldaten in weißen Uniformen mit grünen Aufschlägen, den französischen Grenadieren, und donnernde Hurrahs wurden der glücklich beendigten langwierigen Seereise gebracht. Während die Geschütze der Stadt zum Salut donnerten, standen auf dem Hinte.decke der einen Fregatte, etwas gesondert von dem fröhlichen Schwarme junger Offiziere, der Herzog von Biron-Lauzun und sein Freund Graf Fersen.

Der erstere, damals zwei und dreißig Jahre alt, ein schöner eleganter Cavalier in der Uniform der Lanciers, die zum großen Theile sein Corps bildeten, lächelte, während er auf die Küste, blickte so heiter und sein feuriges Auge strahlte so hell, daß man ihm die innere Zufriedenheit und Sorglosigkeit, so wie die frohen Hoffnungen, die er an den bevorstehenden Kampf knüpfte, leicht ansah. Fersen dagegen erschien ernst und düster, man könnte sagen: wehmüthig bewegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die evangelisch-protestantischen Volksschulen.

In der jüngsten Sitzung der Gesetzgebenden Versammlung vom 17. Juni stellte Herr Dr. Varrentrapp einen Antrag auf weitere Reform unseres evangelisch-protestantischen Volksschulwesens, zunächst auf Erbauung einer weiteren Volks- oder Bürgerschule. Da dieser Bericht ein anschauliches Bild dessen gibt, was in dem letzten Jahrzehnt in dieser Hinsicht erstrebt und großentheils bereits erzielt worden ist, so theilen wir denselben in unseren Blättern vollständig mit, da diese einerseits dem Volksschulunterricht als der Grundlage der intellektuellen Entwicklung eines Volkes nicht genug Aufmerksamkeit schenken können, und da andererseit gar manche unserer Mitbürger, wie uns bekannt, kaum von mehrerem Kenntniß haben als von der Erbauung der beiden Schulen auf der Seilerstraße. D. Red.

Antrag des Herrn Dr. G. Varrentrapp in Betreff des evangelisch-protestantischen Volksschulwesens.

Hochansehnliche Versammlung!

Vom Jahr 1854 an ist für unser Schulwesen, zumal für unser protestantisches Volksschulwesen, viel geschehen. Das letztere ist einer systematischen und durchgreifenden Reform unterzogen worden. Damit das beabsichtigte Ziel aber in Wirklichkeit erreicht werde, bleibt immerhin noch einiges zu thun.

Um sich klar zu machen, was noch fehlt und ob es gerade das ist, was ich dafür halte, um dem ganzen Gebäude den Schlußstein einzufügen, bedarf es eines kurzen Rückblicks.

Nachdem am Schluß der primatischen Zeit aus den Quartierschulen sich einige Volksschulen entwickelt hatten, wurden im Jahr 1824 die drei protestantischen Volksschulen (Dreikönigs-, Allerheiligen-, Weißfrauenschule) und die Mittelschule gegründet, die beiden letzteren mit 4 Knaben- und 4 Mädchenklassen; die anderen mit je 3 solcher Klassen.

In der Dreikönigsschule machte sich zuerst eine bedeutende Ueberfüllung der einzelnen Klassen geltend; es wurden demnach in den Jahren 1845, 1850 und 1854

neue Räume angebaut, so daß nunmehr für Knaben und Mädchen je 5 Klassen bestehen, deren drei unterste einen 1jährigen, die beiden obersten aber einen 2jährigen Cursus haben; der ganze Schulgang nimmt sonach jetzt 7 Jahre in Anspruch. An der Allerheiligenschule ward die 4. Klasse im Jahr $184^{8}/_{9}$ angereiht. Im Jahr 1849 würden die (später in den Schönborner Hof verlegten) Aushülfeklassen im Rebstock errichtet.

Zu verschiedenen Zeiten ward das Lehrziel etwas erweitert, Unterricht in der französischen Sprache, in weiblichen Handarbeiten u. s. w. zugefügt. Die Mittelschule ward mit solchen stückweisen Verbesserungen weniger bedacht.

Der schreiendste Mißstand war die Ueberfüllung der einzelnen Klassen, welche für die Gesundheit der Kinder nachtheilig war, die Fortschritte im Unterricht hemmte und die Lehrer übermäßig anstrengte. Auch die Aushülfeklassen im Schönborner Hof hatten dies Uebel nur in sehr geringem Grade gemildert. So zählten im Jahr $185^{2}/_{3}$ die 3 protestantischen Volksschulen nebst den Aushülfeklassen des Schönborner Hofs 1146 Knaben und 1100 Mädchen, was im Durchschnitt 77 Knaben und 74 Mädchen auf je eine Klasse ergibt. Dieser Durchschnitt schon ist viel zu hoch; in Wirklichkeit gestaltete die Sache sich aber noch schlimmer, indem neben einigen Klassen, welche weniger Schüler zählten, sich andere fanden, welche z. B. in der Dreikönigsschule 89 Knaben und 90 Mädchen, in der Allerheiligenschule 98 Knaben und 93 Mädchen, in der Weißfrauenschule gar 103 Knaben und 104 Mädchen in sich faßten. Selbst in der Mittelschule, welche doch ein höheres Lehrziel verfolgt, fand sich eine Klasse mit 79 Schülern. *)

Schon früherhin waren in der Gesetzgebenden Versammlung wiederholt Anträge auf Vermehrung der Volksschulen gestellt worden, welche vorerst nur die Errichtung der Schönborner Aushülfeklassen zur Folge hatten. Die Errichtung weiterer protestantischer Volksschulen und die Reorganisation des gesammten Volksschulwesens, einschließlich der Mittelschule, kamen nun aber in den Sitzungen der Gesetzgebenden Versammlung vom 18. April und 5. Dezember 1853 in eindringlicherer Weise zur Sprache und Anträge in bestimmterer Form gelangten an den Senat. Auch dieser faßte nun die Sache entschiedener an, forderte von ausgezeichneten Fachmännern erschöpfende Gutachten ein und stellte die entsprechenden Anträge bei dem Gesetzgebenden Körper. Zumeist in den Sitzungen der Commissionen dieser Versammlung, deren Mitglieder auch die Vorsteher des lutherischen Consistoriums waren, ward auf Grundlage der Senatsvorlagen die vorzunehmende Reform in ihrer Gesammtheit in's Auge gefaßt und in ein System gebracht. Folgendes waren die Grundzüge der Reform, über welche man sich verständigte:

1) Die Zahl von 70—90 Schülern in einer Klasse, wie sie fast ohne Ausnahme in allen Klassen vorkommt, ist zu hoch, selbst für eine Volksschule oder für eine ge-

---

*)	Dreikönigsschule.		Allerheiligenschule.		Weißfrauenschule.		Schönborner Hof.		Catharinenschule. Mittelschule.	
	Knaben.	Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knab.	Mädch.	Knab.	Mädch.	Knab.	Mädch.
1. Klasse .	79	85	60	57	71	64	—	—	40	21
2. " .	86	90	70	64	103	104	—	—	69	49
3. " .	88	83	86	75	97	95	52	38	79	56
4. " .	89	85	98	93	84	60	57	50	59	42
5. " .	26	57	—	—	—	—	—	—	—	—
	368	400	314	289	355	323	109	88	238	168
	768		603		678		197		406	

wöhnliche Bürgerschule in einer Stadt wie Frankfurt, wo bei dem lebendigen und verwickelten Verkehrsleben selbst für den Aermsten eine gewisse Menge von Kenntnissen noth thut. Die Verminderung der Schüler müßte derart stattfinden, daß ungefähr 50 Kinder als die höchste Zahl von Schülern einer Klasse bestimmt werden. Es wird dies am besten und einfachsten erzielt, wenn man die Klassen theilt und etwa mit Ausnahme der obersten Klasse, statt des nun geltenden zweijährigen Cursus einen einjährigen einführt, so daß eine jede Volks- oder Bürgerschule für jedes Geschlecht 7 Klassen erhielte. Mit dieser Einführung einjähriger Curse wird auch in Bezug auf das zu erreichende Lehrziel ein wesentlicher Vortheil errungen.

Wie 50 Kinder natürlich von einem Lehrer viel leichter und wirksamer zu leiten, zu beschäftigen und zu beaufsichtigen sind als 100, so kann mit diesen 50 begreiflicherweise auch mehr geleistet werden, wenn sie sämmtlich auf einer Stufe der Ausbildung stehen, als wenn die Klasse in zwei Abtheilungen von verschiedener Ausbildung zerfällt, von denen der Lehrer sich meist nur mit einer zu gleicher Zeit beschäftigen kann, während die andere während dessen ihrer Selbstthätigkeit überlassen ist. Es ist dies auch vortheilhafter, als Parallelklassen einzurichten, welche doch einer vollständig gleichmäßigen Ausbildung entbehren und noch sonstige Nachtheile mit sich bringen. Bei der Dreikönigsschule waren die angefügten Klassen ursprünglich auch Parallelklassen, wurden aber gar bald in fortlaufende verwandelt; wodurch für die 3 unteren Klassen ein einjähriger Cursus gewonnen ward.

Ganz einfach bedarf es zur Durchführung dieser Reform nichts anderes, als den bereits bestehenden Schulen die nöthigen neuen Schul- oder Klassenräume anzufügen. Dies wird auch an der Dreikönigsschule keine Schwierigkeit haben, zumal wenn man die Oberlehrerwohnung in ein Nebenhaus oder ein benachbartes Haus verlegt. Ob an der Weißfrauenschule geeigneter Raum dazu vorhanden ist, möchte ich bezweifeln, doch ist das weiterer Untersuchung werth. Bei der Catharinen- und der Allerheiligenschule aber ist es nicht möglich. Wenn demnach für Sachsenhausen die eine Schule unter genügender Vergrößerung hinreicht, würden für Frankfurt entweder unter Aufhebung der bisherigen 3 Volksschulgebäude 2 neue große Schulgebäude aufgeführt, oder wenn man diese älteren Schulgebäude beibehält, noch eine 4te Schule mit dem nöthigen Raum für 7 Klassen, mit Oberlehrerwohnung u. s. w. erbaut werden müssen. Es bleibt dann die Frage, in welcher Weise man die Kinder in diese (dann 4) evangelisch-protestantischen Volksschulen auf der Frankfurter Seite vertheilen will. Entweder könnte man die Kinder je nach dem Alter und der Bildungsstufe oder je nach dem Geschlecht vertheilen, d. h. entweder giebt es 2 Schulen welche gleichzeitig Knaben und Mädchen etwa vom 6.—10. Jahre in die so zu nennende 7.—4. Klasse aufnehmen und 2 andere, welche die Kinder beiderlei Geschlechts vom 11.—14. Jahr in die so zu nennende 3.—1. Klasse aufnehmen — oder aber man richtet 2 Knaben- und 2 Mädchen-Schulen her, was gewiß die wenigsten Nachtheile bietet.

2) Wenn für die Volksschulen bis zum Jahre 1854 schon einzelne Verbesserungen eingeführt waren, die Mittelschule aber fast unverändert geblieben, so bedurfte diese ganz besonders einer durchgreifenden Reform. Sie mußte in ihrem Lehrziel wesentlich höher gerückt werden, und zwar der Musterschule, welche für das Bedürfniß längst zu klein geworden, möglichst nahe. Es mußte demnach nicht nur für alle Klassen (mit etwaiger Ausnahme der ersten) einjähriger Cursus, sondern überhaupt eine längere Lehrzeit eingeführt werden.

3) Für die Gesundheit der Schüler mußte besser gesorgt werden. Ein wesentliches geschah durch die Verminderung der Schülerzahl in jedem Zimmer. Bei den neu zu erbauenden Schulen waren besondere Vorrichtungen zu treffen. Der

Turnunterricht war in den übrigen Unterricht einzureihen und die nöthigen Vorkehrungen dafür zu treffen.

4) Die Stellung der Lehrer war in zweierlei Richtung zu verbessern; es war 1) ihr Gehalt zu erhöhen und 2) war ihnen ihre geistige Aufgabe zu erleichtern, indem ihnen weniger Kinder, statt 90—100 nur 50 und diese von einem und demselben Grade des Wissens, zugewiesen wurden. Dadurch wurde die körperliche und geistige Kraft und Frische der Lehrer besser conservirt.

5) Der bestehenden Oberschulbehörde war, so lange sie unverändert bestand, ein spezieller technischer Beirath, ein Oberschulinspektor zuzufügen. Bei jeder Veränderung, der auch immer die gegenwärtige Oberschulbehörde, die Consistorien, unterzogen werden mag, wird jener Oberschulinspektor in der neuen Schulbehörde jedenfalls eine Stelle finden.

6) Das Schulgeld war herabzusetzen. Der Umstand, daß in Frankfurt für wesentlich mehr als die Hälfte, in Sachsenhausen gar für 7/8 der die evang.-protestantischen Volksschulen besuchenden Kinder das Schulgeld nicht von den Eltern sondern von milden Stiftungen bezahlt wird, sprach allein hinreichend dafür, anderer Gründe nicht zu gedenken.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Hans Holbein. Bisher hat man angenommen, der Maler Hans Holbein sei erst 1563, oder wie Andere wollten, 1554 in England gestorben. Ein Herr M. H. Black, Mitglied der antiquarischen Gesellschaft Londons, hat nun das Testament Holbein's gefunden, und dessen Verification von Seiten des erzbischöflichen Hofes. Dieses Testamant beweist auf's bestimmteste, daß Holbein schon 1543 gestorben ist. In Folge dieser Entdeckung sind nun eine Reihe von Gemälden, die man ihm bisher zugeschrieben hat, anderen Meistern zuzuschreiben. Die Werke aber beweisen, daß der große Meister in London eine Schule gegründet, oder Schüler gebildet, welche in ihren Arbeiten des Meisters Würdiges leisteten; sonst würde man ihre Gemälde nicht dem Meister so bestimmt zugeschrieben haben.

Der Kurfürst von Hessen. Interessante Beiträge zur Charakteristik dieser übrigens sattsam bekannten Persönlichkeit erhalten wir in dem neuerdings vollendeten zweiten Bande von Spohr's Selbstbiographie, namentlich wo es sich um Urlaubsverleihungen, um Rücksicht auf den im Ausland hochgeehrten Namen des Meisters und um ähnliche Aeußerungen der individuellen Denkweise handelt.

Graf F. W. Götz von Berlichingen hat eine „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" geschrieben, welche demnächst bei Brockhaus erscheinen wird.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 23. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 196.) **Der fliegende Holländer.** Romantische Oper in 3 Akten von Richard Wagner.

Montag, 24. Juni bleibt das Theater geschlossen.

Für nächste Woche in Aussicht.

Der fliegende Holländer. — Die beiden Schützen. — Zampa. — Die Räuber. — Die bezähmte Widerspenstige. — Die Schule des Lebens.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

№ 70. Dienstag, 25. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

II.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, Fersen," rief der Herzog Biron lebhaft aus, — „da steigen die ersten Rauchwolken über den Strandbatterien auf und der Geschützdonner rollt uns zum Gruße. Nun, diese Amerikaner haben sich gerade nicht beeilt, uns willkommen zu heißen, obgleich wir ihnen fünftausend Mann guter Truppen und Herzen, die dem Kampfe und Ruhme entgegenschlagen, bringen. Aber wahrhaftig, lieber Freund, wenn man auf Ihr Gesicht blickt, sollte man glauben, daß Sie selbst wenig Hoffnung auf unsere Expedition setzen und ihr einen traurigen Ausgang prophezeihen wollten. Lassen Sie eine solche Miene ja nicht in Newport sehen!"

„Sie täuschen sich, mein Herzog," erwiderte der schwedische Graf mit gezwungenem Lächeln, — „ich sehe der nächsten Zukunft mit demselben freudigen Sehnen wie Sie entgegen, in diesem Augenblicke dachte ich aber gerade an die Vergangenheit, an Paris."

„O, haben Sie das noch nicht vergessen?" meinte der Herzog ein wenig unmuthig. „Seltsam, wie tief Empfindungen der Art sich in das kalte Herz von Euch Nordländern einzugraben vermögen, während ein wenig Veränderung sie bei uns so leicht verwischt. Ich versichere Sie, Fersen, daß ich kaum noch einmal täglich an meine reizende kokette Fitz-James denke."

„Sie wissen, daß ich keine galanten Abenteuer zu betrauern habe," erwiderte Fersen sehr ernst.

„Verzeihen Sie, Fersen, ich wollte Ihr Verhältniß zu der erhabenen Person, die wir beide verehren, in keinen Vergleich zu meiner bereits erloschenen Leidenschaft stellen," sagte Biron, die Hand des Freundes drückend. „Obgleich ich die Gefühle einer solchen edlen Freundschaft nicht recht zu verstehen vermag, zweifle ich doch keineswegs an ihrem Werthe und Ernste. Dennoch rathe ich Ihnen, der Sie mich Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft gewürdigt haben, sich von diesen Träumen, die nicht für die Zeit des Krieges taugen, so bald als möglich loszureißen, — Sie werden sich ohne Zweifel wohler dabei befinden."

„Sie haben Recht, mein Herzog," erwiderte der Graf, sich mit der Hand über die edle Stirn streichend, als wolle er damit ihre Falten glätten, und leicht scherzend fügte er hinzu:

„Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, — die ersten Kugeln, die uns umzischen, werden mich sofort wieder eines so tapfern Freundes und Kampfgenossen werth machen."

„An Muth und militärischer Tüchtigkeit werden Sie mir ein Beispiel geben, das weiß ich," antwortete der Prinz, — „ich fürchte nur, daß Sie mich eifersüchtig darauf machen; mehr noch aber würde ich mich freuen, wenn Sie auch mit Ihrer Heiterkeit den Sieg über die meinige davontrügen."

Inzwischen hatte die Flotille auf der östlichen Seite der Stadt ihre Anker fallen lassen, und von dem Admiralsschiff flatterte nun ein Signal, das die höchstgestelltesten Offiziere der See- und Landtruppen an seinen Bord berief; auch Herzog Biron und Fersen bestiegen mit einigen anderen Kameraden ein kleines Boot und ließen sich hinüberrudern. Der Oberkommandirende der Truppen, Generallieutenant Graf Rochambeau, ein ebenso liebenswürdiger, als durch Tapferkeit und militärische Erfahrung ausgezeichneter Mann, empfing sie und sprach den Wunsch aus, daß sie ihn nach der Stadt Newport begleiteten, um sich von der Stimmung der Einwohner zu überzeugen und den neuesten Stand der militärischen Operationen der Amerikaner unter Washington in Erfahrung zu bringen.

Biron, so wie viele andere französische Offiziere hatten sich nicht getäuscht, wenn sie bei der üblichen Begrüßung der Flotte von Seiten der Stadt eine gewisse Lässigkeit und Kälte zu erblicken geglaubt hatten; dies bestätigte sich nur zu deutlich, als Graf Rochambeau mit seinem Stabe die Stadt betrat. Ueberall schien Betrübniß zu herrschen, und bald ergab sich, daß sie von Enttäuschung herrühre, denn die Amerikaner hatten nach der Versicherung des Marquis de Lafayette eine viel bedeutendere französische Unterstützung erwartet; außerdem war man überhaupt betrübt und hoffnungslos, denn die letzten Operationen der republikanischen Armee waren nicht glücklich gewesen, Washington verfügte zur Zeit über kaum noch dreitausend Mann, und die Stadt Newyork war von den Engländern besetzt. Der französische General ließ sogleich die angesehensten Einwohner zusammenrufen und erklärte, daß eine zweite Flotte von Brest aus in Kurzem nachfolgen werde, was die Stimmung bedeutend hob.

In den nächsten Tagen fand die Ausschiffung der Truppen statt, und diese bezogen ein Lager unmittelbar bei der Stadt. Ihre Aufnahme von Seiten der Amerikaner war eine sehr freundliche und wurde durch höfliches Entgegenkommen erwidert; man war beiderseitig zufrieden mit einander und den Franzosen fehlte es an Nichts, was Rhode-Island zu bieten vermochte.

In Washingtons Absicht hatte es gelegen, mit den vereinigten Kräften sogleich die Stadt Newyork anzugreifen, dieser Plan konnte aber wegen der Ueberlegenheit der Engländer zur See nicht zur Ausführung gebracht werden, und bald sahen die Franzosen sich in ihrem Lager von der Seeseite durch eine starke englische Flotte eingeschlossen.

Die Ruhmbegierde der französischen und übrigen jungen Herren, die von Europa herübergekommen waren, sollte wider alles Erwarten so bald nicht befriedigt werden, denn nur zu bald traf die Nachricht ein, daß das Geschwader in Brest von den Engländern blockirt und dadurch am Auslaufen verhindert werde; damit zerfiel der Plan den Washington und Graf Rochambeau verabredet hatten, einen gemeinschaftlichen Angriff auf Newyork zu machen, wegen ungenügender Streitkräfte von selbst. Dies führte keine geringe Niedergeschlagenheit herbei, zumal die französische Armee ganz unthätig auf Rhode-Island bleiben mußte; allmälig fügte man sich aber in das Unabänderliche und die Meisten vergaßen ihren Unmuth über die Unterhaltung und die gastfreundlichen Festlichkeiten die ihnen die Einwohnerschaft von Newport bot.

Der Herzog von Lauzun und Graf Fersen waren vielleicht die beiden Ungeduldigsten in der ganzen Armee, Ersterer, weil er einen förmlichen Thatendurst besaß und den Lorbeeren, die er sich im vergangenen Jahre am Senegal erworben

hatte, neue hinzuzufügen wünschte, Letzterer, weil er in Vergnügungen noch immer keine Zerstreuung fand und nur im Kampfe Heilung von seinem Trübsinn hoffte. Aber auch für sie fand sich keine Gelegenheit zu Beschäftigung gegen den Feind, selbst nicht, als der Winter herankam und des Herzogs kleines Corps von der Armee getrennt wurde und bei Lebanon im Staate Connecticut Quartiere bezog.

Durch das enge und vertraute Zusammenleben, denn sie theilten stets ein Zelt oder ein Zimmer, schloß sich Beider Freundschaft immer inniger; wie gesagt, verdiente der Herzog trotz seiner Leichtfertigkeit auch diese Neigung Fersens, der mehr als je das Bedürfniß der Mittheilung zu einem ehrenwerthen und verschwiegenen Freunde fühlte. Dies hatte ihn auch schon während der langwierigen Seereise veranlaßt, Biron so viel, als er ohne Marie Antoinette zu compromittiren, vermochte, von seinem Verhältnisse zu derselben mitzutheilen, zumal jener es schon errieth oder gar noch seine Innigkeit überschätzte. Anfangs wollte dem feurigen Herzoge die rein freundschaftliche Natur dieser gegenseitigen Zuneigung nicht ganz einleuchten, aber der tiefe Ernst Fersens nöthigte ihm doch aufrichtige Theilnahme ab und er wagte nicht mehr, seinem Hange zum Scherz und heiteren Spott nachzugeben; ernstlich um seinen Freund besorgt, hatte er sich vorgenommen, seine trübe Geistesrichtung auf andere Bahnen zu lenken, aber selten nur erreichte er in dieser Beziehung einen Erfolg auf kurze Zeit.

Fersen hatte, dem Wunsche der Königin und seines eigenen Herzens gehorsam, gleich nach seiner Landung auf Rhode-Island an sie geschrieben und ihr in ehrfurchtsvoll vertraulicher Weise seine bisherigen Erlebnisse mitgetheilt; hin und wieder war wohl auch gegen seinen Willen ein Wort eingeflossen, das auf seinen Gemüthszustand deutete, aber doch nur in so zarter Weise, daß die hohe Frau davon weder beleidigt noch peinlich berührt werden konnte. Die Antwort Marie Antoinettes ließ nicht auf sich warten, und sie schrieb wirklich nicht als Königin, sondern als Freundin. Seitdem setzte sich diese Correspondenz *) mit den durch die weite Entfernung nothwendig bedingten Pausen fort, Fersen ließ sie aber nie in eine andere Hand kommen, selbst nicht in die des Herzogs von Lauzun, so daß sich weitere Urtheile über sie nicht begründen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die evangelisch-protestantischen Volksschulen.

(Schluß.)

Dies waren die Punkte über welche zunächst die Commissionen einig wurden, und welche sodann auch stückweise von den betreffenden Behörden und in dem oben angedeuteten Sinne erledigt und durchgeführt wurden. Der hauptsächlichste Meinungs-Unterschied der beiden Behörden lag darin, daß der Senat die Errichtung der höheren Bürgerschule, die Gesetzgebende Versammlung aber die Reform der Volksschulen für das dringendste Bedürfniß hielt; letztere gab jedoch schließlich nach, um nur keinen Aufenthalt in dieser so wichtigen Angelegenheit zu veranlassen, und unter der bestimmten Voraussetzung, daß die weiteren Reformen unmittelbar darnach in Angriff genommen würden.

Die bereits getroffenen Reformen folgten sich in nachstehender Reihe:

Im Januar 1854 ward die Errichtung von Turnanstalten bei den 4 evang.-protestantischen Volksschulen verfügt (im Vorbeigehen gesagt im Frühjahr 1855 auch für die beiden katholischen Knabenschulen).

---

*) Historisch.

Im April 1854 beantragte die Gesetzgebende Versammlung Erhöhung der Volksschullehrergehalte, welche dann auch vom 1. Juli 1855 an von fl. 600, 700 und 800 auf fl. 700, 800, 1000 und 1200 je nach der Länge der Dienstzeit gesetzt wurden, welcher Verbesserung, wie Ihnen bekannt, 4 Jahre darauf (d. h. vor bald 2 Jahren) eine weitere Verbesserung um durchschnittlich fl. 200 nachfolgte.

Im April 1857 ward das Schulgeld herabgesetzt von fl. 10, 48 kr. auf fl. 8, wie es der Senat beantragt hatte. Gegen diese Herabsetzung hatten sich übrigens in der Commission wie in der Gesetzgebenden Versammlung Stimmen erhoben. Für eine Herabsetzung überhaupt war Jedermann, Viele aber hielten eine solche auf fl. 8 für zu unbedeutend und daher in jeder Hinsicht effektlos. Einige beantragten demnach, anschließend an die deutschen Grundrechte, daß die unterste Stufe des Volksschulunterrichts ganz unentgeldlich gewährt werde; Andere wollten einen Preis, den in Frankfurt jeder Arbeiter erschwingen könne, der auch dem Vater und den Kindern das Bewußtsein wahre, daß von der Familie selbst aus für den Unterricht gesorgt werde, — also ein Schulgeld von etwa 45 kr. halbjährlich. Die Mehrheit wandte sich übrigens, wie gesagt, schließlich, wenn auch aus verschiedenen Gründen, dem Senatsantrag zu.

Im Juli 1854 forderte der Senat unter Vorlage ausführlicher Begründung der inneren Organisation für die neu zu errichtende höhere Bürgerschule die Summe von fl. 147,500. Im folgenden Monat ward diese Summe verwilligt, jedoch unter ausdrücklicher Betonung, „daß dies nicht die einzige Lücke und nicht einmal der wesentlichste Mangel unseres evang.-protestantischen Schulwesens sei“ und „unter der Voraussetzung und bestimmten Erwartung, daß möglichst bald auch für eine volle Befriedigung der noch dringenderen Bedürfnisse unserer Volksschulen sowohl im diesseitigen Stadttheile als in Sachsenhausen Sorge getragen werde.“ Zur Begründung dieses Beschlusses ward hervorgehoben, daß auch nach Errichtung der höheren Bürgerschule und nach Einrichtung einer neuen Volksschule die meisten Klassen der Volksschulen noch mehr Schüler enthalten würden, als die schon ohnehin zu hoch gegriffene Normalzahlen (50, 60, 70 und 80 Schüler für je 1 Klasse) gestatten. Am 11. Mai 1857 ward dann die nun 9 Knaben- und 7—8 Mädchenklassen enthaltende höhere Bürgerschule mit 254 Knaben und 184 Mädchen eröffnet und an demselben Tage zogen die Aushülfeklassen des Schönborner-Hofs in die neue Volksschule (Catharinenschule, ehemalige Mittelschule) über.

Im August 1856 hatte der Senat in Ausführung der wiederholten Anträge der Gesetzgebenden Versammlung um die Verwilligung von fl. 79,500 für Errichtung einer weiteren Volksschule an dem Friedberger Thor gebeten; die Bewilligung erfolgte im September, in der Voraussicht, nach Vollendung dieses Gebäudes die Volksschulen derart theilen zu können, daß in allen einjährige Curse eingeführt würden und der Ueberfüllung einzelner Klassen auf lange Zeit hinaus vorgebeugt sei.

Mittlerweile war übrigens in der Gesetzgebenden Versammlung mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden, ob es sich nicht empfehlen dürfte, eine Mittelschule mit kaum verändertem Lehrziel als Zwischenstufe zwischen den Volks- oder Bürgerschulen einerseits und der höheren Bürgerschule andererseits beizubehalten. Hierauf erging eine Rückäußerung des Senats vom 7. Mai 1857, worin es, während er vorerst dagegen ist, wörtlich weiter heißt: „Sollte sich nach Eröffnung der sämmtlichen Schulen später ein Bedürfniß für eine neue zwischen der höheren Bürgerschule und den fünf Bürgerschulen in der Mitte stehende Schulanstalt kundgeben, so werden der Senat und die übrigen Staatsbehörden eben so bereitwillig wie in

dem gegenwärtigen Zeitpunkt diesem Bedürfnisse, sobald es erkannt ist, zu genügen und die nöthigen Mittel zu dessen Befriedigung zu gewähren nicht anstehen."

Die höhere Bürgerschule befriedigte in jeder Beziehung ein wahres Bedürfniß. Mit 438 Kindern (254 Knaben und 184 Mädchen) eröffnet, zählte sie im letzten Semester 787 (471 Knaben und 316 Mädchen); in den 5 unteren Mädchenklassen überstieg die Kinderzahl 50, in den 3 unteren Knabenklassen betrug sie 70—76. Es war damit ein glänzendes Zeugniß geliefert für das Vertrauen, welches diese Schule durch tüchtige Lehrkräfte und geeigneten Lehrplan in kaum drei Jahren sich erworben hatte, es war damit aber auch auf ein Verhältniß hingewiesen, welches dringende Abhülfe bedarf, wenn man nicht die Resultate des Unterrichts gefährden und die berechtigten Wünsche vieler Eltern unbefriedigt lassen will. Deshalb verständigten sich die oberen Staatsbehörden dahin, das als 4te Volksschule (Frankfurtischer Seite) in Bau genommene so eben vollendete Schulgebäude an dem Friedberger Thor diesem seinem ursprünglichen Zweck zu entziehen, um einem wie es schien dringenderen doppelten Bedürfniß gerecht zu werden, nämlich der Ueberfüllung der Knabenklassen der höheren Bürgerschule abzuhelfen und eine Zwischenstufe zwischen dieser und den übrigen Bürgerschulen herzustellen. Diese Schule ist vor wenigen Tagen (am 27. Mai) eröffnet worden mit etwa 150 Kindern, worunter ungefähr 20 frühere Schüler der höheren Bürgerschule.

So gerechtfertigt und geboten nun auch diese Sorge für den mittleren Schulunterricht war, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß die schließliche richtige Organisation der evang.-protestantischen Volks- oder Bürgerschulen dadurch aufgehalten ist.

In den bestehenden 4 protestantischen Volksschulen fand sich nämlich im Wintersemester 18⁶⁰/₆₁ folgende Schülerzahl:

	Dreikönigsschule.		Allerheiligenschule.		Weißfrauenschule.		Catharinenschule.	
	Knaben.	Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knab.	Mädch.	Knab.	Mädch.
1. Klasse . . .	77	82	43	46	43	61	19	23
2. " . . .	81	85	58	61	73	65	39	43
3. " . . .	89	83	61	67	65	61	66	77
4. " . . .	74	82	62	84	65	53	86	69
5. " . . .	85	88	—	—	—	—	—	—
	406	420	224	258	246	240	210	212
	826		482		486		422	

d. h. in der Dreikönigsschule enthielten von 10 Klassen nur 2 zwischen 70 und 80 Kinder, alle anderen mehr, und von 34 Klassen der 4 Schulen überhaupt zählten 25 Klassen mehr als 60 Schüler.

Dieser Ueberfüllung, welche, wie bereits gesagt, der körperlichen Gesundheit der Kinder nachtheilig ist, den Fortschritt im Unterricht hemmt, die körperliche und geistige Kraft der Lehrer übermäßig in Anspruch nimmt, ist nicht schwer abzuhelfen:

a) für Sachsenhausen: durch Anfügung zweier Knaben- und zweier Mädchen-Klassen.

b) für Frankfurt: indem in der Weißfrauenschule und der Allerheiligenschule 7 oder 8 Knabenklassen, in der Catharinenschule 7 Mädchenklassen und zwar sämmtlich (etwa mit Ausnahme der obersten Klasse) für einjährigen Cursus eingerichtet werden und eine weitere Mädchenschule mit 7 Klassen neuerbaut wird, —

oder aber, wenn man, wie dies in den Jahren 1856 und 1857 in dieser Versammlung bereits hervorgehoben worden ist, von der Catharinen- und der Allerheiligenschule annimmt, daß dieselben aus der zu geräuschvollen Gegend in eine stillere verlegt werden sollten, indem man eine neue Schule mit 8 Knaben- und 7 Mädchenklassen erbaut für den Fall, daß die Weißfrauenschule hinreichenden Raum für den Anbau sechs weiterer Schulsäle bietet.

Mein Antrag geht demnach dahin:

Die Gesetzgebende Versammlung möge unter abschriftlicher Mittheilung dieses Antrags hohem Senat ihre Ansicht dahin aussprechen, das es geboten erscheine, den evang.-protestantischen Volksschulen eine derartige Einrichtnng zu geben, a) daß in den unteren Klassen die Zahl von 60, in den oberen die von 50 Schülern nicht überschritten werde, b) daß, etwa mit Ausnahme der obersten Klasse, in allen Klassen ein einjähriger Cursus eingeführt werde; die Gesetzgebende Versammlung sehe gefälliger Rückäußerung darüber so wie der etwaigen Vorlage von Plänen für Neubauten oder Vergrößerungen entgegen.

Libri, der Bücherfreund.

Durch Veröffentlichung eines weitläuftigen Aktenstückes, das kürzlich der französische Senat oder eine von ihm gewählte Commission ausfertigen ließ, ist aufs Neue die allgemeinste Aufmerksamkeit auf eine Sache gelenkt worden, die vor vierzehn Jahren bei ihrem ersten Auftauchen nur die gelehrten Kreise von Frankreich beschäftigte.

Der Mann, der als „Libri“ kurzweg in ganz Europa bekannt ist, hat mit andern berühmten Abenteurern italienischer Herkunft die Eigenschaft eines sehr langen Namens gemein. Er heißt Guglielmo Brutus Icilius Timoleon Graf Libri-Carucci della Sommaia, und wurde zu Florenz im Jahr 1803 geboren. Sein Vater hielt sich im Jahr 1817 in Lyon auf, wo er sich der Anfertigung falscher Wechsel schuldig machte und deshalb zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurde; nach acht Jahren wurde er begnadigt, doch mit der Weisung, das Land zu verlassen. Er nahm nun seinen Aufenthalt zu Amsterdam, wo er im Jahr 1836 starb.

Inzwischen erwarb sich der Sohn, schon frühzeitig ein bedeutender Mathematiker, in Italien den Ruf eines geistvollen und gelehrten Mannes. Er wurde Professor an der Universität Pisa; seine außerordentliche Bücherkenntniß empfahl ihn auch auswärtigen gelehrten Anstalten und er wurde correspondirendes Mitglied der Akademie von Berlin wie des Institut de France. Bei den politischen Bewegungen, die im Jahr 1830 in Italien entstanden, war er gleich den meisten jüngeren Gelehrten betheiligt; er floh nach Paris, wo er sowohl von Arago sehr begünstigt wurde, als auch in den Regierungskreisen die beste Aufnahme fand. Später hat er sich gegen Arago die gehässigsten Schmähungen erlaubt.

Im Jahr 1833 suchte Libri um die große Naturalisation nach und wußte sie bei der Protection, die er überall genoß, auch zu erhalten. Er ließ — wie seine Gegner aufs Bestimmteste annehmen — damals von sieben Zeugen eidlich erklären, daß sein Vater bereits verstorben sei; gleichwohl hat Letzterer, wie oben bemerkt, nachher noch drei volle Jahre gelebt. Libri stieg nun alle die Ehrenstufen hinan, die dem Gelehrten in Frankreich offen stehen, und wurde von der

Juliregierung mehr begünstigt als jemals ein Einheimischer. Er wurde Mitglied der Académie des sciences, Professor der Analyse an der Sorbonne, Oberaufseher der öffentlichen Bibliotheken und Redacteur des Journal des savants. Er schrieb eine „Geschichte der Mathematik in Italien“ in vier Bänden. Dabei war er als Bücherfreund eine europäische Autorität; er besaß eine Privatbibliothek, welche Incunabeln und Seltenheiten in solcher Fülle enthielt, daß er mehrmals Versteigerungen veranstaltete, deren Ertrag mitunter bis zu 150,000 Francs stieg.

In den letzten Jahren der Regierung Ludwig Philipps wurden gegen Libri starke Verdachtgründe geltend gemacht. An das Unterrichtsministerium gelangten anonyme Anzeigen, die aber so genaue Nachweise enthielten, daß sie nicht ganz zur Seite gelegt werden konnten. Auch andere Beschuldigungen wurden laut, z. B. daß er Bücher und Manuscripte aus den Archiven und Bibliotheken entwende und ins Ausland verkaufe. Eine gerichtliche Untersuchung wurde anhängig gemacht, aber von Guizot, dem Unbestechlichen, unter dessen Fittige sich gleichwohl die Corruption oft zu flüchten mußte, niedergeschlagen. Zur Zeit der Februarrevolution flüchtete Libri nach England. Nachdem zuerst ruhigere Zeiten eingetreten waren, wurde der Proceß gegen den Abwesenden wieder aufgenommen: der Staatsanwalt trat beim Assisenhofe der Seine als Kläger auf und Libri wurde am 22. Juni 1850 in contumaciam zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Dieses Urtheil veranlaßte einen heftigen Broschürenstreit; nicht nur führte Libri selbst bis auf den heutigen Tag unermüdlich das Wort: auch andere sehr angesehene Stimmen erhoben sich für ihn. Vor Allen führte Prosper Mérimée in einer Abhandlung „Le procès Libri“, die 1852 in der Revue des deux Mondes erschien, eine so scharfe Sprache zu Libri's Gunsten, daß er wegen Beleidigung der Magistratur zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Im vorigen Jahr kam Libri's Frau beim Senat mit einer Bittschrift ein, in welcher sie auf Annullirung des Urtheils und auf Revision der Voruntersuchung antrug. Der Senat ernannte eine Commission, um die Angelegenheit zu behandeln, und diese übertrug einem ihrer Mitglieder, Herrn Bonjean, den Bericht. Der jetzige Justizminister Delangle, der frühere Justizminister Royer und der Procurator am Cassationshof, Dupin, führten das Wort gegen Libri; Mérimée dagegen, jetzt Senator, nahm sich seiner mit ungeschwächtem Eifer an. Die Stimmung im Senat war dem Verurtheilten durchaus ungünstig und die Bittschrift wurde mit einer Majorität, die der Einstimmigkeit nahe kam, verworfen.

Es ist nicht zu vergessen, daß auch in die Behandlung dieser Sache die Interessen der Partei eindringen. Libri gilt für den verhätschelten Liebling der Orleans; ihm gegenüber mußte demnach eine besonders ernste Miene angenommen werden. Der Bericht legt Werth darauf, daß „die Magistratur nicht minder als die Armee einen Theil des französischen Ruhmes ausmache“ und daß sie nunmehr seit zwölf Jahren zum Gegenstand des Spottes gemacht werde. Von der anderen Seite nimmt die englische Presse für Libri Partei, am entschiedensten das Athenäum, das Herrn Bonjean und seinen Bericht gründlich lächerlich macht und eine neue Vertheidigungsschrift ihres Schützlings in Aussicht stellt. Die Studirenden in Paris scheinen dagegen von Libri's Schuld überzeugt zu sein; wenigstens kam es schon vor einem Jahrzehend vor, daß sein Bild, am Galgen hängend, gezeichnet und dazu in maccaronischer Poesie gesungen wurde:

Voilà Libri pendu
Quod libros n'a pas rendu;
Si libros reddidisset,
Libri pendu non fuisset.

Notizen.

Die Grundstücke der Eltern Goethe's. Die Lage jener Grundstücke, welche der Goethe'schen Familie gehörten, ist durch Erkundigungen von Seiten des Herrn Director Classen und anderer Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde festgestellt worden. Goethe erwähnt ihrer zwei: erstens einen Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde und welchen der Vater in gutem Stande zu erhalten sich bemühte, obwohl das Grundstück verpachtet war. (Vgl. Werke, Ausgabe von 1840, Bd. XX, S. 187). Das zweite war ein Weinberg (besser ein Garten mit Reben- und Spargelpflanzungen) vor dem Friedberger Thor, welchen der Vater in der guten Jahreszeit fast jeden Tag besuchte, wobei die Kinder ihn begleiten durften; dort nahmen sie auch an den Weinlese-Feiertagen mit ihrem Lärm und ihren Feuerwerken Antheil. In diesem Garten wartete der Rath Goethe am 13. April 1759 den Ausgang der Schlacht bei Bergen ab und wagte sich, da er hier Alles einsam und ruhig fand, auf die Bornheimer Haide (XX, 116). Wenn Goethe als Knabe die Rothnagel'sche Wachstuch- und Tapetenfabrik am Eschenheimer Thor besuchte, pflegte er gewöhnlich von da erst hinaus nach dem Baumstück und dann nach dem Weingarten zu gehen. In seiner „Schweizerreise im Jahr 1797“ berichtet er am 9. August (XXVI, 22): „Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thor, auf einer sanften Anhöhe. Das Gut gehörte ehemals der Familie von Riese. Bethmann's haben viel dazu gekauft und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen.“ Das hier erwähnte „Bethmanns Gut“ ist dasselbe, welches jetzt den Namen Grüneburg führt. Der Goethe'sche Garten vor dem Friedbergerthor ist später in den Besitz des Herrn Enders übergegangen und wurde noch lange der Enders'sche Garten genannt; er liegt auf dem Weg von der Friedberger Landstraße nach der Bornheimer Haide und ist seit Kurzem in mehrere Theile parcellirt, deren einer, wenn wir nicht irren, Herrn Dörr, ein anderer Herrn Belschner gehört.

Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthumskunde. Die Zusammenkunft vom 21. Juni wurde in der „Concordia“ zu Bockenheim abgehalten. Professor J. Becker sprach über die Bedeutung der „Phalerä“, eines Ehrenschmuckes, der verdienten römischen Kriegern vom gemeinen Soldaten bis zu einer bestimmten höheren Rangstufe nach Art unserer Orden und Würdezeichen verliehen wurde. Derselbe bestand in mehreren (bis zu neun) Metallschildchen, die theils platt, theils in getriebener Arbeit von schöner Zeichnung künstlich geschmückt vorkommen; sie waren durch Lederwerk verbunden und wurden über die Brust gehängt. Eine Garnitur solcher Phalerä von Silber, welche, in ein Kästchen eingeschlossen, in einem Rheinarme gefunden wurde, veranlaßte zunächst die Behandlung dieser Frage; Vergleichungspunkte boten ein zu Bonn aufbewahrter Grabstein, der einen römischen Offizier, Cälius, der im Krieg gegen Varus fiel, in der angegebenen Weise decorirt, darstellt, sowie ein ähnliches Denkmal in Verona. — Herr Dr. Heyden gab eine Geschichte der Familie Günderrode, die er von ihrem Ursprung bis auf die Eltern des jetzt regierenden älteren Herrn Bürgermeisters fortführte.

Neuentdecktes Gemälde. In der Sakristei unseres Domes, gerade über der Eingangsthür, ist neuerdings bei Abnahme des alten Verputzes ein werthvolles Wandgemälde entdeckt worden, eine Kreuzigung Christi, nebst den Figuren des Johannes und der Maria (letztere besonders schön gemalt). Das Bild gehört allem Anschein nach dem fünfzehnten Jahrhundert und der Kölnischen Schule an. Es ist zwar alles Ernstes versichert worden, es sei Gefahr vorhanden, daß uns dieser Fund vermittelst abermaligen Ueberstreichens wieder entzogen werde; doch vertrauen wir fest darauf, daß die betreffende Behörde das Nöthige thun wird, um die Verübung eines solchen Vandalismus zu hindern.

Theater zu Frankfurt am Main.

Dienstag, 25. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nro. 197.) **Die Räuber.** Trauerspiel in 5 Akten von Schiller. Carl: Herr Hallenstein vom Königlichen Landestheater zu Prag. Franz: Herr Ellmenreich vom Hoftheater zu Schwerin. Amalie: Fräulein Knauff vom Stadttheater zu Königsberg als Gäste.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."

Nr. 71. Mittwoch, 26. Juni 1861.

Herr von Reineck.

Goethe gedenkt im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung" als eines Mannes, welcher einen bedeutenden Einfluß auf seine Jugend ausgeübt, des Herrn von Reineck. Indem wir uns enthalten, die Stelle hier wieder abzudrucken, vielmehr den freundlichen Leser bitten, sie selbst in seiner Ausgabe von Goethe's Werken aufzuschlagen (z. B. in der neuesten Ausgabe in sechs Bänden IV, 49), ist es unsre Absicht nur, einige genealogische Berichtigungen und geschichtliche Erläuterungen dazu beizubringen und insbesondere auf die Streiflichter hinzudeuten, welche dieser Handel auf die Stellung der Reichsstände zu einander in dem vielgepriesenen römischen Reiche deutscher Nation fallen läßt.

Was Goethe über die Reineck'sche Familie sagt, ist mehrfach irrig. Daß Reineck aus einem altadeligen Hause gewesen sei, ist nur in sofern richtig, als die aus Volkmarsen in Kurhessen stammende Familie von Adel gewesen sein und 1622 bei der Zerstörung der genannten Stadt ihre Besitzungen und Familienurkunden verloren haben soll. Der hier Gemeinte aber, Friedrich Ludwig, geb. 1707, war gleich seinem Vater, Conrad Valentin (1657—1721), Weinhändler und wurde erst 1729 geadelt, als er sich mit Maria Juliane von Damm verheirathete. Er wurde später Hofrath und k. polnischer und kursächsischer Geheimer Kriegsrath. Nach dem 1735 erfolgten Tode seiner Gattin vermählte er sich 1741 zum zweitenmale mit Susanna Gertrude von Stockum, 1715—1759. F. L. von Reineck starb 1775 und hinterließ aus jeder seiner Ehen einen Sohn und eine Tochter. Es ist also nicht richtig, daß seine „einzige" Tochter, wie Goethe sagt, durch den „Hausfreund" entführt wurde. Diese Tochter war Maria Salome, 1735—1803, ihr Gatte der hiesige Major Alexander Klenck, † 1768. Die Tochter derselben, Christine Margaretha, geb. 1760, verheirathete sich 1779 mit Joh. Max Baur von Eyssenect, † 1822, deren noch lebender Sohn Adalbert, österreichischer Feldmarschallleutnant, 1785 geboren ist.

Die Tochter F. L. von Reineck's aus zweiter Ehe, Charlotte Sophie, geb. 1747, heirathete 1776 den Freiherrn Gustav von Zillnhardt, königl. französischen Hauptmann des Regiments Zweibrücken. Der Sohn erster Ehe, August Christian Ludwig Conrad von Reineck, 1733—1789, waldeckischer Geheimerath und Hofrichter, setzte die Familie in Waldeck fort; mit dem Sohn zweiter Ehe („der jüngere Sohn" bei Goethe) Adalbert, geb. 1749, welcher 1822 unverheirathet starb, ist die Familie in Frankfurt erloschen und das Reineck'sche Haus, Haasengasse 6, an die Stadt gefallen. Früher zu verschiedenen städtischen Zwecken (Lederhalle, Vergantungszimmer, Gewerbeausstellung 2c.) benutzt, dient es seit 1848 als Caserne der Bundesbesatzung.

Wenn Goethe sagt: „Reineck verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Prozesse", so ist dies dahin zu erläutern, daß er von dem Reichshofrath nichts

weniger als die Hinrichtung Klenck's wegen Entführung nach der C. C. Carolina verlangte, obgleich Klenck die Tochter nicht entführt hatte. Dieselbe war nämlich, da sie ihr Vater zur Ehe mit dem Schweizer Enderli von Monschwyg (Montjuich?), Hauptmann eines Graubnünder Regiments in holländischen Diensten, zwingen wollte 1753, mit ihrer Amme in das hessen-darmstädtische Rüsselsheim entflohen. In der Diefenbach'schen Sammlung von Francofurtensien auf der hiesigen Stadtbibliothek finden sich die darauf bezüglichen Schriften, welche manchen interessanten Zug zur Culturgeschichte jener Zeit liefern. Der Titel der ersten Schrift lautet: „Actenmäßiges Factum. Die von ihrem Vater durch unerhörte Grausamkeit zur Flucht genöthigte Reineck'sche Tochter, Maria Salome von Reineck von Frankfurt und den deßwegen einer verpönten Entführung beschuldigten und seit sechs Monaten im harten Arrest gehaltenen Capitaine vom Krayß Alexander Klenck betreffend." Folio.

Im Jahr 1755 erschien angeblich zu Erlangen eine Schrift von 80 Seiten unter dem Titel: „Die selbst gewehlte Eheverbindung oder wahrhafte Geschichte der Fräulein von R*", mit dem Motto aus Albr. Haller:

Die Nachwelt lobt nicht stets das Gute,
Sie schreibt die Zagheit bei dem Muthe,
Die Tugend bei den Lastern ein.

In der kaiserl. Reichspostzeitung vom 21. April 1755 wurde das Schriftchen als eine lesenswürdige und wohlgeschriebene Geschichte bezeichnet, eine gleichzetige handschriftliche Notiz will es aber nur als einen „schlechten Extractum actorum" gelten lassen. Jedenfalls erleichtert das Schriftchen die Kenntniß dieser Angelegenheit ungemein, indem es das Studium der weitläufigen Deductionen erspart. Wir heben nur die Punkte hervor, wo diese Liebesgeschichte zu internationalen Verhandlungen führte. Klenck wird, obgleich in Frankfurtischen Diensten, zugleich als hessischer Offizier bezeichnet, was sich wohl auf seine Angehörigkeit zu einer Compagnie des oberrheinischen Kreisregiments bezieht, an welchem auch Hessen-Darmstadt, die nassauischen Fürsten rc. Antheil hatten. „Es ward", so berichtet die Druckschrift, „der Herr von Reineck am 15. Februar 1753 durch den Brigadier von R. und den Dr. H. im Namen des Fürsten um seine Tochter für den Hauptmann Klenck förmlich angesprochen. — Sie führten ihm ferner zu Gemüthe, daß er auf den Fall, daß er eine abschlägliche Antwort ertheilte, sich die fürstliche Ungnade ohnfehlbar zuziehen würde, und daß solche sich auch auf das dem Fürsten von dem Herrn von Reineck vorgeschossene Capital erstrecken könnte." Als die Fräulein nun in der Nacht vom ersten auf den zweiten Juni 1753 aus dem väterlichen Hause nach dem nahen Darmstädter Hof, und von da in einem herrschaftlichen Wagen nach Rüsselsheim entflohen war, eilte der Vater, nachdem er den Aufenthalt der Tochter erfahren, mit seinem Consulenten nach Rüsselsheim, wo der landgräfliche Amtmann ihm wie seinem Consulenten den Zutritt zur Tochter verweigerte. Glücklicher war einige Tage später der Reineck'sche Beichtvater in sofern, als er wenigstens zur Fräulein gelassen wurde, aber sein Zureden, sie möge nach Frankfurt zurückkehren und bis zu erfolgter Aussöhnung in seinem, des Geistlichen Hause sich aufhalten, blieb ohne Erfolg. Vielmehr erklärte sie, dem fürstlichen Schutz ferner vertrauen zu wollen, und dieser Schutz wurde der minderjährigen (17jährigen) Tochter in einer Weise zu Theil, welche mit unseren Rechtsbegriffen schwer zu vereinbaren ist. Als des Vaters directe Schritte in Darmstadt vergeblich geblieben waren, wandte er sich an den Rath, welcher in amtlicher Weise die Auslieferung der Tochter verlangte, mit der beruhigenden Zu-

sicherung: „Daß, wenn die Tochter über ein hartes Bezeigen des Vaters gegründete Klagen führen könne, er als dessen ordentliche Obrigkeit das Nöthige zu verfügen nicht ermangeln würde." Die fürstliche Antwort (von Ludwig VIII., 1739—68) blieb nicht lange aus, und enthielt kürzlich Folgendes: „Er habe die Entwichene in seinen Schutz, um welchen der Hauptmann Klenck für sie angehalten, genommen, und werde sie auch so lange darin behalten, bis der väterliche Zorn und Unwillen sich geleget hätte. Er habe einem seiner Generale aufgetragen in seinem Namen die Anwerbung für den Hauptmann K. bei dem Vater zu thun, letzterer aber habe, statt einer willfährigen Antwort, solche mit ungeziemenden Reden und Ausdrücken abgewiesen."

Zur Erläuterung dieses Schlusses bemerkt die Schrift: „Seine Feinde gaben vor, er habe nicht einmal bei Nennung des fürstlichen Namens die aufhabende Mütze abgenommen, er (Hr. v. Reineck) aber versichert, daß er beim Empfang der Anwerber völlig angekleidet gewesen, ja, er hat, um diesen Vorwurf abzulehnen, sogar Zeugen, welche ihn um dieselbe Zeit angekleidet gesehen, abhören lassen." Auf ein wiederholtes Schreiben des Rathes erfolgte von dem Landgrafen die freund-nachbarliche Antwort: „Daß Hochdieselben mit dieser Sache ferner nichts zu thun haben wollten, und daher deshalb nicht weiter schreiben lassen würden, daß folglich man ab Seiten des Rathes nichts weiter an Dieselben gelangen lassen möchte, indem kein Schreiben, was diese Sache betreffe, ferner angenommen und eröffnet werden solle."

Ein Glück, daß damals wenigstens der Kaiser über solch landgräflichem Gutfinden stand! Also der vielgeplagte Kaiser mußte auf Bitten des Vaters auch dieser Sache sich annehmen. Am 13. August 1753 erging ein kaiserlicher Befehl an den Landgrafen: „Daß derselbe die Fräulein bei zwanzig Mark löthigen Goldes Strafe ihrem Vater ausliefern solle," aber dieselbe war bei Ankunft dieses Befehls nicht mehr im Lande; sie war nach der kaiserlichen Freistätte und gräflichen Residenz Pappenheim entflohen, und es bedurfte neuer, bis zu Ende des Jahres fortgesetzter Nachforschungen, um ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren, und ein abermal'ger geschärfter kaiserlicher Befehl, vom 10. Januar 1754, verlangte ihre Auslieferung bei obiger Strafe und machte den Reichsgrafen von Pappenheim zugleich verantwortlich, sie nicht wieder in ein anderes Gebiet entweichen zu lassen. In diesem Stadium des langwierigen und verwickelten Rechtshandels schließt das Schriftchen ab, und wir meinen, auch das bisher Erzählte genüge, sich einen Begriff von dem Rechtszustand in Deutschland vor hundert Jahren zu bilden und es erklärlich zu finden, daß Reineck, wie Goethe erzählt, gegen die Qualen eines rauchenden Ofens vollkommen gleichgültig geworden war.

—ck—

Axel Fersen.

Historische Novelle.

II.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun einen Zeitraum von mehreren Monaten übergehen, der, während der Kampf im Süden geführt wurde, die Franzosen noch immer unthätig ließ, wenigstens nur einzelne Abtheilungen von ihnen beschäftigt.e So ging

ein Geschwader mit Landungstruppen ab, um den Einfall des früheren amerikanischen Generals und Verräthers Arnold in Virginien zu strafen, wurde aber von der englischen Flotte eingeholt und nach ernstem Gefechte zur Rückkehr gezwungen. Erst als die Nachricht eintraf, daß man die französische westindische Flotte unter dem Grafen de Grasse in allernächster Zeit erwarten dürfe, beschlossen Washington und Rochambeau einen vereinigten Angriff auf Newyork; derselbe sollte durch einen Ueberfall der englischen Verschanzungen auf dem Nordende der Newyorkinsel und gleichzeitige Vernichtung eines besonderen Corps in Morrisonia eingeleitet werden.

Dieses Corps, das sich aus dem Königthum ergebenen Amerikanern, den sogenannten Torys oder Loyalisten, zusammensetzte, die von den Republikanern gewöhnlich spöttischerweise „Kuhjungen" genannt wurden, weil sie der englischen Armee unter andern wichtigen Dienstleistungen auch Schlachtvieh zuzubringen pflegten, wurde von einem sehr tüchtigen Offizier, dem Obersten Delancey, befehligt und that durch seine Streifereien den Verbündeten großen Abbruch. Der Herzog von Lauzun mit seinen sechshundert Lanciers und Husaren, von einer Abtheilung amerikanischer Miliz unterstützt, sollte es am 3. Juni angreifen und zerstreuen, während gleichzeitig ein Angriff auf die vorerwähnten Verschanzungen auf der Newyorkinsel stattfände. Aber es sollte nicht zur Ausführung dieses Planes kommen, dem Biron und Fersen mit sehnsüchtiger Ungeduld entgegensahen; die Engländer waren zu sehr auf ihrer Huth, und das Lauzun'sche Corps hatte Schwierigkeiten des Marsches zu überwinden, die den beabsichtigten Ueberfall vereitelten. Einige Tage darauf vereinigten sich die verbündeten Armeen am östlichen Ufer und bezogen hier wieder ein Lager; Washington hatte indessen seinen Plan nicht aufgegeben, sondern nur verschoben.

Endlich schien es, als solle die Zeit der erzwungenen Unthätigkeit ein Ende nehmen, denn am 21. Juli Abends brach die ganze Armee unter Washingtons Oberleitung auf und näherte sich in einem starken Nachtmarsche der Newyorksinsel. Lauzuns Reiterei war der alte Auftrag zu Theil geworden, nach Morrisonia hin die Gegend zu durchstreifen und die „Kuhjungen" Delancey's zu überfallen, die besonders in letzter Zeit die Besitzungen der Patrioten arg verheert hatten.

Es war eine herrliche Nacht, als die einzelnen Corps sich so geheimnißvoll ihrem Ziele entgegenbewegten, und die Spannung, ob es gelingen werde, den Feind zu überraschen, ließ alle Herzen lauter klopfen. Der Herzog und Fersen ritten nebeneinander und unterhielten sich nur im Flüsterton; beide waren ungewöhnlich heiter, da ihre lebhaften Wünsche endlich einmal auf Befriedigung zu rechnen hatten, und da sie das ächt kriegerische Schauspiel, das die hin- und herstreifenden Reiterschaaren in der Dunkelheit abgaben, begeisterte.

Durch Kundschafter des republikanisch gesinnten Landvolkes hatte der Herzog bereits erfahren, in welcher Gegend er den gesuchten Feind zu treffen Hoffnung habe; es waren dies meist kleine offene Ortschaften und Farmen und die Ueberraschung also sehr leicht, wenn die Kuhjungen nicht zu früh alarmirt wurden. Man befand sich bereits den bezeichneten Orten nahe, als die Stille der Nacht durch ein Paar Pistolenschüsse unterbrochen wurde; — man war also auf den Feind gestoßen, der mehr Vorsichtsmaßregeln, als man gehofft, beobachtet haben mußte. Bei diesem Signale stürzten sich die Reiterabtheilungen, die bereits im Voraus ihre Befehle empfangen hatten, so schnell als möglich auf die ihnen bezeichneten Punkte.

Fast ohne ein Wort trennten sich auch Biron und Fersen, denn Letzterer hatte für diese Nacht das Kommando der herzoglichen Husaren übernommen. Fersens

Ziel war eine sehr ausgedehnte Farm, in der, wie man erfahren hatte, Delancey mit seinen besten Reitern sein Quartier genommen haben sollte.

Geräuschvolles Leben war plötzlich in die ganze Umgegend gekommen; man vernahm den raschen Hufschlag der Pferde, das Geknatter von Pistolen- und Büchsenfeuer, hin und wider lauten Kampfesruf, Alles natürlich in einer bunten Verwirrung, wie sie ein solcher nächtlicher Ueberfall immer herbeizuführen pflegt.

Fersens Reiter, er selbst an ihrer Spitze, brausten in die Ansiedlung hinein und zerstreuten sich sofort in kleine Trupps, um den Feind zu suchen. Nach wenigen Augenblicken sah er sich in der nächtlichen Verwirrung allein gelassen, sprengte aber nichtsdestoweniger auf das Hauptgebäude der Besitzung zu, in dem sich der feindliche Führer am ehesten vermuthen ließ.

Der plötzliche Ueberfall mußte an diesem Orte das Delancey'sche Corps in eine solche Bestürzung versetzt haben, daß es nicht an Widerstand dachte, sondern spornstreichs die Flucht ergriffen hatte. Nur selten tauchte einer der ledernen Helme mit langem Roßschweife, wie sie die Kuhjungen trugen, auf und sank meistentheils bald unter den Streichen der kampflustigen französischen Husaren. Fersen hatte eben die Eingangspforte zu dem Hofe des Wohnhauses erreicht, ohne an einen anderen Zweck als die Gefangennahme Delancey's zu denken, als ihm ein Reiter in vollem Laufe seines Pferdes entgegenkam; beide erblickten sich in der Dunkelheit erst, als sie schon ganz nahe bei einander waren, dieser flüchtige Blick ließ aber Fersen einen Mann in Civilkleidung erkennen, der ohne Zweifel nicht der Gesuchte war. Er gedachte ihn deshalb an sich vorüberzulassen, in demselben Augenblicke blitzte aber schon ein Feuerstrahl auf, und die aus einer Pistole abgeschossene Kugel streifte pfeifend dicht an des Grafen Ohr vorüber.

Erzürnt riß dieser sein Pferd herum, und einen Moment später kreuzten sich die Klingen Beider, denn auch der Andere war bewaffnet und, wie sich bald erwies, führte er den Degen mit großer Geschicklichkeit. Fersen konnte seinen Gegner in der Dunkelheit nicht deutlich erkennen; er unterschied nur eine Gestalt, die der seinigen an Größe und Stärke wenig nachgab, und vernahm hin und wieder einen Fluch in englischer Sprache. Er selbst war ein so gewandter Fechter und Reiter, daß ihm selten ein Anderer darin lange die Wage zu halten vermochte, dieses Mal schien er aber einen würdigen Nebenbuhler gefunden zu haben, und der Erfolg schwankte lange hin und her.

(Fortsetzung folgt.)

Englischer Humor auf Grabsteinen.

In England hat man neuerdings mit größerem Eifer als zuvor diejenigen Aeußerungen des Volksgeistes, die bisher oft unbeachtet blieben, für gebildete Leser zusammenzustellen begonnen. Sprichwörter und Inschriften, Berichte über Volksgebräuche, etymologische Namendeutungen werden aufgezeichnet und mehrere der Sammler nehmen dabei auf den Vorgang der deutschen Wissenschaften ausdrücklich Bezug.

Das Neueste in dieser Art ist ein unterhaltendes Büchlein „Gleanings in Graveyards" (Aehrenlese von Kirchhöfen) von Horatio Edward Norfolk. Daß die Dorfkirchhöfe in England durch ihre offene Lage, meist auf sanften Anhöhen, und ihren landschaftlichen Reiz anziehend und freundlich wirken, ist bekannt. Hier erfahren wir, daß ihre Inschriften, aller Frömmigkeit unbeschadet, vielfach von dem

originellen Humor zeugen, der sich auch auf deutschen Grabstätten oft kundgibt und der wohl als germanische Stammes-Eigenthümlichkeit gerühmt werden darf. Einige Proben werden nicht unwillkommen sein.

Zu Swaffham in Norfolkshire liest man auf dem Grab eines Attorney die Aufschrift:

Hier ruht — o Leser, hör' es gläubig an! - -
Ein Advokat, und doch ein Ehrenmann.
Weit öffnen soll man ihm des Himmels Thor
Und dann es schließen rasch für der Collegen Chor.

Ein bekannter Geizhals erhält den Nachruf:

Here lies old Father Gripe, who never cried „Jam satis":
'Twould wake him, did he know, you read his tombstone gratis.

Schwerlich kannte der Verfasser das Epigramm unseres Opitz, das übrigens selbst auf einem älteren Motiv beruht:

Hier ruhet Sylvius, der Nichts umsonst gethan;
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst hier lesen kann.

Einen drolligen Uebergang in's Närrische macht die Inschrift auf einen Mann, der Pryme hieß und seinen Tod durch eine Kanone fand; der Dichter weiß die Schwierigkeit, daß Pryme und Kanone nicht reimen wollen, glücklich zu umgehen:

Here lies Richard Dunn,
Who was killed by a gun.
His name was Pryme,
But that wouldn't rhyme.

Hier ruht Richard Don',
Getödtet durch eine Kanon'.
Er hieß eigentlich Preim,
Doch gäb' das keinen Reim.

In Woolwich starb vor einigen Jahren ein Einwohner, der seine Grabschrift selbst im Testament angab; er wählte dazu einen bekannten Vers, dessen Grundgedanken man schon den alten Aegyptern zuschreibt:

Youthful reader, passing by:
As you are now, so once was I;
As I am now, so you must be,
Therefore prepare to follow me.

Junger Mann, der dies wird lesen:
Was du bist, bin ich gewesen;
Was ich bin, wirst du zur Zeit;
Drum zu folgen sei bereit.

Seine Wittwe war genöthigt, der Verfügung nachzukommen; doch setzte sie folgende zwei Zeilen von ihrer eigenen Erfindung hinzu:

To follow you I am not content,
Until I know, which way you went.

Zu folgen trag' ich kein Verlangen,
Bevor ich weiß, wohin du gangen.

Bis in den weltberühmten Poetenwinkel der Westminster-Abtei erstreckt sich die ironische Auffassung des Lebens und Sterbens, wie denn der berühmte Fabeldichter Gay für seine dort befindliche Ruhestätte den Vers abgefaßt hat:

Ein Possenspiel ist menschlich Thun.
Ich dacht' es stets; ich weiß es nun.

Es wäre interessant und belehrend, solchen humoristischen Inschriften diejenigen gegenüberzustellen, die einen tiefen, düsteren Lebensernst aussprechen und die man in England, besonders auf den Gräbern jung Verstorbener aus dem vorigen Jahrhundert, nicht minder häufig findet. Sie bezeugen, daß der Humor auch hier die Kehrseite der tragischen Weltansicht ausdrückt, der lustigen Person gleich, die, sobald das Mysterium ausgespielt hat, ja mitunter noch während es im Gang ist, ihre Schellenkappe schüttelt.

Das Rettungshaus des Pestalozzi-Vereins in Nieder-Erlenbach.

Fräulein A. B. Schuboth, am 14. Dezember 1856 verstorben, hinterließ dem Pestalozzi-Verein laut Testament und dem § 3 der Statuten des Vereins entsprechend eine Summe von beiläufig 37,000 fl., mit der Auflage ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder im Frankfurter Gebiete zu errichten. Aus vielen Gründen bot sich die Gemeinde Nieder-Erlenbach als die geeignetste dar, die Anstalt dahin zu verlegen; wir entnehmen den Jahresberichten namentlich den einen Grund, die Kinder, soweit als unser kleines Gebiet es gestattet, von den meist nur einen schlimmen Einfluß auf sie übenden Eltern zu entfernen, und den anderen, daß diese Gemeinde die größte Feldgemarkung unter den Frankfurter Ortschaften hat, es aber wichtig ist, die Kinder mit Feld- und Gartenarbeit zu beschäftigen. Bei der überaus großen Zersplitterung des Bodens (Nieder-Erlenbach zählt 4336 Morgen in fast 4000 Parzellen) war die Erwerbung eines geeigneten irgend zusammenliegenden Grundstücks sehr erschwert. Die Pflegämter des Hospitals zum heiligen Geist, des allgemeinen Almosenkastens und des Catharinenklosters kamen jedoch den Wünschen des Vorstandes des Pestalozzi-Vereins in der anerkennenswerthesten Weise entgegen und verkauften demselben den gewünschten Grund im Umfang von 25 Morgen, obgleich sie im Allgemeinen an dem Grundsatz sehr festhalten, von ihrem Grundbesitz nichts herzugeben, denselben vielmehr wo möglich zu vergrößern. Unsere obersten Staatsbehörden überließen dem zu errichtenden Rettungshaus unentgeltlich 6 Morgen; Herr Dr. von Lersner willigte bereitwilligst in einen Tausch, und so kam denn allmälig ein ziemlich abgerundetes Grundstück von ungefähr 31 Morgen zusammen. Es liegt etwa zehn Minuten südöstlich von Nieder-Erlenbach, nahe an dem Tiefgrund (Diebsgrund) an dem Weg nach Kloppenheim auf einer leichten Anhöhe, von welcher aus sich eine sehr schöne Rundsicht bietet.

Einige kleine Schwierigkeiten sind noch zu beseitigen und der Vorstand wird bald den Bau beginnen können, der zunächst zur Aufnahme von etwa 12 protestantischen Knaben bestimmt ist. Nicht die schlimmste dieser Schwierigkeiten ist eine Eingabe an hohen Senat, worin derselbe ersucht wird, die Erlaubniß zur Errichtung dieser Anstalt nicht zu geben, indem sonst Ratten, Mäuse, Spatzen und sonstiges Ungeziefer zum Nachtheile der umliegenden Aecker herbeigezogen wür-

den und die Gegend überhaupt durch die Insassen des Hauses so wie durch die Besucher desselben unsicher gemacht würde.

Wie wir hören, ist der Vorstand bereits mit den Bauplänen für das kleine Haus beschäftigt, und wir wollen hoffen, daß Frankfurt nächstes Jahr diese Zweiganstalt des so segensreich wirkenden Pestalozzi-Vereins in gedeihlicher Wirksamkeit sehen wird.

Notizen.

Erinnerung an Dr. A. Bercht. — Die Allgemeine Zeitung bringt einen Bericht über das schöne Fest, welches am 18. Juni, dem Jahrestag von Waterloo, zum Besten alter hülfsbedürftiger Krieger im zoologischen Garten zu Köln stattfand. Der Bericht schließt mit folgendem Citat: „Von einem Gedicht, welches ein Veteran gedichtet hat, möge hier noch die letzte Strophe ihren Platz finden:

In jener Nacht
Da du
Erbfeind der Ruh
Zum letztenmal vor uns geflohn,
Napoleon!
Da stürzt' in lodernden Flammen
Dein goldener Thron zusammen.
Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutsche Volk hat es wohl gemacht."

Der Veteran, welcher diesen schönen Trinkspruch zu einer ähnlichen Feier im Jahr 1838 verfaßt hat, ist der vor einigen Wochen in Darmstadt verstorbene Professor **Bercht**, der die Freiheitskriege als Freiwilliger mitgemacht hat. Seine Gemahlin stand lange Jahre hindurch hier in Frankfurt einer blühenden weiblichen Erziehungsanstalt (der jetzigen Schierenberg'schen) vor; er selbst war im Verein mit Schlosser (in Heidelberg) von 1830—35 Herausgeber der werthvollen Zeitschrift: „Archiv für Geschichte und Literatur."

Endlich ein vernünftiges Wort aus England über die Macdonald-Sache. Das Londoner „Athenäum" sagt in seiner Nummer vom 22. Juni: „Diese Angelegenheit vom Rhein war vom Anfang bis zu Ende ein Sturm in einem Theekessel. Wir haben zu viel Wesen daraus gemacht. Jenes System, britische Privatpersonen zu ermuthigen, daß sie durch die Welt gehn und schreien: Civis Romanus sum (ich bin ein römischer Bürger), als wäre Jeder von ihnen Cäsar selbst und stünde über den Gesetzen und Verpflichtungen, dient nur dazu uns in Europa lächerlich zu machen. Die ungemein starken Interessen, welche England an Preußen binden, Interessen der Abstammung, der Bildung, der Religion und Politik, des Handels und der Familie, sind zu ernst um wegen eines Nichts wie die Eisenbahngeschichte von Bonn auch nur irgend in Frage gestellt zu werden." — Das civis Romanus ist ein Lieblingscitat Lord Palmerstons.

Gelinder Wahnsinn. In der Oberhaussitzung des ungarischen Landtages vom 19. Juni kam Graf **Karl Zay** auf eine früher von ihm gethane Aeußerung zurück: „er wolle lieber als Ungar in die Hölle gehen denn als Deutscher in den Himmel." Er fand sich jedoch veranlaßt, diesen salomonischen Ausspruch dahin zu modificiren: „Er möchte doch nicht zur Hölle fahren, weil er dort deutschen Ministern begegnen könnte."

Theater zu Frankfurt am Main.

Mittwoch, 26. Juni. Heute bleibt das Theater geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit.“

№ 72. Donnerstag, 27. Juni 1861.

Museums-Gesellschaft.

⚹ Wir finden in den öffentlichen Blättern eine Einladung zur Generalversammlung der Museumsgesellschaft auf Freitag den 28. Juni. Es ist dies eine ungewöhnliche Jahreszeit für diese Generalversammlung, die bisher gewöhnlich erst später im Herbst abgehalten zu werden pflegte und somit daran erinnerte, daß der Winter wieder nahe vor der Thüre und es mithin Zeit sei, auch für die Wintervergnügungen zu sorgen. Dem Vernehmen nach hängt dieses frühere Abhalten der Generalversammlung der Museumsgesellschaft damit zusammen, daß man dieser Gesellschaft, die schon bisher durch ihre Concerte eine wohlverdiente Theilnahme in unserer Bürgerschaft sich erworben hat, für die Zukunft eine in mancher Beziehung geänderte und mehr gesicherte Gestalt zu geben beabsichtigt.

Bekanntlich wurde die Museumsgesellschaft unter der großherzoglichen Regierung im Jahre 1808 von Freunden der Wissenschaft und der Kunst gegründet, die sich in derselben durch gegenseitige Leistungen zu fördern und zu erheitern bemüht waren, und für eine lange Reihe von Jahren hielten sich allgemein wissenschaftliche Vorträge, musikalische Leistungen und die genußreiche Betrachtung der ausgestellten Kunstgegenstände in ihren Versammlungen so ziemlich das Gleichgewicht, denn durch die Freigebigkeit des damaligen Großherzogs sowohl, wie durch die Gunst begüterter Mitbürger war die Gesellschaft in den Besitz werthvoller Gemälde sowie einer reichen Sammlung von Kupferstichen gelangt, und auch fremde, hier nur durchgehende Kunstwerke kamen, da zu dieser Zeit noch weder Städelsches Kunstinstitut noch Kunstverein hier bestand, vorzugsweise in den alle 14 Tage stattfindenden Versammlungen der Museumsgesellschaft zur Ausstellung. Seitdem haben sich freilich die Zeiten und mit ihnen alle Verhältnisse gewaltig verändert. Wer wollte sich wundern, daß allmälig auch die Museumsgesellschaft zu etwas ganz anderem geworden ist, als wozu sie ursprünglich gestiftet wurde. Zunächst waren es die bildenden Künste, auf die man verzichten mußte, aber auch um so eher verzichten konnte, da dieselben unterdeß in dem Städelschen Institute und später in dem Kunstverein eine viel genügendere Stätte gefunden hatten. Nach dem Verluste der ursprünglichen, für die Gesellschaft dauernd gemietheten Lokalität im Englischen Hofe, in der auch die Gemälde ihre feste Stelle gefunden hatten, sah man sich veranlaßt, diese Gemälde einstweilen dem Städelschen Institute, dessen Säle damals noch nichts weniger als überfüllt waren, zur Aufbewahrung und Ausstellung zu übergeben, während die Ausstellung von Kupferstichen aus der Sammlung der Gesellschaft noch eine längere Reihe von Jahren an den regelmäßigen Museumsabenden, erst im Rothen Hause, dann in dem Weidenbuschsaale fortdauerten. Aber auch dies hörte auf. Die Kunstsammlungen wurden der Gesellschaft zur wirklichen Last, indem ihre Aufbewahrung und Instandhaltung mit Schwierigkeiten verbunden waren, die zu dem, was durch sie in der Gesellschaft

bezweckt und erreicht wurde, nicht mehr im Verhältniß standen, und so zog man es vor, die Gemälde sowohl wie die Kupferstichsammlung, die der Hauptsache nach aus einem Vermächtniß des Senators Brönner stammten, der Stadt zum Geschenk zu machen, unter der Bedingung, daß dieselben in geeigneter Weise der Bürgerschaft zugänglich gemacht würden. Seitdem werden dieselben auf der Stadtbibliothek sorgfältig aufbewahrt.

Aber auch die wissenschaftlichen und literarischen Vorträge traten an den Museumsabenden allmälig mehr und mehr zurück gegenüber den Musikaufführungen, und auch dies war eine nothwendige Folge der Verhältnisse und der weiteren Entwicklung der Gesellschaft selbst. In dem Grade in dem die Zahl der nur passiven Mitglieder die der aktiven überstieg, die Menge des nur zuhörenden Publikums zunahm, konnte auch die Unbefangenheit, mit der die früheren den wissenschaftlichen Kreisen angehörenden Mitglieder, sich und Andern die Ergebnisse ihres Nachdenkens mitgetheilt hatten, nicht mehr dieselbe bleiben. Die Zahl derer, die zu solchen Vorträgen sich früher stets bereit gefunden hatten, wurde immer kleiner, und die wissenschaftlichen und literarischen Vorträge wurden mehr und mehr bestellte und honorirte Leistungen, wie die anderer Künstler, und verloren somit nicht nur ganz und gar ihren ursprünglichen Charakter, sondern verfielen auch nur zu leicht wie diese einer Kritik, für die sie nicht bestimmt sein konnten. Es kam aber noch ein anderes hinzu. Auch mit den gelungensten Productionen am Klavier und mit einfachem Gesang konnten dergleichen Vorträge sich recht gut vertragen. Sobald man aber einmal das ganze Orchester zu musikalischen Aufführungen herbeigezogen hatte, und vollends als dies zur Regel für die Museumsabende wurde, mußte das Mißverhältniß immer stärker hervortreten. Die Museumsabende wurden mehr und mehr eigentliche Concerte, und, wie die musikalische Bildung in unserer Stadt fortschritt und die Ansprüche sich immer steigerten, sogar Concerte, in denen man nur das Höchste und Beste, sowohl in Orchesteraufführungen wie im Solospiel und Gesang zu hören verlangte und zu bieten sich bestrebte. Demungeachtet mochte man auch um diese Zeit auf die wissenschaftlichen Vorträge nicht ganz verzichten, — so mächtig war das Festhalten an dem seit langen Jahren Ueberlieferten — und noch manchen Winter hindurch haben wir regelmäßig zwischen einer mächtigen Symphonie, die das Concert eröffnete, und irgend einer großen Concert- oder Opernarie einem wissenschaftlichen Vortrage zugehört, von dem man in der Regel sagen mußte, daß er um so weniger dahin gehörte, je gediegener er war. Endlich hat denn auch hier die Nothwendigkeit gesiegt; die Vorträge sind weggeblieben und die Museumsabende sind ausschließliche Concerte geworden.

Man darf jedoch nicht verkennen, daß die Zähigkeit, mit denen man auch unter ganz veränderten Verhältnissen an diesen Vorträgen festgehalten hat, sowie andererseits die Theilnahme, der dieselben sich immerhin bei einem Theil der die Museumsconcerte Besuchenden zu erfreuen hatten, den Beweis dafür liefern, daß auch für solche allgemeinwissenschaftliche Vorträge über ganz vereinzelte Gegenstände eine entschiedene Empfänglichkeit unter uns vorhanden ist, daß dieselben wohl gar einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen würden. Solche Vorträge sind bekanntlich an vielen andern Orten, nicht nur in Berlin und München, wo die Vorträge in der Singakademie und im Liebig'schen Laboratorium auch noch auswärts sich einen Namen gemacht haben, ebenso an der Tagesordnung wie Concerte, und gewiß würden dieselben auch bei uns zahlreiche Theilnehmer finden, wenn es gelänge, dafür die rechten Kräfte zu gewinnen und dieselben auf die rechte Weise einzurichten. Es scheint uns deshalb ein glücklicher Gedanke des Museumsvorstandes zu sein, wenn derselbe, wie wir vernehmen, an dem ursprüng-

lichen Zwecke der Museumsgesellschaft so weit als möglich festhaltend, aber doch den veränderten Zeitumständen gebührende Rechnung tragend, in der bevorstehenden Generalversammlung den Vorschlag machen will, für die Zukunft neben den Museumsconcerten und an besonderen Abenden und zu gesondertem Abonnement auch eine Reihe von allgemein wissenschaftlichen Vorträgen zu veranstalten, über deren Einrichtung und Anordnung dann noch das Nähere zu bestimmen bliebe. Aber es soll sich auch noch um eine andere und wesentlichere Aenderung der Museumsgesellschaft handeln. Wie dieselbe sich im Laufe der Jahre gestaltet hatte, besaß dieselbe streng genommen in den letzten Zeiten gar keine Mitglieder mehr, sondern nur Abonnenten für die Concerte, die stets nur für die Zeit ihres Abonnements, das mit jedem Jahr erneuert aber auch aufgegeben werden konnte, berechtigt und verpflichtet waren. Bei der voraussichtlichen Entwicklung aber, die die Museumsconcerte mit der für kommenden Winter in sicherer Aussicht stehenden Benutzung des neuen Saalbaus gewinnen werden, scheint es unerläßlich, der Museumsgesellschaft eine größere Stetigkeit sowohl als auch eine größere Sicherheit in Betreff ihrer Leitung und Verwaltung zu geben, und es soll zu diesem Zwecke beabsichtigt werden, neben den bloßen Abonnenten für die Concerte und für die Vorträge nur diejenigen als eigentliche Mitglieder der Gesellschaft anzusehen und mit den üblichen Rechten solcher zu bekleiden, die sich für eine Reihe von wenigstens drei Jahren zu einem mäßigen Gesellschaftsbeitrag verpflichten, der außer dem Betrag für das Abonnement zu entrichten sein würde. — Auch dies scheint uns eine durch die Verhältnisse geradezu gebotene Maßregel, und wir zweifeln nicht, daß auch ihr die bevorstehende Generalversammlung gern ihre Zustimmung ertheilen wird. Freuen dürfen wir uns aber schon jetzt in der Aussicht, in dem bevorstehenden Winter in den schönen Räumen des neuen Saalbaus nicht nur die Museumsconcerte, und wohl in noch erhöheter Vollendung, wiederkehren zu sehen, sondern auch ein Institut fester und dauernder gegründet zu wissen, das für eine lange Reihe von Jahren für unsere Stadt eine Quelle reinster und edelster Genüsse gewesen ist.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

II.

(Fortsetzung.)

Auf einmal zuckte sein Gegner bemerkbar zusammen und ließ den Degen sinken; es schien, als ob er verwundet sei, und Fersen rief ihm in edelmüthiger Aufwallung zu:

„Ihr seid verwundet, Herr, — ergebt Euch darum dem Grafen Axel Fersen, der Euch ehrenvolle Behandlung zusichert!“

„Dam!“ rief der Andere wüthend, während er den Degen in die linke Hand nahm, — „Quintin Crawford denkt nicht daran, sich wie ein Hund der Gnade der Rebellen zu überliefern!“

Damit stürzte er sich von Neuem auf den Grafen, der, den unerschütterlichen Muth des Verwundeten bewundernd, nur noch daran dachte, seine Streiche zu pariren; andernfalls hätte der Kampf wohl nicht lange mehr unentschieden bleiben können, denn das leise Stöhnen des Engländers verrieth recht gut, daß er sich entkräftet fühle.

Zu seinem Unglücke sprengten jetzt noch von verschiedenen Seiten, so daß er unmöglich sein Heil in der Flucht suchen konnte, französische Husaren herbei. Er mußte seine hoffnungslose Lage begreifen, denn plötzlich senkte er seinen Degen und sagte, ihn Fersen überreichend:

„Wie nanntet Ihr Euren Namen? — Gleichviel aber, Ihr habt wacker genug gefochten und scheint mir ein Ehrenmann zu sein, — ich ergebe mich Euch lieber als diesem rohen Bauernvolke, das sich gegen die Autorität seines rechtmäßigen Königs auflehnt."

Bereits hatten mehrere Reiter die beiden Kämpfer erreicht und machten Anstalten, den Engländer niederzuhauen, aber Fersen rief ihnen drohend zu, von jenem abzulassen.

„Wenn es Euch nun gefällig ist, so sagt mir auch Euern Namen," sagte er, zufrieden lächelnd, als er den ihm gebotenen Degen nahm; — „ich möchte nach Eurer Kampfesweise fast glauben, daß ich es mit dem tapferen Delancey selbst zu thun gehabt hätte."

„Zum Teufel mit Eurem tapferen Delancey!" rief der Engländer heftig; — „er war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten, obgleich ich ihn beschwor, das Haus zu vertheidigen, bis wir Entsatz bekämen. Ich bin Lord Crawford, der in seinem Leben nicht geglaubt hätte, daß eine Handvoll Rebellen oder gar Franzosen seine loyalen Landsleute zum Davonlaufen bringen könnte."

„Sie scheinen die Franzosen gerade nicht zu lieben, mein Lord," sagte Fersen, indem er lachend vom Pferde stieg, — „vielleicht gereicht es Ihnen daher zur Beruhigung, daß ein Schwede die Ehre gehabt hat, Sie zu seinem Gefangenen zu machen; — ich nannte Ihnen schon meinen Namen, Graf Fersen. Nun aber erlauben Sie mir zunächst, wenigstens flüchtig Ihre Armwunde zu verbinden, bis wir ärztliche Hülfe für Sie finden."

„Der schöne Fersen?" fragte der Lord interessirt, während er dem Grafen wirklich seinen Arm, von dem das Blut herabströmte, bot. „Ich freue mich aufrichtig, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, mein Herr, wenn nur die Art und Weise unserer Begegnung nicht so fatal gewesen wäre. Man sprach im vorigen Jahre im Windsorpalaste viel von Ihnen, und einige Narren und Närrinnen kamen auf die Idee mich den schönen Crawford zu nennen."

Der Ton des Lords war trotz des verbissenen Schmerzes und Aergers noch immer drollig genug, so daß Fersen von Neuem laut lachen mußte.

„Und wie kamen Sie hierher, mein Lord?" fragte er noch immer mit dem Verbande beschäftigt. „Ohne Zweifel dürfen wir Sie nicht als Kriegsgefangenen betrachten, da Sie mit Delancey Nichts gemein hatten?"

„Nein, leider bin ich Ihr Gefangener in aller Form," erwiderte Crawford, — „denn ich mag nicht leugnen, daß mich eine bizarre Laune und eine Art von Patriotismus zu dem besonderen Zwecke, für die Rechte Seiner Majestät Königs Georg III. zu fechten, nach den Colonien geführt haben. Mein Debüt ist traurig genug, denn ich habe noch keinen bewaffneten Rebellen gesehn, da ich erst vor zwei Tagen hier eingetroffen bin."

Nach diesem offenen Bekenntniß Eurer Lordschaft muß ich Sie allerdings bitten, mir eine Weile Gesellschaft zu leisten, bis der Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee über Sie bestimmt haben wird," meinte Fersen achselzuckend.

„Machen Sie sich keine großen Umstände mit meiner Bewachung," sagte der Lord leichthin, — „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen nicht entwischen werde, bis Washington es für gut befunden hat, über mich zu bestimmen."

Auf Fersens Befehl riefen die Trompeten jetzt wieder zum Sammeln; die Husaren brachten ein Paar Gefangene, wirkliche Kuhjungen, herbeigeschleppt, und während diese unter angemessener Bewachung langsam nachfolgten und der Lord, der ebenfalls bei letzterer blieb, über ihre Feigheit fluchte und ihnen Vorwürfe machte, setzten Fersen und seine Husaren die Verfolgung des Delancey'schen, in alle Winde zerstreuten Corps fort.

Die Expedition des Herzogs war dieses Mal vollständig gelungen, denn die Kuhjungen, die überall wie in der Farm überrascht wurden, ergriffen die Flucht und retteten sich theils auf die nahen Inseln und auf englische Schiffe, theils wurden sie niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht; die Verfolgung dauerte noch am nächsten Tage fort, und dann vereinigte sich das herzogliche Corps mit der Hauptarmee, die bei Kingsbridge stand und die englische Stellung genau recognoscirte. Am 23. kehrte die Armee, nachdem sie ihren Zweck, den Feind in Schrecken zu setzen, erreicht hatte, wieder in ihr Lager zurück, und eine weitere wichtige Folge dieser Operation war, daß die Engländer einen Theil ihrer Truppen aus Nord-Carolina abrufen mußten, um Newyork zu verstärken.

Lord Crawford, der natürlich seinem Worte getreu keinen Versuch gemacht hatte, sich seiner rücksichtsvollen Bewachung zu entziehen, kehrte mit dem Lauzun'schen Corps ebenfalls nach dem Lager zurück. Als Fersen ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme wiedertraf, fand er in ihm einen ungefähr dreißigjährigen, sehr schönen Mann von edlen aristokratischen Zügen und einem Ausdrucke, der neben der ächt englischen Ruhe und Entschlossenheit auch viel Gutmüthigkeit verrieth; die sonderbare, etwas derbe Weise Crawfords amüsirte sowohl ihn wie Biron, und beide fühlten sich, nachdem sie ihren Gefangenen, der durchaus Gentleman war, wie der Engländer so bezeichnend sagt, näher kennen gelernt hatten, von ihm angezogen. Der Lord ertrug sein Loos, das ihm gewiß nicht angenehm sein konnte, mit bewunderungswürdigem Phlegma und stimmte sogar in die Scherze und das heitere Lachen der Sieger von Herzen ein. Er erzählte, daß er, sehr reich, unverheirathet und durch keine Familienrücksichten gebunden, plötzlich die Neigung empfunden habe, in Amerika für sein Vaterland zu fechten, nicht aber sich ein Offizierspatent der regulären Armee zu kaufen, das ihn in seiner Freiheit beschränkt haben würde. Trotz des Abmahnens seiner Landsleute in Newyork, die für Seiner Herrlichkeit persönliche Sicherheit fürchteten, hatte er sich schon am Tage seines Eintreffens daselbst entschlossen, Delancey aufzusuchen und ihm seine Kräfte zur Disposition zu stellen; er fand den Obersten erst an dem Abende vor dem nächtlichen Ueberfall und wurde von ihm mit Freuden aufgenommen, war aber bisher noch nicht förmlich in das Corps eingestellt worden. Er war nun zwar mit den Waffen in der Hand gefangen worden, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee mußte aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Gefangenschaft eines Mannes von so hohem Stande, durch die er Repressalien üben konnte, Gewicht beilegen, dennoch aber hofften Biron und Fersen, man werde die eigenthümliche Lage des Lords berücksichtigen, zumal er die Uniform noch nicht angelegt hatte; Crawford selbst schien wenig auf besondere Rücksichten der Art zu rechnen, denn, wie sich ergab, machte er sich ganz ungerechtfertigte Vorstellungen von der Zügellosigkeit der Rebellen, wie sie übertriebene und verleumderische Berichte damals in ganz England verbreitet hatten; was die Franzosen anbetraf, so betrachtete er sie als Nationalfeinde seines Volkes.

Seine harten Urtheile milderten sich indessen augenscheinlich durch die chevalereske Behandlung, die ihm der Herzog und Fersen angedeihen ließen, und auch deren Erklärungen über Gründe und Natur der amerikanischen Erhebung schienen

Eindruck auf ihn zu machen, — Letzteres zuzugeben war er aber wohl noch zu stolz.

Sobald sich nach der Ankunft im Lager Gelegenheit dazu fand, begab sich der Herzog zum Grafen Rochambeau und bat ihn um seine Verwendung bei Washington für den gefangenen Lord; sie wurde zugesagt, doch bezweifelte der General, daß der amerikanische Oberbefehlshaber, dem der Wille König Ludwigs ihn selbst untergeordnet hatte, mehr thun könne, als den Engländern Vorschläge zu seiner baldigen Auswechselung zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Reichsstädte.

Die mediatisirten freien Reichsstädte Teutschlands von Dr. Georg Victor Schmid. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1861. (XVI. und 406 S.)

Das frühere Werk des Verfassers „Die secularisirten Bisthümer Teutschlands" ist zwar von der Kritik nicht mit besonderem Lobe aufgenommen worden, er hat sich aber dadurch nicht abhalten lassen, die obengenannte, in derselben Weise gehaltene Arbeit zu liefern. An sich ist nun gewiß der Gedanke, die ehemaligen deutschen Reichsstädte zum Gegenstande einer geschichtlichen Darstellung zu machen, ein glücklicher zu nennen. Diese Städte haben von der Zeit an, da die fränkischen Kaiser in der Treue der Bürger eine kräftige Stütze in ihren Kämpfen fanden, für die Geschichte des deutschen Reichs eine große Bedeutung, bei den Streitigkeiten um das Reich sprachen sie zeitweise ein gewaltiges Wort mit und von welchem Einflusse die Städtebündnisse, der rheinische und schwäbische Städtebund im Süden, die Hansa im Norden gewesen, ist allbekannt. Was im Mittelalter für Handel und Gewerbe, für Kunstfleiß und Wissenschaft geschah, ging zumeist von den Städten — freilich nicht von den Reichsstädten allein — aus. In ihnen entwickelten sich zuerst die Grundsätze eines ordentlichen Staatshaushalts und einer dem Feudalwesen entgegentretenden Staatsverfassung. Seit dem westphäl. Friedensschluß endlich waren die Reichsstädte zur vollen Reichsstandschaft gelangt und bildeten einen wichtigen Bestandtheil des deutschen Reichskörpers. Aber nicht nur in ihrer Gesammtheit, auch als einzelne Gemeinwesen verdienen sie die volle Beachtung des Geschichtsfreunds. Bieten sie gleich nicht das Interesse, welches z. B. die italienischen Republiken gewähren, so fehlt es doch nicht an inneren und äußeren Kämpfen, an einzelnen Begebenheiten, an hervorragenden Persönlichkeiten, welche der sonst in kleineren Kreisen sich bewegenden Geschichte der städtischen Angelegenheiten einen besonderen Reiz verleihen und deren Schilderung stets auf die lebendige Theilnahme der Leser rechnen kann. Und welchen reichen Stoff endlich findet der Rechtshistoriker in der Untersuchung der städtischen Verfassungsgeschichte von den ältesten Zeiten an, welch unerschöpfliche Fundgrube sind die städtischen Zustände demjenigen, der das Feld der Culturgeschichte bearbeitet! Daß es nun, diesem Reichthum des Materials gegenüber, eine schwierige Aufgabe sein mußte, die Geschichte sämmtlicher ehemaliger Reichsstädte in einen mäßigen Octavband zusammen zu drängen, liegt am Tage. Aber der Verfasser hat sich die Arbeit leicht gemacht. Er beschränkt sich darauf, die Geschichte eines jeden der 47 im Jahre 1803 und resp. 1806 mediatisirten Reichsstädte (denn die vier noch bestehenden freien Städte Deutschlands läßt er wegfallen) zu geben und diese Geschichten mit einer Einleitung und Schlußbetrachtungen gleichsam wie mit einem Rahmen einzuschließen. So erscheinen dann dieselben in alphabetischer Folge wie die

Artikel eines geographisch-historischen Wörterbuchs, kürzer oder ausführlicher bearbeitet, je nachdem das zur Hand liegende Material es gerade erlaubte, ohne Zusammenhang unter einander und ohne eigene Forschung. Nicht einmal die Bedeutung einer Stadt gab hierbei den Maßstab ab. Ließ sich auch begreiflicher Weise über Aalen, Bopfingen und ähnliche Städtchen nicht viel sagen, so durfte doch die reiche Geschichte Kölns nicht auf zehn Seiten abgethan werden, wenn z. B. Wetzlar zwölf und Wimpfen zehn Seiten eingeräumt erhalten. Dazu kommt, daß der Verfasser nur eine sehr mangelhafte Kenntniß der einschlagenden Literatur zeigt: selbst die Hauptwerke über einzelne Reichsstädte sind nicht angeführt und nicht benutzt, von denen ich Fahne's Grafschaft und Reichsstadt Dortmund, Dieffenbach's Stadt und Burg Friedberg, Magenau's Beschreibung der Stadt Giengen, Hagenmüller's Geschichte der Stadt Kempten, Ebens Geschichte der Stadt Ravensburg, Gayler's Denkwürdigkeiten der Stadt Reutlingen, Jäger's Ulm im Mittelalter, die Zorn'sche Chronik von Worms nur beispielsweise anführe. Wie mangelhaft danach einzelne Artikel ausfallen mußten und ausgefallen sind, liegt am Tage. So wird z. B. in der Geschichte der Stadt Worms der Bischof Burchard, dem diese Stadt so Vieles verdankt und dessen bedeutende Wirksamkeit Arnold in seiner Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte so trefflich geschildert hat, nicht einmal erwähnt: das von ihm gegebene für die Kenntniß der städtischen Verhältnisse überaus wichtige Hofrecht, kürzlich von Professor Gengler neu edirt, wird ebenso mit Stillschweigen übergangen, wie die s. g. Reformation von 1498, eins der ältesten und ausführlichsten Stadtrechte, welches auf die Verbreitung des römischen Rechts am Oberrhein von großem Einflusse war. Wie wenig endlich es der Verfasser sich angelegen sein ließ, seine verschiedenen Excerpte in Einklang zu bringen, mag ein kleines Beispiel zeigen. Ueber die Bedeutung der Endsilbe lar in Ortsnamen herrschen bekanntlich unter den Sprachforschern noch verschiedene Ansichten, der Verfasser aber gibt bei Goslar — aus der Geschichte dieser Stadt von Crusius — an, die Stadt habe von dem Flüßchen Gosse und dem alten Wort lar, d. i. Lager ihren Namen erhalten, während er bei Wetzlar — nach Ulmensteins Geschichte dieser Stadt — ebenso bestimmt behauptet, der Name rühre von dem Bache Wetz und dem im 10. Jahrh. für pagus oder Gau sehr gebräuchlichen Wort Lare her!

Denselben Mängeln, die an den einzelnen Geschichten zu rügen waren, begegnet man auch in der Einleitung, welche eine Uebersicht der Entstehung der Städte, ihrer Verfassungsgeschichte und der staatsrechtlichen Bedeutung der Reichsstädte geben soll, aber in allen diesen Beziehungen ungenügend ist und auf jeder Seite zeigt, daß dem Verfasser eine genauere Kenntniß dieser Dinge abgeht. Dies im Einzelnen hier nachzuweisen, würde zu weit führen, es genügt wohl anstatt vieler anderen den einen Satz anzuführen, daß, nachdem sich die Vorrechte der Städte völlig ausgebildet hätten, vielen einzelnen Dörfern Stadtrecht verliehen worden sei und daß die Ertheilung des Stadtrechts an Freiburg im Breisgau im Jahre 1120 durch Herzog Berthold von Zähringen das älteste urkundliche bekannte Beispiel der Art sei!

Nicht nur dem Geschichtsfreund im Allgemeinen, sondern auch dem Numismatiker und Heraldiker insbesondere wollte der Verfasser laut seines Vorworts eine willkommene Gabe bringen. Was er aber von dem Münzwesen der Reichsstädte sagt, besteht beinahe lediglich in der Angabe, ob sich in Appel's Repertorium Münzen der betreffenden Stadt angeführt finden, und ist folglich ohne alle Bedeutung. Dagegen sind die in Holz geschnittenen Wappen der Reichsstädte, je am Eingange des betreffenden Artikels angebracht, eine artige Zugabe und hat die Verlagshandlung das Buch überhaupt schön ausgestattet.

Den Schluß des Buchs bilden 47 Urkunden, die der Verfasser aus Lünig's Reichsarchiv ohne besondere Correctheit hat abdrucken lassen. Aus welchem Grunde er seinem Buche, das doch keinen wissenschaftlichen Werth hat und nur als ein historisches Lesebuch passiren kann, diese jedem Gelehrten leicht zugänglichen Urkunden zugefügt hat oder welche Erwägungen ihn bei deren Auswahl leiteten, ist nicht abzusehen. E.

Notizen.

Die „Encyclopädia Britannica." Die Vollendung der 8. Ausgabe dieses Werkes (die in England übliche Form ist Cyclopädia) wurde vor kurzem durch ein vom Verleger (Black) veranstaltetes Bankett gefeiert, zu dem er alle in London anwesenden Mitarbeiter und sonstige Schriftsteller von Bedeutung geladen hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählte er seinen Gästen, daß ihm die beiden letzten (7. und 8.) Ausgaben dieses Werkes die fabelhaft Summe von 184,425 Pfund gekostet haben, nämlich 40,970 Pfund Honorare, 52,503 Pfund für Papier, 36,708 für Druck und Stereotypie, 28,277 Pfund für Kupferplatten und für deren Abzüge, 22,613 Pfund für Buchbinderarbeit, 11,081 Pfund für Annoncen und 2269 Pfund für verschiedene kleinere Auslagen. Die Papiersteuer hat für diese beiden Auflagen 8573 Pfund ausgemacht. Leider machte Herr Black keine Angabe über das, was er dabei verdient hat.

„Der Todestag Napoleons III. bereits bestimmt vorausgesagt von einer Stimme aus dem Jenseits." Unter dieser Aufschrift ist eine Broschüre (in München) erschienen, die das Lebensende des französischen Kaisers sehr bestimmt ankündigt. Die mitternächtliche Abend-Unterhaltung, die man sich mit schauerlich bebenden Organen geführt denken muß, lautet also: Kannst Du mir sagen, wie lange Napoleon III. zum Unheile der Menschen noch leben wird? „Ja." So sag' also an, wie lange wird Napoleon III. noch leben? „1 Jahr." Wird er eines natürlichen Todes sterben? „Nein." Woran wird er sterben? „An einem vergifteten Apfel." In welchem Monat? „December." Welchen Jahres? „1861." An welchem Tage? „Sonntag." Am wievielten December? „Am 8." Qui vivra verra.

Stand der Polygamie in Utah. In dem neuesten Reisebericht aus dem Gebiete der Mormonen, von Remy und Brenchley, wird auf Grund der Zählungen vom Jahr 1858 Folgendes über die dort gestattete Polygamie mitgetheilt. Im Ganzen leben in Utah 3617 Männer, die mehr als eine Gemahlin haben. Darunter sind genau 1400 mit zwei oder drei Frauen; 1100 mit vier Frauen; 730 mit fünf oder sechs, und 387 Männer haben sieben oder mehr Frauen zu gleicher Zeit.

Die erste Gesammtausgabe aller Werke Ludwig Börne's wird demnächst unter der gemeinschaftlichen Firma der Literarischen Anstalt (Rütten und Dr. Löning) dahier und von Hoffmann und Comp. in Hamburg, erscheinen: sie soll 12 Bände in schöner Ausstattung umfassen und dem Preise nach auch den minder bemittelten Kreisen des Publikums leicht zugänglich sein.

Die Decentralisation Frankreichs ist nach dem Urtheil vieler Kenner der dortigen Zustände eine Frage, die bei der nächsten Bewegung in unserem Nachbarland gar wohl auftauchen könnte. Unter diesen Umständen ist eine sehr gründlich gearbeitete Schrift von E. Reynault erwähnenswerth, die in ihrem Titel an die wichtigste Broschüre des Jahres 1789 (von Siéyes) erinnert: „Die Provinz, was sie ist, was sie sein sollte."

Theater zu Frankfurt am Main.

Donnerstag, 27. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nr. 198.) **Die beiden Schützen.** Komische Oper in 3 Akten nach dem Französischen. Musik von Albert Lortzing.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 73. Freitag, 27. Juni **1861.**

Du Chaillu's Reisen.

(Fortsetzung.)

Es dauerte lange, bis Du Chaillu mit seiner Negerbegleitung auf das Naturwunder traf, dessen erste genauere Schilderung nach dem Leben wir ihm verdanken. Beim Zug durch eine weite Waldung wurde er plötzlich aufgeregt durch einen sonderbaren, widrigen, halb menschlichen Aufschrei. „Ich sah" erzählt er weiter, „vier junge Gorilla's, die dem tieferen Walde zueilten. Wir feuerten auf sie, aber trafen nichts. Dann verfolgten wir sie so rasch wie möglich; aber sie kannten den Wald besser als wir. Die rüstigen Thiere entkamen. Ganz erschöpft gingen wir langsam zu unserem Lager zurück, wo die Weiber uns ängstlich erwarteten. Ich kann betheuern, daß ich fast das Gefühl eines Mörders hat e, als ich zum ersten Mal die Gorilla's sah. Wie sie dahin liefen auf ihren Hinterbeinen, sahen sie in entsetzlicher Weise haarigen Menschen gleich; den Kopf nach vorn gesenkt, den Körper vorwärts gebogen, sahen sie ganz wie Männer aus die ihr Leben durch die Flucht retten. Nehmen wir dazu ihr schmerzliches Schreien, welches, rauh und thierisch wie es ist, doch in seiner Disharmonie etwas Menschliches hat, so wird man sich nicht wundern, daß sich bei den Eingebornen der wildeste Aberglaube über die wilden Menschen aus dem Wald festgesetzt hat."

Bei einer zweiten Jagd war der Erfolg anders. Im Gebüsch hatte man wiederum Geschrei vernommen; „plötzlich schnellten die unteren Zweige empor und vor uns stand ein ungeheurer männlicher Gorilla. Er war auf allen Vieren durch die Dschunglen gekrochen; aber als er uns ansichtig wurde, richtete er sich auf und sah uns kühn ins Gesicht. Er war etwa zwanzig Schritt von uns entfernt; nie werde ich diesen Anblick vergessen. Nahe an sechs Fuß hoch (später sahen wir, daß ihm nur vier Zoll dazu fehlten), mit weitläufigem Körper, großem Brustkasten und starken muskelreichen Armen, mit wildfunkelnden, großen, tiefen grauen Augen und einem höllischen Gesichtsausdruck, einer Traumerscheinung beim Alpdrücken gleich, so stand der König der afrikanischen Wildniß vor uns. Er fürchtete uns nicht. Da stand er und schlug die Brust mit seinen großen Fäusten, daß es gleich einer ungeheuren Kesselpauke tönte — die Art wie sie Trotz bieten — und stieß dabei ein Gebrüll nach dem andern aus. Das Gebrüll des Gorilla ist das sonderbarste und schrecklichste Geräusch. Es beginnt mit einem scharfen Bellen gleich dem eines erbosten Hundes und geht dann in ein tiefes Rollen über, welches buchstäblich und genau dem Rollen eines entfernten Donners den Himmel entlang gleicht, für welchen ich es auch mehrmals gehalten habe, wenn ich das Thier nicht sah. So tief ist es, daß es weniger aus dem Mund und der Kehle als vielmehr aus der tiefen Brust und dem weiten Wanste des Thiers zu kommen scheint. Seine Augen begannen stärker zu glänzen, da wir uns bewegungslos auf der Defensive hielten, und der Busch von kurzem Haar auf seiner Stirn zuckte

rasch auf und ab, während man seine mächtigen Zähne sah, als er wieder ein Donnergeschrei ausstieß. Nun gemahnte er mich durchaus an eine höllische Traumgestalt, an eines jener scheußlichen Halbthierwesen, die wir bei alten Malern dargestellt finden. Er ging einige Schritte vorwärts, stand wieder still und kam uns endlich auf etwa zehn Schritte nahe. Eben als er wieder zu brüllen begann und sich wieder auf die Brust schlug, feuerten wir und tödteten ihn. Mit einem thierischen und doch menschenähnlichen Schrei fiel er vor sich hin. Der Körper zuckte convulsivisch einige Minuten lang und dann war Alles ruhig. Der Tod hatte sein Werk gethan und ich hatte Muße, den großen Körper zu betrachten; er war fünf Fuß acht Zoll hoch und die Muskelentwickelung zeigte die Kraft, an die er einst besessen."

Der nächste merkwürdige Gegenstand, mit dem uns Du Chaillu bekannt macht, ist das Volk der Fan-Kannibalen; sie tragen Haarbeutel und nähren sich von Leichen, die sie theils aufgraben und essen, theils kaufen und verkaufen. Einige Kritiker finden es auffallend, daß der Reisende Land und Leute bei den Fan-Menschen so genau kennen lernte; er hält sie für einen Stamm jener Bergbewohner von Mittelafrika, die den Mohamedanismus in seinem Fortschritt aufhielten, selbst aber nie ihre Grenzen überschritten. Du Chaillu hätte ein Weib aus diesem Stamme heirathen können; selbst die Königinnen waren gegen ihn sehr herablassend. „Eine von den Frauen" erzählt er, „brachte mir etwas gesottenen Pisang, der sehr appetitlich aussah; aber die Besorgniß, sie könnte ihn in demselben Topf gekocht haben in dem vorher Menschenfleisch gewesen, machte mir es unmöglich davon zu essen."

Du Chaillu bemerkt selbst, seine Berichte über die Fans hätten ungläubige Hörer gefunden, doch beruft er sich auf das Zeugniß eines Geistlichen, Walker, von der afrikanischen Mission, der ihn zu sagen ermächtigt, daß er, Walker, selbst für die ganze Wahrheit des oben Erzählten einstehe.

Auf einem späteren Ausflug wandert unser Reisender den Mundefluß entlang und sodann bis zur Küste nach Cap Lopez, 1° südlich vom Aequator, 25° östlicher Länge, nahe der Insel St. Thomé. Er besuchte den König einer dieser Landschaften in seiner Wohnung. „Es war ein häßliches Haus; der untere Raum bestand aus einer dunklen Halle, die zu jeder Seite eine Reihe von schmalen dunklen Zimmern hatte, die wie Zellen aussahen. Am Ende der Halle war eine steile und schmutzige Treppe, zu welcher mich der Führer geleitete. Oben fand ich mich in einem großen Zimmer, an dessen einem Ende König Bango saß, von ungefähr einem Hundert seiner Weiber umgeben; sein Dollmetscher und einige seiner Vornehmsten standen nahe bei ihm. Der König, ein mittelgroßer, nicht allzu sauberer, lüderlich aussehender Neger, sehr leicht in ein Hemd und ein paar zerrüttete Beinkleider gekleidet, trug auf dem Haupt eine Krone, die er von einigen portugiesischen Sklavenhändlern, seinen Freunden, zum Geschenk erhalten hatte; seine Schultern umgab ein feuergelber Rock mit vergoldeter Stickerei, offenbar der abgelegte Rock eines Bedienten in Portugal oder Brasilien. Die Krone war von der Art wie Schauspieler auf der Bühne sie gewöhnlich tragen, und war neu wahrscheinlich etwa zehn Dollars werth. Aber seine Majestät hatte ein Band oder einen Ring von reinem Gold um sie legen lassen, der mindestens zweihundert Dollars werth war, Er war sehr stolz auf diese Krone. Er saß auf einem Sopha und hielt einen Stock in der Hand, der als Scepter diente. Die meisten seiner Frauen waren in Seide gekleidet. Ich wurde der Hauptfrau oder Königin vorgestellt, die schon alt war. Der König bemerkte mir, der Sklavenhandel wolle nicht mehr recht gedeihen. Er beklagte sich über die Engländer, welche diese Stockung verschuldeten, und fürchtete sehr, in wenigen Jahren werde er ohne Kunden sein. Hierauf

sprach er mich auf Französisch an und erzählte mir, er sei in Brasilien gewesen, habe auch zwei Jahre in Lissabon gelebt und könne Portugiesisch lesen, was ihm wahrscheinlich in seinen Geschäftsbeziehungen bequem war. Sein Aufenthalt im Ausland hatte nicht gut auf ihn gewirkt; er hatte nur zu seiner Unwissenheit noch angenommen was er für europäische Sitte hielt. Er erzählte mir, das ganze Dorf auf der Anhöhe sei von seiner Familie und von seinen Sklaven bewohnt; ungefähr zweihundert seiner Leute seien auf dem Land in seiner Pflanzung. Als ich ihn fragte wieviel Kinder er habe, erwiderte er, er wisse die Zahl nicht genau, es möchten aber wohl etwa sechshundert sein."

Im Allgemeinen herrscht nach Du Chaillu bei den Völkern in Mittelafrika der Glaube: „Wenn ein Mensch todt ist, ist Alles vorbei." Doch finden wir in seinem Bericht einen Zug, der dem zu widersprechen scheint. Er sah den auf dem Erdboden freistehenden Sarg des Königs der Orungu; rundum lagen zahlreiche Gerippe der armen Sklaven, die, hundert an der Zahl, nach dem Ableben des Königs getödtet wurden, „damit Seine Ebenholzmajestät nicht ohne gebührendes Gefolge in die andere Welt gehe."

Mit großer Befriedigung berichtet Du Chaillu über ein von ihm entdecktes, bisher der gebildeten Welt unbekanntes Wesen, den nestbauenden Affen: „Ich sah in den Zweigen eines hohen Baumes ein Schutzdach von ganz besonderem Ansehen. Ich fragte Okabi, meinen Begleiter, ob die Jäger hier die Gewohnheit hätten, im Holze zu schlafen, erfuhr aber zu meinem Erstaunen, das sehr sinnreich gebaute Nest rühre von dem Nschigongbuweh her, einem Affen, den ich in die Gattung Troglodytes setze und als Troglodytes calvus bezeichnet habe. Er hat, wie mir Okabi sagte, keine Haare auf dem Kopf. Später sah ich noch viele solche Nester und kann angeben, daß sie im Allgemeinen 15 bis 20 Fuß hoch über dem Erdboden errichtet sind, und zwar immer auf einem Baume der von den andern etwas abgesondert steht und unter demjenigen Ast, auf welchem das Nest gebaut ist, keinen andern hat. Ich habe sie auch in der Höhe von 50 Fuß gesehen, aber sehr selten. Diese Wahl treffen sie offenbar, um Nachts vor feindlichen Thieren, als Schlangen u. dgl. und vor fallenden Aesten sicher zu sein. Sie bauen nur im entlegensten Theil des Waldes, sind ungemein scheu und kommen selbst den Negern selten zu Gesicht. Okabi, ein alter erfahrener Jäger, war im Stande mir zu berichten, daß Männchen und Weibchen zusammen das Material zu den Nestern sammeln. Es besteht aus laubigen Zweigen, aus welchen sie das Nest machen, und aus Reben, womit sie es sehr gut zusammen binden. Bevor ich den Nschigo wirklich in seiner Wohnung sah, konnte ich mich kaum überreden, daß keine Menschenhand an dem Nest mitgeholfen habe. Es hält den Regen vollkommen ab, indem es zu diesem Zweck an der Spitze nett aufgewunden ist. Männchen und Weibchen wohnen nicht auf demselben Baum. Im Allgemeinen halte ich den Nschigo für ungesellig; man findet die Nester selten nahe bei einander. Ich habe deren im Gegentheil völlig alleinstehend gefunden, zum Theil von sehr alten Affen bewohnt, deren silbergraues Körperhaar und abgetragene Zähne ihr hohes Alter bezeugten; sie machten den Eindruck von Einsiedlern."

(Schluß folgt.)

Axel Fersen.

Historische Novelle.

II.

(Fortsetzung.)

So geschah es auch. Washington ließ Fersen zu sich kommen, sagte ihm sehr schmeichelhafte Worte über seine Tapferkeit und gestattete ihm auf seine Bitte, den Lord in seiner Gesellschaft behalten zu dürfen, wenn derselbe sich verpflichte, das Lager nicht zu verlassen, bis seine Auswechselung angeordnet sein würde. Mehr konnte man nicht erwarten, denn aller Berechnung nach mußte die Auslieferung Seiner Herrlichkeit einer ansehnlichen Anzahl unglücklicher amerikanischer Gefangener, die sich nicht der besten Behandlung von Seiten der Engländer erfreuten, die Freiheit verschaffen; auch Lord Crawford selbst war ganz einverstanden mit diesem Arrangement. Die bezüglichen Vorschläge an Sir Henry Clinton, Oberbefehlshaber der britischen Armee in Newyork, wurden sofort abgefertigt, aber sie fanden nicht eine so schleunige Beantwortung.

Indessen brachte der Lord seine Tage in dem Lager bei Dobs-Ferry und auf den Greenburg-Höhen am Hudson in großer Gemüthlichkeit zu. Die beiden Lager der Amerikaner und Franzosen trennte nur ein schmales Thal, sie waren in einer prächtigen Gegend gelegen, und vor ihnen eröffnete sich die schönste Aussicht; besonders das französische glich eher einem Lustgarten, denn die reichen jungen Offiziere hatten Blumenbeete angelegt, die ihre unter herrlichen Tulpenbäumen aufgeschlagenen Zelte umgaben, Kaffeehäuser und ein Theater fehlten nicht, und überall herrschte die ungebundenste Fröhlichkeit; die schönen Damen der Umgegend, die sich zu patriotischen Familien zählten, besuchten mit ihren Angehörigen oft die galanten Vertheidiger ihres Landes, und jeder Tag brachte eine Abwechselung des Vergnügens in das kriegerische Leben.

Lord Crawford, dessen ungefährliche Armwunde rasch heilte, befand sich bei alledem sehr wohl; ein Zelt war neben dem Fersens und Birons für ihn aufgeschlagen worden, er brachte beinahe den ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zu, empfing Besuche von französischen und amerikanischen Offizieren und konnte ohne jede Beschränkung seiner Neigung nachgehen. Sowohl diese großmüthige Behandlung, auf die er bei seiner Gefangennahme zu hoffen weit entfernt gewesen war, als die Unterredungen über das Recht der Amerikaner zur Losreißung vom Mutterlande, die ihm manche nicht geahnte frühere Mißbräuche der Regierung entschleierten, vielleicht auch die ihn kränkende Zögerung, mit der General Clinton seine Auswechselung zu betreiben schien, brachten in seinen bisherigen Ansichten eine große Veränderung hervor. Er äußerte oft, daß, wenn er gewußt hätte, wie es in Amerika stände, er gewiß nicht daran gedacht hätte, hierherzukommen, um gegen so brave Leute zu fechten, — da er nun einmal hier sei, freue er sich aber, sie kennen gelernt zu haben. Dem Lord war es ernst mit diesen Worten, denn er war zu stolz, die Unwahrheit zu sprechen. Eine besondere Zuneigung schien er zu Fersen gefaßt zu haben, dessen ernstes, in neuerer Zeit aber dennoch wieder von Schwermuth befreites Wesen mehr mit seiner Ruhe harmonirte, als das der beweglichen, ausgelassenen Franzosen. Beide Männer unterhielten sich viel und angelegentlich, und dieses freundschaftliche Verhältniß äußerte auch auf den Grafen eine wohlthätige Wirkung. Wirklich hatte der Beginn kriegerischer Thätigkeit Fersen schnell umzuwandeln vermocht und seine Hoffnung nicht getäuscht; er stand noch immer in Briefwechsel mit Marie Antoinette, klopfte aber sein Herz bei Empfang jedes Briefes von ihr schneller und lauter und bedrohte ihn dann wieder

die ganze Unruhe der alten Leidenschaft, so hatte im Ganzen besonnenes Nachdenken doch schon einen Sieg errungen, den die lange und weite Trennung von dem Gegenstande der ersteren immer mehr zu sichern schien. So begann er allmälig sich wirklich in das Verhältniß hineinzufinden, dessen Grenzen die Königin, ihren Worten wenigstens nach zu urtheilen, festgestellt zu sehen wünschte.

Lord Crawford befand sich zu Anfang des Augusts noch immer im französischen Lager, und zwar war sein Stolz durch das Benehmen seiner Landsleute, die um seine Auswechselung förmlich feilschten, — es bestand damals ein zwischen beiden Parteien festgesetzter Auswechselungstarif, der sich nach der militärischen Charge der Gefangenen richtete, — nicht wenig gekränkt; nebenbei fühlte er doch etwas Besorgniß, Washington möchte der ganzen Unterhandlung überdrüssig werden und weniger Umstände mit ihm machen, denn selbst seine Freunde konnten es nicht gut anders erwarten, zumal allgemein von baldigem Verlassen der Lager gesprochen wurde.

Dieses lag allerdings in dem Plane der Obergenerale, Niemand erfuhr aber etwas Bestimmtes darüber. Washington und Rochambeau hatten nämlich die Nachricht erhalten, daß der französische Admiral Graf de Grasse mit fünf und zwanzig bis dreißig Linienschiffen im Ansegeln begriffen sei und daß diese furchtbare Macht in die Cheasepeake-Bay einzulaufen beabsichtige; dies sollte benutzt werden, sämmtliche Streitkräfte zur Unterstützung Lafayettes, der Lord Cornwallis gegenüberstand, nach Virginien zu werfen, die Engländer daselbst förmlich zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Der Ausmarsch sollte am 19. August stattfinden.

Am Tage vorher ließ der amerikanische Oberbefehlshaber ganz unerwartet Fersen und Lord Crawfort zu sich bescheiden. Der Lord wurde dadurch augenscheinlich beunruhigt, und seblst Fersen theilte dieses Gefühl, denn er wußte, daß Sir Henry Clinton die Auswechselungsunterhandlungen noch immer nicht zu einem befriedigenden Ende geführt hatte.

„Hm", brummte Crawford in seiner Gegenwart halblaut vor sich, — „es scheint beinahe, als ob man mich zu einem Schicksalsgenossen des unglücklichen André machen wollte."

In jedem englisch gesinnten Herzen mußte das an und für sich ganz gerechte Verfahren gegen den jungen und liebenswürdigen Major André von Seiner Majestät Truppen, der bei seiner geheimen Unterhandlung mit dem Verräther Arnold wegen dessen Uebertrittes zu der königlichen Partei gefangen genommen und auf Washingtons Befehl als Spion gehenkt worden war, allerdings ein sehr unbehagliches Gefühl und ein mehr oder minder starkes Mißtrauen gegen den edlen, aber auch ebenso strengen Washington erweckt haben; hatten doch selbst viele seiner Landsleute dem unerschütterlichen Gerechtigkeitsgefühle, das ihn André verurtheilen ließ, nicht ihren Beifall gezollt.

„Fürchten Sie das nicht, mein Lord," erwiderte Fersen, nicht ganz ohne alle Befürchtung; — „zwischen Ihren Verhältnissen und denen, die André in Gefangenschaft brachten, besteht ein großer Unterschied."

„Man hat mich aber ebenfalls in Civilkleidung gefangen," erwiderte der Lord etwas düster; — „es kommt Alles auf die Auslegung an."

Beide Männer begaben sich nach dem amerikanischen Lager, das keineswegs einen so freundlichen und glänzenden Anblick als das französische darbot; hier war von überflüssigem Schmucke keine Rede, es fehlte an Zelten, den Soldaten und Offizieren sogar zum Theil an Uniformen und den nöthigsten Bedürfnissen des Krieges; dennoch herrschte überall eine bewunderungswürdige Disciplin und Ordnung, ein Werk des hohen Genies des Oberbefehlshabers.

Washington bewohnte eine einfache Bretterbaracke, von deren Dach die Sternenflagge Amerika's wehte; selbst in diesem Hauptquartier stieß man überall auf republikanische Einfachheit und sogar Armuth.

Der größte Mann seines Volkes empfing die Kommenden, die durch seinen Generalstabschef Major Hamilton eingeführt wurden, in Gegenwart zweier seiner angesehensten Offiziere, der Generale Wayne und Knox. Er war von imposanter und stolz getragener Gestalt, sein Gesicht schöngebildet, von edlem und wohlwollendem Ausdrucke und der ernsten Würde, die sich nie an ihm verleugnete. Er trug einen einfachen blauen Uniformsrock ohne die glänzenden Abzeichen seines militärischen Ranges. Bei dem Eintritte der Herren empfing er sie mit ernster Höflichkeit und nöthigte sie durch eine Handbewegung von großer Anmuth, die für sie bereit stehenden Stühle einzunehmen.

Nachdem er die Schritte, die er für die Auswechselung des Lords bei Sir Henry Clinton gethan, ausführlich auseinandergesetzt und Crawford die darauf bezüglichen Papiere vorgelegt hatte, fuhr er fort:

„Ich werde morgen gegen Newyork aufbrechen. Wie sich Eure Herrlichkeit überzeugen, haben die Ihrethalben geführten Unterhandlungen kein Resultat gehabt und ich sehe mich nunmehr gezwungen, sie gänzlich abzubrechen."

„Ich unterwerfe mich ruhig den auf meine Person gefaßten Entschlüssen Eurer Excellenz", erwiderte der Lord stolz, denn seine Ahnungen schienen sich durch diesen Eingang der Unterredung zu bestätigen.

(Fortsetzung folgt.)

Sultan Abdul Meschid.

Abdul Meschid Khan, der eben verstorbene Padischah der Gläubigen, Sohn Mahmuds II., wurde am 20. April 1823 geboren. Seine Erziehung erhielt er unter und von den Frauen des Serails. Türkische Kronprinzen werden nicht nach und nach in die öffentlichen Geschäfte eingeführt, und sowohl die Schule des Lebens als die Schule der Wissenschaft ist ihnen verschlossen. Das Blut Osmans wirkt in seinen Nachkommen auf so eigene Art fort, daß es alle Regententugenden der alten Sultane auf die fernsten Nachkommen überträgt. Der Sultan wird nicht, er ist fertig. Von den Eunuchen und Weibern entlassen, ist er ein Staatsmann, ein Krieger, eine Leuchte des Glaubens, die ihr Licht über drei Welttheile ausgießt. Sultan Abdul Meschid hatte dieses wunderbare Blut sehr nöthig. Sein Staat war im Kriege mit Mehemed Ali von Aegypten und besaß weder ein Heer noch eine Flotte. Das Heer hatte sich, durch die Schlacht von Nisib aufgelöst, in alle Winde zerstreut, die Flotte war zu den Siegern übergegangen. Man übersah den ganzen Umfang des Unglücks noch nicht, als Sultan Mahmud den Sohn an sein Sterbelager rief (1. Juli 1839), um ihm mit seinen letzten Worten Treue für die Sache der Reform zu empfehlen; aber in den nächsten Tagen schon wurde offenbar, daß Mehemed Ali durch keine Macht der Waffen zu verhindern sei, in der Aja Achmedija sein nächstes Beiramsfest zu feiern. Damals war die Phrase vom kranken Mann berechtigter denn je, und damals erwarb sich die westeuropäische Diplomatie wirklich das Verdienst seiner Rettung.

Die Unterzeichnung des Hattischerifs von Gülhane war eine der ersten Handlungen Abdul Meschids, und er kündigte sich damit als Fortführer des väterlichen

Reformwerks an. Er that bei dieser und bei allen anderen Gelegenheiten nur, was ihm vorgeschrieben wurde. Die wirkliche Leitung der Geschäfte hatte bis zu ihrem Tode (2. Mai 1853) seine Mutter, die Walide-Sultan, eine kluge und energische Frau, in der Hand. Sie schuf fast alle osmanischen Größen: Risa Pascha, Mehemed Ali Pascha, Fethi Achmed Pascha und ganz besonders das Schwert der Reform, den Muschir Omer. In ihrem Wittwensitze Beschik Tasch befand sie sich, da die beiden Paläste des Sultans, Tscheraghan und Beglerbey, rechts und links lagen, so recht im Mittelpunkte der Ereignisse. Die Pietät ihres Sohnes verweigerte ihr nie den Gehorsam. Dafür sorgte sie für das, was dem jungen Herrscher sehr am Herzen lag, mit dem hingebendsten Eifer. Kam der Ramasan, der dem Beiramfeste vorangehende Fastenmonat, so durchzog sie die Stadt und die nächste Umgegend auf Kundschaft, musterte die Schönen, welche ihr zugeführt wurden, und führte die tadelloseste dem Sultan als Gemahlin zu. So war jede Frau ihres Sohnes ihr Geschöpf, und dieser Umstand machte ihren Einfluß auf ihren Sohn unbesiegbar. Abdul Meschid wurde mit seinen Haremsfreuden, denen seine Gesundheit in der ersten Zeit zu erliegen schien, mit Lustreisen und vor allem mit Bauten beschäftigt. Der Harem vermehrte sich so, daß Nebengebäude nothwendig wurden, und daß die Civilliste, die der Sultan nach europäischem Brauch sich ausgesetzt hatte, vom Weiberhofstaat allein in nicht ganz sechs Monaten verbraucht wurde. Die Civilliste beträgt 75 Millionen Piaster, und in den Schlund des Harems fallen halbjährlich 80 Millionen. Die neuen Paläste des Sultans haben alle illustrirten Zeitungen abgebildet, aber keine hat untersucht, ob die Kosten dieser Prachtbauten mit den Einkünften eines verfallenden Reiches verträglich sind.

Hatte Abdul Meschid bei dem Tode seines Vaters mit Mehemed Ali zu thun gehabt, so sah er sich, kaum daß seine Mutter die Augen geschlossen hatte, in einen Krieg mit Rußland verwickelt. Seine europäischen Rathgeber erlangten von ihm das zweite Staatsgrundgesetz des türkischen Reiches, den Hat Humayum. Betrachtet man dieses berühmte Gesetz vom 21. Febr. 1856 auf dem Papier, und bringt man es mit dem Hattischerif von Gülhane in Verbindung, so muß man die Umgestaltung der Türkei in abendländischem Sinn für vollbracht halten. Da fehlt weder ein geregeltes Steuerwesen, noch eine geregelte Verwaltung, weder Rechtsgleichheit noch Glaubensfreiheit, da gibt es Garantieen für Leben, Ehre und Eigenthum, die Behörden haben ihre Etats, die hohe Pforte ein Budget, der Befehl vom 24. Februar 1845 hat Provinzialstände geschaffen, der Hat Humayum den obersten Gerichtshof in eine Art von Pairskammer mit Vertretern aller christlichen Genossenschaften umgewandelt, derselbe hat endlich den Gemeinden eine Selbständigkeit eingeräumt, die uns sehnsüchtige Seufzer entlockt. Das ist der Fortschritt auf dem Papier, aber in der Wirklichkeit ist die Türkei noch immer der alte, bis in das innerste Mark hinein faule Staat, der sie war, als Sultan Mahmud die ersten Janitscharenmetzeleien auf dem alten Rennplatze der byzantinischen Kaiser anordnete. Die Reformen werden fast nur in Konstantinopel und der nächsten Umgegend vollzogen.

Es genügt nicht, daß der Sultan auf Spazierfahrten im griechischen Archipel mit Bischöfen verkehrt und auf Diplomatenbällen an der Hand einer europäischen Dame durch eine Quadrille schreitet. Diese Kleinigkeiten entscheiden nicht, solange der Haremsplunder bleibt. Wird dieser orientalische Kehricht hinausgeschafft, dann und nicht früher ist das Haus rein. An dieser Haremswirthschaft hing Abdul Meschid mit alttürkischer Inbrunst. Das war sein und des Landes Unglück. Seine ewigen Geldverlegenheiten durchkreuzten alle seine Pläne, sein Serail war der Schwamm, der die besten Kräfte des Landes aufsog. Im Krimkriege gab er seinen Damen kostspielige Feste, und inzwischen war sein Heer von Allem entblößt

und würde ohne die Mildthätigkeit der Verbündeten verhungert sein. Wäre er ein europäischer Herrscher gewesen, so würde seine Hintansetzung der wichtigsten Interessen hinter die Anliegen des Hofes das härteste Urtheil verdienen, aber er war ein Orientale und folgte den Sitten des Landes, der Natur seines Stammes. Er war im Uebrigen geistig geweckt, wohlwollend und milde, auch von allen Vorgängen in seinem Reich und in Europa gut unterrichtet, wie man sagt.

Sultan Abdul Meschid war der einunddreißigste Herrscher vom Stamm Osmans, der achtundzwanzigste seit Mahomed II., dem Eroberer von Konstantinopel. Das älteste seiner vierzehn Kinder, Mehemed Murad Effendi, wurde am 21. September 1840 geboren. Nach dem bestehenden Thronfolgegesetz wird jedoch nicht dieser den Thron besteigen, sondern der älteste Prinz vom Haus Osman, also der Bruder des Verstorbenen, Abdul Asis (Azis). (Männer der Zeit.)

Notizen.

Sprachliche Bemerkung. Die „Zeit“ brachte kürzlich in ihrem Hauptblatt eine Nachricht ungefähr in der folgenden Wendung: „Der Minister erklärte, die Regierung werde jenen Bestrebungen die Stange zu halten wissen.“ Diese Wendung ist hie und da mißverstanden worden und indem wir uns nach Belegstellen umsehen, finden wir, daß „die Stange halten“ allerdings in beiderlei Bedeutung vorkommt; es bezeichnet bald förderlich, bald hinderlich sein. In Lessings Nathan heißt es: „Religion ist auch Partei, und wer sich noch so unparteiisch glaubt, hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner die Stange.“ Dagegen liest man in einem Gedicht von Anastasius Grün die Verse:

Mit der Grobheit und der Dummheit
Hattet einst den Kampf ihr Alten;
Doch der Artigkeit und Schlauheit
Müssen wir die Stange halten.

Vielleicht ist der Unterschied landschaftlich. Wenn jedoch das Bild vom Reiten genommen ist, so kann derjenige, der die Stange hält, dem Reiter allerdings ebenso gut behülflich sein, als ihn hemmen.

Der Schmied von Gretna-Green. Es ist in den deutschen Feuilletons hergebracht, alle paar Jahre einmal die Notiz loszulassen, daß der Schmied von Gretna-Green gestorben sei. Dies ist vorige Woche wiederum veranstaltet worden. Dieser Schmied stirbt aber eigentlich gar nicht. In Schottland ist noch jetzt und in England war bis gegen 1750 jede Ehe gültig, die von dem Brautpaar vor einem unverwerflichen Zeugen erklärt wurde. Da nun in England jede Ehe, die an dem Orte der Vermählung anerkannt wird, ebenfalls gültig ist, so haben seit 1750 solche englische Paare, die in der Heimat Schwierigkeiten fanden, sich nach dem nächsten Grenzdorf begeben, um beim Friedensrichter von Gretna-Green oder beim Pfarrer von Springfield ihre Vermählung anzugeben. Der genannte Friedensrichter war ein Grobschmied, und dieser Umstand veranlaßte die irrige Meinung, der Schmied von Gretna-Green habe das Vorrecht, Ehen einzusegnen, während er diese Befugniß in nicht höherem Grade besaß als jeder unbescholtene Schotte. Die bekannteste Vermählung, die in der berühmten Schmiede stattfand, war die des Prinzen von Capua mit Penelope Smith. Neuerdings ist die Gesetzgebung in dieser Frage vielfach abgeändert worden und der Tod des Schmieds von Gretna-Green hat kein romantisches Interesse mehr.

Theater zu Frankfurt am Main.

Freitag, 28. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nr. 199.) **Die bezähmte Widerspenstige.** Lustspiel in 4 Akten von Shakespeare. Für die deutsche Bühne bearbeitet und eingerichtet von Deinhardstein. Petruchio: Herr Fritsche vom Stadttheater zu Bremen als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues Frankfurter Museum.

Beiblatt der „Zeit."

Nr. 74. Samstag, 29. Juni 1861.

Axel Fersen.

Historische Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

II.

(Fortsetzung.)

„Es hätte mir zur großen Freude gereicht," fuhr der amerikanische Oberbefehlshaber fort, — „einen kleinen Theil meiner gefangenen Landsleute durch Eurer Lordschaft Auswechselung dem Kampfe für ihr Vaterland oder ihren Familien wiederzugeben, da aber Sir Henry Clinton auf meine Vorschläge nicht eingegangen ist, muß ich darauf verzichten. Fern liegt es mir indessen, Empfindlichkeit gegen den britischen Oberbefehlshaber dadurch zu äußern, daß ich sein Benehmen einen tapferen Mann entgelten lasse, den das Kriegsglück in unsere Hände gegeben hat, und somit bleibt mir Nichts übrig, als die Bestimmung über Eurer Herrlichkeit ferneres Schicksal in die Hand des tapferen Grafen Fersen zurückzulegen, der die Ehre gehabt hat, Sie zu seinem Gefangenen zu machen."

Washington hatte diese Worte mit ruhiger Freundlichkeit und Höflichkeit gesprochen, und die Spannung Crawfords und Fersens, der an seinem neuen Freunde den wärmsten Antheil nahm, löste sich gegen ihr Ende schnell in freudige Bewegung auf.

„Ich nehme Eurer Excellenz huldvolle Erlaubniß mit freudigem Danke an," erwiderte der Graf, — „und bitte Lord Crawford, sich seiner Freiheit nach Belieben zu bedienen."

Der Lord drückte ihm warm die Hand, dann stand er auf, näherte sich Washington und sagte in tiefbewegtem Tone:

„Die Großmuth Derer, die einst meine Feinde waren, beschämt mich als Briten ebenso, wie sie mein Herz rührt. Gestatten Sie mir, Excellenz, diese Beschämung durch das Bekenntniß zu mildern, daß ich aufrichtig bedaure, meinen Arm gegen eine Sache erhoben zu haben, die gut und edel sein muß, wenn sie solche Gefühle zu erzeugen vermag. Amerika wird mich nicht mehr unter seinen Feinden sehen, wenn meine Loyalität gegen den König mir auch nicht erlaubt, sein Verfechter zu werden. Nehmen Sie übrigens die Versicherung an, General, daß ich bei meiner Rückkehr nach Newyork meinen ganzen Einfluß aufbieten werde, Sir Henry Clinton, der mir eine Genugthuung schuldig ist, zur Auslieferung so vieler amerikanischen Gefangener, als Sie forderten, zu vermögen."

Nachdem Washington erwidert hatte, daß ihm das Gelingen dieses Vorhabens große Freude machen werde, verabschiedete man sich gegenseitig mit Herzlichkeit, und der Oberbefehlshaber hatte sich in Lord Crawford, der übrigens später sein Versprechen erfullte, einen warmen Verehrer gewonnen, der bei seiner Rückkehr nach England im Parlamente auf die Seite Amerikas trat und nicht wenig zu

dem endlichen Abschlusse des Friedens und der Anerkennung der amerikanischen Unabhängigkeit beitrug.

Der Lord bereitete sich sogleich zur Abreise vor; er wollte nur kurze Zeit in Newyork bleiben und sich mit dem ersten absegelnden Schiffe nach England zurückbegeben. Sein Abschied von Biron und Fersen war herzlich, und er gelobte sich mit letzterem eine ewige Freundschaft, wobei beide die Hoffnung aussprachen, sich nach dem Kriege wiedersehen zu können, sei es in Paris oder London. Am Nachmittage wurde Crawford unter sicherer Bedeckung bis an die englischen Vorposten gebracht und setzte dann ungehindert allein seinen Weg fort.

Am folgenden Tage stellten sich die Armeen mit der Front gegen Newyork auf, die Obergeneräle nahmen eine Parade ab und ließen dann zu allgemeiner Ueberraschung rückwärts abschwenken und den Marsch antreten, der, ohne daß Offiziere und Soldaten sein Ziel kannten, sehr eilig gegen Süden ging. Washington führte seinen Plan, sich in Virginien mit Lafayette zu vereinigen, so geschickt und heimlich aus, daß General Cornwallis, ehe er es vermuthete, umzingelt wurde und sich in Yorktown einschließen mußte. Am ersten October begann die förmliche Belagerung dieser Stadt, bei der sich das Lauzun'sche Reitercorps unter des Herzogs und Fersens Führung besonders auszeichnete, und am 19. kapitulirte Cornwallis und ergab sich mit 7073 Mann als kriegsgefangen.

Dieser wichtige und glänzende Sieg rief bei der verbündeten Armee allgemeinen Jubel hervor; auch Fersen, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, gab sich ihm hin, denn die angestrengte Thätigkeit hatte ihn immer mehr aufgeheitert und alle traurigen Empfindungen zum Schweigen gebracht.

Die französische Armee blieb während des Winters in der Umgegend von Williamsburg in Virginien stehen und die Amerikaner kehrten nach dem Norden zurück. Man sprach damals schon allgemein vom Frieden, der in Paris verhandelt wurde, dennoch aber verzögerte sich der Abschluß desselben noch bis in das Jahr 1782 hinein. Die Zwischenzeit bis zur Wiedereinschiffung der Franzosen, die ihre kriegerische Thätigkeit nicht mehr in Anspruch nahm, verlief ohne interessante Begebenheiten für Fersen, bestärkte ihn aber immer mehr in der Ruhe, mit der er sein Verhältniß zu Marie Antoinette aufzufassen angefangen hatte. Seine Verehrung für sie blieb ungeschwächt, als er aber nach Frankreich zurückkehrte, nahm er den festen Vorsatz mit sich, einer heißeren Neigung als der Freundschaft nicht wieder Eingang in sein Herz zu gestatten.

Zu jener Zeit war in Paris eine Weile lang Nichts interessanter als die aus Amerika heimkehrenden Sieger, die den höheren Ständen und besonders der Gesellschaft des Hofes angehörten; der „schöne Fersen", den die Damen immer bewundert und ausgezeichnet hatten, der durch die heimlichen Gerüchte von einem Verhältnisse, in dem er zu der Königin stehen sollte noch mehr Anziehungskraft erhielt, war einer der gefeiertsten Helden. Seine alten Bekannten, die ihn zum großen Theile während seiner mehrjährigen Abwesenheit längst vergessen hatten, strömten ihm jetzt wieder zu, und ihre Gestalten und Worte führten ihm die Erinnerungen der Vergangenheit wieder lebendig vor die Seele; alle diese glänzenden Salons, die sich ihm öffneten, jede Stelle, die sein Fuß betrat, war ihm bekannt und beschwor schon halbvergessene Scenen seines früheren Lebens wieder herauf; er fühlte die Gefahr, die dies für ihn hatte, aber ihr Reiz begann ihn auch von Neuem zu fesseln, und er sah dem Augenblicke, in dem er vor Marie Antoinette treten sollte, mit Ungeduld entgegen.

Die Königin hatte seiner förmlichen Vorstellung vor ihrem hohen Gemahle, der den Grafen mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen empfing, nicht beigewohnt, mochte dies nun Zufall sein oder sie die Absicht haben, ihm nicht unter dem

Zwange der steifen Etikette zum ersten Male wiederzubegegnen. Erst einige Tage später nahm sie in Versailles Cour an, und hier sah er sie wieder.

Marie Antoinette war noch immer die strahlende Schönheit, die Fersen zurückgelassen hatte, aber, wie er mit einer gewissen Bekümmerniß bemerkte, thronte die kindliche Fröhlichkeit nicht mehr auf ihrem Antlitze, sondern dafür eine ernste Hoheit, die sich oft mit einem Zuge von Bitterkeit mischte. Und die Königin hatte, wie er wußte, Grund zu der letzteren, denn die Intriguen, die sie vom Volke und dem Könige zu trennen bestrebt waren, hatten nicht nachgelassen, sondern sich mit der Zeit, je mehr Boden sie gewannen, nur immer frecher herangedrängt; die ominöse Halsbandgeschichte, in welcher der Prinz-Cardinal von Rohan eine so traurige Rolle spielte, hatte die unglückliche Frau beinahe ganz um die Achtung und Liebe des Volkes gebracht, denn, erwies sich auch in der vom Könige angeordneten öffentlichen Untersuchung ihre Unschuld, so gaben sich ihre Feinde doch alle Mühe, immer noch Zweifel an derselben zu verbreiten. Diese Geschichte ist zu weltbekannt, als daß wir sie hier wiederholen müßten.

Der Trotz verleumdeter Unschuld und bitterer Kränkung stand jetzt auf Marie Antoinettes schönem Gesichte geschrieben; sie hatte es vielleicht schon aufgegeben, sich geliebt sehen zu können, und sie wollte nun wenigstens die strenge, erhabene Königin allen denen gegenüber sein, die ihre Würde anzugreifen wagten; sie hatte übrigens eine Lehre aus diesen Angriffen gezogen und gab durch Unvorsichtigkeiten nicht mehr Anlaß dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Du Chaillu's Reisen.

(Schluß.)

In Vergleich mit dem Gorilla ist der nestbauende Affe harmlos. Der Gorilla ist unzähmbar; selbst einer, der ganz jung gefangen war, hielt ein Dutzend Leute beständig in Athem und starb nach kurzer Frist in wildem Lebensüberdruß. Der einzige diese Thiere betreffende Vorfall, der zum Gefühl spricht, ist folgender:

„Wir gingen still einher, als ich einen Schrei vernahm und eine weibliche Gorilla sah, an deren Brust ein schmächtiges Junges saugte. Die Mutter streichelte es und sah es zärtlich an; der Anblick war so hübsch, daß ich nicht Feuer gab und mir überlegte, als ein sanftmüthiger Mensch, ob ich sie nicht besser in Frieden ließe. Jedoch bevor ich mich entschließen konnte, feuerte mein Jagdgesell und tödtete die Mutter, die ohne Zucken niederfiel. Das Junge schmiegte sich an sie und suchte unter zerreißendem Heulen ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Als es mich herantreten sah, barg es sein armes Köpfchen an der Mutter Brust. Es konnte weder laufen noch beißen; wir schonten es und ich nahm es mit, während die Anderen die Mutter mit einer Stange wegtrugen. Im Dorfe legte man den todten Körper nieder; das Junge kroch danach, legte sich an die Brust, fand aber seine gewohnte Nahrung nicht. Nun merkte es, daß Etwas vorgegangen war; es stieß von Zeit zu Zeit ein klagendes „Hu, Hu“ aus, das mir zu Herzen ging. Ich konnte keine Milch für es bekommen und so starb es am dritten Tage. Doch schien es gelehriger als mein erstes Exemplar; es kannte bereits meine Stimme und bewegte sich auf mich zu, wenn ich kam.“

Eine andere Jagdscene ging schlimmer aus. Ein Schwarzer von Du Chailly's Begleitung kam in einem düsteren Waldgrund einem großen, männlichen Gorilla

entgegen; er legte an und schoß erst, als das Thier zehn Schritt entfernt war. Die Kugel verwundete es nur an der Seite. Der Gorilla schlug sich mächtig auf die Brust — der Reisende versichert, daß man den Widerhall dieser Schläge eine (resp. englische) Meile weit hört! — und schritt auf ihn los. Zu entrinnen war dem Jäger unmöglich; er würde sich in den Dschunglen verfangen haben. Er lud rasch aufs Neue, aber schon schlug ihm der Riesenaffe die Flinte aus der Hand, versetzte ihm mit der großen offenen Tatze einen Schlag, der ihm den Unterleib aufriß und seine Eingeweide blos legte; dann griff er nach dem Gewehr, das er ebenfalls für einen Feind hielt, und biß den Lauf krumm zwischen seinen gewaltigen Kinnbacken. So thut er immer wenn er angegriffen wird, er schlägt ein oder zweimal los und enteilt sodann ins Dickicht. Uebrigens ist der Gorilla mäßig, während der Troglodytes calvus Ale und Branntwein trinkt so viel er haben kann.

Fieberanfälle machten der Reise ein Ende; Du Chaillu kehrte zur Rast und Erholung nach Gabun zurück. Im October 1859 begab er sich noch einmal auf die Wanderschaft ins Innere. Er brach von Gumbi, südlich vom Aequator, auf, überschritt den Fluß Aschira — den man auf unseren meisten Karten angegeben findet — und kam nach dem Lande der Azingi. Die Wanderung dauerte etwa vier Monate und der Reisende war nach der Rückkehr an Kraft und Gesundheit geschwächt. Gleichwohl scheint er nirgendwo von großen Gefahren bedroht worden zu sein, wenigstens kam er doch mit heiler Haut zurück. Er schildert das Aschira-Volk sehr lebendig und nennt es den schönsten, gebildetsten, aber am wenigsten tugendhaften Stamm des inneren Afrika. Hier vernahm er auch vieles Sagenhafte über Völker, die noch weiter im Binnenland wohnen sollten und deren Aeußeres, wie man es sich bei den Aschira dachte, an Satyre und Cyklopen erinnert. „Ueberall in Afrika", sagt er, „habe ich dies Märchen vernommen: überall nannte man das Wundervolk Sapidi und verlegte es ins äquatorische Centralafrika. Schon auf Cap Lopez hatten mir Sklaven von einem solchen Volk erzählt, und nun fand ich, daß auch die Azingi daran glaubten. Remandschi, ein Häuptling, ließ einen seiner Sklaven und einen Mann vom Stamm Schimba kommen, die beide erklärten, sie hätten die Napadi gesehen; dieselben seien schwarz und in allen Dingen ihnen selbst gleich, nur hätten sie gespaltene Füße wie ein Thier des Waldes. Keine Vernunftgründe konnten sie überzeugen, daß es eine solche Nation mit Hufen nicht geben könne. Offenbar waren meine weiße Haut und mein schlichtes Haar für sie kein geringerer Gegenstand der Verwunderung als der Fuß eines Sapadi gewesen wäre. Der Neger hat eine so lebhafte Einbildungskraft, daß alle Untersuchungen über den Ursprung dieses Aberglaubens vergeblich sind. Unter dem Camma-Volke glauben Viele, die Weißen, die jene Tücher machen welche Handelsleute zu ihnen bringen, seien nicht uns gleich, sondern eine Race mit einem Auge auf der Mitte der Stirn."

Bei den Azingi arbeiten die Männer; in jenen Ländern ein seltner Umstand. Während seines Aufenthaltes unter ihnen wurde Du Chaillu förmlich mit dem Kendo, einer Art von Königsmantel, bekleidet. „Remandschi", erzählt er, „legte mir den Mantel über die Schultern und gab mir hierdurch Macht über sich selbst. Dies geschah in Gegenwart einer unzählbaren Menge, die Beifall jauchzte und mir zu gehorchen versprach. Remandschi sagte: Du bist der Geist, den wir nie zuvor gesehen haben; Du bist Derer einen, davon wir oft hörten, die kommen, Niemand weiß woher; Du bist unser König und Führer; bleibe immer bei uns; wir lieben Dich und wollen thun was Du wünschest. — Hierauf erfolgte neues Freudengeschrei; man brachte Palmwein und ein lautes Fest begann. Seitdem könnte ich mich nennen Du Chaillu den Ersten, König der Azingi. Wenige Für-

sten, denk' ich, haben mit so allgemeiner Beistimmung der Unterthanen ihre Würde übernommen. Der üblen Behandlung, die der Wahlkönig am Gabun und bei anderen Stämmen zu erdulden hat, wurde ich nicht unterworfen."

Am äußersten Punkte, zu dem er gelangte, steckte Du Chaillu, bevor er die Rückkehr antrat, das Sternenbanner von Nordamerika auf. Insofern sein Reisezweck im Jagen wilder Thiere bestand, wurde er erfüllt; ob der Reisende zu Gunsten der amerikanischen Missionen Etwas ausgerichtet hat, geht aus seiner Erzählung nicht hervor. Gray behauptet, daß ihm das Verdienst der ersten Entdeckung des nestbauenden Affen nicht zuzuschreiben sei. Ob Uebrigen sich seine seltsamen und höchst geistvoll geschriebenen Reiseberichte sich als gültig erweisen, ist abzuwarten. *)

Das deutsche Kirchenlied.

Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen geistlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateinischen Hymnologie von der ältesten Zeit bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts. Von Philipp Wackernagel. (Wird vier Bände in groß Lexicon-Octav umfassen.)

Philipp Wackernagel in Elberfeld, welcher im Jahre 1841 sein epochemachendes Buch „Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis A. Blaurer" herausgab, hat sich seit dieser Zeit mit unausgesetztem Fleiße unter Darbringung bedeutender Zeit- und Geldopfer der Vervollständigung und Vollendung dieses Werkes, welches eine Ehrenaufgabe seines Lebens geworden ist, gewidmet, und ist jetzt nach den mühevollsten Vorarbeiten und nach Durchforschung der hier in Betracht kommenden Bibliotheken, welche die fast gänzlich unbekannt gewordenen Drucke enthalten, im Stande, der evangelischen Kirche Deutschlands eine urkundliche Zusammenstellung ihres Liederschatzes vornehmlich aus dem Jahrhundert der Reformation in nie dargebotener Vollständigkeit vorzuführen.

Die ausgezeichnetsten Kenner der deutschen Dichtung und des deutschen Volkslebens haben sich vereinigt, eine Aufforderung zu erlassen, um diese bedeutende Leistung der Gunst gebildeter Freunde des Guten zu empfehlen. Sie gehen dabei von der Ueberzeugung aus, daß durch dieses Werk der evangelischen Kirche Deutschlands sowie den Wissenschaften der deutschen Literaturgeschichte und Sprachforschung ein wesentlicher Dienst geschieht. In Frankfurt bürgen die hochgeachteten Namen der Herren Pfarrer Dr. Bonnet und Deichler, die sich der Empfehlung anschließen, für die Vollgültigkeit derselben.

Vor Wackernagel hatte es noch Niemand versucht, den ursprünglichen Text der Kirchenlieder des 16. Jahrhunderts darzustellen; sein oben genanntes Werk ist

---

*) Die englische Correspondenz sagt: „Von Du Chaillu's Buch über seine Reise in den Aequatorialgegenden Afrikas „Explorations and Adventures in equatorial Africa" (London, Murray) ist die erste, 8000 Exemplare starke, Auflage schnell vergriffen worden und auch die neue findet raschen Absatz. Das Buch ist vortrefflich geschrieben und fesselt Leser der verschiedensten Bildungsstufen und Ansprüche. Ueber seinen wissenschaftlichen Werth und über die Glaubwürdigkeit des darin Mitgetheilten sind die Stimmen stark getheilt und zumal ist Professor Gray, der Zoologe, dem Verfasser stark zu Leibe gegangen, indem er ihm Unrichtigkeiten, Widersprüche in den Daten u. dgl. vorwarf. Doch da seine Angriffe gar zu weit gingen, haben sie bis jetzt der Verbreitung des Buches mehr genützt als geschadet. Es ist und bleibt „the book of the season", das Jedermann liest oder doch gelesen haben will, das Weitere der strenggelehrten Kritik anheimstellend, die einander darob in den Haaren liegt."

das erste dieser Art, und zwar nicht ein bloßer Versuch oder ein bahnbrechender Anfang, sondern hinsichtlich des abgesteckten Zeitraums, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, eine in sich vollendete Arbeit. Die literarischen Nachweisungen für die Lieder dieses Zeitraums lieferte Wackernagel im Jahr 1855 in der bei Heyder und Zimmer erschienenen Bibliographie zur Geschichte des evangelischen Kirchenlieds, einem Werk, von welchem allgemein zugestanden wird, daß an bibliographischer Genauigkeit und Vollständigkeit kein literarisches Werk mit demselben zu vergleichen sei.

Jetzt ist nun von Wackernagel eine neue Bearbeitung des im Jahre 1841 erschienen Werkes sowie eine Weiterführung desselben durch die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, zum Theil auch über dieses Jahrhundert hinaus, zur Herausgabe vollständig vorbereitet. Es wird dasselbe mithin den kirchlichen Liederschatz des ganzen 16. Jahrhunderts in einer bis dahin noch niemals angestrebten Vollständigkeit und in größter Reife und Vollendung der Ausführung, sowie diejenigen literarischen Nachweisungen enthalten, welche in die 1855 erschienene Bibliographie nicht aufgenommen werden konnten. Diese Nachweisungen werden dem obengenannten Musterwerke vollkommen ebenbürtig sein.

Nicht nur für die ieder des Zeitraums, welchen die frühere Arbeit umspannte, sondern auch für die des hinzugekommenen, sind die bis dahin nicht gekannten oder nicht zugänglich gewesenen ersten Quellen benutzt worden. Dies gilt wie von den Liedern vor der Reformationszeit so von denen M. Luthers und der gleichzeitigen und nach ihm kommenden Dichter beider evangelischen Bekenntnisse und der böhmischen Brüder, es gilt aber auch von den Liedern der katholischen Kirche, die in das 16. Jahrhundert fallen.

Bei der in unseren Tagen fast überall erkannten Nothwendigkeit, die seit dem letzten Drittel des vorigen Jahhunderts entstandenen kirchlichen Gesangbücher durch bessere zu ersetzen, ist das in Rede stehende Werk nicht etwa nur ein unentbehrliches Hilfsmittel, sondern wird, wenn nicht abermals Unwissenschaftlichkeit und Unkirchlichkeit im Bunde den evangelischen Kirchengesang verderben sollen, die ausschließliche Grundlage jedes derartigen Unternehmens bilden müssen. Daß der Literarhistoriker, der Sprachforscher und endlich auch der Geschichtsforscher der Reformationszeit aus diesem Werke eben so reichliche wie bedeutende Stoffe zu schöpfen, daß sie aus demselben zu lernen haben werden, liegt zu Tage und kann deshalb mit vollem Fug behauptet werden, daß auf diesem Felde sowohl der Kirche wie der Wissenschaft noch niemals ein nur ähnlicher Dienst sei geleistet worden, und dieses Werk als ein literarisches Erzeugniß ersten Ranges werde betrachtet werden müssen.

Bei dem bedeutenden Umfang, den die Arbeit erhalten wird, so wie bei der verhältnißmäßig geringen Abnahme, welche das Werk in den Kreisen der weniger Bemittelten nur wird finden können, haben sich 39 der geachtetsten Namen vereinigt, zur Subscription einzuladen und gehen selbst mit der Unterzeichnung voran. Sie fordern insbesondere diejenigen, welche mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, auf, sich der thätigen Theilnahme für die Herausgabe nicht zu entziehen.

Das Werk wird in vier Bänden in groß Lexicon-Octav erscheinen, von denen jeder in 7—8 Lieferungen zu dem Subscriptionspreise von 20 Ngr. ausgegeben werden soll. Die Verlagshandlung von B. G. Teubner in Leipzig hat die Vermittlung der Subscriptionsbestellungen übernommen, und der Druck des Werkes wird begonnen werden, sobald eine hinlängliche Zahl von Subscribenten sich gemeldet haben wird. Ein Verzeichniß der Subscribenten wird dem ersten Bande beigefügt und jedes einzelne Exemplar auf dem ersten dem Titel vorhergehenden

Blatte mit dem Namen des Käufers versehen werden; Sammler erhalten auf 10 Exemplare ein Freiexemplar.

Da in Deutschland eine gewisse parteiische und engherzige Beurtheilung wissenschaftlicher Leistungen noch allzu häufig vorkommt, so bemerken wir ausdrücklich, daß es sich hier keineswegs um ein Werk von blos kirchlichem Werth, sondern um ein Interesse der höheren Bildung handelt. In Wackernagels Buch erhalten wir das vollständige Ergebniß einer werthvollen, ächt volksthümlichen deutschen Geistesarbeit aus zwei Jahrhunderten. Wäre dem nicht also, würden wir schwerlich unter Denen, die sich so eifrig empfehlend an das Publikum wenden, die Namen Uhland und Jakob Grimm finden. Diese Namen müssen genügen, um die Veröffentlichung eines Werkes zu ermöglichen, das für die vaterländische Wissenschaft ein schönes Zeugniß ablegen und zu nützlicher Fortarbeit ermuthigen wird.

Curiosités d'Alsace

ist der Titel einer neuen Zeitschrift, welche nach den einleitenden Worten des Herausgebers Charles Bartholdi eine Art Musée d'antiquités écrites bilden und die interessantesten oder auffallendsten Ueberbleibsel des Mittelalters aus dem Elsaße, sowohl aus dem Gebiete der Culturgeschichte (Rechtsgewohnheiten, Gebräuche, Aberglauben u. s. w.), als der Kunst und Literatur in eine Sammlung vereinigen soll.

Demgemäß gibt die erste in schöner Ausstattung erschienene Lieferung (Colmar, 1861) eine Anzahl kleinerer Mittheilungen über solche Alterthümer, z. B. über die österreichische Regierung zu Ensisheim, den s. g. Weibertag in Münsterthal, das Kloster Unterlinden; aber auch einzelne merkwürdige Urkunden, unter welchen die Statuten der Herrenstube von Rippoldsweiler von 1518, die Ordnung des Grautücher- und Weberhandwerks zu Colmar von 1392 und der Anfang des mit 1361 beginnenden Verzeichnisses der Bürgeraufnahmen zu Colmar besonders hervorzuheben sind. Die zwei ersten Einträge in dieser Liste betreffen Juden, die ganz in derselben Weise zu Bürgern aufgenommen werden wie die Christen und daher wohl auch gleiche Rech e mit denselben erlangten: jeder Aufgenommene aber muß ein Haus bezeichnen, auf das hin er Bürger wird.

Die Statuten der Herrenstube von 1518 (leider nur in einer neufranzösischen Uebersetzung mitgetheilt) gewähren einen guten Blick in die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit; die Herrenstube war ein schon lange vor 1518 bestehender Verein, der nicht nur den Adel und die Geistlichkeit umfaßte, sondern in den auch andere ehrbare Leute eintreten konnten; er stand unter einem gewählten Vorsteher, der das eine Jahr ein Laie, das andere ein Geistlicher sein mußte und unter Zuziehung der Genossen die Ordnung aufrecht hielt. Wer nicht Frieden hielt, wer den Andern thätlich beleidigte, den Degen zog, lästerlich redete, fluchte, falsch spielte, besonders aber wer mehr trank als das Bedürfniß erheischte, oder Andern zutrank, mußte bestimmte Strafen zahlen; auch wenn die Gesellschaf er außerhalb des Vereins sich irgendwie vergingen, ohne daß ihre That eine Strafe an Haut und Haar nach sich zog, unterlagen sie dem Urtheil des Vorstehers und der Genossen. Alle Anklagen gegen Mitglieder mußten aber offen vorgeb acht werden, heimliche Anzeigen blieben unbeachtet. Jedes Mitglied zahlte als jährlichen Beitrag einen rheinischen Gulden, war aber dagegen frei von der Salzsteuer. Auch sollte der Verein den einzelnen Mitgliedern in Nothfällen beistehen, und wer sich wegen eines Verbrechens, wenn es nicht Mord war, auf die

Stube flüchtete, fand hier ein Asyl. So war denn dieser Verein nicht nur gesellschaftlichen Zwecken, Spiel und Tanz, gewidmet, sondern er sollte auch moralisch auf die Mitglieder einwirken. Wie aus dem Statut hervorgeht, daß die Laster des Schwörens, Trinkens u. s. w. auch im Elsaß damals noch stark im Schwange waren, so zeigt es doch auch das ehrenhafte Streben, diesen Resten einer roheren Zeit ein Ende zu machen. Ist somit diese neue Zeitschrift an sich ein dankenswerthes Unternehmen, so bleibt doch zu bedauern, daß der Herausgeber dasselbe nicht an eine der schon bestehenden Zeitschriften über die Geschichte des Elsasses anschloß: in je mehr Zeitschriften solche Dinge zerstreut werden, desto schwieriger ist ihre Benutzung, desto zweifelhafter ihr Bekanntwerden außerhalb der engen Gränzen ihrer localen Heimath. E.

Notizen.

Ein bedrohter Kritiker. Vor Kurzem erschien in London ein Bändchen komischer Gedichte, Parodien lebender, verstorbener und unsterblicher Poeten, prachtvoll ausgestattet, wahrscheinlich auf Kosten des Verfassers, Pennell, gedruckt. Herr Hepworth Dixon, Herausgeber des Athenaeum, beurtheilte das Bändchen, betitelt „Puck on Pegasus" mit ein paar Worten als nicht ganz übel, aber doch sehr unbedeutend. Dixon erhält in Folge davon ein Schreiben Pennell's aus dem Conservative Club mit der Aufforderung, die 2. Auflage des „Puck on Pegasus" günstiger zu besprechen, widrigenfalls er öffentlich gepeitscht werden solle. Mr. Dixon hat den Brief allen Blättern zugesandt und die Polizei von der Drohung des Poeten in Kenntniß gesetzt.

Anekdote aus einem Gelehrtenleben. Aus der Zeit, da Lobeck, der freisinnige und geistvolle Philologe von Königsberg, noch in Wittenberg lebte, erzählt sein Schüler G. W. Nitzsch folgenden Zug: „Es war in den Jahren, wo Lobeck seinen Ajas zuerst herausgab (1809): da kam in seiner Wohnung Feuer aus. Der erschrockene Mann war aus dem Hintergebäude in den weiten Hof herabgekommen, was in der Hand — ? den Stiefelknecht. Aber während hülfreiche Hände seine Sachen in Sicherheit brachten, hörte man ihn rufen: Ach, mein Ajas, mein Ajas! Die Leute meinten, so heiße sein schwarzer Spitzhund, und brachten ihm den. Er jammerte in Furcht für sein Manuscript über die Tragödie. Doch das war geborgen. So ging diese Angst gut vorüber."

Thee und Kaffee. Heinrich König nennt den Thee ein protestantisches, den Kaffee ein katholisches Getränk, weil der Thee das Urtheil stimmt, der Kaffee die Einbildungskraft beflügelt. Moleschott in seinem „Physiologischen Skizzenbuch" knüpft daran die weitere Bemerkung, daß durch Vermittlung des Kaffee's so gut wie durch Dampfschiffe und Telegraphen eine Reihe von Gedanken in Umlauf gesetzt werden. A. Helfferich (Deutsche Vierteljahrschrift 95, 105) gesteht der obigen Bemerkung eher poetische, als thatsächliche Wahrheit zu.

Die Monumenta germaniae historica. Von der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben der XVII. Band der Monumenta germaniae historica von Pertz ausgegeben worden. Von diesem Werke, welches eine der gediegensten und größten Unternehmungen des deutschen Buchhandels ist, sind bis jetzt 3260 Bogen mit 76 Handschriftentafeln in Folio erschienen, welche im Subscriptionspreise 300 bez. 200 Thlr. kosten. Die Bände III, IV, VI, VII und VIII sind bereits ganz vergriffen. Die Herausgabe der Monumenta hat vor 35 Jahren begonnen.

Theater zu Frankfurt am Main.

Samstag, 29. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nr. 200.) **Zampa, oder: Die Marmorbraut.** Große Oper in 3 Akten, aus dem Französischen des Mellesville, von Friederike Ellmenreich. Musik von Herold.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.

Neues
Frankfurter Museum.
Beiblatt der „Zeit."
N^r 75. Sonntag, 30. Juni 1861.

Das Thüringer Sängerfest.

Weimar, den 27. Juni. Die festlichen Tage unsers Thüringer Sängerfestes gehen heute zu Ende und die letzten Töne jubelnder Wettgesänge in der Sängerhalle sind heute Morgen verklungen. Das Fest kann in jeder Beziehung ein überaus wohlgelungenes genannt werden. Heitrer, freundlicher Himmel, die Hitze etwas gemildert durch einige gründliche den Tagen des Festes vorangegangene Regengüsse, ein herrlicher Festplatz in den unteren Theilen des großherzoglichen Parks, umkränzt von mächtigen Gruppen uralter Bäume, die Stadt geschmückt mit Flaggen und Fahnen aller Art, unter denen die deutschen Farben, welche hier zugleich bezeichnend die Stadtfarben sind, bei weitem dominirten, freudige Theilnahme der Männersänger-Vereine aus allen Theilen unseres grünen, heiteren Thüringens, die mit ihren flatternden Fahnen festlich empfangen unter Gesang und Musik einzogen in die gastliche Stadt, eine ungeheure Menge fröhlicher Festgäste; — Alles das wirkte mächtig zusammen, um diese Tage zu den schönsten und belebtesten seit unseren großen Dichterfesten für Weimar zu machen. Am ersten Tage wurden wir durch ein großartiges Kirchenconcert erfreut, das mit einer gewaltigen Introduction unseres weltberühmten Organisten Professor Töpfer zu Luthers Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" begann, und sich mit der mächtigen Weise dieses protestantischen Triumphliedes, von 400 der besten Sänger gesungen, schloß. Mehrere classische und einige neuere kirchliche Musikstücke folgten von demselben Chore mit Orchesterbegleitung meisterhaft vorgetragen, bis das Brausen des Händel'schen Hallelujas aus dem Messias alle an Macht und Gewalt siegreich übertraf und das Ganze auf die herrlichste Weise schloß. Gestern fand die große Aufführung in der sinnig geschmückten Festhalle statt, welcher, wie dem Kirchenconcert, der Großherzog und die Großherzogin bis zu Ende auf einer für die fürstlichen Herrschaften geschmackvoll hergestellten Tribüne beiwohnten. Ueber der Festhalle, im Angesicht des deutschen Fürsten, wehte die mächtige schwarz roth goldene Fahne, unter ihr die Fahnen und Flaggen der sämmtlichen Thüringer Staaten und Städte. In die Halle zogen die Sänger in einem unabsehbaren Festzuge von weißgekleideten Jungfrauen Weimars, welche sie vorher auf dem alterthümlichen Marktplatz mit Eichenzweigen geschmückt hatten, geleitet, feierlich ein. Es waren über 1200, unterstützt von einem Orchester, das aus nahe an 300 tüchtigen Musikern gebildet war. Zum Anfang ertönte eine Hymne, componirt von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha, ohne Zweifel eine der schönsten und erhebendsten musikalischen Schöpfungen unseres freisinnigen Nachbarfürsten. Der Text von Müller von der Werra gehört ebenfalls zu dem Besten, was wir von diesem Thüringischen Dichter kennen. Mit wahrer Begeisterung wurde von den vielen Tausenden von Zuhörern besonders der erste und letzte Vers aufgenommen:

Lobpreiset laut, und rühmt und ehrt
Den goldnen Hort der Lieder!
Er klingt, vom Himmel reichbescheert,
In allen Landen wieder!

Er mahnet mit Macht,
Daß Alles erwacht,
Daß Alles die Hand
Sich reicht zum Verband!

Wo hohe Freud' das Lied verschönt,
Da wohnt sich's gut auf Erden!
Es wird der lichte Geist gekrönt,
Es webt ein göttlich Werden!

Voll heiliger Gluth
Wallt feurig das Blut
Zum Opfer bereit
In dräuender Zeit!

Da horcht, es schallt
Mit Allgewalt:
Die Freiheit glüh' im Sang
Als hoher Feierklang!

Eine Festrede, von einem Mitgliede des Comité's gehalten, begrüßte würdig die Versammlung und schloß mit einem donnernden „Hoch" auf den Großherzog und sein Haus und auf das deutsche Vaterland. Nun folgten die übrigen Gesänge, unter denen sich besonders ein Lied von Rugo „Was könnt'st du Deutschland sein", componirt von dem hiesigen Musikdirector Stör, der alle Productionen des Sängerfestes meisterhaft leitete, und Klopstocks „Schlachtlied" für achtstimmigen Männerchor, componirt von Franz Schubert, auszeichneten.

Der heutige Tag war einem interessanten Sängerkampfe gewidmet. Der Himmel hatte sich seit gestern Abend getrübt, ein warmer Regen in der Nacht schon die Erde erquickt, darum mußten Sänger und Zuhörer sich in die für diesen Nothfall eingerichteten großen Räume des großherzoglichen Reithauses flüchten. Für die Wirkung dieser Wettgesänge einzelner Vereine war dieser geschlossene hochgewölbte Raum bei weitem günstiger, als die ins Freie gebaute zu große Sängerhalle. Siebenzehn Vereine hatten sich zum Liederwettkampf gemeldet, und sangen alle so schön, daß man auch daran das reiche musikalische Talent erkannte, welches unserem thüringer Stamme eigen ist. Preisrichter waren fünf musikalische Kunstnotabilitäten Weimars, an ihrer Spitze der Hofkapellmeister Dr. Liszt. Drei prächtige silberne Pokale hatten der Großherzog und die Frau Großherzogin als Preise für das Fest gestiftet. Nach einstimmigem Beschlusse der Preisrichter erhielten den ersten: der akademische Singverein von Jena, den zweiten: der Sängerverein von Mühlhausen, den dritten: die Liedertafel von Apolda, und einen vierten Preis: ein Gesangverein der beiden Weimarischen Dörfer Zottelstedt und Oberroßla. Die Feier schloß mit dem herrlichen Jenaer Lied: „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale ꝛc.", welches der an erster Stelle gekrönte Verein unübertrefflich schön unter der Leitung des akademischen Musikdirectors Dr. Naumann vortrug.

Nun ziehen die Sänger wieder heim, aber die schönen Tage und Töne des Festes, getragen von heiterer Sängerfreude und tiefer, wahrer Begeisterung nicht nur für das schöne engere Vaterland, dem zunächst das Fest galt, sondern besonders für das gemeinsame, große deutsche Vaterland, werden noch lange vor ihrer Seele stehen. Wir konnten uns oft in der Mitte des Festes und bei seinen küh-

nen vaterländischen Liedern, welche der französische Gesandte am hiesigen Hofe mit großer Aufmerksamkeit anhörte, des Gedankens nicht erwehren, daß seine Berichte, welche er zu erstatten hat, von Fürsten und Stämmen Thüringens gewiß nichts über Rheinbundsgelüste enthalten werden, wohl aber den einen nach Westen gerichteten Vers des Festliedes:

Wach auf zu stolzem Sein!
Sei Deutschland voll und ganz!
Setz' jede Thatkraft ein
Für deinen Ehrenkranz.

Ob rings die Völker feindlich wüthen,
Im Kampf nur sprossen deine Blüthen!
Wohlan beginn den Heldenlauf!
Dein Adler steigt zur Sonne auf!

Axel Fersen.

Historische Novelle von Stanislaus Graf Grabowski.

II.

(Fortsetzung.)

Darum erschloß das Wiedersehen zwischen ihr und Fersen auch dem aufmerksamsten Beobachter nicht das alte Geheimniß, wie man es gehofft hatte; die Königin empfing den schwedischen Grafen sehr wohlwollend, aber auch ebenso zurückhaltend, und da Fersen an diesem Tage nicht Gelegenheit fand, mit ihr allein zu sein, blieb er selbst über ihre Gefühle für ihn in Zweifel. Unbefriedigt kehrte er nach Hause zurück, und die Ungewißheit, in der er geblieben war, regte ihn tiefer auf, als er es jetzt bei seinen Entschlüssen noch für möglich gehalten hätte. Er fragte sich, obgleich diese Frage seine Eitelkeit und die nur halb eingeschlummerte Liebe nicht wenig verletzte, ob die Zeit und weite Entfernung nicht jedes innigere Gefühl für ihn in Marie Antoinettes Herzen ertödtet und ob sie ihren Briefwechsel in letzter Zeit nicht nur mit einem gewissen Zwange fortgesetzt habe, um den vollständigen Bruch nicht zu auffällig zu machen; so bitter ihm dieser Gedanke aber auch war, so entzündete er heimlich doch wieder die alte Leidenschaft und zog ihn in einen neuen Strudel von innerer Unruhe.

Indessen that er der Königin Unrecht, nur die Vorsicht hatte ihr Benehmen bei dieser ersten Vorstellung geleitet, und im Herzen begrüßte sie ihn ebenso freudig, wenigstens freundschaftlich, als sie ihn schmerzlich hatte scheiden sehen. Das erwies sich auch ihm bald deutlich, als er sie öfter sah, und er bat sie in seinem Herzen um Vergebung seines Mißtrauens.

Die Cirkel von Klein-Wien bestanden noch, aber sie entwickelten nicht mehr eine so unbefangene und geräuschvolle Fröhlichkeit wie ehemals; die Königin residirte meistens in Saint-Cloud, das ihr der König neuerdings geschenkt hatte, und wenn sie hier auch ihre Freunde um sich versammelte, so geschah es weniger, um sich Vergnügungen hinzugeben, als weil sie sich, fern vom Hofe, unter ihr freundlich Gesinnten am wohlsten befand; man sagte auch, daß sie sich dort mehr in die Politik mische als früher.

Fersen wurde ebenfalls in diesen Cirkel gezogen und trat wieder in das rein freundschaftliche Verhältniß zur Königin. Oft sprach sie ihren ganzen inneren

Unmuth und ihre Trostlosigkeit, sich nicht von einzelnen Böswilligen, sondern von ganz Frankreich so schlimm verkannt zu sehen, aus, sie verlangte von ihm Rath und Trost, sie zeigte ihm auf jede Weise, wie hoch sie ihn schätze, aber nie verrieth eines ihrer Worte, wie man sich es früher in Klein-Trianon wohl deuten konnte, ein Gefühl, das noch über Freundschaft hinausging.

Mit Fersen war es anders; die alte Flamme, die er erstickt zu haben glaubte, loderte von Neuem empor. Er fühlte die Nothwendigkeit, sie auszulöschen, aber das Mittel dazu war schwer zu finden, denn er durfte einmal Paris auf den Wunsch seines Königs nicht verlassen, um dessen Gesandtschaft daselbst zu unterstützen, und er hätte die Königin, die er tief bemitleidete, auch jetzt nicht seines Rathes und Trostes berauben mögen. In diesen schweren Zweifeln griff er zu Mitteln, wie sie die innere Unruhe und Verzweiflung einer unglücklichen und hoffnungslosen Liebe nur wählen kann, sich nämlich in die Zerstreuungen des Lebens hineinzustürzen; aber auch dies glückte ihm nicht; er hatte keinen intimen Freund in Paris, der ihn aufzuheitern vermocht hätte, denn Herzog Biron war schon wieder im Felde, und er selbst fand Nichts auf, was ihn nur für einige Zeit hätte reizen und fesseln können.

Eines Tages war Fersen im Begriff, sich zu Fuß durch die Straßen von Paris zu dem schwedischen Gesandten, dem Herrn von Staël-Holstein, zu begeben, als er eine ihm entgegenkommende glänzende Equipage, die er nicht seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte, ganz in seiner Nähe plötzlich anhalten und laut seinen Namen rufen hörte. Ueberrascht blickte er auf und erkannte zu seinem freudigen Erstaunen an dem geöffneten Wagenschlage Lord Crawford, der ihm winkte und ihn mit offenen Armen empfing. Um aus den Blicken der auf diese Erkennungsscene gaffenden Pariser zu kommen, befahl der Lord dem Kutscher, weiterzufahren, und die beiden Freunde überließen sich nun ganz den Ausbrüchen dieses freudigen Wiedersehens.

Der Lord erzählte kurz, daß er erst zwei Tage zuvor in Paris eingetroffen sei und bereits Fersens Anwesenheit in Erfahrung gebracht habe; es wäre auch seine Absicht gewesen, ihn sogleich aufzusuchen.

„Aber," fügte er lächelnd hinzu, — „ich muß auf Ihre Verzeihung rechnen, wenn ich dies bisher noch nicht zur Ausführung gebracht hatte, und Sie werden sie mir nicht vorenthalten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich ganz meinem sonstigen Phlegma zuwider mich jetzt sehr angelegentlich auf dem Felde der Galanterie umhertummle."

Scherzend forderte Fersen ihn auf, ein offenes Geständniß abzulegen.

„Vor Ihnen habe ich kein Geheimniß," erwiderte der Lord lachend. „Ich hatte in London das Glück, durch Zufall die Bekanntschaft der schönen Wittwe Sullivan zu machen, die nach dem Tode ihres überaus reichen Mannes, eines Beamten der englischen Compagnie, mit ihrem ganzen Vermögen aus Ostindien zurückgekehrt war. Sie ist geborne Italienerin, ebenso reich an Geist, wie an Golde, so reizend wie kokett, vergnügungssüchtig und elegant. Ihr ergebener Freund schien vor den Augen der schönen Dame Gnade zu finden, und sein Vorschlag, sie nach Paris zu begleiten, als sie sich vor Kurzem zur Reise dahin entschloß, wurde bereitwillig angenommen. Es war dies wieder eine solche Laune von mir, wie meine damalige Kampfesbegierde gegen die Amerikaner; bisher aber habe ich mich von den Netzen der Liebenswürdigen noch nicht so umstricken lassen, daß ich ihr Herz und Hand angeboten hätte."

Der Lord sagte dieses Alles in so unbefangenem Tone des Scherzes, daß man ihm leicht anhörte, er betrachte sein Verhältniß zu Mistreß Sullivan eben nur als

Galanterie, der es an jeder ernstlichen Bedeutung fehlte; so faßte es auch Fersen auf.

„Die Reize dieser Sirene müssen wunderbar sein, wenn sie meinen kalten Freund auch nur auf Wochen zu fesseln vermocht haben," erwiderte er lachend.

„Das sind sie, bei Gott!" rief der Lord lebhaft. „Sie sollen es selbst beurtheilen, Graf, und ich werde Sie nicht eher wieder freigeben, als bis ich Ihr Versprechen habe, Sie meiner Angebeteten vorstellen zu dürfen."

Fersen gab es bereitwillig; er bezweifelte keinen Augenblick, daß Mistreß Sullivan, so reizend sie auch sein möge, auf ihn nicht denselben Eindruck machen werde wie auf den Lord; dennoch war er neugierig, sie kennen zu lernen.

Die Freunde blieben lange beisammen, bis Crawford seine Entfernung damit entschuldigte, daß er zu der Dame seines Herzens eilen müsse, deren Erlaubniß, anderen Tages Fersen mitzubringen, er einholen wollte.

Am nächsten Tage begaben sich Beide wirklich nach der Wohnung der Italienerin, die, wie der Lord seinem Freunde mittheilte, entschlossen war, längere Zeit in Paris zu bleiben und daselbst ein glänzendes Haus zu machen. In der reichen Ausstattung des Hotels, das sie gemiethet hatte, und der zahlreichen Dienerschaft zeigte sich ihr Reichthum, wie diese Absicht; es konnte ihr nicht fehlen, einen Gesellschaftskreis ansehnlicher Persönlichkeiten um sich zu versammeln, denn strahlender Glanz führt diesen immer schnell zusammen, wenn die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Wirthin sich dazugesellen.

Fersen fand in Mistreß Sullivan eine wirklich durch Schönheit ausgezeichnete Dame, die noch nicht älter als einige zwanzig Jahre zu sein schien. Eine imposante und üppige Gestalt, die sich mit natürlicher Grazie und vollkommener Sicherheit, wie man sie gewöhnlich nur unter den höchsten Ständen findet, trug, und die eine äußerst gewählte, etwas kokette Toilette noch vortheilhafter hervorhob, etwas dunkler, aber keineswegs unzarter Teint, brennende große Augen, klassische Formen des Gesichts und sehr schönes rabenschwarzes Haar vereinigten sich, eine stolze, wahrhaft überraschende Erscheinung zu bilden. Die Schönheit Marie Antoinettes, mit der Fersen sie im ersten Augenblicke unwillkürlich verglich, war so entschieden anderer Art, daß ein Vergleich eigentlich gar nicht stattfinden konnte Fersen stellte sie unbedingt höher, dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß dieser Typus des Südens, den die Italienerin an sich trug, einen eigenen Reiz für ihn hatte.

Mistreß Sullivan empfing die beiden Herren mit gewinnender Liebenswürdigkeit und der Graf wunderte sich selbst darüber, wie leicht dieselbe diese erste Bekanntschaft zu einer vertrauteren umzugestalten wußte, so daß er sich nach einer Stunde schon für einen alten Freund dieses Hauses zu halten geneigt war. Es entging ihm nicht, daß die feurigen Blicke der Dame an seiner stattlichen Persönlichkeit Wohlgefallen fanden, und während ihm dies schmeichelte, dachte er nicht daran, daß Crawford ihm schon im Voraus gestanden habe, die Missis sei eine Kokette.

Ohne Zweifel war sie dies, aber ihre Koketterie erschien mehr natürlich als studirt und so fein ausgeübt, daß sie auf den äußerlichen Blick nicht verletzte und auffiel.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaiserlichen Geschenke für Mainz.

Ueber die Geschenke, die das Römisch-Germanische Museum in Mainz von Seiten der französischen Regierung, eigentlich vom Kaiser persönlich erhielt, haben

wir in Nr. 16 in Kurzem berichtet. Nun finden wir in der Mainzer Zeitung folgende authentische Darstellung des Sachverhaltes.

Seit die Idee des Gesammtvereins der deutschen Alterthumsvereine, hier in Mainz, als dem Berührungspunkt römischen und germanischen Lebens, die Mittel zur Erforschung der dunklen Vorzeit unseres Volks und Vaterlandes, wie sie weit und breit zerstreut sind, zu vereinigen, durch die schnell wachsenden Sammlungen des Römisch-Germanischen Museums ihre Verwirklichung begann, hat die lebhafte Theilnahme der Gelehrtenwelt die mühsame Arbeit dieser Anstalt nicht nur anerkannt, sondern in steigendem Maße durch fortwährende Zusendung der seltensten, kostbarsten Originalalterthümer unterstützt. Die Vorstände der bedeutendsten Museen haben außerdem durch Uebersendung von Geschenken an Abformungen die Sammlung vermehrt und durch namhafte Bestellungen auch die finanziellen Verhältnisse der Anstalt verbessert, welche bis dahin die Möglichkeit ihrer Existenz nur den großmüthigen Unterstützungen unseres Landesherrn, sowie des Kaisers von Oesterreich, der Könige von Preußen und Sachsen, außerdem den Opfern angesehener Mitbürger verdankt. In den Museen von München, Berlin und Dresden, von Basel, London, Kopenhagen haben die kunstreichen Nachformungen des Museums fruchtbringende Anerkennung gefunden, sowie auch wissenschaftlich gebildete Sammler und Sammlerinnen zu den Abnehmern der Erzeugnisse der Werkstätten des Museums gehörten. So fiel es Niemanden auf, als im vorigen Sommer eine Dame von hoher, wissenschaftlicher Bildung nach mehrmaligem Besuch bedeutende Bestellungen von Abformungen machte, die sie bei ihrer Abreise ihr nach Paris zu schicken den Auftrag hinterließ. Erst nach der Ausführung des Auftrages erfuhr man, die Gegenstände seien für das kaiserliche Museum bestimmt. Die Anzeige des Empfanges war mit dem Ausdruck der lebhaftesten Befriedigung des Kaisers begleitet und der Minister des öffentlichen Unterrichts von Frankreich ließ bald darauf „auf Befehl des Kaisers" ein kostbares Geschenk von Büchern hierherschicken „als Anerkennung der Leistungen des Museums". Mit Genehmigung des Gemeinderaths wurden die Werke, aus denen dies Geschenk bestand, wie die übrigen literarischen Schätze der wissenschaftlichen Vereine in die Räume der Stadtbibliothek aufgenommen. Eine Anfrage, ob nicht aus der Sammlung des Louvre eine Nachbildung der kostbaren Reste des Grabfundes von Childerich zu erhalten wäre, ward durch die Einladung an Director Lindenschmitt beantwortet, selbst mit seinem ersten Former nach Paris zu kommen, da nur eine Bitte beim Kaiser selbst die streng gehüteten Schätze der Alterthümer zu öffnen im Stande sein werde. Der Eifer für die Wissenschaft und das Museum, dessen Schöpfer er ist, ließ Herrn Director Lindenschmitt nicht zweifeln, daß eine solch unerwartete, die reichste Ausbeute versprechende Gelegenheit zur Bereicherung des Museums mit den merkwürdigsten Gegenständen benutzt werden müsse, und der Vorstand theilte seine Ansicht.

(Wie uns von glaubwürdiger Seite berichtet worden, waren der erwähnten Einladung zwei Billets erster Klasse für die Fahrt nach Paris und zurück beigefügt.)

Nach einer Audienz, in welcher Herr Lindenschmitt in langer Unterredung durch die Kenntnisse und das Interesse des Kaisers an antiquarischen Dingen überrascht ward, öffneten sich ihm in der That die kostbarsten Sammlungen und es ward ihm freie Auswahl der Gegenstände gestattet, deren Abformung ihm für die wissenschaftlichen Ziele des Museums von Wichtigkeit schien. Nach diesem in Wahrheit jede Erwartung übertreffenden Erfolg seiner Reise verließ Herr Lindenschmitt Paris, nicht ohne weiteren Beweis der kaiserlichen Munifizenz, einen antiken Kandelaber von hohem Werth für das Museum mitzunehmen.

(Außer dem Museum hat wie bemerkt auch die Stadtbibliothek Geschenke erhalten, nämlich die bereits in Nr. 46 genannten Inscriptions und eine Prachtausgabe des Thesaurus linguae Graecae vom jüngeren Stephanus.)

Saalbau.

Die überaus günstige Witterung dieses Frühsommers, der wir allen Berichten zufolge einen so gedeihlichen Stand unserer Felder und Wiesen verdanken, kommt auch unserem Saalbau vortrefflich zu statten. Derselbe geht mit raschen Schritten seiner Vollendung entgegen, und bei dem lebhaften Interesse, das unsere Bürgerschaft für dieses gemeinnützige Unternehmen hegt, ist es nicht zu verwundern, daß derselbe in der Feierstunde täglich von gar Manchen besucht wird, die sich an dem Fortschreiten der Arbeiten erfreuen. Noch vor wenigen Monaten durfte man höchstens hoffen, nur die Hauptsäle provisorisch zur Benutzung für den nächsten Winter herrichten zu können. Für einen großen Theil des Gebäudes, namentlich auch den unteren Stock mit dem Restaurationslokal, war die Vollendung erst für das kommende Jahr in Aussicht genommen. Ebenso sollte auch die äußere Herstellung desselben auf das folgende Jahr verschoben werden. Die strenge Kälte des Winters aber, die ungewöhnliche Trockenheit des Frühjahrs und die seit den letzten Wochen eingetretene Sommerhitze haben das Gebäude trotz seiner massiven Mauern so vollständig austrocknen lassen, und haben es möglich gemacht, die weiteren Arbeiten daran so rasch zu fördern, daß noch vor Eintritt des Winters auf die Vollendung des ganzen Baues im Innern sowohl wie im Aeußeren mit Sicherheit gerechnet werden kann. Die Verpachtung der Restauration soll denn auch, wie wir vernehmen, demnächst ausgeschrieben werden, und es wird für das Gedeihen des ganzen Unternehmens viel davon abhängen, daß man hierfür den rechten Mann findet. — Besonderes Interesse erregte es, die Einrichtungen für die Heizung und Ventilation, die in solcher Weise hier zum ersten Mal zur Ausführung kommen, in ihrer Anlage und Ausführung zu verfolgen. Geräumige unter dem Fußboden des Kellers hinziehende Kanäle, in welche die Luft von außen her durch zwei Ventilatoren, die mittelst einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, in beliebiger Menge und Schnelligkeit hineingetrieben wird, führen diese feuchte Luft zu vier kolossalen, in den vier Ecken des Kellers in abgetrennten Heizungskammern erbaueten Oefen. Die Luft wird hier jedoch nicht an den Oefen selbst, sondern nur an mit heißem Wasser gefüllten Röhren erhitzt, behält dadurch ihre volle Reinheit und Geruchlosigkeit, und wird von hier aus in alle Theile des Gebäudes, in die Säle sowohl wie in das Treppenhaus und in die Gänge geleitet. Die Einrichtungen sind dabei in der Weise getroffen, daß nicht nur, je nach Bedürfniß, die Oefen auch einzeln mit der Ventilation in Anwendung kommen können, sondern es kann auch die frische Luft statt durch die Oefen hindurch, an denselben vorbei getrieben werden, so daß eine Vermischung der kalten und der erhitzten Luft in jedem Verhältniß und zu jeder beliebigen Temperatur ermöglicht wird. Voraussichtlich wird also diese Ventilationseinrichtung ebensowohl im Sommer als bei jedem Kältegrad des Winters ihre wesentlichen Dienste leisten, denn selbst bei hoher Sommerwärme wird die unter dem Boden des Kellers hinstreichende und hier erkältete Luft eine wohlthuende Frische und Kühle in den Räumen des Gebäudes verbreiten. — Auch hinsichtlich der Beleuchtung, namentlich des Hauptsaales, ist man bemüht, die neuesten Erfindungen und Verbesserungen

sich anzueignen. Eine neue Beleuchtungsweise großer Säle, die, von England ausgegangen, sich rasch verbreitet hat und neuerdings unter anderem in Barmen in dem neuen Concertsaal in Anwendung gekommen ist und sich des allgemeinsten Beifalls erfreut haben soll, scheint wesentliche Vorzüge zu besitzen. Wie wir hören ist der Verwaltungsrath damit beschäftigt, hierüber noch nähere Erkundigungen einzuziehen, um nach sorgfältiger Prüfung auch in dieser Beziehung das Schönste und Beste zu liefern. Zu nicht geringer Befriedigung wird es gewiß auch Manchen gereichen, daß, wie wir vernehmen, hoher Senat auf eine wiederholte Eingabe des Verwaltungsraths sich bereit erklärt hat, die Anlage und Herrichtung der neuen Straße durch den Junghof, soweit dieselbe an dem Saalgebäude hinläuft, auf städtische Kosten zu übernehmen.

Notizen.

Kaiser Maximilian II. Die Ansicht, daß dieser römische Kaiser deutscher Nation heimlich Protestant gewesen sei, ist noch nie so unumwunden ausgesprochen worden als von Matthias Koch in seinen „Quellen zur Geschichte Maximilians II.“ (Bd. II, Leipzig 1861). Hier heißt es: „Das Fehlschlagen aller Versuche, Maximilian zum Empfang der Sterbesacramente zu bewegen, thut klar dar, daß er sich von der alten Kirche losgesagt und aufgehört hatte, Katholik zu sein. Wohl möglich, daß er sich vorsetzte, die letzten Lebensmomente zum greifbaren Bekenntnisse seines Glaubens zu wählen. Man könnte auf den Gedanken verfallen, ihn für einen Eklektiker in der Religion zu halten. Dieser Meinung steht aber seine frühzeitige und entschiedene Erklärung für die Augsburgische Confession entgegen, weßhalb er für einen Anhänger der Lehre Luthers zu halten sein wird.“

Jesuiten-Unterricht. Die „Stimmen der Zeit“ bringen den Brief eines Jesuiten an einen Ordensbruder über das in den Schulen des Ordens herkömmliche Unterrichts-System. Darin findet man folgendes merkwürdige Geständniß: „Genau betrachtet hatte das alte Latein der Jesuitenschulen wenig mehr sprachwissenschaftlichen Werth als das Französisch eines Handlungscommis. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die alten Jesuiten in Deutschland die Muttersprache aus einer übel verstandenen Opposition gegen den Protestantismus systematisch vernachlässigt haben, wogegen sich ein Spee, Denis u. s. w. so wenig anführen lassen wie Ausnahmen gegen das Bestehen einer Regel.“

Goethe's Iphigenia auf Griechisch. (Goethii Iphigenia graece; Leipzig, Weidmann, 1861.) Professor Theodor Kock in Stolpe hat „die glückliche Muße, die ihm sein dortiges Amt vergönnt“ dazu benutzt, Iphigenia durchaus in hellenisches Gewand zu kleiden. Der Dialog ist in Trimetern, der Schluß des ersten Aktes und das Parzenlied in chorischen Versmaßen wiedergegeben; auf dem Titelblatt befindet sich ein Medaillon in Holzschnitt, Goethe's und Sophokles Büsten umschließend.

Peter von Cornelius' Gemahlin ist nicht in Rom, sondern in Urbino geboren und stammt aus einer achtbaren Familie, die ihren Ursprung von Raphaels nächsten Verwandten ableitet. Als in Berlin die Akademie der Künste den Meister in seiner Wohnung beglückwünschen ließ, fand sie sich ebenfalls ein und begrüßte den Sprecher der Deputation, Professor Hensel, auf Italienisch, der ihr in derselben Sprache antwortete.

Theater zu Frankfurt am Main.

Sonntag, 30. Juni. (Abonnement-Vorstellung Nr. 201.) Neu einstudirt: **Die Schule des Lebens.** Schauspiel in 5 Akten, nach einem Märchen, von Dr. E. Raupach. Sancho Perez: Herr Fritsche vom Stadttheater zu Bremen als Gast.

Montag, 1. Juli. (Abonnement-Vorstellung Nr. 202.) **Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen.** Lustspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Scribe von Cosmar. Bollingbroke: Herr Fritsche als Gast.

Verantwortlicher Redacteur: Th. Creizenach. — C. Naumann's Druckerei.





